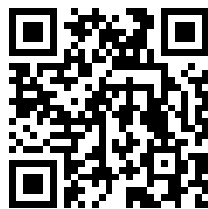


---

This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

<https://books.google.com>





## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



LXVII.

~~F 4~~

24. D. 5.

31336



92- 099

Oesterreichische

# Wochenschrift

für

Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben.

Beilage zur F. Wiener Zeitung.

## Mitarbeiter:

N. Beer, J. Bergmann, M. Blas, A. Bauer, F. Th. Brauner, S. Brunner, S. Bucher, D. Detleffen,  
H. v. Eitelberger, J. Falke, A. Fider, E. v. Franzenshuld, J. Glaser, J. B. Gochfert, Ed. Hanekla,  
F. Harum, L. v. Haduer, Dr. G. Heider, F. v. Hochstetter, C. F. v. Hod, G. Höfken, A. Horawitz,  
Gorussein, A. Huber, F. Kanih, F. Kenner, A. Keruer, B. Klan, E. Kud, E. v. Ladenbacher, Dr. Lambi,  
J. N. Lorenz, D. Lorenz, S. Lorm, W. Lühle, S. Meynert, H. Molin, A. Müller, J. Müller,  
A. Mussafia, F. Neumann, L. Nicmann, L. Nohl, C. F. Peters, Fr. Pfeiffer, W. Preyer, F. v. Radics,  
A. Rollett, G. N. Schimmer, Freiherr D. Schlichta-Wieschrd, D. Schmidt, Schuller, Th. Eidel,  
Prof. Eigmund, A. Eonndorfer, Euar, Ed. Eusch, M. v. Etudenrauch, E. v. Teschenberg, Dr. N.  
Tauschinski, M. Thausing, Karl, A. und J. A. Tomaszek, G. Tschermak, J. Wahlen, W. Wahberg,  
C. Weich, A. Wintler, J. L. Wocel, C. Wocel, Ad. Wolf, Ferd. Wolf, Dr. S. Zeisberg, A. Zimmermann,  
J. Zingeler etc.

Jahrgang 1864:

(Dritter Band. Heft 1 bis 26.)

Wien.

In Commission bei Karl Gerolds Sohn.

Druckerei der kaiserlichen Wiener Zeitung.

271.422-B. 51d-

3.1864

  
FID.C





## Die Restauration des St. Stephans-Domes.

Ein Zeitraum von zehn Jahren ist seit dem Beginne des Baues der Giebel, ein Zeitraum von sechs Jahren seit der Inangriffnahme der Restauration des St. Stephans-Domes verflossen. Elementarereignisse haben seit Jahrhunderten vorzugsweise an dem Bestande des bedeutendsten Kunstdenkmales im Erzherzogthum Oesterreich gerüttelt; ähnliche Ereignisse und zwar so heftige und verheerende Stürme, wie wir sie in den letzten Wochen erlebt, gaben auch den Anstoß zum Ausbaue der Biergiebel und zum Wiederaufbaue des Thurmhelmes. Nicht ohne Bangen sahen die Kunstfreunde Wiens dem Beginne des schwierigen Unternehmens entgegen. Wir wissen ja, wie viel noch vor zehn Jahren die Architekten an den großartigsten deutschen Dömen gesündigt und welche seltsame Wandlungen in den Kunstanschauungen vor sich gegangen, bis die Principien einer gesunden und vernünftigen Restauration zur Geltung gelangt waren. Insbesondere hatte man zu der Zeit, als der Ausbau der Giebel beschlossen wurde, in Wien alle Ursache, Bedenken gegen das Gelingen des Werkes zu tragen, da die schüchternen Versuche bei der Augustinerkirche, dem Thurmbaue einen gothischen Helm aufzunöthigen, nicht von dem glücklichsten Erfolge begleitet waren, den wenigen mit der Gothik vertrauten Künftlern und Handwerkern die Erfahrung für die Ausführung bedeutenderer Objecte mangelte und die mittelalterliche Kunstforschung damals in Oesterreich noch nicht jenen mächtigen Einfluß auf Künstler und Kunstfreunde gewonnen hatte, den sie später, durch die ungetrübte Thätigkeit einer Reihe ausgezeichneter kunstwissenschaftlicher Kräfte des In- und Auslandes, zu erringen gewußt hat.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß bei dem Baue der Giebel mit der Uebertragung der Leitung desselben an den Architekten Leop. Ernst unter den damaligen Verhältnissen die beste Wahl getroffen wurde. Er hat das in ihn gesetzte Vertrauen durch eine vollendete Reconstruction und eine sorgfältige Ueberwachung der technischen Ausführung der Giebel gerechtfertigt und wenn wir auch heute, wo eine detaillirte Kenntniß aller technischen Hülfsmittel der Gothik unter Fachleuten ziemlich verbreitet ist, durch eine Wiederherstellung von vorhandenen Maßwerkmotiven nicht mehr zur Bewunderung hingerissen werden, so dürfen wir doch das wahre Verdienst Ernsts anerkennen und nicht vergessen, daß bedeutendere Architekten als es Ernst war, mit der Lösung weit untergeordneter Aufgaben verunglückten.

Daß nach der Vollendung der Giebel nicht leicht einem anderen Künstler als Ernst die Restauration des St. Stephans-Domes übertragen werden konnte — wenn

nicht die Berufung eines ausländischen Künstlers erfolgen sollte — auch dies muß ohne Widerspruch zugestanden werden. Ernst hatte sich, wie kein zweiter Architekt, mit allen Schäden des Domes vertraut gemacht; es gelang ihm durch den Ausbau der Giebel das Vertrauen in den weitesten Kreisen zu erwerben und wenn auch seine Pietät für den Dom von einem Kreise von Kunstfreunden stark angezweifelt wurde, weil beispielsweise alte Glasfenster ausgebrochen und Ornamente wie auch figurative Skulpturen von dem Dome entfernt wurden, ohne daß für deren Erhaltung Sorge getragen worden wäre, so fielen diese Bedenken nicht ins Gewicht, oder gelangten wohl auch theilweise nicht zur Kenntniß einflußreicher Personen.

Als Ernst Dombaumeister von St. Stephan geworden, suchte er sich in doppelter Richtung der ihm gestellten Aufgabe klar zu werden. Er nahm zuerst eine genaue umständliche Erhebung des Bauzustandes vor und entwarf einen Plan über die Reihenfolge der Restaurationsobjecte, ein Vorgang, dessen Zweckmäßigkeit gewiß alle Anerkennung verdient. Die Untersuchung des Bauzustandes führte zu beklagenswerthen Ergebnissen. Es zeigte sich, daß das Bauwerk in all' seinen Theilen gelitten und daß, wenn auch nicht alle Schäden bedeutend seien, doch mehrere derselben constructive Erneuerungen nothwendig machen. Das Bedenklichste war jedenfalls die Wahrnehmung, daß an dem oberen Theile des hohen Thurmes mehrere Steinschichten sich so schadhast darstellten, daß der erst in jüngster Zeit erneuerte eiserne Thurmhelm wieder abgetragen, zur alten Steinpyramide zurückgegriffen und auch die Auswechslung eines Strebepfeilers vorgenommen werden mußte. Die Frage der Abtragung des oberen Theiles des hohen Thurmes führte bekanntlich zu langen Verhandlungen des Dombaucomité. Sachverständige wurden einvernommen, welche sich vorerst über die Nothwendigkeit der Abtragung auszusprechen hatten, und als darüber im zustimmenden Sinne entschieden war, knüpfte sich hieran die Frage, welche Steingattung zum Wiederaufbaue verwendet werden sollte. Endlich führten auch die von dem Dombaumeister angefertigten Pläne für den Thurbau zu Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und der sachmännischen Commission über die anzuwendende Construction, Zwischenfälle, deren Austragung mehrere Jahre in Anspruch nahm und die auch noch nicht vollständig gelöst waren, als den Dombaumeister der Tod ereilte. Es ist natürlich, daß während dieser Zeit die Restauration einzelner Theile, wie der Außenseite des Chores, einzelner Strebepfeiler, Seitenportale und Capellenanbauten, die theilweise Erneuerung der Gewölbe der Seitenschöre u. s. w. in Angriff genommen und vollendet wurden; aber kein glücklicher Gedanke des Dombaumeisters Ernst war es, an die innere Restauration des Domes Hand anzulegen, bevor die Ausbesserungen oder Erneuerungen aller Bauthetheile und namentlich jene des Außern in allen Bestandtheilen vollendet waren. Eine zwingende Nothwendigkeit lag nicht in den Verhältnissen, und daß der Frage der Restauration des Innern vorgegriffen ist, bevor hierüber ein durchdachter, vielseitig in Ueberlegung gezogener Plan vorliegt, beweist das Innere der beiden Seitenschöre. Wie schwer vermiffen die Kunstfreunde eine Restauration der romanischen Westfaçade und die Herstellung eines entsprechenden Abchlusses des nördlichen

Halbthurmes? Wäre dies nicht weit nothwendiger gewesen als die Wände der Seitenschöre abtragen zu lassen und die dort aufgestellten historischen Denkmale hinwegzuschaffen?

Ein richtiges Gefühl leitete den neuen Dombaumeister Fr. Schmidt, all' seine Kräfte auf die Wiederherstellung des hohen Thurmes bis zur Bekrönung zu setzen und sich bei der Restauration der übrigen Bautheile nur darauf zu beschränken, das Begonnene zu vollenden und das Nothdürftigste herzustellen. Wir erinnern uns noch lebhaft des eigenthümlich kangen Gefühles, das viele im Jahre 1860 bei Abtragung des Thurmhelmes beschlich. Man fürchtete — ob aus Mißtrauen gegen die technische Bauleitung oder aus übertriebenen Vorstellungen von den Kosten des Unternehmens wissen wir nicht — daß viele Jahre verstreichen werden, bis die Spitze des Thurmes wieder weithin im Donauthale erglänzen werde; manche theilten gar die pessimistische Anschauung der damaligen politischen Zustände, daß dies nimmer der Fall sein werde. Wir freuen uns, daß Wien bald wieder im Besitze seiner jahrhundertalten Zierde sein wird. Ungewöhnlich rasch erhoben sich in diesem Jahre Schichte auf Schichte in pyramidalen Verjüngung und, wenn das zweite Jahr seit dem Beginne des Baues — Juli 1864 — abgelaufen sein wird, wird hoffentlich die Kreuzrose das Werk bekronen. Mag dies immerhin einem so gewandten und erfahrenen Gothiker, wie es Schmidt ist, keine bedeutenden Schwierigkeiten bereitet haben, so müssen wir doch gestehen, daß wir in Wien an ein so rasches Vorwärtsschreiten bei monumentalen Bauten nicht gewöhnt sind.

Ist der neue Thurmhelm vollendet, so wird wahrscheinlich die Thätigkeit des neuen Dombaumeisters zunächst von dem Zubau der neuen Sacristei am nördlichen Seitenschore in Anspruch genommen werden, um die häßlichen — auch die Passage gegen die Churgasse stark hemmenden Anbauten an der Südseite des Chores, dann die alte, nicht weniger stilwidrige Sacristei an dem südlichen Seitenschiffe zu beseitigen. Der Sacristeibau bietet nicht geringe Schwierigkeiten. Es handelt sich nicht nur darum, denselben in eine möglichst organische Verbindung mit dem Bauwerke zu bringen, sondern denselben auch in solchen Formen auszuführen, daß er die Gesamtwirkung des Chores nicht beeinträchtigt und seiner Bestimmung entspricht. Ein dringendes Bedürfnis wird es sodann sein, an die Restauration der romanischen Fassade zu schreiten. Der Gedanke, dieselbe gänzlich umzubauen und in Einklang mit dem Stile des Langhauses zu bringen, ist allerdings ein im hohen Grade bestechender, er ist geistvoll und schwungreich erfaßt und hat auch von dem Standpunkte der anzustrebenden Stilreinheit eines Bauwerkes und der großen Gegensätze zwischen dem Romanismus und der Gothik seine volle Berechtigung. Abgesehen aber von dem Umstande, daß die Herbeischaffung der Geldmittel zur Ausführung solch eines Werkes immerhin schwer herbeizuschaffen sein werden, ist schon wiederholt auf die hohe kunstgeschichtliche Bedeutung der Westfassade von St. Stephan hingewiesen worden. Und steht sie denn wirklich so fremd und wirkungslos dem Langhause und Chore gegenüber? Ist die Frage schon eingehend erörtert worden, ob nicht bereits bei Ausarbeitung der Pläne unter Kaiser Rudolf IV. für den gothischen Neubau des

Domes Rücksicht auf die Beibehaltung der romanischen Westfacade genommen wurde? Würde die gegenwärtige, an französische Kathedralen erinnernde Stellung der beiden hohen Thürme nothwendig gewesen sein, wenn die Baumeister des Langhauses und des hohen Thurmes in dem Belassen der alten Westfacade eine Störung der architektonischen Wirkung befürchtet hätten? Was aber die Schäden des massiven Baues anbelangt, so haben wir noch nie gehört, daß dieselben tief eingreifend sind oder bedeutende Mittel in Anspruch nehmen werden.

Mit großer Spannung sehen endlich die Kunstfreunde Wiens der Restauration des Innern des Domes entgegen, wozu — wie schon erwähnt — verfrüht der Anfang gemacht wurde. Hier handelt es sich allerdings zwischen zwei schroffen Gegensätzen den richtigen vermittelnden Standpunkt zu gewinnen, nach einem im Ganzen festgestellten Plane zu Werke zu gehen und die innere Aus schmückung des Domes nicht von dem Schmucke der Glasfenster, von den Altären und dem Mobilar der Kirche zu trennen. Doch daran nähere Erörterungen zu knüpfen, scheint uns gegenwärtig nicht der geeignete Zeitpunkt zu sein und wir bemerken nur, daß die vorgenommenen Untersuchungen am Innern des Domes zu dem Ergebnisse geführt haben, daß dasselbe bemalt war und daß das vielgerühmte ehrwürdige Patina-grau der Wände und Pfeiler weniger auf Rechnung des Alters als eines im vorigen Jahrhunderte vorgenommenen Anstriches zu setzen ist.

R. Weiß.

## Die Conformität der Universitäten

mit Rücksicht auf gegenwärtige österreichische Zustände.

Von Dr. Karl Rokitsansky.

(Wien 1863, bei Sallmayer und Comp.)

☉ Zu keiner Zeit war das Bedürfnis, in Oesterreich über Universitäts-einrichtungen öffentlich zu sprechen, so dringlich, als heutzutage, da so viele Wünsche nach Errichtung und Ergänzung vaterländischer Universitäten laut und an den Pforten der bestehenden die Rufe nach einem zeitgemäßen Definitivum immer lauter werden. Wir beeilen uns daher auch auf das Botum eines so achtbaren Mannes in dieser Angelegenheit hinzuweisen und versuchen es, im Folgenden kurz die Richtung anzu-deuten, in welcher Rokitsansky die Lösung der österreichischen Universitätenfrage sucht. Vielleicht gelingt es der geistvollen Brochure in dieser gewiß auch dringenden Frage eine fruchtbringende Discussion zu eröffnen.

Zunächst betont der Verfasser die Conformität in Bezug auf Vollständigkeit, indem er den Grundjatz aufstellt: Es ist durchaus nothwendig, daß, wo und wann immer Unterrichtsanstalten mit dem Range und den Rechten einer Universität creirt werden, selbe aus den sämmtlichen Facultäten bestehen und daß die aus einzelnen

Facultäten bestehenden Anstalten aufgehoben oder zu vollständigen Universitäten ergänzt werden.

Niemals haben die Wissenschaften einander wechselweise so geweckt und angeregt, niemals sind sie so solidarisch mit einander vorwärts gegangen, und niemals war Fachwidmung und daneben zugleich eine gründliche Orientirung auf anderen Gebieten so unerlässlich zum erfolgreichen Betriebe einer Wissenschaft, als heutzutage. Wenn man bedenkt, wie wesentlich die Befriedigung der hierin liegenden Bedürfnisse durch persönlichen Verkehr gefördert wird, wie man sich zu solchem Behufe wo möglich zunächst nicht an das Buch, sondern an den lebendigen belehrenden Rath des competenten Fachmannes wendet, wo es sich um Richtigstellung der in fremdes Gebiet greifenden Fragen u. dgl., um ein Geleite auf diejem, um gemeinschaftliche Bearbeitung handelt, so kann man die unerquickliche Rolle ermessen, welche derlei defecte Universitäten spielen. Und nun betrifft zudem jene Lücke, wie bemerkt wurde, in der Regel die medicinische Facultät, d. i. einen Complex von naturwissenschaftlichen Fächern, welche den Menschen zum Objecte naturwissenschaftlicher Forschung haben, einen Complex, welchem sich heutzutage ganz ungeahnte Quellen der Erkenntniß erschlossen haben, welcher ungeahnte Einwirkung auf andere Wissensgebiete errungen hat.

Unter den wirklichen, d. h. vollständigen Universitäten, fällt besonders der große Abstand zwischen der Wiener Hochschule und den Universitäten der Provinzialhauptstädte ins Auge. Es ist leicht erklärlich und hat sich beim unge störten Fortgange der Civilisation bisher immer bewährt, daß die Anstalten zur Pflege der Wissenschaft immer zuerst in den Metropolen entstanden, und daß sie hier vor allen anderen blühten, daß sie es in Bezug auf Tüchtigkeit und Zahl der Lehrer, auf die Reichhaltigkeit der Behelfe jeder Art, auf die Zahl der Schüler allen anderen zuvorthaten und dadurch eine Präponderanz erlangten, welcher gleichzukommen es den gleichnamigen Anstalten außer der Metropole nie oder selten, in der Regel vorübergehend und nur in einzelnen Zweigen und Richtungen gelang.

Das Bestreben, eine Conformität der Universitäten des Reiches durchzuführen, geht daher unter Einem dahin, die Präponderanz der Universität der Metropole, so weit es thunlich ist, zu mindern. Der Weg, welcher zu diesem Zwecke einzuhalten sein wird, ist aber, als vom Geiste des Fortschrittes geboten, nicht der, daß man die Universität der Metropole der aus ihren Verhältnissen nothwendig hervorgehenden Vorzüge entkleidet, um sie den anderen Universitäten gleich zu machen — was ja ohnehin ein vergebliches Beginnen, der Weg der Barbarei wäre, sondern daß man jene Vorzüge thunlichst auch für die anderen Universitäten zu erringen und dieselben auf das Niveau der Universität der Metropole zu heben strebt.

Fast man die Momente, denen die Wiener Hochschule ihr unverhältnismäßiges Uebergewicht verdankt, gehörig ins Auge, so ergiebt sich, daß die Höhe, auf welche die Universität der Metropole sich stellen muß, nicht so beträchtlich ist, daß es für andere Universitäten unmöglich sein sollte, ihrer Spitze wenigstens nahe zu kommen. Und zwar liegt der Weg hiezu einerseits in dem guten Willen der Regierung, von

allen den ihr zum Zwecke der Bekämpfung des Bewußtseins und der Aufmunterung zur Thätigkeit zu Gebote stehenden Mitteln Gebrauch zu machen, und andererseits in der unter dieser Voraussetzung gewiß nicht ausbleibenden, desto eifrigeren und gründlicheren Benützung und Ausbeutung des im Vergleiche zur Universität der Metropole geringeren Lehrmaterials.

Wenn die Ueberfüllung der einen Universität nicht sowohl in dem Ueberwiegen ihrer Lehrkräfte, als vielmehr in positiver Inferiorität dieser an anderen Universitäten zu suchen ist, dann wäre jede die erstere betreffende Maßregel — wie doppelte Besetzung der Lehrstühle, Zwangscollegia etc. — widersinnig, weil es dann nicht an der überfüllten, sondern an der anderen, verlassenen, zu bessern, für ihre Conformirung zu sorgen gäbe. Wenn im Besonderen an der Universität der Metropole stetig und in großer Anzahl Studierende aus bestimmten Theilen des Reiches überwiegen, so darf man mit ziemlicher Gewißheit schließen, daß es derlei Zustände und nicht etwa die Annehmlichkeiten der Metropole sind, welche die Studierenden dahin bestimmen.

Schließlich stellt der Verfasser in einem Resumé folgende Anforderungen und Resultate hin:

- a. Es gebe im österreichischen Staate nur vollständige Universitäten.
- b. Dort, wo es an hinlänglichem Lehrmateriale für die Errichtung einer medicinischen Facultät gebricht, soll keine Universität gestiftet und eine der medicinischen Facultät ermangelnde unvollständige Universität aufgehoben werden.
- c. Wie in Betreff der Vollständigkeit sollen die Universitäten und ihre Facultäten auch in Betreff der Studien — Studienordnung, Vertretung der sogenannten obligaten Fächer, Tüchtigkeit der Lehrer, Lehrbehelfe, — in Betreff der Stellung der Professoren, der Zusammensetzung der leitenden akademischen Behörden, der Rigorosen, des Rechtes zu promoviren und zu habilitiren thunlichst conform und danach einander in keiner Beziehung subordinirt sein.
- d. Indem sich die provinzialen Universitäten kraft einer die Ansprüche der Wissenschaft und des Unterrichtes principiell überall gleichmäßig zu beachtenden conformen Ausstattung und daneben auf dem Wege der Nachbildung und Nachlieferung im Wesentlichen der Universität der Metropole möglichst gleichstellen, wird einer unverhältnißmäßigen Ueberfüllung der letzteren und allen hieraus hervorgehenden Unzufömmlichkeiten vorgebeugt.
- e. Hieraus muß sich von selbst eine völlige Gleichberechtigung der an den verschiedenen Universitäten Ausgebildeten ergeben, welche um so williger von jedermann anerkannt werden muß, je mehr man beachtet, daß alle die unausweichlichen Ungleichheiten in Ansehung der Lehrkräfte und des Lehrmaterials durch die Freizügigkeit der Studierenden eliminirt werden.
- f. Indem sich das an den verschiedenen Universitäten vertheilte an Quantität und Qualität verschiedene Materiale, indem sich die an verschiedenen Universitäten nach Tiefe und Richtung verschiedene Bearbeitung desselben, die an den verschiedenen Universitäten vertheilten Kräfte und Bestrebungen zu einem großartigen Ganzen

innerhalb des Kaiserstaates gestalten, wird es eine Universität Oesterreichs, einen großen, nach allen Richtungen hin gleichmäßig treibenden und blühenden und producirenden Organismus geben, welcher vermöge der in ihm verkörperten Wissenschaft die feindlichsten Elemente gleich berechtigt, gleich stimmt und dadurch befreundet.

Ist man zu dieser Auffassung der Universitäten Oesterreichs auf Grundlage ihrer möglichsten Conformität in Anlage und Leistung gelangt, so fühlt man sich veranlaßt, auf eine über Oesterreich hinausreichende Conformität der Universitäten zu denken, und der Verfasser findet sich im Hinblick auf die heutigen politischen Bestrebungen zu diesfälligen Anträgen berechtigt. Durch die Einführung einer Conformität der österreichischen und aller deutschen Universitäten in seinem Sinne wäre vielen leisen und lauten Wünschen und Klagen im In- und Auslande Genüge gethan und nebst anderen ein Band um einen Staatencomplex geschlungen, welcher die gemeinschaftliche Aufgabe hat, die Interessen der Wissenschaft und Civilisation im Herzen des Welttheiles zu vertreten. An der Ausführbarkeit einer Einigung zu solchem Zwecke sollte man bei der bestehenden wesentlichen Gleichheit der Auffassung der Aufgaben der Wissenschaft und des Unterrichtes und des Bedürfnisses in Bezug auf würdige Vertretung des praktischen Berufes kaum zweifeln.

Zur Anbahnung von Verhandlungen behufs der Herstellung einer solchen Conformität wäre der Antrag auf einen Congreß von Delegirten der Universitäten Oesterreichs und der deutschen Staaten an seinem Plage. Ehevor aber hätten wir zu Hause in Oesterreich die Aufgabe, die Conformität unserer Universitäten durchzuführen in einer Weise, daß unsere Abgeordneten nicht heteroplastische, mit der modernen Universität unvereinbare Elemente zum Werke des Aufbaues eines lebensfähigen deutschen Universitätsorganismus mitbringen.

---

## Die Pferdeisenbahn und die Omnibusfrage in Wien.

---

Wir lesen in den Wiener Blättern, daß von vier verschiedenen Seiten Gesuche eingereicht worden sind zur Ertheilung der Concession zum Baue und Betriebe der sogenannten americanischen Pferdebahnen für Wien und dessen Umgebung, von den Herren C. Schaef, Jaquet und Comp. in Genf, dem hiesigen Notar Herrn Dr. Franz Rapp in Gemeinschaft mit den Herren Samuel, Clemens und Moses Hirschl, dem Ingenieur A. F. Moller in Hamburg und schließlich dem Herrn S. Güterman in New-York.

Der Moment scheint uns daher ein geeigneter, mit Hinweisung auf die Mängel unseres heutigen Omnibuswesens die Vortheile zu besprechen, welche ein nach americanischem Muster organisirter Omnibusdienst für die zahlreiche Bevölkerung Wiens im Gefolge haben würde.

Bevor wir jedoch von Wien sprechen, werfen wir einen Blick in die großen Städte der Union, welche sich des billigen Transportmittels der Pferdeisenbahnen erfreuen.

Seit kaum 10 Jahren sind solche in New-York, in Philadelphia, in Boston, in Baltimore, in Cincinnati, in Pittsburg entstanden und dienen ausschließlich dem Personenverkehr innerhalb der Städte und ihrer Vorstädte. New-York allein besitzt gegen 10 österr. Meilen Stadtbahnen, auf welchen im Jahre 1858 36 Millionen Personen befördert worden sind. Philadelphia, welches gegenwärtig 600.000 Einwohner zählt, hat das ausgedehnteste Netz solcher Stadtbahnen; 17 österr. Meilen mit einfachem Geleise sind im Betrieb und der Bau von weiteren 17 Meilen ist beabsichtigt. In Boston sind für 200.000 Einwohner 6 österr. Meilen Straßenbahnen mit doppeltem Geleise im Betrieb, und wurden auf denselben im Jahre 1858 gegen 12 Millionen Reisende befördert.

Die rasche Verbreitung in dem kurzen Zeitraum von 10 Jahren und die stete Zunahme der Pferdebahnen in den Städten Nord-America's bieten wohl die sicherste Gewähr für das Nützliche der Unternehmung und legen Zeugniß ab von der Vorliebe, mit welcher sich das Publicum dieses billigen Transportmittels bedient. Die niedrigen Fahrpreise, die Annehmlichkeit des Fahrens in den geräumigen, eleganten und sanft laufenden Wagen und besonders die Geschwindigkeit der Beförderung, haben den Bahnen die Gunst des Publicums schnell verschafft, so daß die Gesellschaften durchaus sehr gute Geschäfte machen, obgleich die Concession ihnen die Verpflichtung auferlegt, die Pflasterung der Straßen, in welcher die Bahn liegt, in gutem Zustande zu erhalten und für jeden Wagen eine nicht unbedeutende Abgabe an die Stadt zu zahlen.

Wird der Verkehr der gewöhnlichen Fahrstraßen durch die Schienen der Bahn nicht beeinträchtigt? Erwächst durch das rasche Fahren der Omnibusse keine Gefahr für die über die Straße eilenden Fußgänger? Weder das eine noch das andere. Die Schienen liegen in der Höhe der Straßenflächen und bieten daher kein Hinderniß den darüber fahrenden Wagen. Ja mehr, Kutschen und Lastwagen benutzen mit Vorliebe eine oder beide Schienen des Geleises, je nach der Spurweite ihrer Räder, da die ebene Fläche der Schienen eine bedeutend geringere Zugkraft in Anspruch nimmt, als die Unebenheiten der gepflasterten oder geschotterten Straße. Das Anziehen einer wirksamen Bremse ferner gestattet dem Kutscher das augenblickliche Halten des Omnibusses, so daß weder Uebelstände für den Verkehr der Wagen aus den Seitenstraßen, noch irgend welche Gefahr für den Fußgänger erwachsen. Statistische Aufschreibungen weisen in New-York 3 Tödtungen und 11 Verletzungen für das Jahr 1857 nach, was gegenüber einem Verkehr von 32,500.000 Reisenden gewiß sehr gering erscheint und die große Sicherheit dieses Beförderungsmittels beweist.

Noch ist des wichtigen Dienstes zu gedenken, welchen die Pferdebahnen im Interesse der Erweiterung der americanischen Städte leisten. Der Werth der Grundstücke ist in den durch die Bahnen befahrenen Stadttheilen gestiegen in Folge der



zahlreichen Wohnungen aller Art, welche hier entstanden sind und nicht nur dem bescheidenen Arbeiter für mäßigen Miethzins eine gesunde Herberge bieten, sondern auch dem wohlhabenden Theil der Bevölkerung gestatten, ferne von dem geräuschvollen Treiben der inneren Stadt in deren heiterer Umgebung die Stunden der Erholung und der Muße zuzubringen.

Das Technische in der Anlage der Bahn bei Seite lassend wollen wir bloß die Einrichtung der Wagen, die Organisation des Dienstes und die Administration der Gesellschaft näher berühren.

Die gewöhnlichen Wagen der Pferdebahnen haben nur innere Sitze, keine Dachsitze. Der hell lackirte, mit zahlreichen Fenstern durchbrochene Kasten führt auf der Außenseite in großer Inschrift die Zwischen- und Endstationen der Route und birgt in seinem Innern 20 bis 24 Personen, welche auf Bänken Platz nehmen, die sich an den Langwänden des Wagens befinden; ein breiter Gang in der Mitte gestattet ein leichtes Circuliren im Innern und Plattformen an den beiden Enden des Wagens mit Seitenstufen und Handgeländern ein bequemes Einsteigen in den Wagen, welcher übrigens bisweilen die doppelte Anzahl der oben angegebenen Personen führt, welche in dem Falle auf den Plattformen und in der Mitte des Ganges stehend Platz nehmen. Für genügende Ventilation und hinreichende Beleuchtung des Wagens im Innern und nach Außen ist gesorgt, so wie die Verbindung zwischen dem Reisenden und dem Conducteur durch einen Glockenzug hergestellt. Der Kasten ruht mittelst Rautschuffedern auf den Achsbüchsen und die Bremse wird von dem auf der Plattform stehenden Kuticher mittelst einer Kurbel gehandhabt.

Diese Wagen haben ein Gewicht von 50 bis 60 Centnern und werden von zwei nebeneinander gespannten Pferden gezogen mit kleinen Glocken an dem Halse, deren Geläute Personen sowohl als auch die auf dem Geleise fahrenden Wagen an das rechtzeitige Ausweichen mahnen soll.

Außer den zweispännigen großen Wagen giebt es auch kleinere mit 12 inneren Sitzen, welche ungefähr 30 Centner wiegen und von einem Pferd in der Gabel gezogen werden. Diese Wagen haben keine Plattform, sondern eine Thür an dem Ende des Wagens zum Einsteigen des Reisenden und einen Vock für den Kutscher, welcher auch die Stelle des Conducteurs vertritt, mithin außer dem Lenken des Pferdes noch die Bremse und Controluhr zu handhaben, die an der inneren Seite befindliche Thüre zu öffnen, zu schließen und endlich noch das Fahrgeld entgegenzunehmen hat. Letzteres darf er nicht übernehmen, er darf nur wechseln. Der Reisende steckt das Geld in die neben dem Sitze des Kutschers befindliche Büchse durch eine nach dem Innern des Wagens gefehrte schmale Oeffnung derselben. Diese Büchse besteht aus zwei Hälften. Der obere Theil ist aus Glasplatten gebildet und gestattet dem Kutscher sich von der Richtigkeit des Betrages zu überzeugen; der untere, zur Aufnahme des Geldes bestimmte, ist ein hölzernes, durch ein Vorhängeschloß gesperrtes Kästchen. Zwischen beiden Theilen ist ein horizontaler Schieber, welcher von dem Kutscher mittelst einer Feder angezogen werden kann, um das

aufgenommene Geld in das untere Kästchen fallen zu lassen, das auf der nächsten Station geleert wird.

Es ist nicht zu leugnen, daß ein umsichtiger und geschickter Kutscher zur Vollziehung aller dieser Manipulationen gehört, welche alle von ihm verrichtet werden, ohne seinen Platz zu verlassen. Oft genug sind daher seine vier Extremitäten zu gleicher Zeit thätig. Mit dem einen Fuße bremst er, mit dem anderen öffnet er die Thür, in der einen Hand hält er Zügel und Peitsche und mit der anderen richtet er die Zeiger der Controluhr und den Schieber der Geldebüchse.

Der Wagenkasten ruht auf einem Radgestelle und kann sich auf diesem um einen Nagel drehen. Die Drehung muß bei der Ankunft am Ende der Bahn vorgenommen werden.

Der Dienst der Omnibusse, respective ihre Abfahrt von der Ausgangsstation, beginnt mit Tagesanbruch und dauert bis Mitternacht, in welcher Zeit alle fünf Minuten ein Wagen abgelassen wird. Die dem Omnibus vorgeschriebene Linie darf nicht verlassen werden und hat der Conductor im Interesse der Gesellschaft alle mögliche Aufmerksamkeit dem fahrenden Publicum zu schenken, das Fahrgeld zu sammeln, die Namen der Haupt- und Querstraßen beim Passiren auszurufen, bei der Ankunft an der Endstation das Geld abzuliefern und dem leitenden Beamten Bericht zu ertheilen über etwaige Unglücksfälle, Collisionen und über den Zustand des Wagens. Sogenannte Starters sorgen an der Endstation für das Umspannen der Pferde und das rechtzeitige Abfahren der Wagen. Die Geschwindigkeit der Fahrt beträgt eine österreichische Meile per Stunde einschließlich der Aufenthalte; während der Bewegung  $1\frac{1}{2}$  Meile. In den kurzen Krümmungen darf nur im Schritt gefahren werden. Die Fahrpreise sind äußerst niedrig. Für die Strecke von einer österreichischen Meile zahlt der Erwachsene durchschnittlich 13 fr., ein Kind 9 fr.; man kann jedoch auf der Station Abonnementskarten lösen, wodurch sich der Fahrpreis auf  $\frac{2}{3}$  der früher erwähnten stellt. Für Gepäck wird nur dann gezahlt, wenn es so voluminös ist, daß es den Platz einer Person einnimmt.

Die Pferdebahnen werden gewöhnlich von Gesellschaften gebaut, welche mit einem Stammcapital von mehreren Millionen auf Actien zu einem bestimmten Preise (150 bis 200 fl.) und auf die Dauer von dreißig Jahren gegründet sind. An der Spitze der Gesellschaft steht ein mit der ausgedehntesten Vollmacht ausgerüsteter Verwaltungsrath. Dieser wählt aus seiner Mitte einen Präses und Vicepräses, so wie ein Comité, welchem die ausübende Gewalt der vom Verwaltungsrath gefaßten Beschlüsse zusteht, nachdem diese von der Generalversammlung der Actionäre genehmigt worden sind. Der Verwaltungsrath hat ferner die für die einzelnen Dienstzweige passenden Beamten und Individuen anzustellen, welche je nach der Wichtigkeit ihrer Stellung eine Caution zu erlegen haben.

So weit die Organisation der Gesellschaft. Was den Betrieb und die Erhaltung der Fahrbetriebsmittel betrifft, so kann sie dem Besten an die Seite gestellt werden, was in dieser Beziehung von irgend einer Bahngesellschaft geleistet wird. Große Stallungen, geräumige Wagenschuppen und mächtige Vorrathsspeicher erheben

sich an den Endstationen der Linien, wo sich ebenfalls die Bureaux der Beamten und die Administrationsgebäude befinden. Die Wagen werden in eigenen Werkstätten angefertigt und reparirt, und die Beamten der Gesellschaft genießen außer ihrer Besoldung noch die Vortheile einer Pensionsanstalt und einer Krankencasse.

Die große Zahl der Wagen und Pferde läßt leicht einen Schluß ziehen auf die Ausdehnung und den Umfang dieser Gebäude. New-York allein besaß im Jahre 1858 gegen 2500 Pferde und Maulthiere, so wie 370 Wagen. Im Durchschnitt kommen in nordamericanischen Städten auf eine österreichische Meile Pferdebahn 15 bis 20 Wagen und 150 Zugthiere zu stehen.

So viel von America. Und nun sei uns erlaubt auf die Omnibusse in Wien überzugehen.

Die Omnibusse in Wien bedürfen einer doppelten Reform, einer Reform im Interesse des Publicums und einer Reform im Interesse der Unternehmer.

Die Reform im Interesse des Publicums bezieht sich auf ein rationelles System in der Bestimmung der Omnibuslinien und die Ausbreitung des Omnibusnetzes über das ganze Reichbild der Stadt, ferner auf die Einführung von Verbesserungen in der Organisation des Omnibusdienstes, um der Bequemlichkeit und Sicherheit des fahrenden und nichtfahrenden Publicums mehr Rechnung zu tragen, als es heute der Fall ist.

Da das billige Transportmittel der Omnibusse allen Schichten der Bevölkerung zugutekommen soll, so haben die Vorstädte und die von Arbeitern bewohnten Stadttheile eben so von den Omnibuslinien berührt zu werden, wie die innere Stadt und die Quartiere der Wohlhabenden. Da ferner ein Anhäufen von Omnibussen in den engen Straßen und Plätzen Wiens sowohl die Sicherheit des Publicums gefährden als auch den Verkehr hemmen würde, so sind den Omnibussen so viel als möglich verschiedene Gassen zum Befahren ihrer Linien anzuweisen und dieses mit der ganzen Strenge des Gesetzes aufrecht zu erhalten.

Was die Linien des Netzes betrifft, so werden diese durch die Richtung des größten Verkehrs bestimmt, in welcher die Vorstädte sowohl unter einander, als auch mit der Stadt stehen. Es wären daher die Omnibuslinien in directe und Vorstadtlinien zu theilen.

Die directen Linien sind solche, welche zwei so viel als möglich diametral gegenüberliegende Vorstädte mit einander zu verbinden haben. Der Omnibus geht hier von der Linie einer Vorstadt aus, erreicht die Ringstraße, folgt ihr, durchschneidet die innere Stadt und sucht die Linie der zweiten Vorstadt zu erreichen, indem er die bevölkerstften Straßen und Plätze durchschneidet. Die Vorstadtlinie hat die Bestimmung, den Dienst in zwei oder mehreren Vorstädten zu versehen, ohne die innere Stadt zu berühren. Hier geht der Omnibus von der Linie als Anfangsstation aus, windet sich in Winkel und Quersügen durch die Straßen und Gassen der nebeneinander liegenden Vorstädte und langt endlich bei der Endstation, wieder einer Linie, an.

Was die in dem Omnibüsdienst einzuführenden Verbesserungen betrifft, so ist damit eine zweckmäßigere Construction der Wagen, die Einrichtung von Zwischenstationen mit Wartzimmern und die Einführung von Correspondenzen gemeint.

Die zwei Seitenthüren, welche heute beinahe alle unsere Omnibusse besitzen, müssen aus Sicherheitsrücksichten wegfallen und ist zum Einsteigen nur die hintere Thüre zu belassen, deren tiefgehender breiter Tritt dem halbwegs gewandten Reisenden den Wagen in einem Sprunge zu erreichen gestattet, ohne daß dieser zu halten braucht. Dachsitze ferner sollten auch keinem Omnibus fehlen, da ein großer Theil des Publicums sie den inneren vorzieht.

Die Zwischenstationen mit Wartzimmern würden an mehreren Punkten einer Linie und vorzüglich in Kreuzungspunkten der verschiedenen Linien gewählt werden und würden den Reisenden gestatten, vor Sonne und Regen geschützt, den nächsten Omnibus abzuwarten, um mit demselben ihre Reise anzutreten oder fortzusetzen. Was die Correspondenz der Wagen betrifft, so besteht sie in der Verbindung der Omnibüslinien unter einander, und bietet den wesentlichen Vortheil, für dasselbe Fahrgehalt sich der Wagen zweier verschiedenen Linien bedienen zu können. Ein Beispiel wird das Gesagte erläutern: Ein Reisender, welcher heute von der Mariahilfer Linie nach Simmering fahren will, kann mit einem Omnibus nur auf den Stephansplatz gelangen und erst da, den Unbilden der Witterung ausgesetzt, einen zweiten abwarten, der nach Simmering fährt. Bei der heutigen mangelhaften Einrichtung leidet daher der Reisende nicht nur von Regen, Wind und Sonne, sondern muß auch das doppelte Fahrgehalt erlegen, während er bei dem Bestehen von Wartfälen und Correspondenz für die Befahrung der erwähnten Strecke nur einmal das Fahrgehalt zu erlegen hätte und wie bei den Kreuzungsstationen zweier Bahnlinien den nächsten Zug, so hier den nächsten Omnibus abwarten könnte, um das Ziel seiner Reise zu erreichen.

Mit der Einrichtung von Wartfälen haben wir eine Verbesserung beiprochen, welche durch die dem Publicum gebotene größere Billigkeit und Bequemlichkeit die Frequenz der Omnibusse, respective die Einnahmen der Unternehmer erhöhen würde. Doch mehr noch als dieses würde es eine geregelte Controle der von dem Conductor gemachten Einnahmen thun. Diese besteht bei unseren Omnibussen so gut wie gar nicht. Und wie streng wird sie z. B. bei den Pariser Omnibussen gehandhabt? Die einsteigenden Reisenden werden auf der Controluhr notirt, welche rechts neben der hinteren Eingangsthüre des Wagens zu Händen des Conducteurs angebracht ist. Dieser ist bei sofortiger Entlassung aus dem Dienste gehalten, bei dem Einsteigen einer Person in den Wagen den Zeiger der Controluhr um eine Nummer vorwärts zu rücken. Unterläßt er dieses einmal aus Vergessenheit, so hat er es nachträglich zu thun, indem er die in seinem Reglement vorgeschriebenen Worte laut an das Publicum richtet: „Messieurs, j'ai oublié de sonner un voyageur monté à . . . et je le sonne“, und es zugleich in der nächsten Station dem Beamten anzuzeigen — eine Einrichtung, welche mit der Controle des Conducteurs das Publicum selbst betraut, unter welchem sich so mancher Incognitoreisende befindet,

der die Fahrt bloß zur Ueberwachung des Conducteurs mitzumachen gezwungen ist.

Der Conducteur ist überhaupt die Seele des Omnibüsdienstes und hat ebenso die Interessen der Gesellschaft als auch die des reisenden Publicums zu vertreten, welchem er mit der größten Zuverlässigkeit beim Ein- und Aussteigen, beim Ertheilen von gewünschten Auskünften, beim Abfordern des Fahrgeldes u. s. w. zu bezeugen hat. Beim Berühren von Hauptstraßen und Plätzen nennt er laut ihre Namen, um die Reisenden aufmerksam zu machen, ertheilt die Correspondenzzettel an die Personen, welche eine zweite Linie befahren wollen und schreitet überall ein, wo es die Aufrechthaltung der Ordnung und Sitte, oder die Schlichtung etwaiger Streitigkeiten unter den Reisenden erheischt. Ueber dem Wagen darf der Conducteur nicht vergessen, seine Aufmerksamkeit auch nach Außen zu richten, um keine der Personen zu übersehen, welche einsteigen wollen.

Ist der Wagen gefüllt so schlägt er die Tafel mit „Complet“ auf, welche sich über dem Eingange des Wagens befindet und des Nachts beleuchtet ist — eine Einrichtung, welche zur Bequemlichkeit des Publicums dient, indem sie jeden unnöthigen Zeitaufwand vermeidet. Die Zahl der eingestiegenen Personen wird, wie erwähnt, durch den Glockenapparat controlirt und in der nächsten Station von dem daselbst befindlichen Stationschef in den Stundenpaß des Conducteurs eingetragen. Einige Augenblicke vor dem Erreichen der Station ertönt die Pfeife des Conducteurs, um die Ankunft seines Wagens anzuzeigen und mit lauter Stimme wird von ihm der Name der Station, wie die der verschiedenen Punkte genannt, nach welchen man sich von derselben mittelst Correspondenz begeben kann. Der Omnibus hält. Die Reisenden steigen aus, andere mit und ohne Correspondenz ein, der Stationschef schreibt die Zahl der Reisenden in den Stundenpaß des Conducteurs, welcher den Zeiger des Glockenapparates auf die durch den Zuwachs vergrößerte Zahl der Reisenden stellt und nun dem Kutscher das Zeichen zur Abfahrt giebt. Dieses ist in Kürze der Dienst des Conducteurs, welcher sich von Station zu Station der ganzen Linie bis zu der Endstation wiederholt, wo von deren Chef die Zahl der Reisenden der ganzen Fahrt in den Stundenpaß eingetragen und der Zeiger der Controluhr auf Null gestellt wird, um für die nächste Fahrt zu dienen. Die Handhabung der letzteren muß aufs strengste eingehalten werden, da sie die einzige Controle für die Redlichkeit des Conducteurs bildet, welcher überdies, so wie der Kutscher, bei seiner Aufnahme in den Dienst der Gesellschaft eine Caution zu erlegen hat, und zwar ersterer die Summe von 200 bis 250 Fr. und der Kutscher die von 100 bis 200 Fr. Strenge Vorschriften zeigen ferner den erwähnten Angestellten, ebenso dem Stationschef genau den Wirkungskreis ihres Dienstes an, gleichwie allen anderen Bediensteten, welche in den Stallungen, Wagenschoppen u. s. w. der Gesellschaft beschäftigt werden.

Warum wir so ausführlich von dem Pariser Conducteur gesprochen haben? Weil der Wiener sehr viel zu wünschen übrig läßt und eine Reform dieser „Seele des Omnibüsdienstes“ nur im wohlverstandenen Interesse der Unternehmer liegen

kann. Zwei Worte noch von dem Motor. Da der beengte Raum der Straßen und Plätze Wiens uns wohl auf Jahrzehnte hinaus die Möglichkeit benehmen wird, einen anderen als den thierischen Motor für unsere Omnibusse zu benützen, so lenken wir die Aufmerksamkeit der Unternehmer auf eine Verbesserung der Pferderace, da die heute zu den Omnibussen benützte dem angestrengten Dienste derselben nicht zu genügen scheint.

Zum Schlusse die Cardinalfrage: Wozu brauchen wir Schienen für unsere Omnibusse? Warum begnügen wir uns nicht mit einer strengen und consequenten Durchführung der oben angedeuteten Verbesserungen? Wohl hätte die an die Ertheilung der Concession geknüpfte Bedingung der Unterhaltung der Straßen von Seite des Unternehmers eine große Verminderung der städtischen Ausgaben zur Folge, wohl würde die für jeden Omnibus an die Stadt zu zahlende Abgabe für deren Säckel eine reiche Quelle der Einnahme bilden. Jedoch scheint uns eine allgemeine Durchführung der americanischen Pferdebahnen an den engen Straßen und Plätzen unserer Stadt zu scheitern, und nur auf einzelne Strecken angewendet, würden sie nicht die gewünschten Vortheile für das gesammte große Publicum im Gefolge haben. Wir glauben daher heute noch nicht den Moment gekommen für die Einführung der americanischen Pferdebahnen in dem Reichthum unserer Stadt.

Hiermit bleibt jedoch die Ausmerzung der zahlreichen Uebelstände nicht ausgeschlossen, welche unseren heutigen Omnibussen anhängen. Doch bei der großen Menge der Omnibusbesitzer ist an eine gemeinsame Einigung derselben zum Zwecke der Reorganisirung des Omnibusdienstes nicht zu denken und das Publicum wird so lange noch an dessen Mängeln zu leiden haben, als so viele Köpfe an der Spitze des Unternehmens stehen. Wir würden daher eine Fusion sämmtlicher heute bestehender Omnibusbesitzer zu einer Actiengesellschaft vorschlagen. Diese würden in die Reihe der Actionäre treten und gegen eine zu bestimmende Entschädigung ihre gesammten Betriebsmittel (Pferde und Wagen) der neuen Gesellschaft überlassen, welche nach ihrer Constituirung nun alle Verbesserungen einzuführen hätte, die einerseits im Interesse des Publicums gelegen, andererseits die Ertragsfähigkeit der Unternehmung zu erhöhen geeignet sind.

Bei der mangelhaften Einrichtung des Omnibusdienstes in Wien, bei den hohen Anschaffungs-, Betriebs- und Erhaltungskosten der Wagen und Pferde, bei der Abwesenheit jeder geregelten Controle für die Einnahmen des Kutschers, bedient sich das Publicum des billigen Transportmittels so gerne, daß fort und fort Concessionen um neue Linien nachgesucht werden. Um wie viel günstiger würde sich das Erträgniß für eine Gesellschaft gestalten, welche, über bedeutende Capitalien verfügend, einerseits die Anschaffungs-, Betriebs- und Erhaltungskosten ihrer Fahrbetriebsmittel, d. h. die Ausgaben aufs Minimum herabsetzen, und andererseits durch die dem Publicum gebotene größere Bequemlichkeit, durch Herabsetzung des Fahrpreises und durch eine strenge Controle ihrer Bediensteten die Einnahmen auf das Maximum steigern würde!

J. Böhmers.

## Geographische Romane.

(Gerstäcker „Die Colonie“. — v. Vibra „Ein Juwel“. — Möllhausen „Der Major-domo“. (Sämmtlich Leipzig 1863, Costenoble.)

Es war in einer früheren Betrachtung neuer Romane die Rede davon, wie sehr die Frauen sich dieses litterarischen Gebietes bemächtigt haben und ob das nicht für das stärkere Geschlecht oder doch für die stärkeren Geister darunter ein Anzeichen wäre, daß es rathsam, sich mit um so größerem Ernste anderen Kunstgattungen zuzuwenden. Den Frauen unterliegen ist für die Herren der Schöpfung ja sonst keine Unehre. Einstweilen jedoch haben sie einen Ausweg gefunden, um sich wenigstens eine besondere Art von Romanen als ausschließliches Terrain zu wahren. Haben die Frauen sogar den Ernst jener Studien nicht geübt, welche der historische Roman nothwendig macht, so werden die zarten Geschöpfe doch Bedenken tragen, ihre eigene Person den Strapazen auszusetzen, welche die nur physischen aber unerläßlichen Vorstudien zur Behauptung des neuen Genres sind, des geographischen Romanes.

Der Pfadfinder in dieser Richtung, der Walter Scott des geographischen Romanes ist Friedrich Gerstäcker. Er hat seine mehrfachen, mit Anstrengungen und Gefahren aller Art verknüpften Weltreisen bereits in einer tüchtigen Reihe von Bänden ausgebeutet, welche theils die ungeschminkte Darstellung seiner in fremden Zonen gesammelten Eindrücke und Erlebnisse enthalten, theils die letzteren zu interessanten Anhaltspunkten für allerlei romantische Erfindungen benützen. Seine letzte große Reise galt vornehmlich den verschiedenen Staaten Süd-America's und nachdem er bereits in drei Bänden eine streng realistische Berichterstattung darüber geliefert hat, folgt jetzt ein Roman aus Brasilien: „Die Colonie“.

Gerstäcker machte seine geographischen Romane von jeher zu einem besonderen Eigenthum Deutschlands, indem er den hervorragendsten Figuren seiner Erzählungen deutschen Ursprung gab. Wie sich unsere Landsleute in den märchenhaft fremden Gegenden und Verhältnissen zurecht finden, das hat, unabhängig von der Romantik der letzteren, für sich allein schon ein romanhaftes Interesse. In einem Roman, der in Brasilien spielt, konnte er dies Interesse mit um so natürlicheren Mitteln zustandebringen, als Brasilien in der That von deutschen Colonisten wimmelt, ja ganze Colonien hat, in denen die deutsche Sprache die herrschende ist. Man hat erst vor wenigen Jahren in den angesehensten öffentlichen Blättern trübselige Berichte gelesen, sowohl von den trügerischen Verlockungen welche zahlreiche deutsche Auswanderer nach Süd-America zogen, als von den Schicksalen derselben. Auch Oesterreicher, namentlich Tiroler, befinden sich unter den dortigen Colonisten. Indessen konnte Gerstäcker selbst in seiner erwähnten Reisebeschreibung schon Tröstlicheres melden, als anfangs verlautet hatte. Die beiden Cardinaltugenden des Deutschen, Geduld und Fleiß, haben Unverhofftes erzielt, und gegenwärtig giebt es dort glückliche, wenn auch durch schwere Opfer nur mögliche Existenzen, ja es blüht schon

eine Generation auf, an deren Wiege bereits verhältnißmäßiger Wohlstand sitzt, während die deutschen Väter nur schwere Arbeiten und den ununterbrochenen Kampf mit den Lebensorgen gekannt haben.

In eine deutsche Colonie Brasiliens führt den Leser der vorliegende Roman. Die Intriguen, welche den wackeren deutschen Gouverneur des kleinen Colonistenstaates von seinem Posten verdrängen, die Ereignisse, welche ihn wieder zurückführen, nachdem ein unfähiger Schüßling an seiner Stelle gewirthschaftet und Unheil angerichtet hat, lassen einerseits tiefe Blicke in das Regierungsgetriebe, andererseits in die Persönlichkeiten, in die Zwecke und Leidenschaften der Ansiedler thun. Die meisten haben entweder eine Schuld oder ein Unglück aus Europa in die neue Welt gebracht und wie solche Mitgift, die sie oft auf der Ueberfahrt in das Weltmeer gesenkt zu haben glauben, plötzlich wieder bei ihnen sich einfindet, drohend oder strafend: das bietet Reiz und Spannung genug, namentlich den Blasirten, in welchen die Vorgänge in unseren civilisirten Gesellschaftskreisen kein Interesse mehr aufftacheln können. Wie man sich aber auch immer zu dem verhalte, was Menschen begegnen kann — die Naturbilder, welche Gerstäcker entrollt, nicht in emphatischer Schilderung, sondern als die von selbst sich ergebende Decoration des Geschehenden, das wird jeden entzücken, dem diese Erde überhaupt noch einen Wunsch, einen Traum abgewinnen kann. Manchmal führt uns der Erzähler in eine einsame Ansiedlung, die, mitten in allem Zauber tropischen Südens liegend und der Sitz eines stillfeliigen Familienglückes, einen Milton zu dem Glauben verleiten könnte, daß das verlorene Paradies zurückzugewinnen wäre.

Gerstäcker ist kein Kunstschriftsteller, er ist nur der treuherzige Dolmetsch dessen, was seine Sinne aufgenommen haben. Uebung und Geschmac haben ihn gelehrt, die Fülle seines realistischen Materials so geschickt zu behandeln, daß der Leser einen reinen, harmonischen Eindruck empfängt und nicht auf den Mangel dessen aufmerksam wird, was der Verfasser zu besitzen ohnehin nicht beansprucht. Der gleichen Vorzüge kann sich nicht Ernst Freiherr v. Bibra rühmen, der seinen Aufenthalt in Süd-America ebenfalls in Erzählungen und Romanen ausbeutet.

Im letzterehienenen dieser Art „Ein Juwel“ wird die gänzliche Unfähigkeit künstlerischen Gestaltens nicht wie bei Gerstäcker durch Anordnung und Geschmac künstlich verdeckt. Das Fehlende vermißt man diesmal um so deutlicher, weil ein Theil der Fabel in Europa unter oft behandelten Verhältnissen spielt. Wo aber nicht die Romantik uns fremder Gegenden und Zustände wirkt, da muß der Dichter durch die ihm angebornen Mittel bestechen können. Diese ersezt der Verfasser durch allzu subjective Reflexionen, größtentheils in humoristischer Absicht, verdirbt aber durch falsche Töne nur noch sicherer die Stimmung.

Was trotzdem für das Werk einnimmt, ist — der Titelheld. Es handelt sich wirklich um ein Juwel, um einen Diamant, fabelhaft an Größe und Werth, aus dem Lande stammend, welches unsere Phantasie noch immer gerne für das Utopien hält, das Voltaire's „Candide“ sah, als er den Schulmeister aufmerksam machte, daß die Kinder mit Kieselsteinen spielen, die Brillanten sind und sich in einem



Roth wälzen, der Goldstaub ist. Wie die Diamanten Peru's noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts von Einzelnen gewonnen, gefunden, oder wie sie ihnen zugeschluggelt wurden, ist von äußerstem Interesse zu sein. Mit der Geschichte des Juwels verbindet sich die der Kriege in Süd-America zu Anfang dieses Jahrhunderts, mit Daten, die ohne Zweifel an Ort und Stelle geschöpft sind. Eine solche Fülle von Material in drei Bände gebracht giebt natürlich nur eine aphoristische Darstellung, doch glänzt, wie bemerkt, das „Juwel“ gewinnend daraus hervor.

Ein anderer Schüler Gerstäckers ist Balduin Möllhausen, der seine erste große Reise noch unter Begünstigung Alexanders v. Humboldt antrat. Nachdem er darüber in einer wissenschaftlichen Arbeit Nachenschaft gegeben hatte, unternahm er ebenfalls die Ausbeutung seiner Erfahrungen mittelst des Romans. Bereits liegt eine stattliche Anzahl derartiger Schriften von ihm vor. Sie haben durch die Identität des Schauplatzes, welcher größtentheils das südliche Californien und Neu-Mexico ist, mehr noch als durch die Erfindung einen ineinandergreifenden Zusammenhang. Das jüngste Product dieser Art ist der vierbändige Roman: „Der Mayordomo“.

Der Verfasser erreicht ebenfalls in Composition und verständiger Anordnung nicht das Vorbild, allein er fesselt, abgesehen von dem Gegenstande, durch den Ungestüm einer jugendlichen Phantasie. Im Ganzen kann diese Art von Romanen der Lesewelt weit mehr als der gewöhnliche Schnitt der historischen Romane empfohlen werden. Ist es keineswegs zu loben, wenn das Publicum geschichtliche Kenntnisse der leichtsten und schiefen Belehrung durch historische Romane verdanken will, so hat es gar kein Bedenken, die Kunde von der Beschaffenheit der Erde aus geographischen Romanen zu schöpfen, namentlich wenn dieselben an der Autopsie der Verfasser eine so sichere Quelle haben, wie sie den belletristischen Historiographen nicht zu Gebote steht.

Hieronymus Form.

---

## Die Parteikämpfe in Nieder-Oesterreich in den Jahren 1519 und 1520.

---

Unter diesem Titel schildert die neueste Schrift Karl Oberleitners die Bewegungen jener Jahre mit besonderer Beziehung auf Wien. Es lagen ihr dabei bisher unbenützte handschriftliche Quellen vor, nämlich die Aufzeichnungen des Wiener Bürgermeisters Wolfgang Kirchhofer, die sich im niederösterreichischen ständischen Archive befinden, und Schriftstücke aus der Sammlung Herrn C. Latours. Kaiser Mar I. ist gestorben, die Mitglieder des kaiserlichen Regiments berufen den Wiener Stadtrath in die Hofburg, der hier das Gelöbniß der Treue ablegt und sodann die Wahl eines Bürgerausschusses anbefiehlt. Statt der üblichen zwanzig Mitglieder werden deren dreiundfünfzig gewählt, ja sogar von jeder Zechen (Einkung) will man zwei oder drei Personen beiziehen. Es kommt zu tumultuarischen

Scenen zwischen dieser großen neuen Körperschaft und dem alten Stadtrath, an dessen Spitze der Bürgermeister W. Kirchhofer steht; ja sogar mit huffittischem Fenstersturz wird gedroht. Der Bürgerausschuß nöthigt zuletzt die alten verhassten „Regenten“ zur Flucht nach Wiener-Neustadt. Das Lösungswort der Neuerer, deren Haupt der Dr. Mert Sibenburger ist, lautet: Absezung des alten Regimentes und Landesordnung! Letztere wird eingeführt und in allen Stücken das Regiment an sich genommen. Hierauf geht eine Gesandtschaft zu Kaiser Karl V. nach Spanien ab, an der auch Cizing und Sibenburger theilnehmen. Mit milden Worten entlassen, kehren sie wieder. Am 9. Juli 1520 wird zu Klosterneuburg der Landtag abgehalten, der eine gemeinschaftliche Regierung, Erleichterung und Verbesserung der Verwaltung und Uebertragung der Gerichtbarkeit in den Städten und Märkten an die Bürgermeister und Räte derselben beschließt. Nach langen Verhandlungen über das ganze Vorgehen, so wie über einzelnes — z. B. das Hausgrafen thum — mit der Regierung, genehmigt letztere vieles und setzt einen Hofrath über die Lande. Als Erzherzog Ferdinand 1522 zur Verwaltung der österreichischen Erblande dieselben betritt, findet er den Leiter der Opposition Dr. M. Sibenburger als Bürgermeister von Wien vor. Dieser mit mehreren anderen zum Gerichte von Wiener-Neustadt berufen, erleidet daselbst durch die Hand des Henkers den Tod.

So weit der trockene Inhalt der Oberleitner'schen Schrift, die wir als gelegene Ergänzung anderer Quellen wohl anerkennen. Wenn wir versuchen, daran anzuknüpfen, so fragt es sich vor allem: Welches war das Wesen jener eigenthümlichen Bewegung? Es ist nicht so leicht, dies mit einem Worte zu bezeichnen, denn mehrere Factoren sind es, die jenes Resultat ergaben. Vor allem beachte man wohl, daß die Zeit, in der jene Kämpfe vor sich gehen, die Zeit der aufsteigenden Territorialmacht ist. Es ist die Zeit des Entstehens der strammen, festen Centralgewalt. Der Fall Constantinopels, das Vordringen der Osmanen, wie die dadurch bewirkte Furcht ließ allüberall geschlossene monarchische Gewalten entstehen, Gewalten, die in fortgesetztem consequentem Kampfe mit dem Gewordenen — den Ständen — ihre Macht siegreich hinausführten. Auch hier in Oesterreich ist es der Kampf zweier Principe, der neuen Monarchie und des alten, auf seinen Privilegien und hergebrachten Satzungen fußenden Stände- und Städtewesens.

Man weiß, wie Maximilian I. nach dem Beispiele des „großen Magiers“, Ferdinand des Katholischen, seine Gewalt über alle anderen zu erhöhen bestrebt war, sein Regiment beabsichtigte die größte Kräftigung der Monarchie. Seinem Tode folgte die Opposition gegen seine Pläne. Sehen wir doch näher zu. Die Landesordnung ist eines der Feldzeichen der ständischen Partei, in voller Autonomie trifft diese Vertheidigungsanstalten und andere Regierungsmaßregeln, auf Bestätigung ihrer Freiheiten und Privilegien kommt es ihr vor allem an. Als sie den kaiserlichen Commissären den Huldigungsseid schwören, sagt wohl eines von den Parteihauptern: „Hält man uns, so halten wir das auch“, damit das Verhältniß zum Landesherrn als das eines Vertrages bezeichnend, das — wenn man so sagen darf — eine Wahlcapitulation erfordere. Die ernstlichen Gesandten versichern, eher heim-

ziehen zu wollen, als die landständischen Rechte beschränken lassen zu wollen. Ueberall begann, wie im Gegensatz zu der Forderung der Regierung, ein Beharren auf der Autonomie der Stadträthe und Landtage. Sehen wir uns in anderen Quellen jener Zeit nach dieser Bewegung um, z. B. in der Selbstbiographie Sigmunds Freiherrn v. Herberstein (herausgegeben von Theod. v. Karajan, *Fontes rer. austriac.* I., S. 68 bis 397), so lesen wir über dieselbe, wie über den Dr. M. Eibenburger, den Gefährten Herbersteins auf der spanischen Reise, nur das Schlimmste verzeichnet. Legt man dem, was der feine Diplomat mit vernehmer Geringschätzung über den bürgerlichen Juristen (Eibenburger) äußert, was er spöttisch von dessen gemeiner Haltung, linkschen Complimenten und confusen Reden sagt, auch kein großes Gewicht bei, so sieht man doch aus allem, daß Herberstein der Bewegung nicht hold war. Auch die alten Regenten sagen zwar, daß „diese gewaltthamen Handlungen nur durch den Bürgerauschuß und etliche (!) Ungehorsame veranlaßt waren“, aber wir würden sehr irren, wenn wir dies für wahr hielten. Im Gegentheile, die Bewegung hat das ganze Land ergriffen; wir lesen die achtbarsten Namen unter den Beschlüssen des Landtages. Ein allgemeiner Wunsch ist es, des tief verhassten alten Regimentes los zu werden. Keiner von diesen Rätthen dürfe mehr gewählt werden. Woher der arge Haß gegen diese? Er ist allgemein verbreitet. Auch in Tirol ist das Volk gegen sie empört; ein treuer Diener des österreichischen Hauses, der bekannte Georg Kirchmayr (*Denkwürdigkeiten seiner Zeit*, herausgegeben von Theod. v. Karajan, *Fontes rer. austr.* I., 419 bis 534), klagt 1519 über das Verwaltungs- und Finanzsystem der Rätthe Kaiser Maximilians. Und das von Oberleitner inhaltlich mitgetheilte Memorial der Stadt Wien beschuldigt die kaiserlichen Rätthe der Parteilichkeit und Bestechlichkeit, so wie der Verletzung der Privilegien der Wiener Bürgerschaft. Und hierin lag das zweite Element der Bewegung: Haß gegen die Obrigkeit!

Man würde irren, wenn man glaubte, daß die Verfügungen der Wiener Bürgerschaft und der Landesauschüsse anarchischen Gelüsten nachgegeben hätten. Im Gegentheile zielten sie auf Ordnung und Regelung der Verhältnisse ab. Gleich die erste Handlung der Landräthe ist die Ausrüstung von zweihundert Reitern zur Austilgung der Räubereien. Die Wahlen der Stadträthe wurden geprüft, jeder Verdacht der Bestechung verfolgt, die Rechnungen und Bücher der früheren Jahre bemängelt und untersucht. Die Mitglieder der neuen Regierung sollen unbestechliche, ehrbare, eingeborne Männer, jede Cumulirung der Aemter und die Annahme von Geschenken verboten sein. Es spricht für die städtische Partei, daß die österreichischen Prälaten, gewiß Freunde der Ordnung, immer mit den Städten gingen. Noch mehr aber der Umstand, daß der Kaiser selbst in einem Schreiben vom 25. Februar 1521 die Gebrechen der Landesverwaltung und Justiz anerkennt und die Abstellung der Straßenräuberei und der Mißbräuche bei der Erhebung von Mauthen u. s. w. verspricht. Daß es bei alledem an heftigen Scenen nicht fehlte, wird der begreifen, der aus der Geschichte der deutschen Städte daran gewöhnt ist, die Zünfte gegen den Rath und die Geschlechter in wilder Empörung aufzuwogen zu

sehen. Die Excesse aber veranlaßten in Wien das Heraufkommen eines dritten — des gefährlichsten — Elementes, des demokratischen. Die kleinen Leute kommen durch die Bewegung zu Ansehen, meist Gewerbsleute werden in den Rath der Dreiundfünfzig gewählt, man lernt es, durch den Nachdruck der Massen die Beratungen zu dem Resultate zu führen, das man erwünscht. Vor allen ist Dr. Eibenburger der Held des Volkes. Er ist der eigentliche Leiter der stürmischen Bewegung. Höchst bezeichnend für ihn ist das Wort, mit dem ihn deshalb sein nobler Gegner (Herberstein) anklagt, „daß sy (Eibenburger und die Seinen) sich anders dahaimb in Weinschenschen unnder den Hauern und in Trinchstuben hielten“. Eibenburger ist der Demagog der Partei, sein Ressort ist der kleine Gewerbtreibende und der Bauer. Ihm wohl gehören jene unbedachten argen Reden an, mit denen er das Volk erhitzt: „die Reichthümer Spaniens seien nur wahre Armseligkeiten; Kaiser und Erzherzog Ferdinand seien nicht so mächtig und furchtbar als man glauben mache“ u. s. w. Welche Tragweite ihnen beizulegen sei, läßt sich wohl nicht bestimmen, genug, daß sie die Massen aufregten und ihre Gedanken ins Ziellose trieben! — Als Eibenburger mit den Seinen zu Wiener Neustadt gerichtet ward, die Leichen dann gegen Wien gebracht und daselbst am alten Fleischmarkte bei St. Lorenz über Nacht auf dem Nichtwagen lagen, so war das Volk „in der Stat gannz verzagt unnd still gewest, mit großen Sorgen und Trauern“. (Herberstein a. a. D. 262.) Es fühlte, daß mit dem Haupte seines Lieblings, des schlaunen ehrgeizigen Rechtsgelahrten, sein Haupt gefallen <sup>1</sup>.

Oberleitners Schrift bringt Beiträge zur Beleuchtung eines Punktes unserer Geschichte, in dem sich die Bestrebungen der Vergangenheit und Zukunft bekämpfen, in der Elemente der alten und neuen Zeit einander begegnen. Und dies steht fest: was damals schon die ständische Opposition in Oesterreich wollte, was der kleine Mann daselbst dunkel ahnte, es bricht in den nächsten Jahren allüberall hervor, 1523 in Tirol (Kirchmayr 464) 1524 dort und in Oesterreich (Kirchmayr 466). Und der Geist der Opposition, der 1519 und 1520 die ständische und daher doch geordnete Bewegung hervorrief, dringt in immer tiefere und tiefere Schichten. Das aber, was die Eibenburger'sche Unruhe nur von Ferne wie dunkle Wolken zeigte, die Gefahr, die von den Massen drohe, es bricht in verheerenden Wettern in nächster Zeit hervor, in dem entsetzlichen Aufbäumen der gedrückten ländlichen Bevölkerung, in den Bauernkriegen.

Troppau den 1. December 1863.

Dr. Adalbert Horawiz.

<sup>1</sup> Auch wohlgesinnte Männer, wie jener Kirchmayr, können sich mit dem Verfahren Ferdinands nicht einverstanden erklären, so tief saß der ständische Gedanke auch in diesem Tiroler, daß er sagt: „Was er (Ferdinand) im eingang seines Regiments mit denen von Wyen und mit die zwei herrn M. v. Gypingen und herrn H. v. Puechhayn grausams gehandelt ist sunst gedrugt und offenwar. Ist wol zubesorgen, es werde so pald nit vergessen. Der von Wien alt brief und Freyhait hat er alle zerissen und sy aller Freyhait entsezt. Wurdet es guet, so wollen wir's loben. Aber diesem lannd gab er ain seer groß Entsezen“. (a. a. D. 469.)

## Dr. Emil Franz Köppler.

Am 6. December d. J. wurde die Leiche des Hofrathes Dr. Emil Franz Köppler in einem Wäldchen vor der Stadt Sigmaringen aufgefunden. Wir beklagen dieses unglückliche Ende unseres, fern von der geliebten Heimat seit 1849 lebenden Landsmannes, welcher sich um das Studium und die Litteratur der österreichischen Rechtsgeschichte sowohl als Quellenforscher als auch als Begründer der ersten akademischen Semestralvorlesungen über österreichische Rechtsgeschichte an der Wiener Universität dauernde Verdienste erworben hat.

Der Verstorbene hatte nicht das fünfzigste Lebensjahr erreicht. — Die Vaterstadt desselben war Brux in Böhmen, und diese Heimat im Erzgebirge so wie seine ganze Bildung wies demselben seine frühzeitig scharf hervortretende Stellung zu der nationalen Bewegung in Deutschland an. Köppler war Deutsch-Böhme mit Leib und Seele. Als Sohn eines sehr geachteten und unterrichteten Justitiars kam er häufig mit dem Volksleben in Berührung, indem er seinen Vater bei den Bereisungen der Dorfschaften in Rechtsangelegenheiten begleitete. Dadurch wurde der fein ausgebildete Sinn des Verstorbenen für Volksthümlichkeit in den Formen des Rechts und der Gebräuche geweckt und darauf läßt sich wohl seine Vorliebe für die in dieser Sphäre liegenden Studien zurückführen. Dafür sprechen seine Sammelarbeiten für Dorf- und Bauernrecht. Schon seine Inauguraldissertation als Doctorand der Rechte in Prag 1842, Leopold Hasner von Artha gewidmet, betraf das Ausgedinge auf Bauerngütern nach den bestehenden Vorschriften in Oesterreich, mit besonderer Rücksicht auf Böhmen.

Ihm gebührt die Ehre, den ersten Versuch, deutschen Dorfweisthümern in Böhmen nachzuforschen, unternommen zu haben. Er bot als Probe dieser interessanten Rechtsdenkmäler die Tschernowitzer Rüge von 1553, welche als erster Fund ihn zur erneuerten erfolgreichen Forschung angeregt hat. Wahrscheinlich befinden sich mehrere Rechtshandschriften über dieses Institut in seinem Nachlasse, und es wäre wohl Sache der k. Akademie der Wissenschaften, welche sich zu einer Ausgabe österreichischer Weisthümer entschlossen hat, wenigstens an die Verwerthung des Nachlasses Köpplers zu denken, welcher vergebens die ihm gebührende Auszeichnung erwartete, zum Mitgliede der k. Akademie der Wissenschaften in Wien vorgeschlagen zu werden, in welcher er noch in den letzten Jahren einen Vortrag über seinen Fund Leibniz'scher Handschriften gehalten hat. — Unserm Landsmanne wurde nur von der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag die verdiente Ehre zu Theil, zum Mitgliede derselben ernannt zu werden. In dieser vorläufigen Anzeige seiner litterarischen Thätigkeit sei seines Hauptwerkes gedacht, welches in zwei Bänden unter dem Titel: „Deutsche Rechtsdenkmäler aus Böhmen und Mähren, mit einer Vorrede von Jakob Grimm“ in den Jahren 1845 und 1852 bei Fried. Tempsky erschienen ist. Im Jahre 1846 übersiedelte Köppler von Prag nach Wien und eröffnete daselbst die ersten rechtsgeschichtlichen Semestralvorträge vor einem Kreise

von Männern, welche, ausgezeichnet durch litterarische Leistungen, oder hochgestellt im Staatsdienste, die Bedeutung des Gegenstandes und des Verdienstes des emsigen Autodidacten zu würdigen wußten und das mühselige Beginnen desselben förderten. Damit wich allmählig die erste Befangenheit, obgleich dem verdienten Manne der freie akademische Vortrag häufig Schwierigkeit peinlicher Art verursachte. — Sein eigentlicher Beruf war der des Forschens und Sammelns und in dieser Beziehung konnte er auf einzelne tüchtige Ergebnisse hinweisen.

Rößler war glücklich in interessanten Funden. Er hat auf manchen neuen Weg aufmerksam gemacht und diese seine anregende Thätigkeit darf nicht unterschätzt werden.

Im Jahre 1847 erschienen seine zwei Vorträge über die Bedeutung und Behandlung der Geschichte des Rechtes in Oesterreich mit einem Anhang rechts-geschichtlicher Quellen und einer Zeichnung aus der Bilderhandschrift des Brüner Schöppenbuches. Die kaiserliche Regierung hatte die von der Studienhofcommission versuchsweise gestatteten rechtsgeschichtlichen Vorlesungen nicht nur genehmigt, sondern auch dem ersten öffentlichen Docenten der Rechtsgeschichte an der Wiener Hochschule eine Remuneration mit der Aussicht auf die Erreitung einer eigenen Lehrkanzel für österreichische Rechtsgeschichte zugewendet, eine Aussicht, die erst vor wenigen Monaten durch Ernennung des Herrn Docenten Tomajsek zum außerordentlichen Professor dieses Faches in Erfüllung gegangen ist. Während seine Schüler und viele jüngere Fachgenossen frühzeitig Lehrkanzeln erhielten, ging Rößler trotz vieler Zusicherungen und Bewerbungen immer leer aus. Die Ursache des Fehlschlagens der wohlbegründetsten Hoffnungen und Ansprüche in Oesterreich war — in der politischen Haltung unseres Landsmannes bei der Abstimmung in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. über das Erbkaiserthum zu suchen. Der Verblichene wurde das schmerzreiche Opfer dieser Abstimmung, und deshalb gehässig verächtlich; zu spät kam er selbst zur Erkenntniß, daß er, bei dem ehrlichsten Willen, zum Politiker ganz und gar nicht taugte. Aber auch in Göttingen, wo Rößler in einem regen wissenschaftlichen Verkehr mit Celebritäten seines Faches mehrere Jahre als Docent wirkte, verfolgte ihn schweres Mißgeschick. Bei aller Anerkennung seiner ehrenwerthen Persönlichkeit und seiner ungewöhnlichen Begabung für Arbeiten in Archiven und Bibliotheken, bei zahlreichen aufmunternden Zusicherungen von Seite hochgestellter Gönner und intimer Freunde — gelang es dem nunmehr der Politik ganz fernstehenden ehemaligen Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung nicht, das ersehnte, mit vielen Opfern und Kümernissen angestrebte Lehramt, nicht einmal den bloßen Titel eines außerordentlichen Professors daselbst zu erhalten. Demungeachtet war dem Verblichenen die Erinnerung an das Universitätsleben, wie er es in Göttingen in so reichem Maße genossen hatte, stets lieb und theuer. Nachdem alle Hoffnung auf eine befriedigende akademische Stellung in Hannover stückweise in die Brüche gegangen und der Leidenskelch eines unbefoldeten hoffnungslosen Privatdocenten bis auf die letzte Hefe ausgekostet war, ja nachdem selbst die Verwendung hochgestellter Freunde und Gönner, welche für Rößler eine An-

stellung in Oesterreich befürwortet hatten, an einem Berichte über das politische Verhalten in dem Jahre 1849 gezeichnet war, — nahm Rößler, gekränkt, aber doch nicht gebrochenen Muthes, Dank der ungewöhnlich languinischen Spannkraft seines Gemüthes, die sehr bescheidene Stelle eines zweiten Bibliothekars in Erlangen an.

Erlangen hatte durch viele traurige Beigaben seiner äußeren Stellung nicht für ihn die ersehnte Befriedigung gewährt, obgleich er daselbst sich häuslich mit einer trefflichen jungen Frau niederließ und zahlreiche gute Freunde besaß. Hier bereitete er eine kunstgeschichtliche Sammlung zum Behufe der Herausgabe vor. — Um seine sehr knappe ökonomische Lage zu verbessern, folgte er 1862 dem Rufe als fürstlich Hohenzollern'scher Vorstand der Hofbibliothek zu Sigmaringen; frohen Muthes und mit dem ihm eigenthümlichen rüstigen Arbeitszeiße vertiefte er sich auf einem ihm neuen Beobachtungsfelde; die Beschäftigung mit den fürstlichen Kunstschatzen übte auf Rößler, der mit aller Bestimmtheit die pecuniär wichtige Vereinigung des Hausarchivariats mit seiner Stellung erwartete, einen eben so anregenden wie befriedigenden Einfluß. Mitten im Ordnen und Katalogisiren, in dem ihm spät gewordenen häuslichen Glücke, in freundschaftlichen Beziehungen zu einzelnen vortrefflichen Familien, überfällt den nach langer harter Lebensfahrt gemüthlich auf schwäbischer Erde sich Ansiedelnden eine tiefe Schwermuth, so daß er kaum zusammenhängend zu sprechen im Stande war. Wenige Tage darauf verließ Rößler, am 5. December, sein Haus ohne Abschied zu nehmen, und wurde an einer einsamen Stelle vor der Stadt Sigmaringen mit mehreren Stichwunden aufgefunden. Der Unglückliche hinterläßt eine junge Frau, einen unverforzten Knaben, den er so sehr geliebt, und viele trauernde Freunde in Deutschland und Oesterreich.

Mögen die Leser dieser nur flüchtig im herbsten Leid niedergezeichneten Zeilen dem Andenken Rößlers jene Freundlichkeit bewahren, womit ihm manche seiner Freunde in guten und schlechten Tagen fördernd oder tröstend zur Seite standen!

(Allg. österr. G. Z.)

---

S „Bericht über die Londoner Ausstellung vom Jahre 1862. Im Auftrage des h. schlesischen Landesauschusses erstattet von F. Klamlinger, Lehrer an der k. k. Oberrealschule in Troppau“. (Troppau 1863.) Als nach der französischen Weltausstellung der officielle Bericht Oesterreichs durch mehrfache Hindernisse bis übers dritte Jahr auf sich warten ließ, da erschienen eine Masse Einzelarbeiten, zum Theile von sehr berühmten Händen und wurden als Ergebnis des in Paris Gesehenen und Gelernten gerne hingenommen. Nach der Londoner Ausstellung 1862 ist dies aber anders gewesen. Der ausgezeichnete offizielle Bericht war in weniger als Jahresfrist gedruckt, und so kamen ihm nur wenige Bearbeitungen specieller Zweige zuvor, wie der amtliche Bericht über die Unterrichtsgegenstände und jener Tunners über metallurgische und Bergwerksproducte. Der angeführte Bericht von Klamlinger, eine Broschüre von anderthalbhundert Seiten, entstand und erschien erst gleichzeitig mit dem officiellen Werke und erfuhr hiedurch leider das Schicksal, durch das große Buch vollkommen überflüssig zu sein. Die Arbeit zerfällt in die allgemeinen Bemerkungen über die Ausstellung, wobei uns der Verfasser feuille-

tenistisch im Krystallpalaste herumführt; hierauf folgt die Antheilnahme Schlesiens, wo dessen Exponenten und ihre Waaren genauer beschrieben werden, dabei aber manche Abweichung von den numerischen Angaben des amtlichen Berichtes auffällt. So giebt Klamminger die Zahl aller Aussteller Oesterreichs mit 1410 statt mit 1300, und jener Schlesiens mit 39 statt 36 an. Die Angaben über die Ausstellung der Unterrichtsgegenstände hätten, nach dem Berichte des Unternehmers und der Erscheinung des officiellen Buches gar nichts Neues bringend, füglich wegleiben können. Und so erübrigt nur noch die Mittheilung über die Maschinenabtheilung, welche die größere Hälfte der Broschüre einnimmt und durch Holzschnitte illustriert ist. Hier fühlt sich der Autor als Sachmann und behandelt seinen Gegenstand mit Geschick, obwohl wir auch hierbei nicht allerwegs Uebereinstimmung des Urtheils mit jenem in der gleichartigen, ausgezeichneten Partie des amtlichen Berichtes finden, und Klamminger z. B. die ausgestellten Sek- und Letternablegemaschinen hervorhebt, welche kaum einen Glanzpunkt der Maschinenabtheilung bilden, wie denn überhaupt dieses allerdings wichtige Problem der Typographie von der Mechanik noch nicht annähernd zum praktischen Erfolge gelöst ist. Im Ganzen mag somit Klammingers Bericht eine ganz nette Arbeit genannt werden, sie zeigt von dem Fleiße, mit welchem der Autor die ihm vom Landesauschusse gewordene Begünstigung einer Reise zur Londener Ausstellung benützte. Nutzen wird sie aber durchaus keinen bringen. Fürs große Publicum kommt sie zu spät, für einen bestimmten Zweig der Industrie bringt sie zu wenig Eingehendes. Die Liberalität, mit welcher Behörden und Corporationen die Mittel gaben, um strebsamen Männern den Besuch der Ausstellung zu ermöglichen, kann nicht genug gepriesen werden und es ist nicht mehr als billig, von solchen eine Bethätigung ihrer erlangten Erfahrungen durch Erstattung von Berichten zu fordern. Mit der Veröffentlichung solcher Arbeiten aber sollte äußerst vorsichtig verfahren und nur dann zum Drucke geschritten werden, wenn dieselben wirklich Geniales bieten. Denn an und für sich ganz gute Arbeiten sinken neben dem Vortreflichen, was insbesondere der amtliche Ausstellungsbericht und manches sonstige Product über die Londener Ausstellung enthält, zum Gewöhnlichen herab und bringen dem Autor, in die Oeffentlichkeit gedrängt, weniger Anerkennung, als er vielleicht nach seinen Mühen verdient.

„Von Gottsched bis Schiller“ betitelt sich das neueste Werk des strebsamen und geistvollen Aesthetikers, Joseph Bayer, das derselbe, wie schon erwähnt, im Verlage von Mercy erscheinen ließ. Dem Werke liegen die Vorträge zu Grunde, die Bayer im vorigen Jahre vor einem gewählten Zuhörerkreise über die classische Zeit des deutschen Drama's gehalten hat. Von Gottsched und seiner Schule, die der Verfasser in scharfen treffenden Umrissen charakterisirt — und wobei wir es ihm ernstlich Dank wissen, daß er an Gottsched unbefangenen würdigt, was derselbe bei all' seiner Pedanterie und Beschränktheit doch Verdienstliches für die Läuterung des Geschmacks gewirkt hat — geht er über auf Lessing und giebt uns ein klares fesselndes Bild von dem mächtigen Einfluß dieses scharfen Geistes auf die deutsche Litteratur im Allgemeinen und das Drama im Besonderen. — Der zweite Theil des Werkes ist der sogenannten Sturm- und Drangperiode und dem Dichterheros Goethe gewidmet. Im dritten Theile wird uns dann der Lieblingsdichter der Nation, Schiller, in seinem herrlichen Schaffen vorgeführt. Man wird es begreiflich finden, daß der Verfasser namentlich diese letzte Partie mit besonderer Vorliebe behandelt hat; sie ist ja auch die erfreulichste, glanzvollste in unserer ganzen Litteratur. Damit will übrigens nicht gesagt sein, daß Bayer nicht auch in den anderen Partieen seines Werkes Treffliches bietet. So finden wir namentlich in dem Capitel, das die Periode der Originalgenies und ihre dramatischen Versuche behandelt, ganz neue Auffassungen und treffende Charakteristiken, unparteiischer und vollständiger als sie uns bisher anderswo geboten wurden. Der Verfasser beschränkte sich eben nicht darauf, an fremdes Urtheil sich anzulehnen, sondern hat seine selbstständigen Studien gemacht und giebt uns



namentlich zwei interessante eingehende Besprechungen der Werke von Lenz und Klinger. Bayer bekundet, was die Form und Behandlung des Stoffes betrifft, in seinem neuesten Werke einen großen Fortschritt gegen seine früheren Schriften. Der abstracte Vertrag hat überall einer klaren leichtfälligen Darstellungsweise Platz gemacht; die Sprache ist durchwegs lebendig, schwungvoll, bilderreich und der Verfasser weiß selbst bei den minder ansprechenden Partien durch geistreiche Pointen den Leser zu fesseln. (Woh.)

S. „Statistische Nachrichten über den Regierungsbezirk Potsdam. Bearbeitet von Dr. H. Wald, Regierungs- und Medicinalrath. (Potsdam 1864)“. Das Ministerium des Innern in Preußen hat bereits im Jahre 1859 die Landräthe mit Erinnerung an eine ältere Verordnung aufgefordert, in Zeiträumen von je drei Jahren über die statistischen Verhältnisse und die allseitige Entwicklung der einzelnen Kreise Berichte zu erstatten. Diese Verfügung hat nimmehr schon mehrfach schöne Folgen getragen, es sind in Jahre 1860 und 1863 zwei Hefte statistischer Nachrichten über den Regierungsbezirk Frankfurt, von C. Zitelmann, 1863 die statistische Darstellung des landrätlichen Kreises Raumburg a. S. so wie in jüngster Zeit das oben angezeigte Werkchen erschienen und hiemit die trefflichsten Quellen zur Bezirksstatistik gegeben, aus welcher erst eine völlig erschöpfende Darstellung des ganzen Reiches wird hervorgehen können. Allerdings hat es an solchen autilchen Berichten seit langer Zeit nirgends gefehlt, es ist vielleicht in tedter Ziffer des Guten die und da zu viel geschehen und, wie Dr. Hildebrand trefflich bemerkt, mögen viele im Dienste ergraute Beamte jahrelang dergleichen Berichte erstattet haben, ohne daran zu denken, daß sie statistisches Material lieferten, so wenig als von den Behörden daselbe oft gebührend gewürdigt wurde. Durch die angeführte Verfügung aber wurde für die schon im Jahre 1838 anbefohlenen Specialstatistiken in neuerer Zeit ein festes Programm gestellt, dessen gute Folgen in den genannten Publicationen nimmehr ans Licht treten. So ist auch Dr. Walds Bericht eine durchweg treffliche Arbeit. Er behandelt in 19 Abschnitten Bevölkerung und Viehstand, Erwerbs- und Handelsverhältnisse, Postverkehr, Unterricht, Steuerwesen ic. und giebt damit ein glücklich abgerundetes, lebendiges Bild aller für die Statistik ersaßbaren Momente des Regierungsbezirktes. Mit Verliebe behandelt der Verfasser die Abschnitte über Bevölkerung, deren Bewegung und die Sanitätsstatistik, wehl sein ihm durch Beruf oder Neigung zunächst liegendes Feld, auf welchem er eine ungemein reiche Ernte interessanter Thatfachen durchführt. Denn der Nutzen solcher Specialarbeiten ist nicht in dem Neuen abgeschlossen, das sie über den kleineren Rayon bringen, sondern sie werden dadurch auch für die Wissenschaft von hohem Belange, weil sie die durch jene im Großen und Ganzen aufgestellten Grundgesetze, nach welchen sich die scheinbar zufällig auftretenden socialen Erscheinungen regeln, im engeren Kreise erhärten, zugleich aber die Normen finden lassen, nach welchen diese Erscheinungen sich durch örtliche Einflüsse modificiren.

Wie sehr derlei eingehende Statistiken bis jetzt noch fehlen, erweist des Professor Wappäus treffliche Bevölkerungsstatistik, welche bei allem Reichthum ihrer Quellen doch nur mit den großen Zahlen ganzer Länder operirt. Eine künftige Auflage wird Walds und ähnliche Arbeiten, deren hessentlich der deutsche Fleiß in kurzer Zeit manche bringen wird, als willkommene Quelle benützen, um das im Großen als Gesetz Aufgestellte am Einzelnen zu erhärten. Ein wichtiger Vorzug des Buches ist das Zurückgreifen bei allen wichtigen Erscheinungen des socialen Lebens, Bevölkerung, Trauungen, Geburten, Sterbefällen, Sanitätszuständen, bis auf die Daten eines halben Jahrhunderts, bis zum Jahre 1816, wodurch ein lehrreicher Einblick in das Werden derselben und die durch den Fortschritt bedingten Einflüsse geboten wird. Daß neben dieser wissenschaftlichen Bedeutung

des Buches auch der Verwaltung durch dieses getreue Bild aller Eigentümlichkeiten des behandelten Landstriches das werthvollste Material geboten und durch derlei Specialstatistiken dem Gemeindevorteil der wichtigste Dienst und Veridub geleistet werde, braucht kaum erwähnt zu werden.

B. Louise Mühlbach, die fruchtbarste aller Romanschriftstellerinnen, scheint neuerdings ihr besonderes Augenmerk auf die Geschichte Oesterreichs gelenkt zu haben. Von einer romantisirenden Biographie des Prinzen Eugen von Savoyen, welche zwölf oder sechszehn Bände umfassen soll, liegt uns die erste, vier Bände starke Abtheilung vor, nur von der Flucht der Olympia Mancini aus Paris, 1680, bis zu dem Aufenthalt Eugens in Venedig, 1687, reichend. Was sich vom ästhetischen Gesichtspunkte aus über dieses ganze Genre, welches der Weisjchen Geschichtsdarstellung die eine und der Dumas'schen Romantik die andere Hand reicht, sagen läßt, das ist oft genug ausgesprochen worden, ohne daß die Verfasserin in ihrer Betriebbarkeit oder das Publicum in seiner Lesegier sich hätte beirren lassen; ja, mehr als die Kritik, auch die Romane einer Frau oder Fräulein Amely Bélite hat Louise Mühlbach überstanden, Romane, von denen man nicht weiß, ob sie täppische Nachahmungen oder besäufte Parodien der Mühlbach'schen Schriften sein sollen. Allerdings fühlt man sich nach Durchsicht dieses „Prinz Eugen und seine Zeit“ (Berlin, D. Sante) zu der Frage versucht, weshalb denn das Publicum nicht lieber gleich zu Renée's „Les nièces de Mazarin“ (das ja auch in guter deutscher Uebersetzung von Szarvady existirt) und Arneth's „Prinz Eugen“ greife, Werken, die abgesehen von allem anderen, auch an Reiz der Darstellung diesen Roman so weit hinter sich zurücklassen? Aber man beantwortet sich diese Frage unmittelbar selbst durch die Erinnerung an die ungeheure Zahl von Lesern, welche kein Buch überwinden können, in dem nicht wenigstens dann und wann von den Leiden des Herzens ausführlich berichtet wird, welche aber mit der unentbehrlichen Liebesgeschichte auch das trockenste Beiwerk gutwillig hinunterzuschlucken, wie die Kinder die bittere Arznei in süßer Pastille. Wir dürfen nicht einmal aus der großen Beliebtheit der Mühlbach'schen und ähnlicher Romane den Schluß ziehen, daß die historischen Vorgänge selbst einen besonderen Reiz ausüben: man heßt — und sieht sich auch in dieser Hoffnung meist nicht getäuscht — in den Romanen Dinge zu erfahren, die in dem umständlichsten Geschichtswerke vergeblich gesucht werden. Ignoriren lassen sich die Schriftsteller nicht, welche den Heißhunger der großen Menge befriedigen, und da diese letztere ihren Hunger wohl nimmermehr mit Werken stillen wird, welche bei der Kritik Gnade finden, so muß man eine Erscheinung, wie Frau Mühlbach schon willkommen heißen, muß froh sein, daß das Publicum nicht mehr ausschließlich von den Heldenthaten und galanten Abenteuern der Franzosen unterhalten wird. Es ist doch immer besser, wenn in den Leihbibliotheken ein „Prinz Eugen“, als wenn ein „Herzog von Richelieu“ das begehrteste Buch ist. Das Verlangen darf man indessen an die Autorin stellen, daß sie nicht die historischen Vorstellungen ihrer Leser noch ausdrücklich verwirrt. Der künstlerische Zweck, um dessentwillen wir dem Dramatiker freie Hand lassen, fällt hier ja ganz fort, und der Verfasserin macht es doch nicht mehr Mühe, wenn sie die Facta in ihrer wirklichen Reihenfolge erzählt, anstatt z. B. die Sendung Eugens nach Wien nach der Schlacht am Berge Harjan vorzudatiren und ähnliches mehr. Was sie bestimmen konnte, die beiden Prinzen Thomas Ludwig und Ludwig Julius von Savoyen zu einer Person zu verschmelzen ist vollends nicht abzusehen; für einen Flüchtigkeitsfehler möchten wir das doch nicht halten.

V. Atlas zur Industrie- und Handelsgeographie. Für commercielle und technische Lehranstalten, für Kaufleute und Industrielle. Von Dr. W. F. Kun und Dr. Henry Lange. (Leipzig, A. Hoffmann.) — Das Werk, dessen erste Lieferung unlängst erschienen ist, soll sechszehn Karten mit erläuterndem Text enthalten und zwar mit folgender Vertheilung des Stoffes: 1. Erdkarte (Roßproducte); 2. Ost-Asien; 3. West-

Asien; 4. Africa; 5. Nord - America; 6. Mittel - America und West - Indien; 7. Süd - America; 8. Australien und Oceanien; 9. deutscher Bund (ohne Oesterreich), Niederlande und Belgien; 10. Oesterreich; 11. Frankreich und die Schweiz; 12. scandinavische Staaten; 13. britische Inseln; 14. russisches Reich; 15. 16. das mittelländische Meer. Die Herausgeber stellten sich mithin die schwierige Aufgabe, auf je einer Karte die mannigfaltigste industrielle und Handelsthätigkeit eines ganzen Landes oder einer Ländergruppe zu veranschaulichen, und da die Karten nur ein mäßiges Felloformat haben, kann der Atlas selbstverständlich für die Industrie- und Handelsgeographie nur etwa die Stellung beanspruchen, welche die „Schulatlanten“ für die allgemeine und politische Geographie haben. Gewähren die Karten einen allgemeinen Ueberblick, so erfüllen sie ihren Zweck, und es wird die Sache einer Fortsetzung dieses Unternehmens sein, dem eingehenden Studium durch Karten der Vertheilung der Hauptindustrien über den Erdboden und mit Berücksichtigung der größeren oder geringeren Bedeutung, der Unterarten u. s. w. entgegenzukommen. Daß eine solche nothwendige Ergänzung folgen wird, ist uns sehr wahrscheinlich, da der jetzt erscheinende Atlas ungewöhnlichen Beifall findet, ja sogar schon die Bearbeitung für Frankreich und Einführung in den dortigen Lehranstalten beabsichtigt wird, obgleich erst drei Karten vorliegen. Diese drei Karten sind die oben unter 9., 10., 11. aufgeführten, und man wird denselben gern das Zeugniß ausstellen, daß sie das Mögliche leisten, durch Schraffirungen, Chiffres, Farben u. s. w. jede erhebliche Betriebsamkeit dem Auge vorzuführen und in dem bunten Gewirre Klarheit zu erhalten. Bei allem Respect vor einer so minutiösen und sauberen Ausführung können wir indessen zwei Ausstellungen nicht unterdrücken: erstens, daß nicht für sämtliche Karten dieselben Zeichen und Farben angenommen wurden (so erscheinen beispielsweise Weinbau, Glas, Porzellan auf den verschiedenen Karten verschieden bezeichnet), zweitens, daß in der Schreibung der Namen nicht überall die nöthige Genauigkeit beobachtet wurde. Wir citiren auch dafür Beispiele. Auf Karte 9: Belgrad statt Belgard, Coesfeld statt Coesfeld (das e ist da bekanntlich nur Dehnungszeichen wie in Coest, Spehoe), Mühlheim statt Mülheim (an der Ruhr). Es liegt auf der Hand, daß derartige Versehen gerade auf einer Industriekarte unangenehme Verwechslungen verschulden können. Abgesehen davon ist das Unternehmen auf das Lebhafteste willkommen zu heißen und wird sich auch außerhalb der Schule zahlreiche Freunde machen, da ja heutzutage die industrielle Thätigkeit in alle Lebenskreise hinübergreift und Sedermann daher Veranlassung hat, sich mit der bezüglichen Statistik zu beschäftigen. Für die Bearbeitung des Textes war der Verfasser der allgemein geschätzten Handelsgeographie ebenso der rechte Mann, wie der Name lange eine Garantie für die sorgfame Zeichnung der Karten bot, und es bedarf nicht der Versicherung, daß der Verfasser, welcher auf diesem Gebiete vollständig zu Hause ist, nichts unbeachtet ließ, was die gewerblichen und Handelsinteressen berührt und hinsichtlich der Statistik, der Gesetzgebung u. s. w. durchgängig die neuesten Daten lieferte.

h. Theodor Mommsen veröffentlicht im letzten Jahrgange der Berliner Akademie philosophisch-historischer Classe ein „Verzeichniß der römischen Provinzen, aufgesetzt um 297 n. Chr., mit einem Anhang von K. Müllenhoff“. Dasselbe war bereits in demselben Bande Scipione Maffei's abgedruckt, worin ein Blatt des echten Gaius siebenzig Jahre gedruckt zu lesen war, ohne daß es jemand las. Auch jenes Verzeichniß ward von den bisherigen Forschern auf diesem Gebiete noch nicht benutzt. Mommsen edirt dasselbe mit Vermeidung der irthümlichen Lesungen des alten Abdruckes, nach der Handschrift der Veroneser Capitularbibliothek, zugleich mit einer Reihe schätzbarer Bemerkungen, die durch dieses Document veranlaßt worden sind. Er erklärt dasselbe als das älteste aller auf uns gekommenen Verzeichnisse der diocletianischen Diöcesen und Provinzen, wahrscheinlich geflossen aus dem ursprünglichen, um das Jahr 297 aufgesetzten Schema. Dies verleiht diesem Veroneser Verzeichnisse, trotz seiner corrupten Ueberlieferung, fortan

eine höchst wichtige Zeugenschaft. So kommen die Diöcesen Moesien und Dannonien unter diesen Namen in keinem anderen Verzeichnisse vor. Der Sache nach ist diese Einteilung keine andere, als die in der „Notitia dignitum“ hervortretende des orientalischen und des occidentalischen Illyricum; ein Beweis, daß, gegenüber der herrschenden Ansicht, die administrative Trennung des orientalischen und occidentalischen Illyricums nicht erst mit der Theilung des Reiches begonnen hat, sondern bereits der constantinischen Ordnung angehört. Die wiederentdeckte Quelle bietet manche ähnliche Aufklärung.

Nicht minder wichtig ist ein kleiner Anhang jener Handschrift, welcher die den Römergrenzen gefährlichen Völker aufzählt und Müllenhoff zur Bearbeitung überlassen wurde. Diese geographisch-historische Notiz reicht gerade in die dunkelsten Zeiten germanischer Urgeschichte vor dem Beginne der eigentlichen Völkerwanderung zurück und dürften beide Theile von der österreichischen Geschichtsforschung nicht mehr zu übersehen sein.

Dasselbst publicirt Mommsen zugleich die „Zeiger Ostertafel vom Jahre 447“ aus einer sehr schwierigen Uncialhandschrift. Erst durch die gediegenen Erläuterungen, von denen dieser neue Abdruck begleitet ist, wird dieses kostbare Fragment für die Feststellung der späteren Consulartafel und noch mehr für die älteste Geschichte der christlichen Osterrechnung nutzbar gemacht. Die Paschaltafel schließt sich im Ganzen genommen der lateinischen Observanz an und giebt, wo Divergenzen namhaft gemacht werden, derselben die erste Stelle. Das lateinische vierundachtzigjährige, nicht das alexandrinische neunzehn- oder fünfundzwanzigjährige Schema liegt der Tafel zu Grunde.

Das „Magazin für Litteratur des Auslandes“ ist mit dem neuen Jahre wieder von Leipzig nach Berlin übersiedelt. Es erscheint jetzt in einem handlicheren Quartformat und hat eine dem Londoner „Athenäum“ ähnliche Ausstattung erhalten. Im übrigen sind Redaction und Tendenz des höchst verdienstlichen Journals dieselben geblieben. Herr Joseph Lehmann, der Gründer und Redacteur des Magazins begleitet den Ortswechsel mit folgenden Worten:

„In Berlin zu Anfang des Jahres 1832 gegründet, und zwar als ein selbstständiges litterarisches Beiblatt der damaligen „Allgemeinen preussischen Staatszeitung“, hatte das „Magazin für die Litteratur des Auslandes“ die Aufgabe, das Culturleben der Völker in deren litterarischen Erzeugnissen und in seinen Beziehungen zu Deutschland darzustellen und ein treuer Spiegel der Zeit und ihres Geistes zu sein.

Die Redaction, die von der ersten Nummer dieses Blattes bis zum heutigen Tage unverändert geblieben, glaubt dieser Aufgabe stets gewissenhaft nachgekommen zu sein und, unberührt von dem Wechsel der politischen Strömungen, dieses Blatt zu einem über den Parteien stehenden, internationalen Vermittler aller Culturfortschritte der Zeit gemacht zu haben.

Um seine Unabhängigkeit vollständig zu wahren, wurde das „Magazin“ im Jahre 1843 von der politischen Zeitung, deren litterarischer Begleiter es zwölf Jahre lang gewesen war, gänzlich getrennt. Es kam damals in den Verlag der Herren Veit u. Comp. (Dr. M. Veit und S. Velsfeldt), die nach dem Ableben des letztgenannten Theilhabers durch Verkauf des Geschäftes nach Leipzig überging.

Seit dem Jahre 1859 wurde das „Magazin“ in Leipzig gedruckt und verlegt. Es sind jedoch, da weder die Redaction noch ihre Mitarbeiter ihren Wohnsitz in Leipzig hatten, hiedurch mancherlei Störungen entstanden, die auf fernere gleichmäßige Wirksamkeit und Entwicklung des Blattes nicht ohne Einfluß bleiben konnten.

Es ist deshalb das „Magazin“ jetzt wieder nach seinem alten Gründungs- und Verlagsorte zurückverpflanzt worden. Hier werden wir mit erneuerter Lust und mit unveränderter Gesinnung unserer Aufgabe nachkommen, in den Culturerscheinungen der Gegenwart die aufgegangenen Saaten der Vergangenheit und die Keime eines friedlichen Culturlebens aller Völker nachzuweisen, unter denen das deutsche Volk vorzugsweise den

Beruf hat, ein internationales, geistiges Band in Litteratur, Kunst und Wissenschaft zu bilden.“

Die vorliegende erste Nummer legt gleich wieder das vollgültigste Zeugniß für den Ernst ab, mit welchem die Redaction diese Aufgabe erfaßt.

h. Am 17. Februar 1863 starb Frédéric de Gingins-la-Sarra, der bedeutendste Historiker der romanischen Schweiz. Nachdem er sich in seiner Jugend besonders mit Botanik beschäftigt und unter anderem Goethe's „Metamorphose der Pflanzen“ ins Französische übersezt hatte, widmete er bald die ganze Kraft seines langen Lebens der vaterländischen Geschichte. Er ist der Hauptgründer der „Gesellschaft für Geschichte der romanischen Schweiz“, die im Jahre 1837 ins Leben trat und sich durch die seither erschienenen zwanzig Bände ihrer Publicationen auch bei den Gelehrten anderer Länder alle Achtung erwerben hat. Diese Gesellschaft zählt wenige Sitzungen, in denen Gingins-la-Sarra nicht eine verdienstliche Abhandlung mitgetheilt hätte und in zahlreichen anderen Publicationen, die von manchen mehr benützt als citirt werden, hat er für die burgundische Geschichte im ganzen Mittelalter rüstig vergearbeitet. Die Achtung vor seinen wissenschaftlichen Verdiensten und die Trauer über seinen Verlust hat bereits in einem Büchlein Ausdruck gefunden, welches J. J. Hifely unter dem Titel: „Frédéric de Gingins-la-Sarra. Notice biographique (Lausanne 1863)“ veröffentlicht. Dasselbe enthält zugleich eine gelehrte Würdigung seiner Arbeiten und ein vollständiges Register derselben.

\* (Eine deutsche kirchliche Zeitschrift in Paris.) Der deutsche evangelische Prediger Herr v. Bodelschwingh in Paris, der daselbst in der Vorstadt la Villette auf dem Hügel von Montfaucon mit Hilfe des Gustav-Adolf-Vereines eine evangelische Kirche und Schule für arme deutsche Arbeiter gegründet hat und selbst leitet, giebt dort jetzt auch eine religiöse Zeitschrift in deutscher Sprache unter dem Titel: „Das Schifflein Christi“ heraus. Sie erscheint am ersten jedes Monats in einem Octavbogen und kostet jährlich für Frankreich 2 Fr. und für das Ausland 20 Egr. Der Ertrag ist zum Besten der deutschen Kleinkinderschule in la Villette bestimmt. Gedruckt ist sie in deutscher Frakturchrift.

\* (Mayhew über Deutschland.) Eine Londoner Correspondenz der deutschen „Pariser Zeitung“ bringt folgende Mittheilung: „Henry Mayhew, der Verfasser von „London labour and London poor“, wird jetzt ein neues Werk herausgeben: „German life and manners as seen in Saxony at the present day“ („Deutsches Leben und deutsche Sitten, wie sie gegenwärtig in Sachsen anzutreffen“). Der Annence zufolge, in welcher das baldige Erscheinen verkündet wird, scheint der Verfasser eine sehr irrige Meinung vom deutschen Leben zu haben. Denken Sie sich die Arroganz, der Welt zu sagen: die Armuth und das Elend sei in Sachsen größer als in England. Die Mittelclassen in Deutschland führen ein schlechteres Leben, als der gewöhnliche Arbeiter Englands. Sene hätten schlechtere Kleidung, schlechtere Speise als diese“ u. s. w.

\* Eine Auswahl von Hans Christian Andersen's Märchen erschien in Philadelphia in englischer Uebersetzung von Miß Fanny Fuller. Die Bearbeitung ist nicht nach dem dänischen Originale, sondern durch Vermittlung des deutschen hergestellt. Es mag allerdings, bemerkt das „M. f. L. d. N.“, für die heutigen Dänen etwas ärgerlich sein, daß sie das Bewußtsein haben, ohne die bösen Deutschen nirgends in der Welt bekannt zu werden. In früherer Zeit suchten freilich die Baggeien, die Lehnenhämmer und auch noch Andersen einen Stolz darin, ihre dänischen Dichtungen selbst ins Deutsche zu übertragen, um dadurch den Beifall eines größeren, kunstverständigen Publicums zu erlangen.

Aber das hat sich seitdem sehr geändert. „Ein echter dänischer Mann kann keinen Deutschen leiden und deutsche Bücher liest er nicht.“ Der deutsche Buchhändler Friedrich Leyboldt in Philadelphia hat übrigens seinen englischen Anderen ganz vortrefflich ausgestattet.

## Sitzungsberichte.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe  
vom 17. December 1863.

Das correspondirende Mitglied, Herr Prof. Dr. Constantin Ritter v. Ettingshausen, liest über die fossilen Algen des Wiener- und Karpathen-Sandsteines. Fragmente von algenartigen Gewächsen bilden fast ausschließlich die Fossilreste, welche man in diesem den Zug der Alpen einsäumenden Gestein findet, dessen relatives Alter noch bis jetzt nicht mit genügender Sicherheit festgestellt werden konnte. Seit Sternberg (1820) sind die fossilen Algen des Wiener Sandsteines nicht zum Gegenstande einer genaueren Untersuchung gemacht worden, um die zahlreichen seither aufgefundenen Formen zu ordnen und zu bestimmen. Die verdienstliche Arbeit des Herrn v. Fischer-Doster in Bern „über die fossilen Fucoiden der Schweizer Alpen“ ließ es nun als wünschenswerth erscheinen, auch die Alpenformen des Wiener- und des Karpathen-Sandsteines monographisch zu bearbeiten und zur Aufklärung des Wesens der weit verbreiteten Fucoiden führenden Schichten vom phyto-paläontologischen Standpunkte aus und mit Benützung des in Wien vorhandenen Materials, einen weiteren Beitrag zu liefern.

Die fossilen Algen des Wiener- und Karpathen-Sandsteins entsprechen nur solchen Arten der jetztweltlichen Flora, welche in salzigen Gewässern vegetiren. Die von Herrn Prof. v. Ettingshausen vorgenommene Untersuchung derselben zeigt, daß die Abänderungen in der Form und Ausbildung des Thallus bei den jetztweltlichen Algen nicht minder zahlreich waren, als sie bei den jetzt lebenden sind; daß demnach viele von den bisher als selbstständige Arten beschriebenen fossilen Algen nur für Varietäten einiger wenigen Species gelten können. Aus der Beschaffenheit und Erhaltungsweise der Fossilien, sowie aus dem Vorkommen der diesen zunächst verwandten jetzt lebenden Gewächse zieht Herr Prof. v. Ettingshausen den Schluß, daß wenigstens jene Schichten des Wiener- und Karpathen-Sandsteins, in welchen die Fucoiden vorkommen, in keineswegs großer Entfernung von der Meeresküste an feuchten und vollkommen geschützten Stellen in Buchten und Dünenlagunen abgelagert werden sind, in deren ruhigen Gewässern die Meeresalgen sich angehäuft hatten.

Herr Dr. W. Tomja, Assistent der Physiologie an der medicinisch-chirurgischen Josephs-Akademie, überreicht eine Abhandlung über „die Lymphwege der Milz“.

Bei dieser Arbeit hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, die Controverse über die Lymphwege der Milz näher zu untersuchen.

Ueber diesen Gegenstand streiten sowohl unter den älteren, als auch und zwar besonders unter den jüngeren Forschern zwei ganz entgegengesetzte Meinungen:

Die eine längnet die Anwesenheit der Lymphgefäße in der Milz und betrachtet das Organ als eine Blutlymphdrüse, wobei sie sich begnügt, die Lymphwege einfach durch die Blutwege zu ersetzen.

Die andere behauptet das Vorhandensein von Lymphwegen in der Milz, unter Einem aber ihren bis zur Stunde noch unbekanntem Ursprung und weist alle bisherigen Untersuchungen darüber mit dem Vorwurfe zurück, daß man Lymphgefäße mit Arterien scheiden zusammengeworfen habe.

Die Schuld an diesen Meinungsgegensätzen trägt der gänzliche Mangel entscheidender Lymphgefäßinjectionen; und die Ursache dieses Mangels liegt in der einseitigen Behandlung der Aufgabe, nämlich in der alleinigen Benützung von todtten Objecten zur Injection.

Aus diesem Grunde stellte der Verfasser alle seine einschlägigen Versuche an lebenden Thieren an und benützte die bei früheren Versuchen über Lymphbildung gemachten Erfahrungen, um mit ihrer Hülfe den Lymphstrom in der Milz zu wecken und zu vermehren.

War die Lymphbildung einmal eingeleitet und im gehörigen Flusse, so wurde Sorge getragen, die Entleerung der Lymphgefäße durch Unterbindung ihrer Hauptstämme zu verhüten, und schließlich ein so präparirtes Organ zur künstlichen Füllung seiner Lymphwege benützt. Letztere geschah mit Leim und löslichem Berlinerblau.

Die Resultate, wie sie die Pferd milz liefert, sind in Kürze folgende:

1. Die Lymphbildung geschieht in der Milz

a. in den Malpighischen Bläschen, und

b. in dem „Milzgewebe“, welches die Capillaren und kavernösen Venen umhüllt, und mit diesen äußerst dünnwandigen, jedoch geschlossenen Blutbahnen, wie das Leberzellennetz mit seinem Capillarwerke, vielfach durchflochten ist.

2. Der Abfluß der Milzlymphe ist, wie aller Orten, auch in diesem Organe an die Bindefsubstanz gewiesen, und wird auf eine doppelte Art ermöglicht:

a. durch die Arteriencheiden, welche ihren den Malpighischen Körpern und ihrer Nachbarschaft entlehnten Inhalt zunächst nach dem Hilus leiten;

b. durch die Milzkalken, welche die Lymph aus dem „Milzgewebe“ im Wege der Spalträume ihrer muskulösen Begrenzung einsichern lassen, um sie in ihren Lakunen meist nach der Oberfläche zu leiten und in das oberflächliche Lymphgefäßnetz zu ergießen.

Die Pferd milz besitzt also oberflächliche und tiefe Lymphgefäße. Die ersteren sind aber, der gewöhnlichen Annahme entgegen, nicht als der serösen Hülle ausschließlich gehörig zu betrachten, sondern sie sammeln die Lymph ebenso aus dem Innern der Milz, wie die am Hilus hervortretenden sogenannten tiefen Lymphgefäße.

Beide Lymphbahnen sind auch in vielfacher Verbindung mit einander. Beweis dessen, daß bei den vom Verfasser gemachten Injectionen die tiefen Lymphstämme ausschließlich durch Communicationszweige von den oberflächlichen Netzen her gefüllt wurden.

Herr Fr. Unferdinger, Lehrer der Mathematik an der Oberrealschule am Bauernmarkt, legt eine Abhandlung vor, deren Inhalt die Darstellung einer Methode betrifft, um aus den in verschiedenen geographischen Breiten gemessenen Längen des Secundenpendels zu bestimmen:

1. Das Gesetz der absoluten Schwere,
2. die Länge des Secundenpendels am Aequator,
3. die Flugkraft am Aequator,
4. die Abplattung der Erde und
5. die Dimensionen der Erde,

letzteres unter der Voraussetzung, daß sämtliche Bestimmungen der Länge des Secundenpendels so genau sind, als jene Bessels für Königsberg und Berlin.

Die Länge des Secundenpendels ist genau bestimmt nur für Königsberg und Berlin von Bessel und für London von Sabine. Wenn man bedenkt, daß diese Größe, so wie Länge und Breite, Radiusvector und Meereshöhe eine wichtige geographisch-astronomische Constante bilden, so muß jeder Freund der exacten Wissenschaften bedauern, daß dieselbe für so wenige Orte, selbst abgesehen von den bedeutenden Folgerungen, welche sich aus deren Gesamtheit ableiten lassen, mit einer dem heutigen Zustand der Meßkunst adäquaten Genauigkeit bestimmt ist. Die Pendellänge von Paris ist allerdings von Biot

und Arago bestimmt (die Vorgänger nicht zu nennen), doch mit einer von unserem großen Meister Bessel gründlich angezeifelten Genauigkeit.

Der Verfasser spricht den Wunsch aus, daß die ausgegebene Methode der Benützung der Pendelschwingungen zur Ausmittlung so wichtiger Constanten, der sorgfältigen Beobachtung derselben neue Freunde erwerben und dem vielfach vernachlässigten Gegenstande thätige Kräfte zuführen möge dort, wo die nothwendigen Hülfsmittel vorhanden sind.

Herr Dr. August Vogl, Assistent beim Lehrfache der Naturgeschichte an der k. k. medicinisch-chirurgischen Josephs-Akademie, übergiebt eine Abhandlung über die Intercellularsubstanz und die Milchsaftgefäße in der Wurzel des gemeinen Löwenzahns. — Die Wurzel des gemeinen Löwenzahns (*Taraxacum officinale* Wigg.) besitzt einen centralen Holzkörper, welcher von einer breiten fleischigen, stark milchenden Rinde umgeben ist. Untersucht man seine Schnitte aus der Wurzel mit verschiedenen chemischen Mitteln unter dem Mikroskope, so gelangt man zu dem Resultate, daß die in der Wurzel vorkommende Intercellularsubstanz größtentheils aus Pectose bestehe, jener Substanz, welche auch im unreifen Obste und in den gelben und weißen Rüben vorkommt. Es läßt sich hierbei nachweisen, daß dieser Stoff keineswegs ein Secret, sondern ein Umwandlungsproduct der Cellulose der Zellmembranen ist. Diese Umwandlung ist eine chemische und schreitet von außen nach innen fort. — Mit dieser Pectinmetamorphose im Zusammenhang steht die Entstehung der Milchsaftgefäße in der Löwenzahnwurzel. Die Milchsaftgefäße, wie sie hier auftreten, gehören vielleicht zu den verzweigtesten, die überhaupt in Pflanzen zu finden sind. Sie bilden Hauptstämme, welche, zu Bündeln vereinigt, die Rinde in der Achse der Wurzel paralleler Richtung durchziehen. Diese Hauptstämme treiben eine Menge von Seitenzweigen, bald als kurze quere Verbindungsäste, bald als mehr weniger lange, am Ende kelbig aufgetriebene oder im Gegentheil haarfein ausgezogene blinde Aeste; die einzelnen Bündel stehen in tangentialer Richtung in Verbindung und bilden so großartige netzförmige Systeme um den Holzkern. Ihre ersten Ursprünge auffuchend, gelangt man zu der Thatfache, daß ihre Hauptstämme durch Verschmelzung der sogenannten Leitzellen (Siebzellen), äußerst zarten langgestreckten Zellen, welche die Milchsaftgefäßbündel begleiten und wahrscheinlich das Organ der Rückleitung des in den Blättern assimilirten Saftes darstellen, entstehen. Die Verschmelzung (Fusion) wird bedingt dadurch, daß die anfangs mehr weniger reinen Zellstoffmembranen der Leitzellen eine Umwandlung in Pectose erfahren.

### Sitzung der Gelehrten-Gesellschaft in Krakau.

In der am 12. December abgehaltenen Sitzung der Section für Natur- und Arzneiwissenschaften theilte der Präses die vom Herrn Zebrawski mündlich erhaltenen Aufschlüsse über das der Section vorgelegte Manuscript unter dem Titel: „Nehemars Geometrie“, übersetzt von Malikowski, mit, welches Werk auf Kosten der Gelehrten-Gesellschaft durch den Druck zu veröffentlichen sei. Nach der Meinung dieses Kenners soll Nehemars Werk sich nicht durch große Verzüge auszeichnen; trotz dieses Urtheiles über das Original des Autors enthalte er sich noch des endgültigen Ausspruches bis zur genauen Durchsicht der Uebersetzung, die er auf Anregen der Section gewissenhaft zu prüfen willens ist. Ferner legte der Vorsitzende das umfangreiche deutsche Werk: „Das Skelet der Krokodilinen“, ein Geschenk des Dr. Brühl vor. Prof. Skobel beschrieb die Heilquelle Gleichenberg in Steiermark. Prof. Sawiczewski zeigte das von ihm eingeführte Mittel, den Augapfel zusammenzuprüffen, das unter dem Namen: „Calabarische Bohne“ bekannt ist. Bei der Wahl der Sectionsbeamten für das nächstfolgende Jahr wurde neuerdings Professor Skobel als Präsident, Dr. Dettinger als Secretär beibehalten. Zum Deputirten des Comité dagegen wurde Prof. Steczowski neu gewählt.

**Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckeret der k. Wiener Zeitung.**



## Generalconsul v. Sahn's Expedition nach dem albanesischen Drin.

(Herbst 1863.)

(Vortrag, gehalten von F. Kaniž in der k. k. geographischen Gesellschaft am 22. December zu Wien.)

Am südlichst gelegenen Punkte Serbiens, dort, wo der aus Albanien kommende Ibar die serbische Grenze betritt, gestaltet sich das Terrain zu einem mächtigen Gebirgsknoten. Sein höchster Berg, der 5986' hohe Kopaonik, bildet zugleich den höchsten Erhebungspunkt zwischen dem Balkan bis weit weg über Serbiens Grenzen.

Trägt man die am Fuße dieses Berges angesiedelten Hirten, ob die Aussicht von dessen Gipfel lohnend sei, so erhält man gewöhnlich die Antwort: „Herr! Ihr erblickt die ganze Welt!“ Eine ganz neue Welt, wäre treffender, ahnten die naiven Bergjöhne, wie wenig richtige Kenntnisse wir von dem Terrain besitzen, welches man von der Kopaonikspitze übersehen.

Am 30. Juni 1860 stand ich auf diesem hochgelegenen Aussichtspunkte. Unterhalb desselben hatten sich im Norden graue Wolkenjchleier zusammengezogen, welche bald ein einziges die Aussicht gegen Romaniens, Serbien und Bosnien verhüllendes Wolkenmeer bildeten. Nur noch die nächsten hohen Spitzen des Stol (3000') Ploč (4800') Želin (4200') und des Zastrbac (3000') ragten aus demselben empor.

Im Südwest zeigte sich jedoch durch eine weite Lücke des riesigen Wolkenvorhanges die westliche Partie Obermösens mit den Rinnfälen des Lab, der Citnica und des albanesischen Drin bis zu den fernen Höhen des Šar mit seinem 8100' hohen Kobilicaipitze (bald von rasch eilenden Wolkenjchatten verdüstert, bald minutenlange von dem prächtigsten Sonnenlichte übergoßen.)

Weiter in südwestlicher Richtung begrenzten der Glič (6197') der Stari-kolašin und die Mokra planina die Aussicht; während über dem Bassin der Raška und über den Minareten Novipazars hinweg, westlich die schneebedeckten Dolomitpyramiden des hohen Dormitors (5 bis 9000') als höchste Spitzen der Bosnien von der Herzogowina trennenden Bergkette auftraten.

Im Süden verwickelten sich die Ausläufer des Kopaoniks mit anderen Gebirgen zu einem weiten verworrenen Neze, in das die Toplica, einer der Hauptzuflüsse der bulgarischen Morava, sich ihr Bett gegraben hat. In Südosten endlich waren die Profile der weitgestreckten Balkankette wohl zu unterscheiden. Gleich großartig wie erhaben lag das weitgestreckte Panorama vor mir; eine lebende Relieffarte, an deren Details sich für Europa, besonders aber für Oesterreich eine reiche Fülle von historischen Erinnerungen knüpft.

Beispielsweise lag dort auf der äußersten Sehlinie jenes feste Schloß Račanik, wo im Jahre 1689 der türksche Feldherr Mustapha aus dem stolzen albanesischen

Geschlechte der Köprili, gestärkt durch den Uebergang der von dem tapferen, aber unklugen kaiserlichen Oberst Strasser gereizten albanesischen Hülfsvölker, diesen in blutiger Schlacht besiegte. Die Leichen Strassers, des heldenmüthigen Prinzen Karl von Hannover, der Grafen Styrum, Bronsfeld, Aueräperg blieben auf dem reichlich mit deutschem Blute getränkten Schlachtfelde. Bezeichnet diese verlorne Schlacht den ersten in der Reihe der Unglücksfälle, an die sich der Verlust jener rasch eroberten neuen Provinzen für den Kaiserstaat knüpft; so erregt schon der Name der Hochebene hart an der Sitnica die Erinnerung an verhängnißvoll gewordene Momente, die für Jahrhunderte den Südosten Europa's dem traurigen Loje der türkischen Herrschaft überantworteten.

Welcher Geschichtskundige könnte bei der Erwähnung der einst seebedeckten Ebene von Kossjovo gleichgültig bleiben, des „Amselfeldes“, auf dem die Christen Ost-Europa's die blutigen Schlachtwürfel über ihre Zukunft in den Jahren 1389 und 1448 zweimal entscheiden ließen, auf dem Sultan Amurath und der letzte Serbenfürst, der heiliggeprochene Lazar, dessen Gebeine in Oesterreich ruhen, ihre Seelen an einem Tage aushauchten.

Man möchte dieses Unglücksfeld die Wiege der uns heute bedrohenden orientalischen Frage nennen.

Schon diese beiden, der neueren Geschichte entnommenen Momente genügen, um zu zeigen, daß wir vom hohen Kopaonik auf ein Stück Welt herniederblicken, daß für den Historiker wie für den Politiker gleich interessant ist. Aber auch für den Specialforscher auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft birgt dieser wichtige Theil Europa's zahlreiche ungelöste Probleme. Er wird bewohnt von Völkerschaften der verschiedensten Abkunft, deren Ursprung zum Theil in der classischen Vorzeit zu suchen, theilweise aber in die vorhistorische Zeit zurückreicht und in vielem noch aufzuhellen ist. Den geistvollen Schlüssen unserer Etymologen ist es wohl gelungen, einiges Licht in das Sprachgewirre des südöstlichen Europa zu bringen, die Namen Niebuhr, Diez, Fallmerayer, Safarik, Miklosich u. A. werden für alle Zeit nach dieser Richtung hin ehrend genannt werden und doch bleibt noch vieles z. B. über manche Elemente des Stipe (Albanesischen) aufzuklären.

Hängt die Lösung dieser und ähnlicher Aufgaben enge mit der Lüftung des Dunkels zusammen, welches zum Theil noch auf der Vorgeschichte dieser Länder ruht, harret auch des Archäologen noch manche dankenswerthe Arbeit, so bleibt wohl mindestens eben so viel noch in Bezug auf die physikalisch-geographische und topographische Erforschung der europäischen Türkei zu thun übrig.

Nimmt man die Kiepert'sche Karte, unsere beste Gesamtkarte der Türkei, zur Hand, so findet man z. B. den hohen Kopaonik zur Hälfte über die Grenze Serbiens nach Bulgarien verlegt und in der Wirklichkeit entgegengesetzter Richtung streichend aufgetragen. Um denselben sieht man aber, wie auf einer Karte des noch undurchforschten Innern Africa's, zwischen der Sitnica und bulgarischen Morava ein Terrain von etwa 30 Quadratmeilen, scheinbar flach, unbewässert und unbevölkert,

während es in Wahrheit mit Gebirgen, Flüssen und Ortschaften überzogen ist und noch heute seiner näheren geographischen Bestimmung harret.

Meine „Beiträge zur Kartographie des Fürstenthumes Serbien“, veröffentlicht von der k. Akademie der Wissenschaften, und mein „Routier“, aufgenommen im v. J. in Nord-Bulgarien, werden nach einer Mittheilung Kiepert's schon in der im nächsten Jahre erscheinenden neuen Ausgabe seiner Karte Aufnahme finden, manche Irthümer der älteren Ausgabe vom Jahre 1853 berichtigen, und mehrere wesentliche Lücken ergänzen. In gleicher Weise werden die Arbeiten anderer Reisenden verwerthet werden, namentlich jene von Biquésnet, Hahn, Lach und Blau, die während der letzten zehn Jahre wahrhaft Großartiges in Thracien und Bulgarien geleistet haben. Ungeachtet dieser Anstrengungen einzelner Forscher wird aber auch die neue Ausgabe der Kiepert'schen Karte — der verdienstvolle Herausgeber ist sich dessen bewußt — auch wenn man in Rücksicht, daß es an jeder trigonometrischen Aufnahme fehlt, nur bescheidene Anforderungen an dieselbe stellt, bezüglich Richtigkeit und Vollständigkeit selbst des rein Topographischen noch immer sehr viel zu wünschen übrig lassen.

Mit um so größerem Danke muß man es begrüßen, daß die k. Akademie der Wissenschaften vereint mit der k. Marine, in Erwägung der hohen Mission, welche Oesterreich im europäischen Osten zu erfüllen hat, dem durch die „albanesischen Studien“ und seine „Reise von Belgrad nach Salonik“ wohlbekannten österreichischen Generalconsul v. Hahn in der liberalsten Weise die Mittel geboten hat, um seine Forschungen am albanesischen Drin in diesem Jahre wieder aufnehmen zu können.

Angeregt durch ein Schreiben Mahmud Beys (Freund), Oberstlieutenants im großherrlichen Generalstabe, vom 17. März 1860, beabsichtigte Hahn zunächst nur den Lauf des Drin und dessen Schiffbarmachung zu untersuchen; ein Unternehmen, an das sich nothwendig manche wichtige Bereicherung der Geographie und Ethnographie knüpfen mußte.

Durch die Güte des Herrn Generalsecretärs der k. Akademie der Wissenschaften, Prof. Schrötter, lagen mir mehrere Briefe Hahns über seine Unternehmung vor, aus welchen das Nachfolgende von allgemeinem Interesse sein dürfte.

Die eigentliche Expedition Hahns in Gesellschaft des k. Linien-Schiffslieutenants Ritter v. Spaun und des Doctors Ezekeky nahm ihren Ausgangspunkt von Scutari (albanesisch Scodra); derselben ging jedoch ein Ausflug Hahns in die Mattia, die Heimat Scanderbegs, voraus. Hahn untersuchte den Lauf des Arsen theils durch Augenschein, theils durch Einziehen von Erkundigungen in Tyranna. Den von Anna Comnena angeführten Ort, wo sich Kaiser Alexius auf seiner Flucht vor den Normanen durch einen kühnen Sprung von einem Felsufer zum anderen rettete, verlegt Hahn etwa vier Stunden südlich von Tyranna.

Auf dem Wege nach dem Flußgebiete des Mat fand Hahn einen District Namens Benda. Er ist das Quellgebiet des Schmalflusses, hat eine Länge von 6 bis 7 Stunden N. S., 2 bis 3 Stunden Breite W. D. und trennt die Ebene von Tyranna von dem Quellgebiete des Mat. Nach dem von Kiepert angegebenen Matflußarm Bardassa (im Lande der Mirediten) erkundigte sich Hahn vergebens.

Ueberhaupt glaubt er, daß seine Untersuchungen sehr abweichende Resultate von den bisherigen geben werden, obwohl er nicht für die Richtigkeit der seinen stets unbedingt einstehen möchte. Regenwetter, scheußliche Wege, großes Mißtrauen von Seite der rohen Bewohner erschweren die Arbeiten Hahn's, ja machten sie zum Theile unmöglich. Die Gesellschaftszustände dieses Thales erschienen Hahn auf der gleichen Stufe stehend mit jenen des Lab Golakstammes im Süden Alt-Serbiens. Hahn meint hier die von dardanischen Albanesen bewohnte Landschaft Lab Golak, wo die Blutrache wohl nicht mehr Sache des ganzen Stammes, sondern nur Familiensache ist. Die Pflicht der Rache liegt nur den nächsten Verwandten des Gemordeten ob, und die Blutschuld haftet nur an den nächsten Erben des Mörders. Von diesen Albanesen, deren Stammorte bei Pristina liegen, stammen wahrscheinlich die in den beiden Dörfern Mirkince und Herkove angesiedelten Elementiner, welche ich in der Nähe des österreichisch-serbischen Mitrovica an der Save fand. Sie hatten sich in dem unglücklichen Feldzuge unter Sefeldorf 1737 Oesterreich angeschlossen, waren zuerst vor der Rache der Türken an den Fuß des Avala bei Belgrad geflüchtet und sind bis heute ihrer alten Tracht und Sprache treu geblieben.

Sowohl die Türken, als die Katholiken des Thales, durch welches Hahn zog, sind ihrer Neigung zum Raube wegen in der ganzen Nachbarschaft bis Durazzo hin berüchtigt. Auf einem Ritze sah er zwei Häuser brennen. Sie waren von der Ob- rigkeit angezündet worden, die nach Landesbrauch das Haus des Mörders verbrennen muß.

Am 26. August erreichte Hahn Skodra, wo er im Hause des österreichischen Consuls Dubravich seinen Reisegefährten Spaun traf und die freundlichste Aufnahme fand.

Vor vier Jahren ist der Drin wieder in sein altes Flußbett eingebrochen. Wir hören diese wichtige Thatfache hier zum ersten Male, S. v. Beaumont's von Boué durchgesehene Karte dieser Länder, herausgegeben von der Berner geographischen Gesellschaft im vorigen Jahre, kennt dieselbe noch nicht. Der Drin sendet gegenwärtig vor seinem Eintritt in die Küstenebene etwa zwei Drittheile seines Wassergehaltes in nordwestlicher Richtung dem aus dem Gebiete von Pulati, vom Dorfe Kiri kommenden gleichnamigen Flusse zu, der hart bei der Stadt Skodra in die Bojana fällt. Spaun recognoscirte diesen neuen Flußarm des Drin am 29. August und fand hinreichendes Wasser für Barken vor, die Schiffer forderten aber anfänglich beinahe unerschwingliche Preise.

Am nächsten Tage fuhr bereits die kleine österreichische Expedition in zwei leichteren Barken mit acht Schiffsleuten von Skodra aus den neuen Flußarm des Drin aufwärts. Die Fahrt ging sehr langsam, da der niedrige Wasserstand nicht zu rudern erlaubte und die Barken daher gezogen werden mußten. Bei dem Eintritt in die Gebirgsregion begannen die Stromschnellen. Bei dem Dorfe Karma reichten die Kräfte der Schiffer nicht mehr aus und Hahn mußte die Hülfe der Eingebornen in Anspruch nehmen. Je weiter man vorrückte, desto schwieriger wurde die Ueberwindung der Stromschnellen. Schon in Romani mußte man eine der Barken mit

dem ganzen Gepäcke unter Leitung des Dr. Ezzékely nach Skodra zurückschicken, in der zweiten Barke drang Consul Hahn mit Spaun und zwei Matrosen bis in das Gebiet von Merturi vor. Dort aber nöthigte sie eine große zwischen senkrecht Felsen gepresste Stromschnelle, welche keinen Raum zum Ziehen der Barke gewährte, auch diese zurückzufenden und den Weg zu Fuße fortzusetzen, da es in jenen Gegenden keine Lastthiere giebt.

Bisher war den Reisenden jeder Blick auf die allgemeine Bodengestaltung des Landes entzogen geblieben; denn der vereinte Drin fließt fast ununterbrochen in einer engen Rinne zwischen zwei an wenigen Punkten durchschnittenen Bergwänden von 200 bis 500' Höhe, mit mehr oder weniger steiler Böschung und nur bei Merturi am Fuße des Hauptgebirges.

Die Eindrücke der Landschaft, vom Wasserspiegel aus gesehen, waren in der Regel weder großartig noch wildromantisch. Eine Ausnahme machte die Flußenge oberhalb Romani, deren unbeschreiblich schöne Bilder leider photographisch festzuhalten unmöglich gewesen, weil zwischen den senkrechten oder überhängenden Felswänden und dem Wasserspiegel kein Plätzchen zur Aufstellung der Instrumente zu finden war. Bei Mittelwasser füllt der Fluß in der Regel die ganze Thalsohle aus. Schmale Felser neben dem Flußrinnfale oder Erweiterung der Thalsenge zu Kesseln sind Ausnahmen. Die Voraussage Ami Boué's, daß die von dem türkischen Oberstlieutenant Mahmud Bey verbreitete Nachricht von einem 70 Ellen hohen Wasserfall des Drin bei Alšić ein Märchen sei, hat sich vollkommen bestätigt. Vor der Verbindung des schwarzen und des weißen Drin bildet der Fluß keinen einzigen Wasserfall, dagegen ist er überreich an Stromschnellen.

Hahn stellt hier die Frage an Fachmänner, ob der Spalt, durch welchen sich der Drin seinen Weg gebahnt hat, nicht etwa als die Grenze zweier verschiedener Erhebungsbezirke anzusehen sei, indem er nicht selten die Schichten der beiden Thalswände, soweit er als Laie urtheilen konnte, wohl von gleichem Materiale, aber doch in verschiedenen Lagen vorfand. Mehrmals standen die Schichten an der Nordseite senkrecht und hatten die scharfen Kanten gegen den Fluß gerichtet, während sich jene der Südseite gegen den Fluß hinneigten, aber mehr oder weniger wagrecht lagen.

Die Reisenden zogen von Merturi auf sehr beschwerlichen Bergwegen nach Firza und erreichten bei dem Chan Sakat, nahe bei Spas, die von Skodra nach Prizrend führende Karavanenstraße.

Diese Route führte durch tagereisenlange unberührte Urbestände des schönsten Eichen- und Fichtenwaldes, deren Holz auf viele Jahre den Bedarf aller europäischen Marinen decken könnte. Dieser Entdeckung wegen, glaubt Hahn die Unterbrechung seiner Besichtigung des Drins nicht bedauern zu dürfen.

Die Reisenden hatten die Ueberzeugung gewonnen, daß, wenn auch vorerst wegen des raschen Wasserlaufes, ershwert noch durch die große Anzahl von Stromschnellen, unter den gegenwärtigen wirtschaftlichen Verhältnissen des Gebietes, durch das der Drin läuft, an eine rentable und regelmächtige Besichtigung desselben nicht gedacht werden kann, dagegen kein Zweifel obwalte, daß der Drin schon heute voll-

kommen flößbar sei, und daß der Verein eines noch unberührten, eben so kostbaren als unererschöpflichen Materiales, des wohlfeilsten Ausfuhrkanals und der billigsten Arbeitskräfte — da beide Ufer von einer verhältnißmäßig dichten, sehr kräftigen, armen Bevölkerung bewohnt sind — hier dem Unternehmungsgeiste ein Feld eröffnet, wie sich in Europa schwerlich ein zweites finden dürfte.

Hahn versäumte nicht von Präsrend aus durch Vermittlung des k. k. Consularagenten Dr. Peteler, in dessen Hause die Expedition gastfreundliche Aufnahme fand, sein Gutachten über diesen Gegenstand an mehrere Triester Firmen, die schon früher ihr Augenmerk auf dieses Land gerichtet hatten, abzusenden.

Hahn gedachte am 17. September nach Dibra aufzubrechen, und längs des schwarzen Drin nach Dchrida zu gehen. Er konnte nur mit Mühe einen Mann finden, der aus eigenem Augenschein Rechenschaft über die Landschaft, durch welche dieser Weg führt, geben konnte. Derselbe ist sehr unsicher und die Bevölkerung als räuberisch berüchtigt.

Wenn dieser Theil der Reise nach dem erst vor wenigen Tagen eingelaufenen Schreiben Hahns keine glänzenden Entdeckungen ergeben hat, so sammelte doch Hahn, so viel schon gegenwärtig aus seinen fragmentarischen Nachrichten hervorgeht, höchst dankenswerthe Beiträge zur besseren Kenntniß des von der Expedition durchzogenen Terrains.

Zwischen Dibra und Kricovo fand Hahn beispielsweise ein bisher ganz unbekanntes Bachgebiet von etwa 18 Stunden Länge, reich an Dörfern, dessen Mündung eine halbe Stunde südlich von der Stadt Dibra in den schwarzen Drin mündet, und daher mit diesem Flusse so ziemlich in umgekehrter Richtung läuft. Auch bringt er für alle diese Gebiete eine zum größten Theile neue geographische Nomenclatur mit.

Die Fahrt auf dem untern Wardar bot hingegen weniger Interessantes. Sie ging durch unschöne, öde und traurige Gegenden.

Ritter v. Spaun, der ausdauernde Begleiter Hahns, bemühte sich durch eben so zahlreiche als sorgfältige Längen- und Breitenbestimmungen die bis jetzt noch in der Luft schwebenden Lagen der Hauptpunkte in den durchreisten Gegenden auf sichere Basen zu stellen und die bisherigen Karten werden dadurch voraussichtlich ein sehr verändertes Aussehen erhalten. Dr. Székely endlich, welcher als Photograph die Expedition begleitete, brachte eine reiche Auswahl von größtentheils sehr gelungenen Städteansichten zurück.

Das Wetter war den Reisenden bis zur Wardarbrücke unweit des Ausflusses des Stromes ins Meer treu geblieben. Hier stellte sich der erste Winterregen ein, den man allgemein als den verspäteten Winteranfang betrachtete. Dies und die in Folge der großen Anstrengungen der Reise eingetretene Abspannung Hahns bestimmten ihn, die Rückkehr zu Land nach Arlona aufzugeben und sich in Salonik einzuschiffen. Bei seiner Ankunft in den Dardanellen hatte sich jedoch das Wetter so gestaltet, daß Hahn noch Mitte November die Troade durchstreifen und die Hauptpunkte derselben photographisch aufnehmen lassen konnte.

Am 29. November trafen die Reisenden in Syra ein, von wo aus wir den übersichtlichen Reiseberichten Hahn's an die k. Akademie der Wissenschaften entgegensehen dürfen. Dieselben werden sich an Reichhaltigkeit und Tiefe den berühmten vorausgegangenen Arbeiten Hahn's anschließen und der neuen Aera der geographischen Forschung in Oesterreich zuversichtlich ein ehrenvolles Blatt einfügen.

## Nibelungen-Studien.

### I. Der Dichter.

Als zu Anfang unseres Jahrhunderts die zahlreichen Romane vom Verfasser des „Waverley“ ihren Triumphzug durch alle Länder und Sprachen Europa's hielten und noch nicht authentisch feststand, ob Walter Scott, dieser „public character“, der Baronet und Dichter ein und dieselbe Person mit jenem fruchtbaren Autor sei, kam man in Deutschland allen Ernstes auf die Vermuthung, daß mehrere Köpfe an diesen Romanen arbeiteten. A. W. Schlegel hatte die Vermuthung ausgesprochen, daß wohl verschiedene alte griechische Tragödien auf diese Art gedichtet worden seien, Beaumont und Fletcher, die Zeitgenossen Shakespeare's, arbeiteten unter gemeinsamer Firma und es war notorisch, daß die Pariser Vaudevillestücke nicht von zweien, sondern von ganzen Dichteraffociationen erfunden, ausgeführt, mit Liedern versehen und componirt werden. Warum also sollten nicht auch bei den schottischen Romanen mehrere treffliche, mit verschiedenen Gaben ausgestattete Männer sich zur Erfindung oder Ausführung einer gemeinsamen Dichtung zusammenthun haben! Als dann in den zwanziger Jahren ziemlich erwiesen war, daß beide Dichter, der in Versen und der in Prosa, in der That eine Person seien, mußten die klugen Leute annehmen, „daß ein Genius die Plane erfindet, die Charaktere aufstellt und die Situationen, in welchen sie sich zeigen können, angiebt“. Das übrige thun dann „die Mitarbeiter, Ausmaler, Schattirer, mit historischer und örtlicher Kenntniß begabte und vom Geiste ihres Anführers ergriffene Leute“, und so dachte man sich denn in aller Gemüthsruhe auf das Titelblatt gesetzt: „Walter Scott und Comp.“

Es ist eine alte Sache, daß jede Ansicht ihren gelehrten Vertheidiger findet, aber lehrreich dürfte es doch sein, zu sehen, wie hurtig man sich bei uns anschickt, jede große Kraft, jede Persönlichkeit, deren Scheitel über unseren alltäglichen Gesichtskreis emporragt, so weit wie möglich zu zerstückeln, um sie dann ohne geistige Indigestion verdauen zu können. Wir wollen von diesem traurigen, aber wahren Schicksale Walter Scott's in Deutschland keine Nuzanwendungen auf die Nibelungen-Theorie Lachmann's machen, denn diese unterscheidet sich von jener in mehr als einer Beziehung. Vorerst ist sie nicht durch die ganz äußerliche Thatsache der großen Fruchtbarkeit eines Dichters, sondern durch tiefergehende Kriterien veranlaßt; ferner ist sie weniger grausam und zerreißt den Dichter nicht bei seinen

Lebzeiten, sondern nachdem er Jahrhunderte todt und vergessen ist. Endlich aber ist dieselbe darum weit glücklicher im Erfolge, weit allgemeiner angenommen und länger geglaubt, weil eben der Dichter längst nicht mehr lebt, um selbst dagegen zu protestiren; zwar spricht er deutlich zu uns aus seinem Werke, wir lesen die Verse, zählen die Hebungen, doch die Stimme des Dichters hören wir nicht mehr. Beiden Theorien gemeiniam aber ist die Bequemlichkeit, mit der alle weiteren Fragen nach der Entstehung eines Kunstwerkes abgeschnitten werden, die kleine Selbstgenügsamkeit, die sich einer geistigen Größe gegenüber nicht einmal zum Anstaunen erheben mag.

In Sachen der Litteratur und Poesie wird es immer schwer sein, mit Ziffern und dürrn Worten haarscharfe Beweise zu führen. Mit Schulgelehrsamkeit allein wird man stets umsonst den Geheimnissen nachspüren, welche den Ursprung einer wahren Dichtung umhüllen. Um in solchen Fragen zu einigermaßen befriedigenden Resultaten zu gelangen, muß der ganze Mensch aufgeboten werden; man muß sich selbst auf jenes Gebiet der Geistesthätigkeit zu versetzen trachten, auf dem das Werk entstanden ist; man muß dazu nicht nur den Scharfsinn des Denkens, sondern auch etwas Empfindung und Phantasie mitbringen. Wenn ja irgendwo in der Wissenschaft, so hat das Gefühl hier eine gewisse Berechtigung, und zwar meine ich das natürliche Gefühl für Keimenschliches, für Großes und Schönes, nicht jenen durch Erfahrung und Reflexion erzeugten Sinn für eine gewisse äußerliche Regelmäßigkeit und Conformität, die einer schöpferischen Kraft am meisten fremd gewesen sein wird.

Je unwegsamer das Gebiet ist, auf welches sich die litterarische Kritik begiebt, desto weniger darf sie auf eine Unterstützung von dieser Seite verzichten. Am schwierigsten aber ist ihre Aufgabe dort, wo es sich um die Entstehung des nationalen Epos handelt. Diese fällt naturgemäß in eine Culturepoche, wo das Volk kaum die Kinderschuhe ausgezogen hat und eben erst zu einem Gesamtbewußtsein gelangt ist; bevor sich noch das Individuum aus der nationalen Gesamtheit zu persönlicher Geltung, zu einer eigenen Welt in seinem Innern aufgearbeitet hat. Von diesem Gesichtspunkte aus ist das nationale Epos ein Product des ganzen Volkes, d. h. der Dichter steht mit seinem Stoffe mitten in seinem Volke, er repräsentirt dasselbe in jeder Richtung, durch seine Begabung aber ragt er hoch aus demselben empor. Ist ihm das große Werk gelungen, so nimmt es die Nation liebevoll als ihr eigenes Kind auf und vergißt über dem Interesse an demselben und zum schönsten Ruhme des Dichters seiner Person, vielleicht auch seines Namens.

Die Quellenarmuth der frühen Zeit, in welche die Entstehung des Epos fällt, und die spärlichen sehr unzureichenden Nachrichten, die wir auch aus späteren Perioden über litterarische Dinge erhalten, werden es uns erklärlich machen, daß wir über die äußeren Umstände, unter denen das Epos entstanden ist, gar keine zuverlässigen positiven Zeugnisse besitzen. Als das Volk zur Speculation gelangte, als die Dichtung nicht bloß Gegenstand des unbefangenen Wohlgefallens, sondern schon durch die zeitliche Verrückung und sprachliche Entfremdung mehr ein Gegenstand



der Wißbegierde wurde, da war es zu spät. Das Andenken und der Name des größten deutschen Dichters ist der Erde entrückt, aber dennoch lebt seine große Persönlichkeit für jeden fort, der mit offener Seele an sein Werk herantritt. Vielleicht gelingt es noch diesem späten Geschlecht das Versäumniß seiner Vorfahren wieder gut zu machen, trotz jener Gelehrsamkeit, die auf Grund vielgeglaufter Indicien dem Dichter seinen Autortitel absprechen, ja ihn selbst bei Seite schaffen wollte. Nachdem dies bei den corrupteren homerischen Gedichten vielleicht mit gutem Grunde gelungen war, konnte auch die einheitlichere Gestaltung, die bessere Ueberslieferung des Nibelungenliedes die Existenz seines Dichters nicht mehr schützen. Wem sein guter Ruf lieb war, wer nicht als Ibiot angesehen werden wollte, der fügte sich seither diesem Verdichte, bis es Holzmann gelang, den Bann der auf der weiteren Forschung lastete, zu lösen und diese selbst wieder auf sichere Fährte zu weisen.

Wie in allen menschlichen Dingen, so macht sich auch in wissenschaftlichen unter dem Einflusse der verschiedenen Zeitläufte ein fortwährendes Schwanken geltend. Auf Grund neuer Gesichtspunkte steigt eine Ansicht unter den Bemühungen ihrer Träger empor, während die andere niedergeht, und ist auch das Ende dieser Schwingungen nicht gleich abzusehen, so wird doch mit jedem neuen Pendelschlage die wissenschaftliche Wahrheit gefördert. Ist nun auch in der Nibelungenfrage gegenwärtig die Lachmann'sche Theorie im Publicum noch immer die herrschende, so glauben wir doch, daß dieselbe den Höhepunkt ihrer Geltung bereits hinter sich habe, während die Mienen ihrer Gegner rüstig fortschreiten. Das schweigsame Selbstgenügen der norddeutschen Schule ist nicht angethan, die Erfolge eines Holzmann und Pfeiffer zu hemmen, und Süddeutschland, das die Sprache und den Dichter des Nibelungenliedes erzeugte, scheint auch berufen, einen richtigeren Maßstab für dessen Beurtheilung aufzustellen.

Die vollkommene Gleichheit der Nibelungenstrophe und der Weise des von Kürnberg brachte zuerst Holzman<sup>1</sup> auf den Gedanken, daß dieser der Nibelungendichter sein könnte. Von manchem anderen Umstande gestützt ließ diese Vermuthung Holzmann keine Ruhe; doch verhinderte ihn seine Vorliebe für den Schreiber des Bischofs Pilgrim auf diese Wahrscheinlichkeit näher einzugehen, da es doch gewagt war, auch den ersten Minnesänger ins 10. Jahrhundert hinauf zu versetzen. Die Datirung Holzmanns hat aber wenig Glauben gefunden, und Schreiber dieses hat bereits früher einmal versucht, die Unwahrscheinlichkeit dieser Annahme durch geschichtliche Gründe zu beleuchten. Es ergab sich dabei das Resultat, daß die ursprüngliche Abfassung des Liedes nicht weit vor das Jahr 1100, aber auch nicht viel später gesetzt werden könne<sup>2</sup>.

Ein günstiges Omen dafür ist es, daß Pfeiffer von einer ganz anderen Seite, auf dem Wege philologischer Forschung, zu derselben Ueberzeugung gelangt ist. Damit fiel auch die chronologische Schranke für die oben angedeutete Vermuthung

<sup>1</sup> Untersuchungen über das Nibelungenlied S. 76 und 134.

<sup>2</sup> Germania VI. 1861. Die Nibelungen in der Geschichte und Dichtung u. s. w.

Holzmanns, da der Kürnberger nicht zu weit vor Dietmar von Aist, seinen Landsmann, zurückzuverlegen ist. Wenn dieser bekanntlich um 1150 dichtete, so lebte jener gerade zur selben Zeit, wie unser Nibelungendichter, nämlich zu Anfang des 12. Jahrhunderts. Pfeiffer hat den flüchtigen Gedanken Holzmanns aufgegriffen und durch originelle Begründung zu seinem geistigen Eigenthume gemacht. Läßt dieselbe österreichische Heimath unseres größten Epikers und unseres ältesten Lyrikers die Identität beider Dichter nur ahnen, so hat er dafür den wissenschaftlichen und, wie mir scheint, überzeugenden Nachweis geliefert — ausgehend von der metrischen Form des Liedes einerseits, andererseits von einem Grundsätze der mittelhochdeutschen Litteraturblüthe, nach welchem die „Weise“, d. i. die äußere Form, eben so wie der schöne Gedanke, das „Wort“, Eigenthum des Erfinders war und von keinem andern Dichter unverändert benützt werden durfte <sup>1</sup>.

Ich finde nichts, was der Beweisführung Pfeiffers widerspräche, die bei näherer Betrachtung der wenigen Liederstücke, welche uns von Kürnberg überliefert sind, stets an Wahrscheinlichkeit gewinnt. Die einfache Schönheit, die innige Tiefe derselben lassen über die Begabung ihres Dichters keinen Zweifel, andererseits haben sie, wie alle Anfänge einer Lyrik, entschieden epischen Charakter. Der Inhalt der wenigen Strophen, die uns erhalten sind, ist einfache Erzählung oder Zwiegespräch und wird meist nur im letzten Verse durch einen Ausruf oder einen allgemeinen Satz abgeschlossen. Diese Isolirung der Strophen, die offenbar größeren Liedern angehören, hat wohl das Runterbunt veranlaßt, in dem sie uns überliefert sind. Dagegen verleiht die unmittelbare Empfindung, welche sich kurz und sinnig im Schlußgedanken der Strophe Luft macht, dieser hauptsächlich ihren lyrischen Charakter. Ganz auf dieselbe Art erhalten aber auch im Liede viele Strophen eine subjective Färbung, und nur zu häufig unterbrechen Ausrufe, Prophetien, Resumés, allgemeine Bemerkungen und lose Sätze am Schlusse der Nibelungenstrophe den Fluß der Erzählung. Der Vorliebe des Dichters für diese echt lyrischen Ruhepunkte verdanken wir wahrscheinlich die Einführung seiner Strophe ins Epos, und, was man auch dagegen einwende, die volksthümlichen epischen Doppelverse erhalten durch diese Verlängerung eines jeden vierten mehr Mannigfaltigkeit, mehr Ernst und stellenweise ungewöhnlichen Schwung. Daher wohl die Anziehungskraft, welche diese Strophe auf jüngere Dichter ausübte, so daß sie die Benützung ihrer Vorzüge gern durch die nöthige charakteristische Entstellung erkaufen.

Leider sind uns sowohl die Mittellieder als das Epos nur mangelhaft überliefert; jene besitzen wir bloß in einer sehr späten Handschrift, dieses nur in der Uebersetzung. Dennoch läßt sich mit Beachtung dieser Umstände fast der ganze Wortvorrath, fast jede Eigenthümlichkeit der Lieder in Sprache und Gedanken im Epos wiederfinden. Wo etwas zweifelhaft erscheint, ist daher eine Erklärung mit Hülfe des Nibelungentextes am meisten gerechtfertigt. Wären die Herausgeber von

<sup>1</sup> Pfeiffer. Der Dichter des Nibelungenliedes. Akademischer Vortrag am 30. Mai 1862. Wien.

„Minnefangsfrühling“ von dieser Voraussetzung ausgegangen, sie hätten sich vielleicht manches Bedenken erspart. Sahen sie sich doch genöthigt, zur Erklärung einer eigenthümlichen launigen Redeweise, M. S. F. 8, 31:

„jon mein ich golt noch silber — ez ist den liuten geltich.“

auf dieselbe Wendung im Nibelungenliede hinzuweisen, wo es von Volkers Schwerte heißt (M. 1826):

„einen videlbogen starken | michel unde lanc  
geltich eime scarpfen swerte | vil lieht unde breit.“

Wenn in „Minnefangsfrühling“ (S. 229) noch die obligate Frage aufgeworfen wird, ob die Lieder alle dem Kürnberger angehören, da der Name auch aus der Anführung in 8, 5 gefolgert sein könne, welche Strophe aber in jedem Falle einen Dichter bezeuge, so heißt das wohl die Skepsis zu weit treiben. Erscheint es doch nothwendig, einen Theil derselben Strophe mit einer der letzten in Beziehung zu bringen. Wenn in 8, 6 die Liebste, von Kürnbergers Sange bewältigt, sagt:

„er muoz mir diu laut rûmen | ald ich geniets mich sln,“

so läßt sich doch die Strophe nicht ausscheiden, in der der Dichter schmollend entgegnet (M. S. F. 9, 31):

„wan ich muoz einer frouwen | rûmen diu laut.“

Eben so bezieht sich dann wieder in dieser Strophe (9, 33):

„diu wil mich des betwingen | daz ich ir holt sl,“

auf Liebchens Worte in der ersten (7, 6):

„bite in daz er mir holt sl“ u. s. w.

Abgesehen von den Zusammenstellungen anderer, scheinen zu correspondiren 10, 5:

„so lâ du diniu ougen gën | an einen andern man  
son weiz doch lützel ieman | wiez under uns zwein ist getân.“

und 7, 15:

„sô laz ich diu liute | ... wol entstân  
daz mln fröide ist der minnist | umbe alle ander man.“

Jedenfalls wäre es selbst für den bewährten Meister ein kritisches Kunststück hier echte Strophen des Ritters von Kürnberg von unechten auszuscheiden, und so blieb seine Autorschaft für alle gewahrt.

Eine Reihe sonst ungewöhnlicher Ausdrücke aus diesen Minneliedern hat Pfeiffer (a. a. D. S. 26) im Nibelungenliede nachgewiesen. Holzmann schon bezeichnete das Wort „megetin“ (M. S. F. 10, 10), das im Epos so häufig ohne Umlaut vorkommt, als sonst von Minnesängern gemieden, wenigstens gilt dies von den sogenannten höfischen. Dazu noch überhaupt das Wiederkehren von Redensarten, die dem Liede geläufig sind, in den wenigen Bruchstücken des Kürnbergers z. B. die beliebte Antithese des Liedes: „liebe“ und „leit“. (M. S. F. 7, 19; 9, 23.)

Die beiden letzten Verse von Kürnbergers Liedern in M. S. F. kennzeichnen denselben in ihrem unbestimmten allgemeinen Ausdruck wenn nicht geradezu als Epiker, so doch als Kenner und Freund der als bekannt vorausgesetzten Sage (10, 21 ff.):

„als warb ein ritter schoene | umb eine frouwen gout  
als ich daran gedenke | so stêt wol hōhe mīn muot.“

Dieselben und ähnliche Ausdrücke aber, wie sie der letzte Halbvers enthält, liebt auch der Nibelungendichter sehr, und es ist immerhin bemerkenswerth, daß dieselben stehend sind für seine Helden überall, wo sie Frauen gegenüber treten, mit Frauen in Berührung kommen oder ihrer gedenken. Gar hochgemuth ziehen die Helden zur Werbung um Brunhild (S. N. 388, 389), nachdem sie bei hohem Muth die Ausführung dieses Vorjages begonnen (357, 358). Bei Siegfrieds Werbung erhöht die Erscheinung Kriemhilds dem zieren Helden den Muth (285) und schon hochgemuth tritt dieser vor die schüchterne Braut, von deren Grusse ihm der Muth wiederum „vil wol erhöhet“ wird (294, 1 und 4). Vergleichen wir hier überdies Holzm. Nibel. 737, 2:

„als ich daran gedenke | wie sanfte mir daz tuot“  
und 1535, 4:

„daz er komt zen Hiunen, | des stât mir hōhe der muot,“  
so ist nicht uninteressant, in diesen beiden Stellen fast ganz wörtlich die Hälfte des obigen Verses wiederzufinden:

„als ich daran gedenke | so stêt wol hohe mīn muot.“

Kürnberg kennt nach obigem zweifelsohne die Heldenjage im Allgemeinen, aber er kennt auch unsere Nibelungenjage insbesondere. Wen erinnerte nicht das Minnelied:

„Ich zōch mir einen valken“ u. s. w.

an den bekanten Traum Kriemhilds (12, 2):

„wie si zūge einen valken“ u. s. w.

Wie Kürnberg dies Bild vom verlorenen Liebsten in zwei ganzen Strophen ausführt, so kommt auch der Nibelungendichter mit besonderer Vorliebe darauf zurück (13 und 18). Pfeiffer möchte dennoch gerade hierauf ein besonderes Gewicht nicht legen, und allerdings konnten zwei Dichter daselbe Bild für einen Gegenstand ersinnen, d. h. daselbe „wort“. Anders aber stellt sich die Sache doch, wenn dieser Gedanke, dieses Bild nicht neu ist, sondern der alten Sage angehört; und dem ist wirklich so. Auch in der Wölsungasage träumt Gudrun, daß der schönste Falke in ihre Hände geflogen sei, der dann auch auf einen Königssohn und endlich von der weisen Brynhild auf Sigurd gedeutet wird. Es liegt also nahe, daß auch das reizende Bildchen im Minneliede seinen Ursprung derselben Quelle verdanke, und die größere Aehnlichkeit desselben mit dem Traumbilde des Epos verräth sogar, daß es dieselbe Hand entlehnt und umgebildet habe.

Neben so vielen anderen wäre dies Argument für die Identität der beiden Dichter nicht ganz ungewichtig, wenn auch Pfeiffers Beweisführung an sich keiner Unterstüfung mehr bedarf.

M. Haußing.

## Das musikalische Autorrecht.

Eine juristisch-musikalische Abhandlung von Dr. Joh. Vesque von Püttlingen,  
 k. k. wirklichem Hof- und Ministerialrathse u. c.

(Wien 1864, Verlag von W. Braumüller. 505 Seiten Großoctav.)

Die Aufforderung, das vorliegende Werk in dieser Zeitschrift zu besprechen, setzt mich in mehrfacher Beziehung in Verlegenheit. Es ist gewiß eine seltene Erscheinung, ein juristisches Werk mit Noten, d. h. mit musikalischen Noten durchspickt zu finden. Um nun einer solchen „juristisch-musikalischen“ Abhandlung gerecht zu werden, müßte man eben, gleich dem geehrten Verfasser derselben, Jurist und Musiker sein. Ich aber bin leider nur Jurist und vermag daher an die Schrift nur den juristischen Maßstab anzulegen, bezüglich des musikalischen Theiles derselben aber nur zu sagen, daß er für mich sehr interessant war. Wenn ich nun sagen würde, daß ich vom juristischen Standpunkte in der Schrift nicht viel neues gefunden habe und daß ich in derselben hin und wieder die Schärfe und Consequenz des juristischen Gedankens vermisse, so würde dieses Urtheil ohne Zweifel ein einseitiges sein und der Herr Verfasser sich um so entschiedener dagegen verwahren können, als er in der Vorrede (S. V) ja selbst ausdrücklich erklärt, daß er ein „Handbuch“ liefern wollte, „aus dem sich der Musiker wie der Jurist Rath's erholen könne“, und daß daher auch die juristischen Partien darin mit besonderer Rücksicht auf das Bedürfniß der Musiker gearbeitet und in Folge dessen „ausführlicher gerathen sind“. Damit ist nun allen rein juristischen Bedenken von vornherein die Spitze abgebrochen; denn ein Werk, dessen juristischer Theil für Musiker und dessen musikalischer Theil für Juristen geschrieben ist, nimmt jedenfalls eine ganz eigenthümliche Stellung in der Litteratur ein. Hierzu kommt noch, daß der Herr Verfasser in den juristischen Partien seiner Schrift, sowohl was die Grundanschauung vom Autorrechte, als was die Anordnung des Stoffes und die Ausführung der einzelnen Rechtsfragen betrifft, eben mir die Ehre erweist, sich größtentheils den Ausführungen meiner Schrift über das Autorrecht („Die gegenwärtige österreichische Preßgesetzgebung“, Wien 1857, bei Manz) anzuschließen, und daß ich daher von vornherein hinsichtlich der Kritik dieser Partien einigermaßen besungen bin. Die paar Differenzpunkte, welche in denselben zwischen dem Herrn Verfasser und mir zu Tage treten, könnten mir nun allerdings zum Gegenstand einer kritischen Erörterung dienen, allein doch nicht für die „Wochenschrift“, da es juristische Detailfragen sind, und die „Wochenschrift“ Leser vor Augen haben muß, die nicht nur nicht immer Musiker und Juristen zugleich, sondern gewiß mitunter sogar weder Musiker noch Juristen sind. Somit dürfte es gerechtfertigt sein, wenn ich mich hier auf eine kurze Inhaltsangabe der vorliegenden Schrift beschränke und nur hier und da einige Andeutungen zur Rechtfertigung des bereits Gesagten einflechte.

Die Einleitung (S. 1 bis 12) giebt einen kurzen Abriss der geschichtlichen Entwicklung und der juristischen Natur des Autorrechtes im Allgemeinen und führt

dann die speciellen Bestimmungen des österreichischen Rechtes über das musikalische Autorrecht an.

Der erste Abschnitt (§. 13 bis 45) handelt vom Objecte des musikalischen Autorrechtes und erklärt als solches die Melodie im engeren Sinne nach der Definition Wischers (§. 14), während die Melodie im weiteren Sinne, wohin insbesondere auch die „unendliche Melodie“ oder der „Panmelodismus“ der neuesten Opernschule gehöre, nicht Gegenstand eines ausschließlichen Autorrechtes sein könne. (§. 16.) Gegen die „Zukunftsmusik“ polemisirt der Herr Verfasser überhaupt wiederholt mit Schärfe und, wie ich nicht im geringsten bezweifle, auch mit Recht. Allein sie geradezu für rechtlos zu erklären, scheint mir dem doch etwas hart; wenigstens glaube ich, daß der einfache Nachdruck oder Nachstich einer solchen panmelodischen Composition immerhin auch unter das Nachdruckverbot fallen würd. Der Herr Verfasser illustriert hierauf das Wesen von musikalischen Reminiscenzen und Plagiaten durch Beispiele, ohne übrigens zu einem juristisch präciseren Resultate über ihre Zulässigkeit zu gelangen, als seine Vorgänger; und er hebt schließlich hervor, daß das österreichische Gesetz nicht „das unbeschränkte Eigenthum der Melodie“ statuire, wie man es in Frankreich zur Geltung bringe, ohne sich bestimmt zu entscheiden, was eben das Richtige und juristisch Zulässige sei<sup>1</sup>. Weiters führt der Verfasser aus, daß es „bezüglich der Harmonie, der Uebergänge und Accordfolgen, der Tonfiguren, der Instrumentation, des Rhythmus, der Form, des Stils“ kein Autorrecht gebe (§. 27 bis 36) und illustriert auch dies mit mehrfachen musikalischen Beispielen. Es ist dies wohl eben so unbezweifelt, als daß z. B. ein Maler auf irgend eine besondere Farbenmischung, oder ein Dichter auf ein bestimmtes Versmaß kein Autorrecht haben könne. Wenn damit die etwaigen „juristischen Bedenken“ der Compositore zerstreut werden sollen (§. 31), so ist es die Frage, ob jene, die schon einmal mit juristischen Bedenken componiren, so viel Berücksichtigung verdienen. In der Erörterung über das Autorrecht „auf den Text zu musikalischen Compositionen“ (§. 36 bis 42) werden einige neue Fragen aufgeworfen (z. B. bezüglich der Programme zu Orchesterstücken, bezüglich der Balletlibrettos), mit deren Lösung man im Allgemeinen einverstanden sein kann. Hingegen scheint mir die Beschränkung der Compositionsfreiheit bezüglich schon in Musik gesetzter Liedertexte durch einen ausdrücklichen Vorbehalt des Verlegers oder Dichters (§. 41) nach dem Stande der Gesetzgebung sowohl, als nach der Natur der Sache nicht zu rechtfertigen; und wenn der Herr Verfasser (§. 45, 102) gar von einem Autorrechte des Musikers „auf den zu seinem musikalischen Werke gehörigen Text

<sup>1</sup> Der Verfasser sagt: „Die erstere Doctrin ist allerdings für den materiellen Nutzen des Tonkünstlers vortheilhafter, die zweite ist vielleicht in mehreren Fällen vortheilhafter für die Tonkunst selbst“. Nach meiner Meinung kann nun das billige Abwägen dieser gegenüberstehenden Interessen die Gesetzgebung allerdings bestimmen, die ausschließlichen Befugnisse des Componisten in Ansehung seines Werkes weiter oder enger zu begrenzen; in keinem Falle aber kann es berechnigen, dieselben als Consequenzen des juristisch undenklichen „Eigenthums der Melodie“ hinzustellen.

innerhalb gewisser Schranken" spricht, so ist dies nur entweder als eine juristisch ganz ungenaue Ausdrucksweise oder als ein Mißverständniß anzusehen.

Der zweite Abschnitt (§. 45 bis 77) handelt vom Subjecte des musikalischen Autorrechtes, dem Componisten und denen, die ihm gesetzlich gleichzuhalten sind, dann dessen Rechtsnachfolgern unter Lebenden und auf den Todesfall. Wir wollen hier nur einige Punkte hervorheben. Die Anwendung, die der Herr Verfasser (§. 47) von der Bestimmung unseres Gesetzes, daß der Besteller eines Werkes dem Urheber gleichgehalten werde, auf musikalische Werke macht, dürfte kaum richtig sein. Er meint, daß hier die bei jener Gleichstellung im Gesetze vorausgesetzte „Ausführung nach einem gegebenen Plane" wegfallt, da sich eine solche Vorzeichnung des Inhaltes einer musikalischen Composition nicht wohl denken lasse, daß also schon die Bestellung des Tonstückes der Gattung oder der äußern Form nach genügen müsse, z. B. einer Sonate, eines Streichquartetts u. und daß es dann nur noch darauf ankomme, ob der Besteller wirklich das Autorrecht erwerben wollte — in welchem Fall er als Urheber zu betrachten sei — oder nicht. Allein eine solche Bestellung, die sich von der eines Rockes oder Möbels nicht wesentlich unterscheiden würde, kann nach unserem Gesetze so wie der Natur der Sache nach, das Autorrecht für den Besteller nicht originär begründen, sondern höchstens demselben übertragen<sup>1</sup>; und wenn eine andere Art der Bestellung bei musikalischen Werken nicht denkbar ist, so folgt daraus nur, daß eben die Autorschaft durch Bestellung bei ihnen überhaupt keine Anwendung findet. — In der Erörterung des Vertrages über die Gestattung der öffentlichen Aufführung (§. 59 bis 68) sind manche den Tonwerken eigenthümliche Verhältnisse mit Sachkenntniß hervorgehoben und berücksichtigt; bei manchen Bemerkungen muß man sich jedoch wundern, daß der Herr Verfasser sich zu denselben veranlaßt fand, da sie theils außer allem Zweifel stehen, theils mit dem Autorrechte nichts zu schaffen haben. Ganz originell sind die Ausführungen über das Autorrecht „bezüglich herrenlos gewordener Tonwerke" (§. 68 bis 70). Allen Ernstes behauptet der Herr Verfasser, daß auf ein vom Componisten selbst dereliquirtes Tonstück die Bestimmung unseres bürgerlichen Gesetzbuches, daß vom Eigenthümer verlassene Sachen sich jedermann aneignen dürfe, keine Anwendung finde, so lange er lebt, allerdings aber nach seinem Tode; und daß auf ein verlorenes musikalisches Manuscript mit Bezug auf das Autorrecht daran die Bestimmungen des bürgerlichen Rechtes über das Finden verlorener Sachen anzuwenden seien. Sollte der Herr Verfasser hiemit wirklich dem redlichen Finder einer verlorenen Melodie auch den gesetzlichen Finderlohn mit 10 pCt. des gemeinen Werthes derselben, dann nach Ablauf gewisser Zeitfristen das Benützungsgrecht daran und endlich das Eigenthum, d. i. das Autorrecht, selbst zuerkennen wollen? Ich glaube kaum, und sehe in dieser Ausführung nur die Consequenzen einer Verwechslung des Manuscripts mit

<sup>1</sup> Ich kann daher auch nicht beistimmen, wenn der Herr Verfasser (§. 74) in dem Falle, als ein Tonwerk auf Befehl der Regierung erschien und der Tonsetzer zu dieser Composition durch sein Dienstverhältniß verpflichtet war (z. B. Märsche vom Armeecapellmeister), das Autorrecht dem Staate als Besteller zuspricht.

dem Tonwerke selbst und der unzulässigen Anwendung des Sach- und Eigenthumsbegriffes auf letzteres. Es nützt auch nichts, wenn der Verfasser in der Note sagt, daß er die Worte „Sachen“ und „Eigenthümer“ hier in der weiteren Bedeutung unseres bürgerlichen Gesetzbuches nehme; denn da die Begriffe „Herrenlosigkeit“ und „Zueignung“, „Verlieren“ und „Finden“, sammt den gesetzlichen Bestimmungen darüber, eben nur auf Sachen und Eigenthum im engeren Sinne, d. i. auf körperliche Sachen anwendbar sind, so bewegt er sich eben deshalb in einem Widerspruche. Da der Herr Verfasser die Theorie des geistigen Eigenthumes selbst verwirft, so ist dieser Rückfall in dieselbe wohl nur den Musikern zulieb erfolgt, ob schon auch für sie kein rechter Nutzen davon abzusehen ist.

Der dritte Abschnitt (S. 77 bis 81) behandelt die Dauer, der vierte (S. 81 bis 110) die Verletzung des musikalischen Autorrechtes. Wenn der Verfasser hier (S. 83) das Abschreiben zu den unerlaubten Vervielfältigungsmitteln rechnet, so steht dies im Widerspruche mit seinen unmittelbar vorhergehenden Worten, wonach die unerlaubte Vervielfältigung auf mechanischem Wege erfolgen muß, wie sich auch unser Gesetz ausspricht. — Die Erörterung über die Verletzung des musikalischen Autorrechtes durch unbefugte Bearbeitung (S. 86 bis 98) enthält viele interessante musikalische Bemerkungen und Beispiele, neigt sich aber in ihren juristischen Resultaten sehr stark zum „Eigenthume der Melodie“.

Der fünfte Abschnitt (S. 110 bis 123) erörtert die Rechtsfolgen der Verletzung des musikalischen Autorrechtes. Am Schlusse desselben spricht sich der Herr Verfasser gegen die strafrechtliche Verfolgung der Verletzungen des Autorrechtes überhaupt aus und wünscht, die Gesetzgebung möge wenigstens die Bestimmungen des Strafgesetzes nur gegen die vorsätzlichen, aus Gewinnsucht hervorgehenden Verletzungen des Autorrechtes richten. Dem letzteren Wunsche dürfte beizustimmen sein, kaum aber der gänzlichen Verwerfung des Strafschuzes.

Der sechste und letzte Abschnitt (S. 123 bis 146) hat den internationalen Schutz des musikalischen Autorrechtes zum Gegenstand. Der Herr Verfasser, von welchem bereits im Jahre 1860 ein Handbuch des internationalen Privatrechtes erschien, hat diesen Abschnitt mit besonderer Sorgfalt behandelt, und in demselben insbesondere eine vollständige Uebersicht der ausländischen Gesetzgebung über diesen Gegenstand nach Romberg gegeben. Manche Detailfragen, namentlich betreffs der internationalen strafrechtlichen Behandlung des Nachdruckes (S. 127 bis 129), wären zwar auch hier noch Gegenstand der Discussion; allein sie eignen sich, wie bereits bemerkt, nicht zur Erörterung an diesem Orte.

Ein Anhang endlich (S. 149 bis 189) enthält den Text der österreichischen Gesetze, dann der österreichischen Staatsverträge mit den italienischen Staaten und endlich der deutschen Bundesbeschlüsse über den Schutz des Autorrechtes. Ein sorgfältiges alphabetisches Sachregister schließt das Ganze. Der Umschlag besagt, daß das Werk mit Unterstützung durch die k. Akademie der Wissenschaften erschienen ist.

Wenn ich nun auch dem Gesagten zufolge vom juristischen Standpunkte an dem vorliegenden Werke manches auszusagen finde, so hindert dies nicht, daß es



dem Zwecke des Herrn Verfassers, Juristen und Musikern über die einschlägigen Verhältnisse Belehrung zu bieten, immerhin entsprechen und von beiden Theilen mit Nutzen und Interesse gelesen werden mag. Dr. P. Harum.

## W. Roschers Oesterreichische Nationalökonomie unter Kaiser Leopold I.

B. Hildebrands Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik (2. Jahrgang in 12 Heften, 1. Band, 1. Heft, Sena 1864) bringen unter dieser Ueberschrift den ersten Theil einer besonders für uns interessanten Abhandlung W. Roschers. Wir versuchen im Nachfolgenden die leitenden Grundgedanken derselben herauszuheben. Dem tiefen Sinken aller Cultur, welches den dreißigjährigen Krieg nicht nur begleitet, sondern schon vorbereitet hatte, war ein neuer frischer Aufschwung gefolgt. Bestand in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Deutschland ein scharfer Unterschied zwischen juristisch gelehrter und geistlich populärer Nationalökonomie, so fängt in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts die Volkswirtschaftslehre an, selbstständiger und systematischer zu werden. Statt Büchern und Autoritäten wenden sich die Nationalökonomien dem Leben zu, insbesondere dem des holländischen Volkes und des französischen Staates. Vergleicht man diese deutsche Litteratur im Ganzen mit der gleichzeitigen der fremden Völker, so steht sie der englischen ohne Zweifel nach. In England, wo sich die Nationalökonomie in schönster Parallele zur Naturwissenschaft entwickelte, hatte sie die unmittelbare Vorstufe der goldenen Zeit britischer Nationalökonomie erreicht. Auch die Holländer stehen an volkswirtschaftlicher Einsicht über den Hochdeutschen ihrer Zeit. Von den Italienern dagegen läßt sich in dieser Zeit eine solche Ueberlegenheit keineswegs mehr behaupten. Was eigentlich die französische Nationalökonomie betrifft, so hatte diese im 17. Jahrhundert vor der deutschen zwei große Vortheile voraus, die politische Gestalt des Landes und die vorgerückte Entwicklung der Sprache.

Es sind nun drei Hauptrichtungen, wonach sich während der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die besten deutschen Nationalökonomien gruppieren lassen. Zuerst eine rein wissenschaftliche, fast ganz dem Norden von Deutschland angehörig; in dieser Gruppe ragen als typische Gegensätze hervor, Samuel Pufendorf der Systematiker und Hermann Conring der Mann historischer Forschung. Eine zweite Gruppe, von Roscher als praktisch conservativ bezeichnet, mit ihrem Hauptsitz in Mittel-Deutschland, wird am besten vertreten durch Veit Ludwig v. Seckendorff. Eine dritte Gruppe endlich, die praktisch-progressive, schließt sich aufs engste an Oesterreich an.

Leopold I. übernahm sein Erbreich in tiefster Erschöpfung und kaum mit der Hälfte der ungarischen Länder; es schien als würde Oesterreich seinen alten Einfluß in Deutschland vollkommen verlieren. Ludwigs XIV. Weltherrschaft war drohend

militärisch und finanziell war der französische Staat unter Colbert die erste Macht Europa's. Welche Ueberlegenheit das Siècle de Louis XIV. an Kunst, Poesie, Wissenschaft vor allen damaligen Völkern mit Recht in Anspruch nahm, wie sehr es nicht bloß durch höfischen Glanz, sondern auch durch zweckmäßige Einrichtung des ganzen Staatsdienstes aller Welt und insbesondere Deutschland imponirte und als Muster galt, ist bekannt genug. Unter solchen Umständen war der tiefe persönliche Haß, den Leopold I. gegen Frankreich im Herzen trug, allerdings einer von den Rettungsankern für deutsches Wesen, um nicht von der Flut des Franzosenthums fortgeschwemmt zu werden. — Zur Charakteristik von Leopolds Wirthschaftspolitik werden einige Züge mitgetheilt; so wurde im Jahre 1689 eine alphabetisch geordnete Taxe für alle möglichen Waaren und Arbeiten erlassen, die im „Codex Austriacus“ nicht weniger als 68 Folioseiten füllt; die Errichtung von Majoraten wurde sehr begünstigt; das Besthaupt wurde 1679 zwar aufgehoben, die Zehentpflichtigkeit jedoch selbst auf Brachäcker ausgedehnt und anbefohlen, daß im Zweifel bei allen behauften Unterthanen auf dem Lande für Robotpflcht präsumirt werden sollte; eine Menge der größten Zunftmißbräuche wurden 1689 abgestellt, ohne jedoch an eine systematische Hebung der Industrie im Sinne des Mercantilismus zu gehen. Obwohl schon 1665 ein Verbot der Münzausfuhr erlassen und 1659 die Einfuhr der Luxuswaaren unterjagt wurde, so kam es doch zu keinem consequenten Grenzollsystem, schon wegen der großen Selbstständigkeit der österreichischen Provinzen. Dagegen wurde eine Menge einzelner Privilegia privativa der schädlichsten Natur an Unternehmer ertheilt. — In allen Monarchieen des 17. Jahrhunderts ist es Regel, die Volkswirthschaftspolitik zunächst immer aus finanziellem Gesichtspunkte zu betrachten. Mit den Grundeigenthümlichkeiten des österreichischen Staates, namentlich seiner wunderbaren ethnographischen Zusammensetzung hing es zusammen, daß die Finanzen die schwache Seite desselben waren. Es gab unter Leopold zwanzig verschiedene unzusammenhängende Staatscassen; 25.000 Kammerbeamte sollen jährlich mindestens 5 Millionen Rthlr. gekostet haben. Die Landstände mißbrauchten ihr Steuerrecht meistens dazu, ihre Kataster, wirklichen Einnahmen u. s. w. der Regierung auß sorgfältigste zu verheimlichen. Die Kosten für das Heerwesen führten sie den Truppen gewöhnlich unmittelbar zu, daher die ewig klagende Correspondenz der Feldherren.

So war die Zeit, in welche die Wirksamkeit Johann Joachim Bechers fiel; er war geboren um 1625 als der Sohn eines gelehrten protestantischen Geistlichen zu Speyer. Seine Entwicklung war eine autodidaktische, er bildete sich durch große Reisen in Deutschland, Italien, Schweden und Holland und kam vom Studium der Mathematik auf die Mechanik, dann auf die praktische Beobachtung und Verbesserung vieler Handwerke, schließlich zum Studium ihres Absatzes, was ihn dann überhaupt zu cameralistischen und juristischen Arbeiten führte; er wurde Doctor der Medicin und Professor derselben in Mainz, trat dann zur römischen Kirche über, seit 1666 erhielt er in Wien eine Anstellung als Rath im neu errichteten Commerc collegium. Von Wien aus sehen wir ihn bemüht, bald den Absatz österreichischer

Producte, zumal Wein, in Holland zu fördern, bald fremde Industriezweige herüber zu siedeln, bald Anleihen für den Kaiser in Holland zu vermitteln; auf kurze Zeit erfreute er sich der besonderen Gunst des Hofammerpräsidenten Grafen Singendorff, der von den alchymistischen Kenntnissen Bechers Privatvortheile hoffen mochte. Angeseindet von Seiten der Kaufleute und Geistlichen, und wegen rückständiger Besoldung tief verschuldet, flüchtete er sich 1678 nach Holland und von da nach England, wo er, geistig ermüdet und verbittert, 1685 starb.

Von Bechers zahlreichen Schriften sind die wichtigsten die naturwissenschaftlichen und cameralistischen. Auf dem Gebiete der Chemie hat er Epoche gemacht. Sein cameralistisches Hauptwerk ist der „politische Discurs von den eigentlichen Ursachen des Auf- und Abnehmens der Städte, Länder und Republiken, in specie, wie ein Land Volkreich und Nahrhaft zu machen und in eine rechte Societatem civilem zu bringen“. (1. Aufl. 1668. 6. Aufl. 1759.) Da Becher von Hause aus Naturforscher war, so tragen auch seine Schriften das Gepräge einer eigenthümlichen Frische und Lebhaftigkeit und unterscheiden sich von denen seiner gelehrten Vorgänger durch den Mangel an Citaten. Sein volkwirthschaftliches System ist eben so durchsichtig wie consequent; wie er den Begriff einer Stadt definirt als „eine volkreiche nahrhafte Gemeine“, so läßt sich der ganze Inhalt seines Buches auf diese drei Punkte zurückzuführen. In der Gemeinde selbst unterscheidet Becher zwei Classen von Mitgliedern: solche, die nur Diener der Gemeinde sind und von ihr erhalten werden müssen, wie z. B. die Obrigkeit, die Geistlichen, Soldaten u. s. w., ferner solche, „welche die societatem civilem essentialiter constituiren“. Diese letzteren zerfallen wieder in Bauern, Handwerker und Kaufleute. Jeder Stand hat zu seiner Erhaltung den Abiag nöthig. Die Ueberhäufung der Verkehrsseite jeder wirthschaftlichen Thätigkeit macht Bechers Werk einem System der heute sogenannten Handelswissenschaft ähnlich. Jener Verwechslung von Geld und Reichthum, welche man gewöhnlich dem Mercantilsysteme zuschreibt, hat sich Becher nicht schuldig gemacht. Er bekämpft die Ausartungen des Verkehrs, denn „das Monopolium verhindert die Populosität, das Polypolium verhindert die Nahrung, das Propolium zertrennt die Gemeinschaft“; er sucht diesen Auswüchsen durch großartige staatliche Reglementirung des ganzen Verkehrs vorzubeugen; doch darf man ihn einen Hofabsolutisten durchaus nicht nennen, dazu ist er viel zu sehr vom holländischen Geiste angeweht. Er stellt die Handelsfreiheit als Regel auf, hält eine Menge von Wirthschaftseinrichtungen, die aus dem Mittelalter stammen, wie z. B. die Zünfte, für unbrauchbar, verwirft Messen, Jahrmärkte und Stapelrechte, will den Unterschied der wirthschaftlichen Berufe scharf als Standesunterschiede festhalten, den innern Verkehr durch obrigkeitliche Taxen regeln. Er ist für Begünstigung der Einfuhr von Rohproducten und der Ausfuhr von Fabricaten; der Großhandel soll durch privilegirte Actiengesellschaften betrieben werden. Am besten nimmt übrigens der Staat in Folge seines „Commercieregals“ alle von Becher empfohlenen Tendenzen unmittelbar in seine Hand, durch eine großartige Verbindung folgender vier Anstalten: eines Proviandhauses, eines Werthhauses, eines Kaufhauses und einer Bank; von

den einzelnen Stücken dieses Planes hat Becher keines original erfunden, doch hat er das zweifache Originalverdienst: einmal ist es ihm gelungen, die vereinzeltten Gedanken der Praktiker zum Systeme zu vereinigen und aus den tiefsten Grundlagen seiner volkswirtschaftlichen Einsicht herzuleiten, sodann aber, was noch wichtiger, sie von ihrer regalistischen Färbung zu reinigen. Er hat überall bei seinen Vorschlägen nicht sowohl den Fiskus vor Augen, sondern das Volkswohl. Zur Leitung der Volkswirtschaft wünscht Becher ein eigenes Commerzcollegium, das nicht bloß den Handel zu schützen, sondern auch die „Florianz“ des Bauern- und Handwerksstandes zu fördern hat. Der Schluß dieser trefflichen Abhandlung Roschers dürfte sich hauptsächlich mit dem Leben und Wirken D. W. Johann Horned's beschäftigen. S. F. S.

## Prof. Rokitansty's „Zeitfragen u.“

Besprochen von Prof. v. Dumreicher.

(Wien 1864, bei Karl Gerolds Sohn.)

☉ Prof. Rokitansty hat in den „Zeitfragen, betreffend die Universität mit besonderer Rücksicht auf Medicin“ Collegen aufgefodert, sich über die darin besprochenen und andere ihnen wichtig scheinende Angelegenheiten zu äußern, um den Verhandlungen in höheren Kreisen ein von mehreren Seiten beleuchtetes Material zu bieten. Dies veranlaßt Prof. Dr. v. Dumreicher in einer kleinen Broschüre sein Votum darüber abzugeben, und zwar gegen Rokitansty was dessen Ansichten über Lehr- und Lernfreiheit anbelangt, für Rokitansty in Bezug auf die äußere Stellung der Professoren im Staate und in der Gesellschaft.

Er will unter Lehrfreiheit nicht bloß die Freiheit des Lehrers verstehen, die Vorträge über das ihm anvertraute Fach nach Methode und Ausdehnung seiner Ueberzeugung gemäß einzurichten, er will zugleich freie Concurrenz; die wissenschaftliche Thätigkeit soll wie jede andere durch den Wirkungskreis mehrerer Kräfte zu regerem Leben angefaßt werden und die Lehrfreiheit diesen Kräften den Wettstreit ermöglichen. Prof. v. Dumreicher ist daher der Meinung, daß es nur der glücklichen Wahl tüchtiger Lehrer mit gleichen Rechten und Pflichten bedürfe, die, auf der Höhe der Wissenschaft stehend, mit Liebe ihrem Berufe leben, um ihre Hörsäle zu füllen; eines indirecten Zwanges durch Bestellung eines einzigen Examinators bei den Rigorosen bedürfe es nicht.

Zum Belege dessen erinnert er an die Zeit, in welcher mancher Hörsaal eines einzigen Professors in einem Gegenstande ungeachtet des Lesens der Kataloge und der Jahresprüfungen leerer war, als jetzt die einzelnen Hörsäle der beiden Professoren desselben Faches, und weist sodann auf die rechts- und staatswissenschaftliche Facultät unserer Universität hin, wo Vorlesungen über dasselbe Fach von zwei bis drei Professoren gehalten werden, die dann sämmtlich auch Prüfungscommissäre

sind. Da ferner der Verfasser der „Zeitfragen“ selbst zugiebt, daß „ein wesentlicher Theil der Lehrfreiheit im Doцентenthume liege“, so darf auch das Gedeihen dieses Institutes in keiner Weise verkümmert, sein Wirken nicht gehemmt werden, und zwar am wenigsten in jenen Lehrfächern, in welchen durch die Nothwendigkeit des Lehrmaterials die Concurrenz immer nur eine sehr beschränkte bleiben kann.

Eine sehr glückliche Wahl bei der einfachen Besetzung sämtlicher Lehrstühle in allen Zweigen des Wissens könnte man als das Ideal, welches in der Wirklichkeit nicht zu erzielen sein wird, und als die Bedingung annehmen, die mehrfache Besetzung entbehrlich zu machen.

Die Erfahrung lehrt aber, daß in der vormärzlichen Zeit in den Fächern der juridischen und philosophischen Facultät, in welchen einzelne tüchtige Kräfte wirkten, die Studirenden in der Richtung des einzelnen Professors geschult wurden. Der Vorwurf der Einseitigkeit in der Bildung der Mehrzahl der Studirenden war nicht ungerechtfertigt, und man wird kaum leugnen können, daß nur die kleinere Zahl derselben der irrigen Anschauungen eines alleinherrschenden Professors mit blendendem Vortrage, und nur mit Mühe sich wieder entledigen, daß durch das Einschulen in einer bestimmten Richtung das selbstständige Denken, die freie Entwicklung des Geistes nicht gefördert werde.

In Lehrfächern jedoch, in welchen zum Lernen ein Lehrmaterial benöthigt wird, welches der Studirende sehen soll, in Fächern, in welchen das Lernen ohne Anschauung unmöglich ist, kann die Zahl der Professoren für ein Fach nur nach Einem Principe festgestellt werden — nach dem Bedürfnisse, welches durch die Zahl der Studirenden, die Qualität des Lehrobjectes und des gegebenen Lehrmaterials bedingt wird. Die Kosten, welche durch mehrfache Besetzung dieser Lehrstühle erwachsen, dürfen, wenn das nothwendige Bedürfniß nachgewiesen ist, nicht in Betracht kommen. Der österreichische Staat wird dieselben noch erschwingen können. Die Zumuthung, jedem Dozenten, der sich in einem Fache habilitirt, die Institute und Sammlungen zur Verfügung zu stellen, wäre allerdings nicht nur eine ungerechte, sondern der Ruin jeder Sammlung. Zweckwidrig aber „ist die bisherige Benützung vieler Sammlungen, die Staatseigenthum sind und die, wie man unsere Bibliotheken vor kurzer Zeit noch Büchergräber nannte, Mausoleen naturwissenschaftlicher Schätze genannt zu werden verdienen, da einzelne nur dem Vorstande, Mäcenaten und Fremden zugänglich sind“.

Den Ansichten Rokitsansky's über akademische Behörden und Studienordnung pflichtet Prof. Dumreicher bei. Er verfißt eines weiteren insbeson dere dessen Urtheil über die Gehaltsfrage der Professoren an österreichischen Universitäten, ausgehend von dem Ausspruche Rokitsansky's: Die für die Wissenschaft, ihre Bervollkommnung und Verbreitung verwendeten Staats-, Landes- und Communalmittel werden auf wuchernde Zinsen gelegt. Die Wahrheit des Sages wird kein Mensch von Geistesbildung verleugnen, und wie klein ist das Capital, das man in Oesterreich auf diese Zinsen legt? Die Gehalte der Männer, welche die Wissenschaft för-

bern und verbreiten sollen, reichen an den kleinen Universitäten eben hin, um den einzelnen Mann mit wenigen Bedürfnissen zu ernähren. Wehe ihm, wenn er sich ein Familienleben gründen wollte! Und was die Lehrstühle an einer stark besuchten Hochschule wie die hiesige anlangt, so sind diese zwar das ersehnte Ziel aller tüchtigen Männer der Wissenschaft in Oesterreich, aber die damit verbundenen Gehalte sind bei Berücksichtigung der kostspieligen Lebensverhältnisse eben so karg zugemessen, mit Ausnahme weniger Lehrstühle, an welche man Professoren außerösterreichischer deutscher Universitäten berufen hat; ja, man verminderte die Gehalte für die neu zu berufenden Professoren im Hinblick auf das Einkommen, welches durch Einführung der Collegiengelder vermehrt wurde, und durch diese in Verbindung mit den Gehalten und Prüfungstaxen, kann der Professor der Wiener Universität, wenn er über kein anderes Einkommen verfügt, kaum so anständig leben, wie ein Professor, der nicht zu den hervorragenden gezählt wird, an einer kleinen außerösterreichischen deutschen Universität.

Wir glauben auf die Meinungsäußerung so geachteter Fachmänner und Lehrer aufmerksam machen zu müssen, nachdem die hoch genug schwebende Universitätenfrage einmal in Anregung gekommen ist. Angesichts des erhöhten Interesses, dem diese Frage beim Herannahen des fünfshundertjährigen Jubiläums der Wiener Hochschule begegnen dürfte, ließe sich noch manche alte aber haufällige Partie, mancher dunkle Winkel des ehrwürdigen Gebäudes beleuchten. Es wäre ganz an der Zeit, die öffentliche Meinung, vielleicht auch an maßgebenden Stellen, über den Zustand desselben und über die Nothwendigkeit einer baldigen Restauration aufzuklären.

So z. B. wird jeder, der dem Universitätsleben nicht allzu nahe steht, glauben, die Universität sei eine Vereinigung von Lehrenden und Lernenden, in der, wenn auch nicht die letzteren, doch wenigstens die ersteren etwas zu sagen, zu entscheiden und dieselbe zu vertreten hätten. Ein drittes Element, welches weder etwas lehrt noch lernt, wird zwar jedermann als überflüssig erscheinen und doch macht sich ein solches *intra muros et extra* sehr fühlbar. Nicht minder wichtig wäre die Frage wegen Organisirung eines Universitätssenates, die Untersuchung über den Begriff und das Wesen einer katholischen Universität u. s. w. Da wäre denn, wie jedermann sieht, des Stoffes genug für ein Duzend von Broschüren, die den Ruf nach Reform an Haupt und Gliedern erheben wollen.

## Geschichte Oesterreichs.

Von Fr. Patuzzi.

(Wien 1863, bei Alb. N. Benedikt, bis jetzt 15 Hefte.)

E. T. Wir befinden uns gegenüber einem Werke, wie das vorliegende, in einiger Verlegenheit. Wir wissen ebensowohl die Bedeutung der Aufgabe zu würdigen, welcher sich der Geschichtsschreiber „für das Volk“ zu unterziehen hat, als

wir die Schwierigkeiten einer glücklichen Lösung dieser Aufgabe klar erkennen. Insbesondere gehört die Aufgabe, eine österreichische Geschichte für das Volk zu schreiben, bevor die monographische Forschung über die einzelnen Parteien derselben auch nur einigermaßen in Zusammenhang, geschweige denn zum Abschluß gebracht ist, vielleicht an sich zu den Unmöglichkeiten, ein so ausgesprochenes Bedürfnis dafür vorliegen mag. Sicher hätte eben die Rücksicht auf dies Bedürfnis und jene Schwierigkeiten bei einer nur einigermaßen erträglichen Leistung jeder Härte unseres Urtheils von vornherein die Spitze abbrechen müssen.

Wir beschränkten uns daher in der That nur einfach auf den Standpunkt des gegenwärtig Erreichbaren als wir Herrn Patuzzi's Werk einer Prüfung unterzogen. Leider gewann die Sache des Autors nichts dadurch. Daß er, um dies gleich geradezu zu bemerken, in jenen Parteien der österreichischen Geschichte, welche nicht eben in jüngster Zeit eine eingehende Untersuchung gefunden haben, die Irrthümer älterer Darstellungen mit beneidenswerther Zuversicht wiederholt, wollen wir ihm so hoch nicht anrechnen, daß ihm aber die ganze neuere Litteratur vollständig unbekannt ist, daß er sie — einfach weil er von ihrer Existenz nichts ahnt — nicht einmal da benützen konnte, wo es eben so bequem gewesen wäre, ein gutes als ein schlechtes Buch auszuschreiben, das geht über das Maß des Erlaubten weit hinaus. Litterarische Wegelagerei kann man sich gefallen lassen, wenn sie wenigstens mit Geschick betrieben wird, — ein ungeschickter Plünderer macht einen erbärmlichen Eindruck.

Das Ungegeschick Herrn Patuzzi's in dieser Beziehung ist allerdings ein Product seiner Unwissenheit. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, der letzte österreichische Gymnasialschüler gehe in der Geschichte kenntnißreicher und im Allgemeinen befähigter an sein Abiturientenexamen, als Herr Patuzzi an das Unternehmen, eine österreichische Geschichte zu schreiben, gegangen ist. Nur einzelne Stichproben, die wir vorgenommen haben — wir gestehen, nicht durch alle Hefte gekommen zu sein — mögen dies beweisen. Es können Leichtfertigkeiten und Schreibfehler sein, wenn etwa Trient mit Trier verwechselt (S. 26), wenn Markgraf Adalbert beharrlich Albrecht genannt wird u. dgl.; wenn aber einzelne Punkte der österreichischen Geschichte, welche eine bündereiche Litteratur hervorgerufen haben, von Herrn Patuzzi in einer Weise behandelt werden, als ob diese Litteratur gar nicht existirte, so darf dagegen sicher energischer Protest eingelegt werden. Daß Herr Patuzzi die unechte Urkunde von 1081 (Meiller Reg. S. 207) für echt hält, daß er das Gründungsjahr der Ostmark (vergl. S. 23 und 26) oder das Jahr der Beilehnung Heinrichs II. mit Baiern nicht weiß, mag als etwas verhältnißmäßig gleichgültiges gelten, und etwa auf eine Linie mit der Angabe gestellt werden, daß man vom Kahlenberg aus nach Böhmen sieht (S. 46). Die Frage der Echtheit der österreichischen Freiheitsbriefe aber, sollte man meinen, könnte doch jemand nicht völlig unbekannt sein, der auch nur auf das Maß der gewöhnlichsten historischen Bildung Anspruch erhebt. Herrn Patuzzi ist es gelungen, auch hier das Unglaubliche zu verwirklichen. Er hält nicht nur den Freiheitsbrief Heinrichs IV. vom

4. October 1058, sondern auch das *Fridericianum majus* von 1156 für echt (S. 30 und 60), und überboten wird diese alle Begriffe übersteigende Unwissenheit vielleicht nur dadurch, daß Herr Patuzzi, offenbar um eines gerechten Ausgleiches willen, dafür das echte *Minus* von 1156 nicht kennt, oder wenigstens nicht erwähnt.

Wir könnten hier diese Proben, die sich leicht ins Unendliche vermehren ließen, billig abschließen, hätten wir nicht noch Herrn Patuzzi wenigstens auf eines der Gebiete, die er in den Kreis seiner Darstellung gezogen, zu folgen. Herr Patuzzi behandelt nämlich nicht nur die politische Geschichte, sondern er ist auch, natürlich in seiner Weise, Cultur- und Litteraturhistoriker. Was er in letzterer Beziehung alles gesündigt, ist geradezu unbeschreiblich. Wenn er Herrn Walther von der Vogelweide, „einen der geistreichsten Lieberdichter des Mittelalters“, schlechtweg zu einem Steirer macht, so mag das hingehen, obwohl der Beweis ergöpflich genug ist (vergl. S. 116), in dem Passus über Heinrich von Ofterdingen, „eine hervorragend mächtige Erscheinung“, übertrifft er aber offenbar sich selbst. Er weiß nicht nur haarscharf das Geburtsland dieses Dichters, dessen Existenz mehr als zweifelhaft ist, und das Geburtsjahr desselben anzugeben, er kennt ihn auch als den Verfasser des *Nibelungenliedes*, der *Klage*, des *Biterolf* und *Laurin* (S. 117) Franz Pfeiffer mag nur seine Untersuchungen ruhig fallen lassen.

Sollen wir noch von der Darstellung sprechen, auf welche bei einem populären Werke so entscheidendes Gewicht zu legen ist? Sie steht auf der Höhe der historischen Kenntnisse des Herrn Patuzzi. Für die triviale Abgeschmacktheit seiner allgemeinen Bemerkungen und die gänzliche Unfähigkeit, einen Stoff zu beherrschen, der ihm, als er an seine Arbeit ging, mindestens eben so fremd war, als dem wenigst unterrichteten seiner Leser, ließen sich auf jeder Seite Belegstellen anführen. Herrn Patuzzi, kann bei dem Streben, „sich und das Volk auf den Standpunkt richtiger Anschauung zu erhellen“ (der Satz mag als Stilprobe gelten), eine Entdeckung wie die, daß eine gute Truppe, wenn sie schlecht geführt wird, unterliegen kann (S. 34), erstaunlich wichtig vorkommen, — seine Entdeckungen sind eben sämtlich von dieser Art — wir zweifeln aber, daß er damit den Anforderungen entsprochen hat, die man an eine populäre Darstellung der österreichischen Geschichte zu stellen berechtigt ist.

Alles in allem genommen haben wir es mit einem vollendeten historischen Sudelwerke zu thun, wenn jemals eines geschrieben worden ist, einer Buchhändler-speculation so niederer Kategorie, daß wir nicht einmal die Ausstattung des Werkes loben mögen. Wenn es wahr ist, was der Verfasser an einer Stelle in so wunderbar tief sinniger Weise sagt, daß „wo der gute Wille herrscht“, gewirkt werde, „sei es nun im Guten oder Bösen; im Bösen aber leichter und mehr“, denn leider „treibt die Schucht der Menschen und ihr Hang Bosheit zu üben, nur zu oft nach dieser Richtung“, so muß der gute Wille des Herrn Patuzzi und der Benedikt'schen Verlags-handlung in ganz erstaunlicher Weise zum Bösen geneigt sein.



Das vorliegende Werk wenigstens hat für den Gang Nothwendigkeit zu üben völlig ausreichende Beweise gegeben.

S. Die Wichtigkeit der von den Handels- und Gewerbekammern erstatteten Berichte ist längst allgemein anerkannt worden und dieselben dienen auch in Oesterreich, seit sie zur Veröffentlichung gelangen, als werthvolle Quellen für die Landeskunde. Obwohl nun die bis jetzt gedruckten Handelskammerberichte in ihrer Abfassung nach dem eben vorliegenden Material, dessen Gruppierung und den persönlichen Anschauungen der Bearbeiter weit auseinander laufen — ein Uebelstand, welcher ihre Brauchbarkeit so wesentlich beeinträchtigt, daß dieser Gegenstand von der k. k. statistischen Centralcommission in Angriff genommen und durch Entwerfung allgemein gültiger Formulare für die Zukunft beseitigt wurde — so lassen sie sich doch in zwei Kategorien zusammenfassen; solche, welche als wirkliche Bearbeitungen gelten können, die gewerblichen und industriellen Verhältnisse bis zu ihren Grundursachen verfolgen und darauf begründet die Wünsche des Kammerbezirkes formuliren, und solche, welche sich mit der Angabe und Gruppierung des statistischen Materiales begnügen. Zur letzteren Kategorie gehört der eben ans Licht getretene „Auszug aus dem statistischen Berichte der Handels- und Gewerbekammer Ober-Oesterreichs für das Jahr 1862“, Linz 1863. Wenn auch des Reizenments entkleidet, welches der an das Handelsministerium geleitete Hauptbericht enthält und nur eine Reihenfolge tabellarischer Nachweisungen, zeigt sich das Buch doch als eine vortreflich redigirte, reiche Fundgrube für die Kenntniß des Landes ob der Enns und giebt von dem erfreulichen Aufschwunge Zeugniß, welchen Production, Industrie und Verkehr daselbst seit einer Reihe von Jahren genommen haben. So läßt sich dem vorangestellten Summar über sämtliche gewerbliche Beschäftigungen (Fabriken, Handlungen, Gewerbe und freie Beschäftigungen) entnehmen, daß ihre Gesamtzahl mit Ende 1862 seit 1855 um ein volles Zehnthel, von 37.571 auf 43.264 gestiegen ist. Den stärksten Aufschwung haben die Commercialgewerbe (Gastwirthschaft mit 796, Schuster mit 447, Sägemüller mit 394, Tischler mit 369, Krämer mit 342, Gemischtwaarenhändler mit 248, Fragner mit 201, Psaidler mit 134 u. s. f.) genommen, und so ist fast bei jedem Gewerbe eine Zunahme zu bemerken und 81 Beschäftigungen, darunter 12 Fabriken, sind in größerer oder geringerer Ziffer seit 1855 neu in die Liste Ober-Oesterreichs getreten, darunter die gesegnete Kunst der Photographen zuerst im Jahre 1860 mit 6, dermal mit 9 Individuen. Nur auf die Baumwolle verarbeitenden Gewerbe hat die schwebende Krise auch dort eingewirkt, die Zahl der Weber ist nun 636, jene der Baumwollwaarenhändler auf die Hälfte herabgegangen und auch eine Spinnfabrik und eine Webwaarenfabrik sind in Abfall gekommen. Entsprechend diesem Aufschwunge, hat sich die Zahl der Wahlberechtigten seit 1853 aus dem Handelsstande von 707 auf 1397 und die Gesamtzahl von 3562 auf 3923 gehoben.

Bezüglich der Angaben, welche der Abschnitt „Grund und Boden“ enthält, erregt es Befremden, daß die daselbst angegebenen Flächenmaße von jenen, welche in den jüngst veröffentlichten officiellen Tafeln des Jahres 1859 enthalten sind, mehrfach höchst erheblich differiren. So beträgt der Gesamtackerboden nach dem Berichte 722.104, nach den Tafeln 736.174 Joch, Wiesen und Gärten nach ersterem 371.917, nach dem letzteren 361.919 Joch, nur die Ziffer des Weidelandes (ohne Alpen) und der Waldungen (ohne Auen) stimmt, und die gesammte productive Bodenfläche würde nach dem Berichte um 4075 Joch weniger, mit Einrechnung der Auen und Alpen aber um 45.232 Joch mehr betragen als die in den Tafeln angegebene Area. Es fehlt uns im Augenblicke an Behelfen, zu entscheiden, welche dieser Angaben die richtige sei. Doch sollten solche Differenzen

in Quellenwerken sorgfältig vermieden werden, denn nichts discreditirt dieselben im Auge des daraus Schöpfenden mehr, als derlei Abweichungen in Partien, über welche sich die Wahrheit durch bereitliegende Behelfe, hier die Katastralmappen, unschwer feststellen läßt. Höchst lobenswerth muß dagegen in dem Berichte die detaillirte Aufnahme jener Anstalten erwähnt werden, welche, ohne in den engeren Kreis der Handelskammerthätigkeit zu gehören, doch sehr erwünschtes, sonst kaum vollständig aufzutreibendes Material zur Landeskunde bieten, wie der Vereine, Unterrichtsanstalten, der Krankenanstalten und Spitäler, Unterstützungs- und Leichenvereine u. c. Es ist dies die Partie, für welche Dr. Wurzbach in seiner Bibliographie die Bezeichnung „kleine Statistik“ erfunden, und deren Werth in so vollständiger Behandlung, wie dieselbe im oberösterreichischen Berichte durchgeführt ist, erst Jener zu schätzen weiß, welcher fruchtlos nach den ephemeren, zumeist spurlos verschwinnenden Einzelberichten solcher Anstalten gesucht hat.

S. Von Steins „Handbuch der Geographie und Statistik für die gebildeten Stände“, dormalen in der siebenten Auflage herausgegeben, hat soeben eine neue Lieferung des vierten Bandes die Presse verlassen. Derselbe enthält Deutschland, bearbeitet von Dr. G. Brachelli, Prof. der Statistik am Wiener Polytechnicum, und das jüngste Heft bringt hievon die Darstellung der west- und norddeutschen Mittel- und Kleinstaaten, Baden, beide Hessen, Holstein und Lauenburg, Luxemburg, die sächsischen Herzogthümer, Braunschweig, Nassau, Mecklenburg und Oldenburg. Ging diesem als Nachschlage- und Orientirungswerke allgemein anerkannten Buche schon überhaupt ein guter Ruf voraus, so wird dieser durch die vorliegende Bearbeitung neuerdings und in erhöhtem Maße bethätiget, indem der als Statistiker renommirte Verfasser durch seine Verbindungen in der Lage war, über den Verwaltungsorganismus, die gewerblichen Zustände und socialen Verhältnisse der deutschen Staaten viele nicht veröffentlichte Originalmittheilungen der Behörden und Anstalten zu benutzen und daher über dieselben wesentlich Neues zu bringen. Es ist daher das Buch in einer Zeit, wo diese Staaten eben den Blick des Stammesgenossen wie des Gebildeten überhaupt wieder mehr auf sich ziehen, eine willkommene, auf dem neuesten Standpunkt der Wissenschaft stehende Gabe zu nennen. Sowohl der allgemeine Theil jedes darin behandelten Landes bringt nach der reichhaltigen Bibliographie eine sehr eingehende Schilderung der Grundmacht, der physischen und geistigen Cultur, der Verfassung und Verwaltung, als die Topographie eine sehr vollständige Schilderung der Vertlichkeiten, wobei bis zur namentlichen Aufzählung der kleinsten, 200 und weniger Bewohner zählenden Orte herabgegangen wird und alles Bemerkenswerthe derselben in geschichtlicher und volkswirthschaftlicher Hinsicht Erwähnung findet.

\* Architekt A. Essenwein ist gegenwärtig mit einer größeren Arbeit über die ehemalige Königsstadt Krakau beschäftigt, durch die nicht bloß ein Stoff behandelt wird, der seither in der archäologischen Litteratur ziemlich vernachlässigt wurde, sondern die auch dadurch, daß Monumente jeder Art behandelt sind, ein vollkommen abgerundetes Stadtbild aus dem Mittelalter und so interessante Vergleiche einer alten mit einer modernen Stadt giebt. Das Buch wird nicht bloß eine Darstellung der Kirchen und Profangebäude geben, es wird die öffentliche Baupolizei, die verschiedenen auf einander folgenden Bauordnungen, die Wasserleitungen und Brunnen, die Spitäler, den Bau der Straßen und Brücken und die Verpflichtung der Bürger zu denselben in Betracht ziehen; die Mauern mit ihren Thürmen, Thoren, Gräbern, das Schloß in seiner selbstständigen Befestigung, die Vertheidigung der Mauern durch die dazu organisirten Corporationen der Bürger werden abgehandelt werden. An den Monumenten selbst wird nicht bloß die künstlerische, sondern auch die constructive Seite, so wie die Baumaterialien ins Auge gefaßt. Die gesammte Kunst- und Handwerkhätigkeit auf allen Gebieten und der Einfluß des nationalen Elementes, der insbesondere des Mischverhältnisses wegen von Interesse ist, indem deutsche und polnische Elemente sich hier begegnen, wird betrachtet.

Die Arbeit ist die Frucht langer Studien, die Offenwein gelegentlich eines Aufenthaltes in Krakau im Sommer des verfloffenen Jahres zum Abschluß gebracht hat. Eine derartige Arbeit kann nur aus der Feder eines so vielseitigen Schriftstellers hervorgehen, der zu gleicher Zeit Künstler und Techniker ist, der eben dadurch im Stande ist, Gesichtspunkte hereinzuziehen, die anderen nicht auffallen. Nur ein Mann, dessen praktische Thätigkeit ihn neben künstlerischen Arbeiten auch die Bedeutung und Wichtigkeit verschiedener technischer, der Kunst scheinbar ganz ferne liegender Arbeiten erkennen läßt, die unsere Architekten gerne in das Ingenieurfach verweisen, ist in der Lage, eine so nach jeder Richtung hin abgerundete Arbeit und darum ein so vollständiges Bild zu bieten.

D. (Vom deutschen Büchermarkte.) Obschon seit dem letzten bibliographischen Berichte dieser Blätter mehrere Wochen verfloßen sind, liegt uns doch heute ein verhältnißmäßig nur geringes Material vor. Die Unmasse von Kinderchriften und Festgeschenken, mit denen alljährlich in den Weihnachten vorbegehenden Wochen der deutsche Büchermarkt überschwemmt wird, verdrängen andere, schwerer wiegende Novitäten fast gänzlich.

Wir wünschen, daß eine berufene Feder sich einmal die Mühe nicht verdrießen ließe, die in der Regel sich jeder Kritik entziehenden Jugendschriften einer strengen Musterung zu unterwerfen; denn wie auf keinem anderen versündigt sich auf diesem Gebiete buchhändlerische Speculation und Gewissenlosigkeit an dem guten Geschmack der heranwachsenden Generation. Wir fürchten, daß eine strenge Kritik zu einem nicht viel tröstlicheren Resultate gelangen würde, als eine Versammlung deutscher Lehrer vor einigen Jahren in Weimar, die auf ihr Programm auch eine Besprechung der Jugendschriften gestellt hat und schließlich die Resolution faßte: „es seien alle Kinderchriften zu verwerfen, mit Ausnahme des Campe'schen Robinson, und auch dieser sei nur zu billigen unter der Bedingung, daß er gänzlich umgearbeitet werde“.

Zunächst haben wir eine Anzahl biographisch-historischer Werke zu registriren. Von der seit längerer Zeit angekündigten „Biographie Karl Ritters“, von seinem Schwager Director G. Francke in Halle, liegt jetzt die erste Hälfte in einem zierlichen, 400 Seiten starken Bande vor. Zum großen Theile aus der sehr umfangreichen hinterlassenen Correspondenz Ritters bestehend, berichtet er über Ritters Jugendzeit, seine Erziehung im berühmten Salzmann'schen Institut zu Schnepfenthal, sein akademisches Leben in Halle, seinen Aufenthalt in Frankfurt und Göttingen, durch Reisen nach der Schweiz und Italien unterbrochen, und geht bis Ritters Berufung nach Berlin. Die zweite Hälfte, deren baldiges Erscheinen versprochen wird, dürfte für die geographische Wissenschaft von größerem Interesse werden. — Arnold Ruge hat den beiden ersten Bänden seiner ansprechend geschriebenen und mit vielem Beifalle aufgenommenen Selbstbiographie jetzt einen dritten Band, die Jahre 1824 bis 1833 — Gefängniß, Freiheit und Revolution, Halle und Italien — enthaltend, nachfolgen lassen. Das Erscheinen zweier weiterer Bände wird in Aussicht gestellt.

Von Interesse für die Geschichte Griechenlands und der europäischen Diplomatie in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts ist die „Biographie des Grafen Johann Capodistria, von Dr. R. Mendelssohn-Bartholdy“. Der Verfasser, der sein Werk seinem Lehrer Gerwinus widmet, hat ein reiches handschriftliches Material auf den Bibliotheken zu Athen, München und Wien benützt und veröffentlicht in einem Anhang die französischen und italienischen Originale einer Anzahl Briefe und Depeschen Capodistria's. — Ein weiterer Beitrag zur diplomatischen Geschichte der Jahre 1806 bis 1813 und speciell zur Geschichte des sächsischen Hofes und Politik erschien in den „Mémoires du comte de Senfft“. Graf Senfft war von 1806 bis 1809 sächsischer Gesandter in

Wien, dann 1813 Minister in Dresden und trat später in den österreichischen Staatsdienst. Nach seinem im Jahre 1853 erfolgten Tode hat jetzt ein ungenannter Freund des Verstorbenen diese Memoiren erscheinen lassen. — Die erste deutsche Biographie Prinz Heinrichs von Portugal, des Seefahrers, erhalten wir von G. de Beer („Prinz Heinrich der Seefahrer und seine Zeit. Mit Karten und Plänen.“) Das erste Drittel des Buches enthält als Einleitung eine Geschichte des portugiesischen Handels und Seewesens.

Es bleibt uns noch übrig zweier speciell österreichischer Novitäten zu gedenken. Von Dr. Goracuchi in Triest erschien: „Die Adria und ihre Küsten, mit Betrachtungen über Triest als Badeort, nebst einer Erörterung über das Seewasser und dessen heilbringende Wirkung“. Die „Oesterreichische Revue“ hat schon für das eben begonnene Jahr den ersten Band ihres zweiten Jahrganges erscheinen lassen. Aus der diesem Bande beigegebenen Uebersicht des ersten Jahrganges und dem viel Interessantes versprechenden Inhalte der ersten Bände des neuen Jahrganges geht deutlich hervor, daß die Redaction mit Erfolg bemüht war, allen Anforderungen an ein so großartig angelegtes Unternehmen zu genügen. Wir wünschen, daß die „Oesterreichische Revue“ immer mehr von der Theilnahme des Publicums unterstützt werde, die sie nach ihrer Bedeutung für das geistige Leben Oesterreichs verdient.

\* In einem Aufsatz über „deutsche Litteratur im Auslande“ stellen die „Bl. f. l. U.“ die hauptsächlichsten Uebersetzungen und Bearbeitungen deutscher Werke in fremde Sprachen aus dem Zeitraume etwa eines Jahres zusammen. Da sind zuvörderst die als sehr trefflich gerühmte Uebersetzung der sämtlichen Werke Schiller's von A. Regnier und die Uebersetzung der sämtlichen Werke Goethe's von Porphat. C. Monnard bemerkt in einer durch die „Weidelsberger Jahrbücher“ veröffentlichten Recension über die Porphat'sche Prosa-Üebersetzung Goethe's, eine wörtliche oder gleichwirkende Nachahmung sei oft eine reine Unmöglichkeit; für vieles fehle der französischen Sprache der Ausdruck und der Rhythmus; oft liege die Macht eines Verses in einem einzigen Wort, in einem Klang, für welchen in der französischen Sprache kein Nachhall töne. Dennoch sei es Porphat zum Theil gelungen, in seiner Prosa sogar die Goethe'schen Wort- und Klangspiele anklingen zu lassen. Die Uebersetzung ist das Werk von fünf Jahren, ein Werk der Liebe und Begeisterung; beigegeben sind ihr eine äußerst anziehend geschriebene Skizze der letzten Lebensjahre Goethe's und alphabetische Register, die man überhaupt bei Werken dieser Art in England und Frankreich nicht leicht fehlen läßt.

Wir erinnern ferner an die „Ouvrages scientifiques de Goethe“ von E. Favre, an das in der Vorbereitung begriffene Werk: „Goethe, ses mémoires et sa vie“, von Henri Richelot, an die in zwei Bänden erschienene französische Uebersetzung der Jean Paul'schen „Vorschule der Aesthetik“ von A. Büchner und Léon Dumont (Poétique ou introduction à l'esthétique), an die italienische Uebersetzung des ersten Theils des „Faust“ von Anselmo Guerrieri, die von italienischen Kritikern sehr gepriesen wird, an die französische Uebersetzung von Redwig' „Amaranth“, an die englische des „Titan“ und der „Sokliade“ von Charles L. Brooks. Letztere erschien im Verlage des F. Leppoldt zu Philadelphia, dem wir auch eine Ausgabe der von Lady Wallace übersehten Briefe Felix Mendelssohn's („Letters from Italy and Switzerland. With a biographical notice by Julie de Marguerittes“), ferner: „The ice-maiden: and other tales By Hans Christian Andersen. Translated from the German, by Fanny Fuller“, und „Immen-See. From the German“, (Stern) verdanken. In Vorbereitung ist „Heinrich Heine's books of songs“ von Charles Godefroy Leland, der „amerikanische Heine“ genannt. Eine vollständige englische Uebersetzung der Heine'schen Gedichte erschien bekanntlich schon 1859 in London aus der Feder Edgar Alfred Bowring's, der auch Schiller's und Goethe's Gedichte überseht hat. In John Chapland Stock's „Poems, chiefly translated from the German“ sollen, dem jetzt leider eingegangenen „Parthenon“ zufolge, nur die Bearbeitungen einiger Goethe'scher Gedichte, wie „Die Braut von Korinth“,

„Erlkönig“, „Gott und die Bajadere“ u. s. w. gut gerathen sein, während die Schiller'schen zum Theil an argen Fehlern und Mißverständnissen leiden. So übersetzt Steck z. B. die Verszeile in den „Kranichen des Iphigus“: „Der fromme Dichter wird gerochen“, mit „The veil of the dark deed is broken“, die Stelle: „Verschwinden sie im Hintergrunde“, mit „Forward they come from the background“, was gerade den umgekehrten Sinn giebt u. s. w. In der eigenen Dichtung „The Minnesingers“ hat der Verfasser einen sonderbaren Einfall gehabt. Er läßt hier vier Minnesinger im Wettkampf auftreten:

There was Henry from Risbach,  
There was Walter from Thurgau,  
And Biterolf — to win or die,  
All these did bravely vow etc.

Henry von Risbach trägt Goethe's „König von Thule“, Biterolf Schiller's Ballade „Der Handschuh“, ein drittes Schiller's Gedicht „Der Jüngling am Bache“, Walter aber Goethe's Ballade „Der Sänger“ („Was hör' ich draußen vor dem Thor“ u. s. w.) vor, mit der er den Preis gewinnt. Garnett's „Poems from the German“ zum Theil Producte von Dichtern enthaltend, die in England weniger bekannt sind, sollen dem „Parthenon“ zufolge bessere Arbeit sein.

Wir schließen hieran einen Blick in das Octoberheft der „Westminster Review“, das gleichsam mit deutscher Litteratur überfüllt ist. Da begegnen wir zunächst einem langen Aufsatz „Gervinus on Shakspeare“ mit Zugrundelegung der F. C. Bunnett'schen Uebersetzung des Gervinus'schen Werkes. Der Berichterstatter spendet demselben ausgezeichnetes Lob, wenn er auch andeutet, daß er nicht in allem und jedem mit ihm einverstanden sei, und geht nicht nur die Werke des Dichters, sondern auch sein Leben an der Hand des deutschen Erklärers durch.

Ein anderer Aufsatz beschäftigt sich mit R. W. Macay's Werk: „The Thubingen school and its antecedents. A review of the history and present condition of modern theology.“ „Macay“, sagt der Berichterstatter, „ist ein entschiedener Anhänger der Tübinger Methode. Er eignet sie sich nicht nur an, er zeigt sich auch als Enthusiast in der Anwendung der Resultate derselben und zwar in einer Menge von Fällen, in welchen künftige Kritiker, wie wir glauben, ihm widersprechen werden; aber er thut dies offen“ u. s. w. So hat also auch der Geist der deutschen theologischen Forschung und Kritik seinen Weg nach dem orthodoxen England gefunden, und überhaupt kann man vielleicht sagen, daß auf keinem Gebiete aus dem Deutschen mehr ins Englische übersezt wird, als auf dem der Theologie. Auch in der Rubrik: „Contemporary literature“ werden in großer Zahl deutsche Werke kurz erwähnt, wissenschaftliche wie belletristische, darunter Hochstetter's „Neu-Seeland“, das ein „magnificent volume“, „a complete encyclopaedia of all that is interesting in New-Zealand“ genannt wird; der Briefwechsel zwischen Goethe und Karl August; Klein's Schrift über Georg Forster, welche in Bezug auf den Stil und das darin gesammelte Material über Forster's letzte Lebensjahre gerühmt, aber in Bezug auf ihre Tendenz ein „miserabel volume“ genannt wird; Kühne's „Mein Tagebuch aus bewegter Zeit“ u. s. w. Auch eine dritte Auflage einer Uebersetzung der „Braut von Messina“ mit dem Titel: „The bride of Messina: a tragedy with chorusses. By Schiller. Translated by Adam Lodge. With other poems“, wird kurz angezeigt und dabei erwähnt, daß die einleitenden kritischen Bemerkungen interessant seien und die Uebersetzungen der beigegebenen kleineren Gedichte von verschiedenen Verfassern herrührten.

V. Die „Société de littérature wallone“ in Lüttich, welche allmählig ihr ursprüngliches Gebiet, die Förderung der wallonischen Litteratur, erweitert, hatte für das Jahr 1862 Preise ausgeschrieben für Abhandlungen über Geschichte, Verfassung, Gebräuche u. irgend eines wichtigen Gewerbes der Stadt Lüttich und für wallonisch-französische technologische Wörterbücher. Beide Preise wurden mit sehr überwiegender Stimmenmehrheit (76 und 65 unter 100) der Arbeit „Le bon métier des tanneurs de la cité de Liège“ (das ehrbare Gerberhandwerk von Lüttich) zuerkannt, welcher eben auch ein technologisches Glossar angehängt war. Und zwar beschloß die Gesellschaft den Preis zu verdoppeln, da, abgesehen von der Trefflichkeit der Arbeit an sich, die als Einleitung gegebene kurze Geschichte der Gewerbe Lüttichs überhaupt den Nachfolgern auf diesem Gebiete die Mühe beträchtlich erleichtert. Der Verfasser, Dr. Stanislas Bormans, Adjunct am Archiv in Lüttich, erhielt demzufolge eine Medaille im Werthe von 200 (statt 100) Francs. Das Werk ist nun als ein bedeutender Großoctavband im Drucke erschienen und wird auch außerhalb Belgiens als ein schätzbarer Beitrag zur Städtegeschichte willkommen geheißen werden. Bormans nimmt für die Geschichte der Gewerbe in Lüttich vier Perioden an. 1. bis 1297, die Zeit der freien Vereinigung von Gewerksgenossen, ohne Privilegien und auch ohne den Wunsch nach solchen, da verschiedene Versuche, den Handwerkern eine Organisation zu geben, an deren Theilnahmslosigkeit scheiterten. So nahm der Bürgermeister Henri de Dinant 1253 für die mit der Geistlichkeit verbündete Bürgerschaft Partei gegen das aristokratische Schöffenregiment. Es war der ewige Kampf um das städtische Wahlrecht, und auch der Ausgang war der gewöhnliche: die Bürger gaben die Eintheilung in „Compagnien“ mit „Capitainen“, welche Henri de Dinant in ihrem Interesse eingeführt hatte, auf und ließen es geschehen, daß ihr Führer in die Verbannung geschickt wurde. Ein zweiter Versuch 1276 die Bürgerschaft in Tribus zu bringen, bei Gelegenheit eines Bündnisses des Herzogs von Brabant mit den Grafen v. Flandern, Hennegau und Luxemburg, hatte keinen besseren Erfolg. Glücklicher war der Bürgermeister Henri de Pair, welcher einem Zusammenstoß zwischen Patriciern und Bürgerschaft dadurch vorbeugte, daß er den bestehenden zwölf Gewerksgenossenschaften gleichmäßige feste Organisation, Führer, Waffen und Banner gab. Von da an spielen die Corporationen eine politische Rolle, erlangten sogar 1313 das entschiedene Uebergewicht, da im Frieden von St. Martin, nachdem in einem von den Patriciern begonnenen Kampfe ihrer sechshundert unter den Trümmern der brennenden Martins-Kirche begraben worden waren, die Wählbarkeit in den Stadtrath von der Mitgliedschaft in einer Zunft abhängig gemacht wurde. Diese dritte Periode reicht bis zum Jahre 1684, in welchem Maximilian von Baiern den Zünften wieder alle politischen Rechte nahm. Dieser Einleitung folgt die umständliche äußere und innere Geschichte der Gerberzunft mit vielen Actenstücken, Reglements, Privilegien u. s. w., ferner den sauberen Abbildungen der Embleme der Gerberzünfte in sechs niederländischen Städten. (Die Gerber von Lüttich führen einen schwarzen Doppeladler in silbernem Felde.) Das wallonisch-französische Glossar ist dem Buche ebenfalls beigegeben.

D. (Vom französischen Büchermarkte.) Der americanische Krieg und die Handel, welche ihn veranlaßten, riefen schon eine ziemlich beträchtliche Litteratur in allen Sprachen hervor, darunter in Frankreich weniges, das der Sache des Nordens günstig ist. Besonders findet das bekannte Buch Tocqueville's „De la démocratie en Amérique“, welches lange Zeit als ein Muster seiner Art galt, nachträglich starke Opposition, die um so leichter wird, je mehr der americanische Krieg gegen die Trefflichkeit der americanischen Zustände und Institutionen zu zeugen scheint. Eine solche Schrift, deren Spitze sich gegen Tocqueville's Anschauungen richtet, ist auch „Histoire du peuple

**Américain (Etats-unis) et de ses rapports avec les Indiens depuis la fondation des colonies jusqu'à la révolution de 1776, par A. Carlier.** Der Verfasser entwickelt in zwei Bänden die Geschichte der einzelnen Colonien und weist aus derselben den Zusammenhang der gegenwärtigen Verwicklungen nach.

Die im Auftrage des französischen Marineministeriums edirte officielle Geschichte der letzten chinesischen Campagne hat sechsen die Presse verlassen und führt den Titel: „**Rélation de l'expédition de Chine en 1860, rédigée par le lieutenant de vaisseau Pallu, d'après les documents officiels**“. Es ist ein Quartband mit einem Atlas in Folio in der **Imprimerie impérial** gedruckt und in demselben Stile gehalten, wie die anderen officiellen Schriften, die man über die neueren Kriege Frankreichs in Paris zu veröffentlichen pflegt. Auch die Geschichte des letzten italienischen Krieges, die schon vor mehr als einem Jahre gedruckt, aber nur von der französischen Regierung verschenkt wurde, ist jetzt auf den Büchermarkt gekommen — „**Histoire de la campagne d'Italie en 1859, d'après les documents officiels**“ — ein Band in Quart mit einem Schlachtenatlas in Folio.

Historische Werke leichter Gattung sind in der letzten Zeit nicht häufig aufgetaucht. Doch erwähnen wir: „**Le cardinal de Retz et son temps, étude historique et littéraire par L. Carnier**“, in zwei Bänden, und „**L'impératrice Marie Thérèse, roi de Hongrie, par Mr. Capefigue**“. Letzteres bildet einen Band der „**Reines de la main droite**“, deren Geschichtserzählung Mr. Capefigue mit der ihm eigenthümlichen Singsfertigkeit in die Hand genommen hat. Wenn man die Mühe und Gründlichkeit betrachtet, mit der unsere Geschichtsforscher jetzt die Zeitperiode der großen Kaiserin zu behandeln pflegen, so könnte man den französischen Historiker beneiden um die Leichtigkeit, mit der er in einem kleinen Bande in einigen allgemeinen Zügen mit allen Dingen fertig wird.

Das in der Druckerei der Petersburger Akademie gedruckte Prachtwerk, welches die russische Regierung über die Krönung Alexanders II. veröffentlichte, ist jetzt gleichfalls in den Handel gekommen. Es führt den Titel: „**Description du sacre et du couronnement de leurs M. M. Alexandre II. et Marie Alexandrowna en 1856**“, ein Band im größten Folio mit 52 Chromolithographien nach den auf Befehl des Kaisers gemachten Originalzeichnungen verschiedener Künstler. Ein Exemplar dieses Prachtwerkes kostet den anständigen Preis von 240 Thalern.

Ein Ereigniß in der Kartographie ist die Vollendung der officiellen Generalstabskarte von Frankreich. Der französische Generalstab hat nicht weniger als sechzig Jahre dazu gebraucht, um diese wichtige Arbeit auszuführen.

Unter den öfter wiederkehrenden bibliographischen Notizen finden wir wieder einmal eine summarische Aufzählung der Schätze der Pariser **Bibliothèque impériale**. Dieselbe soll jetzt 2 Millionen gedruckte Bände, 200.000 Handschriften, 3 Millionen Kupferstiche und über 500.000 Landkarten zählen. Auch unterläßt man nicht, zu diesen brillanten Ziffern hinzuzufügen, daß die Direction unaufhörlich an der Vollendung der Kataloge arbeiten läßt. Es dürfte wohl keine Direction einer öffentlichen Bibliothek geben, die nicht demselben schönen Streben einer möglichst guten Katalogisirung huldigt.

---

\* Eines der letzten Werke des ersten lebenden Genremalers, des H. E. Knaus, „ein Hochzeitzug“, ist im Besitze des hiesigen Großhändlers Herrn Heinrich Mayer. Wie alle Gemälde von Knaus, so ist auch dieses — gemalt 1863 — voll von jenen Zügen einer feinen Charakteristik, einer künstlerischen Lebensauffassung und einer gesunden Technik, welche seine Gemälde in so hohem Grade auszeichnen. Die Personen sind dem-

selben Kreise volksthümlichen Lebens entnommen, aus welchem die „goldene Hochzeit“ desselben Künstlers entstanden ist. In der trefflichen Sammlung Herrn Mayers findet sich außerdem ein anderes Bild von Knaut, ein „Invalide“ vom Jahre 1861, das wir sowohl, was Technik als Charakteristik betrifft, mit zu dem besten rechnen, was in jüngerer Zeit in dieser Art geschaffen wurde.

Wir werden demnächst etwas ausführlicher auf die Gemäldeammlung des genannten Kunstfreundes zu sprechen kommen, denn sie ist ohne Frage die bedeutendste Sammlung Wiens von modernen Gemälden, welche in der jüngsten Zeit angelegt wurde. In derselben befindet sich Louis Gallait's „Delila“, ein Gemälde, das vielen noch von der Londener Weltausstellung her, in der es einen hervorragenden Platz einnahm, erinnerlich sein wird; der „Randaules“ und „die Phryne vor Gericht“ von Gérôme, die „Marie Antoinette“ von Müller; die „christliche Märtyrin“ von Paul Delaroche, Gemälde von F. Amerling, Pettenkofer, Ary Scheffer, de Keyser, Meissonier, Willems, Hébert, Dubuffe, Germau u. a. m. Die Gemälde Herrn Mayers sind wohl Kunstfreunden in höchst liberaler Weise zugänglich; doch wäre es sehr erwünscht, wenn einige derselben auch einem größeren Publicum, etwa in der nächsten akademischen Kunstausstellung, vor Augen geführt werden könnten.

\* Die mit Decret vom 15. November 1863 eingeführte Reform der Académie des beaux-arts und der École de Rome stoßen in Frankreich auf die lebhafteste Opposition. Als Urheber dieser Maßregeln wird der M. de Rouvier bezeichnet. Für die Akademie tritt Ingres, für die École de Rome Beulé in die Schranken; ersterer in einer Broschüre, letzterer in der „Revue des deux mondes“ (Decemb. 1863). Wir kommen auf den Gegenstand des Streites ausführlich zurück und bemerken bloß, daß die Opposition, so weit sie die École de Rome betrifft, vorzugsweise den Punkt im Auge hat, daß man der Akademie die Leitung und Beurtheilung der Concurse nehmen und an die Stelle derselben eine aus neun Mitgliedern bestehende Jury treten soll, welche aus einer vom Minister vorgelegten Liste zu wählen wäre. Das neue Project — eine Fortsetzung desselben Systemes, das vor zehn Jahren zum Verderben des Unterrichtes die Normalischeule, die Lyceen und die Universität so reformirt hat, daß heutzutage die Rückkehr zum Alten als die einzige Rettung erscheint — ist ein Act der imperialistischen Bureaucratie gegen die Selbstständigkeit der Akademie. Beulé protestirt gegen den sogenannten Liberalismus der neuen Maßregeln. An die Stelle eines fünfjährigen Aufenthaltes in Rom soll ein zweijähriger treten; andere zwei Jahre sollen die Künstler reifen, wohin sie wollen; an Stelle von 25 Pensionairs sollen 9 treten. Die Strenge der Ueberwachung und Leitung soll gemindert werden. „Wir werden“, sagt Beulé, „mehr Amateurs und Dilettanten und weniger Künstler haben; schlechter erzogen werden sie Paris verlassen, und noch weniger werden sie wissen, wenn sie von ihren Reisen zurückkehren“. Die Nachtheile eines unorganisirten Studiums der Stipendisten erfahren wir sattsam in Oesterreich und begreifen es sehr gut, daß man sich gegen eine Neuerung empört, die an die Stelle der erprobten Ordnung und der gut geleiteten Arbeit eine ungerichtete Künstlererziehung setzen will. Beulé bezeichnet den neuen Vorgang als „une triste tentative“, und Ingres erklärt, daß die neuen Projecte „die gute Organisation der Schule zerstören, wohlverworbene und respectable Rechte und eine auf große classische Traditionen basirte Unterrichtsmethode angreifen, um an ihre Stelle zu setzen „un enseignement de fantaisie et d'aventure, des juges incompetents et une direction fausse dans les études“.

\* Der Verfasser des in Nr. 1 der „Wochenschrift“ veröffentlichten Retrospectes ist Herr Prof. Dr. W. Wahlberg, das anzugeben übersehen wurde.

**Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schmetzer.     Druckerei der k. Wiener Zeitung.**



# Polnische Revolutionen.

Erinnerungen aus Galizien.

(Prag 1863, F. A. Credner.)

—k. Das unter dem vorstehenden Titel erschienene Buch ist ein im hohen Grade interessanter Beitrag zur Geschichte der Revolutionen, deren Schauplatz seit ungefähr dreißig Jahren (1831, 1846 und 1848) in größerer oder geringerer Ausdehnung Galizien, Posen und das Königreich Polen waren. Speciell beschäftigt sich das Buch mit dem Antheile, den die revolutionäre Partei in Galizien genommen und aus diesem Grunde nehmen auch die Schreckensscenen des Jahres 1846 das bedeutendste Interesse in Anspruch. Wie aus dem Inhalte der Darstellung unzweifelhaft hervorgeht, stammt diese aus der Feder eines Mannes, der theilweise als Augenzeuge Eindrücke von den drei polnischen Revolutionen empfangen hat, welcher ferner nicht nur einen tiefen Blick in die innersten Werkstätten der revolutionären Propaganda, sondern auch in die Anschauungen der damaligen Regierungskreise zu machen und Land und Leute aus jahrelangem Verkehre zu studiren in der Lage war. Gestützt auf diese reichhaltigen Quellen, ist aber der Verfasser ungeachtet seiner warmen Anhänglichkeit an Oesterreich und seines festen Glaubens an die Prosperität aller Theile der Monarchie bemüht, möglichst unbefangene die Ergebnisse zu schildern und — wiewohl er sich zur österreichischen Partei zählt — freimüthig genug, die auf Seite einzelner Regierungsorgane vorgekommenen Mißgriffe in der Wahl von Maßregeln und Personen bloßzulegen und Züge von Humanität und Edelmuth, von Klugheit und Talent in den Reihen der Revolutionäre anzuerkennen. Mit anderen Worten: in staatsrechtlicher Beziehung steht er auf dem Standpunkte eines Groß-Oesterreichers, in Bezug auf die Schilderung der Vorgänge auf dem Standpunkte eines unabhängigen Mannes, dem es nicht um eine leidenschaftlich erregte Parteidarstellung, sondern darum zu thun ist, auf Grund seiner Materialien, entstellte oder irrig aufgefaßte Begebenheiten in das richtige Licht zu stellen und diese durch neue interessante Züge zu vermehren und aufzuklären. Wir haben es daher hier mit jener Gattung Memoiren zu thun, die dem künftigen Historiker für eine wahrheitsgetreue Darstellung der drei Revolutionen unentbehrlich sind, wenn er nicht auf einseitig gefärbte Berichte sich stützen will, wie wir dies in jüngster Zeit erst bei einem Werke über Oesterreich erlebt haben, das den Anspruch auf eine Geschichte der neuesten Zeit erhebt, in seiner fesselnden geistreichen Auffassung auch die moderne Methode nicht verkennen läßt, aber demungeachtet vollständig den Eindruck einer kleindeutschen Parteischrift macht.

Der allgemeine Gang der drei hier geschilderten Revolutionen ist zu bekannt, als daß wir eine Schilderung derselben hier wiederholen sollten und wir werden uns

deßhalb darauf beschränken, vorerst einige frappante und, wie wir glauben, noch wenig bekannte Momente hervorzuheben, dann aber den Eindruck dreier in verschiedener Richtung lehrreicher Charakterstudien wiederzugeben, die in dem Buche mit den Vorgängen verwebt sind.

Die Bauernbewegung des Jahres 1846 wird stets als eine von der österreichischen Regierung künstlich erzeugte dargestellt, um den Einfluß des Adels zu schwächen. In der That zeigte sich aber schon im Jahre 1831 eine tiefwurzelnde Abneigung des Bauers gegen den Adel, welche zur Ueberzeugung führte, daß die Rebellion nie im Landvolke Wurzel fassen werde. Damals lebten Greise, welchen die früheren Zustände im Königreiche Polen noch im Gedächtnisse waren. Der Adel war der unumchränkte Herr des Landes und des Bauers. Ein Adelige konnte einen Bauer todt schlagen, berauben oder seine Frau schänden, ohne die Verantwortung vor einer Behörde fürchten zu müssen. Wenn ein Adelige einem andern einen Unterthan tödtete war er zu dem nur geringen Schadenersatze von ungefähr 6 fl. verpflichtet. Von einem Gerichte für den Bauer gegen den Edelmann war keine Rede. Als ein Theil Polens an Oesterreich kam, änderten sich diese Verhältnisse, dem Bauer war wie dem Edelmann die Klage bei landesfürstlichen Gerichten möglich, die Leibeigenschaft wurde aufgehoben, die Lasten des Bauers gegenüber dem Gutsherrn geregelt und ein neues Steuersystem eingeführt. Dadurch kam der Bauernstand in eine so glückliche Stellung, wie er sie früher nie gekannt und schon im Jahre 1831 verhielt er sich vollkommen passiv angesichts der fieberhaften Anstrengungen des Adels, der Revolution in Rußisch-Polen Hülfe zu leisten.

Gleich nach Bildung der polnischen Emigration im Jahre 1831 theilten sich die Hauptparteien in zwei Lager, in das aristokratische und in das demokratische. An der Spitze der ersteren Partei stand Fürst Czartoryski in Paris und an jener der letzteren schon im Jahre 1832 eine Nationalregierung, die aus neun Mitgliedern zusammengesetzt war und aus einem Vereine sich bildete, der damals ungefähr 3000 Mitglieder zählte. Während die aristokratische Partei alle Hülfe von einer Intervention der Westmächte erwartete, wollte die letztere die Befreiung Polens im Wege einer socialen Revolution durchführen, worüber eines der wichtigsten und der Polizei in die Hände gefallenen Actenstücke vom Jahre 1835: „Die innere Organisation der polnischen demokratischen Gesellschaft“ Aufschluß gab. Die Gesamtheit der Gesellschaft zerfiel in Sectionen, die in jedem Orte, wo sich wenigstens fünf Mitglieder befanden, gebildet werden konnten. Jede Section wählte ihren Secretär und ihren Cassier, hielt jede Woche eine Sitzung ab, hatte die Mitglieder zu überwachen, die Nationalsteuer einzuhoben und an die Nationalregierung, die zuerst in Paris, dann seit dem Jahre 1840 zu Versailles residirte, abzuführen. Solche Sectionen waren in den Jahren 1831 bis 1846 über ganz Galizien verbreitet und aus einem kleinen Theile des niederen Adels, aus herrschaftlichen Beamten, Litteraten, Studenten, Advocaten und Geistlichen gebildet. Der Verkehr mit der Nationalregierung ward durch Commissäre, Schriften und Filialvereine in den polnischen Ländern vermittelt. Unter den Schriften ist jene die bemerkenswertheste,

welche unter dem Titel: „Der Partisanenkrieg“ erschien, worin die Vergiftung der Brunnen, der Mord von Soldaten und Beamten als ein erlaubtes Mittel gepredigt wurde. Zu Ende des Jahres 1844 faßte die sogenannte Nationalregierung zu Paris, deren Mitglied damals auch Mieroslawski war, den Entschluß, einen großartigen Aufstand vorzubereiten. Nach einem bis ins kleinste Detail abgefaßten Kriegsplane wurde festgesetzt, daß man sich mit allen revolutionären Kräften der vorzüglichsten Punkte und Städte im Großherzogthum Posen und Galizien bemächtigte, dann während acht Tagen militärisch organisierte und die politischen Besetzungen Preußens und Oesterreichs räume, indem man in das Königreich Polen rücken und hier im Nationalkriege mit den Russen die Sache zu Ende führen wollte. Gedrängt von der Actionspartei, bestimmte man als Zeitpunkt den Beginn des Jahres 1846 nachdem sich die Nationalregierung mit der europäischen revolutionären Propaganda ins Einvernehmen gesetzt und auch diese für den genannten Zeitpunkt eine Erhebung beschlossen hatte. In Galizien entwickelte nun die Emigration eine unglaubliche Thätigkeit. Es bildeten sich Wohlthätigkeitsvereine, die im Fasching 1845 Bälle veranstalteten, deren Erträgniß für den Ankauf von Flinten in Belgien, Frankreich und England verwendet wurde, Jagdgewehre und Säbel wurden an bestimmten Punkten angeammelt und der demokratische Katechismus in Umlauf gebracht. Ein Bericht der Lemberger Polizeibehörde constatirte, daß letzterer damals in mehr als 100.000 Exemplaren verbreitet war. Die Werkzeuge der Propaganda bildeten ein Theil der Städte, des Handwerkerstandes, Studenten, Litteraten, Mandatäre, Dekonomen, Gutspächter, Geistliche, Lehrer, einzelne Officiere, Unterofficiere, Finanzsoldaten und Beamte. Die Hauptagitatoren werden: für den Larnower Kreis Graf Franz Wiesioloski und Dyssowski genannt, für Lemberg Eduard Dembowski, Hugo Wiesniowski, Sikorski, für den Hloczower und Brzezaner Kreis Leopold Wisniowski. Unter diesen zeigte sich am kühnsten und verwegendsten Eduard Dembowski. Von der Polizei stets mit allem Eifer verfolgt, verkleidete er sich bald als Bauer, bald als Geistlicher, ja selbst als Handelsjude und Dame. So kam er einmal spät Abends in die Wohnung des österreichisch gesinnten Magistratsbeamten Lip, wo die Familie eben am Tische saß. Da er von der Polizei verfolgt wurde wählte er diesen Versteck, in welchem er sich ganz sicher fühlte und zwang auch die Familie, ihn diese Nacht aufzunehmen. Niemand wagte es, ihn zu verrathen. Ein anderes Mal war sein Aufenthalt in einem Landhause bei Lemberg signalisirt. Gegen Mitternacht setzten sich Beamte und Husaren in Bewegung, um ihn gefangenzunehmen. Auf dem Wege begegnete man einer bekannten Dame der Aristokratie mit ihrer Bonne und ließ sie anstandslos passiren. Hierauf wurde das Gebäude umstellt, der Commissär stürzte in das Innere und erfuhr nun, daß Dembowski als Dame verkleidet mit der erwähnten Edelfrau das Haus eben verlassen hatte. Die Husaren gallopirten nach, aber Niemand wußte, wohin er sich geflüchtet hatte. Anfangs 1846 fand die Vertheilung der Rollen statt. Für Galizien ernannte die Nationalregierung Dyssowski zum Mitgliede der Nationalregierung in Krakau, Joseph Wisniowski zum Chef des Revolutionstribunals und Grafen Wiesioloski

zum Statthalter von ganz Galizien. Militärcommandanten in Galizien waren: Dembowski in Krafau, Czechowski für Tarnow, Graf Mey für Nieszow, Sikorski für Sambor; die Namen der übrigen sind nicht bekannt geworden. Obercommandant für Ost-Galizien sollte Wysocki werden. In Posen stand an der Spitze Mieroslawski.

Von all den großartigen Vorbereitungen zum Aufstande des Jahres 1846 hatten einzelne Regierungsorgane zwar bestimmte Andeutungen, jedoch vermochten ihre Berichte keine große Wirkung zu erzielen, da ein Theil der polnischen Aristokratie durch eine schlau berechnete Mittelstellung zwischen den Beamten und den Spitzen der Behörden jede energische Maßregel gegen aufgedeckte Umtriebe zu hintertreiben bemüht war. Der Adel lebte nämlich anscheinend im besten Einverständnisse mit den Beamten und dem Militär, er lud diese auf seine Schlösser zu Bällen, Soirées und Jagden ein und erchien auch umgekehrt wieder bei den Festen der Beamten und Militärs, so daß man bei dem größten Theile des Adels die loyalste Gesinnung annehmen zu können glaubte. War von den Verhältnissen des Landes die Rede, so suchte der Adel stets gegen die Bauern und Ruthenen einzunehmen, erstere als indolent, böswillig, faul und thierisch, letztere als Halbmenschen und Keger darzustellen. Fanden Verhaftungen oder die Entdeckung von Verschwörungen statt, so wurden sie als wahnsinnige Unternehmungen einzelner junger Leute dargestellt. Auch hielt sich ein Theil des Adels wirklich von den Vorbereitungen der demokratischen Partei ferne, aber hütete sich doch, einen tiefen Blick in die ihm nicht unbekanntenen Fäden der revolutionären Emigration zu gestatten, um sich nicht zu compromittiren und wohl auch aus dem Grunde, um den Erfolg des Aufstandes abzuwarten. Denn die Interessen dieses Theiles des Adels wie der Demokraten fielen ja in einem Punkte zusammen. Auf diese Weise geschah es, daß die Regierung sich von dem Aufstande fast übertrauen ließ, den Anfang der Verschwörung unterschätzte und nur in den letzten Wochen durch die Anstrengungen einzelner Beamten, wie der Kreishauptleute von Lemberg und Tarnow, dann des Polizeidirectors von Lemberg, die stets warnten und zu energischen Schritten drängten, einzelne, unwirksame Mittel ergriff. Noch am 18. Februar — dem für den Aufstand festgesetzten Tage — erging ein Rundschreiben an die Kreisämter, in welchen die Beamten aufgefordert wurden, die Bauern von einem Angriffe auf den Adel abzuhalten und sie zu beruhigen und die lügenhaften Gerüchte von einem nahe bevorstehenden Ausbruche einer Revolution, wodurch das Landvolf aufgeschreckt sei, zu dementiren. In Lemberg selbst ward der Ausbruch der Revolution durch einen Zufall vereitelt. Ein junger Mann hatte daselbst von dem edlen wohlthätigen Erzherzog-Gouverneur eine namhafte Unterstützung erhalten. Eines Tages kam er zu dem Polizeidirector Ritter v. Sacher-Masoch und gestand demselben, daß er Mitglied einer Verschwörung sei, welche das Leben von Personen bedrohe, von denen er enorme Wohlthaten empfangen habe. Auf dem Balle, welcher beim Erzherzog stattfinden sollte, aber durch den Tod des Herzogs von Modena verhindert wurde, sollten die Damen bei einem Tanze sämmtliche Militärs wählen und so zum Ablegen der Degen nöthigen. Hierauf würde der Angriff auf die Unbewaffneten erfolgen und das Signal zum

Ueberrumpeln der Kasernen und Wachen gegeben sein. Zuletzt theilte er den Angriffsplan auf Lemberg mit, konnte aber die Anführer nicht nennen. Der Polizeidirector machte dem Erzherzog die Anzeige und als dieser an der Richtigkeit der Angaben zweifelte, leistete er ihm einen Eid auf das Crucifix, daß in der Nacht vom 18. auf den 19. Februar im ganzen Lande angegriffen werden würde. In kurzem kam der junge Mann wieder zu dem Polizeidirector und sagte aus, daß der Plan mit meuchlerischem Ueberfalle aufgegeben und man entschlossen sei, im offenen Kampfe vorzugehen und am 13. Februar gab er ihm die Angriffspunkte bekannt und händigte ihm einen Zettel mit den Namen der hervorragendsten Verschwörer ein. Noch in der darauf folgenden Nacht wurden die nöthigen Verhaftungen vorgenommen und dadurch der Aufstand verhindert. Aus den späteren Geständnissen des Leopold Wisniewski ergab sich auch die Richtigkeit der gemachten Aussagen. Lemberg blieb ruhig während der Schreckenstage, welche dem 18. Februar folgten.

Nachdem wir nun aus dem Buche einige Züge hervorgehoben, welche zur Charakteristik der damaligen Verhältnisse gehören, wollen wir darzustellen versuchen, was der Verfasser über die Ruthenen, den Bauernführer S. Szela und die Verwaltung unter den Gouverneuren Grafen Stadion und Goluchowski mittheilt.

### 1. Die Ruthenen.

Seitdem Graf Stadion die Interessen der ruthenischen Nation lebhaft förderte, brachten die polnischen Kalender den Wisz, nach dem bekannten: „Seit der Erschaffung der Welt“ beizufügen: „Seit der Erfindung der Ruthenen durch den Grafen Stadion“. Dieses Schlagwort fand in kürzester Zeit ungemaine Verbreitung und wiewohl es von den Polen nicht mehr als ein gut angebrachter Wisz war, so wurde es doch in halb Europa für ganz ernst genommen und man glaubte wirklich lange Zeit hindurch, daß der Stamm der Ruthenen auf einem kleinen Flächenraum in Galizien verbreitet und, nicht mehr als die Bedeutung eingewanderter Colonisten an sich tragend, von der österreichischen Regierung künstlich in den Vordergrund gedrängt worden sei, um die Berechtigung einer unumschränkten nationalen Befriedigung der Polen zu schwächen.

Die Ruthenen waren aber einst in Galizien bis Kiow im ganzen südlichen Rußland von eigenen Fürsten regiert. So gab es z. B. in Galizien selbstständige Reiche zu Halicz, Przemysl und Trembowla. Unter diesen ruthenischen Fürsten, bald in kleine Länder zerfallen, oft auch alle zusammen in ein großes Reich vereinigt, wie z. B. unter Bladimir dem Großen, Kaiser von Kiow oder Roman, Großfürsten von Halicz — dem späteren Galizien — oder unter Leo, der Lemberg gründete und sich supremus dux Ruthenorum nannte, waren die Ruthenen weit glücklicher und gebildeter als die übrigen Völker in Europa im Mittelalter, besonders als die Polen. Sie wurden durch die Byzantiner zum Christenthum bekehrt, bekamen sich daher zur griechischen Kirche und empfingen von Byzanz aus viele Kenntnisse zu einer Zeit, wo in Europa die Bildungselemente noch sehr dünn gesäet waren. So kam es, daß bei den Ruthenen der Ackerbau blühte, viele Städte und ein ausge-

dehnter Handel entstanden und, während die Polen in ihre Städte Deutsche und Suden zogen, sich ein eigener und sehr gebildeter Bürgerstand bildete. Auch ihr Adel war sehr unterrichtet und die Fürsten und Regenten aus dem Hause Kurik thaten so viel für die Kultur des Landes, daß in den Städten wie auf dem Lande Schulen bestanden und die ruthenische Litteratur einen Aufschwung nahm, wie ihn nur wenig lebende Sprachen aufzuweisen im Stande sind. Auch die Kirche der Ruthenen war im blühenden Zustande; sowohl die Regenten als die Bojaren hatten sie vielfach mit Schenkungen, Stiftungen, Ländereien und Zehnten bedacht.

Diese Blüthezeit der Ruthenen wurde zuerst durch die Streitigkeiten der eigenen Fürsten, dann die Eroberungsgelüste der Polen und Ungarn und endlich um die Mitte des 13. Jahrhunderts durch das Vordringen der Tartaren bis nach Kiew zerstört. Galizien bildete noch einige Zeit ein selbstständiges ruthenisches Reich, bis der Fürstentamm mit Leo, dem Gründer Lembergs, ausstarb und Kasimir, „der Bauernkönig“ Polens, das Land eroberte. Von da an begann das Elend der Ruthenen. Durch mannigfache Vortheile verleitet, polonisirten sich der ruthenische Adel und die Städte und nur die Bauern und der Clerus, zum Theil auch die Bewohner kleinerer Flecken und Städtchen bewahrten treu die ruthenische Nation und Kirche gegen die Gewaltmaßregeln der polnischen Regierung und die Angriffe der lateinischen Kirche. So kam es, daß die Ruthenen im Laufe der Jahrhunderte durch die polnische Adels Herrschaft immer mehr von ihren Rechten verloren, kaum dem Namen nach mehr gekannt waren und im Jahre 1772, als Galizien an Oesterreich kam, mühsam ihre Existenz gerettet hatten, wiewohl sie noch immer einen bedeutenden Bruchtheil der Bevölkerung des alten Polen ausmachten.

Von dem Tage an, als Oesterreich in den Besitz Galiziens kam, besserte sich die Lage der Ruthenen. In erster Reihe beschäftigte sich die Regierung mit dem verwahrlosten Zustande des ruthenischen Clerus, der, verarmt und unwissend, häufig der eigenen Kirchensprache unkundig war und keine Mittel und Bildungsanstalten besaß. Maria Theresia verordnete daher, daß auch aus Galizien Zöglinge in das schon früher für die ungarischen Uirten errichtete Seminar geschickt werden sollen, arme Geistliche Unterstüzungen aus der Staatscasse erhalten, der Uebertritt der Ruthenen zum lateinischen Ritus erschwert und dem ruthenischen Clerus dieselben Rechte wie dem lateinischen gewährt werden sollen. Zur Erbauung einer neuen ruthenischen Kirche an der Stelle der alten, den Einsturz drohenden in Przemysl schenkte die Kaiserin die Summe von 40.000 fl. Noch besser erging es den Ruthenen unter Kaiser Joseph II. Er schenkte ihnen zu Lemberg das aufgehobene Dominicanerkloster zu einem Seminar, in dem alle Gegenstände in ruthenischer Sprache vorgetragen werden durften, er errichtete an der theologischen Facultät in Lemberg eine Abtheilung für die Ruthenen, legte den Grund zu einem besondern Religionsfond und errichtete auf Kosten des Staates zwei Consistorien Kaiser Franz II. stellte die Metropole der Ruthenen in Lemberg her, erweiterte die Bildungsanstalten der Priester und wohnte — der erste Monarch seit 500 Jahren — bei seinem Besuche in Lemberg dem Gottesdienste in ihrer Domkirche bei. Weniger

geschah für die Nationalität der Ruthenen, da man in den Regierungskreisen jener Zeit von der irrigen Anschauung ausging, daß die Sprache derselben nur ein Dialect der polnischen sei. Erst im Jahre 1844 besserten sich die Verhältnisse auch in dieser Richtung durch die Bestrebungen des Domherrn Kusiemski, der es bewirkte, daß die ruthenische Sprache wieder in den Landschulen eingeführt und im Jahre 1845 das erste ruthenische Leiebuch wieder gedruckt wurde. Als dann im Jahre 1848 das Princip der nationalen Gleichberechtigung zur Geltung gelangte, waren die Ruthenen in der Lage, ihre Sprache grammaticalisch und orthographisch festzustellen und selbst den Angriff des Cultusministeriums auf die ruthenische Schrift zurückzuweisen.

Der Ruthene ist von melancholischem Temperamente, in seinem Auftreten, Erwägen, Handeln beinahe langsam durch einen ausgesprochenen Hang zur Meditation. Im Benehmen ist er zuvorkommend, zuweilen devot, aber in seiner Demuth doch von unverkennbarem Troste, wenn Jemand seine Nationalität oder seine Kirche angreift. An Gelehrigkeit und Geschicklichkeit steht er dem Polen im Allgemeinen nach, dagegen übertrifft er ihn an Ausdauer, Treue, Anhänglichkeit und kaltem Muth. Gastfreundschaft ist eine Leidenschaft der Ruthenen und Jedermann übt sie mit einem Tacte, wie er selten angetroffen wird. Er selbst lebt unendlich einfach, gegen die Bukowina häufig von Mais, in den Karpathen nicht selten von Hafersbrod und begnügt sich mit einer Hütte aus Lehm und Weidenruthen zusammengeleget. Der Körperbau der Ruthenen ist weit kräftiger als der der Polen, jedoch voll Proportion und in den Karpathen-Gegenden unter den Huzulen von wahrhaft circassischer Schönheit.

Abgesehen von der Wirkung, welche die Revolution des Jahres 1846 auf den galizischen Bauer ausübte, ist diese auch bemerkenswerth dadurch, daß sie die ruthenische Nationalität vollends wach rief. Bisher hatten die Polen Galizien immer als polnisches Land betrachtet und die Regierung dasselbe wirklich als solches behandelt. Jetzt stellten die Ruthenen, erbittert über das namenlose Unglück, welches der Aufstand über das Land brachte und durch das Geberden der Polen, als wären sie allein die Herren des Landes, ihre nationalen Ansprüche in den Vordergrund, erklärten sich als die Einheimischen und die Polen als die Eindringlinge und protestirten energisch dagegen, Polen zu sein, ja nur als solche zu gelten. Sie vertheidigten sich gegen die polnischen Postulate und stellten sich unter die Fahne Oesterreichs, anerkennend, daß dieses zuerst ihrer Nation die von den Polen geraubten Menschen- und Bürgerrechte wiedergegeben habe.

Die Bedeutung dieser Bewegung zeigte sich einige Jahre später im vollsten Lichte. In den Märztagen des Jahres 1848 war auch Lemberg der Schauplay heftiger Scenen. Die Bevölkerung — ohne Unterschied ob Polen oder Ruthenen — strebte nach den politischen Errungenschaften, zu denen von Wien aus das Lösungswort gegeben war, und die Führer der Bewegung hatten noch die Maske einer loyalen Haltung angethan, um nicht Mißtrauen in den Massen zu erwecken. Am 21. März wurde auf dem Rathhause eine Versammlung abgehalten, um sich über

ein bestimmtes politisches Programm zu einigen. Da trat ein Ruthene auf und verlangte im Namen des ruthenischen Volkes, das in Ost-Galizien die Majorität der Bevölkerung bilde, Anerkennung seiner Rechte, Gleichberechtigung seiner Nationalität. Wüthend warfen sich einige der Anwesenden auf den Ruthenen und wollten ihn durch das Fenster werfen, so daß er sich genöthigt sah, eiligst aus der Versammlung zu flüchten. Die Wirkung dieser Scene war, daß die Ruthenen sich von der gemeinsamen Bewegung trennten, als selbstständige Partei in Lemberg organisirten und bei der immer entschiedener hervortretenden, Oesterreich feindlichen Haltung der Polen beschloffen, gestützt auf die überwiegende Bauernbevölkerung, mit der Regierung Hand in Hand zu gehen.

Als später die Wahlen für den constituirenden Reichstag ausgeschrieben wurden, bildeten die Ruthenen in Lemberg ein Comité, dessen Aufgabe es war, der polnischen Partei überall entgegenzutreten, eine Deputation begab sich an die Stufen des Thrones, um dem Kaiser unverbrüchliche Treue zu geloben und um Einführung der ruthenischen Sprache in Schule und Amt zu bitten und eine Denkschrift wurde veröffentlicht, in welcher auf Urkunden gestützt der Beweis geführt wurde, daß Ost-Galizien ein ruthenisches Land und die Landessprache die ruthenische sei. In Lemberg versammelte sich ein Gelehrtencongrès in dem über die Errichtung und Einrichtung der ruthenischen Volksschulen und höherer nationaler Unterrichtsanstalten, über die Abfassung der Lehrbücher für dieselben, die Feststellung der Grammatik und Orthographie, die Zusammenstellung eines Wörterbuches und die Bildung eines Gelehrtenvereines für Geschichte und Litteratur verhandelt werden sollte. Die Polen, hievon unterrichtet, beschloffen, die Abhaltung dieses Congresses nicht zu dulden. Als die Versammlung eröffnet werden sollte, erhielt Domherr Kuziemski ein Schreiben des damaligen polnischen Guberniumspräsidenten, worin ihm derselbe den Rath ertheilte, die Versammlung nicht zusammentreten zu lassen, da er sichere Nachricht erhielt, daß die polnische Nationalgarde von Lemberg die Versammlung auseinanderprengen werde. Man beschloß hierauf an den commandirenden General Baron Hammerstein die Frage zu richten, ob die Regierung wirklich nicht im Stande sei, den Bürgern ihres Staates den gesetzlichen Schutz zu gewähren. Baron Hammerstein, ein entschlossener Soldat, antwortete ganz kurz und bündig: „Die ruthenische Versammlung wird stattfinden und ohne jede Störung tagen, ich büрге dafür“. Wirklich war Lemberg in großer Aufregung und eine Fluth von Plakaten und Pamphleten über die Ruthenen verbreitet. Während der ersten Sitzung erhielt Kuziemski durch einem Officier die Nachricht, daß die polnische Nationalgarde bereits auf ihre Sammelplätze eile, die Ruthenen aber ruhig ihre Berathungen fortsetzen sollen. Da ertönten Trommeln, ein österreichisches Grenadierbataillon marschirte in der Straße auf und schützte auf diese Weise, wie Kuziemski in seinem Memorial bemerkte, „die erste freie Versammlung der ruthenischen Gelehrten in ihrem Vaterlande und in ihrer Hauptstadt“ vor Gewaltthätigkeiten.

Welche Haltung die Ruthenen im constituirenden Reichstage des Jahres 1848 und seit dieser Zeit bis zur Eröffnung des österreichischen Reichsrathes consequent



einnahmen, ist zu lebhaft in dem Gedächtnisse aller, welche dem politischen Leben in Oesterreich einige Aufmerksamkeit geschenkt haben, um weiter erörtert zu werden

## Nibelungen-Studien.

### 2. Die Kürnberger und Aribonen.

Auf Grund der gewonnenen Resultate eröffnet sich ein lockendes Feld von Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten. Es handelt sich hier mehr noch um die Einleitung als um den Abschluß einer Frage. Im Vergleich aber zu manchen Behauptungen, die in früheren Zeiten anstandslos in die Luft gehängt wurden, dürfte vielleicht doch ein Theil der folgenden Betrachtungen mehr Beachtung verdienen, als eine offenbare Hypothese in Anspruch nehmen kann.

In erster Reihe steht hier die Frage nach einer näheren Bezeichnung unseres Kürnberg, dessen Vorname uns leider nicht überliefert ist. Die Untersuchung über Lebenszeit und Heimat des Lyrikers wie des Epikers führten selbstständig zu demselben Ergebniß. Wir stehen am Anfange des 12. Jahrhunderts. Was den Epiker anlangt, hatte ich früher einmal Gelegenheit eines weiteren darzuthun, daß die Ungarzüge Heinrichs III., deren sieg- und ruhmreiche Erfolge namentlich im südöstlichen Deutschland das nationale Bewußtsein in ungemeiner Weise hoben und kräftigten, der Boden seien auf dem später die köstliche Frucht des Nibelungenliedes reifte, daß der Geist und die Kämpfe jener Zeit sich in demselben abspiegeln. Mit diesen Worten hat Pfeiffer jene Thatsache anerkannt, und nachdem er zugleich über die Person des Dichters selbst einen überraschenden Aufschluß gegeben, dürfte es an der Zeit sein das Resultat seiner litterarischen Forschungen mit jenen historischen Traditionen zu verknüpfen.

Diese Vermittlung liegt nahe nachdem unbestritten feststeht, daß wir den Minnesänger von Kürnberg in dem Geschlechte zu suchen haben, welches im heutigen Oesterreich ob und unter der Enns begütert war. Filz rechnet diese Kürnberge zu den Ministerialen der Grafen von Schala, Burghausen und Veilstein. Dazu mußte ihn die Beobachtung führen, daß die Kürnberger in den Schenkungen und Verträgen der genannten Herren oft Zeugenschaft geben, wo dann ihr Name neben jene anderer Ministerialgeschlechter zu stehen kommt. Auch jener Magenes de Churnberg, in welchem Pfeiffer den Dichter des Liedes vermuthet, erscheint mit seinem Bruder Otto von Polan unter den Ministerialen<sup>1</sup>. Während nun gleichzeitig Magenes in einer Passauer Urkunde unter den kirchlichen Ministerialen genannt wird<sup>2</sup>, erscheint Otto de Polan 1142 ausdrücklich als „miles Sigihardi comitis de Scalah“. Entweder also müßten wir hier zwei Personen gleichen Namens unterscheiden oder

<sup>1</sup> Filz Gesch. von Michelbeurn. II 697 ff.

<sup>2</sup> Mon. Boica. 28, 2, 91. Urkundenbuch des Landes ob der Enns I. 477.

auch eine Theilung der beiden Brüder zwischen der Kirche und den Grafen von Schala annehmen. Jedenfalls aber ist, wie aus dem Zusammenhange hervorgeht, Magenes nicht auf den Kürnberg bei Linz zu versetzen, sondern in das niederösterreichische Kürnberg am Manlbache, in dessen Nähe dann Polan, das heutige Polle unweit der Erlaf bei Pörsfirchen liegt; hart daran findet sich auch ein kleiner Ort Namens Pollaberg. Wie leicht ersichtlich, hat es mit der genealogischen Forschung in einer Zeit, wo die Geschlechtsnamen noch nicht fixirt sind und die ritterlichen Standesverhältnisse eben einem großen Umschwunge entgegengehen, seine besonderen Schwierigkeiten, und mit dem gleichzeitigen Vorkommen eines blanken Namens ist uns wenig geholfen. Offenbar erscheinen in jener Zeit mindestens zwei Familien dieses Namens, die vielleicht Zweige desselben Geschlechtes sind, in den östlichen Donaugegenden. Haben wir aber, wie ich glaube, an der Heimat des Dichters bei Linz festzuhalten, so blieben die niederösterreichischen Kürnbergger aus dem Spiele.

Je weniger wir aus jener Zeit Nachrichten über die Person eines Laiendichters erwarten dürfen, desto mehr muß man die äußere Stellung seines ganzen Geschlechtes in Betracht ziehen. Vielleicht gestatten manche Umstände einen Rückschluß auf den Gedankenkreis und die Anschauungen des Nibelungendichters. Darum ist, wie ich glaube, das wie immer geartete Abhängigkeitsverhältniß der Kürnbergger von dem Schiemgauer Grafengeschlechte nicht zu übersehen. Diese nachmaligen mächtigen Grafen von Schala, Burghausen und Peilstein sind höchst wahrscheinlich mit den steirischen Ottokaren und deren Vetteren, den Grafen von Wels und Lambach, eines Stammes, sicher aber leiten sie ihren Ursprung von jenem Aribon ab, welcher mit seinem Bruder Luitpold am Ende des 9. Jahrhunderts die karolingische Ostmark verwaltete und mit seinem Sohne Manrich hauptsächlich an der Zerstörung des großen Mährerreiches gearbeitet hat <sup>1</sup>.

Das Andenken seines Todes, den er auf der Jagd durch einen Auerochsen fand, lebte lange in Volksliedern fort, sein Geschlecht aber, das wir unter dem Namen Aribonen zusammenfassen wollen, blühte mächtig auf <sup>2</sup>. Hatte ihr Stammvater einst große Noth gehabt sich gegen die Söhne seiner Vorgänger Wilhelm und Engelschalk zu behaupten, welche Ansprüche auf die Mark ihrer Väter machten, so mögen auch die Aribonen die Besetzung der neu begründeten Mark durch die „Babenberger“ nicht gerne gesehen haben. Ueber den größten Theil des südöstlichen Baiern schaltete das Geschlecht zwar noch immer, aber das alte Anrecht auf die Mark seines Ahns mochte es nie ganz vergessen, trotz der Entschädigung, welche einem Zweige der Familie 1056 in der oberen Kärntner Mark Pütten zu Theil wurde.

<sup>1</sup> Hilz a. a. O. und Buchinger: Ueber die Abstammung der Grafen v. Schala und Burghausen, in den Schriften der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften.

<sup>2</sup> Annalista Saxo. Pertz M. G. VI. a. a. 1104: „antiquissimam nobilitatem trahebant illius famosi Erbonis posterii, quem in venatu a visonte pestia confossum vulgares adhuc cantilenæ resonant etc.“

Durch des Kaisers Macht und Gnade konnten die kriegerischen Aribonen ihre ehrgeizigen Zwecke am besten fördern, doch steht es damit ganz im Einklange, wenn ihre gewohnte heischende Ergebenheit wieder einmal in fordernden Trotz und Empörung umschlug. An Heinrichs III. Ungarkriegen betheiligten sie sich mit aller Kraft und Aufopferung. So fiel einer von ihnen, Graf Sizo, in der Ungarnschlacht des Jahres 1044 am 5. Juli (Salzburger Nekrolog. Mon. Boica. XIV. 357). Zum Lohne für diese guten Dienste erhielt vielleicht im Jahre 1045 jener Siegfried die neu eroberte jüngere Ostmark zum Lehen, wem Filz und Buchinger denselben mit Recht zu dieser Familie zählen. Wie ruhmreich aber zwei andere Mitglieder derselben in den Ungarkriegen gekämpft haben, wurde bei einer anderen Gelegenheit eines weiteren erörtert. (Germania VI. 4. 1862.) Es sind die beiden Brüder Boto und Aribo, die Söhne des bairischen Pfalzgrafen Hartwig, in denen wir vor allen geschichtliche Prototypen der Nibelungenhelden gefunden zu haben glauben.

Das ritterliche Dienstverhältniß der Kürnberge zu den Aribonen wird uns mit Recht schließen lassen, daß auch sie an den Ungarkriegen regen Antheil genommen haben, daß also unser Dichter unter dem Einflusse stolzer und begeisternder Familientraditionen aufwuchs. Daraus und aus der begreiflichen Parteinahme des Dichters für die befreundeten Aribonen dürfte sich erklären lassen, warum sein Markgraf nicht im babenbergischen Melk, sondern in Pechlarn residirt, warum er die Theilung der Mark annimmt. Er ging hierbei wohl von einer Vergangenheit aus, wie sie im Schooße seiner Familie und seiner Partei als wahr galt - und wie sie da ausgemalt wurde.

Büdinger (Desterr. Geschichte S. 466) hält für wahrscheinlich, daß die ersten neueren Markgrafen Burchard und der Babenberger Luitpold vor der Eroberung Melks ihren gewöhnlichen Wohnsitz zu Pechlarn gehabt hätten, wo von altersher eine feste Burg stand<sup>1</sup>. Wir wissen nicht, welchen Stammes Burchard war, vielleicht war er ein Nachkomme des letzten karolingischen Markgrafen Aribo und verdankte diesem Umstande sein Amt. Eben so wenig kennen wir den Sitz der älteren Grafen in der Ostmark. Sollten auch diese in Pechlarn gewohnt haben, so müßte man annehmen, daß der Besitztitel Regenaburgs auch damals nicht factisch oder doch nicht auf die Burgfeste ausgedehnt gewesen sei. Mit der stolzen Erinnerung an die einstige Markherrschafft konnte sich das Andenken einer solchen, vielleicht unverbürgten Thatsache leicht im Bewußtsein der Nachkommen erhalten haben. Nachdem von der Hagen bereits Nüdiger speciell der oberdeutschen Sage zugewiesen, erklärt Pfeiffer die herrliche Gestalt des Markgrafen geradezu für eine Erfindung des Nibelungendichters. Dieser Ausspruch ist jedenfalls weit faßlicher, als die Meinung derjenigen, welche in Nüdiger „Wuotans treuen Begleiter, einen zu einem menschlichen Helden herabgedrückten glänzenden Dämon“ erblicken. Einige fruchtbare

<sup>1</sup> Urf. Ludwige II. 832: „Locu ubi antiquitus castrum fuit, qui dicitur Herilurgoburg . . .“ M. B. XXVIII. a. 21.

Genealogen haben freilich noch bis auf die neueste Zeit die geschichtliche Existenz eines österreichischen Markgrafen Nüdiger aufrecht erhalten wollen. Eine derartige Ausbeutung des Epos, oder vielmehr dieser Act der Pietät gegen Ezzius und Brugsch kann ein historisches Gewissen um so weniger anfechten, als man nach dem guten alten Sage, daß jemand, wenn er schon lügt, zum Frommen aller Klugen gleich tüchtig lügen soll, sogar zwei Markgrafen Nüdiger I. und II. mit genauer Angabe ihrer Lebenszeit aufzuführen im Stande ist.

Die einzige, wenn auch ganz unzulängliche, doch urkundliche Textstelle, worauf sich jene Gelehrten noch glaubten stützen zu können, findet sich in einer Urkunde Bischof Pilgrims von Passau <sup>1</sup>, wo im Texte Markgraf Luitpold und sein Vorgänger Burchard, unter den Zeugen aber genannt werden: „Marchwart comes et frater eius Rudker.“ Aber auch diesen allzu schmalen Boden hat ihnen die Kritik unter den Füßen weggezogen <sup>2</sup>. Dieses von Büdinger so genannte Protokoll Pilgrims ist jedenfalls eine spätere Fälschung, und während die meisten unterschriebenen Zeugnennamen anderen Urkunden aus Pilgrims Zeit entnommen sind, ist die Entlehnung der beiden genannten nicht nachzuweisen. So stehen wir denn wieder auf dem alten Flecke und haben eine unverbürgte Ueberlieferung vor uns. Fällt aber die Fälschung, wie Büdinger mit Grund vermuthet, in das Jahr 1137, und somit in die Entstehungsperiode des Nibelungenliedes, so ginge daraus wenigstens hervor, daß in jener Zeit noch das Andenken eines Grafen Nüdiger lebte, den man für einen Zeitgenossen Bischof Pilgrims hielt. Bemerkenswerth scheint mir, daß auch der Mönch Metellus von Tegernsee um 1160, nachdem er schon das Nibelungenlied kennt, von den Thaten „des Grafen Rogerius“ an der Erlaf spricht. Vielleicht steht hinter diesen Anschauungen eine geschichtliche Persönlichkeit dieses Namens, jedenfalls aber hat man in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts in der Ostmark bereits an eine solche geglaubt. Aus dieser localen Tradition kann auch der Dichter bereits das Motiv zu seinem Markgrafen entlehnt haben, ob Familienbeziehungen dabei im Spiele sind, ist freilich nicht zu ergründen. Auf einen derartigen Zusammenhang zwischen Geschichte und Dichtung wird sich aber alles beschränken, was für die Anhänger des geschichtlichen Nüdiger zu retten ist.

Erwähnung verdient hier vielleicht noch das Schicksal eines Gliedes der Aribonen-Familie, nämlich jenes mächtigen Grafen Sieghard, der im December des Jahres 1102 in Regensburg ermordet wurde. In Gegenwart Kaiser Heinrichs hatte er zu laut über die Bevorzugung der Fremden vor den Baiern gemurrt und alsbald ward er der Gegenstand des allgemeinen Hasses. Die Herren vom Hoflager ließen ihrem Unmuth freien Lauf und von allen Seiten bedrängt, vertheidigte sich Sieghard sechs Stunden lang in seinem Hause, mußte sich aber dann ergeben und ward von seinen Feinden enthauptet. Der schwache Kaiser aber konnte oder wollte vielmehr dieser Lynchjustiz nicht Einhalt thun. In den Hauptzügen und bis auf den Namen erinnert dies Factum an Siegfrieds Ermordung im Liede. Eine un-

<sup>1</sup> Mon. Boic. XXVIII. II. S. 86 und 208, Meißner Reg. 1, 4.

<sup>2</sup> Büdinger, S. 491 ff.

vorsichtige Aeußerung stürzt einen mächtigen Gast am Hoflager ins Verderben, gehässige Vasallen verüben die Gewaltthat zu Ehren eines Königs, der dieselbe zweideutige Rolle spielt, wie Gunther. Verdiente diese Analogie an sich auch keine Beachtung, so erhält sie doch als Glied einer ganzen Reihe, als ein weiteres Bruchstück aus dem Gesichtskreise des Nibelungendichters einen gewissen Werth; um so mehr als der Mord von Regensburg, der im ganzen Vaterlande Aufsehen erregte, in die Jugendjahre des Dichters fällt.

Dieser Graf Sieghard ist ein Neffe jener beiden Helden aus den Ungarschlachten Heinrichs III. Boto und Aribio starben um dieselbe Zeit in hohem Alter. Allerdings mögen sie gleich alten Riesen in die neue Generation hineingeragt haben. Sie hatten sich in ihrem ruhmreichen Leben aber auch mit den Waffen des Geistes vertraut gemacht <sup>1</sup>, was für jene Zeit sicher nicht vielen Laienpersonen nachgerühmt werden konnte, und es mochte den Greisen Genugthuung gewähren, das zu erzählen, was sie als Männer freudig gethan und gelitten hatten. Welche Schule konnte dies für einen jungen Genius sein!

Solchen localen und Familientraditionen verdankt sicherlich ein anderes Glied des Aribonenstammes seine Aufnahme ins Nibelungenlied, nämlich der Bischof Pilgrim von Passau <sup>2</sup>, der durch die Combination eines viel jüngeren Dichters zu dem ungerechtfertigten Ruhme eines Mäcenass gekommen ist; ja man ist so weit gegangen, den südöstlichen Ausgang der mittelhochdeutschen Litteraturblüthe aus der fruchtbringenden Wirksamkeit dieses sonst übel berüchtigten Mannes zu erklären. Diese Ansichten fußen bloß auf der trüben Nachricht einer noch trüberen Quelle; auf einigen Versen nämlich jenes Reimkünstlers, der mehr als zwei Jahrhunderte nach Pilgrims Tode „die Klage“ verfaßt hat. Eine Hauptstütze für die bisherige gläubige Annahme jener Aussage liegt wohl darin, daß man sich nicht zu erklären wußte, wie „der Bischof Pilgrim durch einen großartigen Anachronismus als mitbetheiligte, handelnde Person in das Nibelungenlied eingeflochten wurde, wenn nicht dadurch, daß er selbst bei der Sammlung der im Volke umgehenden Lieder und Sagen von Siegfried und den Nibelungen und deren Redaction in ein Buch die Hand im Spiele gehabt habe“. Auf diesen ganz negativen Grund hin hat man ihm denn zu seinen anderen urkundlichen Fälschungen auch noch die Fälschung der Sage zugemuthet. Der Zweck, den diese Fälschung im Gegensatz zu jenen haben sollte, ist nicht ganz klar, völlig unbegreiflich aber ist mir, mit welcher Stärke ein gleichzeitiger Schriftsteller, der doch in jenen Sagen offenbar mehr Wahrheit als Dichtung finden mußte, seinen Zeitgenossen gegenüber den Namen einer lebenden Persönlichkeit in den schlichten Gang der Fabel, ja in die Familie der Helden so unumwunden einfügen konnte. Ohne zwingenden Grund sucht man da hinter der volksthümlichen Dichtung noch eine offenbare Lüge. Bei dieser Annahme schei-

<sup>1</sup> Ekkehard Chron. ad 1104. M. G. VIII. p. 225: „Quorum utrumque literis et armis atque rebus satis profecisse cognovimus.“

<sup>2</sup> Siehe: Dümmler, Dr. Ernst Ludwig: Pilgrim von Passau und das Erzbisthum Forch. Leipzig 1854, S. 31 ff. und 163 ff. über dessen Abstammung.

nen mir denn doch zu moderne Anschauungen mitgewirkt zu haben. Dagegen werden wir es ganz und gar nicht auffallend finden, daß der Nibelungendichter des 12. Jahrhunderts einen Anachronismus beging, wenn von einem Anachronismus zwischen einem geschichtlichen Factum und dem, „was sich nie und nirgends hat begeben“, die Rede sein kann. Wie die Gegenstände bei einer Fernsicht, so und noch mehr rücken die Gestalten der Vergangenheit in der volkstümlichen Ueberlieferung zusammen. Das Andenken des ehrgeizigen Bischofs hatte sich bis dahin in der Familie desselben sicherlich erhalten. Versetzte nun der ihr nahestehende Dichter die Sage einmal in die Donaugezenden, so drängte sich ihm mit Passau auch ohne weitere Nebenabsichten der älteste Bischof daseibst auf, von dem er Kunde hatte. Sein patriarchalischer, schattenhafter Bischof Pilgrim hat mit dessen historischer Persönlichkeit auch weiter nichts als den blanken Namen gemein. M. Hausing.

## Die Eisversorgung großer Städte.

Wasser und Eis sind zwei gleich wichtige Bedürfnisse für das gewerbliche wie das bürgerliche Leben. Liegt es schon in der Natur so manchen Industriezweiges nur weiches Wasser benützen zu können, so giebt es wieder eine ganze Reihe von Gewerben, welche zum Betriebe ihres Geschäftes das ganze Jahr hindurch Eis bedürfen. Und ist in unseren Haushaltungen gutes Wasser nothwendig, um Fleisch und Gemüse weich kochen zu können, so leistet auf der anderen Seite das Eis treffliche Dienste als Kühlungs- und Conservierungsmittel unserer meisten Nahrungsmittel und Getränke, wie Fleisch, Gemüse, Bier, Wein, Milch u. s. w.

Es erhellt hieraus die große Wichtigkeit des Eises für die Bevölkerung einer Stadt nicht nur in ökonomischer, sondern auch in sanitätlicher Beziehung. Und ist es eine Errungenschaft der neueren Zeit, in allen Stockwerken des Hauses zu jeder Stunde frisches und gutes Wasser zur Verfügung zu haben, so ist die Forderung eine nicht minder gerechte, auch Eis in hinreichender Menge und zu billigem Preise für gewerbliche und wirtschaftliche Zwecke benützen zu können.

Die Eisfrage gehört daher wie die Wasserfrage zu den communalen und sollte deren Lösung von Seite der städtischen Behörde die nöthige Aufmerksamkeit geschenkt werden, nicht nur im Interesse der Bevölkerung, sondern auch in dem der Stadtcasse. Es ist kein Zweifel, daß bei der vielfachen Anwendung des Eises ein gut organisirter Eishandel für jedermann eine Quelle des Reichthumes würde, welcher sich die Versorgung einer Stadt mit Eis zur Aufgabe machen, d. h. deren Bevölkerung die Möglichkeit bieten würde, zu allen Zeiten billiges Eis beziehen zu können.

So viel uns bekannt, haben bis jetzt die Behörden keiner Stadt die Eisfrage selbstthätig in die Hand genommen, sei es, weil sie die Wichtigkeit der Frage im

Allgemeinen unterschätzen, sei es, weil sie die Plackereien eines solchen Geschäftes vermeiden wollen. Die Versorgung der Städte mit Eis bleibt daher den einzelnen Privaten überlassen, von denen jeder seinen eigenen Bedarf deckt, oder ist Gegenstand größerer Unternehmungen geworden, welche einen gut organisirten Eishandel ins Leben gerufen haben.

Mehrere Städte Deutschlands erfreuen sich bereits der Vortheile einer rationellen Eisversorgung. Wir nennen in erster Linie das strebame Leipzig, in welchem seit 1854 die Benützung des Eises zu hauswirthschaftlichen Zwecken eine allgemeinere geworden ist, Dank dem nach americanischem Muster eingerichteten Eis- haufe des Herrn Feliche, welches jeder Haushaltung Gelegenheit bietet, täglich ein beliebiges Quantum Eis für verhältnißmäßig billigen Preis zu erlangen. Wie Anlage und Bauart des Hauses, ist sowohl die Conservirung des Eises als auch die bequeme Benützung von Seite des Publicums eine so praktische und ferner der Eishandel ein so gut organisirter, daß wir nicht umhin können, in Kürze die Grundzüge des ganzen Unternehmens zu skizziren.

Das Eishaus (Eiskeller) ist groß genug, um die zur Deckung des jährlichen Bedarfes nöthigen Eismassen aufzunehmen und faßt gegen 80.000 Centner. Das Haus ist zweistöckig, zum Theile unter, zum Theile über der Erdoberfläche, an einem kleinen Abhange gelegen und von drei Eingängen zu betreten, die in verschiedener Höhe sich befinden. Der höchstgelegene Eingang wird benützt, wenn das Haus gefüllt, der tiefstgelegene, wenn das Haus bald leer ist. Die Eismagen können dabei in besondere Vorhallen einfahren. Das Eis wird beim Einfahren durch Zerjagen der Eisdecke mit einer großen Schrotfläge in möglichst gleichmäßige, geradflächige Blöcke zerschnitten und diese zur massiven Eismauer aufgebaut, wobei die kleinen Eisbruchstücke als Zwischenlage der Blockschichte benützt werden.

Der Grund des Hauses ist mit hoher Kieslage und über dieser mit einer 15zölligen Schichte von getrockneter Gerberlohe bedeckt, um die Bodenwärme abzuhalten. Die Wände des Eisraumes sind wie gewöhnlich doppelt und der Zwischenraum ist theils mit Loh, theils nur mit einer ruhenden Luftschichte gefüllt. Um den Eisraum herum führen Galerien, die nach außen durch dicke Mauern und Holzwände abgeschlossen sind, nach innen durch Klappen mit dem Eisraume beliebig in Verbindung gesetzt werden können, so daß sich die Temperatur dieser Galerien beständig auf + 3 Grad bis 4 Grad Celsius erhalten läßt. Diese Galerien sind in einzelne Zellen getheilt und werden an Fleisch-, Wildpret-, Fisch-, Obsthändler u. s. w. vermietet, welche in diesen Räumen selbst während der größten Sommerhitze ihre Waaren kühl aufbewahren und vor dem Verderben schützen können. Diese Einrichtung ist eine wahre Wohlthat namentlich für die kleineren Gewerbetreibenden und Händler, welchen in den Städten meist nur schlechte, oft dumpfige Keller zu Gebote stehen.

Ueber dem Eisraum, welcher eine Höhe von über vier Klaftern besitzt und durch beide Stockwerke geht, befindet sich ein Heuboden, um das Eindringen der Wärme von oben zu verhindern. Das Dach besteht ebenfalls aus doppelten, mit

schlechten Wärmeleitern gefüllten Wänden, und erhält von außen einen Delcementsanstrich mit Kreide, um durch die helle Farbe die Wirkung der Sonnenstrahlen auf das Minimum zu reduciren

So viel von der Construction des Eishauses und nun zum Eishandel, welcher folgendermaßen organisirt ist.

Das Eis wird den Kundschaften in besonderen Wagen ins Haus gestellt, wobei für eine tägliche Lieferung von 10 Pfund Eis ein monatlicher Abonnementspreis von 2 Thalern entrichtet wird. Bedenkt man, wie bedeutend die Verluste sind, die namentlich eine größere Haushaltung dadurch erleidet, daß die Nahrungsmittel, Getränke und zubereiteten Speisen im Sommer rasch verderben, und wie groß die Annehmlichkeit ist, auch bei der größten Hitze Milch, Wein, Butter, Fleisch kühl und frisch wie im Winter erhalten zu können, so wird man vor der Höhe eines solchen Abonnementes nicht zurückschrecken. Die Wagen sind von lackirtem Blech, mit gut schließender Thür, ohne Fenster, inwendig mit Holz verkleidet und mit Bastmatten behängt, die von gespalteneu Tannenreißern, welche der Reibung des Eises am besten widerstehen, gehalten werden. Das Eis liegt frei im Wagen und wird in einem Gefäße in die Wohnung getragen, wo es vom Abonnenten sofort in Empfang genommen werden muß.

Zur Aufnahme des Eises in der Wohnung des Abonnenten dient ein Eisschrank oder eine Eiskiste, d. h. ein aus Holz gefertigter kastenähnlicher Behälter, welcher neben dem kleineren für das Eis bestimmten Fache noch einen größeren Raum für die kühl zu haltenden Speisen und Getränke enthält. Die Schränke sind durchaus doppelwandig und inwendig mit Zinkblech ausgeschlagen. Das durch das Schmelzen des Eises erzeugte Wasser fließt nach außen in ein unter den Schrank gestelltes Becken ab; doch ist das Abflußrohr an seinem Ende mit einem besonderen Ventile versehen, um den Zutritt der Luft abzuhalten. Zur Aufstellung der Flaschen, Schüsseln u. s. w. im Schranke sind passende Gestelle angebracht. Es ist wichtig, daß der Eisschrank über Nacht von Zeit zu Zeit gelüftet und öfters sorgfältig ausgewischt und getrocknet wird; eben so daß riechende Speisen, wie Käse u. dgl. unter Glasglocken gestellt werden, damit die anderen Speisen den Geruch nicht annehmen; die Größe und Einrichtung der Eiskisten hängt von der Bedeutung der zu versorgenden Hauswirthschaft ab und es giebt deren von allen Formen und Größen.

Die Bierföhler sind noch zu erwähnen. Sie bestehen gewöhnlich in großen Eiskisten, deren Räume die kleinen Bierfässer aufnehmen, oder in einem in Schlangenvindungen gebogenen Rohre. Das Rohr wird in einer viereckigen niederen Kiste eingeschlossen, welche mit Eisstücken angefüllt wird, und steht durch einen Hahn mit der Pipe des auf die Kiste gestellten Bierfasses in Verbindung. Durch den geöffneten Hahn fließt das Bier in das Schlangenrohr und kühlt sich auf dem langen Wege in dessen Windungen ab.

Des Eisbrechers dürfen wir schließlich nicht vergessen, welcher, wie sein Name andeutet, zur Verkleinerung der größeren Eisstücke dient. Er besteht aus einem



Stab mit scharfer Spitze und einem auf dem Stabe sitzenden verschiebbaren Gewichte. Beim Gebrauche setzt man die Spitze auf das zu spaltende Stück Eis und schleudert das Gewicht mit Gewalt von dem oberen Ende des Stabes nach der Spitze zu, um das Eis auseinander zu brechen.

Die eben skizzirte Eisversorgung von Leipzig hat sich seit bald einem Jahrzehnt bewährt und führt uns als wesentliche Bedingungen gut gebaute Eiskeller, einen vollkommen organisirten Eisverkauf und endlich zweckmäßig eingerichtete Eisschränke vor.

Was besigen die meisten Städte des Continentes von alle dem? Kaum die Eiskeller und auch die in ganz primitivem Zustande. Gewöhnliche Keller dienen zur Aufnahme des hineingeworfenen Eises. Aus falsch verstandener Oekonomie wird jede Ausgabe für die zweckmäßige Einrichtung des Eiskellers, respective für die Erhaltung des Eises vermieden, welches daher in der Regel schon im Hochsommer verschwindet, während eine kleine Ausgabe hingereicht hätte, es bis in den Winter hinein zu erhalten. Es ist von Wesenheit, daß das auf die oben angegebene Art eingeführte Eis in einen Raum gelegt werde, welcher durch schlechte Wärmeleiter sowohl gegen die Wärme des Bodens, als auch die der Wände geschützt wird, und daß ferner dem Eiswasser ein bequemer Abfluß geboten werde. Zu ersterem Zwecke verkleidet man Boden und Wände des als Eisgrube verwendeten Kellers mit einer doppelten Bretterwand, deren Zwischenraum mit Stroh, Moos, Heu, Säge- oder Hobelspänen oder auch bloß mit einer Luftschichte angefüllt wird, und zu dem zweiten Zwecke dient ein hölzerner Krost, welcher sich über dem doppelwandigen Boden erhebt und geneigt ist. Durch dessen Zwischenräume tropft das Eiswasser ungehindert durch, sammelt sich auf dem eigentlichen Boden und fließt ab.

Überall jedoch, wo man nicht wie in Städten des beschränkten Raumes wegen darauf angewiesen ist, die Eisgruben unter die Erde zu legen, zieht man die über dem Boden errichteten Eiskasten wegen ihrer geringen Anlage- und Erhaltungskosten vor. Diese Kästen werden in einer Weite und Höhe von 6 bis 10 Fuß gebaut, bestehen aus doppelten, mit schlechten Wärmeleitern gefüllten Holzwänden und gestatten einen continuirlichen Abfluß des Eiswassers, welches durch ein in eine Schale mit Wasser tauchendes Röhrchen abfließt, ohne daß die äußere Luft in das Innere des Raumes treten kann. Aehnliche Kästen, nur etwas kleiner, dienen auch zum Seetransport von Eis, mit welchem ein bedeutender Handel hauptsächlich von Boston in die vereinigten Staaten, nach China und Indien getrieben wird. In Nord-America wird das Eis — so mir berichtet — in Hütten aus 3 Fuß dicken Torfwänden, die 16 bis 20 Fuß Breite und 12 Fuß Höhe haben, aufbewahrt. Damit nun die Wände gut halten, wird ein Balkengerüst aufgerichtet und von außen mit Brettern verkleidet, an die sich die Torfmauern anlegen. Das Ganze wird mit einem Strohdach bedeckt. Der Boden ist 2 Fuß mit Torf bedeckt. Wichtig ist, daß die Torfstücke ganz trocken seien, und daß die Fugen zwischen denselben mit Sägespänen ausgestopft werden. J. Böhmches.

## Goethe als Politiker.

Prof. Dr. Rosengarten in Graz hat jüngst eine kleine Broschüre unter dem Titel: „Goethe's politische Anschauung und Richtung“ (Berlin 1863, Heinke) herausgegeben. Man thut nicht unrecht, wenn man heutzutage einer Abhandlung über Goethe's politische Ansichten mit einigem Mißtrauen entgegentritt. Es ist nur zu oft schon, und zwar von den verschiedensten politischen Richtungen aus unternommen worden, die Autorität unseres großen Dichters und Denkers gelegentlich für Parteizwecke auszubenten. Goethe's Name hat eben, weil das Volk ihn kennt und ehrt, große Zugkraft. Dam aber bietet die Universalität eines solchen Geistes eine Menge Stoffes für verschiedene, unter sich selbst wieder entgegengesetzte Richtungen beschränkteren Denkens. Ohne Parteifärbung ist auch die vorliegende Broschüre nicht. Doch bestrebt sich der Verfasser vorerst doch, und zwar mit vielem politischen Verständnisse, im Allgemeinen und nach gestellten Kategorien das wiederzugeben, was Goethe überhaupt über Politik gedacht hat. Freilich verstand er es wieder nicht, das Ganze künstlerisch zu verbinden. Deshalb tritt denn auch dort, wo der Verfasser an einzelne Sentenzen seine eigenen Ansichten anknüpft, eine Parteitendenz markirter hervor. Der Verfasser stellt sich dabei auf den Standpunkt der streng historischen, wir möchten sogar sagen althistorischen Schule in der Politik.

Es geht allerdings aus dem Gedankengange Goethe's richtig hervor — und sein Streben zum Realen deutet schon darauf hin — daß er in der Politik Historiker und in gewissem (in politischem) Sinne Aristokrat gewesen ist. Aber Goethe's historische Politik ist doch himmelweit verschieden von der historischen Politik jener Schule, auf die der Verfasser der Broschüre zu reflectiren scheint. Wir wollen hiefür nur einen Punkt hervorheben. Goethe war der Ansicht, daß man in der Staatsregierung die Vergangenheit mit der Gegenwart verbinden müsse. Der Verfasser deutet hier unter anderem auch auf folgenden Satz Goethe's: „man könne eine jede Institution vertheidigen und rühmen, wenn man an ihre Anfänge erinnere und darzuthun wisse, daß alles, was von ihr im Anfänge gezogen, auch jetzt noch gelte“. Der Verfasser meint nun, daß dieser historischen Ansicht Goethe's die berühmte Stelle im Faust:

„Es erben sich Gees und Rechte,  
Wie eine ewige Krankheit fort,“ u. s. w.

um so weniger entgegen stehe, da Göthe diese Worte dem Mephistopheles in den Mund lege. Er findet also in dieser Stelle die ledigliche Ironie des Teufels. Dagegen müssen wir nun doch behaupten, daß Goethe, der eben Mephistopheles stets als den besten Politiker erscheinen läßt, gerade durch jene Worte dem Historischen, dem er anhing, die vernünftige naturgemäße Grenze setzen wollte. Denn Vernunft, wie es dort weiter heißt, die zum Unsin, und Wohlthat, die zur Plage wird, können doch aus dem Titel der Geschichte keine Berechtigung ableiten. Wenn Goethe aber bei einer Institution an ihre Anfänge erinnert, so versteht er darunter

die ratio, das einer Institution zu Grunde liegende natürliche Bedürfnis und nimmt die Geschichte zum Prüfstein jener natürlichen Grundlagen. Er meint eben man könne das Historische insoferne es eine lebende Idee repräsentire, nicht über Bord werfen. Andererseits ist es hingegen allerdings wahr, daß, wenn dem Historischen, dem was gewesen ist, nichts anderes zu Grunde liegt, als eben diese Thatsache, und es nicht zugleich der Ausdruck einer fortlebenden oder ewig bleibenden sittlichen Idee ist, es auch aus jener Thatsache allein keine Berechtigung der Existenz schöpfen kann. Ruht aber hingegen das Historische auf der Basis innerer Nothwendigkeit, ist es der Ausdruck einer wirkenden sittlichen Idee, so braucht es keine Berechtigung auch gar nicht mehr in dem historischen des Gewesenseins zu suchen, es findet sie in dem sittlichen des Seins. Andererseits wo Goethe vom Willen der „Volkheit“ gegenüber dem des „Volkes“ spricht, faßt der Verfasser diese Unterscheidung treffend heraus, wenn er sagt: „Man muß von der Ansicht ausgehen, daß ein Volk ein Ganzes bildet, nicht im Raume allein, sondern vielmehr in der Zeit, mit anderen Worten, daß ein Volk weniger die Summe der heute lebenden Individuen ist, als vielmehr die ganze Kette der Generationen vom Anfang seiner Bildung an bis auf den heutigen Tag“. Die Broschüre ist für den Politiker nicht ohne Interesse.

Graz, Jänner 1864.

Dr. Karl Jaeger.

## Die Reform der Académie des Beaux-Arts in Paris.

Die Pariser Kunstwelt ist durch das kaiserliche Decret vom 13. November 1863, welches eine totale Reform der Pariser Académie des Beaux-Arts und der mit dieser in Verbindung stehenden École de Rome anordnet, in Aufregung versetzt. Eine große Anzahl von Künstlern haben gegen diese Reformen Protest eingelegt, Ingres ist für die Akademie in ihrer gegenwärtigen Form, Beulé für die École de Rome in die Oeffentlichkeit getreten. Nur schüchtern treten die imperialistischen Kunstrefermatoren für ihr Werk in die Schranken. Auch deutliche Künstler und Kunstfreunde, insbesondere jene, welche Anhänger des bisherigen französischen Kunstunterrichts-systems sind, nehmen lebhaften Antheil an den Reformbestrebungen in Frankreich, und so dürfte es angemessen erscheinen, dieselben in Kenntniß der Vorgänge, welche die leicht erregbaren Künstler an den Ufern der Seine in Bewegung brachten, zu setzen. Wir thun dies nach den officiellen Actenstücken, und zwar dem Rapporte, welchen der sur-intendant des Beaux-Arts, Graf de Nieuwerkerke, an den Marschall Baillant richtet, in dessen tapfere Hände der Kaiser Napoleon das Ministerium des kaiserlichen Hauses und der schönen Künste gelegt hat.

Die Akademie der schönen Künste oder, wie sie jetzt heißt, die École impériale des Beaux-Arts, wurde bisher nach der königlichen Ordennanz vom 9. August 1819 geleitet. Die Leitung der Schule ist den Professoren anvertraut, die gemein-

schaftliche Sitzungen abhalten. Sie wählen sich ihren Präsidenten und Vicepräsidenten. Diese beiden, mit dem Präsidenten des letzten Jahres, dem Secretär der Akademie und einem der Professoren der Architektur besorgen die Geschäfte der Administration, die Correspondenz mit den Behörden und mit dem Publicum. Der ministeriellen Approbation unterlag sehr wenig. War eine Professur vacant, so besetzten die Professoren die erledigte Stelle, dem Ministerium wurde nur einfach Anzeige erstattet. Es war zwar immer noch die Sanction des Monarchen nöthig, aber es ist seit 1819 nicht ein Fall vorgekommen, in welchem es räthlich schien, die Sanction zu verweigern. Die Zulassung der Zöglinge, die Preise, die Beurtheilung der Concurse fiel den Professoren allein zu; die Professoren allein führten Neuerungen im Unterrichte ein. Die Akademie war trotzdem, daß sie eine Staatsanstalt war, autonom, unter den älteren Bourbonen, unter Louis Philipp wie unter der Republik. Das gerade aber ist es, was dem Herrn v. Nieuwerkerke am wenigsten behagt und was er am Eingange seines Rapportes an den kriegskundigen Marschall vorerst und am lebhaftesten bekämpft. Er findet — und darin hat er wohl Recht — daß bei dieser Institution das Ministerium des kaiserlichen Hauses und der schönen Künste nicht im Stande ist, seine Leitung und seine Ideen bei der Akademie geltend zu machen. Herr v. Nieuwerkerke ist auch ganz empört, daß auf diese Weise absolute Doctrinen sich in der Anstalt perpetuiren, und das in einer Zeit, in der das Publicum keine absoluten Doctrinen, kein System gut heißt — selbstverständlich nur auf dem Felde der schönen Künste. Nichts ist daher natürlicher, als daß man das Befetzungsrecht der vacanten Stellen dem Professorencollegium nimmt und in die Hände des Ministeriums, also derzeit in die des Herrn v. Nieuwerkerke und des Marschalls Vaillant legt. An die Stelle der akademischen Assemblée tritt als Chef der Verwaltung ein mit Decret auf fünf Jahre ernannter Director, ihm zur Seite steht, als Chef des Unterrichtes, ein gleichfalls ernannter Conseil supérieur d'enseignement. Die Ehre des Directorates ist mit einem Jahresgehalt von 8000 Fr. dem Herrn Robert Fleury anvertraut. Er ist der administrative Chef der Anstalt. Ihm untersteht sowohl die gesammte Correspondenz, als auch die Administration, die aus einem Secretär, Rechnungsbeamten, Conservator und Bibliothekar besteht. Mit dem Unterrichte haben Director und Administration nichts zu thun; dafür sorgt der Conseil supérieur d'enseignement.

Dieser Conseil besteht aus bloß mit Decret ernannten Mitgliedern, zwei Malern, zwei Bildhauern, zwei Architekten, einem Graveur, fünf anderen Mitgliedern (Kunstfreunden oder Kunstgelehrten), dem Director als Vicepräsidenten und dem sur-intendant des Beaux-Arts (Herrn v. Nieuwerkerke) als Präsidenten. Die Mitglieder dieses Conseils, mit Ausnahme der zwei letztgenannten Personen, scheiden zu einem Drittel jedes Jahr aus; können aber wieder ernannt werden, natürlich wenn sich dieselben bewährt haben. Sie erhalten keinen Gehalt.

An der kaiserlichen Kunstschule wird Unterricht in Malerei, Skulptur, Architektur, der Kupferstichkunst, Medailleur- und Stempelschneidekunst gegeben. Außerdem werden neue Course ertheilt; 1. in Kunstgeschichte und Aesthetik, 2. Anatomie,

3. Perspective, 4. Elementarmathematik, 5. descriptive Geometrie, 6. Geologie, Physik und Elementarchemie, 7. Administration, Buchhaltung und Constructionslehre, 8. Geschichte und Archäologie. Geschichte, Aesthetik und Archäologie müssen alle Zöglinge hören, Bildhauer, Maler und Graveure auch Anatomie und Perspective; die Architekturzöglinge müssen alle Curse mit Ausnahme der Anatomie durchmachen. Die Professoren, welche diese Curse lehren, heißen professeurs chargés de cours und haben einen Gehalt von 2400 Fr.

Den Kunstunterricht leiten die professeurs chefs d'atelier mit einem Gehalte von 2400 Fr. Solcher Atelierchefprofessoren giebt es 3 für Malerei, 3 für Skulptur, 3 für Architektur, einen für Kupferstechkunst und einen für Stempel- und Steinschneidekunst.

Mit diesen Principien, wenn sie zur Ausführung gelangen, wozu allerdings wenig Aussicht vorhanden ist, nach dem Widerstande zu urtheilen, den sie finden, bricht die französische Akademie mit ihren, man kann sagen hundertjährigen Traditionen ohne sich auch nur dem anzunähern, was in deutschen Akademien in Reformen durchgeführt oder versucht wurde. An die Stelle eines mit Consequenz festgehaltenen Principes tritt der Versuch, die „originalité personnelle“, wie sich der Rapport in naiver Weise ausdrückt, zur didaktischen Maxime einer Lehranstalt zu erheben. Die Gleichförmigkeit in den Leistungen der Schüler der Akademie mißfällt Herrn v. Nieuwerkerke; er sucht nach Originalität und will den Zöglingen von den modernen exacten und ästhetischen Wissenschaften so viel als möglich beibringen.

Am eigenthümlichsten ist wohl die Rechtfertigung der Einführung ästhetischer Vorlesungen. Herr v. Nieuwerkerke denkt nicht im entferntesten an systematische Vorlesungen, wie sie etwa in Deutschland stattfinden. Ja er meint, daß es gar kein Hinderniß sei, daß ästhetische Systeme von ganz entgegengesetzter Richtung ihre Vertretung finden, und daß neben einem Aesthetiker, der für die servile Nachahmung der Natur plaidirt, ein anderer für den Idealismus das Wort erhebt. Die Administration solle „tous les hommes de bonne volonté“ auffordern, „unentgeltlich“ ästhetische Mittheilungen zu machen. — Und das in einer Schule von jungen Künstlern, die wissenschaftlich unvorbereitet in die Schule treten, in der Regel gar keine Vorbildung besitzen um die philosophische Terminologie der Aesthetik zu verstehen, und in einem Lande, das mehr als ein anderes in aestheticis den seichtesten Theorien huldigt. Den gegenwärtigen ministeriellen Leitern der Akademie scheint es aber vor allem um Entwicklung von Originalitäten zu thun zu sein, als ob Originalität in einer Schule gelehrt werden könnte und Paris an künstlerischen Originalen, Descamps, Courbet u. s. f., einen Mangel hätte.

Das ist wohl gewiß, daß durch das heutige gebildete Frankreich auch auf dem Felde der Kunst ein Zug der Unzufriedenheit geht und die Kunst in sichtlichem Verfall sich befindet. In dem letzten Decennium hat Frankreich auf diesem Felde nur Rückschritte gemacht. Die großen Namen: Delaroche, Ary Scheffer, Delacroix, Horace Vernet, Descamps sind von dem Schauplatz abgetreten, Ingres ist an der Grenze des menschlichen Lebens angelangt. Aus der guten Zeit ragen nur wenige

mehr, wie M. Fleury, Couture u. i. f. in die Gegenwart. Der Nachwuchs degenerirt. Man begreift vollkommen, daß man eine Veränderung der Lage wünscht, und scheint die Schuld auf die Schultern der Akademie wälzen zu wollen. Die Nebel sitzen tiefer, die Kunstfrankheiten des heutigen Frankreich stehen mit anderen Zuständen im Zusammenhange.

Mit dem bisherigen Systeme der großen Preise und Concurse wird vollständig gebrochen. Es soll nur erste Preise geben, die zweiten Preise werden gänzlich aufgehoben. Zu den Preisen werden, was wir ganz billig finden, alle Künstler im Alter von 15 bis 25 Jahren, also nicht bloß die akademischen Zöglinge zugelassen. Die Beurtheilung und Zuweisung der Preise steht nicht den Professoren, sondern unter Leitung des Conseil supérieur de l'enseignement einer von dem genannten Conseil vorgezeichneten, vom Ministerium bestätigten Specialjury zu, von 9 Mitgliedern für die Malerei, 9 für Skulptur und Architektur, je 5 für die Kupferstich-, Stempel- und Steinchneidekunst.

Die Einführung der Ateliers wird mit dem jetzt hervortretenden Mangel an Ateliers für Zöglinge der Malerei in Paris gerechtfertigt. Man findet, daß die Malerei als solche an der Akademie zu wenig betrieben werde. Der Kupferstich wird als selbstständiges Lehrfach gerechtfertigt (die calcographie impériale ist ein besonderes Institut) die Kenntniß der Administration und Buchhaltung findet Herr v. Nicumekerke für Architekten sehr nützlich.

Der Eintritt in diese Schule ist nur Franzosen von Geburt im Alter von 15 bis 25 Jahren gestattet. Ausländer bedürfen einer speciellen Erlaubniß des Ministers. Das sind die Grundzüge der Reform der Akademie, deren Vorzüge nach den einleitenden Worten des Ministers Marschall Baillaut darin bestehen, daß sie die Administration vom Unterrichte gründlich trennt, die Anstalt auf neue und normale Basen stellt, Privilegien und Restrictionen bricht, welche mit den „liberalen Principien des kaiserlichen Gouvernements“ im Widerspruche stehen.

Auf dasjenige, was sich auf die Reform der École de Rome<sup>1</sup> bezieht, so wie das, was die französischen Künstler gegen die neue, vom Ministerium octroyirte Reform zu sagen haben, werden wir demnächst zu sprechen kommen. R. v. E.

---

<sup>1</sup> Wie tief die neue Organisation der École de Rome in das Künstlerleben Frankreichs eingreift, geht aus dem „Moniteur“ vom 5. Jänner deutlich hervor. Derselbe bringt den einstimmigen Protest der Akademie gegen die Auerdungen vom 13. November 1863 und den Bericht des Marschalls Baillaut auf diesen Protest. Beide Actenstücke lassen interessante Einblicke in das heutige Kunstleben von Paris und seine Beziehung zur actuellen Regierung thun, obgleich in derselben weniger künstlerische und didaktische Fragen, als formell juristische unterfucht werden. Herr Beulé erörtert in erster Linie die Rechte der Akademie sehr ausführlich und Marschall Baillaut die Rechte der Regierung, das zu thun, was ihr in diesem Augenblicke passend erschienen ist.

\* Im Junihefte des Jahrganges 1863 der Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Classe der k. Akademie der Wissenschaften findet sich ein kleiner Auffag: „Ueber die Quelle der altspanischen *Vida de S. Maria Egipciaca*“ von Prof. Adolf Mussafia (separat bei C. Gerolds Sohn, Wien 1863). Die „*Vida*“ ist eines der ältesten Denkmäler der spanischen Pitteratur und Gegenstand einer Streitfrage, die durch vorliegendes Schriftchen ihre Erledigung findet. Während nämlich Ticknor und F. Wolf eine französische Quelle vermutheten, trat Amador de los Rios in seiner „*Historia critica de la literatura española*“ sehr entschieden für die Originalität des Gedichtes in die Schranken. Mussafia weist dagegen in eingehender Vergleichung die französische Quelle nach.

h. Das Juliheft des Jahrganges 1863 der Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Classe der k. Akademie der Wissenschaften bietet uns eine äußerst gründliche Monographie über Arno den ersten Erzbischof von Salzburg (785 bis 821) von Dr. Heinrich Reishberg. Arno gehörte bekanntlich zu jener auserlesenen Schaar, mit der sich Karl der Große umgab, mit welcher der gewaltige Kaiser, wenn die Waffen ruhten, gerne sich in gelehrte Reden vertiefte und für die geistigen Aufgaben, die an das Diadem sich knüpften, stärken mochte. In diesem Kreise nimmt Arno eine der ersten Stellen ein und wenn die örtlichen Verhältnisse, unter denen der Erzbischof wirkte, ihn viel mehr als irgend einen anderen aus dem fränkischen Clerus für die Verwirklichung all' der in Karls Geiste und in der neuen glänzenden Idee des christlich-germanischen Kaiserthumes enthaltenen Potenzen empfänglich machten, so verleihen dieselben seiner Persönlichkeit auch noch ein specielles vaterländisches Interesse. Mit gewissenhaftem Ernste hat daher der Verfasser seinen Gegenstand auch in biographischer und localgeschichtlicher Beziehung ausreichend gewürdigt. Von dieser eingehenden Darstellung hat er bloß manches ausgeschlossen, was auf das innige persönliche Verhältniß Arno's zu Alkuin Bezug hat, da er dies Verhältniß bereits früher einmal in der „Zeitschrift für österreichische Gymnasien“ beleuchtet hat. Ausgedehnte Quellenbenützung und bedächtige Rücksichtnahme auf die frühere Pitteratur dürften die Arbeit Reishbergs auf längere Zeit zu einer abschließenden machen. Doch verzichtete er mit beachtenswerther Strenge wegen der Unzulänglichkeit der gegenwärtigen Bearbeitungen und Hülfsmittel vorläufig auf die Verwerthung des „*Congestum Arnonis*“ und der „*breves notitiae*“ so wie einiger, bezüglich ihrer Echtheit zweifelhafter Urkunden für die Bestimmung der Diöcesangrenze Salzburgs unter Arno. Die Schwierigkeit dieser Aufgabe liegt namentlich in der theilweisen Unsicherheit, ob eine Gegend zu dem Eigenthume oder zum Diöcesanprenal der Salzburger Kirche gehöre.

h. Von der öfter erwähnten „*Oesterreichischen Geschichte für das Volk*“, deren Herausgabe mit Allerhöchster Munificenz vom Vereine zur Verbreitung von Druckschriften für Volksbildung unternommen wurde, ist vorerst eben der 11 Theil erschienen. Derselbe enthält: „*Maria Theresia und der österreichische Erbfolgekrieg 1740 bis 1748*“ von Dr. J. B. Weiß, k. Universitätsprofessor zu Graz, Wien 1863. In Commission bei Prandel und Gwald. Die äußere Ausstattung ist sehr gefällig; über den Inhalt sprechen wir nächstens.

\* Karl Beck's episches Gedicht „*Sadwiga*“ ist in Pest in ungarischer Uebersetzung erschienen. — Die Pester Buchhändler Demjen und Sebes geben einen litterarischen Anzeiger unter dem Titel: „*Irodalmi Hirdetö*“ heraus, welcher die Titel und Preise aller in Ungarn periodisch erscheinenden Werke und Flugschriften bringen wird.

\* Ueber den Personalstand der ungarischen Akademie der Wissenschaften giebt der so eben erschienene Almanach derselben für 1864 folgende Details: Das Institut zählt gegenwärtig 279 Mitglieder, und zwar: 21 Ehrenmitglieder, 41 ordentliche Mitglieder, 153 inländische und 64 ausländische correspondirende Mitglieder. In Pest-Ofen domiciliren

116. In die einzelnen Classen vertheilt sich die Mitglieder wie folgt: philologische und belletristische Classe 68, philosophische Classe 22, rechtswissenschaftliche 36, historische Classe 60, mathematische Classe 29, naturwissenschaftliche Classe 64. Das Präsidium und der Verwaltungsrath besteht aus 24 Personen, von denen 10 Ehrenmitglieder sind. Von der statutenmäßig festgesetzten Zahl der Verwaltungsräthe, Ehren- und ordentlichen Mitglieder fehlt je eine noch zu besetzende Stelle. Seit 1830 hat die Akademie 190 Mitglieder verloren; im Jahre 1863 namentlich die Mitglieder: Peter Chlumeczy, Fidel Bély, Jakob Grimm, Lad. Waltherr, Jg. Sauer und Adolph Läng.

\* In der am 31. December abgehaltenen Sitzung der Kisfaludy-Gesellschaft wurde der Bericht der betreffenden Prüfungscemmission über die Karl Szásh'sche Uebersetzung von Shakespeare's „Richard der II.“ vorgelesen und in Folge des erstatteten Gutachtens dieses Werk in die ungarische Shakespeare-Ausgabe aufgenommen. — Ein vierbändiger Originalroman und ein episches Gedicht, deren Herausgabe angefücht wurde, werden einer Prüfungscemmission übergeben. Nachdem der Termin der von der Kisfaludy-Gesellschaft pro 1863 ausgeschriebenen zwei Concurse bereits abgelaufen ist, so wurden zur Prüfung der eingelangten Concurrenzwerke Preisrichter ernannt. Die erste der Concurrenzaufgaben betrifft die Verfassung einer Geschichte der ungarischen ästhetischen Kritik bis 1830, Preis: 50 Ducaten; die zweite besteht in einer Ballade, Preis: 10 Ducaten. Für die erstere Preisaufgabe hat Niemand concurrirt, Balladen aber sind 35 eingelangt.

S. Bericht der Handels- und Gewerbekammer für Slavonien 1860. Deutsche Ausgabe, Eßlegg. Getreue Darstellungen der Landeszustände, wie sie in der überwiegenden Mehrzahl der österreichischen Handelskammerberichte gebracht werden, erweisen sich neben dem inneren Werthe des Gebotenen in dem Grade mehr willkommen, als sie über Rayons handeln, bezüglich welcher sonst wenige und spärliche Quellen zu Gebote stehen. In dieser Hinsicht ist aber Creation und Slavonien, und namentlich das letztere wohl das Land zu nennen, über dessen Zustände, seine Boden- und Wirthschaftsverhältnisse unter allen Bestandtheilen der Monarchie das wenigste verliert. Wird das wohl sehr gute, aber schon vor drei vollen Jahrzehnten erschienene Buch von Fényes: „Magyar országnok mostani állapotja“ ausgenommen, so ist es nicht zu viel gesagt, daß jeither keine Arbeit erschienen ist, welcher ein nach allen Richtungen erschöpfendes Bild der Zustände Slavoniens entnommen werden könnte, und die Folgen zeigen sich auch. So fruchtbar unsere Zeit an Landeskunden, Handbüchern und ähnlichen Sammel- und Nachschlagebüchern auch über Oesterreich ist, bezüglich Slavoniens lernt man nichts daraus, denn sie gleiten darüber mit der Angabe von nur wenig Bekanntem hin. Es ist sohin der Bericht der Behörde, welcher die genaueste Kenntniß aller volkswirthschaftlichen Zustände zu Gebote steht, hier doppelt willkommen, und auch die Bereitwilligkeit zu leben, mit welcher neben dem Originalberichte eine deutsche Uebersetzung in Druck gelegt und so die Benützung über die Grenzen des Sprachstammes hinaus vermittelt wurde.

Das Bild, welches die Kammer von den Zuständen ihres Landes entwirft, ist nun wohl kein erfreuliches. Slavonien, ein mit Bodenerzeugnissen reich gefegnetes Land, entbehrt bis jetzt aller Förderungsmittel, seine auserlesenen Producte der Acker, Weingärten und Forste auf den Markt zu bringen. Das Straßenwesen ist so elend, daß Frachten selbst zwischen den wichtigsten Verkehrspunkten nur in der günstigsten Jahreszeit verführt werden können, Eisenbahnen, Schifffahrt und ein der Landwirthschaft hülfreich entgegenkommendes Geldinstitut aber gehören für das Land, obwohl vor langem angeregt, noch immer zu den Träumen. Und es drängt sich nach den Erzählungen des Berichtes die Ueberzeugung auf, daß nach so vielem Commissioniren doch schon etwas mehr hätte geschehen können. Der Gedanke zu einer Eisenbahn, welche das Banat über Zukovar und Eßlegg mit dem Meere verbinden sollte, tauchte schon vor nahezu zwanzig Jahren auf, Geldmittel standen bereit, aber das Jahr 1848 vernichtete den Plan. 1856 bildete sich



ein neues slavonisches Comité zur Herstellung einer Bahn von Essegg über Agram nach Kiume, konnte aber keine Concessionen erlangen. Eben so besuhr im September eine gemischte Commission die Drau, um zu erheben, ob eine Befahrung durch Dampfschiffe möglich sei, und das im gleichen Monate abgegebene Gutachten der Sachmänner sprach sich sehr günstig aus, da der Fluß allenthalben die gleiche Wassermenge und in solcher Reichlichkeit enthalte, daß die Fahrt für größere Fahrzeuge selbst beim kleinsten Wasserstande ermöglicht werde. Die geringen Hindernisse, durch Untiefen, eingesunkene Baumstämme und schlecht gestellte Schiffmühlen konnten nach dem Ausprüche der Techniker in weniger als Jahresfrist beseitigt sein, und sodann die Fahrt mit Dampfschiffen beginnen. Aber noch 1862 fuhr kein solches auf dem Flusse.

Der Plan zur Errichtung einer Sparcasse in Essegg aber, zu welcher in kürzester Frist die Actien gezeichnet und hinreichende Geldmittel zum Betriebe gesichert waren, idicerte an den damals maßgebenden Grundsätzen, nach welchen Sparcassen als bloße Wohlthätigkeitsanstalten betrachtet, kein Dividendenbezug gestattet wurde, obwohl das ganze Land von der Nothwendigkeit des Institutes zur Vermehrung des Credits und Wohlfeilheit des Zinsfußes überzeugt war, und das Gedeihen und erfolgreiche Wirken ähnlicher Anstalten in Pest, Preßburg, Agram u. hätte den Fingerzeig geben sollen, daß sich Eines nicht für Alle, das Regulativ der Wiener Sparcasse nicht für Essegg schicke.

Auf diese Art der wichtigsten Förderungsmittel beraubt, und gegen die meisten übrigen Provinzen zurückgestellt, kann der Zustand der slavonischen Volkswirtschaft kein geüßlicher sein, und wenn er demungeachtet ein, wenn auch nur langsames Vorschreiten zum Besseren zeigt, so ist theils die ungemeine Fruchtbarkeit des Bodens, theils der von vielen der größeren Grundbesitzer angewandte Eifer die Ursache. Allmählig hebt sich die Landwirtschaft aus dem Urzustande, in dem sie mit dem seichten Holzpfluge bis vor kurzem betrieben wurde; auf den größeren Gütern sind landwirtschaftliche Maschinen allgemein in Verwendung. Der berühmte Szymer Wein, mit einer Fehlung von 600.000 Eimern in mittleren Jahren, bricht sich mehr und mehr auch nach dem Auslande Bahn, die Schätze der unerschöpflichen Wälder werden, wenn auch nicht sachmännisch ausgenüßt, doch schon zu erheblicher Erzeugung von Werk- und Zeugholz verwendet; die Zahl der Handelsfirmen im Lande ist 1859 gegen 1857 von 559 auf 580, der Gewerbe von 5214 auf 5451 gestiegen, und der Handel von Essegg, Wukovar, Pozeq, wie der kleineren Verkehrs- und Marktplätze hebt sich ungeachtet aller Hindernisse. Möge dem Lande bald durch Verwirklichung seiner Wünsche eine freundliche Zeit aufgehen, und so auch die Handelskammer für ihr wackeres Einstehehen gelohnt werden.

---

**h.** Prof. Philipp Jaffe hat unter dem Titel: „*Diplomata quadraginta ex archetypis*“ (Berlin 1863, Calvary) eine Reihe von mittelalterlichen Urkunden, insbesondere kaiserlichen und päpstlichen als Vorlage für diplomatische Verlesungen veröffentlicht. Das Heft bietet zugleich schöne Proben mittellateinischer Lectüre; was die äußere Form des Abdruckes anbelangt, so ließe sich über deren Mustergültigkeit in mancher Hinsicht noch streiten.

\* Das erste Heft der „Mittheilungen aus dem physiologischen Laboratorium und der Versuchestation des landwirtschaftlichen Institutes der Universität Halle“, von Prof. Dr. F. Kühn, enthält Untersuchungen über die Entstehung, das künstliche Hervorrufen und die Verhütung des Mutterkornes und Nachrichten über das landwirtschaftliche Institut.

---

D (Vom deutschen Büchermarkt.) Es ist durch den buchhändlerischen Geschäftszug bedingt, daß die litterarische Production, nachdem sie in den letzten Monaten des Jahres ihren Höhepunkt erreicht hat, mit dem Ende des alten Jahres sehr rasch abnimmt, um erst sehr allmählig mit dem neuen Jahre zu wachsen. So haben auch die vergangenen Wochen uns noch keine nennenswerthen Novitäten gebracht, und wir müssen uns heute darauf beschränken, einige Neuigkeiten aus dem alten Jahre zur Anzeige zu bringen.

Allen voran möchten wir eine nur wenige Bogen starke Brochüre stellen, deren Erscheinen allseitig mit Freude begrüßt werden wird, weil wir in ihr eine dankenswerthe Erinnerung an einen in der Wissenschaft wie im Leben gleich bewundernswürdigen Mann erhalten, dessen Rüstigkeit im hohen Alter wir uns noch vor einem Jahre erfreuen durften: an Jakob Grimm. Seinem Nefen Hermann Grimm verdanken wir die Herausgabe seiner „Rede auf Wilhelm Grimm“ und „Rede über das Alter“. Letztere liegt im Wesentlichen je vor, wie sie Jakob Grimm in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gehalten hat, die erstere ist leider unvollständig. Jakob Grimm beabsichtigte einen neuen Schluß zu schreiben, der sich jedoch im Nachlaß nicht verzogen hat. Der Herausgeber ergänzt das Fehlende durch kurze biographische Notizen und Nachrichten über die letzten Lebenstage seines Vaters und seines Onkels.

Freunde historischer Litteratur werden das Erscheinen eines neuen Bandes von „Raumers historischem Taschenbuch“ stets willkommen heißen. Der neu erschienene vierte Band der vierten Folge bringt Aufsätze von Schnitzler, Jakob Felder, Langenthal und Klotz, und von dem Herausgeber einen Vortrag über Sicilien und Palermo. Einen neuen Beitrag zu der jetzt besonderes Interesse erregenden Geschichte Dänemarks und der Herzogthümer Schleswig-Holstein erhalten wir in „Christian IV. von Dänemark, nordische Bilder aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Aus dem dänischen Original des anonymen Verfassers P. P. übersezt von Senisen-Luzich“ (3 Bände). „Skizzen zur Geschichte des amerikanischen Krieges aus der Feder eines Augenzeugen“ bringt die Uebersetzung des Tagebuches des bekannten „Times“-Correspondenten W. H. Russell.

Es sei uns noch gestattet, auf zwei in Vorbereitung begriffene wichtige Erscheinungen hinzuweisen. David Strauß ist damit beschäftigt, eine neue Ausgabe seines seit Jahren vergriffenen „Leben Jesu“ vorzubereiten, mit besonderer Berücksichtigung der neuen Resultate biblischer Kritik der Tübinger Schule und der Angriffe und Kritiken, die sein Werk erfahren hat. Eine deutsche Uebersetzung des Reisewerkes der Quellenentdecker Speke und Grant soll demnächst in gleich schöner Ausstattung wie das Original in Leipzig erscheinen.

Der bekannte Münchner Chronikenschreiber Trautmann liefert einen neuen novellistischen Beitrag zur Geschichte seiner Vaterstadt: „Die Alt-Münchener Wahr- und Denkmale, ein Volksbuch darin für Hoch und Nieder viel bunte Kunde zu finden ist“.

An kriegsgeschichtlichen Novitäten brachten uns die letzten Wochen: „Die Baiern im Kriege. Ein Blick in die Geschichte“, von einem Anonymus; ferner: „Erinnerungen deutscher Officiere in brittischen Diensten, aus den Kriegsjahren 1805 bis 1816 zusammenggetragen und mit geschichtlichen Erläuterungen begleitet von H. Dehnel“. Aus einer Anzahl verschiedener Tagebücher und bisher ungedruckter Berichte deutscher Officiere zusammengestellt, enthält der 400 Seiten starke Band eine große Anzahl von Schlachtberichten, Kriegserlebnissen u. s. w. Die ausführlichste Geschichte des kurzen spanisch-marekkanischen Krieges erhalten wir in den: „Reise- und Lagerbriefen aus Spanien und dem spanischen Heere in Marokko, von M. v. Goeben“, 2 Bände.

Im Nachlaß des Prof. Paul Jos. Šafářík fand sich ein vollständig ausgearbeitetes Manuscript, eine Geschichte der südslavischen Litteratur enthaltend, von Herr Prof. Štiefel veröffentlicht jetzt den ersten Band: „Die Geschichte des slowenischen und glagolitischen

Schriftbuns“ enthaltend, und verspricht das spätere Erscheinen der übrigen Abtheilungen, die Geschichte der Literaturen der Serben, Croaten und Illyrier, die gleichfalls im Manuscript vollständig vorhanden sind. Weitere litterargeschichtliche Notizen liegen vor in den: „Beiträgen zur Kenntniß der Poesie der alten Araber, von Th. Nöldcke“, aus handschriftlichen Schätzen der Bibliotheken zu Leyden, Göttha und der hiesigen Hofbibliothek gesammelt, und in einer neuen Ausgabe des „Simplicissimus, von Heinrich Kurz“. (Deutsche Bibliothek. Sammlung seltener Schriften der älteren deutschen Nationallitteratur, herausgegeben von H. Kurz, 3. und 4. Band; neu unter dem Titel: „Hans Jakob von Grimmelshausens simplicianische Schriften“, 1. und 2. Band.)

Die Schleswig-holsteinische Frage, die im ankerösterreichischen Deutschland eine so große Aufregung verursacht, hat natürlich eine große Anzahl von Breisdüren ins Leben gerufen, die selbstverständlich sämmtlich für das gute Recht der Herzogthümer und das Erbrecht der Augustenburger eintreten. Als die wichtigsten nennen wir die von Professor Zacharia in Göttingen, Semard in Prag, Vellgraff in Marburg, Drehsen und Zeit. Wemmsen in Göttingen.

P. (Vom englischen Büchermarkt.) Die so sehnlich erwartete Beschreibung der Nilquellenweise der Herren Speke und Grant ist nun erschienen. Es ist ein stattlicher Band mit nicht sehr hübschen Holzschnitten, welcher den Titel führt: „Journal of the discovery of the source of the Nile, by J. H. Speke. With map and portraits and numerous illustrations, chiefly from drawings by Captain Grant.“ Bekanntlich hat sich gerade jetzt ein Streit erhoben, ob die beiden Engländer auch die wahren Nilquellen entdeckt haben, oder ob das alte Räthsel nicht noch feiner, die Frage für immer abschließenden Lösung entgegenbart. Jedenfalls wird das vorliegende Buch eine Lieblingselectüre nicht nur in England, sondern auch in Deutschland werden. Ein anderes neues Africa-Werk finden wir in W. Reade's: „Savage Africa, being the narrative of a tour in Equatorial, South Western and North Western Africa“. Mr. Reade tritt in die Fußstapfen des bekannten Du Chaillu, der dieselben Theile Africa's durchwanderte und seine wunderbaren Gerillajagen so hübsch erzählte, daß ihm gewisse strenge Leute sein großes Vespublikum gar nicht gönnten und ihre Zweifel veröffentlichten. Auch in Reade's Buch finden wir die wilden, dramatischen Züge der Gerillajagd auf ein höchst bescheidenes Maß zurückgeführt. Weiße Jäger, die Gerillas erlegt haben, konnte der Verfasser nicht ausfindig machen, dagegen genug schwarze Jäger, die tüchtig zu — lügen verstanden. Es scheint also, daß die brillanten Jagdgeschichten nicht ausschließlich die Domäne der civilisirten Jäger sind. Uebrigens giebt sich Mr. Reade von vornherein nicht als Herrscher, sondern als englischen Flaneur, der in africanischen Urwäldern mit wilden Schönheiten zu kosen, mit Cannibalen eine Cigarre zu rauchen und sonstige derartige Emotionen zu suchen wünscht.

Ein Prachtwerk mit werthvollen Illustrationen ist: „The rockcut temples of India illustrated by photographs taken on the spot by Major Gill, described by J. Fergusson“. Ein starker Octavband, enthält das Buch 74 Photographien alter, in Felsen gehauener Tempel Indiens. Nicht bald tritt der Werth der Photographie so klar zu Tage als bei derartigen Dingen, die ein Zeichner nur mit großen Opfern an Zeit und Geld, und dann immer noch nicht so vollkommen treu wiedergeben könnte, wie die Photographie. Den einzigen Wunsch hätten wir auszusprechen, daß die Bilder etwas größer und die Details dadurch für das Studium leichter zugänglich wären als es hier der Fall ist.

Von F. Foster Kirk erschien eine Geschichte Karls des Kühnen in zwei Bänden, mit Portraits: „History of Charles the Bold, duke of Burgundy“.

\* Herrn v. Radics, dem emsigen Geschichtsforscher Krains, verdanken wir folgende Mittheilung über Albrecht Dürer:

„Albrecht Dürer, auf der Reise nach Italien in Stein (bei Laibach) erkrankt, hat bei einem dortigen Maler freundliche Aufnahme gefunden und ihm dafür als dankbare Erinnerung ein Gemälde auf sein Haus gemalt“. Diese Notiz findet sich in dem gräflich Attems'schen Archive (früher Baron Erberg) auf einem losen Blatte aus dem 16. Jahrhunderte. Die Provenienz dieses Blattes glaubt Herr v. Radics mit einiger Sicherheit auf eine bestimmte Person zurückführen zu können.

\* Das Comité zur Gründung eines steiermärkischen Kunstvereins in Graz hat sich die Aufgabe gestellt, „die höheren und eigentlichen Kunstinteressen zu Gunsten des Landes zu fördern“. Es sollen unter anderem vaterländische Talente unterstützt, Kunstwerke für die landschaftliche Galerie bestellt, bei Monumentalwerken mitgewirkt und die kirchliche Kunst der Gegenwart gehoben werden. Um die Erreichung dieser Zwecke zu ermöglichen, wird der steiermärkische Kunstverein durch ein vertragsmäßiges Uebereinkommen mit dem österreichischen Kunstverein in Wien mittelst der festen Abnahme einer größeren Zahl von Actien desselben sich sowohl die periodischen Ausstellungen, als die Betheiligung an der von Seite des Wiener Vereines veranstalteten Gewinnstverlosung für die Zahl der abgenommenen Actien sichern; ferner durch Tauschactien oder Zahlung mit allen größeren aus- und inländischen Vereinen in Verbindung treten; durch die Ausgabe eigener Actien, deren Betrag verläufig auf 3 fl. ö. W. festgesetzt ist, keinesfalls aber höher gestellt wird, sich die nöthigen Mittel schaffen, die Abnahme seiner Actien durch Prämien oder eine möglichst große Zahl von Gewinnstgegenständen entschädigen; endlich von dem jeweiligen Jahresertrage stets einen entsprechenden Theil für die oben angeführten höheren Kunst- und Landeszwecke verwenden.

\* Louis Gallait hat zwei größere Gemälde, Eigenthum englischer Kunstfreunde vollendet, deren Gegenstände der Herrschaft Spaniens über die Niederlande entnommen sind. Sie stellen „Gement und Horn, ihr Todesurtheil vernehmend“, dar, und ein Gemälde, aus dessen Beschreibung wir weiter nichts erfahren, als daß Herzog Alba die Hauptrolle spielt.

\* Im Kunstbudget Belgiens für das Jahr 1864 ist ein neuer Credit von 100.000 Fr. angeführt zur Unterstützung von Wandmalereien, die der Staat im Vereine mit Communen ausführen will. Es handelt sich gegenwärtig um die künstlerische Ausschmückung folgender Gebäude: zu Antwerpen das Stadthaus und die Georgs-Kirche; zu Brüssel: das Palais in der Rue Ducale und die Kirche du Saklon; zu Lüttich: die h. Kreuzkirche und die St. Pholien-Kirche; zu Gent: die Universität und die Anna-Kirche; zu Ypres: die Hallen und der Magistratsaal; zu Brüssel: die Communalschule und die Kirche zu St. Creud, Verviers und St. Nicolas. Diese Arbeiten betragen im Ganzen die Summe von 1,044.440 Fr., davon fallen auf das Staatsbudget 711.517 Fr., auf die Gemeinden und Kirchen 340.893 Fr.

\* Des Straßburger Malers und Formschneiders Johann Wecklin, genannt Pilgrim, Holzschnitte in Clairobscur, in Holz geschnitten von H. Loedel, bildet das fünfte Supplement zu R. Weigels trefflichem Holzschnittwerk. Meister Pilgrim, der um 1510 zu Straßburg lebte, gehört dem Künstlerkreise Albrecht Dürers an, in dem er neben Burgkair, Schäußelein und anderen Meistern dieses Kreises eine würdige Stelle einnimmt. H. Loedel hat die Identität des altdeutschen Meisters mit den Pilgerstäben und den Buchstaben I. V., den man gewöhnlich Joh. Ulrich Pilgrim genannt hat, mit Joh. Wecklin, unter dessen Namen eine Folge von Passionsholzschnitten mit lateinischem Text ohne Ort und Jahr in Folio existirt, in überzeugender Weise nachgewiesen.

Joh. Wechtlin gehört in die Reihe deutscher Künstler, welche den Hellschwarzholzschnitt, das sogenannte Chiaroscuro, erfunden haben. Die italienischen Kunstforscher haben sich sehr bemüht, die Priorität dieser Erfindung dem Hugo da Carpi zu vindiciren, sie haben — noch bis in das Jahr 1837 hinein — aus dem Wechtlin einen Wälchen mit dem Namen Pellegrini gemacht. Aber thatsächlich ist, daß vor 1518 keine Blätter Hugo da Carpi's existiren. In der deutschen Kunst fehlt es aber außer den Vätern des Joh. Wechtlin nicht an Hellschwarzblättern, die ältere und sichere Daten als 1518 an sich tragen. Den Namen des Pilgrim erfahren wir aus der Unterschrift des schönen Bildnisses Melanchthons von 1519, welches sich unter den Handzeichnungen des Braunschweiger Museums gefunden hat. H. Voedel hat eine treffliche Nachbildung dieses Portraits den gelungenen Reproduktionen der Wechtlin'schen Hellschwarzblätter angefügt.

\* Ein französisches Urtheil über die Kunstindustrie Frankreichs. Im verflossenen Jahre wurde in Paris bekanntermaßen eine Ausstellung der Arts industriels en France veranstaltet. A. de Beaumont berichtete darüber in der „Revue des deux mondes“. Sein Urtheil ist für Oesterreich, das jetzt die ersten Versuche macht, in Sachen der Kunstindustrie auf eigenen Füßen zu stehen, im höchsten Grade lehrreich. Er jagt: „Noch vor wenigen Jahren war die Superiorität der Kunstindustrie Frankreichs über allen Zweifel erhaben. Auf diesem Gebiete, wo die handliche Geschicklichkeit, ohne durch den Geschmack geläutert und corrigirt zu werden, nicht durchgreifen kann, hatten die Franzosen keine Rivalin. Noch auf der Ausstellung von 1855 ist uns das Privilegium ingenieürer Versuche und eleganter Schöpfungen geblieben. Im Jahre 1862 ist eine bemerkenswerthe Thatsache hervorgetreten: die französische Kunstindustrie hat auf der Weltausstellung in London einen Concurrenten, einen unerwarteten Rivalen, beinahe einen Sieger gefunden — in der brittischen Kunstindustrie.“ Beaumont erörtert die Gründe dieser Erscheinung, tadelt die allzu häufigen kleineren Ausstellungen in Frankreich, und hebt besonders hervor, daß England, das in kaum zehn Jahren so große Resultate erzielt hat, dieselben ausschließlich dem Kunstunterrichte verdankt, den England seit 1851 pflegt. „Ein edler Geist, Prinz Albert, erkannte die Gründe der bisherigen Inferiorität Englands und ergriff muthig die Initiative zu Verbesserungen, die nach Ver auf von zehn Jahren die Lage der Dinge gänzlich verändert haben. England besitzt gegenwärtig 800 bis 900 Gesellschaften, die sich mit Hebung des Geschmacks beschäftigen. Diese Gesellschaften setzen 100 Kunstschulen und 300 Schulen für Privatindustrie in Thätigkeit. Museen aller Art sind geschaffen worden. Bücher, Zeichnungen, Kupferstiche werden überall gekauft, welche Unterricht verbreiten oder als Vorbild dienen können.“ Beaumont dringt darauf, den gesammten Unterricht für die Kunstindustrie Frankreichs von Grund aus zu reformiren. Er verlangt ein tieferes Studium der Natur sowohl als der alten Kunst, ein größeres Eingreifen der lebendigen Kunst auf die Industrie, als es bis jetzt in Frankreich geschehen. „Wir leben in einer Zeit, wo die Rangordnung sich leicht verschiebt, und wo man, wenn man seinen Platz behaupten will, alle Anstrengungen, sich in einer guten Bahn zu erhalten, verdoppeln muß“. — Wie belehrend und wie beschämend sind diese Worte für uns, belehrend für jene, welche den Fortschritt wollen, beschämend für die, welche den alten Stand in Oesterreich aufrecht halten wollen!

\* Auf der Bibliothèque Mazarine wurde die Handschrift eines Gedichtes entdeckt, das in elf Strophen die h. Genovefa, die Schutzpatronin von Paris, feiert und Voltaire's erster poetischer Versuch sein soll, der in keiner Ausgabe seiner Werke erwähnt ist. Es ist François Arrouet unterzeichnet und datirt aus der Zeit, als Voltaire das Collège Louis-le-grand besuchte. Der Geschichtsforscher Cocheris ist zufällig auf dieses Curiosum gestoßen und theilt es der „Correspondance littéraire“ mit.

## Sitzungsberichte.

### A. A. geographische Gesellschaft.

Verammlung am 22. December 1863.

Herr Präsident Dr. Th. Ketzky im Vorsitz.

Den Statuten entsprechend wurden zu ordentlichen Mitgliedern gewählt die Herren: R. D. Freiherr v. Gödel-Launoy, k. k. Generalconsul, N. Freiherr v. Skribanek, k. k. Dampfschiffsführer, G. Freiherr v. Somaruga und D. Freiherr v. Tettau in Berlin.

Herr Custos G. Ritter v. Frauenfeld macht eine Mittheilung über seine Reise nach Norwegen bis Hammerfest, die er im vergangenen Sommer mit Unterstützung des hohen k. k. Oberstkämmereramts unternommen hat. Er gab eine kurze Schilderung des Landes, seiner Communicationen, des Volkcs und seiner Beschäftigung, so wie der landesüblichen Art des Reisens und schilderte nun ausführlicher die zurückgelegte Reiseroute. Er hatte am 8. Mai 1863 Wien verlassen, und am 22. desselben Monats von Stockholm den Weg nordwärts angetreten und zwar bis Sundsvall mittelst Dampfschiff, und von hier in westlicher Richtung über Lesteryund, das Njälensgebirge und Lovanger nach Trendheim. Von diesem Orte ging die Reise mittelst Dampfschiff bis Hammerfest, nahe dem Nordcap, wo sich Herr v. Frauenfeld einige Zeit aufhielt um naturhistorische Gegenstände zu sammeln, und dann den Rückweg wieder bis Trendheim und von hier zu Land durch Dovrefield und Gudbrandsdalna nach Christiania antrat, wo er am 16. Juli eintraf.

Herr F. Kanitz eröffnete seinen Vortrag über die österreichische Expedition des Herrn k. k. Consuls G. v. Hahn nach dem albanesischen Drin, der unseren Lesern bereits bekannt ist.

Herr Prof. Dr. Klun sprach über die „Betheiligung Oesterreichs am Welthandel“. Mit Hinweis auf eine unter obigem Titel erschienene Broschüre des bekannten Schiffsheders und Stadtverordneten in Triest, Ritter v. Revoltella, theilte er sein Thema in zwei Abtheilungen: a. Darstellung des gegenwärtigen Standes des auswärtigen Handels Oesterreichs, b. Mittel und Wege, die äußeren Verkehrsbeziehungen zu heben und zu erweitern. Redner beleuchtet die erste Abtheilung vorerst vom allgemeinen, rein theoretischen und dann vom praktischen Standpunkte, d. h. in Bezug auf dessen Durchführbarkeit unter den gegenwärtigen Verhältnissen. Nachdem er auf die Bedeutung der Verbindungen zwischen den Mittelpunkten der Production mit den Absatzgebieten, insbesondere auf das Meer und die Eisenbahnen in ihrem wechselseitigen Einflusse hingewiesen, besprach er die Wichtigkeit des Adriameeres, des Mittelmeeres und des Atlantik mit Bezug auf Oesterreich und ging auf den Import und Export Oesterreichs. Er constatirte auf statistischer Grundlage, daß der ganze auswärtige Verkehr Oesterreichs den Charakter der Dürftigkeit trägt, denn der Import sei in dem Decennium 1852 bis 1862 fast stationär, die Zollenträge variiren zwischen 14 bis 16 Millionen, während sie in England, Frankreich, im Zollvereine u. a. D. progressiv eine sehr beachtenswerthe Steigerung aufweisen; — der Export steht nicht günstiger, denn Oesterreich besitzt keinen Artikel, mit welchem er massenhaft im Welthandel aufträte, oder der auf auswärtigen Märkten eine Rolle einnähme, oder der dem österreichischen Exporte im Weltverkehr eine bestimmte Stellung anwiese. Nach einem übersichtlichen Hinweis auf die „Tagesfragen, d. i. auf die Freihafens-, Zolltarifs- und Weltausstellungsfrage gelangt er zum Resultate: Oesterreich müsse seinen handelspolitischen Horizont erweitern und sich activ am transoceanischen Welthandel betheiligen. Denn, wie Redner nach einer kurzen Umschau in den Nachbarländern Rußland, Zollverein Italien, Türkei darthut, sind diese derartig, daß die Position Oesterreichs denen gegen-

über überall eine schwierige ist und im Landverkehr wenig günstige Erfolge zu erwarten stehen. Dagegen entwickeln sich in Ost-Asien — China und Japan — Ereignisse von welterischütternder Tragweite. Fast alle Nationen beeilen sich, diese Conjunctionen auszunutzen. Voran England und America, dann Rußland, Holland, selbst Preußen schickte eine Expedition dorthin und die Schweiz mietete ein holländisches Schiff, um Verbindungen anzuknüpfen, Handelsverträge abzuschließen. Nur Oesterreich, das mächtige Donaureich, eine europäische Großmacht, die eine tüchtige Marine besitzt — die „Nevara“-Expedition ist Beweis dafür — nur Oesterreich hält sich fast spröde und wie absichtlich außerhalb der großen Verkehrsströmungen! Im kurzen Ueberblick wies der Redner noch auf das Consularwesen und endlich auf die Suezcanalfrage. Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes selbst, so wie der eingangs erwähnten Broschüre, behält sich Dr. Klun vor, den zweiten Theil der Frage in der nächsten Versammlung der k. k. geographischen Gesellschaft (am 12. Jänner) zu besprechen.

### Ungarische Akademie.

In der am 4. d. M. abgehaltenen allgemeinen Sitzung, mit welcher die Reihe der akademischen Sitzungen im neuen Jahre begann, wurden die Concurrenzarbeiten, welche für den Teleki- und für den Karácsonyi-Preis eingelaufen sind, angezeigt, und der philologischen und schönwissenschaftlichen Section zur Beurtheilung übergeben. Für den von weil. Graf Joseph Teleki fundirten Lustspielpreis (100 Ducaten) haben sieben Stücke concurrirt, namentlich: 1. „A zélet komédiásai“ (die Comödianten des Lebens), Lustspiel in vier Abtheilungen. 2. „A nyugalom embere“ (der Mann der Ruhe), in drei Aufzügen. 3. „Nász vagy zárda“ (Hochzeit oder Krene), historisches Lustspiel in vier Acten. 4. „Egy nagyra termett ferfiu“ (ein Mann der zu Großem geboren), in drei Acten. 5. „Az emberismerő“ (der Menschenkenner), in drei Acten. 6. „Mi ujság a szomszédságban?“ (was giebt Neues in der Nachbarschaft), in vier Aufzügen. 7. „A széplök“ (die Sommerproffen), dreiactiges Lustspiel. Für den Dramenpreis aus der Graf Guido Karácsonyi'schen Stiftung (200 Ducaten), sind folgende 9 Stücke eingegangen: 1. „Dorka, az alföldi nő“ (Dorothea, die Alfelderin), ernstes Schauspiel in drei Aufzügen. 2. „A látnok álma“ (der Traum des Sebers). Drama in vier Aufzügen. 3. „Kupa“, historisches Trauerspiel in fünf Acten. 4. „Az emberek törekvései“, (die Bestrebungen der Menschen), fünfactiges Trauerspiel. 5. „Egy király pár“ (ein Königspaar), sechsactiges Trauerspiel. 6. Barty István“ (Stephan Barty oder die Verläufer der Schlacht bei Mohács), vieractiges Drama. 7. „Thurn“, Trauerspiel in vier Aufzügen. 8. „József császár“ (Kaiser Joseph), Tragödie in fünf Acten. 9. „Katalin“ (Katharina), historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Hierauf folgte eine Sitzung der sprach- und schönwissenschaftlichen Abtheilung, in welcher das correspondirende Mitglied Joseph Budencz eine Dissertation hielt über das Suffix e l, welche sich der im vorigen Jahre von ihm gehaltenen gediegenen Abhandlung über das Suffix m e g als ebenbürtiger Pendant anschließt.

Aus der im verfloffenen Monat abgehaltenen Sitzung der königlich ungarischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft, wird berichtet:

Herr Prof. Mayer sprach über die Erfolge seiner Studien in Betreff der höheren arithmetischen Progressionen und lenkte bei dieser Gelegenheit die Aufmerksamkeit auf den sehr engen und interessanten Zusammenhang zwischen den Binominalcoefficienten und den figurirten Zahlen im bekannten Newton'schen Lehrsatz. Herr Dr. Hasenfeld jun. hielt einen Vortrag über die von ihm in der neuesten Zeit im chemischen Laboratorium der Universität vollführten qualitativen und quantitativen chemischen Analysen der Sulfäcer

Josephs-Quelle. Aus dieser Analyse geht hervor, daß diese Josephsquelle wohl arm an fixen Bestandtheilen ist, aber im Gehalte an Eisen alle berühmten ausländischen Eisensäuer, z. B. der Pouhon und Gerensière in Spa, Schwalbach, Pyrmont, Franzensbad, Driburg, Cudova u. s. w. übertrifft, und daß dem Eisengehalte bloß die Wenzels-Quelle von Rippoldsau nahe kömmt. — Weiters sprach Herr Dr. Hajenfeld über eine chemische Analyse eines in der Umgebung von Verne (Preßburger Comitatz) gefundenen Mineralwassers. Diese Quelle enthält als vorwaltenden Bestandtheil schwefelhaftes Eisensoxydul und übertrifft den Seltzbrunnen im Alexiabad und Muskau u. s. w.

### Deutsch-historischer Verein in Böhmen.

In der Abend Sitzung der Abtheilung für allgemeine Landesgeschichte am 7. Jänner widmete der Vorsitzende, Prof. Dr. Höfler, dem Andenken des verschiedenen fürstlich Sigmaring'schen Bibliothekars, Herrn L. Emil Höfler, eine warme Nachrede, wobei er dessen Thätigkeit auf dem Gebiete der Rechts- und Kunstgeschichte, namentlich aber seine nicht geringen Verdienste um die Aufhellung der rechtsgeschichtlichen Verhältnisse Böhmens und um die Förderung des deutschen Geschichtsvereines lobend hervorhob und schließlich den Antrag stellte, der dankbaren Erinnerung an den zu früh Gestorbenen durch Erwerbung dessen Bildnisses für den Verein ehrenden Ausdruck zu geben. Dieser Vorschlag fand allgemeinen Anklang und wird vom Ausschusse durchgeführt werden. Hierauf sprach Prof. Scheinpflug über die vom Prof. P. Ignaz Král in Komotau verfaßte Geschichte dieser Stadt, welche in drei Abschnitten diese in der Geschichte Böhmens zuerst im Besitze des deutschen Ordens auftretende Stadt in ihrer Eigenschaft als unterthänige, dann als königliche Stadt und zuletzt ihre Culturverhältnisse behandelt. Er machte zugleich auf die Bedeutung Komotau's für das Erzgebirge und die Geschichte des Deuththums in Böhmen aufmerksam, auf welche schon das bekannte Sprüchwort des großen Hussitenführers „Überall Menschen, in Komotau Deutsche“, hindeutet. Es wurde bestimmt, Herrn Prof. Scheinpflug mit einer nochmaligen Prüfung dieser Geschichte, namentlich mit Rücksicht auf die dem Vereine zu Gebote stehenden Geschichtsquellen über Komotau zu betrauen und den Beschluß über die Drucklegung bis dahin zu vertagen. Den Schluß der Sitzung bildete ein kurzer Vortrag des Prof. Höfler über die geschichtliche Entwicklung des Nationalitätsprincips, welcher jedoch nur als Anleitung zu einem umfassenderen Vortrag über denselben Gegenstand galt, den der Vortragende in der nächsten Versammlung zu halten versprach. Für diesmal wies Prof. Höfler nur in den allgemeinsten Umrissen nach, wie das Nationalitätsprincip das weltbeherrschende Element des ganzen Alterthums gewesen, ja, dessen ganze Geschichte nur den auf einander folgenden Sieg des einen nationalen Principes über das andere darstelle, der dann meist bis zur völligen Vernichtung des schwächeren geführt habe, bis endlich die römische Welt Herrschaft alle bedeutenden Völker, die bis dahin abwechselnd die nationale Hegemonie einander aus den Händen gewonnen hatten, zu einem großartigen Nebeneinander zwang, in welchem durch längere Zeit hindurch die Assimilation der so verschiedenartigen ethnographischen Elemente in Sprache, Sitten und Einrichtungen bereits weitgehende Fortschritte gemacht hatte. Das Auftreten früher wenig gekannter Völkerschaften brach endlich diesen nationalen Zwang. Auch im Mittelalter zeigt sich das nationale Princip, welches, wie es allen Anschein hat, das bewegende Princip des 19. Jahrhunderts werden soll, in vielfachen, freilich gegen sein früheres Auftreten sehr verschiedenen Erscheinungen, die der Vortragende nächstens des Näheren skizziren wird.



## Der Strafvollzug in Geiste des Rechts.

Vermischte Abhandlungen, denkenden Rechtspflegern gewidmet von Karl D. A. Röder.

(Heidelberg 1863, Winter'sche Verlagsbandlung.)

Besprochen von Prof. Wahlberg.

Nach den criminalstatistischen Veröffentlichungen des k. k. Justizministeriums, welche leider mit dem Jahre 1858 abschließen, betrug die Gesamtzahl der Verbrechen 32.090, wovon 16.612 Verbrechen auf die nichtungarischen Länder kamen. Seither hat die Zahl der Verbrechen um mehr als 3400 zugenommen und unter den 19.101 Verbrechern, welche in den genannten Kronländern im Jahre 1862 von den Strafgerichten des Civilstandes verurtheilt worden sind, bestand mehr als der vierte Theil aus rückfällig gewordenen Verbrechern. Was geschieht nun mit dieser enormen Masse, die kaum zu übersehen, geschweige zu durchmustern ist und deren verbrecherische Wirkungen auf ein stetiges Uebel in dem social-politischen Körper des Staates hinweisen? Ein Theil der Frage ist schon durch die wachsende Zahl der rückfälligen Verbrecher beantwortet. Will man auch zugestehen, daß im Allgemeinen die Zahl der Verbrechen durchschnittlich eine stetig bestimmte ist, etwa wie die Zahl der alljährlich stattfindenden Eheschließungen und Sterbefälle, so bleibt noch die Frage immer eine offene, was der Vollzug der tausendfälligen Kerkerstrafen Jahr aus Jahr ein für die Besserung der Sträflinge wirke?

Das Publicum pflegt sich mit dem hergebrachten Wahne abzufinden, daß jährlich so und so viele Verbrecher unschädlich gemacht werden und daß die Aufrechterhaltung der Rechtsordnung mit eiserner Gewalt zur Verminderung der Verbrechen weientlich beitrage. Als ob Sträflinge dadurch unschädlich gemacht würden, daß sie die Strafanstalten zum Theile schlechter und gefährlicher verlassen, als sie dieselben betreten haben, als ob es nicht das Geringste wäre, was das Publicum in seinem eigenen Interesse von der Strafanstalt fordern könnte, daß die Verbrecher aus den Strafanstalten wenigstens nicht verderbter und gewissenloser in die bürgerliche Gesellschaft zurückkehren!

Auch ist es eine alte schlechte Gewohnheit, den Zustand der Strafanstalten schon befriedigend zu finden, wenn in den Schlaf- und Arbeitsarresten, in den Gängen und Spitalzimmern Ordnung und Reinlichkeit herrschen, für die materiellen Bedürfnisse gesorgt ist, die Sträflinge angestrengt arbeiten und die peinigenden Entbehrungen und Lasten der Gefängnisdisciplin gelassen ertragen. Ist der Mechanismus des Gefängnislebens mit klösterlicher Regelmäßigkeit ungestört im Gange, so daß die Sträflinge nach dem Glockenschlage aufstehen, das Bett machen, sich waschen, knieend das Herz zu Gott erheben oder wenigstens ohne Kettengerassel

anständig den religiösen Lippendienst verrichten, ruhig arbeiten, frische Luft schöpfen, beten und arbeiten bis zur Schlafenszeit; wiederholt sich das ewig Gefstrige in den Strafanstalten ohne Arbeitsverweigerung und Mißhandlungen der Schlafgenossen, ohne Selbstmord und — Fluchtversuchen, ohne Meutereien; — dann pflegt man alles in der Ordnung zu finden, mag es auch mit der Belebung des sittlichen Elementes sehr schlecht stehen und mögen auch die Folgeißel der sittenverderbenden und die besseren Sträflinge anwidernden Gemeinschaftshaft noch so verheerend in das innere Leben der Strafanstalten wie in die Erscheinungen des socialen Lebens eingreifen.

Die Wissenschaft und die öffentliche Meinung fordern dringend eine moralische Reform der Strafanstalten. Darin stimmen beide mehr weniger überein, daß die Strafanstalten zugleich auch Besserungsanstalten werden sollen, daß neben dem Hauptzwecke der Strafe der Besserungszweck, die Umstimmung des rechtswidrigen Willens in den Schuldigen angestrebt werden müsse, daß der Vollzug der Strafe zwar in einer genugthuenden, bessernden und abschreckenden Zweckthätigkeit zu bestehen habe, jedoch jeder Strafart in ihrer Vollstreckung eine solche Einrichtung zu geben sei, daß durch dieselbe wenigstens jeder Verschlechterung der Sträflinge zuverlässig vorgebeugt werde.

Nur eine verschwindend kleine Zahl von Criminalisten hat sich bisher für die Besserungstheorie entschieden, insoferne dieselbe den Rechtsgrund der Strafe lediglich in dem Besserungszwecke finden will und die gründliche Besserung des Verbrechers als den einzigen Zweck, das alleinige Ziel der Strafe erklärt.

In unserer Litteratur haben sich allerdings zahlreiche Stimmen für die moralische Reform der Strafanstalten oder für die Gefängnißverbesserung durch Einführung der Einzelhaft entschieden ausgesprochen, z. B. v. Pratoberera, v. Würth, Leo Graf Thun, Krenn, Buol-Bernberg u. a., allein für die Besserungstheorie in dem angegebenen Sinne wurde nur Eine Stimme laut, in der zu Prag 1856 veröffentlichten Schrift: „Ueber die Verbesserung des Gefängnißwesens mittelst der Einzelhaft“ — und diese Stimme war die des Verfassers der vorliegenden Abhandlungen.

Röder meint, die Strafe dürfe nur als ein Werkzeug der Versittlichung und Vermenschlichung aufgefaßt und vollstreckt werden, d. h. als Besserungsstrafe im Geiste einer vormundschaftlichen Nacherziehung des Verwahrlosten oder Fehlgegangenen, mithin insoferne sittlich Unmündigen. Er scheut nicht vor dieser bedenklichen Parallele zurück, fordert vielmehr unter Berufung auf die Krause'sche Philosophie: Inwieweit der Uebelthäter als willenskrank und darum als der vernünftigen Selbstbestimmung und der Selbstständigkeit unfähig sich erwiesen hat, insoweit dürfe und solle ihm dieselbe Behandlung und Fürsorge zu Theil werden, wie allen anderen der Vormundung oder Pflanzschaft Bedürftigen!

Röder will Strafe, weil die verkümmerte Erziehung nachgeholt und gebessert werden müsse, allein er bleibt den Beweis schuldig, weshalb die vormundschaftliche Nacherziehung von Staatswegen gerade durch Strafe bewirkt werden müsse,

d. h. es bleibt die Nothwendigkeit und der Rechtsgrund der Strafe selbst ohne überzeugende Begründung. Oder sollen wir etwa mit Röder annehmen, daß ein Uebeltäter, welcher der vernünftigen Selbstbestimmung als unfähig sich erwiesen hat, deshalb gestraft werden müsse, damit derselbe gebessert werde? Wir gehen noch viel weiter, wir behaupten, daß der Uebeltäter, der sich der vernünftigen Selbstbestimmung als unfähig erwiesen hat, nur zu bessern, nämlich psychiatrisch zu behandeln und gar nicht zu strafen sei, weil es unter dieser Voraussetzung an den Bedingungen der-Zurechnungsfähigkeit fehlt. Ist der Uebeltäter nicht psychisch krank, ist er aller verwahrloster Erziehung unerachtet selbstbestimmungsfähig und durch das Strafgesetz bestimmbar, dann ist die Analogie mit „allen anderen der Bevornumdung Bedürftigen“ wohl kein Grund der Strafummündigkeit und keine Begründung der Strafe überhaupt, immerhin aber ein bei der Strafzumessung in Betracht kommender Milderungsgrund.

Nach Röder ist die Strafe auch kein sinnlich-geistiges Vergeltungs-übel, nicht Vergeltung von Bösem durch ein Gemugthuungsübel, vielmehr lediglich ein Gut, eine Wohlthat für den Verbrecher selbst und für die Gesellschaft. Dies ist nun der eigentliche Kern der ersten Abhandlung über die Frage: ob die Strafe ein Uebel sein müsse?

Es war ein entsetzlicher verhängnißvoller Wahn durch Jahrhunderte, der heute noch nicht völlig überwunden ist, daß die Strafe eine Peinigung sein müsse. Insoweit Röder gegen die Ueberbleibsel dieser verkehrten und abscheulichen Auffassung mit sittlicher Entrüstung streitet, sind wir gern an seiner Seite; allein darin widersprechen wir demselben entschieden, daß die Auffassung der Strafe als eines Uebels unrichtig und mit dem Rechte unvereinbar sei. Schon in der Feuerbach'schen Zeit wurde lebhaft darüber gestritten, ob die Strafe in ihrer Zufügung ein wirkliches Uebel für den Uebeltäter sein solle. Feuerbach folgerte aus der Bejahung dieser Frage, daß ein Uebel, welches der Verbrecher selbst als ein Gut begehrt, nicht ohne Widerspruch gegen die Absicht des Gesetzes wider ihn angewandt werden könne und daß Strafen gegen Todte oder Abweicnde im Bildnisse unzulässig seien. Littmann behauptete, daß, wenn der Verbrecher bei dem Strafübel nichts leide, die gesetzlich bestimmte Strafe, als unzweckmäßig, in eine andere verwandelt werden dürfe, eine Ansicht, die im vorigen Jahrhunderte noch im Schwange war. Um nur ein Beispiel anzuführen, sei erwähnt, daß nach einem niederösterreichischen Patente von 1715 diejenigen, welche aus Lebensüberdruß Gotteslästerungen ausstießen in der Absicht um deshalb hingerichtet zu werden, nicht die verwirkte Todesstrafe traf, ihnen vielmehr zur Strafe das Leben nicht genommen und die gesetzliche ordentliche Strafe in eine lebenswierige Galeerenstrafe verwandelt wurde. Noch Dersted ging in seinen Grundregeln der Strafgesetzgebungskunst so weit, eine Strafverwandlung dann eintreten zu lassen, wenn aus der Individualität des Verbrechers und aus seiner Anschauungsweise erhellt, daß die gesetzlich verwirkte Strafe für ihn eine Wohlthat und kein Uebel sein werde.

Schon 1827 ist die Unhaltbarkeit dieser verkehrten Theorie durch Hepp über allen Zweifel erhoben worden.

Die Strafe soll bereits in ihrer bloßen Verstellung für die mit Strafe Bedrohten ein Uebel sein und ist ihrer Natur nach im Allgemeinen, als eine Art der Freiheitsbeschränkung mit einer Summe demüthigender Entbehrungen gedacht, ein Uebel. Als solches wird sie regelmäßig anerkannt, wirklich empfunden und deshalb gefürchtet. Daß es ausnahmsweise Menschen giebt, welche die bürgerliche Strafe als eine wahre Wohlthat empfinden, weil sie sich ihrer Gewissensqual entledigen, der Rache der durch sie Beleidigten entgehen, ohne Nahrungsorgen sich in Strafanstalten ein materiell erträgliches Unterkommen, geistlichen Zuspruch und ärztliche Pflege verschaffen u. s. w., bestätigt die Erfahrung, welche jedoch an der Wichtigkeit des Merkmales der Strafe als eines Uebels nichts zu ändern vermag. Uebertiefen sich doch manche Verbrecher selbst der strafenden Gewalt des Staats, entweder weil sie lieber die sichere Strafe als die Qual der Unsicherheit vor Entdeckung ertragen, oder weil sie dadurch ihre Schuld moralisch zu tilgen glauben, oder weil sie wissen, daß die Selbstanzeige und das Geständniß eine strafmildernde Bedeutung haben. Ich habe bei Besuchen der Strafanstalten Sträflinge kennen gelernt, welche um Verlängerung des Aufenthaltes in der Strafanstalt nach ausgestandener Strafzeit gebeten haben und weil dieselbe nicht gewährt werden konnte, sofort nach ihrer Entlassung delinquirt haben, in der Absicht, wieder ihre Verpflegung in der Strafanstalt zu finden. Für alte gebrechliche, arbeitsunfähige Verbrecher ist die Alternative zwischen Armenpflege in der Heimatgemeinde und in der Strafanstalt nicht so schwierig, für diese unglücklichen, elenden Geschöpfe, die in der Freiheit der demüthigsten, von Hunger und Kälte begleiteten Lebensstellung entzogenen, hat das Strafhaus nach Umständen selbst etwas — anheimelndes An die Stelle aufreibender und erbitternder Alltagsnoth auf dem Jahrmärkte des Lebens, von Schande, Hohn und Verächtung begleitet — treten in den Strafanstalten, zumal mit Gemeinschaftshaft, die Geipenster des Hungers und der nothdürftigsten Entbehrungen verziehend, regelmäßige materielle Verpflegung, die erziehende Macht der Ordnung und Arbeitjamkeit. Draußen kein Liebeswort — im Strafhaus zuweilen eine wohlwollende Ansprache, draußen Verlassenheit und Verfolgung — im Strauhause wenigstens für professionsmäßige Uebelthäter die Reize eines Verbrechercasino's und der Familiarität in den gemeinsamen Arbeits- und Schlafarresten. Ja manche der besseren, mehr unglücklichen als schlechten Sträflinge danken Gott, im Gefängnißspitale wenigstens einen christlichen Tod zu sterben, und schon die kleinste Freundlichkeit der Strafanstaltsvorsteherung, die geringste Begünstigung bringt sie außer sich, zu Thränen tiefster Erkenntlichkeit. Ich könnte Beispiele anführen, in welchen Sträflinge selbst die ungenügende bisherige Einrichtung der Kerkerstrafe als Wohlthat ansahen, immerhin aber den Tag der Entlassung aus der Strafanstalt kurz vor dem Ende der Strafzeit kaum erwarten konnten. Bei genauer Bekanntschaft mit der Strafhausbevölkerung wird es mithin als ein unbestreitbarer Erfahrungssatz gelten können, daß die Strafe in jeder Form ihres Vollzuges in der Regel ein

Uebel sei und als solches auch wirklich empfunden werde. Diese Erfahrung wird nicht nur in Strafanstalten mit Gemeinschaftshaft, sondern auch in Zellengefängnissen, z. B. in Bruchsal, bestätigt. Es hat dem Strafrechte wie der Gefängnisfunde Schaden gebracht, daß man beide abgeleert für sich und ohne Verbindung mit dem gesellschaftlichen Leben der bürgerlichen Ordnung betrachtete. Hätte man erst die Quellen des Verbrechens und die verschiedenen Verbrecherclassen studirt dann hätte man auch sicherer die Stelle gefunden, an welcher die social-politischen und pädagogischen Uebel der Verbrecher geheilt werden müssen, und diese Diagnose hätte auch der Straftheorie eine andere Gestalt gegeben. Allein zur Annahme der Keder'schen Besserungsstrafe scheint auch eine gewissenhafte praktische Untersuchung dieses Gegenstandes nicht nothwendig zu führen.

Selbst in der Hegel'schen Schule wuchs die Einsicht, daß die Strafe für den Verbrecher selbst eine Wohlthat werden könne, nicht allein dadurch, daß er einer gesetzlichen Behandlung unterworfen wird, sondern auch dadurch, daß die verkehrte Richtung seines Willens wieder zum Rechten hingeleitet, er selbst zur Selbstbeherrschung und Selbstprüfung gebracht werde. Allein schon Heinrich Richter hob hervor, daß derjenige thöricht handle, der die Strafe mit bessernder Zucht identificire. Strafe oder Vergeltung kann einem nicht ganz verdorbenen Gemüthe Antrieb zur Umkehr und Besserung werden, besonders wenn sie gerecht ist. Denn sie ericheint dann dem Bestraften durch das erduldete gerechte Uebel als ein Beweis seiner eigenen Erniedrigung vor der Gerechtigkeit des Staates und der Gesellschaft, zugleich aber auch als Wohlthat, wodurch er die Kraft und Würde seiner Natur in hellerem Lichte erkennt. Jedoch vermag dies nur die gerechte, den bezangenen Verbrechen angemessene Strafe. Jede aufgedrungene, willkürliche oder kindische Züchtigung empört das Gemüth um so mehr, je lebendiger noch in ihm das Bewußtsein der freien Würde der Menschheit spricht. Jede Strafe kann bessern, wofern sie verdient und gerecht ist; aber daß sie es nothwendig müsse, ist zu bezweifeln. Diese Wirkung derselben hängt zu sehr von der Individualität ab, als daß der Zweck der Besserung das Wesen der Strafe bedingen könnte.

Will jemand die Strafe ein Erziehungsmittel zum Guten nennen, der hat Recht, wofern er die bildende und leitende Zucht nicht ausschließt. Indessen ist durch Strafe allein nie und nirgends ein Gemüth erzeuget und gebessert worden. So sehr ist die Züchtigung und die Zucht im Werke der Erziehung verschieden. Dazu kommen noch andere Bedenken gegen die Besserungsstrafe im Geiste einer vormundschastlichen Macherziehung.

Es fehlt derselben die rechtliche Begründung und der angemessene Maßstab der Strafe. Läge der Rechtsgrund der Strafe in der Besserungsbedürftigkeit oder in dem Besserungszwecke allein, so wäre der Verbrecher, der sich schon vor seiner Abstrafung gebessert hat, ungestraft zu lassen, indem der die Strafe allein rechtfertigende Besserungszweck schon vor der Strafzufügung und ohne diese erreicht ercheint.

Aber auch unverbesserliche Verbrecher müßten folgerichtig entweder ungestraft bleiben, weil der Besserungszweck bei denselben nicht zu erreichen ist und die Besserungsstrafe zweck- und fruchtlos in Anwendung käme, oder lebenslänglich, ohne Rücksicht auf die Größe des ihnen zur Last gelegten Verbrechens, wie sittlich Unmündige behandelt und bis an ihr Ende in der Besserungsanstalt gefangen gehalten werden.

Wollte man die Strafzeit des zu bessernden Verbrechers unbestimmt lassen und als zeitliche Grenze derselben nur die wirklich eingetretene Besserung desselben anerkennen, so würde man das Strafrecht in Pädagogik auflösen und der Strafe des Staats ihren rechtlichen Charakter nehmen.

Zur Festsetzung des Strafmaßes gehört, daß wenigstens eine gewisse Strafzeit unabänderlich verbüßt werde, unabhängig davon, ob sich der Sträfling bessere oder nicht. Immerhin soll die Besserung des Sträflings innerhalb der Schranken des Rechts angestrebt werden, dieselbe auch einen Einfluß auf die Abkürzung der Strafzeit äußern, allein das einzige Ziel der bürgerlichen Strafe kann sie schon deshalb nicht sein, weil die Strafe in allen Fällen nicht einzig und allein um des Verbrechens willen angedroht und verhängt wird.

Hienach findet die Besserungstheorie ihre richtige Stellung hauptsächlich in der Lehre von der Gefängnisverbesserung, von den Institutionen des Strafvollzuges. Allerdings ist auch bei der Strafzumessung darauf Rücksicht zu nehmen, ob sich eine Besserung des Verbrechens werde mit Grund erwarten lassen, allein dieses Moment der Strafbemessung kann nicht zum einzig richtigen Strafprincipe hinaufgeschraubt werden.

Immerhin ist es das nicht hoch genug anzuschlagende Verdienst der Vertheidiger der Besserungsstrafe, die Nichtswürdigkeit und Rechtswidrigkeit der Abschreckungsstrafe, des grausamen Exempelstatuirens, die Unhaltbarkeit der Auffassung der Strafe als einer vergeltenden Peinigung, die verheerenden Wirkungen der sittlichen Verwilderung, die aus dem Zusammenleben der Verbrecher in den Strafanstalten erwachsen, mit schlagenden Gründen aufgezeigt zu haben und in dieser Beziehung wird dem Verfasser der vorliegenden Schrift niemand die Ehre streitig machen, die ihm auf dem Gebiete des Penitentiariums gekührt. Nur muß bedauert werden, daß Röder, indem er seine Ansicht als die einzig richtige hinstellt, mit verletzender Verbissenheit über die bisherige Strafrechtswissenschaft schon deshalb den Stab bricht, weil diese im Ganzen durch seine zahlreichen Schriften über die Besserungsstrafe noch nicht auf den Weg der Besserung gebracht ist.

Die zweite Abhandlung reproducirt eine Denkschrift des Verfassers über die im Programme des zweiten internationalen Wohlthätigkeitscongresses aufgestellten Fragen 1857, verbrämt mit einer Polemik gegen die Anhänger der so gespreizt einherstolzirenden sogenannten Gerechtigkeitsstheorie, in welcher wiederholt wird, daß und warum die Rechtsbegriffe Kants, Hegels und Stahls, mit denen das heutige „gränzenlos leichte Strafrecht noch immer kümmerlich sein Leben fristet“ völlig unhaltbar und unfruchtbar seien. Der Verfasser skizzirt in dieser

Denkschrift den rechtlichen Grundgedanken der Strafe als eines keineswegs bloß oder hauptsächlich verneinenden, auf Abwehr von Störungen im Guten gerichteten, sondern eines zugleich und vor allem positiven, auf Herbeiführung heilsamer, erziehender und bessernder Einflüsse zielenden Verfahrens. Als ein Hauptmittel desselben wird die Einführung der Einzelhaft empfohlen und trefflich nachgewiesen, wie diese sich zu dem Geiste unserer Strafgesetzgebung verhalte. Während überall da, wo Sträflinge vereint leben, mehr oder minder gesundheitswidrige Quälereien und Schärfungen, als: schmale Kost, hartes Lager, Ketten u. dgl. beibehalten oder wieder eingeführt werden, weil man sucht, mit solchen rein äußerlichen auf Abschreckung berechneten Mitteln den Sträflingen das Zuchthaus zu verleiden, wirkt die Einzelhaft schon ganz von selbst und ungesucht unvergleichbar härter und besser als die Gemeinschaftshaft. Soll jedoch die Einzelhaft nicht, ihrem Geiste zuwider, zu einer Peinigung werden oder wenigstens in eine völlige Isolirung und Vereinsamung ausarten, so müssen die Zellengefängnisse keinen zu großen Belegraum haben, höchstens für 300 Gefangene bestimmt sein, jedenfalls aber in der Nähe großer Städte liegen, damit eine wirksame Unterstützung der Angestellten durch häufige Zellenbesuche von Seiten der Mitglieder von Gefängnisgesellschaften möglich werde. Dieser Punkt ist in der That von entscheidender Wichtigkeit. Die Vorschrift, daß jeder Sträfling in der Einzelhaft täglich wenigstens zwei Besuche in der Dauer von wenigstens je fünf Minuten zu empfangen habe, ist in einer Strafanstalt mit Belegräumen für 700 bis 1000 Häftlinge factisch unausführbar und illusorisch, und nach den bisherigen Erfahrungen läßt sich eben nicht zuverlässig auf häufige Zellenbesuche durch Mitglieder jener Vereine rechnen, welche sich die Ob- sorge oder Besserung von Sträflingen zum Zwecke setzen. Hier liegen Schwierigkeiten, welche der beste Wille der Gesetzgebung niemals gänzlich überwinden wird.

Es sollen die Sträflinge niemals miteinander in Gesellschaft gebracht werden, sofern nicht der Vorstand durch ganz individuelle Umstände sich dazu bestimmt findet. Die Arbeit der Gefangenen darf nicht an Unternehmer verpachtet, sondern ihr Betrieb muß, gleich der Beföstigung, durch die Gefängnisverwaltung selbst besorgt werden. Die zahllosen Arten bloßer leiblichen oder geistigen Martern müssen völlig verschwinden. Statt deren sollen nur in der Dauer und der sonstigen größeren oder geringeren Freiheitsbeschränkung und gesammten Behandlung gewisse Abstufungen gemacht werden. Mit Recht bezeichnet Röder die Beibehaltung der im Strafurtheile vorhinein dictirten und periodisch zu vollstreckenden Strafverschärfungen, die auch im Falle guten Verhaltens einzutreten haben, als einen offenbaren Widerspruch. Aber auch als sogenannte Disciplinarstrafen sind nur solche Mittel statthaft, die entweder als selbstverschuldete Entziehung dessen, was dem Gefangenen seine Lage erleichtert, anzusehen sind, oder sonst als zur Anregung des inneren Menschen geeignet erscheinen, wozu körperliche Züchtigung und Springeisen gewiß nicht gehören.

Als zulässige Ausnahmen von der Einzelhaft sind folgende anzusehen. Manche Sträflinge erscheinen von Anfang an nicht geeignet zur Zellen-

haft, wie Kinder, jugendliche Personen unter 14 Jahren, sehr alte und gebrechliche Leute oder Schwachsinnige, die durch einen Mißgriff der Gerichte verurtheilt worden sind. Noch andere Sträflinge sind erst später in der Zelle zur Einzelhaft ungeeignet geworden, besonders dadurch, daß bei ihnen die Anzeichen der Entwicklung einer Geistesstörung hervortraten, für deren wirksame Bekämpfung in der Zelle die Bedingungen fehlen. Tritt dieser Fall ein, so folgt daraus nur, wie Röder bemerkt, daß sie so bald als möglich aus der Zelle heraus, keineswegs aber, daß sie in die Gemeinschaft von Mitgefangenen hineingebracht werden müssen. Derselbe führt zugleich aus, daß es höchst verkehrt und unstatthaft sei, jemals in einem Hause das Princip der Absonderung und zugleich das entgegengesetzte des Zusammenlebens zur Anwendung zu bringen, da dies zu Halbheiten und Störungen aller Art Anlaß giebt, endlich die besten Beamten der Zellengefängnisse verdirbt und die Einzelhaft selbst gänzlich verfälscht, wie sich an dem „kläglichen Beispiele“ von Moabit vor dem 1. November 1856 schlagend gezeigt und gewissermaßen noch heute zeigt. Gemeinsame Arbeitsäle neben den Zellen sind entschieden vom Uebel, ein Ausruf, der durch Fücklin und andere Gefängnisvorstände unterstützt wird. Wer wird Gefangene erst zu bessern suchen und daher von schlechtem Umgang isoliren, um sie sodann in Gemeinschaftshaft wieder gründlich verderben zu lassen? Man wende nicht ein, daß durch zweckmäßige Abtheilung der Gefangenen in Gruppen nach Alter, Bildung, Art und Motiv der Verbrechen die Gefahr der moralischen Ansteckung paralytisch werde. Schon Julius erinnerte, daß alle Classificationenveruche nichts weiter als Feigenblätter seien, womit man die Blöße jedes Zusammenbringens von Sträflingen zudecken möchte. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Classeneintheilung gar nichts taue, oder daß nicht auch die Einzelhaft ihre eigenthümlichen Gebrechen habe, allein jedenfalls ist sie das wirksamere Mittel, um den großen Mängeln unseres Gefängniswesens abzuhelpen, wirksamer als das beste Classificationssystem, welches, streng genommen, nur so lange manches Gute stiften kann, als es von einer intelligenten und gewissenhaften Gefängnisverwaltung gehandhabt wird. Sehr gute Bemerkungen hierüber, so wie über das Individualisiren im Gegenjage zur fabrikmäßigen Besserung sind nach den Betrachtungen Suringars in dem „Weekblad van het kegt“ von 1856 in deutscher Uebersetzung mitgetheilt. Auch einen gelungenen Aufsatz über die Behandlung der Unteruchungsgefangenen von Suringar hat der Herausgeber für Deutschland durch eine Uebersetzung entdeckt.

Interessant ist Röders Mittheilung über die Brüderchaft des rauhen Hauses und ihr Verhältniß zur Einzelhaft.

König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen hatte seit seinem Besuche des Zellengefängnisses zu Pentonville entschiedene Vorliebe für die Einzelhaft. Ein Hauptbestimmungsgrund für ihn scheint jedoch die Verquickung der Zellenhaft mit jener unheilvollen religiösen Fehrichtung gewesen zu sein, deren Begünstigung die nichtswürdigste Heuchelei großzog. Der ehemals alleinige sachkundige Rathgeber des



Königs in Gefängnißsachen, Julius, war verlanget beseitigt werden, vielleicht weil er, obwohl strenggläubig, doch den Fehler hatte, ein gläubiger Katholik zu sein; und die Ausführung des neuen Werkes ward einem strenggläubigen Protestanten, der damals mit dem Gefängnißweien noch wenig vertraut war, dem Dr. Wichern anvertraut — wenigstens in Bezug auf das Zellengefängniß zu Moabit. Röder bemerkt, daß nach allem, was bis jetzt über das protestantisch gefärbte Gegenstück des alten Jesuitenordens, über die Ordnungen der Raubhändler ans Licht gekommen ist, jeden aufrichtigen Freund der Einzelhaft lebhaft wünschen macht, daß die leidige zweideutige Verknüpfung derselben mit jener Zippichast je eher je lieber gelöst werde. Die Zellenhaft hat für den Stifter der Brüderchast nur insoweit Werth, als sie zum Pressen in seinem Sinne gläubiger Protestanten zu brauchen ist. Aus diesem Grunde erklärt Röder den Umstand, daß Wichern von einer Abkürzung der in Einzelhaft verkündeten Strafe durch das Geies ebensowenig wissen will, wie von unbedingten oder bedingten Begnadigungen, daß die Anhänger dieser Brüderchast sich gegen ein geiegliches System der Einzelhaft sträuben und die Anordnung der Einzelhaft für gewisse Sträflinge lediglich nach Gutdünken der Verwaltung billigen.

Der Versuch des Ministers des Innern, mittelst einer Denkschrift die Abgeordneten zu vermögen, ein weiteres Vorgehen mit der Einzelhaft in Preußen auf dem bloßen Verwaltungswege ohne Geies gutzubeißen, ist geieheitert. Professor von Holzendorff kämpfte gegen die preussische ministerielle Denkschrift in der Schrift: „Geies- oder Verwaltungsmarine 1861“ energisch; auch Mittermaier sprach gegen dieselbe in der „Allgemeinen deutschen Strafrechtszeitung“, 1861, Nr. 18, ernste Bedenken aus und hob hervor, daß überhaupt die Einrichtung der Strafanstalten in einem constitutionellen Staate der Zustimmung der Kammer bedürfe, die Einführung der Einzelhaft an Stelle der geieglischen Zuchthausstrafe mithin der Regelung durch die Geiesgebung nicht entzogen werden könne. Gines sei klar, daß, weil die Einzelhaft auf einem ganz anderen Systeme beruhe, wie die Gemeinschaftshaft, die Durchführung der Einzelhaft als eines Besserungsmittels ohne völlige Umgestaltung des Gefängnißweiens eine schädliche Halbheit, ein festspieliges Experiment bleibe. In derselben von Holzendorff herausgegebenen Strafrechtszeitung wurden in Nr. 28 und 31 desselben Jahrganges die von Prof. Röder gegen die erwähnte Denkschrift wirklich geschriebenen Artikel im Auszuge mitgetheilt, an welche im vorliegenden Buche weitere Betrachtungen geknüpft werden.

In einem schroffen Gegentage zu der Auffassung und Darstellung des irländischen Gefängnißweiens von Holzendorff kritisiert Röder das sogenannte irländische Gefängnißsystem Walter Croftons, bemüht, den Anpreiungen desselben entgegenzutreten, unter Bezugnahme auf Charles Gibsons Schrift: „Irish convict reform. The intermediate prisons a mistake. By an irish prison chaplain in the convict service“ (Dublin 1863). Hier sei nur erinnert, daß die Grundprincipien in der Vollstreckung der Strafnachschast, penal servitude (der einzigen Freiheitsstrafe für schwere Verbrechen) sich zurückführen lassen auf die Kürzungsfähigkeit

der richterlich erkannten Strafe, das Institut der provisorischen Freilassung oder der bedingten Verurlaubung; auf die Abstufung der Strafnachschickung nach mehreren Perioden, nach welcher die Gesamtdauer der richterlich erkannten Strafen in Einzelhaft und gemeinsame Zwangsarbeit zerfällt, und daß sich an diese zwei Strafstadien noch ein Uebergangsstadium in den Zwischenanstalten *intermediate prisons* anschließt.

Schließlich erwähne ich, daß in einer eigenen Abhandlung die Gesichtspunkte für die rechtliche Würdigung der Gefangenarbeiten festgestellt werden, um dem schädlichen Einfluß einiger neuerer Schriften über diesen Gegenstand ein Gegengewicht zu geben. *Make me diligent, and they will be honest!* Die Strafarbeit soll einen wesentlichen Theil der neuen Lebensordnung bilden, in welche die Strafe den Sträfling eingewöhnen soll, damit die Arbeitsamkeit ihm zur anderen Natur werde, ihn nach dem Austritte aus der Strafanstalt erwerbsfähig mache und in der Strafanstalt vor Verzweiflung und Verirrungen des Gewissens bewahre. Jede Beschäftigung von Sträflingen muß vor allen Dingen keinen schlimmen Einfluß auf deren Gesundheit üben, sondern wo möglich einen günstigen auf die Erhaltung und Übung der Kräfte des Körpers und Geistes. Zu den förderlichsten Gefangenarbeiten zählt der Verfasser die meisten Holzarbeiten, besonders die Schreinerei, Wagnererei, Käferei, weil sie nicht allein die Muskelthätigkeit in Anspruch nehmen, sondern auch das Nachdenken beschäftigen und Sauberkeit erfordern. Auch Schloffer- und Blechenerarbeit, Korbflechten und Papparbeit haben ähnliche Vorzüge. Bei der Anstheilung der Gefangenarbeiten muß vor allem der bisherige Beruf berücksichtigt werden und nur durchaus untergeordneter Weise die bloße Einträglichkeit einer Strafarbeit in Betracht kommen. So richtig des Verfassers Ansicht über die erziehliche Bedeutung der Strafarbeit und über die Auswahl derselben ist, so kann doch das in der Abhandlung Angeführte weder allgemeinzültige Anwendbarkeit, noch erschöpfende Vollständigkeit beanspruchen. In das unbedingte Anathema des fabriksartigen Arbeitsbetriebes in einzelnen Zweigen der Gefängnisindustrie kann ich nicht einstimmen, ebensowenig der Ansicht beipflichten, daß es des Staates unwürdig wäre, Sträflinge nach Umständen ähnliche Arbeiten betreiben zu lassen, wie solche in Fabriken verrichtet werden müssen. Unter der Bedingung der Abwechslung und öfterer Unterbrechung läßt sich principieU keine Gattung von Arbeit ausschließen, insofern sie nicht gesundheitswidrig ist und in der Anstalt betrieben werden kann. Ununterbrochenheit der Gefangenarbeiten scheint gleichfalls eine Hauptbedingung zu sein, auch wäre auf die Localindustrien der Heimat der Sträflinge wo möglich bei der Anstheilung der Beschäftigung Rücksicht zu nehmen. Fraglich ist es, ob den Sträflingen die Wahl des zu erlernenden Gewerbes unbedingt zu überlassen sei, dagegen ist es unzweifelhaft, daß die gewerblichen Kenntnisse der Sträflinge zum Nutzen der Anstalt zu verwerthen seien. Nach Thunlichkeit sollen die Sträflinge wenigstens abwechselnd zu Arbeiten mit freier Bewegung oder zu Arbeiten in freier Luft, vorzugsweise zu landwirthschaftlichen Verrichtungen verwendet werden. Den zu sitzender Arbeit angehaltenen Sträflingen ist die Arbeit in

freier Luft von so großem Werth, daß sie wenigstens im Frühling und Sommer gerne die einen größeren Ueberverdienst gewährende Weberei, Schneiderei u. dgl. mit Verrichtungen im Garten, ja selbst mit der Beschäftigung des Schweinefütterns und Umrahwegtragens vertauschen <sup>1</sup>.

Den Schluß des angezeigten Buches bilden zwei Abhandlungen: Blicke auf den Vellzug der Freiheitsstrafen und auf die Ursachen der Rückfälle, welche zum Theile schon 1858 in der „Köln. Zeitung“ erschienen sind.

## Nibelungen-Studien.

### 3. Pilgrim und die Klage.

Wenn eine Thatsache nach mehr als zweihundert dunklen Jahren in gefälschter Weise erzählt wird, so wird man dieselbe aus keiner geschichtlichen Quelle ungeprüft entgegennehmen, und das mit Recht, wenn man bedenkt, wie viele Klippen einer umständlichen Ueberlieferung entgegenstehen. Glaubt man aber bei einer nach Inhalt und Form litterarischen Nachricht larer und nachsichtiger vorgehen zu müssen, so scheint mir gerade das Gegentheil gerathen. Verfolgt schon ein historischer Schriftsteller nicht oft das ausschließliche Ziel, eine Thatsache bloß um ihrer selbst willen auf die Nachwelt zu bringen, so gilt dies noch ungleich weniger von einem Dichter. Dieser hat ganz andere Zwecke vor Augen, und geist auch, er habe den guten Willen dazu, so fehlt ihm leicht schon die Fähigkeit, denselben zu bethätigen. Das alles sind bekannte Dinge und Gedichte haben niemals zu den besten Quellen gezählt. Sehen wir aber davon ab, machen wir ein Zugeständniß und lassen wir für den Dichter dasselbe Recht gelten, wie für den Geschichtschreiber, so ist es bei Prüfung einer Nachricht vor allem Geies, zu unteruchen, welche Absicht wohl bei der Berichterstattung vorgewaltet habe, und man wird sich stets überzeugen, daß irgend eine persönliche Nebenabsicht desto mehr vorwiegt, je weniger eine Quelle urkundlichen Charakter hat und je vereinzelter und positiver die Nachricht auftritt. Diese Art der Prüfung aber ist die einzige, welche uns bei einer völlig isolirten Nachricht übrig bleibt. Sie ist aber darum auch doppelt geboten, denn mit Recht mag man es als Hyperkritik bezeichnen, wenn jemand ein einziges Zeugniß bloß deshalb verwerfen will, weil dasselbe von keiner anderen Seite eine Bestätigung erhält.

Die Berichte der Klage über die Entstehung des Liedes leiden freilich schon an sich an manchen Widersprüchen, die den Gedanken an apokryphe Thaten jedermann nahelegen. Gehen wir aber an die gedachte Prüfung, so fällt es zunächst

<sup>1</sup> Referent wird Näheres hierüber in seinen Aufzeichnungen über österreichische Strafanstalten mittheilen.

auf, daß der Klagedichter dreimal eines Weiteren auf die getreue und zuverlässige Ueberlieferung der Geschichte von den Nibelungen, denn als solche läßt er den Inhalt des Liedes gelten, zurückkommt: zu Anfang, im Verlaufe und am Schlusse seines Gedichtes. Von vornherein versichert er uns:

„Dizze vil alte mære  
het ein schribare  
wilen an ein buoch geschriben  
latine, desn ist ez niht beliben“ u. i. w.

(Holtzmann ed. Stuttg. 1859. v. 17 ff.)

Es ist wohl nicht zu leugnen, daß das „latine“ sich in den letzten Vers schwer einfügt und einer späteren Zuthat ähnlich sieht. Handschrift B hat das Wort nicht und Holtzmann hält es in C für eine Randglosse, die ein Abschreiber in den Text aufgenommen habe (Untersuchungen S. 119.) Dann wäre das „latine“ jedenfalls aus der litterarischen Schlußstelle der Klage gefolgert und zeigt uns, wie dort die „latinischen buochstaben“ verstanden wurden und zu verstehen sind.

Der Klagedichter läßt den einen Spielmann Gfels, Erwämnel, noch einmal an den Rhein ziehen, um dahin die Nachricht vom Ausgange der Nibelungen zu bringen. Bei dieser Fahrt läßt er ihn, wie dies im Liede bei dergleichen Fahrten Brauch ist, auch bei Pilgrim von Passau einkehren. Dieser versichert sich nun seiner bei der Rückreise, um von ihm den Hergang des Ganzen als von einem Augenzeugen zu erfahren:

„swaz du des wären habest gesehen  
des soltu danne mir verjehen.“

Ueberdies will er selbst bei jedermanns Verwandten Umfrage halten und zur Sicherstellung der Wahrheit sogleich einen Boten ins Hunnenland schicken (3614):

„wand ez vil übel wære,  
ob ez behalten würde niht:  
ez ist diu græziste geschicht,  
die zer werlde ie geschah.“

Mit Bezug auf diese Abmachung heißt es dann am Schlusse (4441 ff.):

„Von Pazowe der bisschof Pilgerin  
durch liebe der neven sin  
hie z schriben dizze mære,  
wie ez ergangen wære,  
in latinischen buochstaben,  
obez iemn für lüge wolde haben,  
daz er hie die wårheit funde  
von der allerersten stunde,  
wie ez sich huop und maus began  
un: wie ez ende gewan  
umbe der guoten luehte nôt  
unt wie si alle gelâgen tôt:  
daz hiez er allez schriben.

ern liez es niht beliben,  
wan im seite der videlære  
diu kuntlichen mære,  
wiez ergie unt ouch geschach  
wande erz allez an sach,  
er unt manig ander man.  
daz mære prüefen do began  
sin schriber, meister Kuonrât,  
getihtet man ez sit hât  
vil dicke in tiuscher zungen.  
die alten mit den jungen  
erkenment wol daz mære.“

Es ist klar, daß der Klagedichter um jeden Preis nach einer äußeren Beglaubigung der Fabel sucht, da er von der innern Wahrheit, dem Freibriefe der Poesie,

nichts mehr versteht oder anderen nichts mehr zutraut. Bei der nüchternen Verständigkeit, mit der er z. B. für das ewige Seelenheil Kriemhildens plaidirt, werden wir bei ihm das Vorwiegen des Stofflichen und das Bestreben nach einer äußeren Sicherstellung der poetischen Tradition wohl begreifen. Die Art, wie er letzteres thut, läßt auch über den Werth und Unwerth seiner litterarischen Nachricht keinen Zweifel.

Pilgrim so gut wie Swämmel konnte er aus dem Liede entlehnen und zu seinen Zwecken benutzen. Wenn er schon einen Gewährsmann brauchte und suchte, so blieb ihm ja nach dem Tode der meisten Augenzeugen fast keine andere Wahl. Der fernstehende Oheim der Helden, Bischof Pilgrim von Passau, der im Liede stets so viel Theilnahme für dieselben an den Tag gelegt, mußte schon durch seine historisch verbürgte Christenz und durch seinen heimatischen Wohnort gerade dazu am tauglichsten erscheinen. Die Umstände aber, unter denen der Klagedichter, der das Ende vom Ende besingt und dadurch mit seinem Stoffe immer wieder zu Hande kommt, Pilgrim und Swämmel mit einander in Verührung setzt, erinnern allzu stark an analoge Daten im Liede. Dort sind bekanntlich der Egelein Spielleute zwei, Wärbel und Swämmel, und zwar ist nach allem Wärbel der angesehene. Sie werden abgeandt, um die Nibelungen zu dem fatalen Feste zu laden und reiten nach Worms über Passau (H. 1455):

„É daz die boten kómen | wol durch Bayerlant  
Wärbel der vil snolle | den guoten bisschof vant.  
Waz der dó sinen friunden | hin ze Rine enbót,  
daz ist mir ungewizzen“ u. s. w.

Auf der Rückreise bringen sie dem Bischof Pilgrim wieder die Kunde vom Erfolg ihrer Botschaft (H. 1528):

„Swá si ir friunde iht wisten | daz taten si den kunt,  
daz die Burgonden | in vil kurzer stunt  
ze tal von Rine fúeren . in der Hinuen lant;  
dem bischof Pilgerine | diu mare wurden ouch bekant.“

Diese Fahrt der beiden Spielleute mußte dem Klagedichter verschweben, als er dieselbe durch Swämmel nochmals machen ließ. Warum Wärbel, der bedeutendere, nicht dabei ist, erklärt sich auch aus der Dehnemie des Liedes. Diesen hat nämlich der Nibelungendichter schon verbraucht. Hagen ließ ihn die Botschaft in der Burgunden Land entgelten, indem er ihm die Hand an der Fisel abichlug (2016), seitdem „gevidelt er nimermêr“. So blieb dem Klagedichter nur noch der andere Spielmann Swämmel übrig. Daß ihm bei alledem kein chronologischer Zweifel aufstieß, beweist um so mehr, daß außer dem Nibelungentiede nur seine speculative Phantasie die Quelle seiner Entstehungsfabel ist.

Da hinaus wollen wir aber auch die „latiuischen buochstaben“ und das im Eingange beigefügt „latine“. In einer Zeit, wo alle Urkunden, alle gelehrten Bücher und sicheren Berichte in lateinischer Sprache verfaßt wurden, mußte die Berufung auf eine lateinische Aufzeichnung das überzeugendste Argument für die Glaubwürdigkeit einer Erzählung sein — so wie man etwa den gemeinen Mann

heutzutage vollständig beruhigen kann durch die Versicherung, daß die Sache gedruckt zu lesen sei.

Abgesehen von jener nachträglichen Einschickung, scheint mir die Zusammenstellung (S. 4445):

„in latinischen buochstaben,  
ob ez iemn für lüge wolde haben,  
daz er hie die wärheit funde“

und im gemeinen Text statt der beiden letzten Verse:

„daz mans für wär solde haben“

entschieden diesen Sinn zu geben.

Selbst mit dem schreibære, der etwas geprievon kann, konnte das Lied der Phantasie des Klagedichters zu Hülfe kommen <sup>1</sup>. Wenn wir guten Grund haben anzunehmen, daß derselbe das Nibelungenlied so ziemlich auswendig gekonnt habe, ist auch dieser Ausdruck nicht zu übersehen.

Was bei der ganzen Fabel außer aller Combination liegt und auf eine selbstständige, uns fremde Ueberlieferung zurückzuführen wäre, ist bloß der Name Konrad.

Die Erfindung dieser ganzen Entstehungsfabel des Nibelungenliedes kann man dem raffinierten Verfasser der Klage trotz seiner sehr bescheidenen poetischen Begabung, ja vielmehr eben deshalb sehr wohl zumuthen. Ueberhaupt ist sein ganzes Gedicht ein sonderbares Machwerk, hinter dessen Geheimniß man jedoch leicht kommen kann. Abgesehen von einigen Umschreibungen, Erweiterungen und Namen, weist der ganze Inhalt der Klage auf das Lied hin, das auch als bekannt vorausgesetzt wird. Die unwesentlichen Zuthaten könnte der Klagedichter theils der durch ein Jahrhundert im Volksmunde weitergebildeten Sage entlehnt, theils selbst erfunden haben, das meiste davon stammt aber sicherlich nur aus der ältesten, uns verloren gegangenen Fassung des Epos her. Holzmann hat nachgewiesen, daß das Lied im Laufe der Zeit durch die Abschreiber an Umfang nicht gewonnen, sondern verloren habe, und daß auch die ältesten Recensionen in Ca nicht mehr den vollständigen Text enthalten. Es sind dort bereits Strophen weggefallen, welche der Klagedichter noch vor sich hatte und aus denen er einzelne Nachrichten und Namen entlehnt hat. Die wohlbegründete Behauptung Holzmanns, „daß das Buch, auf welches sich der Dichter der Klage beruft, nichts anderes war, als das Nibelungenlied in älterer vollständiger Gestalt“, hat eine Bestätigung erhalten durch die Wiener Handschrift k <sup>2</sup>. Diese Bearbeitung enthält nämlich einige dieser ausgefallenen Nibelungenstrophen zum genügenden Zeugnisse, daß die Klage ihre Nachrichten nirgends anders hernahm, als aus dem alten Liede. Die fortichreitende Auslassung von Strophen bis auf die Handschrift A erklärt sich ganz einfach aus der Trägheit der Abschreiber, die sich dadurch ihr Tagewerk erleichtern wollten. Damit werden sich die einschlägigen Ansichten W. Grimms und Lachmanns über das Verhältniß der Klage zum Liede ganz wohl vereinbaren lassen.

<sup>1</sup> N. S. 2292. 2: „ezn künde ein schreibære geprievon noch gesagen“. Auch Klage 4460 hat Handschrift B privon, A briefen.

<sup>2</sup> Holzmann, Germania IV. 1859, S. 315 ff.

Sehr befremden muß es aber, wenn Holzmann doch fortan dabei beharrt, daß dem Klagedichter auch eine Fortsetzung des Liedes vorgelegen habe. Gegen eine solche Annahme spricht, abgesehen vom ästhetischen Postulate, nicht weniger als alles. Der Nibelungendichter schneidet die Frage darnach ausdrücklich ab, indem er erklärt, er wisse nicht, was weiter geschah (2439); und dann schließt er in aller Form ab ((2440):

„Inesagiu nu niht mære | von der grôzen nôt . . .  
hie lât daz mære ein ende, | daz ist der Nibelunge liet.“

Dieser Schluß nun hat dem Klagedichter auch bereits vorgelegen, da er ihn genau nachahmt (H. 4467):

„ich iu nu niht mër hie sage.  
Dizze liet heizet diu Klage.“

Wenn sich Holzmann bezüglich der Fortsetzung auf den Lückenbüßer der Klage in Vers 14 bis 16 beruft, so liegt in dieser Stelle ein ganz anderer Sinn und ist keine tiefere Folgerichtigkeit darin zu suchen. Dagegen sprechen viele andere Stellen der Klage deutlich dafür, daß dem Verfasser außer dem Epos keine weitere Quelle vorgelegen habe; er lehnt es wiederholt ab, über den Inhalt desselben hinauszugehen (z. B. 4192 ff., 2345 und 2377 ff., 4303 ff.), und gesteht auch offen, daß mit dem Ende des Liedes auch seine Weisheit zur Neige ist. Sehr reich ist es, wie er dabei und in allen ähnlichen Fällen die Worte des Dichters zerdehnt und ausspinnt. In der vorletzten Strophe des Liedes heißt es (H. 2439):

„Ine kan iuch niht bescheiden | waz sider dâ gschach . . .“

in der letzten sodann (2440):

„Ine sage iu nu niht mære | von der grôzen nôt,  
(die dâ erslagen wâren | die lâzen ligen tôt)  
wie ir dinc angeviengen | sit der Hinnen diet . . .“

daraus macht der Klagedichter (H. 4403):

„Wie ez Ezelen sit ergieng  
unt wie er sin dinc angevieng,  
dô her Dietrich von im reit,  
des enkan ich die wârheit  
iu noch nieman gesagen . . .“

Um nun doch etwas zu sagen, obwohl er nichts weiß, folgt eine sinnlose Reimerei bis 4429, wo es dann heißt:

„Uns seit der tihtære, der uns tihte diz mære, ezen wærvon im so niht beliben, ern hete ez gerne gescriben, daz man wiste diu rechten mære, wie ez ergangeu wære,	wære ez im inder zuokomen oder het erz sus vernomen in spels wise von iemen. dâ von weiz noch niemen, war künec Æzel ie bequam, oder wiez umbe in ende nam.“
--	---

Hier schließt sich die oben angeführte, vielbesagte litterarische Stelle: „Von Pazouwe“ u. s. w. an, deren ersten Theil diese Verse eigentlich bilden. Man sollte dieselben niemals unerwähnt lassen, wenn auch der „tihtære, der uns tihte diz mære“ schlecht mit dem Folgenden harmonirt; eben so schlecht, wie der lateinische Schreiber, Meister Konrad mit (H. K. 549):

„des buoches meister sprach daz ê  
dem getriuwen tuot untriuwe wê.“

Vergl. *H. N.* 997 und 998 und *H. R.* 78:

„Der rede meister hiez daz  
ouch tihten an dem mære  
wie rich der künec wære  
Ezele der edel künic rich,  
der het aller tagelich  
zweif künige under im.  
von der wârheit ich daz nim . . .“

wie doch entschieden nur auf das Lied hingewiesen wird (vergl. *H. N.* 1259, 1418, 1860).

Aus allem aber geht doch unzweifelhaft das eine hervor, daß man den Klagedichter nirgends beim Wort nehmen kann, daß es fruchtlose Bemühung wäre, in seine litterarischen Ausfagen und Berufungen Klarheit und Einflang bringen zu wollen. Die Reime sind ihm auch dabei die Hauptsache und entscheiden nur zu oft über das übrige Werthfällsel des Verses, dessen gedanklicher Inhalt erst in letzter Reihe in Betracht kommt. Aus jener langathmigen Paraphrasirung einiger Verse des Liedes ersehen wir, wie er seine litterarischen Nachrichten fabricirt, und das Wiederkehren derselben Ausdrücke kennzeichnet die Armuth des Verfassers. Ist doch eigentlich sein ganzes Gedicht nur eine mühsame Paraphrase zweier Verse in der viertelsten Strophe des Epos (*H.* 2437):

„Ezel unde Dietrich | weinen dô began,  
si klageten jâmerliche | alle ir mâge unde man.“

Unter der Wucht des alten Epos weiß sich der Klagedichter, wer er nun immer sei, zu keiner Selbstständigkeit emporzurufen. Ihm handelt es sich vorzüglich um die Glaubwürdigkeit der großen Geschichte (788, 3616) und seiner eigenen Ausfagen. Daher die endlosen Versicherungen der Wahrheit, die Berufungen auf das Buch, den Meister, den Schreiber <sup>1</sup>. Darum tritt er auch nirgends in Widerspruch zu der Fabel des Epos, er bezieht sich vielmehr selbst in kleinen Zügen auf dieses zurück. <sup>3</sup> B. wenn Numolt erwähnt, er habe von der Fahrt zu den Hunnen abgerathen (*R.* 4152. Vergl. *N.* 1494). Von einer lebenskräftigen Fortbildung der Sage ist keine Spur. Die Hauptpersonen des Liedes sind nicht mehr und die überlebenden bilden keinen neuen Mittelpunkt. Was noch an Handlung folgt, konnte auch dem hausbackensten Verstande sich darbieten. Dabei immer wieder dasselbe Sammeln und Blutbrechen von der einen, dieselben platten Trostgründe von der anderen Seite und vice versa, während zugleich die Fabel des Liedes kläglich wiedergekäut wird. Was todt ist wird begraben, was fremd ist wird heimgeschickt; die zwei alten Frauen Ute und Göteline nehmen von ihrem Schmerz noch Veranlassung reich zu sterben, und da doch auch jemand übrig bleiben muß, werden

<sup>1</sup> *R.* 12, 17, 35, 67, 78, 84, 275, 351, 373, 549, 586, 762, sogar eine Posemit für die Ausfage des Liedes, 1712, 2345, 2377, 4303 u.



die anderen auf die Zukunft vertröstet. Damit aber alles außer Zweifel steht, erhält der Passauer Bischof Pilgrim schließlich die Rolle des Berichterstatters.

Die Motive, die den Klagedichter bei seiner Arbeit leiten konnten, sind nichts weniger als poetisch; dieselben zielen vielmehr auf jenes rein stoffliche Interesse, mit dem etwa eine naive Zuschauerin am Schlusse einer Tragödie sich nach dem weiteren Schicksale der überlebenden Personen erkundigt, auf das neugierige Bedauern, womit ein lieb gewordener Roman bei Seite gelegt wird. Daß sich der Klagedichter in dieser seiner Rechnung auf das Urtheil der Menge so wenig wie mancher seines Gleichen verrecknet hat, beweist der Umstand, daß sein Werk, ein wahrer Parasit am Epos, fortlebte und überall mit demselben übertiefert wurde. Wir müssen unbefangen von aller philologischen Pietät in seinem Werke den ganzen Mann kennen und würdigen lernen, bevor wir uns von ihm über die Genesis des Nibelungenliedes belehren lassen, und dies diene uns zur Entschuldigung, wenn wir hier über Gebühr bei der Klage verweilen.

Nur um so lieber kehren wir zum Nibelungendichter zurück. Dem Charakter desselben ganz entsprechend, ist die Art, wie er wiederholt die Raubjucht der damaligen Baiern rügt (N. 1197, 1329), und gerade diese satirischen Seitenblicke kennzeichnen ihn als ihren Landsmann. Guten Grund dazu hatte ein Dichter seiner Zeit mehr als je. Nachdem die Bewegung der Ungarnkriege sich im Sande verlaufen hatte, kehrte sich bei der verworrenen Lage des Reiches unter Heinrich IV. die Kampflust der bairischen Herren gegeneinander und blutige Fehden tobten im Lande. Zumal im Jahre 1067 wurde die Parteilung im Lande allgemein und im folgenden standen sich in der Ostmark förmlich zwei Heere gegenüber. (Ann. Althenses a. a. p. 109, 110.) Nur durch ein halbes Wunder gelang eine Ausöhnung vor der Schlacht. Neue Nahrung aber erhielt diese Fehdelust durch den Zwiespalt zwischen Kaiser und Papst, und dies zumeist im heutigen Oberösterreich, wo weltliche und geistliche Gütercomplexe vielfach ineinandergeshoben waren. Unter der kaiserlichen und päpstlichen Fahne wurden so Privatstreitigkeiten ausgefochten, und zwar in solcher Ausdehnung, daß Heinrich IV. 1079 selbst mit einem Heere seinen Anhängern zu Hülfe zog, an deren Spitze der steierische Graf Adalbero aus der Familie der Aribonen stand. Der König bezwang die Feindlichgesinnten im Lande und besiegte hierauf im Osten den Babenberger Markgrafen Leopold II., der zur päpstlichen Partei stand. Doch dauerten die Wirren fort bis zum Concordate Heinrichs V. mit Papst Calixtus II. im Jahre 1122, und in den oberösterreichischen Urkunden jener Zeit ist häufig von Vergeltung für geraubtes Gut die Rede. Es ist wahrscheinlich, daß die Kürnberge mit den Aribonen zumeist auf der kaiserlichen Seite standen, und nirgends finden wir eine Nachricht, daß ein Kürnberger an ein Kloster oder geistliches Stift eine Schenkung gemacht habe.

Im Gegentheile gab es bald nach der Gründung des benachbarten Wilhering harte Streitigkeiten mit demselben, welche ein Gerold von Kürnberg um das Jahr 1158 dadurch schlichtete, daß er einen Theil seines Stammgutes gegen eine entlegenere Besizung des Klosters vertauschte. Die betreffende Urkunde des Abtes be-

zeichnet Gerold als einen Mann von reizbarer Unduldsamkeit. Daß auch unser Nibelungendichter keine besondere Pietät für das Priestertum und Kirchenwesen an den Tag legt, bedarf keiner besonderen Erwähnung. Als Gepräge seiner Zeit aber und als Zeugniß für den Parteistandpunkt des Dichters und seiner Familie dürfte auch dieser Umstand Beachtung verdienen. Mit der Opposition gegen die kirchliche Macht erhob sich ja die nationale Dichtung wieder, welche dieselbe fremde Macht einst erdrückte und verstummen ließ. Auch weiterhin befindet sich unsere mittelhochdeutsche Litteratur bei aller innigen Frömmigkeit desto mehr in dieser Parteilung, je nationaler sie ist. Unser größter Liederdänger, Walther von der Vogelweide, ist hierin, abgesehen von anderen Vergleichspunkten, der würdigste Gesinnungsgenosse des Nibelungendichters.

Diesen möchte ich jedenfalls in der Familie jenes unsauften Gerold von Kürnberg suchen, welcher durch jenen Gütertausch länger andauernden Feindseligkeiten mit Wilhering ein Ende machte. Daß auch dabei keine fremde Opferwilligkeit im Spiele war, beweist der Umstand, daß er für das Klostergut Waltrathart von seiner Besizung Kürnberg bloß die Wälder, Wiesen und Wässer abtrat, die Weinberge aber und Aecker für sich behielt. Suchen wir nach einem Vorgänger dieses Gerold, so weist von allen früher vorkommenden Kürnbergern keiner so unzweifelhaft auf den Stammsitz bei Linz hin, wie jener Konrad, den wir zweimal als Zeugen genannt finden, und zwar einmal um 1140 in einer Tradition an das Kloster St. Nikolaus in Passau, wobei es sich auch um dessen Schadenshaltung für erlittene Entfremdung handelt; das andere Mal zeugt er mit einem Hegino von Posenbach (nördlich von Linz) am 1. Jänner 1147 in einer Urkunde, nach welcher Udalrich von Wilhering dem gleichnamigen Kloster eine an dessen Grenze auf dem Haunsberge stehende Kirche verleiht <sup>1</sup>.

Wenn Dietmar von Aist bis 1171 urkundlich vorkommt, so wäre das letzte Erscheinen des Minnelängers von Kürnberg im Anfange 1147 ganz im richtigen Verhältnisse, zumal der Abschluß seines thatenreichen Lebens bald darauf erfolgt sein muß. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben wir nämlich in Konrad den Besizer des Kürnberges vor uns und schon in den fünfziger Jahren erscheint Gerold, vielleicht sein Sohn, als sein Nachfolger. Gehen wir nun auf den Bericht der Klage zurück, so bleibt es immer sehr möglich, daß dort der Name Konrad ohne seine fabelhafte Einfleidung auf einer richtigen Ueberlieferung beruht. Nicht zu übersehen ist hier auch die von Holzmann ausgesprochene Vermuthung, daß die Strophe, welche den Namen des Dichters enthielt, von einem Abschreiber oder Umarbeiter weggelassen wurde, wie dies oft bei anderen Werken geschehen ist. Dem Verfasser der Klage kann mit dem älteren Urtext des Liedes auch noch jene Strophe vorgelegen haben, welche den Namen Konrad enthielt, und im Allgemeinen wäre es dann richtig, wenn er mit demselben den ersten Schöpfer des Nibelungenliedes bezeichnet. Daß

<sup>1</sup> Urkundenbuch des Landes ob der Enns. I. S. 554. Stülz' Geschichte von St. Florian. S. 255.

er diesen spitzfindiger Weise mit Pilgrim von Passau in Verbindung bringt, ist eben so aufzunehmen, wie die vorübergehende Berichterstattung des sagenhaften Spielmanns Swämmel an den Bischof. Wenn der Dichter des Liebes und nach ihm der Klagedichter an den fünf Jahrhunderten, die zwischen Pilgrim und dem geschichtlichen Attila, als welcher ihnen Egel im Grunde doch erscheint, keinen Anstoß nehmen, so dürften die hundert und etlichen Jahre, die zwischen Pilgrim von Passau und dem muthmaßlichen Dichter Konrad von Kürnberg liegen, für den Verfasser der Klage auch kein Hinderniß gewesen sein, wo es galt, die Continuität einer historischen Tradition herzustellen.

Wie wir Neimar des Alten Beinamen: von Hagenau nur der berühmten litterarischen Stelle in Gottfrieds Tristan und Isolde und dies mit ziemlicher Sicherheit entlehnen, so können wir vielleicht den Vornamen des großen Kürnbergers aus der Klage wiederherstellen. Diese Annahme erhält schließlich eine Berechtigung dadurch, daß urkundliche Zeugnisse unter dem Einflange aller näheren Umstände die gleichzeitige Existenz eines Konrad von Kürnberg sicherstellen. Könnte die Vergessenheit, die so lange über Dichter und Gedicht lagert, einen Kenner des Mittelalters Wunder nehmen, so wäre noch bemerkenswerth, daß jene zahlreiche Familie, mit deren Thaten und Traditionen das Nibelungenlied so enge verknüpft erscheint, daß das mächtige Geschlecht der Aribonen in allen seinen Zweigen frühzeitig und meist noch im 12. Jahrhunderte ausgestorben ist. M. Thausing.

## Polnische Revolutionen.

Erinnerungen aus Galizien.

(Prag 1863, S. A. Credner.)

### 2. Jakob Szela.

Eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten der Februarrevolution des Jahres 1846 war Jakob Szela, Bauer und Gemeinde-Deputirter zu Smarzowa im Tarnower Kreise; er kann als Typus des ganzen polnischen Bauernstandes in Bezug auf seine Stellung zur Regierung und zum Adel angesehen werden. Als Grundwirth in seinem Geburtsorte lebend, gehörte er jener Generation an, welche aus ihrer Jugend die unmittelbaren Eindrücke der umwälzenden Reformen Kaiser Joseph II. empfangen und den wohlthätigen Einfluß kennen gelernt hatten, den die kaiserliche Regierung auf die Besserung der Lage und Verhältnisse der Bauern genommen hatte. Von einer für seinen Stand ungewöhnlichen Intelligenz, prägte sich ihm schon frühzeitig die Ueberzeugung ein, daß der Bauer allein von den kaiserlichen Behörden eine gerechte und humane Auslegung der Gesetze zu erwarten habe; mit unermüdetem Eifer und einer seltenen Ausdauer suchte er sich Kenntnisse in der Unterthansgesetzgebung zu erwerben und erlangte auch eine solche Fertigkeit in der

Auslegung und Anwendung der Gesetze, daß er bald dem renommirtesten Advocaten nicht nachgab. Dabei zeigte sich Szela auch als ein musterhafter Landwirth und empfänglich für landwirthschaftliche Verbesserungen, wodurch er gleichfalls von den übrigen Bauern vortheilhaft abstach, die sich aus Mißtrauen jeder Neuerung verschlossen.

Szela benützte aber seine Gesetzeskenntnisse nicht bloß im eigenen Interesse, sondern in jenem seines ganzen Standes. Der galizische Bauer wußte damals noch kaum, daß er überhaupt zum Kreisamte oder Gerichte gehen, einschreiten, Klage führen, gegen Entscheidungen der grundherrlichen Beamten bei den kaiserlichen Behörden recurriren könne. Noch weniger war dem Landmanne bekannt, welche Rechte er besitze. Wenn er mißhandelt wurde, sah er dies als Druck an und lamentirte, aber er wußte nur ausnahmsweise, daß man ihm gegenüber eine Ungeßelligkeit begangen hatte. Der Bauer konnte sich freilich über diese Verhältnisse bei jedem Rechtsfreunde Licht verschaffen, hier aber stand ihm das unbefiegbare Mißtrauen gegen alles, was er „Pani“, die Herren, zu nennen pflegte, entgegen und er zog in seinem Troste lieber vor, Unrecht über sich ergehen zu lassen. Erwägt man diese Umstände, so läßt sich leicht ermessen, welsch' Aufsehen es unter den Bauern erregen mußte, einen Mann aus ihrer Mitte zu finden, der treu ihrer Gesinnung und Denkweise handelte und, mit ungewöhnlicher Intelligenz begabt, ihnen einen verläßlichen Rechtsfreund abzugeben im Stande war. Anfangs machte Szela die Bauern seines Dorfes aufmerksam, wo sie Unrecht erlitten, sagte ihnen auch wo sie fehlten und ging ihnen mit Rath an die Hand. Nachdem sich sein Rath mehrmals erfolgreich erwiesen hatte, kamen auch aus fremden Dörfern Landsleute zu ihm, ließen sich Schriften auflesen und kehrten stets aufgeklärter und zufriedener heim als sie gekommen waren. Dabei nahm Szela nie von seinen Freunden, Bekannten und Landsleuten für die ihnen geleisteten Dienste einen Kreuzer an, sondern that alles uneigennützig und aus Liebe zum Landvolk. Nach einiger Zeit schon spielte Szela in der ganzen Gegend den Winkelschreiber mit enormem Glücke, weil er nie einen günstigen Erfolg verhiess als dort, wo er unzweifelhaft war, und hatte auf diese Weise einen außerordentlichen Einfluß im ganzen Kreise erlangt.

Im Laufe der Jahre hatte Szela eine in jeder Beziehung feste Ansicht gewonnen und stellte sich und den Bauern folgende drei Grundsätze als Richtschnur auf. 1. Die Lage der Bauern in Galizien ist noch immer eine ungünstige und einer großen Verbesserung fähig, ohne daß irgend ein Recht angetastet zu werden braucht. 2. Diese Verbesserung hat der polnische Bauer nie von den polnischen Herren zu erwarten. 3. Der galizische Bauer hat überhaupt von Niemanden etwas Gutes zu erwarten als von Oesterreich, dem Kaiser und seinen Beamten. Diese Ansichten praktisch zu entwickeln fand Szela in einem Streite der Gemeinde Smarzowa mit der Grundherrschaft Bogusz wegen Robotüberbürdung. Zu diesem Zwecke studirte er in allen Einzelheiten die Verhältnisse seines Heimatortes, nahm Einsicht in die alten Inventarien und kam zur Ueberzeugung, daß die Gemeinde der Grundherrschaft wegen grober Verletzung des Robotpatentes und der Inventarien den Proceß

machen und eine Entschädigung ansprechen könne. Als er hierauf dies öffentlich erklärte, entstand ein ungeheurer Lärm im ganzen Kreise, die Gemeinde Smarzowa wählte Szela zum Gemeindegewählten und betraute ihn mit der Führung des Rechtsstreites gegen die Familie Bogusz bei dem Kreisamte zu Tarnow. Während der Proceß geführt wurde, zeigte sich wirklich, daß die Bauern von Smarzowa seit dem Jahre 1789 jede Woche um 80 Robottage übervorthelt worden waren. Als Ritter v. Breinl Kreishauptmann des Tarnower Kreises wurde, bemühte sich derselbe, einen Vergleich zwischen der Grundherrschaft und den Bauern zu vermitteln, um die Aufregung nicht zu steigern. Szela blieb jedoch unbeugsam auf dem Rechtsboden stehen, wollte von einem Vergleiche nichts wissen, entkräftete mit bewundernswerthem Scharfsinn jede Einrede seiner Gegner und zog so den Proceß endlos in die Länge. Die Familie Bogusz trug hierauf an, Szela seines Amtes als Gemeindegewählten zu entsetzen und bewirkte auch wirklich, daß das Kreisamt darauf einging. Szela ließ sich aber dadurch nicht aus der Fassung bringen und ergriff zuerst den Recurs an das Gubernium, als dieses aber die kreisämtliche Entscheidung bestätigte, wendete sich Szela an die Hofkanzlei in Wien. Hier machte seine Schrift einen solchen Eindruck, daß die Entscheidungen der unteren Behörden umgestoßen wurden und die Entschließung erfolgte: „Da gegen den Grundwirth in Smarzowa Jacob Szela nichts vorliegt, was dessen Unzulässigkeit zum Deputirten begründe, so habe ihn die Grundherrschaft und das Kreisamt als solchen anzuerkennen“. Durch diese Entscheidung wurde der Proceß der Gemeinde Smarzowa gegen die Familie Bogusz in Galizien zu einer cause célèbre. Szela sprach im Namen der Gemeinde eine Entschädigung von 80.000 fl. an und der Proceß befand sich eben im günstigsten Stadium für die Gemeinde, als die Revolution hereinbrach und den Rechtsstreit unterbrach. Szela's Ansehen stieg aber durch den ganzen Bergang aufs höchste und die Bauern priesen die Gerechtigkeit des Kaisers, daß sie sogar gegen die Beamten Recht erhielten

Solch' eine ungewöhnliche Persönlichkeit konnte der revolutionären Partei nicht gleichgültig sein und mußte ihr ernste Besorgnisse bezüglich seines Einflusses auf die Bauern einflößen, zudem als kurze Zeit vor dem Losbruche des Aufstandes im Jahre 1846 aus allen polnischen Kreisen Landleute sich bei ihm Rath erholten und er sie fest und entschieden warnte, keinen Verlockungen und Versprechungen Folge zu leisten, sondern alles Heil nur von dem Kaiser zu erwarten. Am 18. Februar 1846 war Szela nicht zu Hause; als er zurückkehrte war bereits der Kampf zwischen Insurgenten und Bauern entbrannt, aber sein Einfluß machte sich also gleich in der Richtung geltend, daß er vom 19. Februar 1846 an Commandant aller Bauern im südöstlichen Theile des Tarnower und im Norden des Jasloer Kreises wurde. Es ist erwiesen, daß Szela ferne von allen Gräueltthaten blieb, welche die Bauern verübten, und im Sinne der Humanität und der Regierung Mord und Raub zu verhüten bemüht war. Zu Smarzowa hielt er eine bewaffnete Schar und 17 berittene Bauern als Ordonanzen und leitete mit Klugheit und Umsicht alle Anstalten zur Vernichtung der Insurgentenschaaren, wenn er solchen

im offenen Felde begegnete. Was bei Gefangenen oder in den Edelhöfen Szela's Bauern in die Hände fiel, wurde von ihrem Commandanten bis auf das Unscheinbarste den Kreisämtern gewissenhaft übergeben, im Ganzen genommen Sachen im Werthe von mehreren hunderttausend Gulden. Er dachte nicht im entferntesten daran, am Adel Rache zu nehmen, und wenn fremde Bauern in sein Territorium einfielen und raubten, vertrieb er sie mit Gewalt der Waffen. Als die Ordnung hergestellt war, legten Szela's Bauern zuerst die Waffen nieder und als das Kreisamt Szela aufforderte, die Bauern zur Leistung der Robot, welche von denselben überall verweigert wurde, zu bewegen, versprach er es, und seine Gemeinde leistete auch zuerst wieder die Robot.

Ungeachtet dieser tadellosen Haltung blieb Szela Gegenstand der wüthendsten Angriffe von Seite der Agitationspartei und er wurde von der Presse und in Flugchriften als ein im Solde der Regierung stehendes verrufenes Individuum, als ein Räuber und Mordbrenner dargestellt. Man machte aus ihm ein Ungethüm sondergleichen, voll Nachbegier und Blutdurst, einen Sträfling, der von den österreichischen Criminalgerichten wiederholt abgestraft wurde und suchte mit allen Künsten der Lüge und Verläumdung ihm zu entgelten, daß er seit Jahren dem Adel und der nationalen Partei überall mit Entschiedenheit entgegentrat. Hierzu kam, daß ein Mitglied der Familie Bogusz sich mit einem Gesuche an den Kaiser wandte, in welchem Szela der Theilnahme an dem Morde von sechs Familienmitgliedern angeklagt und die Einleitung einer strengen Untersuchung gegen ihn verlangt wurde. In der That war in den Schreckenstagen des 18. 19. und 20. Februar 1846 eine so furchtbare Niedermegung an der Familie Bogusz verübt worden, daß sie in ganz Europa Aufsehen erregte. Stanislaus Bogusz, Guts herr von Nzedzanowice, fuhr am 18. Februar Vormittags nach Siedlisko, zahlreichen Proviand in seinem Wagen führend. Auf dem Wege dahin von den Bauern in Saworce angehalten und revidirt, brachten diese ihn nach Pilsno, wo er schrecklich mißhandelt und von den Bauern mit Dreschflegeln todt gehauen wurde. Ein ähnliches Schicksal ereilte Victor Bogusz, Guts herrn zu Siedlisko, der zu Kamienica einen furchtbaren Tod erlitt. Die Bauern jedoch, damit nicht zufrieden, eilten nach Siedlisko selbst, drangen in das Herrschaftsgebäude ein und ermordeten dort den Vater des Stanislaus und Victor Bogusz, worauf sie, im höchsten Grade fanatisirt, nach Smarzowa und wieder zurück nach Siedlisko gingen, um weitere drei ihnen verhasste Familienmitglieder zu erschlagen. In der erwähnten Bittschrift behauptete nun Felix Bogusz, daß Szela und die Bauern von Smarzowa diese Gräueltthaten aus Privatrache angestiftet und zum Theile auch ausgeführt hätten. Bei dem Kreisamte in Tarnow ließ hierauf die Regierung eine strenge Untersuchung dieser Vorgänge einleiten, wobei sich jedoch herausstellte, daß die Mörder der Bogusz durchaus fremde Bauern aus Kamienica, Strzegozice, Saworce und Pilsno waren, daß ferner Szela Apollonia Bogusz, eine 70jährige Frau, ihre Schwiegertöchter und vier kleine Kinder in seiner Wohnung viele Tage versteckt gehalten, ordentlich gepflegt und gegen alle Unbilden vertheidigt habe und die Familie kein Opfer der Privatgchässigkeit, sondern

der allgemeinen Revolution geworden war. Alle die von Felix Boguszk erhobenen Anklagen stellten sich als nichtig heraus und es muß auffallen, daß gerade Szela so heftig angegriffen wurde, trotzdem er Frauen und Kinder der Familie in Schutz nahm und als Lebensretter der Unglücklichen angesehen werden konnte.

Härter als diese Verdächtigungen traf jedoch Szela ein anderes Ereigniß nach Beendigung des angeführten Proceßes. Kreishauptmann v. Dreinl wandte sich an die Regierung, um von seinem bisherigen, mit dem ausgezeichnetsten Erfolge bekleideten Posten abberufen zu werden, und wurde auch wirklich nach Brünn versetzt. Der neue Kreishauptmann Czecz gab hierauf der Regierung den Rath, Szela aus der Gemeinde zu entfernen, was auch geschah. Er erhielt eine sehr schöne Wirthschaft in der Bukowina und mußte, mehr als 70 Jahre alt, seine Heimat verlassen. Der alte Mann fühlte sich hierüber tief gekränkt, aber er folgte ohne Widerspruch dem ihm bereiteten Lose, blieb treu und anhänglich dem Kaiser und seiner Regierung und starb wenige Jahre darauf, fern von seinem Geburtsorte, wie er gelebt hatte, ein Muster „schönster Loyalität“. (Schluß folgt.)

---

## Ingres über die Reform der Académie des Beaux-Arts in Paris.

---

Gegen die jüngst erwähnten Reformen an der Pariser Akademie der schönen Künste hat der Akademiker Ingres, der Führer der classischen Schule der heutigen Maler Frankreichs, in einer besonderen Brochüre seine Stimme erhoben.

„Seit dreißig Jahren schon“, sagt er, „wird Frankreich von der Geißel des Romanticismus geplagt, welche den Geschmack der classischen Kunst zerstört und verdirbt, die unser großer und berühmter Meister David in seinen bewundernswürdigen Werken wiederbelebt hat, und die man seitdem so sehr schmäht. Und nun erhebt auch der Industrialismus sein Haupt, um Platz zu ergreifen an unserer Schule, dem wahren Tempel Apollo's, der allein geheiligt sein soll den Künsten Griechenlands und Roms“. Ingres meint, daß es einer Kunstschule genüge, die classischen Studien, die Renaissance und das Studium der Natur zu betreiben. Was man jetzt einführen wolle, eine Schule für Malerei, hält er für ganz überflüssig, „denn die Zeichnung ist alles, sie ist die Kunst ganz und gar; die materielle Handhabung der Malerei ist sehr leicht und kann in acht Stunden gelernt werden: durch das Studium der Zeichnung, durch Linien lerne man die Proportion, den Charakter, die Kenntniß aller menschlichen Naturen, ihr Alter, ihre Typen und Formen und die Modellirung, welche die Schönheit des Werkes vollendet.“

Die Einführung neuer Lehrfazeln neben denen, welche schon bestehen, hält er für überflüssig; persönliche Originalität, die den Künstlern so nothwendig ist, ist ein Geschenk der Natur; der bisherige Unterricht sucht dieselbe zu entwickeln, was

darüber hinausgeht, verdirbt den Unterricht und stammt von jenem destruirenden Romanticiſmus, „der ohne Arbeit alles wiſſen will und die Menge täuſcht, welche von den ſchönen und nützlichen Dingen nichts kennt. Der Romanticiſmus hat die Kunſt ruiniert“. Die akademiſche Correctur der Zeichnung zerſtört die Originalität nicht, und es hätte ſelbſt einem Rubens gut gethan, wenn ſeine erſten Meiſter die Incorrectheit ſeiner Zeichnung und die Gemeinheit ſeiner Typen corrigirt hätten.

Ingres meint, daß man keine competenteren und erleuchteteren Mitglieder einer Jury finden könne, als an der Akademie, das Hinzuziehen der Amateurs hält er für verderblich; dieſe können vollendete Werke beurtheilen, aber nicht Arbeiten von Schülern.

Ingres hält auch die Gründung von Ateliers für überflüſſig; die Akademie habe nur drei große Künſte zu lehren, die Malerei durch die Zeichenkunſt, die Skulptur und die Architektur. Auch die Einführung einer Specialjury zur Beurtheilung der Preise von Rom hält er für überflüſſig; er ſchlicht ſeine Broſchüre mit einem unbedingten Verdammungsurtheile der Reformen, welche am 13. November 1863 an der Akademie decretirt wurden.

Die Gegner der Akademie und die Vertheidiger der kaiſerlichen Reformacte. ſtützen ſich vorzugsweiſe erſtens auf die den claſſiſchen Traditionen entgegengeſetzten Beſtrebungen des Realismus unſerer Zeit; zweitens auf die Nothwendigkeit, in der Kunſt Frankreichs den franzöſiſchen Geiſt zum Ausdruck zu bringen und aus der Schule alles das zu verbannen, was römisch und italieniſch, d. h. antinational und antifränköſiſch iſt.

R. v. E.

\* Von Dr. Friedrich Hebbels hinterlaſſenen Schriften erſcheint zuerſt und abgeſondert ſein „Demetrius“ (Hamburg bei Campe) im Drucke, die Aufführung dieſer Tragödie erwartet man in dieſem Frühjahr. An die Herausgabe ſeiner geſammelten Werke wird gleichzeitig Hand gelegt. Seine hinterlaſſenen Tagebücher enthalten eine Reihe ſehr intereſſanter Aufzeichnungen, theils Erlebnisse, theils Reflexionen und Anſchauungen über Litteratur, Kunſt und Leben. Von ſeiner Autobiographie iſt nur die Jugendzeit vollendet. Da die Redaction der Geſammtausgabe dem Prof. Dr. J. Glaſer und Herrn Emil Kuh anvertraut iſt, ſo läßt ſich eine ſorgfältige und correcte Publication erwarten.

\* Die autographirten Publicationen der Zöglinge der Architekturſchule an der hieſigen Akademie nehmen einen erfreulichen Fortgang. Der zweite Jahrgang enthält Aufnahmen der Michaels-Kapelle in Kaſchau, des Thurmes der Marien-Kirche in Krakau, das Schloßthor in Preßburg, einen gothiſchen Altar aus Barthfeld, die gothiſche Kapelle zu Donnersmarkt, die Sakriſtei S. Maria in Organo in Verona, das Monument des Barnabo Viſconti (in Farbendruck) in Mailand, die große Oper in Paris u. ſ. f.

\* (Neuere Kunſtlitteratur.) Nach mehr als fünfzehnjähriger Unterbrechung iſt von „Friedrich Hoffſtedts gothiſchem ABC-Buch“ wieder eine Lieferung erſchienen, und zwar die ſiebente, bearbeitet von Dr. Friedr. Lange. Die achte (Schluß-) Lieferung ſoll Anfangs 1864 ausgegeben werden. Die Abnehmer des Werkes haben alle Urſache, auf eine ſtrictre Erfüllung dieſes Verſprechens zu rechnen. Von Gott. Sempers



„Der Stil“ u. s. w. ist der zweite Band, von G. K. Nagler's „Monogrammisten-lexikon“ der dritte Band — er reicht bis I, M, K — vollendet. Léon Lagrange hat eine trefflich gearbeitete Monographie: „Joseph Vernet et la peinture au XVIIIe siècle“ veröffentlicht, bei Didot erschien das erste Heft der „Galerie complète des tableaux des peintres les plus célèbres“ mit Nachbildungen von Werken Michel Ange's. Georg Perret vereinigte seine Reiseberichte über Klein-Asien in dem lesenswerthen Buche: „Souvenirs d'un voyage en Asie Mineure“ (Paris bei M. Levy).

h. M. C. Guigue, ein gewesener Clero der École des Chartes, liefert unter dem Titel: „De l'origine de la signature et de son emploi au moyen âge“ (Paris 1863, Dumoulin) eine mühsame Compilation, die den Liebhaber von Specialitäten mehr noch interessiren dürfte als den gelehrten Kritiker. Auf 48 Tafeln sind zahlreiche Facsimile der rechtskräftigen oft wunderlichen Handzeichen einer wenig schriftkundigen Zeit beigelegt, angefangen vom Siegel und Monogramm Karls des Großen und fortgesetzt in den Unterschriften der französischen Könige bis auf die neueste Zeit und bis auf den Namenszug Napoleons III.

h. Cervantes' „Don Quixote“ hat in der französischen Uebersetzung von Louis Viardot eine glänzende Prachtausgabe in zwei Bänden Kleinfolio erfahren. Die zahlreichen Illustrationen sind von Gustav Dore, unter glücklicher Verwerthung seiner natürlichen Bizarrie gezeichnet und von N. Pisan mit der vorgeschrittenen modernen Technik in Holz geschnitten. Paris 1863. L. Hachette und Comp.

## Sitzungsberichte.

### Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 7. Jänner 1864.

Dr. Friedrich Müller legt vor:

Beiträge zur Kenntniß der neupersischen Dialekte. 1. Mäzenderänischer Dialekt.

Der Verfasser bietet im vorliegenden Aufsätze den Anfang seiner Studien über die neupersischen Dialekte und die Sprache der Kurden. Es wird darin, zumeist nach den von Dorn und Mirza Schafi in Petersburg publicirten Texten, eine Uebersicht der wichtigsten Lauterscheinungen dieses merkwürdigen Dialektes mit steter Rücksichtnahme auf die Schriftsprache und die verwandten älteren und neueren Idiome gegeben und darauf nach den unmittelbar aus den Texten geschöpften Formen zu einer ausführlichen Darstellung der Formenlehre übergegangen.

Die Classe beschließt, eine Sammlung der österreichischen Weistümer (Pantbeidinge) herauszugeben und ernennt zur Leitung der Herausgabe eine Commission, bestehend aus den Herren: v. Karajan, v. Meiller, Miklosich, Pfeiffer und Siegel.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe  
vom 8. Jänner 1864.

Das wirkliche Mitglied Herr Gebrath W. Haidinger legt die von Herrn J. F. Julius Schmidt aus Athen mit Beziehung auf das Victor vom 18. October 1863

erhaltenen neuen Nachrichten vor, vermöge welcher es gelungen war, die Lage der wirklichen Bahn desselben nach Richtung und Höhe zu berechnen. Herr Schmidt hatte nämlich seine Beobachtungen auch in griechischen Zeitungen bekanntgemacht. Einer Aufforderung im Ethnophylax entsprach Herr N. N. Vepis, Schiffslieutenant des Kriegskutters „Glaucos“ und gab eine Notiz über das Meteor. Es erschien vom Hafen von Gythien oder Marathenisi (36° 45' n. B., 22° 35' ö. L. von Greenw.) gesehen in S. 55° D. (beiläufig) und erlosch in N. 36° W. (sicher) mit gewaltigem Glanz und zertheilte sich in zwei Körper. Später kam Herr Vepis nach Athen und gab noch mehrere bezügliche Auskünfte.

Diese beiden Beobachtungen von Athen und Gythien verbindet nun Schmidt nach den wahrscheinlichsten Voraussetzungen und findet folgendes Ergebnis. Der Körper wurde leuchtend ungefähr senkrecht über Canea auf der Insel Creta, in einer Höhe von 21.2 geographischen Meilen. Das Meteor zog sodann stets abfallend über Cerigo und Claphenisi, westlich vorbei von Gythien, blieb auch westlich von Sparta, zog über das Taygetengebirge und erlosch westlich von Andrigena, unweit der peloponnesischen Küste, nahe Tseurtsa und nahe dem Nedalusse in 1.6 Meilen Höhe. Dabei war die mittlere Geschwindigkeit in einer Secunde 2.842 Meilen = 64920 Pariser Fuß, oder etwa 0.69, wenn die mittlere Bahngeschwindigkeit der Erde = 1 gesetzt wird. Dies ist eine der geringsten aus hinreichend genauen Beobachtungen abgeleiteten Geschwindigkeiten.

In der früheren Mittheilung konnte Schmidt nur hypothetischer Weise auf Größen der einzelnen Körper schließen, jetzt, wo die Entfernungen bestimmt vorliegen, ist auch das Ergebnis hinlänglich begründet. Die neuen Vergleichen geben nun unter dem Einflusse der Irradiation für die größeren Körper etwa 33, für die kleineren etwa 3, für die kleinsten bis  $\frac{1}{2}$  Fuß Durchmesser. Der Abstand der beiden größeren Meteorkörper betrug wenigstens 1100 Fuß.

Nach einer späteren von Herrn Schmidt mitgetheilten Nachricht hatte Herr P. A. Palamides in Karstana im Peloponnes, zwei Meilen östlich von Andrigena, das Meteor ebenfalls gesehen, aber auch eine Detonation gehört, kanonenschnäbelnähnlich aus der Richtung über Andrigena, die Rechnung aus den Daten von Athen und Gythien vollständig bestätigend.

Eine Nachricht über eine Schallercheinung, ähnlich einem dumpfen, aus großer Ferne gehörten Kanonenschusse, war auch von Karpenisi in Nord-Griechenland berichtet worden, welches nördlich von Andrigena liegt. In Athen war kein Schall hörbar gewesen.

Im Anschlusse an den neuesten Bericht über Herrn Julius Schmidts Beobachtung eines Meteors, das seiner Wesenheit nach aus einem Schwarme von einzelnen kleineren Meteoriten besteht, reißt Haidinger die sämtlichen drei Classen der Feuermeteorite, die Sternschnuppen, die Feuerkugeln und die mit Stein- oder Eisenfällen verbundenen Meteorite nach den neuesten Erfahrungen und Ansichten in eine Reihe aneinander. Er hatte selbst in mehreren Fällen nachgewiesen, daß bei Fällen von Meteoritenenschwärmen die einzelnen Steine nicht erst in dem letzten, von Schallercheinungen begleiteten Augenblicke sich trennen, wenn es auch einzelne Beispiele solcher Zerbestungen giebt. Andere aber, wie die von Stannern u. a., waren unzweifelhaft bereits gesondert, als sie in unsere Atmosphäre eintraten. Das gleiche beweist die Schmidtsche Beobachtung vom 18. October, die gemeinsame Fahrt einer größeren Anzahl von Körpern. Man ist nun nicht überrascht, wenn der um die Sternschnuppenkunde schon so vielfach verdiente Herr Alexander Herschel, Sehn und Entel bedauerlicher Mitreue, nun diese Körper für Aggregate pulveriger Massen anspricht. Allerdings erklärt diese Ansicht jede einzelne Thatsache in ihrer Ercheinung, und damit ist die Reihe vollständig hergestellt. Einzelne Steine, Gruppen von Steinen fallen als Meteoriten zur Erde. Größere Ballen von Sand, von Staub, von beiden gemengt, geben die Feuerkugeln Meteorite ohne Fall. Kleinere Ballen dringen nicht

über eine gewisse Tiefe in die Atmosphäre ein, sie sind vorher schon erschöpft und zerstoßen. Für die leuchtenden Meteore in größeren Höhen, deren Erscheinungen schon längst Julius Schmidt aus zahlreichen Beobachtungen nachgewiesen hatte, darf man wohl die Ballen des allerfeinsten Staubes annehmen, welche eben so schnell das hellste Licht entwickeln, als sie gleich darauf wieder verlöschen.

Herr Duetelet, ein langjähriger hochverdienter Forscher in der Sternschnuppenkunde, hatte im verfloßenen Sommer und Herbst Veranlassung gegeben, daß die Frage über die Natur ihres Ursprungs in dem Bulletin der k. belgischen Akademie zu Brüssel sich neu besprechen fand. An frühere Ansichten, zuletzt die des verewigten Herrick in New-Haven anschließend, von den Herren Sir John Herschel, S. A. Newton in New-Haven, Haidinger, mit Beobachtungsberichten der Augustperiode von Herrn Duetelet in Brüssel, Duprez in Gent, Frau Katharina Scarpellini in Rom, Bianconi in Bologna, Sir John und Alexander Herschel in England, A. Peen in der Havana; auch die Betrachtungen von Julius Schmidt wurden mitgetheilt. Eine zweite Frage betraf das Vatein der von Duetelet unterschiedenen zwei aufeinander liegenden Schichten der Atmosphäre. Die Betrachtung Haidingers stellt das Ergebnis der ersten der Fragen aus einem gemeinschaftlichen Gesichtspunkte dar und folgt in der zweiten im Ganzen der Annahme Duetelets.

Die k. Akademie der Wissenschaften hat Herrn Dr. Ernst Mach, Privatdocenten der Physik an der k. k. Wiener Universität, aufgefordert, eine wissenschaftliche Untersuchung der Schalleitung im menschlichen Gehörorgan auszuführen, und ihm zu diesem Behufe eine Subvention von 500 fl. ö. W. bewilligt. Herr Dr. Mach erklärt sich mit Schreiben vom 6. Jänner hiezu bereit und dankt für die ihm bewilligte Subvention.

Herr Dr. R. Edler v. Bivenot jun. übersendet eine Abhandlung: „Beobachtungen über die Verdunstung und deren Beziehung zu Temperatur, Feuchtigkeit, Luftströmungen und Niederschlägen“.

Wird einer Commission zugewiesen.

Herr Fr. Josef Dehri, k. k. pensionirter Generalauditor zu Güns, übermittelt eine Abhandlung, betitelt: „Die Welt“ und ersucht um deren Beurtheilung.

Wird einer Commission zugewiesen.

Herr Prof. Dr. Ludwig legt eine Abhandlung vor: „Ueber die Bindung und Austreibung der Blutkohlensäure bei der Lungen- und Gewebeathmung von Dr. W. Preyer“.

Da in dem arteriellen Blut weniger gebundene Kohlensäure als im venösen vorhanden ist, so mußte man entweder dem Lungengewebe oder dem Sauerstoff die Entbindung der Kohlensäure zuschreiben. Zur Entscheidung dieser Alternative diente eine Versuchsschreib, in welcher diese Gase aus unverändertem venösen Blute und aus solchem, welches mit sauerstoffhaltiger Luft geschüttelt war, aufgefangen wurden. Es ergab sich, daß das mit Sauerstoff geschüttelte Blut seine gebundene Kohlensäure bis zu dem Grade eingebüßt hat, in welchem auch das arterielle Blut damit verbleiben ist. Es liegt demnach kein Grund mehr vor, das Lungengewebe als die Ursache der Kohlensäureentbindung anzusehen.

Als bei dieser Versuchreihe das unveränderte venöse Blut öfter 24 Stunden lang im Eiswasser aufgehoben und dann erst analysirt wurde, ergab sich, daß auch in diesem Falle die gebundene Kohlensäure verringert war. In dem sauerstoffarmen Blut tritt also derselbe Vorgang ein, wie im sauerstoffreichen; jedoch mit dem Unterschiede, daß das, was im sauerstoffreichen Blut in kurzer Zeit sehr vollständig geschieht, im sauerstoffarmen nur sehr allmählig abläuft.

Um zu entscheiden, ob der Sauerstoff für sich oder nur mittelst der Blutkörperchen die Entbindung der Kohlensäure bewirke, wurde aus möglichst reinem Blutserum, das be-

kanntlich sehr viel gebundene Kohlensäure enthält, die letztere gewonnen und zwar vergleichsweise aus unverändertem und aus solchem, welches vorher mit Sauerstoff gesättigt war. Bei diesen Versuchen wurde jedesmal gleich viel gebundene Kohlensäure gefunden. Also wirkt nur der Sauerstoff entbindend, welcher in die Körperchen übergetreten ist.

Da auf künstlichem Wege aus venösem arterielles Blut hergestellt werden kann, so lag der Versuch nahe, ob auch der umgekehrte Vorgang stattfinden könne. Dieses scheint jedoch nicht möglich zu sein. Denn wenn man dem arteriellen Blute durch Auspumpen den Sauerstoff entzieht und mit so viel Kohlensäure versetzt, als dem venösen zuzukommen pflegt, so konnte man doch den Gehalt des Blutes an gebundener Kohlensäure nicht erhöhen. Daraus folgt, daß auch von den Geweben, welche venöses Blut darstellen, die Kohlensäure in gebundener Form geliefert wird. Die Thatfache läßt auch einige Schlüsse auf die Art und Weise machen, wie die Kohlensäure im Blute gebunden ist und wie sie durch die Körperchen ausgetrieben wird.

Wenn das Blut vollkommen entgast wird, so wird, wie Kollet zeigte, ein Theil seiner Scheiben in ein farbloses Stroma und in eine farbige Flüssigkeit zerlegt. Dieselbe Erscheinung beobachtet man, wenn auch in geringerem Grade, wenn man nur den Sauerstoff, sei es durch Auspumpen oder durch Erstickung, aus dem Blute entfernt. — Der Versuch, das Blut durch Sauerstoffeinleiten vollkommen kohlensäurefrei zu machen, gelingt dagegen nicht. Selbst nach einer sehr dauernden Einwirkung kohlensäurefreier, sauerstoffhaltiger Luft bleiben im Blute noch immer gegen 4 Vol. Proc. Kohlensäure zurück, die erst nach Entfernung des Sauerstoffs entweichen. Ein so behandeltes Blut wies gar keine veränderten Körperchen auf.

Das correspondirende Mitglied Herr Prof. C. Ritter v. Ettingshausen überreicht sein sechsen erschiedenes Werk, betitelt: „Photographisches Album der Flora Oesterreichs, zugleich ein Handbuch zum Selbstunterricht in der Pflanzenkunde“. In demselben ist ein neues und wichtiges Hülfsmittel für die Wissenschaft zum ersten Male in Anwendung gebracht. Bekanntlich konnten brauchbare Photographien von Pflanzen bisher nicht hergestellt werden. Wegen der grünen Farbe der Objecte erhielt man nur schwarze Bilder, Schattenrisse, die man zu nichts nützen konnte. Im verfliehenen Jahre hat der Verfasser in seinem der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe überreichten Berichte über die neuesten Fortschritte des Naturjelbstdruckes (Sitzungsberichte Band 47, S. 89) die Mittheilung gemacht, daß es in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei gelungen ist, nicht nur sehr brauchbare Photographien von Pflanzen zu erzeugen, sondern auch dieselben derart zu ägen, daß sie mit der Buchdruckerpresse vervielfältigt werden können. Das genannte Werk bringt die praktische Verwerthung dieser Erfindung. Es umfaßt eine Auswahl von charakteristischen Arten nahezu aus allen Familien der Flora des Kaiserthums Oesterreich. Die photographischen Porträts von mehreren hundert Pflanzeneremplaren sind darin wie gewöhnliche Holzschnitte dem erläuternden Texte beige druckt.

Ferner überreicht Herr Prof. v. Ettingshausen eine Abhandlung über die Flächenfetele der Farnkräuter, welche sich an seine im 22. Bande der Denkschriften der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe veröffentlichte Abhandlung anschließt. Von den Pflanzenformen der Secundärperioden spielen die Farnkräuter eine hervorragende Rolle. Die Mehrzahl derselben ist bis heute noch ungenügend bestimmt. Die für die Flora der Welt aufgestellten FarnGattungen *Cyclopteris*, *Neuropteris*, *Sphenopteris*, *Alethopteris* und *Pecopteris* können nur als Sammelplätze für das noch nicht geordnete Material gelten. Zur richtigen Bestimmung der verweltlichen Farn ist aber die genaue Kenntniß der Flächenfetele der jetztweltlichen, welche die Botanik nach ihrem gegenwärtigen Zustande noch keineswegs bietet, unumgänglich notwendig. Die vorgelegte Abhandlung enthält die Bearbeitung der Nervationsverhältnisse mehrerer Gattungen aus den Familien der *Asplenaceen*, *Aspidiaceen*, *Hymenophylleen* und *Schizaceen*, wobei hauptsächlich solche

Arten ausgewählt wurden, welche bei der vergleichenden Untersuchung der vorvertheilten Farnformen in Betracht zu ziehen sind. Die wichtigeren Objecte der Bearbeitung sollen durch den Naturfahrdruck zur Anschauung gebracht werden.

Herr Dr. Julius Wiesner, Decent am k. k. polytechnischen Institute, übergiebt den ersten Theil einer Abhandlung „über die Zerstörung der Hölzer an der Atmosphäre“, in welchem Untersuchungen über drei sehr verbreitete Zerstörungsarten enthalten sind, die der Vortragende mit den Namen: „Grauwerden“, „Bräunung“ und „staubige Verwesung der Hölzer“ belegte.

Das Grauwerden besteht darin, daß ein im Längsschnitte der Luft exponirtes Holz (Laub- oder Nadelholz) von einer aus zerfallenden Zellen gebildeten grauen, oft stark seidenglänzenden Schichte überkleidet erscheint, welche sich bildet, wenn das Holz einem raschen Wechsel von Feuchtwerden durch die atmosphärischen Niederschläge und Austrocknung ausgesetzt ist. Durch diesen Wechsel von Feuchte und Trockniß werden Welmsveränderungen in den Elementarorganen des Holzes hervorgerufen, welche ein mechanisches Ausfallen der Interellularsubstanz zur Folge haben. Dadurch werden die Zellen ganz oder theilweise isolirt. Gleichzeitig werden die Zellen durch die atmosphärischen Niederschläge ausgelaugt; so zwar, daß ein Körper zurückbleibt, der die Reactionen des chemisch reinen Zellstoffes zeigt. Dieser bildet die graugewordene Holzoberfläche und tritt sowohl in Form von Marktstrahlen- und Holzzellen, als auch in Form von Gefäßen auf. Es wurde mithin, gegen Fremy, der Beweis geliefert, daß den Membranen aller Elementarorgane des Holzes nur ein Stoff, die Cellulose, zu Grunde liegt, und daß die drei von Fremy aufgestellten Körper: die Paracellulose der Marktstrahlen, die Fibröse der Holzzellen und die Vasculose der Gefäße bloße Gemenge von Zellstoff und anderen Körpern der Zellwand sind. — Die Demolirung der Zellen geht von Innen nach Außen vor sich; die primären Wände bekommen an histologisch bestimmten Punkten Spalten und Risse (Züpfelriffe), durch welche die in der Luft vorhandenen Pilzsporen u. ins Innere der Zelle gelangen, sich hier entwickeln und so an der mechanischen Zertrümmerung der Zellen theilnehmen. — Hierauf besprach der Vortragende die bis jetzt bloß an der Oberseite der Nadelholzkalken beobachtete staubige Verwesung. Dieselbe entsteht durch einen langsamen Wechsel von Nässe und Trockniß im Holze, wodurch die Dichte desselben abnimmt, der relative Nischengehalt zunimmt und der Holzkörper in eine leicht zerreibliche braune Substanz übergeht. Dieselbe läßt bei mikroskopischer Untersuchung keine Aenderung der Strukturverhältnisse erkennen; nicht die Form der Zellen und ihr feinerer Bau, sondern bloß ihr stefflicher Charakter hat sich geändert. Die Zellen staubig verweste Hölzer bestehen der Hauptmasse nach aus Huminkörpern, die sich in Alkalisalzen lösen (Uminsäure und Gëinsäure). — Schließlich besprach Dr. Wiesner die Bräunung der Hölzer, die bis jetzt bloß an Nadelholzern beobachtet wurde und zwar nur deren äußerste Zellschichten zerstört. Die Bräunung ergreift solches Holz, welches in einer verhältnißmäßig häufig mit Wasserdämpfen gesättigten Atmosphäre sich befindet, wie besonders die an großen Gebirgsseen sich befindenden Holzbauten (z. B. am Hallstätter See) zeigen. Die in Zerstörung begriffene gebräunte Holzfläche besteht aus Zellen, die mehr durch Reibung ihrer eigenen Membranen, als durch Interellularsubstanz aneinander haften; letzterer Körper erleidet bei dieser Zerstörungsart eine chemische Umsehung, so zwar, daß er schon durch atmosphärisches Wasser aus dem Holzkörper herausgeführt wird. Die Demolirung der Zellen erfolgt regelmäßig von außen nach innen. Mit der mechanischen Zerstörung der Membranschichten geht eine chemische Umsehung derselben Hand in Hand. Die Membran wird nämlich in Huminkörper umgewandelt, die in Wasser (Quellsäure), und in solche, die in Alkalisalzen (Uminsäure) löslich sind. Auch bei dieser Zerstörungsart des Holzes nimmt oft die Entwicklung von Pilzen im Innern der Zellen an der Zertrümmerung Theil.

Diese Abhandlung wird einer Commission zugewiesen.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 13. Jänner 1864.

In Folge der von dem Curatorium der Savigny-Stiftung eingegangenen Anzeige der Zinsenmasse des ersten und zweiten Jahres, worüber nach § 12 der Statuten der k. Akademie der Wissenschaften in Wien die Verfügung zusteht, wird eine Commission, bestehend aus den Herren v. Meiller, Mikleisch, Phillips, Siegel und Springer ernannt, um den §§ 16 u. ff. der Statuten entsprechende Vorschläge zu machen.

Das correspondirende Mitglied Freiherr Ottekar v. Seledta-Wjschrd legt eine handschriftliche Abhandlung vor, betitelt: „Episoden aus der modernen Geschichte Persiens, vorzüglich nach einheimischen Quellen dargestellt. 1. Sechs Prätendenten“.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe  
vom 14. Jänner 1864.

Das wirkliche Mitglied Herr Prof. S. Glasiweß in Innsbruck übersendet zwei von ihm in Gemeinschaft mit den Herren S. v. Gilm und L. Barth ausgeführte Arbeiten: 1. „Ueber das Berberin“ und 2. „Ueber zwei neue Zersetzungproducte aus dem Guajakharz“.

Durch Zersetzung des Berberins mit Kalihydrat in der Schmelzhitze erhielten Glasiweß und v. Gilm zwei neue Säuren, davon die eine der Formel  $C_{10}H_8O_8$ , die andere der Formel  $C_{10}H_8O_{10}$  entspricht. Eigenschaften und Zusammensetzung machen es wahrscheinlich, daß die erstere homolog mit der Protocatechusäure oder einer ihrer Isomeren, die andere homolog mit der Opianäure und Sinapinsäure ist.

Die Verfasser vermuthen, daß die Entstehung dieser Säuren die Folge einer Zersetzung ist, analog derjenigen, nach welcher die Protocatechusäure aus der Piperinsäure entsteht und eine Verbindung in dem Berberin voraussetzt, welche der Piperinsäure des Piperins entspricht.

Im Vereine mit Herrn L. Barth hat Herr Prof. Glasiweß ferner gefunden, daß aus der krystallisirten Guajakharzsäure, die er früher entdeckt hatte, durch Zersetzung mit schmelzendem Alkali Protocatechusäure entsteht.

Bei Anwendung gereinigten Guajakharzes erhält man neben derselben noch kleine Mengen einer anderen, in ihrem Verhalten den Säuren des Catechu ähnlichen Verbindung, welche den Gegenstand einer späteren Untersuchung bilden wird.

Herr Hofrath Prof. J. Hyrtl legt zwei anatomische Abhandlungen vor.

Die erste berichtigt eine Angabe Cuviers über den Pharynx von *Catla Buchanani*. Der Rachen dieses Thieres zeichnet sich durch seine ungewöhnliche Größe vor jenem aller übrigen Cyprinoiden aus. Die unteren Schlundkiefer stehen nämlich so hoch, daß zwischen ihnen und der hornbedeckten Reibplatte des Basilarstückes des Hinterhauptbeins nur eine sehr kleine Lücke übrig bleibt, welche noch überdies durch eine vor derselben lagernde, halbmondförmige, stark gewulstete Schleimhautfalte von unten her so verengt wird, daß sie nur einer gewöhnlichen anatomischen Knopffende Raum giebt. Diese Lücke führt in eine kleine Höhle, welche, da sie den Kauapparat der Schlundkiefer enthält, als *Illuminationscarum* bezeichnet werden kann. Erst dieses Carum verlängert sich nach hinten trichterförmig in den Oesophagus. Von der unteren Commissur der beiden hochstehenden Schlundkiefer erstreckt sich ein langes, fibröses Band, in der Medianebene des Rachens bis zur unteren Commissur der vierten Kiemenbeugen herab, und trägt eine doppelte Kammerreihe jener hornigen Fäden, welche an dem concaven Rande aller Kiemenbeugen in einfacher Serie aufliegen, so daß es bei flüchtiger Besichtigung den Anschein gewinnt, als sei der Schlund ein *Pharynx bipartitus*, während doch dieses unpaare, mediane Band, mit seinen Doppelreihen, nur die beiderseitigen letzten Kiemenpalten von einander trennt.

Die zweite Abhandlung schildert das Verhältniß der Arteria hepatica zur Pfortader bei Amphibien und Fischen. Man streitet noch darüber, ob das Blut der Arteria hepatica bloß zur Ernährung der Leber, oder auch zur Gallenbereitung diene. Die vergleichende Angiologie liefert zur Lösung dieser Frage einen gewichtigen Beitrag, indem sie zeigt, daß bei den nackten und beschuppten Amphibien, so wie bei den Sturionen, die letzten Aeste der Leberarterie, ohne sich in ein Capillarnetz aufzulösen, in die letzten Ramificationen der Pfortader einmünden, niemals aber eine Verbindung mit den Wurzeln der Vena hepatica eingehen. Diese Mischung von arteriellem und venösem Blut im Gebiete der Pfortader kann nur in der Absicht stattfinden, das Material der Gallensecretion zu einem gemischten zu machen. Bei den geschwänzten Batrachiern ist die Einmündung der Zweige der Arteria hepatica in die Pfortaderenden an der dem Magen zugekehrten Fläche der Leber, an welcher die Pfortaderäste oberflächlich ausstrahlen, sehr leicht und deutlich an wohlinsicirten Exemplaren zu sehen. Das Capillarsystem, welches den Uebergang der Pfortader in die Lebervenen vermittelt, ist bei diesen Thieren wahrhaft colossal; die letzten unverästelten Zweige der Arteria hepatica aber sind so fein, daß sie sich zu jenen Capillargefäßen wie Bindfäden zu Stricken verhalten.

Bei den Ophidiern geht eine nicht unerhebliche Anzahl von Lungenvenen (aus einer mittleren Zone der Lunge) direct in den Stamm der Pfortader, was ganz widersinnig erscheinen müßte, wenn dem arteriellen Blute kein Antheil an der Gallensecretion zufäme.

Herr Dr. F. Prym legt eine Abhandlung vor: „Neue Theorie der ultraelliptischen Functionen“ und ersucht um deren Aufnahme in die Denkschriften der Classe.

Wird einer Commission zugewiesen.

Herr Dr. Hubert Leitgeb legt eine Abhandlung „zur Kenntniß von *Hartwegia commosa*“ vor.

Die Arbeit behandelt drei Momente aus dem Leben dieser Pflanze:

1. den fast normalen Abfall der Blüthen vor der Fruchtbildung,
2. die Ausbildung gewisser Knespen auf selbstständigen Pflanzen,
3. den Einfluß der an den Tochterpflanzen sich entwickelnden Luftwurzeln zu deren

Ernährung.

Die Blüthen kommen am einjährigen Stengel aus den Blattachseln der Axillarknespen vor diesen zur Entwicklung, trennen sich jedoch nach dem Verblühen an der Gliederungsstelle des Blüthenstieles und fallen ab, worauf sich dann die Axillarknespen weiter entwickeln. Die Gliederungsstelle des Blüthenstieles besteht aus drei Lagen verfürzter, in ihrer Längsrichtung zurückgebliebener Zellen. — Die Lostrennung geschieht durch gegenseitige Ablösung gewisser dieser Schichte angehöriger Zellen, wobei die Zellen jedoch vollkommen lebensfähig bleiben und an der Trennungsfläche abgerundete Wände zeigen, wie dies Herr v. Mohl auch für den Abfall der Blätter nachgewiesen. Durch Betrachtung der anatomischen Verhältnisse wie durch Versuche kommt man zu dem Schlusse, daß die Loslösung durch eine von den Zellen der Trennungsfläche ausgehende Kraft bedingt sei, daß also der loszulösende Pflanzentheil förmlich abgestoßen werde.

Sind die Blüthen abgefallen, so entwickeln sich die Axillarknespen zu Blätterbüscheln, aus deren Grunde Luftwurzeln hervortreten. Der Bau dieser Luftwurzeln stimmt ganz mit dem Baue anderer, Pflanzen verschiedener Familien angehöriger Luftwurzeln überein. Namentlich ist die unter der Epidermis gelegene Zellschichte ganz mit der unter der Wurzelhülle der Luftwurzeln tropischer Orchideen und Aroiden vorkommenden und von **Dudemans** als Endodermis bezeichneten Schichte übereinstimmend. Der Bau dieser Zellschichte, so wie vergleichende Untersuchungen anderer Luftwurzeln lassen keinen Zweifel, daß diese Zellschichte bei der Function einer Wurzel, als Luftwurzel der Pflanze Nahrung zuzuführen, wesentlich theilhaftig ist. Zahlreiche Versuche bestätigen den Einfluß, den auch bei dieser Pflanze die Luftwurzeln auf die Ernährung der noch mit der Mutterpflanze in

Verbindung stehenden Tochterpflanzen ausüben, wenn sie auch für sich allein nicht im Stande sind, dieselben zu erhalten.

Wird einer Commission zugewiesen.

Herr Dr. J. E. de Bry, Inspector für chemische Untersuchungen in Niederländisch-Indien, der eben auf einer Urlaubsreise nach Holland begriffen ist, macht einige Mittheilungen über die Cultur der Chinabäume in Java und in den Neulgherries. In ersterem Lande suchte man die Natur zu copiren, indem man den Chinabaum in dichten Waldungen pflanzte, wie er in seiner Heimat wächst; auf den englischen Besitzungen, den Neulgherries aber wurde er durch Mac Ivor in freier Sonne gepflanzt und der Erfolg war ein weit günstigerer. Durch vorgelegte Exemplare zeigt der Vortragende, daß die englische Culturmethode von Mac Ivor, welche die Erzeugung einer stark entwickelten Wurzel bewirkt, vor allen den Vorzug verdient.

Ferner zeigt Herr Dr. de Bry neues, schön krystallisirtes Harz aus der *Antiaris toxicaria*, dann das Upasgift selbst in krystallisirtem Zustande, welches er als ein Glycosid erkannte, das in den Magen gebracht kein heftiges, vielleicht gar kein Gift ist, sondern seine giftige Wirkung nur bei unmittelbarer Uebertragung ins Blut ausübt: er versichert, daß, wie er sich durch vielfache Erfahrungen überzeugt habe, die Erzählungen von der giftigen Atmosphäre des Upasbaumes zu den Fabeln gehören.

Weiters zeigt de Bry Exemplare von Hesperidin aus den Blüthen von *Citrus decumana* dargestellt, welches sich in allen Organen der Pflanze des Geschlechtes *Citrus* vorfindet; dann eine neue Substanz, das Murrayin, einen zu den Glycosiden gehörigen Bitterstoff, aus der Blume von *Murraya exotica*. Dieses Glycosid spaltet sich, mit Schwefelsäure behandelt, sehr leicht in Zucker und eine neue, in wässriger Lösung stark schillernde Säure. Ferner legt der Herr Vortragende einen krystallisirbaren Bitterstoff aus den Samen der *Thevetia nereifolia* vor, ebenfalls zu den Glycosiden gehörig und durch Schwefelsäure in Zucker und eine Säure von schöner Purpurfarbe spaltbar. Endlich zeigt derselbe das Cerberin, die giftige, krystallisirbare Substanz aus den Samen von *Cerbera odollam*, einer an der Küste von Java häufig vorkommenden Pflanze, die sehr oft zu Giftmorden mißbraucht wird.

Die in der Sitzung vom 8. Jänner 1864 vorgelegte Abhandlung: „Ueber die Zerstörung der Hölzer an der Atmosphäre“, von Herrn Dr. Julius Wiesner, wird zur Aufnahme in die Sitzungsberichte bestimmt.

## Ungarische Akademie.

In der Sitzung am 11. Jänner las Eszengery ein Bruchstück aus dem neuesten und zur ersten Hälfte beendigten Werke des correspondirenden Mitgliedes Alex. Szilágyi: „Báthory Gábor erdélyi fejedelemsége“ vor, welches die Ehrenbesteigung Gabriel Báthory's zum Gegenstand hatte. Nachdem auch das ordentliche Mitglied Aug. Greguss über eine eben erschienene deutsche Broschüre von Heinr. Böhmcr, Dr. der Med., worin Baco von Verulam gegen die Angriffe Liebigs in Schutz genommen wird, referirt hatte, wurde durch den Secretär der Vorschlag der statistischen Commission bezüglich jener Preisfrage vorgelesen, deren gelungenste Lösung aus der Stiftung der ersten allgemeinen ungarischen Assicuranzgesellschaft prämiirt werden soll. Hierauf folgte die Verlesung des Gutachtens des betreffenden Beurtheilungscomité über das vom correspondirenden Mitgliede Karl Peterfy zur Herausgabe eingekendete Werk: „Geschichte der Philosophen und der Philosophie“. Zweiter Theil. Beide Beurtheiler, die ordentlichen Mitglieder Cyrill Horváth und August Greguss, erklärten sich gegen die Herausgabe.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.



## Die Weisthümer.

(Mit Rücksicht auf die bevorstehende Herausgabe der österreichischen Weisthümer durch die  
k. Akademie der Wissenschaften.)

H. Br. Unsere Zeit mit ihren paragraphirten Gesetzbüchern und ihrem streng geichulten Juristenstande vermag sich nur schwer zurückzuversetzen in jene Periode, als das Recht noch ausschließlich im Volksbewusstsein lebte, von keinem gelehrt oder gelernt und dennoch von jedem gekannt. Seit das römische Recht in Deutschland Aufnahme gefunden, wurde das Princip der Theilung der Arbeit auch auf dem Gebiete des Rechtslebens durchgeführt. Rechtsgelehrte Richter traten an die Stelle des Bürgers und des Bauern, der aus der Werkstatt oder vom Pfluge weg zur Schöffbank gegangen war. Daß es so gekommen, lag zum großen Theil in der localen Natur unseres nationalen Rechtes begründet. Abgesehen von der Verschiedenheit der Stammes- und Landrechte gliederte sich in Deutschland das Recht nach Ständen, und hatte wiederum fast jede Stadt- und Dorfgemeinde ihr eigenes Recht, ihr individuelles Rechtsleben. Der wachsende Weltverkehr mußte diese Verschiedenheiten nivelliren und griff, da keines dieser particulären und localen Rechte seinen Bedürfnissen entsprechen konnte, nach dem bereits ein Jahrtausend zuvor zum Weltrechte ausgebildeten römischen Rechte. Dielem Entwicklungs gange gemäß, in welchem die Entnationalisirung des Rechtes gleichen Schritt hielt mit dem Aufschwunge des Verkehrs, mußte das einheimische Recht sich naturgemäß auf jenen Gebieten am längsten erhalten, die vom Verkehrsleben zumeist abgeschlossen waren. Es ist der Bauernstand, es sind die Dorfgemeinden, welche das nationale Recht am längsten und frischesten bewahrten; es ist das Hofrecht, welches noch in der Blüthe stand, als die Stadtrechte vergessen waren, als das Lehenrecht sich überlebt hatte, als die allgemeinen Landesrechte sich längst verflüchtigt hatten.

Die Dorf- oder Hofrechte sind uns in den sogenannten Weisthümern erhalten. Um über die Natur dieser Rechtsquellen Aufschluß zu geben, müssen wir die rechtliche Stellung und das öffentliche Rechtsleben einer Dorfgemeinde des Mittelalters veranschaulichen. Die Entstehung des Hofrechtes knüpft sich an das allmältige Verschwinden des altdeutschen freien Bauernstandes und die Ausbildung der sogenannten Immunitäten. Die in der Karolingischen Zeit eintretende Ungleichheit der Besitz- und Machtverhältnisse führte dahin, daß die kleinen Grundbesitzer sich massenhaft in den Schutz eines mächtigen geistlichen oder weltlichen Herrn begaben und besitzlose Freie sich als Hinterlassen auf den Gütern der Großgrundbesitzer niederließen. Im Laufe der Zeit erwarben die Schutz- und Gutsherren das Recht, daß kein öffentlicher Beamter ihr Gebiet betreten durfte um daselbst wie früher Gericht zu

halten. Der Gutsherr wurde selbst Gerichtsherr und ließ die Gerichtbarkeit durch seine Beamten ausüben. Die halbfreien Hinterlassen und Schutzbefohlenen (Mundmannen) mußten vor dem Gerichte ihres Oberherrn ihr Recht suchen und wuchsen nnerhalb des gefreiten Bezirkes mit der früher rechtlosen Klasse der Leibeigenen zu einer mehr oder minder gleichberechtigten Gemeinde zusammen. So entstand aus der Verbindung der persönlich Freien mit den Unfreien der Stand der „Hörigen“. Durch Sitte und Gewohnheit stellte sich das Recht fest, welches das Verhältniß des Einzelnen zur Herrschaft, so wie der Dorfgenossen unter einander normirte. Dieses Recht hieß „Hofrecht“ und mußte schon insoferne in den einzelnen Gemeinden ein vielfach verschiedenes sein, als es sich milder oder strenger gestaltete, je nach dem in der Dorfgenossenschaft die ursprünglich halbfreien oder unfreien Elemente mehr oder minder vertreten waren.

Entsprechend dem Geiste des Volkes und der Zeit fand die Rechtspflege und die Verhandlung über Gemeindeangelegenheiten in öffentlicher Versammlung der Dorfgenossen statt. Bevor man zur eigentlichen Gerichtsverhandlung schritt, wurde das am Orte herkömmliche Recht „gewiesen“. Der Entscheidung der am Versammlungstage obschwebenden Rechtsbündel ging eine öffentliche Rechtsbelehrung voraus, eine Verkündigung der allgemeinen Rechtsnormen, nach welchen jene zu schlichten waren. Eine solche Versammlung, die im Jahre ein- bis dreimal stattfand, wurde Ding, Hofding, Dorfding, Taiding (Tageding) in Oesterreich Bantaiding (das am Gerichtstage gebaute Ding) genannt. Eine einfache und möglichst anschauliche Darstellung des zu Beginn eines Taidings beobachteten Vorganges dürfte das Wesen der Weisthümer besser erklären, als eine fachgelehrte Dissertation, wie wir deren in Fülle besitzen, von denen aber die meisten wohl über die Sache, jedoch weniger von der Sache selbst sprechen. Die folgende Schilderung ist nicht einem bestimmten und überlieferten Weisthum entnommen, sondern hat die in den einzelnen Weisthümern zerstreuten Züge zu einem abstracten Bilde zusammengefaßt.

Denken wir uns die ansässigen Bauern des Dorfes in voller Anzahl am Festtage eines Dorsheligen auf einer Waldwiese oder freien Anhöhe versammelt. Der Versammlungsort ist nach altdeutscher Sitte ringförmig mit Haselstäben abgesteckt, die durch Stricke oder Seile mit einander verbunden sind. Der Beamte der Gutsherrschaft, der das Taiding leitet, heiße er nun Dorfrichter, Dorfmeister, Vogt, Meyer oder Schultheiß, hat auf einem Stuhle, als dem Ehrensitze, Platz genommen. Ihm zunächst sitzen auf einer Bank die Schöffen, auch Eidesleute oder Geschworne genannt, angesehenere und erfahrene Männer des Dorfes, die durch die Wahl der Gemeinde, durch Erbrecht oder durch Ernennung von Seite des Hofherrn zum Schöffenamte berufen worden. Die übrigen Dorfgenossen bilden den „Umstand“. Der Dorfrichter giebt durch Rufen oder indem er mit seinem Stabe auf den Tisch schlägt das Zeichen, daß das Taiding beginne und stellt an die Schöffen oder an die ganze Versammlung die Frage, ob es an der Zeit sei, das herkömmliche Taiding zu halten. Der älteste der Schöffen antwortet, es sei wohl an der Zeit, im Jahr und am heutigen Tage das Taiding zu halten, welches im Orte von Alters

herkömmlich ist. Nun weist mir zu Recht, fragt der Dorfrichter, wie das Laiding zu beginnen habe, auf daß die Herrschaft bei ihrem Rechte bleibe und den Genossen kein Unrecht widerfahre. Der Dorfrichter solle vorerst nachsehen, lautet die Antwort, ob die Genossen alle versammelt seien, die von Rechtswegen bei diesem Laiding zu erscheinen haben, und möge hierauf Bann und Frieden gebieten. So ruft denn der Dorfrichter die Namen der dingspflichtigen Hübner zum ersten, zum zweiten und zum dritten Male. Und wenn einer fehlt, fordert er die Schöffen auf, ihm zu sagen, was der an Buße zu entrichten habe, der das Laiding veräumte. Einen Bagen dem Dorfrichter, erwiedert der Eidsmann, und den Dorfgenossen einen Sester Wein. Hierauf kündet der Dorfrichter Bann und Frieden im Namen der Herrschaft; Scheltworte und Unlust, jede ungeziemende Rede und Handlung seien verboten; keiner ergreife das Wort, er thue es denn mit Erlaubniß des Gerichtes, keiner verlasse das Laiding bevor es zu Ende sei; die Eidesleute aber werden bei ihrem Eide ermahnt, in Wahrheit zu antworten auf die ihnen vorgelegten Fragen.

Hiemit sind die Einleitungen zu Ende und erfolgt die eigentliche Weisung des Rechtes. Der herrschaftliche Beamte fordert die Geschwornen auf, ihm zu sagen, was in diesem und diesem Falle herkömmlich Rechtens sei. So wird in Frage und Antwort der ganze Rechtsstoff erschöpft, um den es sich innerhalb der bescheidenen Grenzen einer abgeschlossenen Dorfgemeinde handeln kann. Die Fragen des Beamten so wie die Weisungen der Geschwornen sind der größten Mehrzahl nach durch Sitte und Gewohnheit festgestellt. Nur wenn ein noch nicht vorbedachter Rechtsfall es unmittelbar veranlaßt, wird eine neue Frage gestellt. Ist der Fall ein bedenklicher, so erklärt der Sprecher der Schöffen, er müsse sich vorerst mit seinen Genossen berathen; die Schöffen treten aus dem Ringe, berathschlagen unter einander oder mit anderen Gemeindegliedern, kehren dann zurück und ertheilen die geforderte Weisung oder erklären, eine solche nicht finden zu können.

Der Inhalt der einzelnen Dorfrechte ist ein zu mannigfaltiger, als daß sich darüber allgemeine Gesichtspunkte aufstellen ließen. In österreichischen Bantaidingen kommt in der Regel zuerst die Frage nach den Grenzen des Gemeindegebietes zur Sprache. Der Sprecher der Schöffen antwortet wie ein lebendiges Grundbuch, indem er den Umfang der Gemeinde, wie er durch Bäche, Zäune, Marksteine, Gräben oder Bäume festgestellt ist, auf das detaillirteste angiebt. Stereotyp ist ferner die Frage nach den Viebigkeiten und Leistungen, die der Bauer der Herrschaft und den herrschaftlichen Beamten schuldet. Häufig finden sich Bestimmungen über die Benutzung der Gemeindegemark, Holzungs- und Weiderechte. Mit besonderer Vorliebe wird die Immunität des Bezirkes den öffentlichen Landesbeamten gegenüber hervorgehoben. Der Landrichter und dessen Büttel haben in der freien Gemeinde nichts zu schaffen; wenn der Landrichter von ungefähr durch das Dorf geritten kommt, so soll er sich daselbst auf keinen Fall länger aufhalten, als um vom Ross abzustiegen und, den einen Fuß im Steigbügel, um einen Pfennig Wein zu trinken; wollte er aber länger bleiben, so soll Alt und Jung im Dorfe sich aufmachen und ihn mit

„Scheitern“ aus der Freieung hinaustreiben (vergl. Bantaiding von Ruderstdorf Artikel 37. Kaltenbäck I, 167). Da die Herrschaft in der Regel den Bluthann nicht besigt, so sind alle, die demselben verfallen, Diebe, Mörder u. s. w. dem Landrichter auszuliefern. Wird ein solcher Verbrecher im Dorfe gefangen, so hat man dem Landrichter anzukünden, daß er kommen möge, sich denselben zu holen. Falls aber der Landrichter binnen drei Tagen nicht eingeschritten, so führen die Bauern den Verbrecher an die Grenze der Freieung, rufen pro forma drei Mal nach dem abwesenden Landrichter und binden den Delinquenten mit einem „Rughalm“ oder einem Zwirnsfaden an einen Baum. Die Gemeinde hat hiemit dem Landgerichte „genug gethan“ und dieses mag sehen, wie es des flüchtigen Verbrechers habhaft wird. Den Kern des Weisthums bilden privatrechtliche, strafrechtliche und dorfpolizeiliche Bestimmungen. Die eben angeführten Beispiele mögen genügen, um die sinnlich anschauliche Form zu charakterisiren, in welche der abstracte Rechtsgedanke gekleidet wurde. Die Rechtsregel tritt sehr oft als Rechtsprüchwort auf, ja in älteren Weisthümern finden sich sogar Spuren von Alliteration und Reim, ein Beweis, daß die gesetzlichen Bestimmungen lange Zeit nur im Gedächtniß des Volkes lebten, welches dieselben zum Behufe leichteren Behaltens in dichterische Formen goß.

Im Laufe der Zeit wurden die Hofrechte aufgezeichnet, da denn die Schrift doch noch dauerhafter sei, als das Gedächtniß der Menschen. Diese Rechtsaufzeichnungen sind uns zum großen Theile unter den verschiedensten Benennungen erhalten. Die Wissenschaft nennt sie mit dem am häufigsten vorkommenden Namen „Weisthümer“ (die gemeinamen Rechte). In Baiern heißen sie Ehfasten und Tädinge, in Oesterreich werden sie, wie die Versammlung, in der sie verlesen wurden, Bantaidinge, Ghafttaidinge, in Süd-Tirol Regeln (nach dem italienischen regola), im nordwestlichen Deutschland Bauernsprachen, Markordnungen u. s. w. genannt. Im Schwäbischen erscheinen sie am häufigsten als Rodel (von rotulus), als Deffnungen, Rechtungen oder Richtungen. Die Aufzeichnung erfolgte entweder in der Weise, daß Frage und Antwort niedergeschrieben wurde und das Weisthum auf diese Art die Form eines dialogisirten Protokolles erhielt, oder daß man mit Hinzweglassung der Fragen nur die rechtlichen Bestimmungen etwa mit der Eingangsfornel „hie sind vermerkt die Rechte des Hofes zu . . .“ aufzeichnete. Waren die Dorfrechte einmal niedergeschrieben, so beschränkte man sich im Taiding auf die Verlesung derselben.

Der Gebrauch der Bantaidinge hat sich in Oesterreich mitunter bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts erhalten. Hie und da schlummerte die Sitte von selbst ein. In vielen Fällen hielt aber die Bevölkerung zäh daran fest und mußte dieselbe erst durch ausdrückliches Verbot abgeschafft werden. Die Herrschaft unterzog die Bantaidinge einer Revision; Stellen, die mit den Anschauungen der neuen Zeit, die die Vergangenheit nicht mehr verstand, nicht im Einklange standen, wurden gestrichen und der Zusatz „non legatur“ so häufig beigefügt, daß schließlich vom ganzen Bantaiding oft nicht viel mehr, als die Grenzbestimmung des Gemeindegebietes und die Lasten der Untertanen zur Verlesung übrig blieben. Mitunter strich ein

aufgeklärter Pfleger das ganze Weisthum durch und schrieb darunter: „Derlei Anfangereien haben hinfür nicht mehr gelesen zu werden“. So haben denn die Weisthümer ihre praktische Bedeutung vollständig verloren. Um so wichtiger sind sie für die historische Wissenschaft geworden, welche dieselben geraume Zeit hindurch ignorirt hatte.

Jakob Grimm gebührt das Verdienst, die Wichtigkeit der Weisthümer zuerst erkannt und dieselben wissenschaftlich verwerthet zu haben. Seit er in seinen „Rechtsalterthümern“ gezeigt, daß die Weisthümer eine Fundgrube für die Geschichte des Rechtes, der Sprache, für Cultur- und Sittengeschichte seien, wendete man sich mit Eifer der Herausgabe dieser Rechtsquellen zu. Grimm selbst hat die Edition der deutschen Weisthümer begonnen; die historische Commission der bairischen Akademie hat die Fortsetzung dieses Sammelwerkes übernommen. Die österreichischen Weisthümer wurden bei diesem Unternehmen ausgeschlossen, da die unendliche Fülle derselben die Arbeit nahezu verdoppelt hätte und sich voraussehen ließ, daß die österreichische Akademie der Wissenschaften der Herausgabe der österreichischen Weisthümer ihre ungetheilte Kraft widmen werde.

Für Publicirung der österreichischen Weisthümer ist bisher nur wenig geschehen. Von den niederösterreichischen Weisthümern hat Kaltenbäck eine Herausgabe veranstaltet, die jedoch, so verdienstlich sie als Erstlingewerk auch ist, durchaus nicht mehr auf der Höhe wissenschaftlicher Editionen steht. Karajan, Meiller, Chlumetzky, Zahn haben für Kenntniß der Bantaidinge höchst schätzbare Beiträge geliefert. Allein die Hauptaufgabe, für welche die Kräfte eines Einzelnen nicht ausreichen, blieb ungelöst; eine vollständige und gesichtete Edition der österreichischen Weisthümer ist bisher noch nicht ins Werk gesetzt worden. Diesem fühlbaren Mangel abzuhelfen, hat die historische Classe der k. Akademie der Wissenschaften in ihrer Sitzung vom 7. Jänner die Herausgabe der österreichischen Weisthümer beschlossen und zu diesem Zwecke eine Commission zusammengesetzt, bestehend aus den Herren Karajan, Meiller, Miklosich, Pfeiffer und Siegel.

Soll das vielversprechende Unternehmen sich eines raschen und gedeihlichen Fortganges erfreuen, so müssen vor allem die Gemeinden, der Adel und die Klöster Oesterreichs daselbe dadurch fördern, daß sie die in ihren Archiven befindlichen Weisthümer der eingesetzten Commission zum Abdrucke leihweise überienden <sup>1</sup>. Bereits sind einzelne Gemeinden hierin mit gutem Beispiele vorangegangen. Das allenthalben erwachende Interesse für die Geschichte hat Gelegenheit, sich in dieser Richtung werththätig zu bewähren. Für den Einzelnen kann die Wahl unmöglich schwer fallen, wenn es sich darum handelt, ob dem Heimortorte in der Cultur-, Sprach- und Rechtsgegeschichte der gebührende Platz erworben werden, oder ob dessen Bergangenheit in einem mehr oder minder verstaubten Archive begraben bleiben solle.

<sup>1</sup> Vergl. die Aufforderung der Commission in Nr. 7 der „W. Ztg.“ vom 10. Jänner 1864.

## Nibelungen-Studien.

### 4. Volker von Alzei.

Holzmann hat zuerst die Meinung ausgesprochen, daß der Nibelungendichter in dem Spielmanne Volker sich selbst habe schildern wollen. Pfeiffer theilt diese Meinung und hat für dieselbe aus der damaligen Lage der weltlichen Poesie und des Sängerstandes in Deutschland triftige Gründe hergeleitet. Der Minnesänger und Epiker von Kürnberg ist, so viel wir wissen, der erste Ritter, der neben dem Schwerte auch den Fiedelbogen zu schwingen versteht. Wie mit der Rohheit seines Standes, hat er auch mit dessen Verurtheilen gebrochen, indem er die Fiedel aus der offenen Hand des unsteten Bettlers nahm, um seinem Stande durch eine poetische Heldenthat das fruchtbare Feld der Zukunft zu erobern. Zugleich ein Sänger und ein Held, wollte er überdies an dem idealen Spielmann der Nibelungen die Berechtigung seiner eigenen bisda unerhörten Doppelstellung erweisen. Diese Auffassung gewinnt an Wahrscheinlichkeit, je näher wir die Gestalt Volkers, wie sie der Dichter geschaffen hat, ins Auge fassen, und es lohnt darum wohl der Mühe, auf Grund jener Anregungen die Analogie zwischen dem dichtenden und erdichteten Nibelungenjänger ins einzelne zu verfolgen.

Daß Volker fiedeln kann, unterscheidet ihn so sehr von allen anderen Helden, daß er davon, wie kein anderer einen eigenen Beinamen: der „videlære“ oder der „spileman“ erhält, und seitdem er ihn als solchen aufgeführt, veräußert der Dichter fast nie, dies Epitheton gebührend zu betonen oder Volker schlechthin damit zu bezeichnen. So seltsam mußte diese Verknüpfung von Held und Sänger, die ja bald allgemein wurde, damals noch erscheinen, daß es der Dichter für nöthig findet, dies Verhältniß ausdrücklich zu erklären, um damit gewissermaßen jedem möglichen Mißverständnisse vorzubeugen. Darum führt er Volker und gerade nur Volker dem Hörer oder Leser eigens vor, ehe er ihn in der zweiten Hälfte des Liedes in den Gang der Ereignisse wesentlich eingreifen läßt (S. 1510):

Wer der Volker ware | daz wil i'uch wizzen län:  
 er was ein edel herre | im was ouch undertän  
 vil der guoten recken | in Burgonden lant:  
 durch daz er videlen kunde | was er der spileman genant<sup>1</sup>.

Volker erscheint zwar auch im ersten Theile des Liedes öfter, ohne jedoch besonders in den Vordergrund zu treten. Erst mit der Fahrt zu den Hunnen, von wo ab das Epos überhaupt eine reifere Kraft, ein höheres Bewußtsein bekundet, taucht

<sup>1</sup> Wenn die Herleitung der „Klage“ aus dem eigentlichen Urtexte des Liedes ziemlich feststeht, so ist es nicht nur gestattet, sondern auch angezeigt, analoge Ausprüche derselben heranzuziehen. Die Congruenz oder Abweichung der beiderseitigen Stellen können auf die Echtheit des überlieferten Textes schließen lassen; jedenfalls beleuchten dieselben das Verhältniß der Klage zum Liede, das bisher fast nur auf Grund des Lachmann'schen Textes untersucht wurde. Hierzu also N. 1457: „er was ein edel vřman“, 1493: „Durch daz er videlen kunde, | die liute in zaller stunde | hiezen einen spileman“.

Volker in seiner ganzen Größe auf und wird vom Dichter so sehr begünstigt, daß er zunächst neben Hagen, den Haupthelden der Dichtung, zu stehen kommt. Er ist fortan Hagens bester Freund und treuester Waffengefährte. Und ob auch dessen eigener Bruder Dankwart an Hagen irre wird, wenn er mit grimmem Muthe den armen Priester ertränken will und dann das Schiff zerschlägt, das sie alle über die Donau gebracht; Volker sieht tiefer, denn er ist ein gar kluger Mann und der Dichter unterläßt nicht, ihn als solchen nochmals aufzuführen mit den bezeichnenden Worten (1620):

„Sie fuorten mit in einen | von Burgonden lant,  
der was ein helt zen handen, | Volker was er genant.  
der redete spæhelicke | allen sinen muot:  
swaz ie begunde Hagene, | das dâht den videlære guot“

Dies Verhältniß zwischen dem Helden und dem Sânger halte ich für eine überaus glückliche Erfindung des Dichters; es ist, als hätte er damit angedeutet, wie nur er selbst und sein Doppelgânger in der Dichtung die ganze Folgerichtigkeit, Nothwendigkeit und innere Wahrheit der Thaten seines Helden begreife.

Neben dieser eigenthümlichen Art der Einführung verdient der Ort und die Zeit, wo es geschieht, besondere Beachtung. Volker von Alzeie ist von Geburt allerdings ein Burgunder und als solcher am Rheine zu Hause, aber seine entscheidende Thätigkeit beginnt erst, als die Nibelungen über die Donau gesetzt sind, um durch Baiernland nach Osten zu ziehen. Hier erst ist Volkers Geist daheim, hier weiß er, wie kein Anderer Bescheid zu geben, ohne daß wir die Ursache dieser seiner Localkenntniß erfahren. Als Gunther (1626) frägt:

„wer sol uns durch daz lant  
die rehten wege wisen, | daz wir niht vervarn?“  
dô sprach der küene Volker: | „daz sol ich eine wol bewarn“.

Und als hierauf nochmals von den besorgten Helden die Frage aufgeworfen wird (1634):

„Wer sol nu daz gesinde | wisen über lant?  
si sprachen: daz tuo Volker, | dem sint hie wol bekant  
stige unde strâze, | der küene spileman.“<sup>1</sup>

Woher hat Volker diese Localkenntniß in Baiern und in der Ostmark, wo er nun mit der rothen Fahne seine Genossen kühn und sicher führt (1635, 1662), und scheint es nicht, als hätte Kürnberg hier zu viel an sich selbst gedacht und dadurch die Vergleichungspunkte etwas verschoben.

Dem Haupthelden Hagen tritt Volker von nun an so hart an die Seite, daß er der Bedeutung desselben fast im Lichte steht und endlich von diesem selbst als Seinesgleichen anerkannt wird. Mit aller Parteilichkeit des Dichters selbst geleitet der kluge Spielmann seinen neuen Freund in jeder Lage und sein Vornwiß überbietet noch die Kampflust Hagens.

<sup>1</sup> Vergl. Klage 2728 ff. „wer sol in Burgonden lant  
dizze mære bote wesen“ . . .

2734: . . . „daz si Swämmelin . . .  
dem sint die wege wol bekant.“

Wie Volker in allem das Ideal eines ritterlichen Sängers ist, der seine Kunst zu Ehren bringt, so ist er auch der Frauen Liebling und ihr besonderes Augenmerk in Neigung und Groll, gerade so wie Kürnberg selbst in seinen Liebchen. Beim Empfange zu Pechlarn küßt Rüdigers Tochter die drei Könige, dann mit Widerwillen den grimmen Hagen, hierauf den jungen Dankwart und endlich den Spielmann:

„durch sines libes ellen | wart im daz grüezen getan“

fügt der Dichter bei, denn die beiden anderen Männern verdankten solchen Gruß ja ihrer Verwandtschaft mit den Königen. Auf derselben Stufe der Gunst steht nur der Sänger durch seinen innern Werth und seine äußeren Vorzüge. Wie auf des Weibes Gunst hat er auch auf des Weibes Haß den nächsten Anspruch und ist Kriemhilden vor allen ein Dorn im Auge (1535, 1809). Seine Vorliebe für Frauen, seine Achtung vor der Weiblichkeit tritt bei aller Spottsucht deutlich zu Tage; zumeist in der lieblichen Episode, deren Schauplatz Pechlarn ist. Aus der Anwesenheit vieler schönen Frauen daselbst, weiß der Dichter keine andere Folgerung zu ziehen, als daß (1709, 4):

„der edel videlære | dem wirte holden willen truoc.“

Mit späßhaften Sprüchen versteht der „tiure spileman“ (1712) die Schönen zu ergötzen, und so wonnig ist ihm der Anblick der jungen Markgräfin, daß er sie zum Weibe haben möchte, wenn er ein Fürst, ein König wäre. Er giebt dadurch Veranlassung zur Verlobung Giselhers. Und als er nach geschlossenem Schutz- und Trugbündniß mit Hagen vor dem Saale sitzt, verzißt er auch der feindseligen Königin gegenüber nicht, was dem edlen Weibe gebührt, und sucht vergeblich Hagen zu bewegen, durch Aufstehen vom Sitze ihr die Ehre zu geben, denn (1821):

„dâ mit ist ouch getiuret | an zühten unser beider lip.“

Sein Aufbruch vom Pechlarn zeigt, wem seine Lieder gelten (1744):

„Volker mit siner videlen | gezogenlichen dan  
kom für Göteline | die markgrävinne stân,  
er videlte süeze doene | unt sang ir siniu liet:  
dâ mite nam er urloup, | dô er von Bechelâren sciet.“<sup>1</sup>

Sein fröhlicher Scherz im Frauenkreise aber wird im Männerkampfe zu Spott und wildem Hohne; sein süßes Lied wird zum schrecklichen „leyche“ (2055):

„sin leyche lütent übele | sin züge die sint rôt  
jâ vellent sine doene | vil manigen helt töt;“

und 2062, 3:

„die sinen leyche hellent | durch helm unt schilde rant.“

Doch in furchtbarer Schönheit ist auch sein Kämpfen Gesang, der Schlag seines Schwertes tödtliche Musik; so ruft Gunter in derbem Scherze (2059):

„hoert ir die doene Hagene | die dort Volkêr  
mit den Hiunen videlet | swer gegen der tür gât?  
ez ist ein rôter anstrich, | den er zem videlbogen hât.“

und Hagen antwortet (2061):

<sup>1</sup> Klage 1496: „er was gar ein hobesch man, unt diene gerne frouwen.“



„sin videlbogo im snidet, | durch den herten stál,  
er brichet uf den helmen | die liechten schinenden mál.“

2062:

„Man gesach nie videlære | só hórlichen stán“ u. f. w.

Mit solchen Worten empfiehlt der Held Volkern der königlichen Gunst Gunter's und man ist versucht, den letzten Vers ganz wörtlich zu nehmen.

Die gewisse Ironie, mit welcher der Dichter andererseits den kämpfenden Sänger als das Abbild seiner selbst in stete Beziehung zu seiner Kunst bringt, entspricht ganz jenen satirischen Anspielungen auf die Raubsucht seiner bairischen Landsleute. Es ist, als wollte er mit dieser häufigen Anspielung seinen Hörern und Lesern immer wieder beweisen, daß ein und dieselbe Hand gleich gut zum Schwerte wie zur Fiedel taugt, als läge in jedem dieser Worte eine stolze Widerlegung der zeitgenössischen Vorurtheile und der Geringschätzung, welcher der Sänger und seine Kunst mag begegnet sein. Ein derber Humor kennzeichnet überhaupt sowohl das Epos, wie auch die Minnelieder Kürnbergs.

Als dann die Vergeltung an Volker herannahet, erfahren wir trotz der Bedeutung des Helden wenig über seinen Tod. Derselbe wird nach dem wuchtigen Schlage Hildebrands bloß mit den Worten angedeutet (2346):

„dā von der videlære | dō ein ende gewan;“

während das Sterben manches untergeordneten Streiters eines Weiteren geschildert wird. Es scheint, als eilte der Dichter absichtlich über diesen Punkt hinweg, und wie er seinen Liebling plötzlich in den Vordergrund gestellt hat, läßt er ihn rasch verschwinden, als er ihn zum tragischen Ausgange nicht mehr brauchen kann. Doch ist des Sängers Tod der größte Schmerz seines Helden Hagen (2348, 2364).

Im Ganzen macht Volker den Eindruck eines jugendlichen Mannes. Obwohl er im Liede nirgends als das bezeichnet ist, läßt sein Charakter doch keinen Zweifel darüber. Er hat auch nicht, wie Hagen, eine ruhmvolle Vergangenheit hinter sich; im Gegentheile, lernt jener erst in ihrem Todeskampfe die außerordentliche Tapferkeit des Sängers kennen, so daß er bereut, bisher einen Vorzug vor Volker genossen zu haben. Auch die Klage hat Volker so aufgefaßt und sagt von ihm, vielleicht nach einer verlorenen Stelle des Urtextes (1453): „wander was noch ein *juncman*“<sup>1</sup>.

Die Persönlichkeit Volkers steht übrigens im Liede ganz vereinzelt da. Er ist weder mit den Königen, noch mit einem andern Helden durch verwandtschaftliche Beziehungen oder namhafte Antecedenzen verbunden. Bei der Bedeutung, welche ihm gleichwohl beigemessen ist, charakterisirt diese Isolirtheit seine Erscheinung als ein der Sage fremdartiges, als eine freie Fiction des Dichters. Daß die Sage eine solche Vereinzelnung eines bedeutenden Helden nicht liebt und nicht duldet, beweist dieselbe dadurch, daß sie unsern Volker, den sie als Gesellen Hagens aus dem Liede überkommen hat, alsbald in die Sippschaft der Burgunderkönige aufnimmt. So wird

<sup>1</sup> Klage 1464: „nu hat leider hie verlorn  
sin leben al ze fruo der degan.“

Volker im Rosengarten zu Kriemhildens Schwesterjohn und in der nordischen Ueberlieferung mit Hagen ihr Bruder<sup>1</sup>. Schon in der Klage wird seine Bedeutung durch Verknüpfung mit Hagen und durch Erhöhung seiner Macht und seines Standes motiviert, indem es heißt (1460): „er hete ze Rine daz lant mit Gunther besetzen“ und demgemäß wird er nebst Hagen und Dankwart nahe bei den Königen begraben (2495). Im Nibelungenliede ist Volker, wie alle anderen, einfach ein Vasall der Burgunderkönige (7, 8) und verdankt die allgemeine Theilnahme augenscheinlich seiner Kunst. Hagens berühmte Freundschaft muß er sich erst im Todesstreite erkämpfen.

Wlicken wir zurück, so führt der Dichter seinen Volker als Spielmann erst dort mit Emphase in die Handlung ein, wo dieselbe auf dem heimischen Boden des Baierlandes angelangt ist, und von wo er seinem schöpferischen Geiste so recht freien Lauf läßt, ähnlich dem Riesen, dem mit der Berührung der mütterlichen Erde die Kräfte wachsen. Von da an verliert er die künstlerische Begabung seines Spielmannes nie aus dem Auge, so daß er lieber seinen Namen wegläßt, als sein charakteristisches Epitheton. Es ist bereits erwähnt, daß Volker auch in der ersten Hälfte des Liedes mehrmals genannt wird, doch in den Strophen 8, 163, 173, 202, 212, 1212, 1311, 1320, wo dies der Fall ist, suchen wir in allen Handschriften vergebens nach dem Beinamen des Fiedlers, des Spielmanns oder nach einer sonstigen Erwähnung dieser seiner Eigenschaft. Bloß einmal, St. 197, heißt es: „Volker der küene den vanen zuchte dan, der starke videlære“ . . ., eine Ausnahme, welcher man im Hinblick auf die oben angeführte ausdrückliche Charakterisirung, die erst weit unten erfolgt, alle Ursprünglichkeit absprechen kann und die wohl auf Rechnung eines späteren Uebearbeiters zu setzen ist. An den anderen Stellen, wo doch Gelegenheit dazu geboten wäre, wird Volker keine andere Bezeichnung zu Theil, als: „der küene mann, der vil zierliche degen“.

Wir wissen, wie, wann und wo er zum Spielmann wird. Auf diesen Gedanken scheint der Dichter erst verfallen zu sein, als er den Plan zum zweiten Theile seines Epos entwarf. Erst beim 24. Abenteuer, wo die Spielleute Gzels, Wärbel und Swämmel, als Boten an den Rhein kommen, um die Burgunden zu Kriemhilds Feste zu laden, da erst, als sich die Helden zum Zuge anschicken, nimmt der Dichter Veranlassung, im Gegensätze zu Gzels feigen Spielleuten, die um Gold dienen<sup>2</sup>, einen ritterlichen Sänger auf die Seite der Burgunden zu stellen. Von der Wahl ihrer Namen bis auf die Verstümmelung Wärbels werden die Spielleute Gzels vom Dichter ziemlich verächtlich behandelt, wie er etwa auf seine fahrenden Kunstgenossen herabsehen mochte. Zum Träger seines Ideals macht er nun einen der ersten Helden, den Bannerträger Volker von Alzei. Dachte er dabei an seine eigene Persönlichkeit, so war er andererseits an die früheren Gefänge gebunden. Volker bleibt daher ein Burgunder, nur sein Geist ist im östlichen Baiern daheim. Uebrigens wird im ganzen

<sup>1</sup> Wilh. Grimm, Helldensage 254; Bartsch, Germania IV. 75, „Volkér von Altesheim, genant, vrowen Krimhilden swester son“. Wilh. Grimm a. a. D. 305, 307.

<sup>2</sup> Bergl. 1532, 1512: „wande ir vorht zir herren | diu was harte gröz“.

Liede sein in Strophe 8 gegebener Beiname von Alzei nirgends wiederholt, im Gegensatz zu Hagen, der häufig „von Tronege“, der „Tronegære“ heißt.

Die nachträgliche Einführung Volkers als Spielmann deutet zugleich an, daß der Dichter beim Entwerfe und der Abfassung des zweiten Theiles die früheren Gesänge nicht mehr in seiner Macht hatte, diese mochten, wie wir dies auch von späteren altdeutschen Epen wissen, durch Spielleute und Abschreiber bereits verbreitet gewesen sein.

Nicht ohne Grund kann der Nibelungendichter die Gestalt des ritterlichen Sängers aus dem heimatischen Boden gezaubert haben, nicht absichtslos konnte er Volker, nachdem er ihn zum Spielmann gemacht, solch' eine hervorragende Stellung eingeräumt haben, die weder durch die alte Sage, noch auch durch den Eingang und Ausgang, überhaupt durch den ganzen Plan der Dichtung gerechtfertigt ist. In Ermanglung einer inneren Veranlassung dazu können wir den Grund nur in einem äußeren Umstande suchen, und räumen wir einmal eine äußerliche Veranlassung ein, so liegt nach dem Gesagten nichts näher, als die Annahme Holgmanns, daß der Dichter in Volker das Ideal seiner selbst, des ersten ritterlichen Sängers geschildert, und so das Vorbild eines echten Minnesängers für die Zukunft feststellt habe.

Erwähnung verdient hier noch die merkwürdige Thatsache, daß schon im 13. Jahrhunderte die Herren von Alzei in Rhein-Hessen eine Geige auf rosenbedecktem Grunde im Wappen führen und in der Umgegend ihres Stammsitzes spottweise die Fiedler genannt werden<sup>1</sup>. Diese Beziehung zu Volker könnte sich allerdings jemand so erklären, daß der Nibelungendichter das Geschlecht und sein Wappen kannte, daß Glieder dieser Familie, wenn nicht in den Ungarkriegen, so doch zu Anfang der Kreuzzüge mit ihren oberrheinischen Landsleuten die Donaustraße hinabgezogen seien. Daß aber eine solche Erklärung ungereimt wäre, läßt sich leicht darthun. Vorerst führt Volker im Liede so wenig wie alle anderen Helden ein Wappen, da ja die heraldische Bedeutung desselben jünger ist, als das Lied und sich erst im Verlaufe der Kreuzzüge ausgebildet hat. Daß der Held aber ein wirkliches Instrument mit sich führt und es so schön zu spielen versteht, das ist für jene Zeit auch noch absonderlich genug, um ihm die Beinamen des Fiedlers und Spielmanns zu verleihen und eine stehende Betonung dieser Eigenthümlichkeit zu begründen. Als dieselbe aber bald bei seinen Standesgenossen häufig, ja gewöhnlich ward, verstand man deren besondere Hervorhebung im Nibelungenliede nicht mehr recht. Um jedoch Volker seine charakteristische Fiedel zu erhalten, wurde sie ihres Getönes beraubt, dafür aber, bezeichnend genug, vergoldet und so als Wappen auf seinen Schild gesetzt. So glänzt sie verstummt im späteren Rosengarten und in den nordischen Dichtungen, die unserer Nibelungenfabel entsprungen sind<sup>2</sup>. Dieser

<sup>1</sup> W. Grimm Helden Sage 323. Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit. 1859. S. 321.

<sup>2</sup> W. Grimm a. a. D. 254: „Fölker von Altzen genandt eyn fideler, wann er fürt ein fydelen in synem schilde“. Rosengarten D. und S. 410. Daher wohl auch die Rosen im Wappen der Truchseffen von Alzei.

Gang der Dichtung dürfte hier die jüngere geschichtliche Thatsache als das Secundäre erscheinen lassen und die Annahme rechtfertigen, daß die Herren von Alzei ihr Wappen dem berühmten Sagenhelden, den sie gewiß für ihren Ahn hielten, entlehnt haben.

M. Thausing.

## Polnische Revolutionen.

Erinnerungen aus Galizien.

(Prag 1863, F. A. Credner.)

### 3. Die Verwaltung Galiziens nach dem Jahre 1846.

(Schluß.)

Nachdem im Jahre 1846 der Aufstand bekämpft war, drängte sich der Regierung nothwendig die Frage auf, was nun zu thun sei, um im Lande wieder vollends die Ruhe herzustellen, die aufgeregten Gemüther zu besänftigen und den verletzten Gesetzen Ansehen zu verschaffen. Darüber war kein Zweifel, daß durch die Motive, welche den einen Theil der Bevölkerung zum Ausbruche und den andern Theil derselben zur Unterdrückung der Revolution bestimmten, die Bande der Ordnung gelöst, daß vorzüglich das bisher bestandene gesetzliche Verhältniß zwischen Gutsherren und Bauern vollständig vernichtet, der Unterthansverband gelöst und die darauf basirten Verpflichtungen außer Kraft gesetzt waren. Zwischen Adel und Bauer herrschte ein unveröhnlicher Gegensatz; der erstere betrachtete bisher seinen Unterthan meist nur als willenloses Werkzeug und stützte zum großen Theile seine Einnahmsquellen auf die aus dieser Unterthänigkeit entspringenden persönlichen Leistungen; der Bauer wollte dagegen von allem Drucke des Grundherrn befreit sein, keine Robot mehr leisten und ging von der Ansicht aus, daß jene Grundherren alles Recht darauf verloren hätten, die an dem Aufstande theilhaftig und dem Kaiser untreu geworden waren. Dazu kam noch, daß auch die revolutionäre Regierung in der Absicht, die Bauern an sich zu ziehen, getreu ihrem socialen Programme, die Befreiung der Bauern von allen Lasten feierlich verkündet und an allen Orten die unbedingte Aufhebung der Robot verkündigt hatte. Die Bauern — dies läßt sich nicht verschweigen — waren sich bewußt der großen Dienste, welche sie dem Kaiser und der Regierung geleistet hatten, aber andererseits läßt sich auch nicht verkennen, daß sie durch ihre treue, loyale Anhänglichkeit in gewisser Beziehung ein Recht auf eine entschiedene Besserung ihrer Lage erwerben hatten, und daß es auch die Klugheit der Regierung gebot, den Bauernstand nicht neuerdings der Willkür und Vergewaltigung der Grundherren preiszugeben. Mit bewundernswerther Taktik hatte ohnehin die revolutionäre Partei gleich nach Niederwerfung des Aufstandes ihr Augenmerk dahin gerichtet, die galizischen Bauern in Conflict mit der kaiserlichen Regierung zu bringen. Man wußte recht wohl, daß die conservative Richtung der

leitenden Staatsmänner in Wien dahin gerichtet sei, den Rechten des Adels nicht allzustark nahezutreten, und daß dieser, wenn er sich von dem Vorwurfe einer allgemeinen Betheiligung an dem Aufstande gereinigt haben werde, Einfluß auf die Entschliessungen der Regierung neuerdings gewinnen werde. Durch Winkelschreiber, Comissäre und andere Subjecte der anrühligsten Art wurde nun den Bauern eingepreßt, daß sie die Regierung gerettet hätten, diese aber im höchsten Grade undankbar sei, indem sie den Bauern alle Lasten lasse, nichts für sie thue und dies, weil die Regierung den Adel den armen niedrigen Bauern vorziehe. Dagegen hätten die Herren den Bauern alles schenken wollen, alle Unterthanslasten, dazu noch Tabak und Salz. Und wirklich war in der Osterwoche des Jahres 1846 die Aufregung in allen Kreisen Galiziens in Folge dieser Gerüchte so stark, daß die Regierung eine neue Bewegung fürchtete und daher umfassende militärische Maßregeln traf.

So sehr die Verhältnisse zu einem entscheidenden Schritte drängten, zögerte man in Wien aus gewisser Scheu vor Neuerungen, Geseße ins Leben treten zu lassen, welche die entflammten Gemüther zu besänftigen geeignet gewesen wären. Erst der Rücktritt des Erzherzogs Ferdinand, welcher aus dem Grunde erfolgte, weil er seine Stellung angesichts des Zögerns des Staatsrathes für unhaltbar ansah, gab Veranlassung, den Weg der so nothwendigen Reformen zu betreten. An demselben Tage, an welchem der Kaiser die Resignation des Erzherzogs annahm, erfolgte die Ernennung des Grafen Rudolf Stadion zum außerordentlichen kaiserlichen Commissär in Galizien mit ausgedehnten Vollmachten. Graf Rudolf Stadion war wie geschaffen für die Aufgabe, welche sich darbot, da er mit ungewöhnlichem legislativischen Talente, mit noch höherer Energie und größerem politischen Muthes als sein Bruder Franz begabt und so wie dieser auch Vertreter und Anhänger jener liberalen Richtung war, die unter einigen der jüngeren Staatsmänner jener Epoche sich bemerkbar gemacht hatte. Kurz nach seinem Eintreffen trat eine besondere Hofcommission ins Leben, welche sich ausschließlich mit den Bauernverhältnissen zu beschäftigen hatte und in deren Mitte auch Philipp Freiherr v. Krauß tagte. Graf Rudolf Stadion und Freiherr v. Krauß waren lebhaft von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Regierung nur dann eine starke und feste Partei im Lande gewinnen werde, wenn die billigen und gerechten Bedürfnisse des Bauernstandes befriedigt werden würden. Krauß' Vorschläge über die Robotfrage erhielten die Zustimmung der Hofcommission und waren auf Grundsätze gestützt, welche weitgehende liberale Reformen der Unterthansverhältnisse in Aussicht stellten, ohne an dem Adel ein Unrecht zu begehen. Die Robot sollte durch eine Rente abgelöst werden, welche durch Zuschläge auf die directen Steuern theils vom ganzen Lande, theils von den Bauern getragen werden sollte. Vorläufig sollte den Bauern das Nutzungseigenthum eingeräumt werden und nach der Ausmittlung der Ablösung die Gründe in das volle Eigenthum der Bauern übergehen. Diese Vorschläge fanden jedoch bei den Staatsmännern in Wien geringen Beifall und Graf Stadion sah sich genöthigt, mit aller Energie an der Annahme derselben festzuhalten und als Bedingung seines

Verbleibens auf dem schwierigen Posten die Genehmigung noch anderer umfassender Reformen zu stellen. Als man jedoch in Wien sich nicht entschließen konnte, auf diese Vorschläge einzugehen, und Graf Rudolf Stadion keine Zugeständnisse weitgehender Art für das Landvolk erlangen konnte, verzichtete er auf seinen Posten und es folgte ihm sein Bruder Graf Franz Stadion als Gouverneur von Galizien.

Dieser bekannte sich zu denselben Anschauungen wie sein Bruder, nur daß er nicht mit so großer Zähigkeit an der schleunigen Durchführung der beantragten Reformen festhielt und daher auch nicht die Staatsmänner in Wien fortwährend zu neuen Concessionen drängte. Seine Sorgfalt blieb aber gleichfalls dem Bauernstande fast ausschließlich zugewandt. Als er an die Spitze der Verwaltung trat, beschäftigte ihn vorerst die Bewältigung der großen Hungersnoth, von der das Land im Jahre 1847 heimgesucht worden war. Er bereiste die am härtesten betroffenen westlichen Kreise, traf umfassende Anstalten gegen die dort herrschende furchtbare Noth und seinen Bemühungen gelang es auch, Herr dieser Kalamität zu werden. Als ferner die Märzstürme in Lemberg eine unbeschreibliche Bewegung hervorriefen, wußte Graf Stadion durch kluges und vermittelndes Einschreiten diese innerhalb bestimmter Grenzen zu halten, und als die polnische Partei anfang ihre alten Anforderungen zu erheben gelang es ihm auch eine imponirende Haltung einzunehmen und jedem feindlichen Auftreten derart entgegenzutreten, daß lange Zeit hindurch alle Demonstrationen, in den Städten wie auf dem flachen Lande, wirkungslos blieben. Seine ungemeine Energie und Thatkraft zeigte Graf Stadion später bei den Wahlen für den Reichstag. Er trug Sorge, daß sich eine österreichische Partei im Lande bildete, die aus den polnischen Bauern und den Ruthenen zusammengesetzt. Den national Gesinnten fest und entschieden gegenübertrat und insbesondere war sein Augenmerk darauf gerichtet, daß es den Ruthenen ungehindert gestattet war, ihre Nationalität so wie ihre gerechten Ansprüche zur Geltung zu bringen. Dies zeigte auch sein Auftreten im Reichstage selbst, wo er als Führer der Ruthenen und polnischen Bauern einen gewichtigen Einfluß auf die Berathungen der Versammlung ausübte und zu verhindern wußte, daß die Polen allein das Land repräsentirten.

Gleichzeitig mit seinem Eintritte in den österreichischen Reichstag hörte Graf Franz Stadion auf Gouverneur Galiziens zu sein und die Civilregierung des Landes gelangte nun in die Hände des Präsidenten des Guberniums, Grafen Agener Woluchowski, der, später auch zum Gouverneur ernannt, bis zum Jahre 1860 an der Spitze der Verwaltung stand. Dieser, aus einem alten polnischen Geschlechte stammend, war der Regierung treu ergeben, und galt seit seinem ersten Auftreten als einer der tüchtigsten Beamten. Sein eifrigstes Bestreben ging dahin Galizien mit der österreichischen Staatsidee zu befreunden, daselbe nicht bloß zu verwalten, sondern das Interesse Oesterreichs in diesem Lande zu befestigen und seiner Herrschaft eine festere Grundlage im Volke selbst zu geben. Wenn er hierin mit dem Grafen Stadion vollkommen übereinstimmte, so wich er jedoch von den

Mitteln und Wegen ab, welche er zur Erreichung seiner Pläne in Anwendung brachte. Das Bestreben des Grafen Goluchowski war dahin gerichtet, das polnische Element der österreichischen Regierung zu gewinnen. Bisher bestand die galizische Beamtenenschaft meist aus Söhnen deutscher Beamten, dann aus Böhmen und Deutschen, welche die Aussicht auf ein schnelleres Vorwärtstommen aus anderen Provinzen hieher zog. Graf Goluchowski sah es als eine seiner ersten Aufgaben an, einen nationalen Beamtenstand zu schaffen und vorzugsweise den polnischen Adel in den Aemtern zu begünstigen. Und wirklich wußte er das bisherige Vorurtheil der Polen gegen den österreichischen Staatsdienst zu brechen. Binnen kurzer Zeit war das Land mit polnischen und nur zum geringen Theile auch mit ruthenischen Beamten überfüllt. Demungeachtet behielt aber die nationale Partei in den Städten und auf den Schlössern des Adels einen gewichtigen Einfluß, ja derselbe reichte jetzt noch weiter als früher; er setzte sich fest in den Aemtern und brachte dadurch große Uebelstände mit sich. Das Vertrauensverhältniß zwischen der Regierung und den Bauern wurde zerstört, indem diese in den nationalen Beamten natürliche Gegner ihrer Interessen erblickten. Auch die Ruthenen wurden durch dieses System der Regierung entfremdet. Graf Goluchowski konnte als Pole die Bestrebungen der Ruthenen nicht mit Wohlwollen ansehen und wiewohl es ihm als pflichtgetreuem Beamten ferne lag mit Gehässigkeit gegen dieselben aufzutreten, so fehlte es doch nicht an Verdächtigungen von Seite der ihm untergebenen Beamten. Die Ruthenen mußten nun den Vorwurf vernehmen, daß sie Panislawisten und Anhänger Rußlands seien. Für Beides konnte man freilich keine stichhaltigeren Beweise vorbringen, als daß sie sich in Ermanglung eines ruthenischen Wörterbuches des russischen Wörterbuches von Schmidt bedienten, was dadurch zu erklären ist, daß die meisten Worte im Großrussischen und Ruthenischen zwar verschieden ausgesprochen aber gleich geschrieben werden, daß ferner ein in Przemyśl erichener Kalender die Schulen in Rußland „unsere Schulen“ nannte, von den Verfolgungen der griechischen Kirche durch die römische sprach und daß ein Schüler des Samborer Gymnasiums in einem Gedichte die Sehnsucht eines Kosaken in der Krim nach seiner Heimat schilderte. Diese Beschwerden, in zwei Berichten des Statthalters Grafen Goluchowski vom 17. April und 3. Juli 1859 an Freiherrn v. Kempen und Minister Baron Bach erhoben und auf ganz vereinzelte Fälle gestützt, bestimmten die Ruthenen, sich von jeder ferneren Thätigkeit zurückzuziehen, bis ein Ereigniß von großer Tragweite sie zur Abwehr herausforderte. Dieses Ereigniß war der von Wien aus erfolgte Angriff auf das Alphabet der Ruthenen und die Einsetzung einer Commission der galizischen Statthalterei zur Verathung der Einführung lateinischer Schriftzeichen. Hervorragende Männer der ruthenischen Nation wurden der Commission beigezogen und, überzeugt von der Willfährigkeit derselben, hatte man alle Maßnahmen getroffen, um im nächsten Schuljahre die neue Schreibweise einzuführen. Mit Einstimmigkeit verwarfen zwar alle Ruthenen die Vorschläge der Regierung, aber demungeachtet verfügte das Ministerium die Einführung der neuen Schreibweise. Als alle Proteste nichts nützten, wandte sich Bischof Gregor

Sachimowicz mit zwei Beschwerden direct an den Kaiser, worin er die Intriguen und Verdächtigungen gegen die Ruthenen bloßlegte und die Erklärung abgab, die Leitung der erzbischöflichen Diöcese zu Lemberg nicht früher übernehmen zu können, bis nicht eine genaue Erhebung der gegen die Ruthenen angeführten Thatfachen stattgefunden haben würde. Erst dieser Schritt bewirkte eine Zurücknahme der Verfügungen des Cultusministers in Wien und des Statthalters in Galizien.

Die ersten Reformen, welche in Oesterreich dem italienischen Feldzuge folgten, waren gleichfalls für die Ruthenen nicht sehr erfreulich. Ohne Vertretung im verstärkten Reichsrathe, fürchteten sowohl diese als auch das galizische Landvolk das Uebergewicht der polnischen Partei, und selbst das Octoberdiplom verschlimmerte ihre Lage. Erst das Februarpatent begrüßten sie mit freudigen Hoffnungen, ungeachtet sie den Maßstab der Vertretung im Landtage für keinen den Bevölkerungsverhältnissen des Landes vollkommen gerechten betrachteten und noch immer das zu starke Uebergewicht der Polen beklagten.

---

## Die École de Rome im 19. Jahrhundert.

---

Das neue Kaiserreich ist auf der Bahn seiner Staatsreform im Gebiete der schönen Künste angelangt. Das Decret vom 13. November 1863, mit dem wir unsere Leser in unserer vorletzten Nummer bekannt gemacht haben, ist gegen die ganze alte Ordnung der Dinge an der Pariser Kunstakademie gerichtet. Wir kommen diesmal auf die mit der École des Beaux-Arts im Zusammenhange stehende École de Rome, uns vorbehaltend, das, was vom Standpunkte der französischen Regierung für die angebahnten Reformen gesagt wird, in einem besonderen Artikel, insoweit uns die Quellen zu Gebote stehen, zu behandeln.

In der „Revue des deux mondes“ zieht Beulé gegen die nivellirenden Tendenzen der neuen Kunstreformatoren, so weit dieselben die École de Rome betreffen, zu Felde, und wenn man auch dem Verfasser nicht in allen Stücken auf seinen äußerst akademischen Standpunkt folgen wollte, wird man sich doch gerne von ihm über den Bestand und die Geschichte der École de Rome unterrichten lassen.

Diese französische Akademie in Rom ist von Ludwig XIV. und Colbert gegründet. Obwohl ein Kind des Königthums, wurde die Schule von der Revolution nicht unterschätzt, sie erfreute sich vielmehr ihrer besonderen Fürsorge. Während Europa gegen Frankreich in Flammen stand, während ihm Rom selbst verschlossen war, erließ der Convent am 1. Juli 1793 ein Decret, nach welchem den Künstlern, welche den großen Preis erhalten, eine Pension von 2400 Fr. auf fünf Jahre zugesichert wurde. Kaum war der Sturm vorüber, so verordnete das Directorium die Wiederherstellung der französischen Akademie in Rom; diese konnte aber erst 1801 stattfinden, als unter der Regierung des ersten Consuls die Unterzeich-



nung des Concordates erfolgte. Der neue Director, Euvée, vertauschte das Palais Nevers gegen die Villa Medici und verschaffte so den jungen Künstlern einen Zufluchtsort, der wie kein anderer für künstlerische Eingebungen und Studien geeignet ist, inmitten einer großartigen Architektur, lebendiger Wasser und stiller Baumgruppen, welche die Pinien der Villa Borghese beherrschen, oberhalb der ewigen Stadt, die sich am Fuße des Monte Pincio hinzieht. Napoleon I. vervollständigte sogar die Anstalt, deren schönen Zweck er ganz begriff. Unter dem Königthum waren die großen Preise auf Malerei, Bildhauerei und Architektur beschränkt. Napoleon gründete 1803 in gleicher Weise Concurse für Kupferstecher, Medailleure und Steinschneider und für musikalische Composition und förderte die Académie des Beaux-Arts zur Abfassung der betreffenden Statuten auf.

Nachdem so die École de Rome aus den schweren Zeiten der Revolution nur neu gestärkt hervorgegangen war, beginnt mit dem Anfange unseres Jahrhunderts für sie eine neue Aera. Das erste Kaiserthum überschüttete sie mit Ehren, verdoppelte ihre Hülfsmittel und erweiterte ihren Einfluß. Beulé hebt nun aus der Liste der Schule seit 1801 die Namen derer hervor, die entweder dauerhafte Erfolge errungen oder Ruhm und die Gunst der Deffentlichkeit erworben haben. Er beginnt mit der Malerei und sieht etwas ahnungsvolles darin, daß gleich der Preis von 1801 J. D. A. Ingres zu Theil wurde, der eine feste Stütze der Kunst, der treueste Repräsentant der Tradition und des Idealismus, das Haupt der französischen Schule werden sollte. Während seines Aufenthaltes in Rom sandte er nach Paris eine „Odaliske“, „Dedipus und die Sphinx“, „Jupiter und Thetis“.

Im folgen 1803 Blondel, 1807 Heim, 1810 Drolling u. s. f. eine lange Reihe achtbarer Künstler, welche die Principien der David'schen Schule entwickelten, indem sie dieselben mehr auf das Studium der Natur zurückführten. Das beste, was diese Schule geleistet hat, darf man nicht in dem kleinen Rahmen von Galerien und Kunstausstellungen suchen, sondern in den Palästen, Museen und Kirchen, die sie mit ihren zahlreichen Fresken bedeckt haben. Nur an den großen Mustern decorativer Malerei, die ihnen Italien bot, konnten sie sich zu dieser Kunstübung erheben, die ihrem Vaterlande eine Zierde, ihren Nachfolgern und Gegnern von großem Nutzen ist. Denn wie die decorative Malerei in Blüthezeiten den Höhepunkt der Kunst bildet, so ist sie auch das Heil schwankender Uebergangsperioden. Einen glücklichen Träger fand insbesondere der Preis des Jahres 1832 in Flandrin, dem Lieblingsjünger Ingres', von dem er die Gabe des Portraits, diesen Freibrief der Historienmalerei erhalten hat.

Was den Kupferstich anlangt, den der Staat immer weniger ermuntert, den das Publicum, verführt durch die Photographie, vernachlässigt, so finden sich unter den Trägern der großen Preise für Rom bekannte Namen, wie: Richomme (1806), Forster (1814), Martinet (1830) u. Die Medailleurkunst, für die bloß alle vier Jahre ein Preis ausgegeben wird, hat der französischen Münze ihre guten Dienste geleistet. Merley, der bei seiner Rückkehr aus Rom 1848 den Preis für Gold-

münzen der neuen Republik davontrug, hat in dem Gepräge der Zwanzigfrankenstücke seinen Künstlerruf in aller Welt verbreitet.

In der Musik, dieser populärsten Kunst von allen, erhielten Preise und bezogen die École de Rome: Herold (1812), der bei „Zampa“ nicht stehengeblieben wäre, hätte ihn nicht der Tod zu früh hinweggerafft; Halévy (1819), der Dichter der „Südin“; Berlioz (1830), der gelehrte Symphonist; Gounod (1839), der Compositeur des „Faust“ u. a. Sicher sind die schönen Nächte Roms, die Majestät der ewigen Stadt, die ruhige Einsamkeit ihrer Campagna, die beredte Sprache der antiken Ruinen, die Gesänge der sirtinischen Capelle, die Harmonie der italienischen Sprache dem Talente des Musikers nicht wenig förderlich; der göttliche Hauch, der durch ganz Italien weht, muß seine Seele erzittern machen, wie die jedes anderen Künstlers.

Unter den französischen Bildhauern des 19. Jahrhunderts sind fast alle Künstler von Namen, von Cortot (1809) und David d'Angers (1811) bis auf unsere Tage aus der École de Rome hervorgegangen. Beulé zählt deren dreißig mit ihren Hauptwerken auf, deren Ruf allerdings schon aus sachlichen Gründen mehr als bei anderen Künsten localisirt ist. Obwohl übrigens die Sculptur, die abstracteste und idealste Kunst, die Menge keineswegs so lebhaft anspricht, wie die Malerei, so hört man doch nach jeder großen Ausstellung sagen, daß die Bildhauer durch productive Bedeutbarkeit, durch Erhabenheit der Gegenstände, wie durch Formvollendung die Maler in Schatten stellen. Dies ist eine Thatsache und der Verfasser knüpft daran die berechtigte Hoffnung, daß, wenn sich die jetzige Malerschule durch den gegen historische und religiöse Malerei stets gleichgültigeren, dem Genrebilde stets günstigeren Zeitgeschmack allzuweit ablenken lasse, dieselbe früher oder später durch die Traditionen der Sculptur eine Wiederherstellung erfahren werde. Und woher soll die Sculptur diese ihre doppelt wichtige Kraft nehmen, wie soll dieselbe ihre Lebensfähigkeit bewahren, wenn nicht durch den Aufenthalt ihrer Jünger in Rom, durch die Vertiefung in das Anschauen der Antiken, durch das bewusste Studium der Renaissance, wie es den auserlesenen Bewohnern der Villa Medici geboten ist?

Nicht minder günstig für die École de Rome stellt sich das Verhältniß bei der Architektur. Die lange Tabelle der Preisgekrönten enthält die Namen mancher nicht bloß durch ihre Bauten, sondern mehr noch durch ihre sachlichen Publicationen rühmlichst bekannten Architekten und Archäologen von Huyot (Preis von 1807), Blouet (1821), Lesueur (1819) bis auf Garnier (1848), den Autor der Restauration des Tempels von Aegina, der in der jüngsten Zeit bei dem freien Concurs zum Bau der großen Oper den Preis errungen hat.

Die Geschichte und das Ergebnis dieses Concurses geben allerdings ein sehr günstiges Zeugniß für die Verdienste der École de Rome. 173 Architekten nahmen an demselben Theil. Unter diesen 173 Concurrenten befanden sich neun alte Zöglinge der römischen Akademie und einige der bekanntesten und eifrigsten Gegner dieser Anstalt. Die Jury, ausschließlich aus Architekten bestehend, begann mit der Auswahl der 16 besten Projecte, die zu einer letzten Entscheidung bestimmt wurden.

Unter diesen 16 Projecten rührten, wie man später erfuhr, 8 von den früheren Mitgliedern der römischen Akademie her. Von diesen erwarben also unter 9 Concurrenten alle bis auf einen einen der 16 ersten Plätze, während auf 164 andere Concurrenten auch bloß 8 kommen. Von den 5 Preisen, welche ausgesetzt waren, erhielten schließlich die römischen Architekten 4, und als die Sieger, zu einem neuen Strauße aufgefordert, nach zwei Monaten von Arbeit, Correctur und Ausführung ihre fünf Projecte abermals einreichten, ward Garnier mit Einstimmigkeit für würdig befunden, das künftige Opernhaus zu erbauen.

Erwähnenswerth ist noch als eine sehr verdienstvolle Arbeit der römischen Architekten eine lange Reihe graphischer Restaurationsversuche, welche die Bibliothek der Ecole des Beaux-Arts aufbewahrt. Alle alten Denkmäler Roms und Italiens, die Mehrzahl der sicilianischen Tempel, die attischen und selbst die peloponnesischen sind vermessen, mit Grundriß und Abriß gezeichnet und mittelst des Planes reconstructirt worden bis auf die Details, Sculpturen und die Polychromie. 50 Bände riesigen Formates enthalten diese schätzbare Sammlung, in der der Gelehrte wie der Künstler Belehrung und Aufklärung finden kann. Durch eine Veröffentlichung dieser Arbeiten sammt den beigefügten Erläuterungen könnte sich die französische Regierung ein dauerndes Verdienst erwerben.

Solche Thatfachen sprechen am besten für den bisherigen Stand der Ecole de Rome, sie bieten die schlagendste Antwort auf die Anklagen, welche man plötzlich gegen dieselbe erhoben hat. Aus 120 Preisgekrönten, welche die römische Akademie seit einem halben Jahrhundert als Maler, Bildhauer, Stecher, Architekten und Musiker bezogen haben, lieferte sie dem Lande gegen hundert geachtete Künstler, welche die französische Schule gehoben, das Land mit ihren Werken bereichert haben, von denen so mancher populär, ja auch berühmt geworden ist. Und nun soll diese Anstalt mit einem Federstriche nicht etwa bloß reformirt werden, nein, diese Reform begreift die Zerstörung derselben in sich. Dies lehrt die bloße Vergleichung der bestehenden Ordnung mit dem, was an ihre Stelle treten soll, und wir gestatten uns demnächst, auf diese ungleiche Parallele zurückzukommen.

## Zwei deutsche Arzneibücher aus dem 12. und 13. Jahrhundert.

Mit einem Wörterbuche von Dr. Franz Pfeiffer,

wirkl. Mitglieder der k. Akademie der Wissenschaften

(Wien 1863, Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei, in Commission bei Carl Gerolds Sohn.)

—1— Der Herausgeber des für die deutsche Philologie und Sittenkunde, wie für die Geschichte der Naturwissenschaften gleich wichtigen „Buches der Natur“ von Konrad v. Megenberg läßt diesem großen Werke in der vorliegenden kleinen akademischen Schrift zwei Denkmäler folgen, die, wenn sie auch an innerer Bedeutung jenes nicht erreichen, es wenigstens an Alter bei weitem übertreffen. Es sind

zwei Arzneibücher, die ältesten bisher bekannt gewordenen, das eine, ältere, das „arzinbuoch Ypocratis“, wie es sich Eingangs nennt, ist einer Handschrift der Wasserthur-Bibliothek in Zürich entnommen, die sonst noch lateinische und deutsche Predigten und andere Stücke geistlichen Inhalts in sich faßt und beiläufig um die Mitte des 12. Jahrhunderts, aller Wahrscheinlichkeit nach in Schaffhausen geschrieben ist, wozu die vom Herausgeber (S. 5 und 6) sorgfältig beachteten Eigenthümlichkeiten der Sprache, die auf Alemannien weisen, vollkommen stimmen. Das zweite, größere Büchlein gehört in die Mitte des 13. Jahrhunderts und befindet sich in einer ursprünglich aus Tegernsee stammenden, jetzt in der Münchner Hof- und Staatsbibliothek aufbewahrten Handschrift, die ihren Zügen nach aus der besten Zeit des 13. Jahrhunderts, ihrer Orthographie nach aus Baiern stammt, wo dem Wortschätze zufolge das Büchlein selbst entstanden sein muß. Das kleine Werkchen ist Uebersetzung einer lateinischen Schrift, der aus griechischen Büchern zusammengetragenen „introductiones et experimenta Bartholomæi magistri in practican Hippocratis, Galieni, Constantini græcorum medicorum“ desselben Bartholomäus, der das weitverbreitete Buch „de proprietatibus rerum“ verfaßt hat und ein Zeitgenosse des Albertus Magnus war, wie C. H. F. Meyer überzeugend dargethan hat (Gesch. d. Botanik 4, 84 ff.). Nicht minder als sein großes, vor 1260 geschriebenes Buch fand auch diese kleine Arbeit großen Beifall und ward in der deutschen Bearbeitung bis ins 15. Jahrhundert oft abgeschrieben. Der Herausgeber führt sieben Handschriften davon an, die aber alle nur im Anfange stimmen, dann bald stark auseinandergehen. Außerdem findet Pfeiffer zwei Zeugnisse für unser Arzneibuch aus dem 13. Jahrhundert, das eine, ältere in einer Predigt Bruder Bertholds, wo die Zeichen, an denen man erkennen könne, ob der Kranke sterbe oder genehe, fast mit denselben Worten angeführt werden, wie in unserem Werkchen; Pfeiffer vermuthet sogar, Bruder Berthold möchte selbst die Uebersetzung des lateinischen Büchleins veranlaßt haben. Ein zweites Zeugniß sieht er in der fast wörtlichen Aufnahme mehrerer Stellen daraus in ein großes methodisches Arzneibuch, das sich handschriftlich in München, Klosterneuburg und Breslau befindet, von dem Hoffmann im ersten Band der „Fundgruben“ Nachricht und Auszüge gegeben hat.

In einem kleinen Anhang theilt der Herausgeber mehrere in derselben Münchner Handschrift zerstreute Recepte mit, der das zweite Büchlein entnommen ist, mit dem sie auch manche Berührung bieten.

Was nun den Inhalt und die Bedeutung dieser Publication betrifft, so wird sich niemand, so wenig als der Herausgeber selbst darüber täuschen, daß für die Medicin auf ihrem heutigen Standpunkte sich keine besondere Ausbeute daraus wird gewöhnen lassen; aber die Geschichte einer Wissenschaft, die Culturgeschichte fragt nicht nach dem absoluten Werthe der Denkmäler, sie beurtheilt sie nach dem Maßstabe ihrer Zeit, und so angesehen werden auch diese beiden Büchlein auf Interesse Anspruch erheben dürfen. Für die Geschichte der Medicin, für den Botaniker, findet sich in diesen bunt zusammengewürfelten Recepten, in den vielen neuen Pflan-

genannten manches Lehrreiche und die reichste Muskeute bietet sich wohl dem Sprachforscher und dem, der für den Glauben und Brauch des Volkes sich offenen Sinn bewahrt hat. Es wird daher erlaubt sein, etwas genauer auf den Inhalt der beiden Büchlein einzugehen.

Zunächst sind es eine Reihe von Krankheiten, zu deren Diagnose und Heilung Anleitung geboten wird, als Kopf-, Zahn-, Brust-, Herz- und Unterleibsleiden und namentlich das Fieber, das unsere Väter stark geplagt zu haben scheint, denn das zweite Büchlein zählt eine ganze Reihe von Mitteln gegen seine verschiedenen Formen auf. Bei der Diagnose der Krankheiten spielt die Uroskopie eine wesentliche Rolle, wie der Eingang des zweiten Büchleins, aus dem wir es aber unseren Lesern selbst überlassen müssen, sich Belehrung zu holen, deutlich zeigt. Bei der Gelegenheit, wo wir von der Diagnose der Krankheiten sprechen, mag auch der schon oben erwähnten Zeichen gedacht werden, an denen man erkennen kann, ob der Kranke stirbt oder nicht (im zweiten Büchlein S. 27, 28). Es heißt da: „Wenn sich der Kranke oft zur Wand kehrt, das ist nicht gut. Wenn er die Nase stark spitzt und sie ihm weich wird, oder seine Augen hehl werden und schwinden, wenn die Schläfe, Wangen und Lippen einfallen und ihm die Ohren kalt sind und ihm zu beiden Seiten herabhängen, an welchem Kranken du diese Zeichen siehst, der muß gewiß sterben“ u. s. w. Sehr nützlich wie überhaupt ist zu dieser Erkenntniß die Verbena, das Eisenkraut; wer sie verborgen in der rechten Hand trägt und geht zu einem Kranken, ohne daß er das Kraut gewahr wird, und spricht zu ihm: „wie befindest du dich und hoffst du zu genesen?“ und der Kranke sagt: „ich befinde mich wohl“, so wird er sicher gesund, sagt er: „ich befinde mich übel“, so kommt er nimmer auf; spricht er: „ich kann mich nicht besser befinden“ oder „ich hätt' es gern besser, wenn ich könnte“, so wird er wohl gehend, muß aber noch viel Schmerz leiden auf dem Krankenlager.

Unter den Heilmitteln, die die beiden Büchlein verordnen, treten uns vor allem eine reiche Anzahl Pflanzennamen entgegen; viel weniger sind die Mittel, die aus dem Mineralreiche gewählt werden, wie etwa auripigmentum. Glas, das dem ersten Büchlein zufolge nächst Aloe, Mastix, Mirche, Wachs und Pech zu einem guten Wundpflaster gehört, und andere; mehr aus thierischen Substanzen, wie das eben angeführte Wachs, Honig sammt den Bienen, die man todt darin findet, verschiedene Arten Fett, als: Gänse-, Hasen-, Bärenfett, wie überhaupt Schmierer, Bähungen und Purgirmittel damals eben so beliebt gewesen zu sein scheinen, wie noch heute die sogenannten „Hausmittel“. Ein Universalmittel unter den Pflanzen ist die schon erwähnte Verbena, das Eisenkraut, von der es sich heute freilich niemand von uns mehr träumen ließe, wenn er sie in unseren Biergärten sieht, daß er vor einer so mächtigen Königin unter den Heilkräutern steht. Denn außerdem, daß sie erkennen hilft, ob ein Kranker davonkomme oder nicht, ist sie gut für Frauen, die in die Wochen kommen, für Kinder gegen den Schrecken, sie bringt Ruhe und Schlaf, bannt alle Zauber, hilft gegen Müdigkeit bei Mensch und Vieh, vertreibt den Alp und, was das beste ist, erwirkt dem, der sie trägt, die Liebe der

Menschen, macht ihn angenehm und allzeit frohgemuth. Das ist doch mehr, als unsere Aerzte heute von ihren wirksamsten Medicamenten rühmen können!

Von Thieren sind uns die Bienen, die man todt im Honig findet, schon vorgekommen; ganz besonders merkwürdig ist jedoch, was vom Geier (S. 49, 50) erzählt wird: Der h. Hieronymus fand in chaldäischen Büchern viele Heilkräfte an den Vögeln. An dem Geier, sagt er, seien so viel Heilkräfte, als er Glieder habe. Wer aber den Geier zur Arznei will, der muß darauf achten, daß er ihn ohne Eisen fange ehe er sein gewahr werde, denn wenn er merkt, daß er nicht mehr davonkommen mag, so verschlingt er das Hirn. Wenn der Geier dann gefangen ist, so muß man ihn zerlegen, und zu welcher Arznei man Geierhirn giebt, die muß helfen. Geierhirn vertreibt Geschwulst, Seitenstechen und hilft den Frauen in verschiedenen Fällen; gedörrtes Geierfleisch ist gut gegen die Hundswuth, und so hat jedes Glied dieses Vogels eine heilende Wirkung.

Aber nicht allein Heilmittel gegen Krankheiten, auch Schönheitsmittel und Künste der Toilette weisen die beiden Büchlein auf. Gleich das zweite Capitel des ersten giebt eine Weisung gegen das Ausfallen der Haare, die Leinsamen oder gebranntes Widderhorn mit Del gemischt oder zerriebene Agrimonia mit Geismilch verordnet; auch das zweite bringt einiges dafür bei, so das Kraut im Wasser, wo das breite Blatt oben schwimmt und „meisches Schmalz“ (in heißem Wasser umgerührtes Malz), worin man das Kraut sieden soll, oder wenn den Männern die Barthaare ausfallen, so soll man die Blöße nahe bis zum Bluten reiben und die Stelle dann mit dem Pulver verbrannter Bienen, die todt im Honig gefunden werden, einreiben. Man sieht, das Sprüchwort „nihil novi sub sole“ findet auch auf den Schwindel, der heutzutage mit den Haarmitteln getrieben wird, seine Anwendung. Gegen die Warzen soll man nach der Verordnung des zweiten Büchleins einen Halm nehmen und sie damit brennen, und dann auf die Wurzel derselben wilde Kresse und Senf auflegen, so verschwinden sie über Nacht. Wer seine Zähne weiß halten will, soll die Rinde des Linsenkrautes abschaben und sie damit reiben, auch gepulverter Bimsstein und Nußschalen thun den gleichen Dienst. Um sein Antlitz und den Teint schön zu machen, nehme man Lubicicum in Wasser gesotten oder man nehme eine Henne, lege sie in einen neuen Hasen, siebe sie in weißem lauterem Wein, bis sich das Fleisch von den Gebeinen löst. Auch Sänger und Sängerinnen, die eine helle Stimme brauchen, läßt das zweite Büchlein nicht unberathen. Sie nehmen Senf, in einem Mörser klein gestoßen, mit Honigseim vermischt und machen „kleine Zettel“ daraus und essen die nüchtern, auch Zimmt und Zuckerkandel können sie dazu nehmen u. s. w.

Am interessantesten für den Culturhistoriker ist jedenfalls die Aehrenlese aus Volks- und Aberglauben. Wir haben schon dergleichen beim Geier erwähnt. Auch die unvermeidliche Verbena muß hier wieder genannt werden. Wer sie graben will, muß um sie mit Gold und Silber einen Kreis rißen und darüber ein pater noster und credo beten und sprechen: „Ich gebiete dir, edle Wurzel Verbena, in nomine patris etc. und bei den zweiundsiebenzig Namen des allmächtigen Gottes und bei

den vier Engeln Michael, Gabriel, Raphael, Antoniel, bei den vier Evangelisten Johannes, Matthäus, Lucas, Marcus, daß du keine Kraft in der Erde lässest, sondern immer in meiner Gewalt seist mit der Kraft und Tugend, mit der dich Gott geschaffen und geziert hat. Amen." Dieselbe Nacht lasse Silber und Gold bei der Wurzel liegen bis zum Morgen ehe die Sonne aufgeht, dann grabe die Wurzel aus, ohne sie mit Eisen zu berühren; dann wasch sie mit Wein und weihe sie am Tage Mariä Verkündigung und halte sie sehr sorgfältig. Daß die Verbena Liebe erwirbt, haben wir schon gehört. Eben so wirkt das rechte Auge des Geiers Liebeszauber. Wer gern leutselig ist, der nehme es und trag es in der linken Hand oder binde es um den linken Arm; wo du vor Herren gehst, die sind dir hold, so lang du's bei dir trägst, verlierst du nimmer deines Herren Huld; so du aber jemand's Huld verloren hast, und du trägst es in seiner Nähe, so wird er dir wieder hold. Auch auf Gerichtstagen und bei Processen verbürgt es einen guten Ausgang. Den Namen seines Feindes soll man an ein Blei oder eine zinnerne Tafel schreiben und dazu die Buchstaben H. H. S. it. I. V. P. und den Brief unterm Fuß tragen, dann kann er nicht schaden. Auch ganz artige Frauenproben kommen vor. Um zu wissen, ob eine die Männer liebe, braucht man nur Rüben in einem leinenen Tuch zu zerreiben, über eine Weile findet man Würmer darinnen. Um zu erproben, ob ein Mädchen Jungfrau ist, braucht man ihr nur gebräunten Ephau unter die Nase zu halten; ein gefährliches Mittel, denn die Beschämung, wenn sie gelogen, ist, wie man lesen kann, eine ziemlich arge. Gewisse Arzeneien sind an bestimmte Zeiten gebunden. So sollen die Mittel gegen Wunden, Schlagfluß und schlechtes Blut zu angehender Fasten gebraucht werden, das Ei, das gegen den Stein helfen soll, muß am Donnersttag, das gegen den Staar am heiligen Tage zu Weihnachten gelegt sein. Sehr interessant ist das Mittel gegen die fallende Sucht. Wenn diese den Kranken grüßt (befällt), so soll man einen Riemen aus Hirschleder nehmen und ihm den um den Hals binden und sprechen: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des h. Geistes binde ich hier die Krankheit dieses Menschen in diesem Knopfe“; dann soll man den Riemen nehmen und einen Knoten knüpfen, und ihm den Riemen um den Hals binden, und der Mensch soll sich des Weines enthalten, bis er dazu kommt, daß man einen Todten begräbt; da soll man ihm den Riemen abnehmen und ihn dem Todten unter die Schulter legen und mit ihm begraben, und der ihm den Riemen abnimmt, soll sagen: „in nomine patris etc. begrab ich mit diesem Riemen die Krankheit dieses Menschen mit der Hoffnung, daß ihm die Krankheit nichts mehr anhave, bis dieser Leichnam am jüngsten Tage aufersteht“. Mit den Worten soll man den Riemen begraben unter des Todten Schulter. Wenn der, der den Riemen band, nicht da ist, löse ihn ein anderer und begrabe ihn, wie jener thun sollte und hier geschrieben steht, so hat ihm die Krankheit nichts mehr an.

Damit wollen wir unsere kleine Aehrenlese schließen, sie wird hoffentlich zeigen, daß die Büchlein mehr Interessantes bieten, als man auf den ersten Blick von planlos zusammengerafften Recepten erwarten sollte. Wir könnten noch manches daraus anführen, aber wir wollen theilnehmenden und aufmerksamen Lesern, die wir

dem Schriftchen von ganzem Herzen wünschen, nicht die Freude des Suchens und Zusammenstellens ganz vorweg nehmen.

Der Herausgeber hat das Verständniß des alten Textes wesentlich erleichtert durch Beigabe eines äußerst sorgfältigen Glossars, an dem bei einigen Worten noch der verstorbene Jacob Grimm Antheil genommen hat, und worin bei den vielen Pflanzennamen und Arzneimitteln erstaunlich wenig dunkel geblieben ist. Nicht bloß die Laien und die, die etwa der medicinisch-botanische Inhalt zu wissenschaftlicher Ausbeute auffordert, auch die Philologen von Fach sind ihm dafür großen Dank schuldig, denn auch sie sind dadurch wesentlich gefördert, und es wäre nur zu wünschen, daß auch andere die Gewohnheit, die der Herausgeber seit Jahren in löblicher Ausdauer und Selbstverleugnung übt, seinen Ausgaben sorgfältige Glossare mitzugeben, sich aneignen und nicht die Pflicht eines Herausgebers, zur Erklärung einer Textes das seinige beizutragen, mit hochtönenden aber leeren Phrasen von sich schieben möchten.

\* Von dem Vortrage des Prof. Dr. H. Boniz: „Ueber den Ursprung der homerischen Gedichte“, ist eine zweite vermehrte Auflage bei C. Gerold soeben erschienen. Die Vermehrung betrifft weniger den Vortrag, als die Anmerkungen, in denen die Kunsts litteratur sehr einsichtig berücksichtigt wurde. — Von Prof. Dr. Joseph Ungers „System des bürgerlichen Rechtes“ befindet sich der dritte Band, das Erbrecht enthaltend, von Alfred Ritter v. Arneths „Maria Theresia's erste Regierungsjahre“ der zweite Band im Drucke.

\* In der Monatsversammlung des k. k. venetianischen Institutes für Wissenschaft, Litteratur und Kunst vom 27. und 28. December brachte unter anderem Dr. Nardo Vorschläge zur Sprache, betreffend die Statistik der Findelhäuser, die Verwaltung derselben und die Kriterien, nach denen der Dienst in denselben geregelt werden sollte, um vom moralischen, wie vom ökonomischen und sanitären Standpunkte aus nützliche Resultate zu erzielen. Außerdem wurde mitgetheilt, daß die ichthyologische Sammlung des Institutes theils durch Ankäufe, theils durch Geschenke beträchtlichen Zuwachs erhalten habe.

S. Sul congresso internazionale di Statistica. Turin 1862. Herr César Correnti wurde als Abgeordneter zum fünften internationalen Congresse für Statistik nach Berlin delegirt, und so hat er denn die Reise gethan, weiß aber nicht viel davon zu erzählen. Sein Bericht beschränkt sich auf eine so trockene Aufzählung der Verhandlungsgegenstände, begleitet von einem so trockenen Anhang über die Agenden der früheren Versammlungen und über einzelne Vorlagen des Berliner Congresses, daß wirklich nicht einleuchtend wird, wozu der schon in der „Gazzetta ufficiale“ abgedruckte Bericht noch einer Separataufgabe bedurfte. Denn jene Minderzahl Gelehrter und Verwaltungsmänner, welche die Arbeiten der Congresse verfolgen, wissen weit mehr darüber als der Bericht sagt, die große Menge interessirt auch dies wenige nicht. Wo sich der Autor über die nüchterne Relation erhebt, begegnet ihm überdies das Mißgeschick, weit von der Wahrheit abzuschiefen. So wurde der Austritt der Mitglieder aus der Vorberathungscommission in der Hauptsache durch ganz andere Ursachen, als *dissentimenti politici* hervorgerufen, und der Schmerz des Berichtstatters über die politischen Wehen des Landes ist demnach hier wenig am Platze. Eben so möchten wir bezweifeln, daß der gastfreundlichen Ein-



labung zum nächsten Congresse nach Turin bei einem guten Theile der Versammelten das Verlangen Gewicht gab: *di veder questo miracolo della risurrezione d'un popolo, e questa prova dell' immortalità del diritto e della invincibilità del pensiero.*

D. (Vom deutschen Büchermarkte.) Unter den wenigen Neuigkeiten des neuen Jahres, die einen bleibenderen Werth beanspruchen als die jetzt besonders zahlreichen politischen Broschüren und andere leichte Waare der Tageslitteratur, nimmt den ersten Platz die Fertigung eines bekannten kunsthistorischen Werkes ein, nämlich Schnaase's „Geschichte der bildenden Künste“, die erste Hälfte des siebenten Bandes, welcher, nachdem die vorhergehenden Bände die Geschichte der mittelalterlichen Kunst bei den nordischen Völkern behandelt haben, zurückgehend bis zur Hälfte des 12. Jahrhunderts, die Geschichte der italienischen Kunst im 13. und 14. Jahrhundert enthält. Hieran reihen sich zwei kleine Broschüren: ein „Vertrag über kirchliche Kunst“ von Prof. Luthardt, im Interesse des Vereines für kirchliche Kunst im Königreiche Sachsen gehalten, sodann „Anatomisches Taschenbüchlein“ von v. Zahn, das seine Brauchbarkeit beim Studium nach Natur und Antike durch eine bald nöthig gewordene zweite Auflage bewiesen hat.

Dr. Karl Hase hat seinen zahlreichen, gern gelesenen Biographien aus der Kirchengeschichte des Mittelalters einen neuen Beitrag folgen lassen in: „Katharina von Siena. Ein Heiligenbild.“ Anfänglich beabsichtigend, ein Seitenstück zu seiner Biographie des h. Franz von Assisi zu schreiben, sah sich der Verfasser durch die Reichhaltigkeit der Quellen und des Stoffes veranlaßt, ein weit ausführlicheres Lebensbild zu geben, und man wird es ihm Dank wissen, besonders der zahlreichen Auszüge aus den Gesprächen und Briefen der h. Katharina von Siena willen. Letztere, zu dem Schönsten gehörend, was uns aus der religiösen Litteratur des italienischen Mittelalters erhalten ist, sind erst vor wenigen Jahren von dem florentinischen Geschichtsforscher Lemmasce vollständig und in chronologischer Ordnung herausgegeben worden.

Ein 10. Band der „Deutschen Volksbücher“ von Karl Simrock enthält u. a.: die Geschichte von den sieben Schwaben, Till Eulenspiegel, Historie von der geduldigen Helena.

Der Erfolg, den Barnhagens Memoiren ihres pikanten Inhaltes willen gefunden haben, hat mehrere Nachahmungen ins Leben gerufen. Da erschien vor 1½ Jahren in Leipzig „die Wallfahrten eines anonymen Sechszigers“, das mit allen Mitteln buchhändlerischer Reclame als besonders wichtiger Beitrag zur Geschichte unserer Tage angewiesen wurde und die interessantesten Enthüllungen und Neuigkeiten über berühmte Persönlichkeiten enthalten sollte, bis es der enttäuschten Leserwelt sich schließlich als ziemlich werthlose Memoiren erwies, von denen die „Blätter für literarische Unterhaltung“ vermutheten, daß sie nur aus der Feder eines *Commis voyageur* stammten. Ob die jetzt erschienenen, gleichfalls anonymen „Denkwürdigkeiten des Dembern Grafen von W.“ ähnlicher Art sind, sind wir begierig von der Kritik zu erfahren. Eine große Vorsicht anonymen Memoiren gegenüber wird immer geboten sein.

Die durch den preussisch-französischen Handelsvertrag hervorgerufene Litteratur erhielt eine umfangreiche Bereicherung in dem von Mohl verfaßten, sehr genauen und alle durch diesen Vertrag berührten nationalökonomischen und politischen Verhältnisse eingehend besprechenden „Bericht der volkswirtschaftlichen Commission der württembergischen Kammer der Abgeordneten“. Da die Commission sich bekanntlich im Einverständnisse mit der Regierung für die Ablehnung des preussisch-französischen Handelsvertrages ausgesprochen hat, hat wohl die letztere die Ausgabe dieses Berichtes zu dem enorm billigen Preise von 1 Rthlr. für einen 670 Seiten starken Quartband veranlaßt.

Im Anschluß an die in unserem vorigen Berichte erwähnten Broschüren über die schleswig-holsteinische Frage nennen wir hier noch die seitdem erschienenen von Warnstedt (schon in dritter Auflage vorliegend), von W. A. Huber, beachtenswerth als das Urtheil eines streng conservativen Preußen, der dennoch die Ansichten des jetzigen Ministeriums mißbilligt, und den gegen die Erbansprüche der Augustenburger gerichteten, schon früher verfaßten, jetzt in Kopenhagen neu herausgegebenen Bericht des verstorbenen geh. Rath Pernice.

P. (Vom französischen Büchermarkte.) Die Litteratur der Industrie und der damit zusammenhängenden Wissenschaften hat in der jüngsten Zeit eine Reihe von Novitäten zu Markte gebracht, unter welchen wir die nachstehenden hervorheben: „*Les traités de commerce, textes de tous les traités en vigueur, notamment des traités conclus avec l'Angleterre, la Belgique, la Prusse (Zollverein) et l'Italie, par P. Boiteau*“. Nach einer kurzen historischen Einleitung enthält dies Buch nichts weiter als den wörtlichen Text der Handelsverträge, welche Frankreich mit nachstehenden Ländern abgeschlossen hat: England, Belgien, Preußen, Italien, Rußland, Türkei, Niederlande, Dänemark, Spanien, Brasilien, die central- und südamericanischen Republiken, die Sandwichs-Inseln, Tunis, Marokko und China. Es liegt auf der Hand, daß bei Vergleichen und Nachschlagungen eine solche Textzusammenstellung ihren Werth hat. — Flachat, bereits bekannt als Autor im Eisenbahnsach, gab heraus: „*Les chemins de fer en 1862 et en 1863*“. Das Buch zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste enthält eine Statistik der Eisenbahnunternehmungen, nebst Studien über ihren Einfluß in England und Frankreich auf den öffentlichen Reichthum, auf die Sitten und auf die Kräfte der Nationen. Die zweite Abtheilung giebt den Bericht Flachats, den er als Mitglied der Jury bei der Londoner Industrieausstellung über die Locomotiven erstattete, so wie noch zwei andere Berichte über technische Fragen des Eisenbahnsaches. — Ein neues Börsehandbuch von A. Bitu („*Guide financier, répertoire général des valeurs financières et industrielles cotées sur les bourses françaises et sur les principaux marchés etc.*“) zeigt in seiner Dickleibigkeit und in der Fülle seines enggedruckten Materials, zu welcher Ausdehnung schon das Wissen der Börse angeschwollen ist.

Das nachgelassene Werk des Grafen Alfred de Vigny ist soeben erschienen. Es enthält Gedichte und führt den Titel; „*Les destinées, poésies posthumes*“.

Neue Romane haben wir lange nicht erwähnt, aus dem einfachen Grunde, weil dieses Fach nicht zu den starken Seiten der neueren französischen Litteratur zählt, und weil genau mit der zunehmenden Masse neuer Romane deren geringe Bedeutung Schritt hält. Theophile Gautier kündigte bereits vor dreißig Jahren einen Roman: „*Le capitaine Fracasse*“ an, der aber bis unlängst als unvollendetes Manuscript im Pulte des Verfassers ruhte. Jetzt ist „*Fracasse*“ endlich im Druck erschienen und erlebte sogar in kurzem mehrere Auflagen. Die Erwartung der Lesewelt ist jedoch nur in einem sehr bescheidenen Grade in Erfüllung gegangen. Wer ritterliche Kriegsabenteuer gerue liest und nach den vielen Degenstößen der zahlreichen Dumas'schen Helden noch Sinn für derlei Dinge hat, der wird in Aimée Archar's neuestem Roman „*Les coups d'épée de Mr. de la Guerche*“ noch genug Schwertergeklirr und Schlachtenlärm finden, um im gemächlichen, wohllichen Zimmer vor dem Schlafengehen einer in alltäglich-bürgerlichen Zuständen lahm gewordenen Phantasie eine chevalereske Emotion zu verschaffen. Von Mario Archar, dessen letzte Erzählung „*Raymon*“ viel gelesen wurde, haben wir einen neuen mehrfach angekündigten Roman vor uns: „*La comtesse Diane*“. Keines dieser Bücher ist aber so vortrefflich in Scene gesetzt worden, wie der dreibändige Roman: „*Le Mau-*

dit, par l'abbé † †<sup>a</sup>. Schon ehe er erschien, schwirrten die Notizen durch alle Journale über den Glanz des zu erwartenden Gestirns an dem jetzt etwas fahlen Himmel der Romane. Die Neugierde der Lesewelt wurde mit den schönsten Reizmitteln aufgestachelt über die Bedeutung der Persönlichkeit des Verfassers, die sociale und religiöse Seite des Buches hervorgehoben u. s. w. Jetzt, nachdem der Roman wirklich und leibhaftig vorliegt, findet man, daß eben jenes Arrangement bei der Publication kaum von dem angekündigten Opus selbst erreicht wird.

Da wir gerade von Romanciers sprechen, so wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß Glaubert für seinen Roman „Salamambo“, dessen Schauplatz bekanntlich in dem alten Karthago liegt, von dem Bey von Tunis den Nizam-Orden erhalten hat. Die neue Würde wird dem Romantiker des alten Karthago wieder Gelegenheit geben, eines jener seinen Diners zu arrangiren, welche unter den Gourmands von Paris Aufsehen erregten und der Ausbreitung des Rufes der „Salamambo“ durchaus nicht schädlich waren.

\* Der böhmische Künstlerverein „Beseda umělecká“ hat in Anbetracht, daß eine Ausstellung einheimischer alterthümlicher Kunstgegenstände vom Kreise seiner Wirksamkeit nicht ausgeschlossen ist, beschloßen, eine solche Ausstellung im heurigen Frühjahr zu veranstalten.

Der Verein wendet sich deshalb an den Adel Böhmens, an die hochwürdigen Kirchen- und Klostersvorstände, die Gemeinderepräsentanten, ferner an alle jene Private, welche sich im Besitze alterthümlicher Kunstgegenstände befinden und geneigt wären, solche zur Ausstellung zu bringen, als da sind: Cancionale, Gemälde auf Holz, Metall, Glas, Leinwand, Altarschreine, Bilderwerke von Holz, Marmor, Metall u. dgl., Stadtiegel, Urkunden.

Objecte, welche auf die Periode des 30jährigen Krieges Bezug haben, werden als eine Abtheilung der Ausstellung besonders zusammengereiht werden. Gegenstände welche von der „Arkadia“ schon in der letzten Ausstellung exponirt wurden, werden nicht wieder aufgenommen.

\* Im vergangenen Jahre wurde bekanntlich an die Restaurirung verschiedener Kunstdenkmäler und Capellen Krakau's Hand gelegt, deren Kosten theils von Privatpersonen, theils durch freiwillige Beiträge oder Sammlungen gedeckt wurden. Mehrere dieser Arbeiten sind vollendet, andere sehen ihrer Vollendung entgegen. Die Kathedrale auf dem Wawel wird im Allgemeinen von dem Domcapitel in Stand erhalten. Auf Kosten der gräflich Potockischen Familie wurden das früher Zawisza'sche Oratorium, durch Gräfin Anna Wasowicz die Sophien-Capelle, das Waza-Oratorium durch Hochw. Anton Bystrzanowski renovirt u. d. Letzterer hatte noch, wie wir der „Schwila“ entnehmen, einen Fonds von 10.000 fl. für Restaurirung der Sagellenischen oder h. Kreuzcapelle bestimmt, eine Summe, die sich durch Zuschuß der vieljährigen Procente bedeutend vermehrt haben muß. Der Arbeiten in der Lipski'schen Capelle ist bereits mehrfach gedacht worden. In ihr stehen die Grabdenkmäler der hier beerdigten und um die Verschönerung der seit 1350 erbauten Capelle verdienten Männer, des Krakauer Bischofs Andr. Lipski und des Cardinals Joh. Lipski (vom 17. und 18. Jahrhundert). Frau Zencbia v. Zychlińska, geb. Lipska aus Usargzwo (Posen), übersandte 1862 300 Thaler, ebensoviel Herr Joseph v. Lipski aus Leukowo für Restaurirung der mit theilweisem Verfall drohenden Capelle. Die noch nöthige Summe in fast gleicher Höhe gab das Domcapitel aus ersparten Fonds her. Bis auf das Grab und die Särge, in denen die zwei erwähnten Gründer der Capelle ruhen, zu deren Restaurirung weitere Beiträge erforderlich sind, ist die Renovirung gegenwärtig vollendet und befriedigend ausgefallen. Einer gleich gelungeneren Restaurirung harret nur noch die vorerwähnte h. Kreuzcapelle, so wie dieser und

der nöthigen Fonds die der Sigumunde, das Denkmal Casimirs des Großen und das alterthümliche Gemälde der Heiligen Malbert und Stanislaw.

## Sitzungsberichte.

### K. K. geologische Reichsanstalt.

Versammlung vom 19. Jänner 1864.

Herr k. k. Hofrath und Director W. Haidinger im Vorsitz.

Herr Director k. k. Hofrath W. Haidinger gedenkt des Hinscheidens des k. k. Salinenjudbüttenmeisters in Obenjee Pasqual Ritter v. Ferro am 5. Jänner im Alter von nur 42 Jahren, der im Winter 1843/44 an das k. k. montanistische Museum einberufen gewesen war und damals an der Anfertigung der ersten geologischen Uebersichtskarte der österreichischen Monarchie mit theilnehmend unter anderem gerade die reine Copie dargestellt hatte, welche Hofrath Haidinger am 6. März 1844 behufs der später zu erlangenden Allerhöchsten Bewilligung zur Drucklegung auf Staatskosten dem damaligen k. k. Hofkammerpräsidenten Freiherrn v. Kubeck vorgelegt hatte.

Der Vorsitzende berichtet, daß, wie im verfloßenen Jahre, die Ergebnisse der Arbeiten der k. k. geologischen Reichsanstalt an geologisch-colorirten Karten von neuen Aufnahmen und an Druckwerken durch Se. Excellenz den Herrn k. k. Staatsminister Ritter v. Schmerling an Se. k. k. Apostolische Majestät in tiefster Ehrfurcht geleitet worden sind. Die sechs westlichsten Sectionen der k. k. Generalquartiermeisterstabs-Specialkarte des Königreichs Ungarn nördlich von der Donau (Nr. 14 Szalitz, Nr. 15 Trentschin, Nr. 24 Malaczka, Nr. 25 Tynau, Nr. 35 Proßburg, Nr. 36 Neutra), ausgeführt durch die Herren k. k. Bergrath Feetterle, Sectionsgesetzten Wolf, Freiherrn von Andriau, Paul, westlich begleitet von den Herren k. k. Bergingenieur Babanek, Horinek und Rükler, und östlich von den Herren k. k. Bergrath Franz Ritter von Hauer, Sectionsgesetzten Dr. Stache, begleitet von den Herren k. k. Bergingenieur Winkler, Germa, Pošepny, welchen sich noch die Herren Dr. Hofmann und Dr. Madelung angeschlossen hatten. Ferner der 13. Band des „Jahrbuches der k. k. geologischen Reichsanstalt für 1863“ und das Generalregister für die ersten zehn Bände des Jahrbuches vom Herrn Grafen Marschall. Im Anschlusse an diese Gegenstände berichtet der Vorsitzende noch von der huldreichen Aufnahme in der allergnädigst bewilligten Audienz durch Se. k. k. Apostolische Majestät am 21. December 1863, des Wertes „Geologie Siebenbürgens“, von Herrn k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer und Dr. G. Stache verfaßt und von dem Vereine für siebenbürgische Landeskunde herausgegeben, welches von ihm selbst in Gesellschaft des Herrn Reichsrathsabgeordneten Prof. Dr. Schuler v. Sibloy von Hermannstadt in Vertretung des genannten Vereines in tiefster Ehrfurcht überreicht worden war, in praktischer Zusammenwirkung nach dem Grundsätze „Viribus unitis“, der Reichsanstalt in Wien und des Kronlandvereines in Hermannstadt.

Das vierte Heft des Jahrbuches der k. k. geologischen Reichsanstalt, welches den 13. Band schließt, wird vorgelegt. Der Vorsitzende gedenkt des wehmvollenden Berichtes über die k. k. geologische Reichsanstalt und ihre Arbeiten von Herrn Dr. A. Madelung in Petermanns „Mittheilungen“, so wie der anregenden Nachrichten in der Gerold'schen „Österreichischen Revue“. Ueber die nun vorbereitete große Uebersichtskarte des Kaiserreiches wird ebenfalls Nachricht gegeben. Sie soll in dem Maße von 8000 Klaftern gleich einem Zell in neun Blättern in Farbendruck ausgeführt werden, Zeit der

Vollendung ungefähr von jetzt an in zwei Jahren, zusammen eine große Tafel von 5 Fuß Höhe, 8 Fuß Breite.

Nach von dem Stande der geologischen Uebersichtskarte von Deutschland, zu welcher von der k. k. geologischen Reichsanstalt die Oesterreich betreffende Abtheilung geliefert ward, wurde berichtet. Sie wird von Sr. Excellenz dem Herrn k. pr. geheimen Rath G. v. Dechen in Bonn schließlich zusammengestellt und dürfte etwa innerhalb eines Jahres vollendet sein. Herr v. Dechen spricht in anerkennendster Weise sein Urtheil über die Arbeiten der k. k. geologischen Reichsanstalt aus, namentlich wie wir „das Viribus unitis auf das herrlichste angewendet“.

In dem 13. Bande des Jahrbuches sind die Herren k. k. Bergingenieure in das Verzeichniß des Personales der k. k. geologischen Reichsanstalt eingestellt. Es ist dies zwar, aus zwei Ministerien, nur vorübergehend, doch nicht ohne anregendste Einwirkung für spätere Zeit in der Erinnerung an gemeinsame Arbeiten.

Noch legt der Vorsitzende ein kürzlich erhaltenes Heft der „Paläontologia Indica“ vor, von der Direction der geologischen Landesaufnahme in Calcutta unter Dr. Thomas Oldham herausgegeben, in welchem der Anfang der Bearbeitung der Ammoniten aus Süd-Indien, der Umgegend von Trichinopoly enthalten ist von unserem früheren Arbeitsgenossen Herrn Dr. Ferdinand Stoliczka. An dem Tage, wo er von der k. k. geologischen Reichsanstalt am 4. November 1862 Abschied nahm, war ein Heft der „Fossilen Mollusken des Tertiärbeckens von Wien“ von Herrn Dr. M. Hörnes vorgelegt worden. In Calcutta ist nun die Herausgabe in vollem Fortgange, während bisher ein neues Heft der „Fossilen Mollusken“ noch nicht im Druck begonnen ist, wo die Schwierigkeiten mächtiger waren, als die angelegentlichsten Wünsche. Der Vorsitzende hebt hervor, wie rasch und eifrig unser hochgeehrter Freund dort an die Arbeit ging, woher wir noch so manchem großen Erfolge entgegensehen.

Herr Dr. G. Laube machte eine Mittheilung über die Zinnerzlagerstätten von Graupen in Böhmen. Dieselben gehören zwei verschiedenen Systemen des Erzgebirges an, dem grauen Gneiß als Gänge und dem Felsitporphyr als Stöckwerkmassen. Von den Gängen sind 40 näher bekannt: sie sind auf drei Grubenreviere von 200.709 Quadratklaster Flächenraum vertheilt. Man unterscheidet drei Arten dieser Gänge: 1. Hauptgänge mit flachem Fall und 2 bis 5 Zell Mächtigkeit, sie führen Zinnstein entweder rein oder begleitet von Glimmer, Steinmark, Flußspath, Eisenglanz und sehr wenig Kiese; 2. Gefährtelgänge, weniger mächtig und steiler fallend als die Hauptgänge, führen fast nur Zinnstein; 3. stehende Gänge, 1 bis 3 Zell mächtig, steil einfallend. Ihre Ausfüllung besteht aus zusammengestückten Quarzbrocken und führt viel Kies.

Die Stöckwerke des Feldsteinporphyres erscheinen unmittelbar an der Grenze dieses Gesteines gegen den Gneiß. Die Erze sind von Quarz, Steinmark und Flußspath begleitet, während Kiese fehlen.

Die Hauptgänge und Gefährtelgänge des Anettler- und Mückenbergerrevieres scheinen die ältesten zu sein, jünger sind die Hauptgänge des Steinbockener Revieres und ihnen gleich im Alter dürfte das Preißelberger Stöckwerk sein; die stehenden Gänge endlich erscheinen als die jüngsten Bildungen.

Herr k. k. Bergath M. B. Pipold berichtete über die Ergebnisse einer Untersuchung der Kohlenbergbaue bei Berkazska in der serbisch-banater Militärgrenze, die er, aufgefordert von dem Herrn Besitzer, kais. Rath Karl Klein, im November des verfloßenen Jahres gemeinschaftlich mit Herrn Dienys Stur bejucht hatte.

Die kohlenführenden Schichten ruhen auf Gneiß; sie streichen nord-südlich und fallen westlich. Drei Gruben sind im Betriebe, in Kozla, in Kamenisa und in Sirinia, und außerdem bestehen Schurfbaue in Dkaszu Ren und Keczka. Die Baue in Kozla und Kamenisa wurden vor 18 Jahren eröffnet, stehen aber erst seit 5 Jahren in regelmäßi-

gem und schwunghaftem Betriebe; der Bau in Sirinia wurde erst im abgelaufenen Jahre eröffnet. Die bisherigen Aufschlüsse erstrecken sich in Kozla auf 380 Klafter im Streichen und 50 Klafter Saigerteufe, in Kamenitza auf 130 Klafter und 60 Klafter, in Sirinia auf 60 und 15 Klafter. Drei Kohlenflöze sind bekannt und in jedem der drei Baue durchfahren; zwei davon mit einer durchschnittlichen Mächtigkeit von 2 bis 3 Fuß sind abbauwürdig. Die Erzeugung, seit den letzten 5 Jahren in stetiger Zunahme, erreichte im vorigen Jahre 222.000 Wiener Centner, deren Verkaufspreis in Drenkova 45 kr. ö. W. pr. Centner beträgt.

Das geologische Alter der Ablagerung ergibt sich aus der Bestimmung der Petrefacten einer im Hangenden der Kohlenflöze auftretenden Kalkschichte. Nach der Untersuchung von Prof. Peters gehören dieselben der Liaskformation an, welche bekanntlich die besten und reinsten Steinkohlen im Gebiete der österreichischen Monarchie liefert, Außer der vorzüglichen Qualität der Kohle kommt aber den Versatzkafer Bauen auch noch die außerordentlich günstige Lage dicht am Donauströme besonders zu Gute.

Herr Dionys Stur entwickelt seine Ansichten über die neogen-tertiären Ablagerungen im Mürz- und Murthale in Steiermark. In beiden Thälern lassen sich Ablagerungen von zwei neogenen Altersstufen unterscheiden; die tieferen, bestehend aus Conglomeraten und Sandsteinen und darunter Schieferthonen mit Kohlenflözen, sind durch Säugethierreste charakterisirt und entsprechen den „marinen Schichten“ des Wiener Tertiärbeckens. Hieher gehören die Ablagerungen von Turnau, Astenz, Parschlag, Illa, Winkl, Urgenthal, Leoben, Trofaiach u. s. w.; die höheren bestehen aus Tegel, der ebenfalls Kohlenflöze führt und darüber Schotter. Sie enthalten Congerien und gehören daher unzweifelhaft der obersten Süßwasserstufe des Wiener Beckens an. Die Kohlenablagerungen im oberen Murthale, sind hieher zu beziehen. Jede Spur einer Ablagerung, die man der mittleren brackischen Stufe, den Cerithienschichten des Wiener Beckens parallelisiren könnte, fehlt dagegen in den nordöstlichen Alpen gänzlich.

## Versammlung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft

am 13. Jänner 1864.

Nach der Verlage der eingegangenen Gegenstände theilt der Secretär Ritter von Frauenfeld mit, daß Se. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Ludwig Joseph der Gesellschaft einen Betrag von 240 fl. zustellen ließ, wofür die Umwesenden den wärmsten Dank mittelst Erhebung von den Sigen aussprechen. In Betreff der Medaille für den hochverdienten Botaniker Hofrath v. Martius in München theilt er ferner mit, daß diese Ehrengabe in Folge gepflogener Verhandlungen nunmehr von Wien ausgehe und ladet daher dringend zur regen Theilnahme an derselben ein. Endlich legt derselbe das dritte und vierte Heft der Verhandlungen vor, so wie das von der Gesellschaft herausgegebene Werk über Desfriden von Herrn Fried. Brauer und das Schlussheft der „*Diptera austriaca*“ von Schiner, zwei Werke, die mit eben so viel Gründlichkeit als Fleiß und Ausdauer zu Ende geführt wurden und wohl geeignet sind die Achtung vor den hiesigen Leistungen in Naturwissenschaften zu erhöhen.

Director Brunner v. Wattenwyl übergiebt ein Werk über die Familie der Battiden, welches die Gesellschaft zur Herausgabe übernommen hat, und bespricht den Inhalt desselben. Während Audinet Serville und Burmeister, beide gleichzeitig im Jahre 1839, eine systematische Arbeit über diese Abtheilung der Geradflügler gaben, in welcher ersterer 80, letzterer 120 Arten beschrieb, erschien seither kein weiteres umfassendes Werk

über jene Insecten. v. Brunners Werk enthält eine neue abweichende Classification über dieselben und er beschreibt in seiner Arbeit in 50 Gattungen über 400 Arten.

Herr S. Surazka legt abnorme Blüthenzweige von *Prunus cerasus* vor, welche Herr Dr. Karl Schiedermayer aus Kirchdorf eingesendet von einem Spalierbauer, der im September 1861 zum zweiten Male geblüht hatte, wo die Blüthen statt in doldigen Büscheln einen doldentraubigen Blüthenstand wie *Prunus Mahaleb* darstellten.

Ritter v. Frauenfeld spricht über *Scenopinus* und *Platypega*, zwei Fliegen-gattungen, die er gezogen, und weist aus der Metamorphose nach, daß deren bisherige systematische Stellung eine irrige und namentlich ihre Vereinigung ganz unzulässig sei. Ferner theilt er ein kleines hier in Wien erschienenenes Werk über Gallauwüchse von Hammer Schmidt mit, welches er nach langem vergeblichen Bemühen endlich erst durch Dr. Sichel in Paris zur Ansicht erhielt, und bespricht den Inhalt desselben.

An eingegangenen Manuscripten wurden Beobachtungen in der Vogelswelt aus der Umgegend von Gills in Steiermark im Jahre 1863 von Ed. Seidenbacher und Berichtigungen und Zusätze zur Flora von Ober-Oesterreich von Dr. Sauter in Salzburg vorgelegt.

Endlich wird von Herrn Dr. Kauscher dem Andenken der beiden Botaniker W. Kany und Prof. Alschinger, welche die Gesellschaft kürzlich durch den Tod verlor, einige Worte der Erinnerung gewidmet.

### Ungarische Akademie.

Die erste große Sitzung wurde am 19. Jänner abgehalten. Die Gegenstände von allgemeinem Interesse waren: Feststellung des Programmes für die öffentliche Sitzung, Zuerkennung der Preise, Aufstellung neuer Preisaufgaben und Candidatur neuer Mitglieder.

Eine neue Stiftung hat die Gemalin des Herrn Johann Molnár, Luise geb. v. Sztrókay, für die Akademie gemacht. Diese Stiftung, welche aus 1000 Stück Ducaten besteht, wird den Namen ihres verstorbenen Vaters Anton Sztrókay, gewesenen ordentlichen Mitgliedes der Akademie, tragen und aus den Interessen derselben soll jedes zweite Jahr das beste der im Gebiete der Rechts- und Staatswissenschaften erschienene Werk mit je 100 Ducaten prämiirt werden.

Unter den elf epischen Dichtungen, welche um den Nádasdy-Preis von 100 Ducaten concurrirten, trug das Epos „Buda halála“ von Johann Arany den Sieg davon. Der „Tod Buda's“ ist der erste, jedoch in sich abgeschlossene Theil einer epischen Trilogie, welche, wenn sie vollendet sein wird, ein epochemachendes Werk in der ungarischen Litteratur zu bilden verspricht. Der Nádasdy-Preis wird für 1865 abermals ausgeschrieben.

Der für eine Geschichte der Erfindungen und Entdeckungen ausgeschrieben Preis von 300 fl. hatte nur einen Bewerber gefunden, dessen Arbeit als preiswürdig erklärt wurde. Als Verfasser stellte sich der Prof. Juris Ludwig Baróczy heraus.

Der Damenpreis für eine Geschichte Griechenlands bis auf Alexander den Großen wurde nicht begeben, da keine der eingelaufenen zwei Concurrzarbeiten als preiswürdig gefunden ward.

Eben so erfolglos blieb die Concurrrenz um den Gorové-Preis über das Volksthümliche in der Poesie.

Der für eine philologische Abhandlung ausgesetzte Sámuel-Preis von 15 Ducaten wurde dem correspondirenden Mitglied Joseph Budenz für seine Abhandlung: „Etschu-waffische Mittheilungen und Studien“ zuerkannt.

Der große Akademiepreis wurde dem ersten Bande des Werkes: „Biologie des Menschen“ von Kol. Balogh, der Marczibankische Preis der „Americanischen Reisebeschreibung“ von Karl Mendtwich zuerkannt.

Die gleichfalls dieser Section zukommende Ausschreibung der Bitez'schen Preisfrage wurde von ihr in folgender Weise formulirt: „Es werde irgend ein Mineral oder Gestein oder Petrefact auf Grund eigener neuer Daten in der Weise beschrieben, daß dessen bisher nicht gekannte Verhältnisse ersichtlich gemacht werden“. Diese Aufgabe wurde gutgeheißen.

Für den Gervé-Preis wurde von der philosophischen Abtheilung folgende Frage empfohlen und von der Versammlung genehmigt: „Welchen Einfluß übt die neuere Entwicklung der Naturwissenschaften auf die die Freiheit des Willens und der menschlichen Seele verteidigende Philosophie aus? welche der neueren naturwissenschaftlichen Richtungen ist diejenige, welche mit dieser Philosophie collidirt? und haben wir diese Philosophie oder aber die ihr entgegenstehende naturwissenschaftliche Richtung der Unvollkommenheit zu zeihen?“

Zu correspondirenden Mitgliedern wurden gewählt: Těšfi, Pákh, Suhajda, Baron Gabriel Kemény, Andreas Fabó, K. Tháky, Rózsay, Jul. Schwarz, Jul. Greguš, Kol. Balogh, Erkövy, Slamál und von Auswärtigen: Thiers, Schleicher, Beda Dudik.

### Deutsch-historischer Verein in Böhmen.

In der Sitzung der Abtheilung für Sprache, Litteratur und Kunst vom 21. Jänner kam das Werk des Prof. B. Gruber über die Kaiserburg zu Eger und die sich an dieselbe anreihenden Baudenkmale durch den Vereinssecretär Herr Dr. Wiewowsky in der Handschrift zum Vortrage. Prof. Gruber weist unter anderen nach, daß die alten Bauwerke der Stadt Eger durchgehends den deutschen Charakter an sich tragen und nur ausnahmsweise und in geringen Spuren ein Hinübergreifen der speciell böhmischen Kunstrichtung sich nachweisen lasse. Was insbesondere den sogenannten Saalbau anbelangt, so ist derselbe in dem Rundbogenstil, wie er sich um die Mitte des 12. Jahrhunderts ausprägt, gehalten und mit Sicherheit in den Jahren zwischen 1150 bis 1175 ausgeführt worden. Obwohl längst verfallen und nur mehr eine dem gänzlichen Verschwinden entgegengehende Ruine, mache selbst dieser Rest noch einen überwältigenden Eindruck. Leider dürften die herrlichen Fensterrundbögen mit ihren schönen Marmersäulen wohl schon in wenigen Jahren zusammenstürzen, da die noch stehenden Umfassungsmauern des einstigen Kaiserpalastes schutzlos der Witterung preisgegeben sind. Für die Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale wäre hier eine schöne, wenn auch schwierige Aufgabe zu lösen. Die Arbeit Prof. Grubers giebt eine vollkommene Schilderung und Würdigung nicht bloß dieses Baues, sondern auch der übrigen Theile der Kaiserburg, als deren Erbauer mit Gewißheit Kaiser Friedrich der Rothbart bezeichnet werden kann: wie z. B. der merkwürdigen, noch zu wenig gewürdigten Doppelcapelle und anderer merkwürdigen Baudenkmäler von Eger. Eine große Anzahl mit großer Kunst und dem sorgfältigsten Fleiße ausgeführter Zeichnungen, Auf- und Grundrisse u. s. w. dienen zur Erklärung des Vortrages, der allgemeinen Beifall und die ehrendste Anerkennung fand. Die Herausgabe dieser gediegenen Abhandlung ward beschließen; ebenso wurden die Anträge, den Biographien hervorragender Deutschen in Böhmen ein größeres Augenmerk zuzuwenden und die Biographie und den litterarischen Nachlaß des kürzlich in Eger verschiedenem Rathes Grüner im Wege des Vereines herauszugeben, angenommen.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer.      Druckerei der k. Wiener Zeitung.



# Die moderne Museenfrage in Bezug auf Geschichte, Kunst und Kunstindustrie<sup>1</sup>.

• Von Jakob Falke.

„Raritäten sein zu seh'n, schöne Raritäten!“

Es ist noch nicht lange her, daß man mit dem Schlagwort dieser in Hamburg einst wohlbekannten Verse das schaulustige Publicum wie mit einem Zauberpruch in die Cabinette lockte. Heute ist das anders geworden, „Raritäten“ will niemand mehr sehen, niemand mehr kaufen und sammeln; Noahs Anker, ein Stückchen ägyptischer Finsterniß, selbst die Jakobleiter haben keine Zugkraft mehr. Die Liebhaberei der Antiquarier ist eine andere geworden; die Sammelwuth hat sich eine andere Beute ausersehen. Auch die Cabinette und Museen haben also ihre Geschichte.

Die Kirchen und Schlösser des Mittelalters sammelten ihren „Schatz“, den sie bei Festen prunkend ausstellten. Aber die Kirchen und die Gläubigen dachten dabei mehr an die frommen, wunderthätigen Reliquien als an das kostbare Kleid oder das reichgeschmückte Haus, welches ihnen die Kunst gegeben hatte, und für die Großen dieser Welt war die Sammlung des Prunkgeräthes aus edlem Metall in der That ihre Schatzkammer, eine Art, ihren Reichthum aufzubewahren und zugleich stolz zur Schau zu bringen. Dabei ist nicht ausgeschlossen, daß sie nicht auch für den Werth der kunstvollen Arbeit, der den des Materials oft vielfach überstieg, ein volles Gefühl gehabt hätten.

Alles das, was man so im Mittelalter sammelte, hatte zugleich einen Zweck. Kunstwerke um des Kunstwerthes und des Kunstgenusses willen zu erwerben, das kam erst mit dem 15. Jahrhundert auf, als die Malerei ihren alten Weg, bloß für einen bestimmten Zweck und einen bestimmten Ort zu arbeiten, verließ und nun ins Blaue hinein Staffeleibilder producirte, die sich eine heimatliche Stätte suchen konnten. Da zuerst fing man an, mit ihnen die Wände von Privatwohnungen zu schmücken, und nahm sie als Möbel in die Schlösser auf, wo man nur feste, zum Bau gehörige Wandmalereien gekannt hatte. Sie aber gewissermaßen als herrenloses Gut und landläufige Waare einzufangen und aufzuspeichern und ihnen in gesellschaftlichem Verein eine bleibende Stätte anzuweisen, das konnte

<sup>1</sup> Wir glauben die Bemerkung voraus schicken zu müssen, daß die nachfolgende Erörterung lediglich vom Princip, vom Standpunkt der Wissenschaft ausgeht, ohne Rücksicht oder Nebenrücksicht auf eine bestimmte Zeitlichkeit oder bestimmte gegebene Zustände. Wo solche vorhanden und nicht zu ändern sind, da versteht es sich von selbst, daß die theoretischen Ansichten sich ihnen zu accommodiren haben.

erst Sitte werden, als die Vielfältigungskünste, der Holzschnitt und der Kupferstich, in Schwung kamen und viel und billige Kunstwaare in einem förmlichen Handel zu Markte brachten.

Während die Großen im 16. Jahrhundert noch eine Weile fortfuhren Kunstwerke bloß als einen Schmuck ihrer Wohnungen zu betrachten, der gewöhnliche Adel aber, Italien ausgenommen, überhaupt an solche Dinge nicht dachte, waren wohl die Patrizier der Handelsstädte die ersten, welche sich Hauscabinette von allerlei schönen Sachen anlegten. Durch viele Reisen welterfahren und durch den Handel reich geworden, fanden sie hierin eine ehrenvolle und zugleich Genuß gewährende Verwendung der gewonnenen Reichthümer. Mit Bildern, Schnitzwerken, schön verzierten Büchern, mit den edelsten Arbeiten der Goldschmiedekunst bewährten sie ihr feines Verständniß, das sie im Umgang mit Künstlern aller Länder ausgebildet hatten. Aus dieser Zeit z. B. stammen die wenigen guten Ueberreste, die sich heute noch im Besiß Nürnberger Patrizierfamilien erhalten haben.

Schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts änderte sich das, wenigstens in den deutschen Städten. Ungeschützt zu Land und See, schlüpfte der Welthandel aus ihren Händen und die Besizthümer schmolzen zusammen. Da fand sich in den Fürsten ein anderes Mäcenatenthum, das sich beeilte, die Bürger von den gesammelten Kunstschätzen zu befreien. Noch im 16. Jahrhundert beginnen die Namen der großen Liebhaber und Sammler auch nordwärts der Alpen. Einer der ersten und bedeutendsten unter ihnen war der Gründer der Ambraszer Sammlung, Erzherzog Ferdinand, der zwar viel auf historische Namen gab, aber auch, außer den Rüstungen berühmter Träger, in Gemälden, illustrierten Manuscripten, Schnitzereien und Goldschmiedarbeiten manch feines Wunderwerk der Kunst zusammengebracht hat. Ihm folgen aus dem Geschlechte der Habsburger Kaiser Rudolf II. und Erzherzog Leopold in Brüssel, deren Sammlungen jetzt die kaiserliche Galerie im Belvedere bilden, dann der Kurfürst Maximilian von Baiern, Maria Medicis von Frankreich, der Herzog von Buckingham, König Karl I., Christine von Schweden, Lord Arundel, Richelieu und viele andere erlauchte oder berühmte Namen. Schon fing die Liebhaberei an, sich auf bestimmte Gegenstände zu werfen, z. B. auf Autographen, Antiken, geschnittene Steine, doch gehört diese Art von Sammlungen mehr dem 18. Jahrhundert an.

Bereits um die Mitte des 17. Jahrhunderts wurde das Sammeln Mode- sache bei den vornehmen Herren, und man ging in Paris des Morgens zur gesellschaftlichen Unterhaltung in die Privatscabinette, wie man heute in den Kunstverein geht. Man würde aber Unrecht thun, wollte man es für bloße Modesache halten und das Verständniß ausschließen; im Gegentheil, was sich von Privatsammlungen aus dem Ende des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erhalten hat, das legt lautredendes Zeugniß ab für die feinste Kennerchaft, für einen oft großartigen Kunstsin. Nur muß man die minder glücklichen, oft entstellenden Vermehrungen der Enkel von dem Stamm zu scheiden wissen. Sammlungen z. B. wie die fürstlich Liechtenstein'schen können uns über das Interesse, den Geschmack und die

Opferwilligkeit des Gründers oder der Gründer nur in Erstaunen setzen, zumal wenn man noch ihre gleichzeitig ausgeführten Prachtbauten in Betracht zieht. Wo fände sich heute Einer, der es darin mit dem Fürsten Hans Adam v. Liechtenstein aufnehmen könnte!

Im 18. Jahrhundert sanken allerdings mit der Kunst auch der Kunstfinn und der Geschmack im Sammeln, nicht aber die Lust daran. Freilich gab es immer noch eine erkleckliche Anzahl echter Kunstenthusiasten, die wußten, was sie sammelten, von den Thronen herab bis in das wohlhabende Bürgerhaus, aber im Allgemeinen wurde das Sammeln eine Manie, bei welcher es sehr wenig auf den Werth des Gegenstandes ankam. Ja man hatte so wenig Pietät, daß man einen förmlichen Vandalismus übte und die schönsten Kupferstiche rücksichtslos ringsum verstümmelte, wenn sie nicht auf die Cartons oder in die Mappen passen wollten.

Bis dahin hatten die Gegenstände entweder durch die Kunst oder durch das historische Interesse ihre Bedeutung gehabt, jetzt kam die Sucht nach Raritäten oder nach ganz absonderlichen Dingen auf. Nun füllten sich die Cabinette mit allerlei Künsteleien, mit wunderbaren Uhrwerken und mechanischen Spielereien, mit beweglichen Elfenbeinaugen oder langen, aus einem Stücke geschnittenen Ketten, oder einer Menge Kugeln, die in einander beweglich lagen, und anderen Dummheiten dieser Art, bei denen der Verstand des glänzenden Publicums stillstehen sollte.

Die echten Sammler, d. h. diejenigen, die eigentlich mit der Manie behaftet waren, hatten es nur noch auf eine einzige Gattung oder Species von Gegenständen abgesehen, auf die sie gerade ein Einfall oder ein Zufall geführt hatte. So gab es einen Autographensammler, der trachtete nur nach Autographen von Leuten mit dem Vornamen Ludwig, weil er selber ihn führte. Ein anderer legte eine Briefsammlung von Narren an, wobei er, wie wir hoffen, ein Muster seiner eigenen Correspondenz nicht vergessen hatte. Da es damals die goldene Zeit des Schnupitabaks und der hohen, reich verzierten Spazierstöcke war, so waren auch Sammlungen von Dosen und Stöcken und Stockknöpfen an der Tagesordnung. Friedrich der Große hatte ein Dosen-cabinet von 1500 Exemplaren, von denen er ein Drittel schon von seiner Mutter überkommen hatte. Indes, da die Dosenmalerei jener Zeit wirklich reizende Sachen aufzuweisen hat, das schönste davon reichlich von einer gewissen Art, so kann man immer noch von einem Kunstvergnügen dabei reden. Ähnlich ist es mit Sammlungen von Knöpfen, deren es damals gab. Bekanntlich waren im 18. Jahrhundert die Knöpfe ein Hauptschmuck der Röcke und Westen und es wurde viel Kunstarbeit an sie verwendet. Auch erhielten sie in Miniaturmalerei figürliche Darstellungen, welche die Tagesereignisse zu begleiten pflegten, so daß also jemand in einer Knopfsammlung eine illustrierte Geschichte besitzen konnte. Ein historisches Interesse knüpfte sich auch an Sammlungen von Westen, die mit Scenen aus den beliebten Romanen oder mit geschichtlichen Ereignissen bestickt waren. Man durfte also gewissermaßen von monumentalen Westen reden und mochte sich eine Art Bildergalerie aus ihnen anlegen.

Seltener schon ist die Sammlung, die ein Engländer anlegte -- natürlich ein Engländer! -- nämlich von solchen Stricken, mit welchen arme Sünder oder Capital- und Staatsverbrecher vom Leben zum Tode befördert worden waren. Ähnliche Schaudersammlungen entstanden in der französischen Revolution, wohin wir eigentlich die nicht rechnen wollen, die aus den Köpfen und Gebeinen der Königsfamilie angelegt wurde, als die revolutionäre Wuth die Gräber von St. Denis zerstörte, denn es geschah mehr aus Pietät. Aus jener Zeit stammt das heute noch viel besuchte Wachsfigurencabinet der Madame Tussaud in London, dessen eine und berühmteste Abtheilung alle berühmigten Räuber und Mörder und sonstigen Scheufale des Jahrhunderts in getreuen Nachbildungen, angethan mit ihren wirklichen Kleidern, enthält.

Diese Art von Sammelmanie ging in das 19. Jahrhundert hinüber und wird wahrscheinlich noch ihre Vertreter in der Gegenwart haben. Vor kurzem erst starb ein vielgewandter Dichter, der eine Dofensammlung hinterließ, welche die Friedrich des Großen an Zahl noch übertraf, während der Bruder eines berühmten noch lebenden Maestro mitten in einem erstaunlichen Cabinet von Rattenschwänzen, Hundepfoten, Ragenköpfen und anderen Thierüberresten verstarb. Muß es auch solche Käuze geben?

Im Allgemeinen aber ist die Gegenwart auf den entgegengesetzten Weg gekommen: sie will nicht trennen, sondern zusammenfassen, sie will nicht Sammlungen für einzelne Gattungen, nicht Cabinette, sondern möglichst Verschiedenartiges umfassende Museen, sie will nicht das Durcheinander von Naritäten und Sehenswürdigkeiten, sondern sie will aus bestimmten Gesichtspunkten ordnen, gliedern und zusammenstellen. Von dieser Art ist z. B. das neue Museum in Berlin, das Hotel Cluny, das germanische Museum in Nürnberg, das Kensington-Museum und das British-Museum in London, obwohl dieses seine Anfänge schon aus dem vorigen Jahrhundert herleitet.

Letzteres ist sogar in der Zusammenfassung so weit gegangen, daß es die ganze Natur an sich herangezogen hat, wie uns scheint, völlig ungehöriger Weise. Denn beide Arten von Sammlungen haben ein gänzlich anderes Gebiet und haben so wenig mit einander gemein, wie die Geschichte, im weitesten Sinne des Wortes genommen, mit der Natur oder vielmehr mit der Naturbeschreibung, denn es giebt allerdings einen Punkt in der Naturwissenschaft, wo sie sich mit der Geschichte berührt. Die Sammlungen für Kunst, Cultur, Geschichte und Industrie schauen rückwärts in die Vergangenheit und haben es allein mit der Menschheit und dem Menschlichen zu thun, mit den Denkmälern oder Ueberresten der menschlichen Thätigkeit. Für die Naturmuseen ist der Mensch nur ein Object wie ein anderes; sie sammeln, was noch ist, oder nur zum kleinsten Theile, was einst war, so daß sie eigentlich mit Unrecht naturhistorisch genannt werden. Sie fallen darum auch aus unserer Untersuchung hinweg.

Die Gegenwart, haben wir gesagt, will nicht Cabinette, sondern umfassende Museen, aber sie geht weiter. Zum ersten Male wirft sie die Frage auf: Wozu sind Museen und Sammlungen da? Sind sie bloß Kinder der Laune und

der Mode? Befriedigungen der Neugierde und Unterhaltungsmittel des Müßigganges oder, wenn es hoch kommt, wohlbesetzte Tafeln für den Kunstgenuß und ästhetische Suppenanstalten für das Bildung suchende Publicum? An das letztere denkt man auch erst gegenwärtig, denn bisher waren die Sammlungen und sind es noch — „Caviar für's Volk“.

Die Frage, wozu? ist nicht von ungefähr gekommen. Sie ist eine Art Aufschrei des Bedürfnisses. Gäbe es noch keine Museen, man müßte von jetzt anfangen, sie zu errichten, denn, bisher nur Erzeugnisse des Reichthums und des Luxus, sind sie auf einmal dringende Forderungen der Zeit, Gebote der Noth geworden. Der Ruf ist allgemein.

Woher das Bedürfnis? woher die Noth? Der Ruf erschallt zugleich von zwei Seiten, von der Wissenschaft, wie von der Kunst. Dort ist es die Geschichte, hier die Industrie, so weit sie es mit dem Schönen zu thun hat, welche beide in einem Umschwung begriffen sind und aus diesem Umschwunge heraus auf einmal die Nothwendigkeit unterstützender Sammlungen erkennen.

Wie das zusammenhängt, das werden wir im Folgenden zu betrachten haben, zuerst bei der Geschichte und dann bei der Industrie. Es wird sich dabei zugleich ergeben, wie beide Arten von Museen beschaffen, welches ihr Inhalt sein muß.

### I. Das Geschichtsmuseum.

Was der moderne Geschichtschreiber bisher zum ausschließlichen Gegenstande seiner Darstellung hatte, das ist nur ein sehr kleiner Theil von dem, was er eigentlich zu erforschen und darzustellen hat, nur eine Provinz eines großen Reiches. Es verhält sich damit etwa so, wie wenn jemand das Leben des Meeres beschreiben wollte und wüßte nur zu erzählen von Stürmen und Wellen und allenfalls von Schiffbrüchen, nicht aber von dem, was die unermessliche Tiefe birgt, von dem Leben des Lebendigen da unten, von den eigentlichen Bewohnern des Meeres. Er lehrte uns nur die Oberfläche kennen, nicht aber den Gegenstand selbst in seinem inneren und wahren Wesen.

Gerade so der Geschichtschreiber, derjenige, welcher heute auf diejen Namen einen bevorzugten, ja alleinigen Anspruch erhebt. Er forschet nur auf der Oberfläche umher, er erzählt uns nur von den Stürmen und Wellen und was sie zertrümmerten und welche Veränderungen sie rings an den Ufern hervorbrachten. Sein Gegenstand sind die Bewegungen der Völker und der Staaten, welche Schicksale und Wandlungen sie in diesen Bewegungen erlitten und wie sie sich festsetzten und gestalteten in Grenzen und Verfassungen. Er ist Biograph der Völker und Biograph einzelner Menschen, welche die Stürme an die Oberfläche geworfen haben, so daß sie ihm sichtbar wurden; aber er ist der Biograph der äußeren Lebensschicksale, dieser einzelnen Menschen wie der Völker: er steigt nicht hinab in die Tiefe der Seele, nicht in die Seele des Volkes, nicht in die Seele der Menschheit.

Die wahre Geschichtschreibung ist Biographie der Menschheit, des Menschengeistes, nicht des einzelnen oder der hervorragenden Persönlichkeiten, welche anscheinend

der Zufall ihre für das Publicum sichtbare Rolle auf den Bogenspitzen abtanzen läßt. Ihr Held ist nicht der Eroberer, nicht der Staatsmann, sondern die Menschheit als Gesamtheit. Der Geschichtschreiber soll ihr Leben erforschen und darstellen von jenen ersten Anfängen an, da der Mensch zuerst das Auge des Verstandes aufschlug, da er erkannte, oder besser, da in ihm die Ahnung dämmerte, er könne sich über die Stufe des Thieres erheben, er könne, was das Thier sich durch Instinct und Stärke erwerbe, sich durch Geschick und Verstand, also durch die Kunst verschaffen, Anfängen, welche neueste Forschungen fernab in ungezählte Jahrtausende von unserem Heute hinweggerückt haben. Von diesen Anfängen an, da der Mensch sich künstliche Werkzeuge machte, mit denen er sich die Nahrung verschaffte und künstlich zubereitete, da er seinen nackten Körper deckte und sich ein Obdach baute gegen Wind und Regen, gegen Sonne und Kälte — von diesen Anfängen an hat er die Menschheit in ihrer geistigen Entwicklung, auf dem Gange ihrer Cultur zu verfolgen, den Werken ihrer geistigen Thätigkeit in Rede und Schrift, in Bild und Bau und sonstiger Gestaltung nachzugehen, sie in dem Werden und Wandeln der Sitte und der Lebensweise, in der Ausbildung des Luxus, in der Verfeinerung des Gefühls, in der Reinigung und Klärung ihrer Begriffe von den übersinnlichen Dingen, in der Erweiterung des Wissens, in Entstehung und Fortgang der Wissenschaften bis auf den heutigen Stand der Dinge zu erforschen und darzustellen. Und wohlgemerkt, was eine Hauptsache ist, er hat das alles zu erkennen und nachzuweisen in dem ununterbrochenen nothwendigen, wir können sagen, gesetzmäßigen Zusammenhang der Urjachen und der Wirkungen, er hat es darzustellen nicht als vereinzelte, für sich bestehende Erscheinungen, sondern so zu sagen als die verschiedenen Offenbarungsweisen eines und desselben lebendigen, befeelten Wesens, der Menschheit, die für ihn Individuum ist. Sobald er nicht mehr fühlt, daß er Biograph dieses Individuums ist, sobald es nicht mehr die Menschheit ist, welche er ganz oder nach einer besonderen Richtung hin darzustellen hat, sobald er nur einen Gegenstand für sich allein betrachtet, sei es Politik, sei es Kunst, sei es Litteratur, alsdann kann er auch seine Ansprüche nicht höher erheben, als daß er Material für den künftigen Geschichtschreiber herbeiträgt.

In dieser Auffassung ist die Aufgabe der Geschichtswissenschaft eine eben so weite und große wie erhabene; aber vieler Geister Arbeit muß erst vorausgehen, bis eine einigermaßen genügende Lösung versucht werden kann, und noch Geschlechter haben Vorbeeren daran zu ernten. Was die moderne Geschichtsschreibung bis jetzt geleistet hat, das hat uns dem großen Ziel wenig näher geführt, ja man muß sagen, daß sie mit dem Gros der Armee eine Richtung eingeschlagen hat, welche sogar weit ableitet. Wie schon gesagt, bearbeitet sie nur eine Provinz und nicht mit Rücksicht auf das Ganze, sondern in dem Wahne, daß dieser kleine Theil das Ganze der Wissenschaft sei. Weil sie es nur mit den äußeren Dingen zu thun hat, die ein Werk zufälliger Ursachen zu sein scheinen, so denkt sie nicht an die nothwendige Gesetzmäßigkeit in der Entwicklung. Sie ist nur bemüht, und allerdings mit einem Ernste, wie er der Wissenschaft geziemt und einer besseren Sache

würdig wäre — sie ist nur bemüht, die Richtigkeit des Thatsächlichen herzustellen. Das ist etwas, aber nur etwas; es ist die unterste Stufe der geschichtlichen Wahrheit, die gemeine Wahrheit.

So war die Geschichtswissenschaft der neueren Zeit bis jetzt, und so ist sie es noch — als Schule. Aber die Opposition ist schon wachgerufen, das richtige Verständnis dämmert und klärt sich, die Ueberzeugung bricht sich weiter und weiter Bahn, daß sie so, wie sie ist, nicht genüge. Schon ist sie isolirt worden, das Publicum, oder besser, das Volk wendet sich von ihr ab, sie ist nur noch eine Wissenschaft für sich selbst, für die Geschichtsforscher.

Obwohl die Opposition ganz unklar und aus dem Gefühle begam, so traf sie doch instinctmäßig das Richtige; sie änderte das Object der Geschichtschreibung. Man erkannte, daß Krieg und Politik den Umfang der Aufgabe nicht ausfüllten, und man sah sich nach anderen ergänzenden Gegenständen um. Das war einerseits richtig, aber andererseits ein Fehler. Wie wohl jede neue Richtung in der Wissenschaft mit einer gewissen Unsicherheit in der Methode und Unklarheit über das Ziel beginnt, so auch hier. Der Fehler war der, daß man eben nur an eine Ergänzung dachte und nicht an eine neue Grundlage und ein neues Gebäude, in welches die bisherigen Resultate nur als Bausteine einzufügen waren. Statt dessen wollte man gewissermaßen einen neuen Flügel anbauen.

Dieses neue Element der Geschichtswissenschaft sollte die „Cultur“ sein. Das Schlagwort hatte sich schneller eingefunden, als man sich über Bedeutung und Methode klar geworden oder verständigt hatte. Daher kam es, daß man anfangs unter Cultur und Culturgeschichte alles dasjenige verstand (und wohl noch versteht), was nicht der politischen Geschichte oder sonst einer ganz bestimmten, bereits ausgeprägten Gattung, wie z. B. der Litteratur, angehört. Weil sich die Gunst des Publicums, das sich durch die bisherige politische Geschichte gelangweilt fühlte, der neuen Richtung rasch zuwandte, so wurde von dieser Art mit emsigem Fleiße vieles zu Tage gefördert, gesammelt, meist aber an zerstreuten Orten veröffentlicht. Da aber eigentlich nur ein Wort, nicht ein Gedanke es zusammenband, und auch diejenigen Werke, welche zusammenfassen und verarbeiten wollten, die durchdringende und beherrschende Macht der Grundidee vermissen ließen, so war alles, was auf diese Weise entstand, doch nur Material und vieles davon unbrauchbar oder rohes, unbehauenes Gestein. Obwohl das als bei einer beginnenden Wissenschaft ganz in der Natur der Sache lag, so gab doch diese Mangelhaftigkeit der bisherigen Schule, die in bewußter Sicherheit einer geprüften Methode fortschritt, ein gewisses Recht, mit vornehmem Achselzucken auf die schwankenden Schritte der jungen Nebenbuhlerin herabzusehen.

Indeß vermochte weder die Mißachtung der Privilegirten, noch die eigene Unsicherheit das neue Streben in seiner Bahn irre zu machen oder einzuschränken. Bereits ist die Cultur als ein integrierender Theil der Wissenschaft so sehr ein Satz allgemeiner Ueberzeugung geworden, daß nicht einmal die bisherigen Gegner mehr ihre Berechtigung, ja Nothwendigkeit in Frage stellen, sondern, willig oder un-

willig, dem culturgeschichtlichen Element seinen Raum in den eigenen Arbeiten zugestehen. Ein schlagender Beweis dafür ist das von der historischen Commission in München veranlaßte Unternehmen einer Geschichte oder vielmehr von Geschichten der Wissenschaften, worauf sie selber und mit Recht stolz ist. Aber man darf sich nicht verhehlen, daß damit ein ganz anderer Weg als der bisherige eingeschlagen wird, und daß es der erste Schritt auf dem Wege der Culturgeschichtsschreibung ist. Freilich, wenn auch ein großer, doch immer nur ein erster Schritt, denn so lange die Wissenschaften nur vereinzelt, jede für sich, dargestellt werden und nicht als Manifestationen des sich entwickelnden und fortschreitenden Menschengesistes, nicht im nothwendigen Zusammenhange mit der gesammten Cultur der Menschheit, so lange ist ihre Geschichte nur schätzbares Material.

Und nicht bloß diese äußere Anerkennung hat sich die Culturgeschichte errungen, sie kann bereits von Thaten reden, welche weit davon entfernt sind, ihren Gegenstand nur als die Ergänzung der bisherigen Objecte der Geschichtsschreibung aufzufassen, vielmehr ihn schon in dem absoluten Sinne nehmen, den wir oben aufgestellt haben. Cultur ist Bildung, und ihre Geschichte ist die Geschichte des Bildungsganges der Menschheit, kurz die Geschichte oder die Biographie des Menschengesistes.

Eine solche vollgültige That, die zugleich die Möglichkeit der von uns geforderten Wissenschaft beweist, ist Buckle's Geschichte der Civilisation, oder, deutlich gesagt, der Cultur, denn beide Ausdrücke sagen in Buckle's und unserer Auffassung genau daselbe. Das Buch, wie es der Verfasser gelassen, ist nur ein Torso, allerdings ein Hercules-Torso, in doppelter Beziehung, was den Riesenbau und die Riesenarbeit betrifft. Das Buch mag ferner seine Fehler haben; des Verfassers Kraft, die das gesammte Wissen umfassen wollte, mag ungenügend befunden werden; seine philosophischen und anatomischen Kenntnisse mögen nicht auf der Höhe der Zeit stehen; vielleicht mag er auch darin zu weit gegangen sein, daß er in der Entwicklung der menschlichen Dinge, die aufeinander folgen, die gleich festen Gesetze behauptete, wie in den Dingen der Natur, die nebeneinander stehen, und endlich soll er den ungeheuren Fehler begangen haben, den ihm selbst sein Uebersetzer nicht verzeihen kann, die absolute Philosophie der Deutschen nicht gekannt, ja vielleicht gar ignorirt zu haben. Wir mögen das alles zugeben, und dennoch ist dieser fehlervolle Torso eine große That, eine That, die nicht mehr rückgängig gemacht werden kann. Die Bahn ist gebrochen, der Weg deutlich bezeichnet und das Ziel groß und klar zu sehen. Der Weg wird nicht wieder verlassen werden.

(Fortsetzung folgt.)



## Maria Theresia und der österreichische Erbfolgekrieg 1740 bis 1748.

Von Prof. Dr. J. B. Weiss.

(Österreichische Geschichte für das Volk. XI. Wien 1863. Herausgegeben vom Vereine zur Verbreitung von Druckchriften für Volksbildung.)

Der gelehrte Verfasser dieser populären Monographie hatte bereits einmal Gelegenheit, sich mit dem anziehenden Gegenstande derselben zu befassen, nämlich in A. F. Schröders „Geschichte des 18. Jahrhunderts“, deren Herausgabe ihm nach dem Tode des Verfassers zu einer angenehmen Pflicht geworden ist. Der dritte Band dieses Werkes führt den Separattitel: „Maria Theresia, die große Kaiserin-Königin“ (Schaffhausen 1862) und behandelt die ereignisreiche Geschichte Europa's von 1740 bis 1756; derselbe stellt nicht bloß in spannender Weise den geheimen Zusammenhang ihrer blutigen Kämpfe, wie ihrer verwickelten Intriguen dar, sondern wirft auch auf Bestrebungen ein neues Licht, die in unserer Zeit wieder mit jedem Jahre stärker werden. Der Gedanke der Einigung von ganz Deutschland war die Seele der Politik einer Frau, der Frau von hehem Geiste, von starkem, frommem und gutem Herzen, Maria Theresia's, der Zierde ihres Geschlechtes, die wir getrost den Spaniern und Franzosen entgegenhalten können, wenn sie sich ihrer Isabella und Blanca von Castilien rühmen, welche Mannesmuth im Frauenherzen trugen.

Die gefährvolle Lage, in der die Erbin Karls VI. trotz der pragmatischen Sanction ihre Reiche überkam, die allseitige Parteiung gegen und für ihr Erbfolgerecht, der europäische Krieg, welcher daraus erwuchs, das alles macht die Regierung Maria Theresia's für jene Zeit wirklich zum natürlichen Mittelpunkte der ganzen Weltgeschichte. Diese Periode derselben darf daher mit Recht den Namen der seltenen Frau führen.

Die erste Hälfte dieses Zeitraumes, die Geschichte Maria Theresia's von ihrem Regierungsantritte, 1740 bis zum Abchlusse des Erbfolgekrieges im Aachener Frieden 1748, bildet auch den Inhalt des vorliegenden ersten Theiles einer österreichischen Geschichte für das Volk. Als Volksschrift also haben wir das Buch aufzufassen und zu beurtheilen, und mit Vergnügen können wir constatiren, daß es eine solche ist. Wenn man bedenkt, wie wenig Werth die deutsche Gelehrsamkeit im Allgemeinen auf eine gute und insbesondere auf eine volksthümliche Schreibweise legt, so ist eine derartige Erscheinung nicht zu unterichätzen. Wissenschaftliche Gründlichkeit und gewählte, anziehende Darstellung schließen sich mit nichten aus, wohl aber verliert sich mit der Neigung für letztere leicht auch die Fähigkeit, während die Ansprüche des Publicums, genährt durch eine in der Tageslitteratur geichulte Publicistik, in dieser Richtung immer höher steigen. Unsere Gelehrsamkeit darf vor diesen Anforderungen fürder nicht mehr kopfscheu und selbstgenügsam zurückweichen, wenn sie nicht ihren Einfluß auf die sich stets mehrende Zahl der Gebildeten preisgeben will. Wie viel moralische Nöthigung und Selbstüberwindung gehört nicht

dazu, so manches treffliche deutsche Buch zu Ende zu lesen! Fragen wir dagegen, warum manches ziemlich leichte Product unserer überrheinischen Zeitgenossen so großen Ruf und wirksamen Anklang findet, auch jenseits der Barrieren, welche die Sprachverschiedenheit zieht, so werden wir in der äußeren Form seines Inhaltes bald die Antwort finden.

Unser Verfasser hat diese formellen Anforderungen nicht außer Acht gelassen. Zudem bringt er eine tiefe Wärme, ja Begeisterung für seinen Gegenstand mit, wodurch die Darstellung Farbe und Schattirung erhält. Leider ist der Stoff dieses Abschnittes meist nur Kriegsgeschichte, die jedoch mit großer Liebe behandelt ist. Nur dürften in manchen weniger wichtigen Epizoden derselben Ziffern und Details mehr gehäuft sein, als es das Interesse der Gegenwart beansprucht; der Ueberblick und die Auffassung der Hauptzüge dürfte dem minder geübten Leser dadurch erschwert werden.

Die oben erwähnte politische Situation Maria Theresia's bei ihrem Regierungsantritte macht allerdings auch die Heranziehung der diplomatischen und persönlichen Verhältnisse an allen europäischen Höfen nöthig. Nur so lassen sich die mannigfachen Verwicklungen und Wandlungen der damaligen Politik erklären: dieselben Gründe, welche dem dritten Bande von Gfrörers „Geschichte des 18. Jahrhunderts“ den Titel „Maria Theresia“ vindiciren, erweitern auch den Begriff der österreichischen Geschichte jenes Zeitraumes thatsächlich zu dem einer allgemeinen, europäischen.

Eingestreute Bemerkungen über die edle Persönlichkeit der Herrscherin halten das Interesse für den Hauptgegenstand wach und gleichzeitige Gesandtschaftsberichte vom Wiener Hofe bieten dem Leser erquickende Ruhepunkte. So verleiht die Geschichte selbst der Darstellung einen Zierrath von ihrem reinsten Metalle, ohne daß der Verfasser nach dem Raushgold der Sage zu greifen brauchte. Probeweise sei es uns gestattet, den Moment herauszugreifen, wo die jugendliche Fürstin sich entschloß, nach Ungarn zu gehen, um mit der Krone dieses ihres Königreiches den Beistand der kriegerischen Nation zu erlangen gegen die zahlreichen Feinde, welche von allen Seiten sie bedrohten und räuberisch die Hände nach ihren Erblanden ausstreckten

In diesem Zustande der Verzweiflung, da selbst die Muthigsten verzagten, blieb nur die tapfere Seele Maria Theresia's standhaft im Glauben an ihr gutes Recht und an Gott, der das Recht schützt. Nur auf Augenblicke preßte Schmerz und Bekümmerniß ihr Worte der Klage aus, so daß sie, eben damals ihrer vierten Entbindung nahe, fast verzweifelt an ihre Schwester schrieb: „Noch weiß ich nicht, ob mir eine Stadt übrig bleibt, wo ich werde niederkommen können“. Aber dann ermannte sich wieder ihr starker Geist und leuchtete sie an unerlöschlichem Muth allen Männern vor: „Wir haben alles verloren“, rief sie, „aber Gott und Ungarn bleibt uns noch“. Von den alten Deutschen erzählt ein römischer Schriftsteller, sie hätten im Weibe einen göttlichen Instinct verehrt und ihm eine Ahnung der Zukunft zugeschrieben, und ein göttlicher Instinct leitete Maria Theresia, als

sie sich an das Volk wendete, das oft schon eine Verlegenheit und eine Gefahr des Reiches gewesen war, an das ritterliche Volk der Ungarn.

In einer Zeit, in der die Regenten nur Despoten und die Unterthanen nur Knechte waren, gut genug zum Kanonenfutter und Steuerzahlen, hatte Maria Theresia ein Herz für das Volk und fand wieder ein Herz, weil sie geliebt und nicht gefürchtet sein wollte. Als Flüchtling kam die bedrängte Fürstin nach Preßburg, und Gföerer sagt sehr schön: „daß die letzte Hoffnung mit dieser edlen und unvergeßlichen Frau nach Ungarn hinunterging und daß nur ihre Standhaftigkeit nächst dem Ausblitzen des magyarischen Geistes Germanien vor gänzlicher Zerstörung bewahrte“. Die vereinigten Kräfte der kaiserlichen Erblande, von deutschen Führern und Waffen unterstützt, hatten Ungarn von der Herrschaft der Türken befreit, und jetzt sollte ihnen Ungarn diese Wohlthat vergelten; denn das Leben der Völker gleicht oft dem der einzelnen, und eine gute That erntet immer wieder, wenn auch erst nach langen Zeiten, ihren Lohn.

Die Sage hat die Ereignisse von Monaten zusammengedrängt und läßt die fliehende Königin sich schnell an den ungarischen Reichstag wenden; der Anblick der vom Kummer gebeugten Königin, der schönen Mutter mit dem jungen Joseph auf dem Arme, reißt augenblicklich die Ungarn hin; mit dem Rufe: „Laßt uns sterben für unsere Königin!“ ziehen sie ihre Säbel aus der Scheide, stürzen sich aufs Pferd und in den Krieg.

Es ging in Wahrheit nicht so leicht. Doch auch die Wirklichkeit, wie sie der Verfasser hierauf in das Licht der Geschichte stellt, macht einen erhebenden Eindruck; das Ergebnis ist dasselbe, wenn auch der Staatsaction die Gemüthlichkeit und drahtische Spitze der schönen Sage fehlt. Dazu noch die Schilderung, welche ein Engländer, Wrarall, von der Erscheinung Maria Theresia's zur Zeit jenes denkwürdigen Landtages entwirft: „Einige, welche Maria Theresia's Krönung bewohnten, haben mich versichert, daß sie eine der schönsten Frauen in Europa war. Sie war von feinem Wuchs und majestätischer Haltung. Ihr Auge, obgleich hellgrau, war ausdrucksvoll und mild. Sie war eben vom Kindebette aufgestanden und das Mathe, Schmachttende verließ ihr neue Reize. Die Krone war ihr zu weit, als man sie ihr anversuchte, man mußte sie ausfütern Da sie ihr zu schwer ward, legte sie sie ab, als sie sich zur Tafel setzte. Das heiße Wetter und die Bewegung bei dieser Feier, die ziemlich lange dauerte, verbreitete eine Röthe über ihr Gesicht, die den Glanz ihrer Schönheit erhöhte. Ihre Haare fielen in Locken über die Schultern und sie war ganz bezaubernd“. Diese Schilderung, die nicht schmeichelt, muß einem immer gegenwärtig sein, wenn man bedenkt, welche Begeisterung diese Fürstin den Ungarn einflößen konnte.

Nächst den angedeuteten Vorzügen des Buches ist schließlich die echt deutsche Gesinnung hervorzuheben, welche das Ganze durchzieht. Der Verfasser behält überall die deutschen Interessen innerhalb wie außerhalb Oesterreichs und die Stellung desselben zum alten Kaiserthume scharf im Auge. Wie es sich geziemt, dient hier das deutsche Wort auch der deutschen Sache.

Die verdienstliche Schrift läßt sich übrigens bisher bloß als Monographie betrachten. Inwieferne sich der Inhalt derselben an die Bearbeitung der benachbarten Zeiträume durch andere Verfasser anschließen, wie die Form der Behandlung mit jener der vorhergehenden und folgenden Bände harmoniren, wie das Stück sich als Bruchstück in den Organismus des ganzen Werkes einfügen wird? das sind Fragen, welche erst nach dem Erscheinen der übrigen Theile eine Beantwortung finden können.

## Die volkswirtschaftlichen Zustände auf der apenninischen Halbinsel.

Beleuchtet von Prof. Dr. Klun.

„Man sagt oft: „Zahlen regieren die Welt“; das ist aber gewiß.  
Zahlen zeigen, wie sie regiert wird.“ G e t t e.

„Im politischen Haushalt, wie bei der Erforschung von Naturerscheinungen sind die Zahlen immer das Entscheidende“, sagt Humboldt; „sie sind die letzten unerbittlichen Richter in den vielbestrittenen Verhältnissen der Staatswirtschaft.“ Zahlen sind Thatsachen; diese erhalten ihren wahren Werth jedoch erst dann, wenn man die Veranlassungen und Gründe dieser Thatsachen erforscht, dieselben mit anderen analogen unter ähnlichen Verhältnissen vergleicht und daraus die Gesetze abzuleiten sucht, als deren Resultate die eben vorhandenen Gestaltungen erscheinen. Absolute Zahlen sind nach meinem Dafürhalten von keinem besonderen Werthe; erst die aus der Vergleichung hervorgegangenen relativen erlauben einen annähernd richtigen Schluß auf gewisse Zustände — dann erst sind die Zahlen beweisende Thatsachen.

Wehl mit wenigen Disciplinen wird ein so arger Mißbrauch getrieben und macht sich der Dilettantismus so breit, als mit der Statistik und der Volkswirtschaft; die verschiedenartigsten Zusammenstellungen und Gruppierungen der Zahlen müssen nur allzu häufig zur Begründung von Behauptungen von diesem oder jenem Parteistandpunkte dienen. Deßhalb ist ein tieferes Eindringen in die statistischen Lehrläge, in die Methode und Behandlungsweise des statistischen Materials ein wahrhaftes Bedürfnis, sollen nicht Fehl- und Trugchlüsse als Stützen von parteiischen volkswirtschaftlichen Deductionen dienen.

Das erste Erforderniß ist die Gewinnung von authentischen Thatsachen, d. h. von richtigen und richtig gruppirten Zahlen. Die Veröffentlichung von periodischen „Zahrbüchern“ (Annaaires — ich verweise vorbeigehend auf jene von Bloch und Horn in Paris), welche ein Bild der politischen, volkswirtschaftlichen oder literarischen Bewegung innerhalb einer bestimmten Zeitperiode zu geben sich als Aufgabe stellen, sind nahezu ein Bedürfnis geworden, und zwar nicht bloß für den Statistiker, Nationalökonom oder Finanzmann „vom Fache“, sondern für jeder-

mann, dem die Entwicklung der Cultur eines Volkes, der materiellen Wohlfahrt eines Staates nicht gleichgültige Dinge sind. Und wer ist wohl an dem materiellen Gedeihen eines Staates in der directesten, greifbarsten Weise durch Steuern, Anlehen u. dgl. nicht theilhaftig? Eine früher nicht gekannte Bewegung offenbart sich in dem Leben der Völker und die socialen Thatfachen folgen in sehr bewundernswerther Raschheit aufeinander, daß die Veröffentlichung der „statistischen Thatfachen“ von Jahr zu Jahr eine fast unabweisbare Nothwendigkeit geworden ist.

Frankreich, England, Belgien, die meisten deutschen Staaten besitzen seit Jahren derartige periodisch wiederkehrende Publicationen, welche einen nicht zu verkennenden Einfluß auf die Wissenschaft und auf das praktische Leben ausüben. Aber die Staaten auf der apenninischen Halbinsel sind seit jeher gerade auf diesem Gebiete in ein fast undurchdringbares Dunkel gehüllt. Verhältnißmäßig am genauesten sind die Landstriche in Ober-Italien von Seite der materiellen Cultur ihrer Bevölkerung bekannt; Mittel- und Unter-Italien, so wie die Inseln bedeckte bis in die neueste Zeit vielfach der Schleier des Geheimnißvollen und Unbekannten. Und eben diese seit langen Zeiten in Italien beliebte Geheimthuerei war die fruchtbare Mutter von ungezählten Muthmaßungen, Gerüchten, Verdächtigungen, deren sich gewandte „Führer des Volkes“ bedienen um sie als schwere Anklagen gegen die wankenden Regierungen zu schleudern, denen man Vernachlässigung der Volksinteressen, übermäßiges Begünstigen einzelner Bruchtheile der Bevölkerung oder Corporationen vorwarf. Es mag hier unerörtert bleiben, ob und wie viel von solchen Anschuldigungen begründet sei; das aber ist unbestreitbar, daß häufig das tollste Zeug colportirt und — geglaubt wurde, und ich habe in den Jahren 1844 bis 1849 „statistische Ausweise“ und „Behauptungen“ in Italien erlebt, die man geradezu als Pasquille auf den menschlichen Verstand erklären konnte; aber — sie fanden bereitwilligst Glauben! Zu solchen Waffen, die gegen die Regierungen geschmiedet wurden, haben aber nicht selten manche Regierungen durch ihre Geheimthuerei das Material leider selber geliefert.

Im Jahre 1860 ging eine gewaltige Veränderung auf der apenninischen Halbinsel vor sich, — es entstand ein „Königreich Italien“. Im Gefolge dieser politischen Revolution scheint sich jetzt eine volkwirtschaftliche vorzubereiten. Von hohem Interesse ist es nun, die Gegenwart des neuen Reiches prüfend zu zergliedern, um für die Folge begründete Vergleiche anstellen, unparteiische Schlüsse ziehen zu können, um die Zeiten vor dem Jahre 1860 mit der Gegenwart, vielleicht später die Perioden, welche der Neubildung Italiens voranzogen und nachfolgten, miteinander vergleichen zu können.

Unter den Publicationen, welche den dormaligen Zustand der materiellen Cultur Italiens behandeln, nimmt nächst den Mittheilungen der Generaldirection für administrative Statistik und jenen des Ministeriums des Innern zur Zeit Minghetti's einen beachtenswerthen Rang ein der „Annuario di economia sociale e di statistica per Duprate Gicca (Torino 1863)“. Indem ich auf Grundlage dieser Publicationen, die ich durch andere Quellen ergänze, ein Culturbild Italiens

zu geben versuche, versteht es sich wohl von selbst, daß ich in der folgenden Darstellung von der formellen Rechtsfrage über die Existenz des „Königreiches Italien“ vollständig abstrahiren und die Thatsachen, wie sie am reichhaltigsten eben im „Annuario“ niedergelegt sind, zu beleuchten bemüht sein will. Nicht unterdrücken kann ich jedoch das Bedauern darüber, daß in einem Buche, welches im großen Ganzen den dermaligen Standpunkt der Wissenschaft festhält, auch nationale Träume, wie z. B. „über die mögliche Ausdehnung des neuen Königreiches“ einen Platz gefunden haben, — ungerechnet die sehr unwissenschaftlichen Ausfälle auf die früheren Regierungen. Man lasse Zahlen ipse dixit, deducire ruhig und objectiv, was sich deduciren läßt, und lasse die feurigen Ergüsse und Brenner-ansturmenden Tiraden einem Prati und seinen politischen Genossen! Leider ist dieses Buch an Gemeinplätzen, gedrechselten Redefiguren, häßlichen nationalen und politischen Ausfällen u. dgl. sehr reich; ist man aber mit Selbstverläugnung über diese Barrikaden gegen die Wissenschaft hinüber und tiefer in das Buch eingedrungen, dann wird man zugestehen, daß die Herausgeber mit Sachkenntniß und sorgfältiger Genauigkeit ein für die Wissenschaft und für die Praxis sehr schätzbares Material gesammelt haben, daß sie auf den 509 Seiten des Buches ein ziemlich klares, ziffergemäßes Bild der volkswirtschaftlichen Zustände des neuen Königreiches uns vorführen.

Die Schlüsse, die aus der statistischen Darstellung sich von selbst ergeben, sind nichts weniger als erfreulich. Unwiderlegbar geht daraus hervor, daß ein weiteres Verfolgen der bisherigen kriegerischen Politik eine finanzielle Katastrophe herbeiführen muß, daß die schwächernen Anfänge einer Besserung im volkswirtschaftlichen Leben vernichtet, ja geradezu die Existenz dieses neuen Königreiches in Frage gestellt werden können. Auf die politische Revolution würde eine weit unheilvollere sociale Revolution folgen, wenn die inneren Zustände sich zu consolidiren nicht in die Lage kämen. Der gegenwärtige Zustand, in welchem das Kriegswesen und die Zinsen der Staatsschuld nahezu 89 pCt. der gesammten ordentlichen und außerordentlichen Einnahmen verschlingen, während auf alle übrigen Zweige der Verwaltung des Reiches nur 11 pCt. verwendet werden, ist auf die Dauer unhaltbar; es ist keine Frage, Italien wird bald dem Dilemma gegenüberstehen: die bisherige kriegerische Politik aufgeben, oder — das künstliche Gebäude bricht in sich selbst zusammen!

Nach dieser allgemeinen Einleitung gehe ich an die detaillirte Darstellung der volkswirtschaftlichen Zustände und an die ziffermäßige Begründung des soeben ausgesprochenen Urtheils.

1. (Größe, Bevölkerung, Administrativeinteilung.) Die Größe des Königreiches Italien wird auf 256.396 Quadratkilometer <sup>1</sup> (d. i. beiläufig 4670 geograph. Quadratmeilen) angegeben. Die absolute Volkszahl ist 21,776.900,

<sup>1</sup> Eine geographische Quadratmeile gleich 55.063 Quadratkilometer.

die relative fast 85 auf 1 Quad. Kil. In administrativer Beziehung wird es in 59 Provinzen (oder Departements, Präfecturen) eingetheilt.

Die größten Provinzen sind: Cagliari (mit 13.529.92 Quadr. Kil.), Potenza (10 676), Sassari (10.720.26); die kleinsten: Livorno (315.39), Ancona (1140.16), Benevento (1158.38). 44 Provinzen sind nach den Städten mit dem Präfectursitze benannt; die übrigen haben volksthümliche Benennungen (z. B. Calabrien, Abruzzen u. i. w.). Die Provinzen sind in Kreise eingetheilt; einige derselben (Alexandria, Brescia, Novara, Perugia) haben deren 6, andere bilden für sich nur einen Kreis (Arezzo Ancona, Grossetto, Lucca, Sondrio). Insbesondere ist die Benennung der Provinzen, so wie die administrative Eintheilung nicht entsprechend, der Wunsch nach inneren Reformen in dieser Richtung ein begründeter

Noch ungleichmäßiger ist die Vertheilung der Bevölkerung in den einzelnen Landestheilen. Einige Provinzen haben eine Bevölkerung von über 800.000 (Mailand 948.300, Neapel 877.120, Turin 942.000), viele andere haben nicht einmal 200 000 Seelen (Caltanissetta, Ferrara, Livorno, Massa, Porto Maurizio, Siena, Sondrio) und jene von Grossetto zählt nur 100.600 Einwohner. Die relativ-dichteste Bevölkerung haben die lombardischen Provinzen, die dünnste hat Sardinien; im Allgemeinen wechselt die Volksdichtigkeit von 18.77 bis 730.62 Seelen auf 1 Quad. Kil

In wenig Ländern der Erde giebt es verhältnismäßig so viele und so große Städte als in Italien. Die am stärksten bevölkerten Städte sind: Neapel (447.000 Einw.), Mailand (196.000), Palermo (195.000), Turin (205.000), Genua (128.000), Florenz (114.500). Diese Zifferangaben, welche zum Theile Minghetti's Werke über die administrative Statistik Italiens entnommen sind, der zur Zeit der Veröffentlichung Minister des Innern war, scheinen jedoch hier und da zu gering. Weiter giebt es 22 Städte mit einer Bevölkerung zwischen 25.000 und 100.000 Einwohnern, andere 20 Städte mit 20.000 bis 25.000, 71 Städte mit 15.000 bis 20.000 Seelen. Im ganzen Königreiche giebt es 7739 Städte und Dörfer; von diesen haben 121 eine größere Bevölkerung als je 15.000 und 7618 Orte haben eine geringere Volkszahl, als die bezeichnete. Die Menge der Dörfer und kleinen Städte ist also bei weitem überwiegend, was auf die Beschäftigungsart und den Culturzustand des Volkes einen annähernd sicheren Schluß gestattet. Hinsichtlich der „Bewegung der Bevölkerung“ ergiebt sich nach den bisherigen — allerdings vielfach sehr unvollständigen Beobachtungen — daß die natürliche Vermehrung im Verhältnisse von 100 : 84 steht, d. h. die jährliche natürliche Vermehrung der Bevölkerung Italiens beträgt durchschnittlich 118.000 Menschen, wornach in heiläufig hundert Jahren auf natürlichem Wege eine Verdopplung der Bevölkerung stattfände <sup>1</sup>.

<sup>1</sup> In Oesterreich beträgt die jährliche natürliche Vermehrung (ohne Rücksicht auf die nicht unerhebliche Einwanderung) nahezu 1 pCt. der Gesamtbevölkerung (genauer 0.998 pCt.), wornach auf natürlichem Wege eine Verdopplung der Bevölkerung in 112 Jahren einträte. Nach analogen statistischen Berechnungen tritt die Verdopplung ein: in Preußen in 131 Jahren, in

Ohne mich in weitere Details über die Bevölkerung und die damit im Zusammenhange stehende Gesetzgebung einzulassen, bemerke ich nur, daß unter friedlichen Verhältnissen und eine rationelle, den Zeitbedürfnissen angepasste Sorgfalt für die Hebung der materiellen Interessen vorausgesetzt, die keineswegs sehr günstigen Populationszustände Italiens bedeutend verbessert werden können. Es klingt nicht poetisch, ist aber sehr wahr, daß nicht nur die Menge der Ehen und Geburten von den Kornpreisen direct abhängig ist, daß Kriegs- und Nothjahre ihr Gepräge der menschlichen Gattung tief einprägen, gleichwie strenge Winter ihre Spur in dem Holzwuche unserer Wälder zurückzulassen pflegen, sondern auch der dichterriche Auspruch hat einen gewissen Grad von Berechtigung: wo immer eine Aehre sich zeigt, dort wird ein Mensch geboren!

2. (Agricultur.) Um sich ein möglichst klares Bild von den factischen agricolen Zuständen eines Landes zu machen, ist eine Vertheilung des Bodens in productiven und unproductiven, dann des ersteren nach den verschiedenen Culturarten, ferner die Vertheilung nach der Anzahl der Besitzer unumgänglich nöthig. Italien besitzt 25,561.729 Hectaren (1 Hectare nahezu  $1\frac{3}{4}$  Wiener Joch), wovon 21,592.450 auf steuerpflichtigen und der Rest auf nicht steuerpflichtigen Boden entfällt. Vom steuerpflichtigen Boden kommen auf die alten piemontesischen Provinzen nur 5,333.845 Hect., während über 20 Mill. Hect. seit dem Jahre 1859 zugewachsen sind, und zwar: in der Lombardei 1,680.948, in Modena 488.176, in Parma 525.320, in Loëcana 2,073.958, in der Romagna 963.135, in den Marken 924.575, in Umbrien 945.075, auf dem Festlande von Neapel 6 Mill. 255.322 und auf Sicilien 2,402.098 Hect.! Die relativ geringste Menge steuerpflichtigen Bodens von der Gesamtfläche entfällt auf die Lombardei und Neapel; in ersterer Provinz nehmen Straßen, Canäle, Flüsse, Seen und die vielen starkbevölkerten Städte einen großen Theil der Gesamtfläche ein und kommen als nicht productive unter das nichtsteuerpflichtige Terrain; im Neapolitanischen sind große Landstriche unbebaut, verlassen und in den Kataster nicht einbezogen. Im Allgemeinen sind die agricolen Verhältnisse Italiens höchst betrübend. Es ist kaum glaublich, zu welcher Sterilität große Flächen dieses herrlichen Landes verdammt sind; wie bisweilen auf üppig fruchtbarem Boden, unter sehr günstigen klimatischen Einflüssen und unter dem sprüchwörtlich gewordenen schönen Himmel Italiens so viel Mangel, Elend und Noth vorkommen kann. Allein blickt man tiefer hinein in die verrottete, mehr als mittelalterliche Gesetzgebung mit all' den hundert Lasten und Privilegien, betrachtet man den Druck, welchen der engherzige Municipalismus — Italiens altes Erbübel — der feudale Sinn einzelner hervorragender Geschlechter und die tausenderlei Auswüchse eines für unsere Zeiten bisweilen unerklärbaren Aberglaubens auf das reichbegabte, aber in Unwissenheit zu knechtischem Sinne herangezogene Volk ausübten; rechnet man zu diesem allen noch die

Großbritannien nebst Irland in 302, in Frankreich in 405, in Hannover erst in 3152 Jahren u. s. w., dagegen in Norwegen schon in 61, in Sachien in 83 Jahren u. s. f.



natürlichen Hindernisse, welche Flüsse und Bergströme in unregelmäßigem Laufe, Sümpfe, ungesunde Maremmen, die zusammen beiläufig  $\frac{1}{20}$  der Bodenfläche (etwa 1 Mill. Hect.) einnehmen: dann wird man die agrarischen Zustände Italiens — wohl auch jene mancher anderen Länder — begreifen. Es würde mich zu weit führen und den in vorliegender „Wochenschrift“ zur Verfügung gestellten Raum um vieles überschreiten, wollte ich in eine gründliche Erörterung der agrarischen Verhältnisse Italiens mich einlassen; ich beschränke mich nach obigen Andeutungen nur auf eine gedrängte Angabe der factischen Zustände, Ursache und Folge dem eigenen Denken des Lesers überlassend, der in Zahlen — Thatfachen sehen will.

Betrachten wir einige der bedeutendsten Culturflächen. Die Vertheilung des Bodens in Italien ist vielfach unrichtig geschildert worden, insoferne die Behauptung aufgestellt wurde, daß der Großgrundbesitz gar zu sehr überwiegend sei; denn die obervähnte steuerpflichtige Fläche ist unter  $4\frac{1}{2}$  Millionen Besitzer vertheilt, wonach durchschnittlich auf jeden Besitzer nur etwas über 5 Hectaren (oder circa  $8\frac{1}{2}$  niederösterreichische Joch) entfallen. In Piemont und auf Sicilien bilden die Grundbesitzer fast den vierten Theil der Bevölkerung, in der Lombardei, in Umbrien, in Parma und Modena den sechsten, in Toscana und in der Romagna dagegen den dreizehnten, in den Marken den neunten, in Neapel fast den fünften Theil. In Piemont, Neapel und Sicilien ist somit der Grundbesitz relativ am stärksten zerstückelt; in der Lombardei, in der Emilia und in Umbrien tritt der große Grundbesitz schon stärker hervor, in Toscana und in der Romagna ist endlich das Besizthum am stärksten concentrirt. Läßt sich einerseits aus der Gegenüberstellung dieser Zahlen der Schluß ziehen, daß der kleine Besitz im Allgemeinen vorherrscht, insbesondere in der Lombardei und den dabei erwähnten Provinzen, und erwägt man, daß eben in der Lombardei die relative Volksdichtigkeit eine bedeutende sei, so ergiebt es sich von selbst, daß die Lombarden aus diesen Gründen auf landwirthschaftliche und gewerbliche Industrie und den Handel bestimmter angewiesen sind, als die Bewohner mancher anderen Theile der Halbinsel. Vorwiegend sind die kleinsten Besitze in gebirgigeren oder unfruchtbareren Gegenden; während in den fruchtbaren, weiten Niederungen der Großgrundbesitz sich ausbreitet. Große Grundbesitzer und Corporationen verpachten sodann den ganzen Complex an einen Dritten, welcher das Besizthum, in kleinere Parzellen vertheilt, weiter verpachtet. In dieser Art bildet sich ein Geschlecht von müßigen Drehnen, welche, ohne zu arbeiten und nur als Zwischenpächter und ohne Interesse für die Hebung der Agricultur den arbeitenden Bauer drücken, nur, um für sich einen größeren Gewinn herauszuschlagen. Diese Müßiggänger sind nach allen Richtungen des socialen und politischen Lebens eine wahre Landplage, indessen der arme Bauer trotz Mühe und Anstrengung ein wenig beneidenwerthes Dasein in dem herrlichen, gottgesegneten Lande dahinschleppt und sicherlich auch weder Lust noch die Mittel besitzt, um eine rationellere Bodenbebauung anzustreben. Auf die politischen Consequenzen solcher abnormen Verhältnisse brauche ich nicht erst hinzuweisen, wir haben sie in der Erinnerung und kennen auch die Krakehlergelüste dieses müßigen Städtepöbels.

Betrachten wir unter diesen Verhältnissen den Bodenertrag. Der Werth des Bodenertrages von einer Hectare bewegt sich zwischen  $26\frac{1}{2}$  und  $89\frac{1}{2}$  Lire. Den höchsten Ertrag liefert die Lombardei (mit  $89\frac{1}{2}$ ), den niedersten Umbrien (mit  $26\frac{1}{2}$ ); diesem stehen zunächst die alten piemontesischen Provinzen (mit  $36\frac{1}{2}$  L.), während Parma, die Romagna und Modena zwischen 50 und 63 L., Toscana Sicilien, Neapel und die Marken über 40 L. per Hectare abwerfen. Der Gesamtwert der productiven Bodens kann mit 25.200 Mill. L. und der mittlere Bodenswert einer Hectare mit 1167 L. veranschlagt werden. Begreiflich wechselt dieser durchschnittliche Bodenswert in den einzelnen Provinzen gar sehr; am höchsten ist er in der Lombardei, wo die Hectare mit nahezu 2240 L. bewerthet wird, während man sie in den alten Provinzen nur mit 916 L. bewerthet. In der Lombardei kostet die Hectare doppelt so viel als in Neapel und fast viermal so viel als in Umbrien. An Grundsteuern, Communal- und Provinzialsteuern zahlt jede Hectare im Jahresdurchschnitte 7 L. 90 C.; die gesammten diesbezüglichen Abgaben erreichen die Summe von 170,716.878 L. Auch hierin herrscht keine Gleichförmigkeit. In Sicilien zahlt die Hectare 4.95 L., in den alten Provinzen 6.19, in Umbrien 3.47, in den Marken 6.24, in Neapel 6.55, in Toscana 7, in der Romagna 14.22, in Modena 11.04, in Parma 10.94 und in der Lombardei 21.61 L. Von der obigen Gesamtsteuer kommen über 54 Mill. den Gemeinden und Provinzen, über  $116\frac{1}{2}$  Mill. dem Staatschatz zugute. Der gesammte Bodensbesitz des Königreiches ist mit Darlehen in der enormen Summe von 4694 Mill. 493.619 L. belastet <sup>1</sup>.

Unter den einzelnen Bodenproducten wollen wir nur die bedeutendsten hervorheben, als: Getreide, Reis, Tabak, Baumwolle und nebstbei einen Blick auf den Waldstand werfen. Die vielfach verbreitete Ansicht, Italien sei walddarm, ist insoferne nicht richtig, als Italien im Ganzen genommen wohl hinreichende Quantitäten an Holz besitzt, allein die Vertheilung der Wälder ist eine sehr ungünstige, weil ungleichmäßige. Das „Königreich“ hat nahezu 5 Millionen Hectaren an Waldstand. Umbrien hat die meisten Waldungen (auf 2.74 Hectaren Bodenfläche durchschnittlich 1 Hectare Wald), dann folgen die alten Provinzen (Verhältniß 3.52:1), Toscana, die Lombardei, Neapel, die Marken und endlich Sicilien (37.47:1). Nebst der ungünstigen Vertheilung ist noch der Mangel jeder rationellen Forstcultur ein großes Hinderniß. Wenn ein „in Turin“ erschienenes Buch vollstes Lob den energischen und fürsorgenden Gesezen der „alten Regierungen“ in warmen Worten zollt, während es den dormaligen Zustand scharf geißelt, so braucht man diesem Urtheile keine Erläuterung mehr beizufügen.

Sicilien und Sardinien waren die Kornkammern des alten Rom und der Anbau von Körnerfrüchten bildete Jahrhunderte hindurch einen der wichtigsten Nahrungszweige der italischen Bevölkerung. Noch ist der Anbau bedeutend, allein im

<sup>1</sup> In Oesterreich, dessen Realbesitz mit nahezu 10.000 Mill. Gulden, mit einem durchschnittlichen Jahreserträgniß von über 1600 Mill. Gulden bewerthet werden kann, beträgt die Summe der darauf haftenden Hypotheken nur nahezu 1600 Mill. Gulden.

Ganzen genommen nicht ausreichend für den Bedarf. Die großen Fortschritte, welche in anderen Ländern durch praktische Verwerthung wissenschaftlicher Resultate, als: der Agriculturchemie, der Mechanik u. s. w. gemacht worden sind, sind in Italien noch vielfach unbekannt; der Ackerbau läßt gar vieles zu wünschen übrig. Der Ertrag einer Hectare variiert zwischen 15 und 27 Hectoliter (im Gewichte von 78 bis 85 Kilogramm per Hectoliter); das Gesamtterträgniß beläuft sich im Königreiche auf etwa 35 Millionen Hectoliter. Die alte Kornkammer Roms mit dem meist trefflichen Boden und herrlichen Klima muß aus Rußland, Aegypten, ja sogar aus America Getreide beziehen, um seinen Bedarf zu decken! *Facta loquantur.*

In Hinsicht der Reiskultur ist Italien sowohl nach Quantität als Qualität des Productes das erste Land in Europa. Seit dem Beginne des 14. Jahrhunderts hat diese Cultur namentlich in Ober- und Mittel-Italien an Ausdehnung und Pflege gewonnen und der „piemontesische“ Reis ist allgemein geschätzt. Die vorzüglichsten Qualitäten gedeihen um Novara, in der Provinz Lomellina, um Verelli, so wie in den Po-Niederungen. In Italien (mit Ausnahme von Toscana und Süd-Italien, worüber genauere Daten fehlen) werden an 119.250 Hectaren mit Reis bebaut und das durchschnittliche Jahreserträgniß beläuft sich auf etwa 1.435.000 Hectoliter. Um Novara und in der Lomellina schätzt man das reine Jahreserträgniß von einer Hectare Reisfeld auf 280, in anderen Gegenden auf 240 Lire.

Auch bezüglich des Weinbaues ist Italien nicht mehr auf jener Höhe, auf welcher es gestanden sein mag, als die römische Muse den „Falerner“ besang. Den Stillstand in der Cultur der Rebe bezeichnet am besten der Umstand, daß Virgils Beschreibung nach 18 Jahrhunderten noch immer mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Dessenungeachtet giebt es geschätzte Sorten, wie die Weine von Asti, Drivieto, Montepulciano, Siracus, Marsala und der Lacryma Christi. Der größte Theil des Bodens, so wie das Klima sind dem Weinbau günstig und bei einer rationellen Cultur, einiger Kenntniß der Kellerwirthschaft und richtiger Anwendung der Chemie müßte dieser Culturzweig ungemein sich heben. Dermalen erzeugt Italien im Jahresdurchschnitte etwa 28 Millionen Hectoliter, die einen Geldwerth von 560 Mill. Francs (1 Hectoliter zu 20 Fr. gerechnet) repräsentiren. Italien ist demnach der drittgrößte Weinproducent der Erde (nächst Frankreich und Oesterreich).

Der Tabak ist auch in Italien ein Staatsmonopol. Hinsichtlich des Anbaues so wie der Fabrication gelten in Italien so ziemlich die gleichen Normen, wie in Frankreich; doch herrscht gegenwärtig die größte Ungleichmäßigkeit in den einzelnen Provinzen. So sind in Sicilien Anbau und Fabrication vollkommen frei, in den anderen Theilen des Reiches herrschen die verschiedenartigsten, meist sehr drückenden und beengenden Vorschriften, wodurch sich der vielfach laut gewordene Wunsch nach völliger Freizgebung des Anbaues und der Fabrication von Tabak erklären läßt. Daß auch für die Tabakcultur, insbesondere in Mittel- und Unter-Italien alle

natürlichen Vorbedingungen vorhanden sind, ist nicht zu bestreiten; inwieferne diese Aufhebung des Staatsmonopols im Interesse der Staatsfinanzen läge, mag hier unerörtert bleiben. Die Thatfache steht fest, daß Italien gegenwärtig nur den sechsten Theil seines Bedarfes producirt, d. i. nur 20.600 metrische Centner des auf 120.000 metrische Centner veranschlagten Bedarfes.

Der unglückselige Bürgerkrieg in Nordamerica hat Europa gezwungen, nach neuen Productionsländern für einen der wichtigsten Rohstoffe — die Baumwolle — sich umzusehen. Die günstige geographische Lage, die Verhältnisse von Boden und Klima der apenninischen Halbinsel kamen dabei um so mehr in Betracht, als Italien sowohl in jenen entfernteren Zeiten, da Ostindien und America diesen Rohstoff noch nicht auf die europäischen Märkte brachten, als auch unter dem Drucke der Napoleon'schen Continentsperre die Cultur der Baumwollstaude pflegte. Die weitere Veranlassung bot die Londoner Industrieausstellung im Jahre 1862, auf welcher 56 Qualitäten italienischer Baumwolle ausgestellt waren und die Aufmerksamkeit der Sachmänner auf sich zogen. Der Abgeordnete der „Baumwollgesellschaft in Manchester“, Herr Wanklyn, in dieser Branche eine Celebrität ersten Ranges, classifizierte die italienische Baumwolle. Mehr als die Hälfte, nämlich 29 Qualitäten, bezeichnete er als gleich oder besser als die geschätzte „middling new Orleans“, 26 Qualitäten nehmen mindestens den Rang der „good ordinary Orleans“ ein und nur eine Qualität, die untergeordnetste, wurde mit der ostindischen „surate“ in eine Linie gesetzt. Erwägt man, daß insbesondere Neapel, Sicilien und Sardinien vorzüglich für Baumwollpflanzungen geeignet sind, daß bis zum 43. Grad nördlicher Breite eine hierzu geeignete Fläche von über 154.000 Quadr. Kilometer mit einer Bevölkerung von über 10 Millionen Menschen sich vorfindet, daß der Ertrag der Baumwollpflanzungen jenen anderer Culturarten überwiegt, daß endlich Europa genöthigt ist, sich um Productionsländer für Baumwolle umzusehen, so wird man Italien nur Glück dazu wünschen, wenn es die Gunst aller dieser Verhältnisse im reichlichsten Maße auszubeuten verstehen wird, und Pflicht der Regierung ist es, fördernd und unterstützend hier einzugreifen.

Es wäre nicht uninteressant, unter den Besitzungen jene der „toten Hand“ einer abgesonderten Besprechung zu unterziehen, die Cultur der Kloster- und Gemeindebesitzungen darzulegen, dabei die Gesetzgebung, das Credit- und Hypothekenswesen zu beleuchten; allein ich besorge zu weitläufig zu werden, und hoffe, daß obige Betrachtungen genügen werden, sich ein Bild von den Agriculturzuständen Italiens zu machen. (Schluß folgt.)

\* Herr A. Hofbauer hat sich zur Aufgabe gestellt, in einer Reihe von Monographien Beiträge zur Geschichte und Topographie der Wiener Vorstädte zu liefern und mit denselben Chroniken der einzelnen, heute noch bestehenden Häuser zu liefern, d. h. die Reihenfolge ihrer Besitzer nach den grundbücherlichen Gewähren nachzuweisen, insofern dies nach dem vorhandenen Materiale gestattet ist. Nachdem der Verfasser in zwei Monographien die Neßau und Alferrerstädt behandelt hat, beschäftigt sich seine neueste Arbeit mit der Wieden und den Edelstigen Konradswerd, Mühlfeld, Schaumburgerhof und dem Freigrunde Hungerbrunn. An Fleiß und Sorgfalt in der Zusammenstellung der einzelnen Daten zur Häuserchronik hat es Herr Hofbauer auch in der vorliegenden Monographie nicht fehlen lassen, und wir anerkennen gerne das Verdienst, das er sich hiemit um die Topographie Wiens erwirkt, doch können wir andererseits nicht unterlassen zu bemerken, daß ein tieferes Eingehen auf urkundliche Quellen zu einer reicheren Ausbeute und verlässlicheren Angaben in Bezug auf die ältere Geschichte geführt haben würde.

Dr. H. Bei Wagner in Innsbruck erschien ein Vortrag „Von der Entstehung des Rechtes“, welchen der derzeitige Rector der Universität Prof. Dr. Peter Harum bei der feierlichen Kundmachung von Preisarbeiten hielt. Im Anschlusse an den von der historischen Juristenschule zur Geltung gebrachten Satz: „es giebt nur positives Recht“, wird die Theorie dieser Schule über die Entstehung des Rechtes einer Kritik unterzogen. Nach dem Resultate derselben hat die durch den „Volksgeist“ personifizierte nationale Eigenart ebensowenig Anspruch auf die Anerkennung als einzige Rechtsquelle, als die Erkenntniß des „Vernunftgemäßen“. Mit gänzlicher Uebergabe der Untersuchung darüber: „was Recht sein sollte — aber nicht ist“ — welche einer dem Wesen nach verschiedenen Aufgabe überwiesen wird — soll die Erörterung über die Entstehung des Rechtes sich dahin richten, zu ermitteln, wie die Rechtsnormen zur Geltung gelangen. Diese Geltung aber, welche ein die Einzelwillen beherrschendes mächtigeres Wesen voraussetzt, entstehe dann, wenn Mehrere, auf einem bestimmten Raume zusammenlebend, hinsichtlich der Ordnung eines concreten Verhältnisses ihren Willen constant in der gleichen Richtung bethätigen, so daß sich hierin eine Macht fühlbar macht, welcher man sich, auch wenn man sich widersetzen wollte, unterwerfen müßte. Geleitet werden sie durch die sich unbewußt geltend machenden Bedürfnisse, wobei die nationale Eigenart — so wie die sich läuternde Erkenntniß des Vernunftgemäßen oder die fortschreitende Civilisation gleich sehr mitwirken. Nach diesem könne man sich wohl die Entstehung des Rechtes oder das Geltendwerden von Rechtsnormen außerhalb des Staates denken, obgleich es eine Fictio wäre, einen solchen Zustand anzunehmen. In der staatlich constituirten Gemeinschaft kommt das Recht zumeist als Gesetzesrecht zur Geltung, und nur in den durch die Gesetzgebung nicht erschöpfend behandelten Gebieten vermag ein constant in gleicher Richtung bethätigtes Wollen, wenn es Geltung erlangt, neues Recht — Gewohnheitsrecht zu schaffen. Im Gegensatz zur historischen Schule wird die Gewohnheit nicht blos als eine Erkenntnißquelle, sondern als eine wirkliche Rechtsquelle aufgefaßt. Da nun gegenwärtig die in der Rechtspflege wirkenden Organe des Staates es zumeist sind, welche durch eine wiederkehrende und sich gleichbleibende Uebung ein Gewohnheitsrecht zur Geltung bringen können, so tritt dieses größtentheils als Juristenrecht auf.

In schlagender Weise wird die Unzulänglichkeit und der innere Widerspruch, welcher in der Fictio eines rechtserzeugenden Volksgeistes liegt, dargezogen durch die Beispiele von Staaten, welche eine aus mehreren Nationalitäten gemischte Bevölkerung haben, ferner durch die Hinweisung auf die Reception des römischen Rechtes, auf die Ausbreitung deutschen Rechtes, so wie auf das Einwurzeln französischen Rechtes in deutschen Landen. Zweifelhafter kann es sein, ob man sich durch die Beschränkung der Untersuchung auf das Geltendwerden von Rechtsfällen befriedigt fühlen könne, wenn man erwägt, daß die be-

kämpfte Anschauung einen ganz anderen Ausgangspunkt hat. Wenn man den Begriff des Rechtes auf die zur Zeit in Geltung stehenden Rechtsätze beschränkt und sich der dadurch gewonnenen Klarheit und deutlichen Abgrenzung freut, so täuscht man sich vielleicht, indem man überieht, daß in denen, welchen die Auslegung und Anwendung der einzelnen Rechtsnormen obliegt, die als Elemente der Rechtsbildung anerkannten Triebfedern immer fortwirken. Die möglichste Deutlichkeit gesetzlicher Anordnungen und der feste Voratz, bei der Anwendung nur eine logische Operation zu vollziehen, dürften nicht verhindern können, daß die Geltung des Rechtes — nach seinen Wirkungen im Verkehre betrachtet — sich immer in einer oscillirenden Bewegung befinde. Das Zurückführen der Entstehung des Rechtes auf eine „Mechanik des Willens“ dürfte kaum das Verkommen von Rechtsänderungen besser veranschaulichen können, als das von der historischen Schule gebrauchte Bild eines Organismus. Ein Mechanismus kann nur durch außenstehende Kräfte bewegt werden, und es sind ja doch dieselben Menschen, welche geltendes Recht anwenden und vielleicht gleichzeitig Rechtsänderungen zur Geltung bringen.

Es genügt wohl kaum, die als berechtigt anerkannte Kritik der Vernunft einer anderen Aufgabe zu überweisen, wenn man sieht, daß eben nach den Anhaltspunkten geforscht wird, von welchen aus eine richtige Kritik geübt werden könne.

S. Jahresbericht der Pesth-Dfner Handels- und Gewerbekammer für 1860 bis 1862. Deutsche Ausgabe, Pesth 1863. Wer immer unbefangen an die Lectüre dieses stattlichen, gegen vierthalhundert Seiten umfassenden Buches geht, wird schon nach wenigen Zeilen sehr zu Gunsten des Berichtes gestimmt sein. Wir lesen nämlich auf der ersten Seite: „Unter den Erlässen und Verordnungen, welche in dieser Zeitperiode ergangen sind, verzeichnen wir mit Vergnügen, weil es einen ständigen Gegenstand unserer Wünsche betrifft, die kaiserliche Verordnung vom 18. Februar 1860, womit die Besitzfähigkeit der Israeliten ausgesprochen, und eine frühere, womit das in Ungarn bestehende Verbot des Aufenthaltes der Juden in den Bergerten, so wie die Beschränkung ihrer Zeugnissfähigkeit aufgehoben wurde. Wir müssen diesem Stamme unserer Mitbürger die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie von der ihnen gewährten Besitzfähigkeit in ausgedehnter Weise Gebrauch gemacht, den Werth des Bodens und der Häuser bedeutend gehoben und durch musterhafte Instruirung, durch rationelle und intensive Bewirthschaftung ihrer Güter dem Nationalwohlstand großen Vorshub geleistet haben“. Eine solche Sprache von einer Corporation und einer Nation, welcher von der allgemeinen Sage mehr als anderen ein Herabschauen auf die Anhänger des Messianismus zur Last gelegt wird, berührt aufs freudigste und erregt die Erwartung, daß das Buch auch in den übrigen Theilen ohne alle Vereingemommenheit der Wahrheit die Ehre geben, Lob und Tadel nach richtigem Ermessen des factischen Befundes erteilen werde. Und diese Erwartung wird auf keiner Seite des Berichtes getäuscht. Allenthalben nennt derselbe die Sache ohne Scheu beim rechten Namen und spricht die Wahrheit aus, auch wenn diese sich für das Verfahren der Landes- und Stammesgenossen wenig rühmlich herausstellt. So wird bei Besprechung des Seidenbaues die Besorgniß ausgedrückt, daß die bisherigen Anstrengungen und Aufmunterungen von Oben, das Ausschreiben ansehnlicher Prämien für jene, welche in Maulbeerbaumpflanzung und Seidenzucht Erhebliches leisten, erfolglos bleiben dürften, denn — „es ist traurig, aber wahr, daß in allen Verhältnissen hierlands die Politik ihre Hand mit im Spiele hat, und man selbst für den materiellen Nutzen unempfindlich wird, wenn er von unliebbarer Seite geboten wird“. Der Verfall der Viehzucht und die dabei den Landwirth durch Unreinlichkeit und Mangel rationeller Behandlung treffende Schuld wird schonungslos und in düsteren Farben dargestellt, wogegen die für gute Pflge und Aufzucht ausgesetzten Prämien nichts nützen, weil „die Bauern ein einziges für die Preisbewerbung bestimmtes Stück ihres Viehstandes sorgfältig pflegen und gut füttern, während die übrigen Thiere des Haushaltes die größte

Vernachlässigung zeigen“. Und wo sich sonst Uebelstände ergeben, werden sie in ganzer Richtigkeit dargestellt, so z. B. die landwirthschaftliche Unkenntniß und Apathie, welche den Rebs- und Weinbau in dem hierzu so geeigneten Lande noch immer in dem Grade vernachlässigt, daß es einer Deckung des Bedarfes von außen braucht, und zwar zumeist aus England, das seinen Weinsamen aus dem südlichen Rußland, einem mit Ungarn bezüglich der Bodenproducte gleichstehenden Lande, bezieht, ihn in Hull zu Del preßt und dieses trotz des Agio's nach Wien und Pesth sendet! Ebenso wird der Mangel an gesetzlichem Schutze gegen betrügerische Schuldner und Anderes offen getügt. Dabei ist aber der Bericht nichts weniger als ein Lobhudei für die über den nationalen Behörden stehenden Obergorgane, und wo sich gegründete Ursache zu Ausstellungen ergibt, werden diese eben so freimüthig dargelegt. Hervorstechend in dieser Hinsicht ist der Abschnitt über den Tabakbau. Obwohl für das Land sehr ernst, ist die Schilderung fast komisch zu lesen, wie die in der Verordnung vom 27. März 1860 hohen Orts gewährten wesentlichen Erleichterungen des Tabakbaues in Ungarn bei den unteren Behörden „eine etwas beschränktere Auslegung gefunden“, thatsächlich illusorisch gemacht wurden. Die von solchen an die Tabakhändler gestellten Anforderungen, „positive und negative Beweise untadelhafter kaufmännischer Solidität zu führen, die Magazine topographisch, kubisch u. zu beschreiben“ u. dgl. zeigte uns „Befehlertes“, wie sie Auerbach an seinen Dorfkönigen nicht drastischer beschreibt. Bedenklicher und strenge Untersuchung verdienend scheinen noch die Andeutungen über geschehene Einschränkung der Pflanzter, welche für die Ausfuhr bauen, durch die Drehung, die Anbaukonzess für das Aerar für alle Zukunft zu verlieren und die Klage so verspäteter Erledigung der Anbaugesuche, daß die zu spät bewilligte Lizenz oft problematisch wird oder der Pflanzter bei Abweisung durch inzwischen getroffene Vorbereitung namhafte Verluste leidet. In gleicher Art, durchweg freimüthig, kritisch und umfassend bespricht das Buch in zehn Capiteln und zahlreichen Unterabtheilungen alle in den Bereich der Handelskammer einschlagenden Momente, Handel, Industrie, Bergwesen, Viehzucht, Geldinstitute, Versicherungen, Verkehr, die Handelsakademie in Pesth und das Gerichtswesen. Der letzte Abschnitt ist den von der Handelskammer ausgesprochenen Wünschen gewidmet, deren sie zwölf formulirt und begründet. Einzelne derselben, auf die politische Lage abzielend oder mit den Finanzverhältnissen des ganzen Reiches im Zusammenhange, werden mancher Verberathung bedürfen, anderen leichter durchzuführenden, wie der Errichtung eines Gewerbevereines, dem Bau eines Mauthbaues in Pesth u. dgl., wünschen wir baldigste Realisirung und so der Kammer, welche sich so wacker ihres Rapses annimmt, Gewährung des eben Möglichen. Das vorliegende Buch ist die deutsche zu Pesth veranstaltete Uebersetzung des an die Statthalterei in ungarischer Sprache vorgelegten Berichtes, und wir übergeben bei dem Reichthume des Inhaltes gerne manche Raubheit der Uebersetzung ins Deutsche, so wie die nicht seltenen Druckfehler, wenn sie eben nicht sinnstörend werden, wie jener auf S. 11, wo angegeben wird, daß der Getreidetransport mittelst Dampfschiffen im Jahre 1862 auf 3,935.320 Mezen von 2,527.474 Mezen im vorausgegangenen Jahre zurückgegangen sei. Thatsächlich hat ein Rückgang stattgefunden, indem die im Jahre 1861 mit Dampfschiffen beförderte Menge 5,591.149 Mezen betrug.

\* Versammlung des naturforschenden Vereines in Brünn, am 13. Jänner. In der Versammlung sprach Prof. Makowsky über das Leben und Wirken des unlängst dahingegangenen Mitgliebes, des Statthalterreirathes Wilhelm Tka ny. Derselbe war im Jahre 1792 in dem Dorfe Kritischen, in der Nähe von Brünn, geboren und trat nach absolvirten philosophischen und juridischen Studien 1815 in den Staatsdienst, welchen er 1855 nach zurückgelegter 40jähriger Dienstzeit verließ. Der Berewigte hatte durch mehr als 30 Jahre das Studium der vaterländischen Pflanzenkunde mit Eifer gepflegt und alljährlich zur Sommerszeit vielfache botanische Excursionen unternommen. Noch im Jahre

1856 unternahm derselbe mehr als 80 botanische Streifzüge. Eine hierauf eingetretene Kränklichkeit, die leider anhaltend wurde, hinderte den Greis an seinem Lieblingsvergnügen und er versenkte nummehr seinen Geist in die Lectüre philosophischer Werke. Seine letzten Worte, die er auf dem Sterbebette sprach, waren: „Das Räthsel des Lebens wird mir bald gelöst“. Die Anwesenden schenkten diesem warmen biographischen Nachrufe große Theilnahme und gaben ihr Bedauern über den Verlust eines ihrer vortrefflichsten Mitglieder durch Erheben von den Sitzen zu erkennen. Der Präsident Herr Wladimir Graf Mittrowsky erwähnte hierauf des werthvollen Herbariums, welches *L. K. v. S.* dem Vereine testamentarisch hinterlassen hat.

\* In Rudolf Weigels Verlag wird ein Werk vorbereitet, das für Kupferstichsammler von Interesse zu werden verspricht: „Der deutsche Meistre-Graveur oder die deutschen Maler und Kupferstecher von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis 1800, von D. A. Andersen“. Jedes Jahr soll ein Band erscheinen, der erste Band wird Mathias Bündt, Per. Strauch, Abel Stimmer, Heinrich Gödig und Josef Stimmer umfassen.

\* Die wirtschaftliche und finanzielle Entwicklung der österreichischen Monarchie bietet nicht nur dabem, sondern auch im Auslande vielfachen Stoff zu einer wissenschaftlichen Erörterung. Ein kürzlich in Brüssel und Paris erschienenes Buch: „*Considérations économiques et financières sur les ressources de l'empire d'Autriche*“, beurtheilt die materiellen Grundlagen unseres Nationalreichtums in der günstigsten und zugleich in sehr gediegener Weise. Eben so freundlich gehalten ist ein Aufsatz über: „Oesterreich in seiner Neugestaltung. Seine Verfassung, Finanzen, Schulden, Staatsgrundkräfte, Geld- und Creditverhältnisse“, welcher sich in dem sechsen erschienenen ersten Hefte eines neuen (bei Neumann in Stuttgart verlegten) finanzwissenschaftlichen, periodischen Werkes findet. („Zeitschrift für Capital und Rente; systematische Mittheilungen aus den Gebieten der Statistik, Nationalökonomie, Börse, Finanz- und Creditgesetzgebung. Herausgegeben von A. Mejer“).

Die erwähnte Abhandlung beabsichtigt zwar zumeist eine Ergänzung desjenigen, was derselbe Verfasser in seinem bekannten Werke: „Die Capitalanlage in Werthpapieren u. s. w.“ über Oesterreichs Finanzen geschrieben hat; sie bildet aber gleichzeitig ein völlig abgeschlossenes Ganzes, das die finanziellen Reformen der letzten drei Jahre in concisester Form darstellt.

Die Einleitung enthält zunächst auf wenigen Seiten einen geschichtlichen Rückblick; dann folgt eine Auseinandersetzung unserer Verfassungs-gesetze, mit besonderer Hervorhebung ihrer Bedeutung für den Staatshaushalt. Hierauf schildert der Verfasser die Verwaltung und Controle der Staatsschuld und namentlich das die reichsräthliche Staatsschulden-commission organisierte Gesetz vom 13. December 1862; ferner bringt er ziffermäßige Angaben über den Bestand der Staatsschuld im October 1860, 1861 und 1862, dann Mittheilungen über die substantiellen Veränderungen der Schuld, also die Ordnung der lombardisch-venetianischen Schuld nach dem Züricher Vertrag und die Veränderungen hinsichtlich der Schuldentilgung.

Auch die folgenden Abschnitte über Staatsgarantien und Subventionen, über die gegenwärtige Finanzlage, die Staatsgrundkräfte, die Schritte zur Herstellung der Valuta (Bankreform), das Creditwesen, die Couponsteuer und Zinsen zeichnen sich durch aufmerk-



same Beobachtung aller Vorgänge und dadurch aus, daß sie bis auf die jüngsten Tage reichen.

Wenn auch unsere Finanzmänner in der ganzen Abhandlung wenig Neues entdecken und sogar ein paar unbedeutenden Irrthümern begegnen werden, so hat die Arbeit Mosers doch jedenfalls für die große Menge der außerösterreichischen Leser ein hervorragendes Interesse. Die freundliche Würdigung, welche der Verfasser den in den letzten Jahren gemachten Anstrengungen angedeihen läßt, wird uns manche Sympathieen im Auslande gewinnen, und es verräth seinen unbestritten richtigen Standpunkt, wenn derselbe im „Gesamtüberblick der Lage“ sich äußert: „der Segen der Verfassung wirkt augenscheinlich nach allen Richtungen und befruchtet die fast veriegten Quellen des öffentlichen Lebens. Aber noch ist alles im Anfang, im Werden begriffen. Oesterreich steht heute da, wo andere Culturvölker vor 30 Jahren gestanden; es ist um ein volles Menschenalter in der Entwicklung zurückgeblieben. Dafür kann es aber die Jugendkraft seines geeigneten Bodens und seiner Länder in die Waagschale legen. Geschieht dies mit vollem Gewicht; gelingt es alle Schichten der Bevölkerungen mit jenem regen Streben und mit jenem Verständnisse ihrer wahren Interessen zu erfüllen, welche heute die Lebensbedingungen der Völker geworden sind; so wird das Zeitalter der Eisenbahnen und Telegraphen seinen Entwicklungsgang nur um so mehr beschleunigen“.

## Sitzungsberichte.

### Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 20. Jänner 1864.

Herr Dr. Ferdinand Wolf legt für die Denkschriften seine Abhandlung vor:

„Ueber einige altfranzösische Doctrinen und Allegorien von der Minne. Nach Handschriften der k. k. Hofbibliothek.“

Weld' eine große Rolle die Minne, die Frauenliebe, der Frauendienst, die Galanterie während des ritterlichen Mittelalters in Leben und Dichtung gespielt hat, ist eine bekannte Thatsache, wie auch, daß damit die Verehrung der Jungfrau Maria, der Madonna-cultus in innigster Verbindung, im Causal-Nexus stand; freilich noch nicht ausgemacht, ob letzterer als Ursache, erstere als Wirkung, oder umgekehrt?

In der Blüthezeit der ritterlichen und höfischen Dichtung, von dem Ende des 11. bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts, sprach sich dieses Gefühl und diese Sitte unmittelbar als eigentlicher Minnefang in lyrischer, wenn auch immer mehr conventioneller Form aus.

Mittelbar zeigt sich der Einfluß davon in der epischen Poesie des bretonischen Sagenkreises, erhebt durch die Stellung und Geltung des Weibes bei den keltischen Völkern.

Zeit der Zeit des beginnenden Verfalls der ritterlichen und höfischen Dichtung, seit auch in ihr die Ernüchterung begann durch die zunehmende Herrschaft des Verstandes über Phantasie und Gefühl, durch die doctrinäre Richtung, ward auch die Minne nicht bloß mehr besungen, sondern auch gelehrt, Gegenstand von Reflexion und Doctrin oder allegorischer Abstraction.

Viel hatte dazu beigetragen die Bekanntwerdung und Verbreitung von Ovids „Ars amandi“ und „Remedia amoris“, wie namentlich im Altfranzösischen die mehrfachen

Uebersetzungen und Nachbildungen davon zeugen; und zur Anwendung der Allegorie auf die Minne der bald so beliebt gewordene „Roman de la Rose“.

Wie aber anfangs der Frauendienst mit dem „unserer lieben Frau“ in inniger Verbindung stand, so wird auch in diesen späteren Doctrinen und Allegorien von der Minne dieselbe öfter „geistlich“ gedeutet.

Belege zu dem Gesagten fanden sich in drei Handschriften der k. k. Hofbibliothek, die, weil sie unbekannt und doch für Cultur- und Litteraturgeschichte nicht uninteressant sind, der Verfasser in der vorliegenden Abhandlung näher beschreibt und auszugsweise mittheilt.

Die erste Handschrift, Nr. 2621, aus dem 14. Jahrhundert, enthält nämlich:

1. *La puissance d'amour*, ein Gespräch über die Macht der Liebe zwischen dem ungenannten Verfasser und seinem Herrn, einem Herzog von Brabant; in Prosa (ganz unbekannt).

2. *Li jugemens d'amour*, oder: *De Florance et de Blancheflor*, in einer von Barbazans Ausgabe dieses Gedichtes bedeutend abweichenden Version.

3. *Li prisons d'amours*, ein größeres allegorisches Gedicht von dem berühmten Trouvère Baudouin de Condé, von dem man bisher nur kleinere Gedichte, Dits, Fabliaux u. kannte.

4. *C'est des quatre sereurs*, in Versen; nämlich der allegorische Streit der vier Schwestern: *Verité, Misericorde, Justice und Paix*, ein von den Trouvères oft behandeltes Thema, und zwar in einer mit der von Herrn Paulin Paris (*Manuscripts français, Tome III. p. 248, No. 428 du Supplem franç.*) angezeigten zusammenstimmenden Version.

5. *Moralités sour VI. vers*, ein Sermon oder eine allegorisch-mystische Deutung von sechs Versen eines französischen Volksliedes, ebenfalls in Versen.

Die zweite Handschrift, Nr. 2609, ebenfalls aus dem 14. Jahrhundert, enthält:

1. *La vraie medicine d'amour*, von dem Trouvère Bernier de Chartres, eine Allegorie in Prosa mit vielen Miniaturen und wahrscheinlich von dem Bernier, welcher das bekannte fabliau *de la housse partie ou le bourgeois d'Abbeville* verfaßt hat, von dem man aber bisher sonst nichts kannte.

2. *Le Bestiaire d'amour*, von Richard de Fournival, herausgegeben von Hippeau (Paris 1860, 8.), jedoch in dieser Handschrift viel vollständiger und mit zwei Fortsetzungen, die weder in der erwähnten Ausgabe, noch in einer anderen der bisher davon bekannt gewordenen Handschriften vorkommen.

Endlich die dritte Handschrift, Nr. 2585, im Jahre 1287 geschrieben, deren Inhalt, ganz in Prosa, aus drei Abschnitten besteht: aus einem allgemeinen Doctrinal, aus einer historischen Abhandlung von dem Ursprunge der Stände und Reiche und aus einer doctrine d'amour; letztere ist zum Theile ein Auszug und oft wörtliche Uebersetzung von des Andreas Capellanus berühmten tractatus amoris, wodurch zugleich des letzteren bisher streitiges Alter insoweit festgestellt wird, daß er jedenfalls noch im 13. Jahrhundert abgefaßt worden ist.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe  
vom 21. Jänner 1864.

Herr Prof. Dr. Friedr. Rochleder in Prag übermittelt eine Abhandlung: „Ueber die Constitution der organischen Verbindungen und Entstehung homologer Körper“.

In derselben wird an eine im December 1863 in den Sitzungsberichten der kais. Akademie abgedruckte Abhandlung: „Ueber die Constitution der organischen Verbindungen“ angeknüpft.

Die damals gegebene Erklärung der Hemelegie durch Substitution von Wasserstoff durch Methyl wird in der Weise abgeändert, daß das Methyl weiter nicht als Radical betrachtet wird, sondern als eine incomplete Verbindung des von Kohlensäureradical sich ableitenden Radicales  $C_2 H_2$ . Die Zusammensetzung des Alkohols, der Essigsäure, der Milchsäure und Oxaligsäure und einiger verwandten Stoffe, z. B. des Glycols, dient als Beispiel zur Erläuterung.

Die Classe von lüthenhaften Verbindungen, die im Jahre 1853 aufgestellt wurde, erfährt eine Einschränkung. Während die Zahl der wirklich lüthenhaften Verbindungen, wie des Cyan, der Cyansäure u., dadurch vermindert wird, bildet sich neben dieser Classe von Körpern eine zweite Classe von Verbindungen, die durch die Fähigkeit, Elemente direct aufzunehmen, so wie durch ihre geringe Beständigkeit mit den lüthenhaften Verbindungen übereinstimmen. Bei ihnen rührt jedoch diese leichte Veränderlichkeit und Fähigkeit einer directen Aufnahme von Wasserstoff, Sauerstoff, Brom u. nicht von vorhandenen Lücken her, sondern von einer eigenthümlichen Construction ihrer Radicale. Aldehyde, Alkylalkohol, Aceton, Acrylsäure u. s. w. dienen als Beispiele zur Erläuterung.

Aus den Versuchen von Kolbe über die Einwirkung von Kohlensäure auf organische Substanzen bei Gegenwart von Alkalimetall und den analogen Versuchen Cations werden Schlüsse gezogen über die wahrscheinliche Bildungsweise hemelegier Substanzen im Pflanzenorganismus und auf Versuche hingewiesen, die vielleicht die Ursache zu unserer Kenntniß bringen werden, warum bestimmte Bodenbestandtheile für die Entwicklung der Pflanzen nöthig sind.

Zum Schlusse wird die Verdopplung des Atomgewichtes des Kohlenstoffes befürwortet, in Betreff der Verdopplung der Atomgewichte des Sauerstoffes, Schwefels u. s. w., des Wassers, der Säurenanhydride und wasserfreien Oxide, die dagegen sprechenden Gründe hervorgehen.

Das wirkliche Mitglied Herr Hofrath W. Haidinger legt zur Ansicht ein Bruchstück des Meteoriten vor, welcher am 7. December 1863 in Belgien um 11 $\frac{1}{2}$  Uhr Vormittag gefallen war. Man hat denselben nach mehreren Orten benannt, „Tirlemont“, weher die ersten Nachrichten kamen, dann „Tourinne“, auch „Tourinne-la-Grösse“, endlich „Beauvechin“, wo eigentlich der Fall stattgefunden hat. Das Bruchstück selbst, für das k. k. Hofmineralienkabinet bestimmt, war von dem Herrn k. k. Gesandten in Brüssel, Freiherrn Karl v. Hügel, an Haidinger überandt worden. Herr Duetelet hatte das Stück von Herrn Van Beneden in Löwen erhalten, dem selbst einige Stücke zeitlich nach dem Falle zugekommen waren. Letzterer hatte auch Bericht an Duetelet erstattet, Herr Florimond in Löwen an „Les Mondes“. Herr Daubrée hatte das größte von Herrn Saemann erhaltene Stück von 1300 Grammen in der Pariser Akademie Sitzung am 4. Jänner vorgelegt. Es ist ein Meteorit gewöhnlicher Art, mit einer dünnen, mattschwarzen Rinde umgeben, im Innern gran, mit Theilchen von Eisen und von Schwefeleisen (Troilit), von letzterem enthält das vorliegende Stück eine etwas größere Partie von etwa  $\frac{1}{4}$  Zoll nach allen Richtungen. Man hatte die Bemerkung gemacht, daß doch die Bewegung nicht so rasch gewesen sei, daß man sie mit einer kosmischen Geschwindigkeit vereinbaren könnte, unmöglich könnte sich dabei eine Schmelzrinde gebildet haben. Haidinger erinnert an die Verschiedenheit der Zustände in den zwei aufeinander folgenden Theilen der Bahn eines Meteoriten, dem kosmischen, in welchem die planetare Geschwindigkeit durch den Widerstand der Atmosphäre aufgehoben wird, während dessen die Schmelzrinde gebildet wird, und dem tellurischen, dem eigentlichen Fall wie jeder andere schwere Körper, während dessen die Rinde erstarrt ist und sich die höhere Temperatur der Außenseite mit der niedrigeren im Innern zu einer Mitteltemperatur ausgleicht.

Wöhler führt den Stein von Tivernont bereits in seinem Verzeichnisse der Meteoritenammlung der Universität Göttingen am 1. Jänner 1864 an. Haidinger hebt hervor, wie hoch die Theilnahme in der letzten Zeit an dem Studium der Meteoriten und auch der Meteore gestiegen ist.

Die Sammlung des k. k. Hofmineraliencabinets stieg, vom 7. Jänner 1859 beginnend, bis 30. Mai 1863 von 137 auf 200 Localitäten und ist seitdem noch vermehrt: das britische Museum, unter Maskelyne's energischer Leitung, gar von 75 im Jahre 1859 bis 216 im August 1863, bis 219 im December; Wöhler hat 139, Gustav Rose 153, dann in Buchners „Meteoriten in Sammlungen“ Shepard 151, R. P. Greg 191, Freiberg v. Reichenbach 176, alle noch seitdem vermehrt. Auch Herr Dautrée gab zum 15. December das Verzeichniß der Meteoriten des Museum d'Histoire Naturelle in Paris heraus, das erste, welches von dieser Sammlung erschienen ist, mit 86 Falltagen und Fundstätten.

In Bezug auf die Theorie der Sternschnuppenbildung, im Zusammenhange mit den fortwährenden Berichten Quetelets, erwähnt Haidinger, daß zwar allerdings vor Alexander Herschel auch der hochverdiente Forscher G. Heiß einen staubartigen Zustand der Meteore angenommen, aber doch in einem etwas verschiedenen Sinne, so daß Herr Alexander Herschel immer noch die Unabhängigkeit der Ansicht und des Ausspruches gerade in derjenigen Richtung übrig bleibt, welche wohl als die für die Erscheinungen zweckmäßigste Erklärung betrachtet werden dürfte.

Das wirkliche Mitglied Herr Prof. Brücke überreicht eine Abhandlung über den Nugeffect intermittirender Nughautreizungen. Ein regelmäßig intermittirender Lichtreiz, dessen Unterbrechungen so kurz sind, daß sie für die directe Wahrnehmung vollständig verschwinden, bringt, wie bekannt, auf das Auge dieselbe Wirkung hervor, welche die verbrauchte Lichtmenge hervorgebracht haben würde, wenn sie auf dasselbe Nughautareal im continuirlichen und gleichförmigen Streame gelangt wäre. In beiden Fällen wird aber nicht das Maximum des Nugeffectes erzielt. Dieses wird erhalten bei länger dauernden Unterbrechungen. Führt man die Bedingung ein, daß die Dauer des jedesmaligen Reizes und die Dauer der jedesmaligen Pause immer gleich groß sein sollen, so wird für weißes Licht der höchste Nugeffect erzielt bei 17 bis 18 Reizungen in der Secunde. Für denselben kommt nicht allein die primäre Wirkung des Lichtes in Betracht, sondern auch ein secundärer Erregungszustand, der, wie in den meteorischen Nerven derjenige, welcher die Deffnungszuckung auslöst, vom Aufhören der äußeren Einwirkung, hier des Lichtes, dort der Electricität abhängt. Dieser secundäre Erregungszustand ist auch die Ursache des aus früheren Versuchen mit farbigem Lichte bekannten positiven complementär gefärbten Nachbildes. Beim farbigen Lichte wird durch denselben nicht allein die Helligkeit, sondern auch die Farbe verändert.

Die Vermehrung des Nugeffectes des Lichtes durch 17 bis 18 Unterbrechungen in der Secunde läßt sich für die Beleuchtung nicht verwerten wegen des unerträglich glimmerns, das mit demselben verbunden ist, und auch für Signallichter ist sie werthlos, weil sie in der Nähe der Grenzen der Sichtbarkeit, also gerade da, wo man ihrer bedürfte, gleich Null wird.

Für Signale ist es dagegen von Bedeutung zu wissen, wie lange das Licht wenigstens dauern muß, um die mit der betreffenden Lichtstärke überhaupt erreichbare Tragweite vollständig zu erlangen. Prof. Brücke berechnete diese Zeit zu 0.186 Secunden.

Herr Dr. Boue macht einige Mittheilungen über den albanesische Drin und die Geologie Albanens, besonders seines tertiären Beckens.

Bis zum Jahre 1859 floß der albanesische Drin nur durch das Zadrimathal und die Kalkfelsenpässe von Baldrin und Lesch (Messie) ins adriatische Meer. In jenem Jahre ereignete es sich durch eine Ueberschwemmung des Drin und vielleicht auch durch eine

gleichzeitige des Kiri, daß der Drin bei seinem Austritte aus dem Gebirge bei Skela in nordwestlicher Richtung sich durch cultivirtes Land bis zum Kiri ein Bett eröffnete. Dieses ist das erste Resultat der jüngsten Reise des Generalconsuls v. Hahn.

Die gedachte Veränderung ist geographisch und historisch interessant, weil dadurch die Feste Mesapha in Scutari noch fester wird, da der Kiri in die Besana mündet, welche jenen Felsen gegen Norden und Westen bespült. Nun bleibt zu erfordern, ob schon in älterer Zeit dieser Arm des Drin verbanden war.

Einen sehr ähnlichen Fall stellen uns in Mittel-Albanien der Scumbi und Devel vor, welche nur durch eine große Ebene ohne Gebirge oder Hügel getrennt sind. In Überschwemmungszeiten vereinigen sich beide Wässer wenigstens auf dem schmalsten Theile dieses Isthmus. Westlich bleibt ein inselartig kleines hügeliges Terrain zwischen dem Meere und den zwei Flüssen liegen, gerade so, wie in Nordalbanien zwischen der Besana und dem südlichen Arm des Drin.

Vom Scutari Becken bis zum Arta Bujen und noch südlicher wird ein breiter Landstreifen nur durch tertiäre Gebilde bedeckt, welche auf einem alten untergefunkenen Flözkalterrain liegen, indem nur hier und da das Aeltere das Tertiäre durchbricht. Die Breite der jungen Gebilde wächst von Norden nach Süden. Das Eocene herrscht besonders in Epirus, das Miocene und Neogene in Mittel- und Nord-Albanien vor. Einen der schönsten Durchschnitte dieser Gebilde bildet der südliche Abhang des Graba-Balkan. Man sieht nämlich den Nummulitenkalk durch mächtige blaue Thonmergel überdeckt; in dem obersten Lager kommen jene Cerithien- und Neritinen-schichten vor, welche im Wiener Becken auch bekannt sind, und ganz oben liegt ein mächtiges Feitha-Quarzconglomerat.

Herr Generalconsul v. Hahn hat nebst dem Herrn Consul Ballarini zu Durazzo die Gefälligkeit gehabt, einige tertiäre Petrefacten einzusenden, welche sie westlich und nordöstlich von Tirana in den Hügeln fanden, und die vom Herrn Director Hörnes bestimmt worden sind.

Die eocene Bildung in Süd-Albanien stellt in großem Maßstabe die wohlbekanntesten Verhältnisse Istriens vor, namentlich Sandsteine und Mergel in den Thälern und Nummulitenkalk in den Bergen.

Diese werden in gewissen großen Thälern durch Süßwasserkalk und große Alluvialconglomerate bedeckt.

Dr. Boué bespricht weiter den wahrscheinlichen Ursprung der Thermal-schwefelquellen Nord-Albaniens, wo, wie bei Baden in Oesterreich, auch Gyps in den Flözkalzgebirgen vorkommt.

Dann sucht er in einigen Gegenden Ober- und Mittel-Albaniens das System des Dachsteinkalkes und der Dolomite nachzuweisen und sie von anderen älteren und jüngeren Flözkalzen in Albanien und Macedonien zu trennen.

Endlich erteilt er den künftig in diese Gegend Reisenden den Rath, die Besteigung der drei Kolosse: der Salech, Ibalea und Schaleichoj in der Nähe der Vereinigung des weißen und des schwarzen Drin vorzunehmen, wodurch die bessere Uebersicht der Landconfiguration sehr befördert wird. Die besten Mittel dazu werden aufgezeigt.

Der Verfasser schließt mit einer Bemerkung über die Hoffnung des Generalconsuls v. Hahn, die schönen und ungeheuren Eichen-, Fichten- und Tannenwälder am Ufer des schwarzen und des vereinigten Drin durch Europäer ausbeuten und durch diese Flüsse zum Meere fließen zu lassen. Dr. Boué meint, daß die Wildheit und das höchste Mißtrauen der katholischen und mohamedanischen Einwohner diesem Unternehmen große Hindernisse bereiten würden, welche selbst durch die Aussicht auf Geldgewinn kaum zu überwinden sein dürften. Die Bewohner jener Gegenden sind frei oder fast unabhängig von der Pforte und wollen es bleiben; daher sehen sie die Fremden in ihrem Lande ungern und tragen selbst dazu bei, daß dasselbe unbekannt und unwirthbar bleibe.

Die k. Akademie der Wissenschaften hat ihr correspondirendes Mitglied Herrn Prof. Dr. Karl Peters mit einer geologischen Untersuchung der Dobrudscha und eines Theiles des östlichen Balkans betraut, und ihm zu diesem Zwecke eine Subvention von 1000 fl. in Silber bewilligt. Herr Prof. Peters dankt nun mit Schreiben vom 14. Jänner für diese ihm gewährte Unterstützung und theilt mit, daß er seine Untersuchungsreise gegen Ende April d. J. anzutreten beabsichtige.

Die in der Sitzung vom 14. Jänner 1864 vorgelegte Abhandlung: „Zur Kenntniß von *Hartwegia commosa*“ von Herrn Dr. Hubert Leitgeb wurde zur Aufnahme in die Sitzungsberichte der Classe bestimmt.

### Auszug aus dem Protokolle

der 12. Sitzung der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, welche am 3. December 1863 unter dem Voritze Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten Dr. Joseph Alexander Freiherrn v. Helfert abgehalten wurde.

Die Sitzung wird von Seite Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten mit der Mittheilung einer in der bisherigen Redaction eingetretenen Aenderung eröffnet, indem er nach Enthebung des bisherigen Redacteurs Herrn Karl Weiß mittelst Decretes vom 7. November 1863 den Herrn Professor an der k. k. Akademie der bildenden Künste Anton Ritter v. Perger gewonnen, der auch bereits seine Functionen angetreten habe.

Nachdem übrigens auch ein Schreiben des Herrn K. Weiß vom 3. December 1863 eingelangt ist, laut dessen derselbe seinerseits erklärt, die Redaction mit Rücksicht auf seine mittlerweile erfolgte Ernennung zum Bibliothekar und Archivar der Stadt Wien nicht weiter fortführen zu können, so werden diese Vorgänge von der Centralcommission zur Kenntniß genommen und beschloffen, anlässlich derselben dem Herrn Weiß für seine achtjährigen eifrigen Bemühungen die „Mittheilungen“ auf jene Höhe zu bringen, die denselben das lebhafteste Interesse und die ausgezeichnete Achtung der wissenschaftlichen Welt des In- und Auslandes errungen und gesichert hat, die Anerkennung und den Dank der Centralcommission auszusprechen.

Das Commissionsmitglied Prof. v. Eitelberger hat am Schlusse der letzten Sitzung darauf aufmerksam gemacht, daß das alte Castell Camerlengo bei Trau in Dalmatien, ein höchst interessantes Baudenkmal, demolirt werden soll, und daß es noch an der Zeit wäre, dieser Demolirung vorzubeugen:

Der Herr Präsident eröffnet der Versammlung, daß er seitdem durch den Reichsrath Herrn Conte Sanfogua nähere Daten über diese Angelegenheit erhalten und sich mit Rücksicht auf die Dringlichkeit derselben bestimmt gefunden habe, sofort ein Schreiben an den Herrn Statthalter für Dalmatien zu richten, in welchem derselbe auf die Bedeutung des genannten Castells, welches dem 14. Jahrhundert sein Entstehen verdanken, ja theilweise noch früheren Ursprunges sein und nun in Privatbesitz übergeben soll, und auf dem die kaiserliche Fahne aufgepflanzt zu sein pflegt, aufmerksam gemacht und ersucht wurde, auf die Rettung desselben vor dem drohenden Abbruche hinzuwirken.

Die Centralcommission nimmt diese Mittheilung zur Kenntniß.

Ebenso hat sich Sr. Excellenz der Herr Präsident bestimmt gefunden, über eine Mittheilung, daß der Zustand der ehemaligen Stiftskirche in Neuberg in Steiermark eine

einsichtsvolle Restaurierung dieser aus dem Jahre 1455 stammenden gotischen Kirche erfordern, die ihm dringend erscheinenden Verfügungen zu treffen.

In dem Capitelgewölbe nächst dieser Kirche befinden sich nämlich die Gräber des erlauchten Stifters, des Herzogs Otto des Kreuzigen aus dem Hause Habsburg, dann seiner Gemahlinnen Elisabeth von Baiern und Anna von Böhmen, so wie seiner Söhne Friedrich und Leopold, deren Gebeine, in unveriperten Särgen liegend, profaner Begehung und Verührung ausgesetzt sein sollen. E. Excellenz hat nun, um diesem Uebelstande so bald als möglich abzuhelfen, einerseits den Herrn Statthalter für Steiermark um seine schleunige Vermittlung angegangen, andererseits den Conservator, Herrn Scheiger beauftragt, sein begründetes Gutachten über diese Angelegenheit abzugeben.

Von Seite des genannten Herrn Statthalters ist bereits die Mittheilung eingetroffen, daß die nöthigen Vorkehrungen veranlaßt werden seien, um die Ruhestätte der genannten erlauchten Personen vor Störung ihrer Ruhe fernerhin zu schützen.

Die Centralcommission stimmt auch dieser Verfügung ihres Präsidenten bei und nimmt die Mittheilung des Herrn Statthalters für Steiermark verläufig zur Kenntniß.

Anläßlich einer Notiz in den „Tiroler Stimmen“, in welcher der Wunsch ausgesprochen wird, daß an den Priesterseminarien Vorlesungen über christliche Kunst gehalten werden mögen, wird über Antrag des Herrn Sectionsrathes v. Heußler beschlesien, diejenigen Ordinariate, bei welchen solche Vorlesungen noch nicht stattfinden, zu ersuchen, an ihren Seminarien, dem bereits in Wien, Linz und in St. Pölten gegebenen Beispiele folgend, auch Vorlesungen über Kunstgeschichte und christliche Kunst einzuführen.

### Ungarische Akademie.

Die feierliche Jahresitzung fand am 23. Jänner statt. Der Präsident, Graf Emil Deyseffy eröffnete dieselbe mit einer Ansprache, als deren Zweck er es bezeichnete, durch Andeutungen über „den Charakter der Zeitverhältnisse, in denen wir leben, und auf die Natur der Aufgabe, welche uns bezüglich der nationalen Cultur für die Gegenwart zufiel“, seinen Zuhörern einigen Stoff zum Nachdenken zu geben. Die Ansichten über die Aufgabe der Akademie haben sich im Laufe der Zeit sehr geklärt. Weder sei es jetzt mehr „Gegenstand ernster Discussionen, ob dieses Institut bloß eine zur Ausbildung der Sprache berufene Gesellschaft sein solle und ob überhaupt das Bedürfniß nach einer Gesellschaft vorhanden sei, deren Aufgabe sich auf die Pflege und Verbreitung der Wissenschaften in ungarischer Sprache ausdehnen sollte, oder ob es nicht statt intensiver Verbreitung unserer Bildung viel zweckmäßiger wäre, extensiv zu wirken, und unsere ganze Kraft in der Errichtung von Präparanden zu concentriren, welche das nicht ungarisch sprechende Volk in der ungarischen Sprache unterrichten würden“; noch sei es heute für irgend jemanden noch ein Dogma, „daß, wenn an die Stelle der todten lateinischen Sprache überall, wo sie eingeführt war, die ungarische Sprache träte, dies zum Erblühen und zur Sicherung unserer Nationalität schon genug wäre; daß ferner, wenn wir die Rechtsgleichheit auf alle Bewohner des Landes ausdehnen würden, die große nationale Familie augenblicklich fertig wäre, deren Glieder durch kein Sonderinteresse von einander getrennt würden.“

„Wir schwankten“, heißt es weiter, „nicht deshalb so oft, weil die Zeit periodenweise andere und wieder andere Forderungen an uns stellte, sondern deshalb, weil wir unsern rechten Platz in der Zeit noch nicht gefunden haben“. Diesen Punkt zu finden,

darauf komme es für Ungarn an in einer „Stellung, die weniger günstig kaum gedacht werden könne“. Der Ungar lebe noch, „weil all diese Uebel eine von der Verfehlung verschiedene Nothwendigkeit sind. Wir sind als kämpfendes Volk hieher gekommen, wir sind ein kämpfendes Volk und werden es bleiben. . . . Wir müssen es ertragen, daß wir nicht verstanden werden. Wenn wir nur einander ganz verstehen. Wir müssen es ertragen, daß wir von der Zeit nichts zu erwarten haben, und daß sie sich bereits gegen uns gewendet hat, und sich immer mehr gegen uns wenden wird, wenn wir nicht unsere Stelle in ihr suchen und endlich einnehmen. Wir müssen die schweren Bekrechen ertragen, an denen wir leiden. . . . Die Zeit bleibt nicht stehen, und selbst der Starke kann nur selten ohne seinen eigenen Schaden in die Speichen ihres rollenden Rades greifen; — wir sind schwach, denn, wenn wir uns auch nicht verspätet haben, so sind wir doch spät aufgetreten, und wenn wir nicht in unser Verderben steigen wollen, so müssen wir uns damit begnügen, ein Gewicht hineinwerfen zu können.“

„Unser Gewicht, unser Gewicht, unser Gewicht“, diese drei Worte entsprächen für Ungarn dem „Geld, Geld, Geld“ Montecuculis. „Der Gang der geistigen Entwicklung des Menschengeschlechtes und die alles umfassende Wirkungen desselben machen es jedem einzelnen Stamme zur Nothwendigkeit, an der großen Arbeit des Geistes ununterbrochen theilzunehmen. Es ist keine so vorgeschrittene Nation denkbar, welche, wenn sie diese Arbeit nur auf kurze Zeit unterbrechen würde, der Verkommenheit, dem geistigen und materiellen Verfall und der Verarmung entgehen könnte. Unter den einzelnen Fragen der Wissenschaft sind viele, die zugleich für einzelne Nationen die Frage geringerer und größerer Macht sein können, aber die Wissenschaft an und für sich ist für alle in gleichem Maße eine Lebensfrage, denn eine Nation, die nicht fähig ist, die Bildung in sich aufzunehmen und sich in dieselbe nur aufnehmen läßt, ist gewiß verloren.“

Von diesem Gesichtspunkte aus mögen die Zuhörer namentlich überlegen, „ob unsere Litteratur im Allgemeinen die Richtung befolge, welche unseren moralischen und intellectuellen Einfluß vermehren kann, oder ob sie eine Richtung befolge, die diesen Einfluß vermindert? In Folge all dieser Erwägungen wird die Frage der Fragen aufstehen: ob nicht die unabweisliche Nothwendigkeit vorhanden sei, die bisherige Natur unserer geistigen Thätigkeit radical umzugestalten und derselben eine Richtung zu geben, daß von nun an das Hauptgewicht im größten Maße auf die ernstesten Studien gelegt werde?“ Der Redner schloß mit der Bitte um „energische Unterstützung der Entwicklung und Verbreitung des Wissens, der Thätigkeit der Gelehrten“.

Der Secretär Ladislaus Szalay schickte seinem Jahresbericht einen Rückblick auf die Zeit der Stiftung der Akademie voraus, fand, daß man sich nach derselben nicht zurückzusehen brauche, und daß die ungarische Wissenschaft seit jenem Tage einen bedeutenden Fortschritt gemacht habe, und zwar in erster Reihe durch die Akademie. Das vorgesetzte Ziel werde erreicht werden, wenn man „gewissenhaft in die Fußstapfen großer Nationen treten. Schenken wir den Männern des Auslandes kein zu williges Ohr, wenn sie, die Fremden, nicht aufhören von den Eigenschaften des ungarischen Typus als von solchen zu sprechen, welche etwas besonderes bedingen und den Ungar auf etwas anderes, apartes verweisen“. Die Ungarn wollen nicht bloß Reliefs zu den europäischen Kunst- und Litteraturschöpfungen bilden; „wir wollen und werden eben solche Werke schaffen, ja, haben auch deren schon geschaffen“. Er wandte sich dann gegen die Gegner, welche die Akademie „als einen Darreßen der düstigen Gefühle der Seele oder als eine Gefahr für die Freiheit betrachteten“.



## Neue Staatsrechtslitteratur.

1. Grundsätze des gemeinen deutschen Staatsrechts mit besonderer Rücksicht auf das allgemeine Staatsrecht und auf die neuesten Zeitverhältnisse. Von Dr. G. Zöpfl. Zwei Theile. (Zünfte Auflage) Leipzig und Heidelberg 1863, Winter'sche Verlagsbuchhandlung.
2. Einleitung in das constitutionelle Verfassungsrecht von Dr. Karl v. Kaltenborn. Leipzig 1863, Verlag von Bernhard Tauchnitz.

E. v. T. Aus der Mitte der tiefgehenden Bewegung, welche das deutsche Staatsleben der Gegenwart ergriffen hat, sind zwei Werke vor das Publicum getreten, deren jedes seine Aufmerksamkeit wohl in Anspruch nehmen darf. Zwar das Zöpfl'sche Buch ist schon von altersher ein genauer und sicherer Führer desselben. Seit die vierte Auflage, welche im Jahre 1855 erschienen, die spärlichen und knappen Sätze der dritten (vom J. 1844) zu einem umfassenden und mit reichlichem Detail ausgestatteten Systeme erweitert, gehörte das Werk neben dem H. A. Zacharia's zu jenen, welche von dem wissenschaftlichen und praktischen Bedürfnisse weitaus am meisten in Anspruch genommen wurden. Ja selbst gerade auf solche, die sich der geistigen Richtung Zacharia's verwandter fühlten, die mit ihm die Nothwendigkeit einer Neugestaltung der staatlichen Verhältnisse des deutschen Volkes klarer empfanden und eifriger nach rechtlichen Handhaben suchten, um den deutschen Bund aus den engen Grenzen des „Unmöglichen und Unerträglichen“ herauszuheben, in welche er bis nun gesüßt ist, denen Zöpfl die Nothwendigkeit des Erhaltens und Conservirens viel zu scharf betont, viel zu wenig die freiheitlichen und nationalen Regungen des deutschen Volkes berücksichtigt zu haben schien, hat es in jedem Sinne eine bedeutende Rückwirkung geäußert.

Nicht als ob es die eigenthümlichen Mängel Zöpfl'scher Darstellung schlecht hin verleugnete. Mit der „deutschen Reichs- und Rechtsgechichte“, der es sich auch der Form nach anschließt, theilt es den Mangel einer vollkommen fest und logisch gegliederten Systematik und im Einzelnen jene eigenthümlichen Erscheinungen, welche man mit Zöpfl's Stellung zur Litteratur in Verbindung bringen möchte. Das Streben nach selbstständiger Forichung, nach unabhängiger Förderung und Weiterführung der Wissenschaft führt allerdings dort häufiger als hier zu einer Verleugnung derselben, zu einer geistigen Abwehr gegen das, was Andere früher erkannt und festgestellt haben, aber völlig frei davon ist auch das vorliegende Werk nicht. Jedenfalls sicherten ihm indeß die Vollständigkeit des Inhalts die Bestimmtheit, mit welcher überall auf das positive Recht Bezug genommen und dieses von den staatsphilosophischen Sätzen geschieden wird, die Ausdehnung endlich, welche der geschichtliche Theil der Darstellung bis in die neueste Zeit herab, und das auf

Grundlage eines Quellenmaterials erfahren hatte, welches außer dem Verfasser nicht leicht jemand zu Gebote stand, von vornherein eine nicht gewöhnliche Bedeutung.

Die nun erschienene fünfte Auflage nennt der Verfasser mit Recht eine durchaus vermehrte und verbesserte. Auch eine nur flüchtige Vergleichung mit der vierten zeigt, welch' namhafte Zusätze und Veränderungen den Text und die Noten getroffen haben. Dies gilt nicht nur von der Darstellung des positiven Rechtes, sondern ganz ebenso von den rechtsphilosophischen Ausführungen. Man vergleiche beispielsweise nur, was der Verfasser über das Nationalitätsprincip und seine geschichtliche Beschränkung, über natürliche und politische Nationalität sagt, — weitaus die beste und zusammenhängendste Skizzirung der Sätze, welche in neuester Zeit über den wichtigen Gegenstand aufgestellt worden sind. Das Interesse, welches sich speciell in Oesterreich an die Frage knüpft, wird es vielleicht rechtfertigen, wenn wir sie — dem Verfasser folgend — eingehender erörtern, als es sonst in den Kreis dieser Ausführungen passen würde.

Das Wesen des Nationalitätsprincipes findet der Verfasser in dem Rechtsanspruch, den jede Völkerschaft von Haus aus in sich trägt, als selbstständiger Staat zu bestehen. Die praktische Geltung des Principes aber grenzt sich natürlich auch ihm mit der physischen Möglichkeit ab, als Staat zu bestehen, also mit dem Machtverhältniß nach der Anzahl und inneren Kraft der Volksgenossen. Minder mächtige und kleinere Völker sind der Natur nach auf völkerrechtliche Verbindungen oder auf freiwillige und unfreiwillige Unterwerfung angewiesen. Die selbstständige Erhaltung des Territoriums kann dabei die Erhaltung der Nationalität in vielen Beziehungen möglich erscheinen lassen, wenn sie auch ihre Selbstständigkeit nach außen verliert und in dieser Hinsicht in das Staatensystem des nunmehrigen Hauptstaates eintritt.

Wichtiger ist der Fall, daß ein Volk unter die Herrschaft eines anderen in der Art zu stehen kommt, daß sein Territorium ein gemeinschaftliches mit dem der siegenden Bevölkerung wird. Der Verfasser macht für die Stellung der siegenden und besiegten Bevölkerung in diesem Falle die Möglichkeit dreier Systeme geltend, welche er als die Systeme der Unterdrückung, der Verschmelzung und der Gleichstellung bezeichnet. Entweder werden nämlich die Besiegten fortwährend als Unterjochte behandelt und der herrschenden Nationalität in rechtlicher und politischer Beziehung willkürlich bald mehr, bald minder nachgegeben, oder der Sieger erkläre die besiegte Bevölkerung geradezu für einen Theil der herrschenden Nation und verschmelze sie rechtlich und politisch vollständig mit derselben, fordere aber dafür das Opfer der bisherigen nationalen Selbstständigkeit, einschließig des bisherigen Volksnamens und des Gebrauches der Sprache, mindestens im amtlichen Verkehrsleben; oder der Sieger erkläre die besiegte Bevölkerung für gleichberechtigt mit der siegenden und erkenne die Selbstständigkeit ihrer Nationalität mindestens in Bezug auf Namen und Sprache, mitunter sogar in Bezug auf Verfassung und Recht an.

Mit Entschiedenheit erklärt sich der Verfasser gegen das erste System; es trage den Stempel der Ungerechtigkeit an sich, es fixire die Zustände gegenseitiger

Erbitterung und der inneren Staatskämpfe, es sei geradezu staatsgefährlich. Ebenso entschieden günstig aber stellt sich sein Urtheil über das zweite. Zwar werde es unvermeidlich im ersten Augenblicke von dem Besiegten als eine große Härte empfunden, habe aber den großen Vortheil, in kurzer Zeit die Besiegten vergessen zu lassen, daß sie Besiegte seien, und sie mit der Nation, welcher sie das Schicksal zutheile, rasch und vollständig zu verichmelzen; es gebe also in verhältnißmäßig kurzen Zeiträumen einen vollen Erjaß für die verlorne Nationalität, indem es den Besiegten dadurch ehre, daß es allen Unterschied mit dem Sieger verwischt, und somit verbürge dies System unleugbar den Einheitsbestand des Staates.

Weniger den Forderungen der staatlichen Klugheit entsprechend ist dem Verfasser das dritte, das System der Gleichstellung. Die Schwierigkeiten, die es bereite, können nur langsam und allmählig ausgeglichen werden, der Racenkampf werde niemals außer die Grenzen der Möglichkeit gerückt. Es sei dies aber von je das System der germanischen Völker gewesen; schon in den Zeiten der Völkerwanderung habe es den Nachtheil gehabt, daß die siegenden deutschen Völker selbst ihren deutschen Charakter ablegten und romanisirt wurden, es habe noch jetzt den Nachtheil, daß die Germanisirung anderer Länder, d. i. die Ausbreitung der deutschen Cultur auch da keinen rechten Fortgang gewinne, wo sie naturgemäß angezeigt sei, und diesen Ländern selbst nicht weniger als Deutschland zum entschiedensten Vortheil gereichen würde.

„Befriedigende Ergebnisse hat das System der Gleichberechtigung bisher nur da gezeigt, wo, wie in der Schweiz, die verschiedenen Nationalitäten sich in der richtigen Erkenntniß, ihrer Vereinigung zur Behauptung ihrer staatlichen Existenz gegenseitig zu bedürfen, freiwillig aneinandergeschlossen haben, überdies auch auf einer und derselben Culturstufe stehen und keine der vereinigten Nationalitäten so sehr numerisch oder politisch überwiegt, daß die anderen für ihre gleiche Geltung zu fürchten Ursache hätten: oder auch wo es demjenigen Stamme, welcher der Hauptträger der Cultur ist, gelingt, den Stämmen anderer Nationalität seine Cultur mitzutheilen, oder wo die weniger zahlreiche Nationalität das Bedürfniß des Anschlusses an eine größere Volksmasse empfindet, weil sie nach den obwaltenden geographischen Verhältnissen nur in dieser Verbindung ihre materiellen, politischen und internationalen Interessen als gewahrt und gesichert anerkennen und die Vortheile eines großen Culturstaates mitzugenießen hoffen kann.“

Es bedarf keiner ausdrücklichen Hervorhebung, wie concret eben der letzte Satz die Anwendung des „Systems der Gleichstellung“ auf unsere österreichischen Verhältnisse rechtfertigt. Mehr noch als in staatsrechtlichen Sätzen — und man weiß, daß das öffentliche Leben sich eben in letzter Zeit lebhaft genug mit der rechtlichen Fixirung des Verhältnisses beschäftigt hat — ist es in der Natur der Sache selbst begründet. Die Natur der Sache, die Art der Beziehungen der einzelnen Völker Oesterreichs zu einander hat Widerstand geleistet, als es sich um die gewaltthame Schöpfung einer politischen Nationalität auf Grundlage einer bestimmten natür-

lichen Nationalität handelte, sie wird den rohen und widernatürlichen Versuchen, die politische Nationalität überhaupt ihrer Rechte zu berauben und in engerem oder weiterem Kreise die eine oder andere natürliche Nationalität in eine unbeschränkte Herrschaft einzusetzen, ganz ebenso widerstehen. Es liegt an einer totalen Verken- nung des Werthes der Thatfachen und der Macht dessen, was eben geschichtlich geworden und was sich geschichtlich vorbereitet, wenn wir solchen Versuchen immer noch begegnen.

Dem in der That auch darüber wird sich niemand täuschen, daß der Ver- fasser vollkommen berechtigt ist, es auszusprechen, die Nationalität, so gewiß sie in Blut (Race) und in der Sprache ihre natürliche Grundlage habe, sei allein zur Staatenbildung nicht ausreichend. Ein großer Staat kann nun einmal die Grenzen, welche seine kriegerische und handelspolitische Stellung sichern, nicht entbehren; er ist genöthigt, sie sich ohne Rücksicht auf die nationale Basis zu verschaffen. Die politische Nationalität entwickelt sich um so häufiger, als die geschichtliche Entwick- lung der Menschheit immer mehr zur Bildung von Großstaaten oder ihre Stellung vertretenden großen Staatenverbindungen drängt. „So wie die Cultur überhaupt, als auf geistiger Entwicklung beruhend, für das Höhere im Verhältniß zum ur- sprünglich Natürlichen anerkannt wird, so muß auch der Großstaat und die durch ihn begründete Nationalität, als ein Product der Cultur, für das Höhere im Ver- hältniß zur rein natürlichen Nationalität anerkannt werden, und diese im Conflict sich ihm unterordnen, und zwar um so mehr, als in keinem dermal bestehenden großen Staate die wesentlichste Grundlage der natürlichen Nationalität, das Blut, mehr völlig rein angetroffen wird.“

Die Berechtigung der politischen Nationalität hat dem Verfasser demgemäß ihren letzten und obersten Grund in der geschichtlichen Nothwendigkeit. Es sei wohl möglich, und sicher auch nicht selten vorgekommen, daß Gewaltthat und Ungerech- tigkeit einer Nationalität, welche für sich allein wohl hätte bestehen können, eine Katastrophe bereitet haben. Aber so lange noch der Krieg als eine völkerrechtliche Institution und sein Ausgang als ein Gottesgericht unter Völkern betrachtet werde, könne die Gegenwart nicht für das Unrecht der Vergangenheit verantwortlich ge- macht werden, und so bereit man sein möge, ein solches Unrecht anzuerkennen und zu beklagen, so unmöglich sei es oft, daselbe wieder gut zu machen und ohne die größten Nachtheile und Gefahren für die seitdem erwachsenen und bestehenden Ver- hältnisse die früheren Zustände wiederherzustellen.

„Ein Angriff auf die positiv völker- und staatsrechtlich einmal anerkannten, jetzt bestehenden politischen Nationalitäten durch die Proclamation des natürlichen Nationalitätsprincipes ist ein Angriff auf den positiv recht- lichen und geschichtlichen Rechtszustand und die Ruhe von ganz Europa und würde nach Umständen allen politischen Besitzstand bis auf die Zeiten des Cäsar und Ta- citus in Frage stellen und die Auflösung aller jetzt bestehenden Staaten zur Folge haben. Wenn übrigens die Wiederherstellung der natürlichen Nationalitäten wirklich als Princip anerkannt, mit Consequenz durchgeführt und nicht bloß als Vorwand

und Hebel zur Zerstörung eines oder des anderen Staates einseitig gebraucht werden wollte, so würde dies gerade demjenigen Staate (Frankreich) zum größten Nachtheile gereichen, der sich in neuester Zeit nach einer Seite hin zum Vertreter dieses Principes aufgeworfen hat, während er nach der anderen Seite hin, gerade im Widerspruch hienmit, nicht nur die schon früher einverleibten fremden Nationalitäten festhält, sondern sich sogar noch andere annectirt."

Vergleicht man diese Sätze, deren Begründung schwerlich wird bestritten werden können, mit jenen, welche v. Kaltenborn über das Wesen des Staates, über dessen philosophische und politische Grundlagen aufstellt, so zeigt sich auf den ersten Blick, wie tief auf die moderne Doctrin concrete Lebensverhältnisse unserer Zeit zurückgewirkt haben. Bei Herrn v. Kaltenborn allerdings in anderer Weise als bei Röpl. „Der Staat ist kein bloßes Naturproduct“, sagt er S. 17, „er ist ein begeisterter Organismus. Und gerade so, wie der Mensch, zwar innerhalb der Schranken der Natürlichkeit stehend, von deren Gesetzen beherrscht wird, und deren Entstehung, Organisation und Entwicklung der natürlichen Bestimmung der Menschen entzogen ist, nichtsdestoweniger aber der Mensch ein freies und geistiges Wesen bleibt, so ist es auch mit dem Staate der Fall. Demnach ist anzuerkennen, daß auch im staatlichen Leben organische Gesetze existiren, die das Volk trotz seiner Freiheit und Vernünftigkeit als unabänderliche Vorbedingungen anerkennen muß, und daß der menschliche Wille, insoferne er auf die Gestaltungen und Functionen des Staates einwirkt und einwirken darf und muß, sich innerhalb all' der Schranken halten muß, welche alles Organische beherrschen. Der hierin eigenmächtige Wille des Volkes wird mit der Verachtung jener organischen Gesetze das innerste Wesen des Staates selbst vernichten. Der Geist und der Wille des Menschen und der Völker hat seine staatenbildende Thätigkeit zunächst mit der Anerkennung dieses organischen Wesens und dieser organischen Gesetze des Staates zu beginnen und erst auf dieser Basis seine freien Constructionen nach den eigenthümlichen Bedürfnissen des Volkes und insbesondere der jedesmaligen Generation des Zeitalters aufzubauen. Und schon hienach muß es als eben so widernatürlich wie unvernünftig erscheinen, das Wesen des Staates in dem bloßen Willen der ihn jetzt bildenden Menschen oder gar in den Majoritätsbeschlüssen derselben oder einer aus ihnen hervorgegangenen Volkrepräsentation (des Abgeordnetenhauses) zu suchen."

So weit diese Sätze gegen das suffrage universel und die objective Bestimmtheit gerichtet sind, mit welcher man es in die Principien eines geläuterten und auf der Höhe der Entwicklung stehenden Staatslebens einführen wollte, wird man ihnen Anerkennung nicht versagen können. Zugleich aber zeigt sich in ihnen der Unterschied zur Röpl'schen Behandlung des Gegenstandes. In der That ist in Herrn v. Kaltenborns Ausführungen entschieden nur wenig von dem positiv Rechtlichen zu finden, das Röpl's auch staatsphilosophische Anschauungen charakterisirt. Wie in den eben angeführten Sätzen alles Gewicht auf das organische Wesen des Staates gelegt, daneben aber die Entwicklung der positiven Rechtsformen, welche doch eben auch auf geschichtlichem Werden beruhen und gerade für die Entscheidung der auf-

geworfenen Frage von ausschließlicher Bedeutung sind, völlig ignoriert werden, so ist überall ein fast ängstliches Bemühen unverkennbar, die constitutionellen Grundzüge nicht so sehr aus dem tatsächlichen Verfassungsleben jener Völker, welche diese Staatsform in lebendiger Thätigkeit üben, sondern vielmehr aus dem abzuleiten, was der Verfasser als das eigenste Wesen des deutschen Staatslebens insbesondere zu erkennen glaubt.

Bekanntlich ist dies Verfahren in der Praxis früher als in der Theorie eingeschlagen worden. Man weiß wie eine mächtige Partei in Preußen von den Tribunen der Kammern herunter ein specifisch deutsches Verfassungsleben, welches mit den abgebrauchten Formen des vulgären Constitutionalismus nichts gemein haben, innerlicher und tiefer sein soll, proclamirt, mit allem Aufwand von Geist und Scharfsinn ins System gebracht hat. Ganz so weit geht der Verfasser nun allerdings nicht, allein man braucht seine „idealen Grundzüge des constitutionell-monarchischen Staatsrechts“ nur anzusehen, um in nicht unwichtigen Punkten die geistige Verwandtschaft klar zu erkennen. Die folgenden Sätze, deren Inhalt von der jüngsten Entwicklung der preussischen Zustände nicht leicht zu trennen ist, ja mit specieller Beziehung auf diese Entwicklung geschrieben sein mag, mögen dies darthun:

„Dem Monarchen und seiner Regierung muß trotz des landständischen Steuerbewilligungsrechtes die Möglichkeit verbleiben, auf Grund der bereits bestehenden Steuern in der überkommenen Weise weiter zu regieren und innerhalb dieser Summen neue Einrichtungen zu schaffen, ohne die vorherige formelle Zustimmung der Volksvertretung nöthig zu haben, so weit nicht jene Einrichtungen einer zuvorigen gesetzlichen Feststellung bedürfen. In selbst ein landständischer Widerspruch gegen die Fortdauer bestehender Einrichtungen, der sich in die Verweigerung der dazu nöthigen Geldmittel, so weit dazu nicht neue Steuern nöthig werden, kleidet, darf zur Wahrung des monarchischen Verfassungsgeistes nicht die Bedeutung haben, daß durch diese einseitige Verweigerung die Regierung sofort rechtlich gebunden sei, ihre Ueberzeugung von der Nothwendigkeit solcher Institute preiszugeben. Das Votum der Volksvertretung kann hier allein nicht entscheidend sein, sondern darf im monarchischen Staate nur die Kraft haben, eine Mahnung an die königliche Regierung zu sein (man sieht, daß trotz des Umstandes, daß dies „ideale Grundzüge“ des Staatsrechtes sein sollen, eine königliche und wohl speciell die preussische Regierung vorausgesetzt wird), auf das Gewissenhafteste zu prüfen, ob ihre bisherige Ansicht die richtige und ob dieselbe im Sinne der Volksvertretung aufzugeben oder doch zu modificiren sei, denn sonst wird durch diese finanzielle Hintertür die ganze große Bedeutung des königlichen Veto vernichtet. Mehrmalige übereinstimmende Vota der Volksvertretung, so weit sie nicht offenbar den Parteistempel an sich tragen, müssen allerdings geeignet sein, die Regierung über die Wichtigkeit ihrer eigenen Auffassung besorgt und zur Nachgiebigkeit geneigt zu machen.“

Das ist allerdings nicht vulgärer Constitutionalismus und Zöpl kommt auch vom Standpunkt des positiven, in Deutschland geltenden Rechtes zu anderen Sätzen.

Es ist uns natürlich nicht möglich, hier im Einzelnen die Auffassung des Verfassers von dem ethischen und organischen Wesen des Staates und die praktischen Anwendungen darzulegen, die er daran knüpft. Daß in dieser Art die rechtlichen Zustände und die staatliche Zukunft unseres Vaterlandes zu beurtheilen nicht weniger Construction, nicht weniger willkürliche Annahme liegt, als etwa in der Theorie von der Theilung der Gewalten und in der idealen Rechtfertigung des englisch-belgischen Parlamentarismus und der Volkssouverainetät, liegt auf der Hand. Glücklicherweise ist die lebendige Entwicklung fast überall in Deutschland im Begriff über alle Abstractionen hinwegzuschreiten.

Erfreulicher als der dogmatische ist der historische Theil des v. Kaltenbornschen Werkes. Die entschiedene Befähigung zur Darstellung des schwierigen und verwickelten Gegenstandes, welche er bereits in der „Geschichte der deutschen Bundesverhältnisse und Einheitsbestrebungen“ dargethan, zeigt sich auch hier in gutem Lichte. Wenn trotzdem die entschieden größere Vollständigkeit auf Seite Zöpfls ist, so erklärt sich dies nicht nur durch den verschiedenen Umfang, sondern auch die verschiedenen Zwecke der Werke.

Beide sind übrigens vor dem hochbedeutenden Ereigniß geschrieben, welches im Sommer vergangenen Jahres ganz Deutschland in tiefer geistiger Bewegung ergriffen hat. Zöpfl hat indeß der Vorrede des zweiten Theiles ein Urtheil über die Reformacte eingefügt, welches hier anzuführen wir uns nicht versagen können. Der berühmte Staatsrechtslehrer glaubt es unumwunden aussprechen zu müssen, daß die Ausarbeitung des Entwurfes der Reformacte nicht wie die Abfassung der Entwürfe einer Reichsverfassung und deren Verathung im Jahre 1848 und 1849 durch den Drang einer nationalen Aufregung hervorgerufen und beeinflusst worden, sondern als ein Werk reiflicher Ueberlegung und Würdigung der deutschen Zustände in einer Zeit der vollkommensten politischen Ruhe, ja sogar der notorischen Impotenz aller von unten agitirenden Elemente, aus den höchsten Regierungskreisen ausgegangen ist, welche eben hiedurch das längst von der Nation gefühlte und von der deutschen Bundesversammlung selbst im Jahre 1848 anerkannte Bedürfniß einer Reform des Bundes neuerdings als ein dringendes constatirt haben, daß der gedachte Entwurf keine der beiden deutschen Großmächte principiell ausschließt, wie dies in der Frankfurter Reichsverfassung vom 28. März 1849 und in dem ihr nachgebildeten preussischen Entwürfe einer Unionsverfassung der Fall gewesen, endlich daß der Entwurf eine Grundlage enthält, auf welcher es Deutschland möglich ist, in seiner Gesamtheit als eine Großmacht in allen europäischen Fragen aufzutreten und somit die Stellung einzunehmen, welche ihm nach dem Ausspruche der Bundesversammlung selbst (vom 1. März 1848) unter den Nationen Europa's gebührt, und bei der gegenwärtigen Weltlage von ihm nicht ohne die augenscheinlichste Gefahr für seine Selbstständigkeit und Unverletzlichkeit entbehrt werden kann.

„Selten“, schließt der Verfasser seine Auseinandersetzung, „ist wohl einer Nation, so wie der deutschen durch den kaiserlichen Entwurf der Reformacte, die gleiche Möglichkeit geboten worden, auf legalem Wege, ohne unmittelbar vorgängige

gewaltfame Erschütterung von außen oder im Innern, jedoch im Angesichte bereits drohender Gefahren für den Weltfrieden, einen Umbau ihrer allseitig als mangelhaft anerkannten politischen Einrichtungen in einer Weise vorzunehmen und zu vollenden, welche sie in die Verfassung setzen würde, allen heranziehenden Stürmen mit Ruhe und Selbstvertrauen entgegensehen zu können."

Auch wir hoffen aus dem Innersten unseres Herzens, daß der Geist der Reformacte zur Wahrheit werden, daß jener staatsmännische Ausspruch in Erfüllung gehen wird, den wir in den jüngsten Tagen vernommen haben. Die Wissenschaft des deutschen Bundesrechtes, die in dem Werke Zöpfls einen so trefflichen Ausdruck gefunden, wird damit zur Makulatur werden, wie die Gelehrsamkeit der Reichspublicisten nach der Aufhebung des deutschen Reiches „eine brodlose Kunst" geworden, aber man wird es sicher nicht mehr bedauern, als in jener Zeit, wo nach der Erzählung Roberts v. Mohl der geistreiche S. G. Meyer sich halb im Scherze, halb im Ernste darüber zu beschweren pflegte, daß die Reichsdeputirten keine Entschädigungsforderung für die Verluste anerkannt habe, welche die Staatsrechtslehrer des h. römischen Reiches deutscher Nation in dieser Beziehung erlitten hatten.

## Die moderne Museenfrage in Bezug auf Geschichte, Kunst und Kunstindustrie.

Von Jakob Falke.

(Fortsetzung.)

Aber um diesen Weg mit Erfolg beschreiten zu können, um das große Ziel möglichst zu erreichen, genügen die vorhandenen Mittel oder vielmehr die bisher benützten Quellen der Geschichtschreibung nicht mehr. Dieses Gefühl ist neben den culturgeschichtlichen Bestrebungen hervorgetreten, ist, ohne daß man sich darüber klar wurde, eine nothwendige Folge derselben und macht sich jetzt als unabweisliches Bedürfniß geltend.

Die bisherigen Quellen, aus denen man den Inhalt der Geschichte schöpfte, waren Archive und Bibliotheken. Was man den Archiven entnehmen kann, das ist die Kunde und die Richtigstellung der äußeren Begebenheiten des Weltlaufes, nebst den Motiven der darin auftretenden Personen. Eben hiezu liefern auch die Bibliotheken ihren Beitrag, indem sie die abgeleiteten Quellen enthalten, dasjenige, was mit Benützung von Archivalien und aus den Erinnerungen von Augenzeugen oder aus der Tradition der Mitlebenden über den Weltlauf bereits geschrieben und gedruckt worden ist. Das ist aber nur der kleinste Theil dessen, was die Bibliotheken zur Geschichte der Menschheit liefern. Bei weitem wichtiger sind sie als Sammlungen für die Erzeugnisse der gesammten litterarischen Thätigkeit, wodurch sie für



die bedeutendsten Manifestationen des Menschengeistes, für die redenden Künste und die Wissenschaften, directe Quellen bilden.

Aber damit ist der Umfang dessen, was wir eben als den Inhalt der Geschichtswissenschaft angegeben haben, bei weitem nicht erschöpft. Es ist noch das gesammte Gebiet der Kunst übrig, der ganze Wandel, den der Menscheng Geist in seinem Schönheitsbedürfnis durchgemacht hat, alle Werke seiner verschiedenartigen Thätigkeit in diesem großen Reiche; ferner alle Producte seiner Hände, alle Werkzeuge und technischen Anstalten, mit denen er arbeitete, mit denen er dem Fortschritte der Civilisation, den wachsenden Bedürfnissen der Nothwendigkeit und des Luxus genügte; die gesammte häusliche, gesellige und öffentliche Sitte, das Leben und die Einrichtungen des Friedens, die Gebräuche, das Geräth, die Tracht, die Wohnung u. s. w. Wir wollen das zusammen, um ein Wort dafür zu haben, als Kultur im engeren Sinne bezeichnen.

Für das alles vermögen zwar auch Bibliotheken und Archive mancherlei wichtige Beiträge zu ihrer Kunde zu gewähren, aber sie sind in dieser Beziehung immer nur indirecte und sehr unzulängliche Quellen. Wie man sich genöthigt gesehen hat, für die Kenntniß des Weltlaufes auf die ersten und ursprünglichen Hülfsmittel, die Archivalien, zurückzugehen; wie man die Litteratur, die Entwicklung des Menschengeistes in den redenden Künsten nicht aus den Berichten darüber, aus den Litteraturgeschichten, studiren wird, sondern sich eben an die Producte der redenden Künste wenden muß: so wird man auch für die übrigen Offenbarungsseiten des Menschengeistes die directen Quellen, seine Früchte, zu befragen haben. Nur durch das Studium der Originale, durch die unmittelbarste Anschauung alles dessen, was der Mensch an Erzeugnissen dieser Art der Nachwelt hinterlassen hat, wird man dahin gelangen, die Entwicklungsphasen der Menschheit in dieser mindestens eben so wichtigen Beziehung zu begreifen, sie mit voller Lebenswahrheit, daß wir sie mit unserem inneren Auge sehen und betrachten mögen, in unserer eigenen Phantasie wiedererstehen zu lassen und sie eben so wahr, wirklich und lebendig für den Leser darzustellen.

Somit treten die Culturmuseen, wie wir sagen können, für die Geschichtswissenschaft als eine dritte und eben so vollberechtigte, eben so nothwendige Quelle den Archiven und Bibliotheken zur Seite. Ohne sie wird die Geschichtschreibung selbst wenn sie über die Politik hinausgeht, ewig eine einseitige, unvollständige bleiben; nur mit ihnen ist es möglich, das höchste und letzte Ziel der Geschichtschreibung zu erreichen, eine Biographie des Menschengeistes, eine allseitige Darstellung der gesetzmäßigen Entwicklung der Menschheit.

Von rechtswegen sollten also den Archiven und Bibliotheken überall Museen zur Seite treten und unbedingt wäre dies für Universitäten zu fordern. Aber die Verbindung wenigstens ist nicht immer thunlich, was sogar für Archive als Regel gilt. Ein Archiv für die Geschichte der Menschheit, auf die es doch ankommt, ist schon an sich ein Unding, und also läßt sich von der Vereinigung der drei Geschichtsquellen nur für die Landeskunde reden. Auch hier steht der Umstand im

Wege, daß das Archiv gewöhnlich noch eine staatliche Bedeutung hat. Die einzige Anstalt, unseres Wissens, wo die Vereinigung für ein ganzes Land im Plane liegt, ist das germanische Museum in Nürnberg, aber das Archiv desselben ist als Sammlung auf immer zur Unbedeutendheit verurtheilt, denn das, was es für sich nöthig hat, liegt anderwärts unerreichbar fest und sicher, und was es bekommen kann, zerstreute, flüchtig gewordene Einzelheiten, das ist durchgängig ohne erheblichen Werth. Wo das Archiv seine staatliche Bedeutung verloren hat, wo es sich namentlich um die Kunde einer Stadt oder eines kleineren Landes handelt, da mag. ein in so beschränkten Grenzen vollständiges Geschichtsmuseum, welches die Archivalien, eine Bibliothek und die Sammlung gegenständlicher und bildlicher Dinge vereinigt, allerdings nützlich und auch zu empfehlen sein.

Was nun den Inhalt des Culturmuseums für sich allein betrifft, so kann es dabei der Qualität nach keinen Unterschied machen, ob es für die Geschichte der Menschheit oder für die eines besondern Landes oder einer einzelnen Stadt bestimmt ist. In dem einen wie in dem anderen Falle handelt es sich um alle Seiten des Lebens. Will man also, was eigentlich jedes Land, jede Stadt, die eine besondere Bedeutung gehabt hat, thun sollte — will man für eine specielle Geschichte Sammlungen anlegen, so gilt in räumlich und zeitlich beschränktem Rahmen für sie daselbe, was wir in Folgendem ganz allgemein als den Inhalt des Culturmuseums anzugeben haben.

Wir müssen festhalten, daß wir es mit allen Seiten des Lebens der Vergangenheit zu thun haben, und was uns die Vergangenheit an Gegenständen oder Bildwerken, im Gegensatz zu Schrift und Druck, hinterlassen hat, das gehört alles in unser Museum, vorausgesetzt, daß es charakteristisch und bedeutungsvoll genug ist, um nach irgend einer Seite hin Belehrung zu gewähren.

Sollen wir gliedern, so zerfallen wir den ungeheuren Stoff zunächst in zwei große Abtheilungen, einerseits den Menschen und seine Sitte, andererseits das ganze Gebiet der ausübenden, der praktischen oder der Gewerbsthätigkeit, wenn wir so lieber sagen wollen, bis zu den höchsten Epiken der Kunst. Diese Eintheilung mag nicht unanfechtbar sein, da die Wirklichkeit nicht so streng sondert, aber sie wird zweckmäßig sein, da sie leichte Uebersicht gewährt und das Zusammengehörige am wenigsten zerreißt. Es versteht sich dabei wohl von selbst, daß man die großen Culturvölker oder die Völkerkreise, welche Träger einer bestimmten Culturperiode oder eines bestimmten Culturcharacters waren, wie z. B. die abendländischen Völker des Mittelalters, von einander getrennt hält, sie chronologisch folgen läßt und in ihnen die sachliche Ordnung, wie wir sie aufzustellen im Begriffe sind, durchführt. Was diejenigen Völker oder Stämme betrifft, die heute noch auf den untersten Stufen der Cultur stehengeblieben sind, so haben sie wider die chronologische Ordnung eine ausnahmaweise Stellung an der Spitze zu erhalten, da die Culturentwicklung der Menschheit an ihnen vorübergegangen ist und sie nur dazu dienen, die ersten und ursprünglichen Zustände zu erläutern.

Um in unserer sachlichen Gliederung fortzufahren, so können wir die erste der beiden großen Abtheilungen wieder zerlegen, indem wir erstens den Menschen für

sich oder den einzelnen Menschen und dann zweitens die Menschen im verschiedenartigen Verkehr zu Grunde legen. Die Sammlungen, die dem einzelnen Menschen bestimmt sind, würden einerseits die historischen Portraits und Personaldenkmäler zu begreifen haben, andererseits die gesammte Kleidung, sowohl die bürgerliche, wie die der besondern Stände, mit dem Schmuck und der Toilette.

Der Verkehr des Menschen mit seinesgleichen ist zunächst gesellig und privat. Hier würden wir in wohlgegliederter Ordnung einreihen, was sich auf Spiel und Unterhaltung bezieht, mit Jagd, Musik, Tanz und Theater u. s. w., und daran noch die Transportmittel zum gegenseitigen Verkehr knüpfen, Pferd und Wagen, Posten und Boten, und was sonst zum Reisebedarf gehört. Hier reihen sich auch die Sitten des Hauses und der Familie an.

Der Verkehr ist ferner öffentlich, entweder durch die allgemeine Sitte oder durch den Staat geregelt. Hierunter begreifen wir zunächst die Schule und die Wissenschaft, den kaufmännischen Verkehr mit Münzen, Maßen und Gewichten, sodann das Gericht und sonstige öffentliche Einrichtungen, wie z. B. die Polizei; ferner die Siegel und die Wappen; sodann alle öffentlichen oder staatliche Sitte, Hochzeits- und Leichengebräuche, öffentliche Auf- und Einzüge, Verleihungen und Belehnungen, Turniere u. s. w. Vielleicht dürften sich auch hier Landbau und Fischfang besser anschließen, als an die zweite Hauptabtheilung, die gewerbliche.

Der öffentliche Verkehr ist ferner ein feindlicher, und so fällt auch in diesen Abschnitt das gesammte Kriegswesen mit Ausnahme des festen, soliden Baues. Sodann folgt das Seewesen, welches dem friedlichen wie dem feindlichen Verkehr zugleich dient. Endlich wird die Religion mit ihren Festen und Gebräuchen, so weit sie bildliche Darstellung gefunden haben, am besten hier eine Stelle erhalten, anstatt mit unter den staatlichen Verkehr begriffen zu werden.

In die zweite große Hauptabtheilung, welche die gesammte Gewerbs- und Kunstthätigkeit begreifen soll, gehört eigentlich auch die Architektur. Wir scheidern aber davon den Bau aus und verbinden ihn mit aller Ausstattung und allem Geräth, das die Bauten in sich schließen, weil sie so eine große Gruppe bilden, welche zwischen dem Leben und der Kunst mitten inne steht und an beiden Theil hat. So machen wir aus dem Bau mit dem dazu gehörigen Geräth die zweite Hauptabtheilung.

Hier haben wir dann im Einzelnen Perioden, Stile und Materialien zu scheidern. Sachlich nehmen wir zuerst den Straßenbau und überhaupt die Verkehrswege, sodann die Burg- oder die isolirte Befestigung, dann die Anlage von Dorf und Stadt und ihre Befestigung, endlich die einzelnen Theile der Stadt, Straßen und Plätze, öffentliche Gebäude und Denkmäler. Nun kommen zwei große Gruppen, 1. der Tempel und die Kirche mit allem, was zum Bau gehört und mit allem, was sie an heiligem Geräth enthalten, und 2. das Wohnhaus, vom Nothmädchenzelt und der ländlichen Hütte bis zum königlichen Palast, mit allen Einzelheiten des Schmuckes und der Ausstattung, so viel das Bedürfniß oder der Luxus, der fortschreitenden Civilisation entsprechend, nothwendig gemacht hat, mitsammt

Küche und Keller und ihren Erfordernissen, mitammt Stall und Gärten und sonstigen Nebenlocalitäten Alles Mobiliar fällt also mit in diese Abtheilung.

Die letzte große Gruppe, die nunmehr die dritte Hauptabtheilung geworden ist, umfaßt also die gesammte Gewerbs- und Kunstthätigkeit, die wir nicht von einander trennen, weil eine solche Sonderung in der Wirklichkeit nie stattgefunden hat und sich auch theoretisch nur gewalttham durchführen läßt. Alles Hiehergehörige ist aus zwei Gesichtspunkten zu betrachten, in Bezug auf die Fabrication und das Fabricat, so daß also das, was die Technik betrifft, nicht weniger zu sammeln ist wie die Werke. Eine dritte Seite, Handwerksbräuche und Sitten, lassen sich besser der ersten Hauptabtheilung einfügen. Auch von den Erzeugnissen der Gewerbe ist bereits ein großer Theil ausgeschieden und an die erste Abtheilung, z. B. die Kleidung, oder wie das Kirchengedrath und der Hausrath, an die zweite Abtheilung abgegeben worden.

Die einzelnen Gewerbe sind nun zu gliedern, und wir würden dabei das Princip zu Grunde legen, daß wir vom reinen Gewerbe, welches allein für das Bedürfniß sorgt, bis zur höchsten Kunstthätigkeit aufsteigen. An den Anfang würden wir aber Schrift und Druck stellen, weil sie sich als eine zusammengehörige Gruppe leicht ausscheiden lassen und sich in die Stufenleiter nicht gut einfügen wollen. Den Schluß und zugleich die höchste Spitze des Gebäudes würden also die Malerei und die Plastik als freie Künste, modern zu reden, Glyptothek und Pinakothek bilden. Hierbei mag es aber eine offene Frage bleiben, ob man nicht den schönen Künsten zulieb von der vorher erwähnten Sonderung nach den Culturvölkern oder Culturperioden absehen soll und nicht vielmehr besser daran thut, alle Plastik und alle Malerei nach Möglichkeit zusammenzustellen, natürlich mit historischer Gliederung.

Dies sind die Grundrisse eines Planes, den wir einmal zu anderem Zweck bis in das Detail ausgearbeitet haben. Es wird sich vielleicht mancherlei dagegen sagen lassen, aber er hat Raum für alles, er gewährt eine leichte Uebersicht und vor allem, worauf es besonders ankommt, er reiht das Zusammenhängende oder Verwandte so aneinander, daß man den gemeinsamen Charakter einer Culturepoche oder eines Culturvolkes, der auch in dem anscheinend Verschiedenartigsten gestaltend lebt, leicht erkennen und von einem Gegenstand zum andern verfolgen kann.

Am meisten Widerspruch werden wir wohl darin finden, daß wir auch die schönsten und höchsten Blüthen der Kunst, daß wir selbst Gemälde und Sculpturen unserem Geschichtsmuseum einfügen wollen. Bisher haben sie allerdings eine selbstständige Stellung gehabt, und da es solche Museen, wie wir sie verlangen, noch nicht gab, so verdienten sie um ihres inneren Werthes willen auch vollkommen diesen Vorzug. Künstler und Kunstfreunde werden auch sagen, daß ihre Aufgabe nicht eine wissenschaftliche, sondern eine künstlerische sei, daß die Blüthen der Kunst in ihnen zu sammeln seien, gewissermaßen als ein Schatz und Denkmal der Nation, daß sie den lebenden Künstlern Mittel und Gelegenheit zum Studium ge-

währen und dadurch die Kunst überhaupt fördern helfen, und daß sie endlich den Schönheitsfönn im Volke ausbilden und den Geschmack und die Bildung heben.

Darauf könnten wir nun leicht antworten, daß alle diese Vortheile bei unse- rer Eintheilung nicht ausgeschlossen seien, und daß nur noch ein neuer Vortheil hinzukommt, aber es verlohnt sich der Mühe, die Galeriefrage, die heute in mehr- facher Weise angeregt wird, noch mit einigen Worten näher zu besprechen.

Uns kommen die großen öffentlichen Galerien, wie sie heute sind, mehr wie ein Uebelstand vor, den der Lauf der Zeiten nothwendig gemacht hat, als wie eine erwünschte und begehrenswerthe Institution. Gleichwie man für den Soldatenstand, als er sich vom Volke löslöste, Casernen baute, so sind auch die Galerien oder Bildercasernen, wie sie ein geistreicher Künstler einmal nannte, ein Zeichen, daß die Kunst sich vom Leben getrennt hat und nicht mehr im Volke wurzelt. Reli- giöse Bilder gehören für die Kirche und die Capelle, das historische Bild für das öffentliche Gebäude, Genre, Landschaft und Stillleben für das Haus. Was diese drei Stätten absorbiren, das ist das Kunstbedürfniß der Zeit. Absorbiren sie sehr wenig, zeigen sie leere Wände, so ist der Kunstfönn im Volke zu wenig geweckt. Wird aber mehr producirt, als Nachfrage ist, so ist das ein ungesunder Zustand des Kunstlebens; es ist Ueberproduction und die Folge ist Armuth der Producenten. Das ist ziemlich der heutige Fall, wofür wir wohl vor allem den Kunstver- einen Dank zu sagen haben, Instituten, deren Aufhebung wohl ein Unglück für die Künstler aber schwerlich eines für die Kunst wäre.

Diese Ueberproduction der Staffeleibilder ist es, welche die heutige Forderung von Galerien moderner Bilder hervorgerufen hat. Das Haus und die öffentlichen Gebäude weisen die Masse zurück — es ist einerlei, ob aus Mangel an Kunstfönn oder aus höherem Verständniß — und nun soll der Staat sich der Verlassenen annehmen und soll Bilderjammler werden. Das aber heißt die Kunst noch mehr vom Leben trennen, sie parasitisch groß ziehen, um sie dann schnell absterben zu lassen. Bilder für eine Galerie malen, ist nichts anderes, als sie sofort zum Alterthum bestimmen, nichts anderes, als das, was aus dem Leben lebendig entsteht, schon bei der Geburt zum Tode verurtheilen. Schon aus diesem inneren Grunde — von anderen sehen wir hier ganz ab — sind derartige Galerien ganz zu verwerfen.

Aber auch die großen Galerien alter Bilder sind als solche, wie sie heute sind, nichts Naturgemähes. Sammt und sonders sind sie ihrem Ursprünge nach Privatammlungen; sie waren ein Schmuck der Wohnungen, der Paläste oder der Kirchen, und das war ein Zustand, der gesunden Kunstverhältnissen entsprach. Erst mit der Zeit sind sie über diese Räume hinaus angewachsen; sie sind Rettungs- anstalten geworden für herumschwimmende Kunstgüter, die der Schiffbruch dieses und jenes Hauses heimatlos und herrenlos gemacht hat. Da mußten denn, da die Wohnzimmer nicht Wand genug hatten, ihnen besondere Stätten angewiesen und erbaut werden. So entstanden Galerien, und nun plünderte man die Kirchen, kaufte den übrigen kleineren Privatbesitz auf und leerte die eigenen Wohnzimmer von den Kunstwerken, um nur die kalten, öden, verschlossenen Galerien anzufüllen. Seitdem

lebt man nicht mehr unter den Kunstwerken, nicht mehr in der Kunst und mit der Kunst. Zwar hat man dann, und erst langsam und spärlich, angefangen, diese Schatzkammern dem Publicum zu öffnen, aber wenn das Wort wahr ist: „an den Früchten sollt ihr sie erkennen“, so ist der Nutzen davon für die Volksbildung bis jetzt gleich Null geblieben.

Die Galerien sind nun einmal da. Wir nehmen den Zustand an als einen historisch gewordenen und sogar jetzt nothwendigen, denn wollte man ihren Inhalt an die Privatwohnungen zurückgeben, so würde man die gegenwärtige Kunst ihrer naturgemäßen Stätte berauben. Also für die Kunstwerke der Vergangenheit lassen wir uns die Galerien gefallen, ja man errichte ihrer noch mehr an möglichst vielen Orten und schütze dadurch das im Kunsthandel umherirrende unschätzbare Gut vor dem Untergang.

Aber man mache sie nutzbar und ausgiebig nutzbar, was in ihrem gegenwärtigen isolirten und sich selbst überlassenen Zustand nicht möglich ist, denn jetzt sind sie für die Volksbildung etwa das, was das neue Thor für die Kuh ist. Dieser ausgiebige Nutzen wird resultiren, wenn man sie mit den Geschichtsmuseen vereinigt und also zugleich mit den Bildungsanstalten, den allgemeinen nämlich, nicht denen für die Kunst, in Verbindung setzt. Erst auf dem Umwege der Wissenschaft und des Unterrichtes wird ihr Gehalt zum Verständniß kommen und das Verständniß sich weiter und weiter verbreiten. Das ungebildete Auge findet ohne Leitung den Weg nicht in das Herz der Kunst zu dringen, wie umgekehrt ästhetische Vorträge ohne die begleitende Anschauung gleich dem musikalischen Unterricht ohne Instrumente sind.

Dieser Gewinn für die Volksbildung ist jedoch nicht der einzige Grund, weshalb wir die Vereinigung der Galerien und überhaupt der hohen Kunst mit dem Culturmuseum verlangt haben, sondern wir hatten ganz besonders die Geschichtswissenschaft als die Geschichte der menschlichen Bildung dabei im Auge. Zwar haben die Sammlungen in ihrer jetzigen unzusammenhängenden Gestalt allerdings schon der Wissenschaft bedeutende Dienste geleistet, und es hat sich an ihnen die Kunstgeschichte als eine neue Wissenschaft herangebildet. Aber eben der Charakter, den die Kunstgeschichtschreibung in ihrer gegenwärtigen Gestalt trägt, läßt die Mangelhaftigkeit der bisherigen Einrichtung erkennen. Gerade wie die politische Geschichte der heutigen Schule, so ist auch sie auf die Erforschung und Feststellung des Thatsächlichen ausgegangen. Das war für den Anfang auch vollkommen richtig; die Kenntniß der Thatsachen ist die nothwendige Voraussetzung. Aber einmal muß doch darüber hinausgegangen werden. Wollte man warten, bis hier alles geschehen und aufgearbeitet ist, so würde man ewig dabei stehenbleiben, denn man wird immer bessern, ergänzen und flicken können und kommt endlich doch zu keiner vollkommenen Wahrheit, gleichwie es in der politischen Geschichte bei der Entstellung durch der Parteien Haß und Günst und absichtlicher Fälschung ganz unmöglich ist.

Leider ist nun die moderne Kunstgeschichte bei dem Thatsächlichen — der Hauptrichtung nach — stehengeblieben, und sie hat dadurch nicht über eine isolirte Behandlung der einzelnen Kunstzweige hinauskommen können. Sie läuft dadurch Gefahr — und ist nicht fern davon — in dieselbe Lage zu kommen, in welche die bisherige Geschichtschreibung gerathen ist, nämlich sich vom Leben loszulösen und eine Wissenschaft für die Fachgenossen zu werden.

Werden nun aber die bisherigen, ebenfalls isolirten Quellen der Kunstgeschichte miteinander vereinigt, werden sie dann mit der ganzen übrigen Verlässenschaft der Vergangenheit in Verbindung gesetzt, so wird man nothwendig den geistigen Zusammenhang in allem erkennen müssen und Forschung und Darstellung werden diesen Zusammenhang nicht außer Acht lassen können. Die Kunstgeschichte wird einsehen, daß ihr Object nicht die zufällig gebliebenen Ueberreste der vergangenen Kunstthätigkeit bilden, sondern daß sie den Menscheng Geist zum Object hat, daß ihre Aufgabe ist, die Entwicklung des Menscheng Geistes in einer bestimmten Richtung, nach dem Schönen hin, zu erforschen und darzustellen, und daß die erhaltenen Kunstwerke nur als Mittel dazu dienen.

So wird die Kunstgeschichte ein integrierender Theil der allgemeinen großen Geschichtswissenschaft, den man nicht weglassen kann, ohne eine klaffende Lücke zu machen, gleichwie es mit den übrigen Zweigen, mit der Geschichte der Litteratur, der Sitten, der Wissenschaften u. s. w. der Fall ist. Sie alle bilden einen geschlossenen Kreis, dessen Centrum der Menscheng Geist ist. Sie alle müssen sich in der Abhängigkeit von diesem Centrum und in ihrer Zusammengehörigkeit erkennen und sich davon durchdrungen fühlen. Das aber wird das wissenschaftliche Resultat der geschichtlichen Museen sein, zumal wenn sie mit einer Bibliothek in Verbindung stehen. Dahin drängt die Zeit und daher der Ruf, nicht nach Cabinetten, sondern nach Alles umfassenden Museen. (Fortsetzung folgt.)

---

## Die volkswirtschaftlichen Zustände auf der apenninischen Halbinsel.

Beleuchtet von Prof. Dr. Klun.

(Schluß.)

3. (Industrie.) In der gewerblichen Industrie ist Italien von der hohen Stufe, auf der es vor Jahrhunderten gestanden, sehr herabgekommen. Die ehemaligen Schüler überragen weit die alte Lehrmeisterin, und in nur sehr wenigen Industriezweigen vermag Italien eine Concurrenz mit den europäischen Industriestaaten auszuhalten. Die industrielle Thätigkeit beschränkt sich zumeist auf einzelne Städte und Zweige; eigentliche Industriebezirke giebt es gar nicht. Verhältnißmäßig macht Ober-Italien, namentlich die Lombardei mit Piemont hierin die meisten

Fortschritte. Die Gründe des Verfalls in dieser Beziehung sind die gleichen, wie für den Verfall in Wissenschaft und Kunst, in commerzieller, socialer und politischer Beziehung überhaupt. Während die übrigen Theile Europa's thatkräftig vorwärts strebten, die geistigen Errungenschaften und Resultate wissenschaftlicher Forschungen in das praktische Leben hineintrugen, während auf die politische Revolution auch eine totale Reform des volkwirthschaftlichen Lebens folgte, ruhte Italien auf seinen mittelalterlichen Lorbeeren und zehrte an seiner einstigen Größe oder zerstörte in inneren Fehden und Revolutionen, vom übermüthigen Municipalgeiste angezacht, die Pflänzchen, die da und dort zu keimen begonnen hatten. So ging der große Reformproceß Europa's fast spurlos an Italien vorüber. Erst in neuester Zeit beginnt es sich wieder zu regen; allein, soll die Industrie Wurzel fassen und gedeihen, so müssen ruhige, geordnete Verhältnisse eintreten; nur im Frieden, dessen Italien in so vielfacher Beziehung bedarf, können industrielle Fortschritte gemacht werden.

Unter den einzelnen gewerblichen Beschäftigungen nimmt die Verarbeitung der Seide den ersten Rang ein. Das oberwähnte „Annuario“ behandelt in seiner „italienischen Statistik“ auch Venedig und Süd-Tirol — wodurch manche Daten geradezu unbrauchbar werden. Ich stelle meine Berechnungen auf den thatsächlichen Bestand; gehören doch „nationale Wünsche“ oder „Träume“ am allerwenigsten in eine „statistische“ Arbeit. Im Königreich Italien werden an  $3\frac{1}{4}$  Mill. Kilogramm Rohseide gewonnen, wovon  $\frac{5}{8}$  zu Trama oder Organzin verarbeitet werden. Am höchsten steht die Lombardei (über 1.4 Mill. Kil.), am tiefsten Toscana (42.000 Kil.), Piemont erzeugt an 920.000, Umbrien nahezu 460.000 und Neapel über 422.000 Kil.; die Lombardei erzeugt in ihren 3088 Filanden mehr als  $\frac{2}{5}$  der gesammten Rohseide Italiens. Diese Provinz hat auch die meisten Filatorien, insbesondere in Como, Bergamo, Mailand und Brescia. Rohseide, Trama und Organzin bilden den wichtigsten Exportartikel Italiens, indem etwa  $\frac{7}{8}$  der Production an das Ausland abgesetzt werden, und zwar nach Preußen, welches  $\frac{2}{5}$  dieses Exportes bezieht, die Schweiz bezieht  $\frac{1}{5}$ , auf England, Frankreich und die übrigen Länder entfällt das letzte Fünftel. Die großen Filanden arbeiten 5 bis 6, die kleinen 2 bis 4 Monate des Jahres; die Filatorien arbeiten in der Regel ohne Unterbrechung. Dieser Artikel bringt in guten Jahren fast ein paar hundert Millionen Francs ins Land.

Die Verarbeitung von Schafwolle ist verhältnißmäßig unbedeutend. Auch in diesem Industriezweige ist Ober-Italien den übrigen Provinzen weit voraus. Im Allgemeinen schätzt man die Fabrication von Schafwollstoffen auf 10 Mill. Meter, was einem Werthe von nahezu 60 Mill. Fr. entspricht. Weder Mannigfaltigkeit noch Feinheit der Stoffe können hervorgehoben werden. Die Zeiten, in denen italienisches Leder und Lederwaaren aus Neapel, Ferrara, Florenz in Ansehen standen, sind gleichfalls längst vorüber; dormalen schätzt man die italienischen Lederartikel auf 30 Mill. Kil. im Werthe von beiläufig 135 Mill. Fr. Die angesehensten Sitze dieses Gewerbezweiges sind Turin, Mailand, Brescia, Parma, Modena, Livorno, Catania. — In der Erzeugung von Papier sind nur ordinäre Sorten



bemerkenswerth. Die Hälfte wird in Papiermühlen (Büttenpapier) erzeugt, mechanische Papierfabriken bestehen nur in Piemont, Toscana und Neapel; das Fabricat kann jedoch die Concurrenz mit dem Auslande ebensowenig bestehen, als die früher erwähnten Fabricate. Erwähnenswerth sind noch Idenwaaren, meist untergeordneter Qualität. Ein eigenthümlicher Industriezweig ist die Verarbeitung der Korallen welche auf die Hauptmärkte Genua, Livorno und Neapel gebracht werden. Die Industrie steht am höchsten in Genua, deren Fabricationswerth im Jahresdurchschnitte auf 12 Mill. Fr. geschätzt wird. Der Export geht nach Oesterreich, Deutschland, Rußland, ja sogar nach Madras und Calcutta. Diese Beschäftigung steht im unmittelbaren Zusammenhange mit der Korallenfischerei. Korallen finden sich im Mittelmeere an den Küsten von Spanien, den Baleareninseln, der Provence und Nord-Africa. Außer Italien — zumeist Süd-Italien — senden auch Frankreich und Spanien auf die Korallenfischerei aus, doch sind die Italiener die eigentlichen Korallenfischer der Zahl und der Tüchtigkeit nach. Im Jahre 1860 beschäftigten sich etwa 200 französische, 230 spanische und über 4260 italienische Schiffe mit der Korallenfischerei. Der reine Gewinn eines Schiffes während einer Saison kann höchstens auf 2000 Fr. bewerthet werden — jedenfalls ein unbedeutender Gewinn, wenn man das Risiko, die vielfachen Gefahren, Mühen und Entbehrungen demselben gegenüberstellt. — Die Industrie in Baumwolle ist nur in der Lombardei und Neapel, jene in Metallwaaren in der Lombardei erwähnenswerth. Die Erzeugung von Leinenwaaren ist fast ausschließlich nur „landwirthschaftliche Nebenbeschäftigung.“

Je tiefer wir in das Detail eindringen, desto mehr wird die Eingangsbemerkung über die industriellen Zustände der italienischen Halbinsel bestätigt. Wie in agricoler, so ist auch in industrieller Beziehung die Lombardei den übrigen Staaten überlegen, ihr zunächst steht Piemont. Darf man aus diesen Thatfachen einen Schluß ziehen im Sinne des Ausspruches von Goethe, den ich als Motto diesem Artikel vorangestellt habe?

Schließlich bemerke ich nur noch, daß an der Ausstellung zu London im Jahre 1862 die Zahl der Aussteller aus Italien 2183 betrug, von denen 630 ausgezeichnet wurden; aus Oesterreich waren 1411 Aussteller und darunter 916 ausgezeichnet. Diese Zahlen sprechen gleichfalls laut genug.

4. (Handel, Schifffahrt und Eisenbahnen.) Der Handel Italiens hat seine weltgeschichtliche Bedeutung längst verloren. Der Seeweg um das Cap der guten Hoffnung und die Entdeckung America's haben den Schwerpunkt des Welthandels nach dem Atlantik verlegt; die Länder und Städte an der neuen Weltmarktsstraße, oder welche durch bedeutende Flußläufe in Verbindung mit derselben stehen, treten in den Vordergrund im gesammten Culturleben. Der Aufschwung in Agricultur und Industrie, im socialen und staatlichen Leben, in Wissenschaft und Kunst ist in den bezeichneten Ländern ein so mächtiger, daß der Süden und Osten Europa's trotz so vieler von der Natur gebotenen günstigen Verhältnisse weit zurückbleibt, daß die Alpen in der That eine Scheidewand im europäischen Culturleben bilden.

Treten dann noch Zustände ein, wie ich sie bei der Landwirthschaft und Industrie der apenninischen Halbinsel andeutete, welche traurige Zeichen des Rücktrittes in materieller und geistiger Hinsicht sind; dann wird man der Erklärungsgründe für den dermaligen Zustand des italienischen Handels zur Genüge finden.

Es ist nicht meine Absicht, eine ausführliche Statistik des italienischen Handels hier zu geben, und zwar aus rein äußeren Gründen — der Raumbeschränkung. Eine historische Zusammenstellung der Principien und Tarife, des Verkehrs unter den einzelnen Staaten und mit den Nachbarländern, die Umgestaltung seit der Proclamirung des Königreiches, eine Kritik der seit dieser Zeit abgeschlossenen Handelsverträge, insbesondere desjenigen, der jetzt mit Frankreich abgeschlossen wird, eine Beleuchtung der Organisation und Wirksamkeit der 58 Handelskammern, der Börsen und der Warrants, so wie endlich Besprechung der officiellen Ausweise — dies alles bietet ein reiches, mitunter höchst interessantes Material für den Statistiker und Nationalökonom. Ich bemerke nur so viel, daß das alte Prohibitivsystem gefallen, daß seit der Aufhebung der vielen Zwischencollinien und der Anbahnung einer Gleichmäßigkeit in der Geschäftsbehandlung der Verkehr sich gesteigert, daß im Allgemeinen ein sichtlicher Fortschritt bemerkbar ist. Leider hinken die Publicationen der „officiellen Statistik“ so sehr nach, daß sie für die Praxis fast allen Werth verlieren. Während z. B. Frankreich im Jahre 1863 schon die genauesten Ausweise über das Jahr 1862 veröffentlicht und handelsstatistische Ausweise vom betreffenden Bureau wöchentlich erscheinen, hat das statistische Bureau des Königreiches Italien im Jahre 1863 erst die Handelsstatistik der sardinischen Staaten für das Jahr 1859 publicirt! Welchen Werth haben wohl so veraltete Ausweise? Die hier folgenden Daten sind somit nur annäherungsweise Berechnungen oder Schätzungen, theils auf privaten, theils auf officiellen Detailausweisen fußend und nach einem fünfjährigen Durchschnitte angenommen. Der Durchschnittswerth kann für die Einfuhr mit  $607\frac{1}{2}$ , für die Ausfuhr mit 570 Mill. Lire, also die Gesamtbewegung mit  $1177\frac{1}{2}$  Mill. L. angenommen werden. Während der Import an Getreide und Mehl (über 75 Mill. L.) den Export ( $60\frac{1}{2}$  Mill. L.) um fast 15 Mill. L., der Import von Wein (25 Mill. L.) jenen des Exportes (24 Mill. L.) um 1 Mill. übersteigt, wirft der Export an Seide über 184 Mill. L. ab, wovon auf Piemont an 85, auf die Lombardei nahezu 75 Mill. L. entfallen. Das Olivenöl, zumeist aus Süd-Italien, bringt dem Lande fast 30 Mill. L. ein. Der stärkste Handelsverkehr ist mit Frankreich, England und Oesterreich, welchen Staaten gegenüber Italien passiv ist. Aus Oesterreich werden nach Italien Waaren im Werthe von  $76\frac{3}{8}$  Mill. L. importirt, während Oesterreich von dort nur um etwa 41 Mill. L. bezieht. In zweiter Linie ist der Verkehr mit der Schweiz, den nordamerikanischen Freistaaten und Rußland; nur der Schweiz gegenüber ist Italien activ (um etwa 9 Mill. L.); in dritter Linie stehen endlich die Türkei, Belgien, Holland und Spanien, welchen gegenüber Italien ebenfalls passiv ist. Aus Belgien ist der Import zehnmal größer als der Export dorthin ( $21 : 2$  Mill.), aus Holland fast viermal ( $12\frac{1}{2} : 3\frac{1}{2}$  Mill. L.), Rußland dreimal ( $33 : 10$  Mill. L.),

aus England zweimal (131 : 68 Mill. £.). Der relativ stärkste Export, der den Import von dorthier überwiegt, findet nach der Schweiz, nach Griechenland und den jonischen Inseln statt. Piemont hat den stärksten Verkehr mit Frankreich, Unter-Italien mit England, Holland und Belgien, Toscana mit Aegypten, die Länder am Adriameere mit Oesterreich. Zum Export gelangen vorwiegend Bodenproducte; importirt werden nebst den Colonialwaaren Industrieartikel, Eisen, Steinkohlen.

Der größte Theil des italienischen Handels ist Seehandel. Die bedeutendsten Häfen sind Neapel, Genua und Livorno, dann Cagliari, Ancona, Palermo, Messina, Catania. Die Häfen von Genua und Livorno importirten im Jahre 1860 um 445 Mill. £., also mehr als  $\frac{1}{3}$  des obenwähnten Importwerthes. Die italienische Handelsmarine zählt 16.448 Segelschiffe mit über 686.000 Tonnen und 57 Dampfer mit 16.832 Tonnen (darunter 25 eiserne Dampfer); die Mannschaft ist 137.360 Köpfe stark. Im December 1863 war der Stand der Flotte: 43 Schraubendampfer mit 756 Kanonen, 37 Raddampfer mit 134 Kanonen, 17 Segelschiffe mit 198 Kanonen; im Bau sind: 7 Panzerfregatten, 1 Widdergeschiff. In die Häfen des dormaligen Königreiches waren im Jahre 1860 eingelaufen: 85.907 Schiffe mit 5,857.605 Tonnen und ausgelaufen 85.057 Schiffe mit 5,654.822 Tonnen. Die Schiffe betheiligen sich vorwiegend an der kleinen Cabotage, nur wenige sind „langer Fahrt“, darunter zumeist Schiffe aus Genua und Livorno. Daß der Seeverkehr Italiens einer großen Erweiterung und Ausdehnung fähig ist, darüber herrscht kein Zweifel.

Eisenbahnen. Auch für Italien ist ein gewisses System von Hauptlinien entworfen, welches nicht bloß den Verkehr im Innern, sondern auch die Verbindung nach außen berücksichtigt. Zwei Hauptlinien sollen die Küsten an den beiden Meeren begleiten: die eine berührt Neapel, Civitavecchia, Livorno, La Spezia, Genua und tritt über Nizza nach Frankreich ein, die andere läuft von der Südspitze Italiens längs dem Adriameere bis Ancona, von dort geht sie über Bologna nach der fruchtbaren Poebene, wo sie in ein vielverzweigtes Netz einmündet. Innerhalb dieser zwei Hauptlinien sollen vier Hauptäste die weiteren Verbindungen herstellen, und zwar: a. fast parallel mit der westlichen Hauptlinie, berührt Modena, Parma, Piacenza, Alessandria, Turin, über den Mont Genis nach Lyon und das Innere von Frankreich; b. zweigt von der vorhergehenden bei Piacenza ab, geht über Mailand, Gallarate, Sesto Calende, über den Simplon nach der Schweiz, verbindet Italien mit dem Norden Europa's; c. Abzweigung bei Modena, über Mantua, Verona, nach Süd-Tirol und nach dem mittleren Deutschland; d. der vierte Ast trennt sich bei Bologna und geht über Venedig und Triest nach Oesterreich. Ein großer Theil dieses Planes ist bereits verwirklicht, ein anderer ist theils im Bau, theils concessionirt. Im October 1862 waren 2995 Kilometer im Betrieb, 1917 Kil. im Bau, 1201 Kil. decretirt und auf 1310 Kil. wurden die Vorstudien vorgenommen. Seit April 1859 sind 831 Kil. dem Betriebe übergeben und 1567 Kil. in Bau genommen worden. Der Bau von Eisenbahnen wird

mit sehr großem Eifer betrieben, und hofft man in nächster Zeit auch in diesem Gebiete den gebührenden Rang einzunehmen.

5. (Finanzen.) In den italienischen Finanzen spiegelt sich selbstverständlich die Geschichte der letzten Jahre auf der apenninischen Halbinsel ab. An die Stelle der Budgets der einzelnen Staaten trat das Gesamtbudget des neuen Königreiches, die Schulden der Einzelstaaten gingen in der Gesamtschuld Italiens auf. Auf die politischen Umgestaltungen folgte eine finanzielle Revolution. Ein unter so gewaltigen Verhältnissen gebildeter Staat kann um so weniger in nächster Zeit ein Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben herstellen, als ja gerade jener Staat, von welchem die Umwälzung ausging, sich schon längst selber in zerrütteten Finanzverhältnissen befand.

Betrachten wir vorerst die Budgets in den letzten Jahren. Die Summe der Einnahmen in allen jenen Staatsgebieten, welche gegenwärtig das Königreich Italien bilden, wurde vor ihrer Vereinigung auf beiläufig 486 $\frac{1}{2}$  Mill. L. veranschlagt, nach der Vereinigung auf 614 $\frac{3}{5}$  Mill. L.; es stellt sich also eine Vermehrung der Einnahmen um 128 $\frac{3}{5}$  Mill. L. heraus. Seit dem Jahre 1860 erscheint jährlich ein sehr bedeutendes Deficit im Budget, und zwar betrug dasselbe im Jahre 1860 416,419.091, im Jahre 1861 504,442.532, im Jahre 1862 350,935.355 und im Jahre 1863 320,575.773, somit für diese vier Jahre 1.592,372.751 Lire. Die feurigsten Lobredner Italiens müssen es eingestehen, daß mit solchen Deficits nicht zu regieren ist; daß die Regierung eine radicale Abhülfe schaffen muß, soll nicht am Schlusse des ersten Decenniums das Königreich mit einem Gesamtdeficit von etwa 3000 Mill. dastehen, wofür — bei dem Curie der italienischen Staatspapiere — ein Zins von beiläufig 200 Mill. erforderlich wäre.

Betrachten wir die Budgets der beiden letzten Jahre in einigen der wichtigsten Posten. Im Jahre 1862 beziffern sich die Einnahmen auf etwas mehr als 623·4, die Ausgaben auf nahezu 974·4 Mill. L.; im Jahre 1863 die Einnahmen auf 614·8, die Ausgaben auf beinahe 935·4 Mill. L.

Die wichtigsten Posten in diesen beiden Jahren sind:

Einnahmen:		Ausgaben:			
	1862	1863			
	Mill.	Lire	Mill. Lire		
Zoll . . . . .	190·9	194·5	Finanzministerium . . . . .	355·6	352
directe Steuern . . . . .	130·7	130·4	Militär . . . . .	289·2	259·5
Domainen und Taxen . . . . .	178·6	209·9	Marine . . . . .	85·4	96
Generaldir. des Staats-			öffentliche Arbeiten . . . . .	107·2	107·2
schages . . . . .	68·3	28·7	Innereß . . . . .	65·2	64
Eisenbahnen . . . . .	25·5	27·2	Justiz und Cultus . . . . .	30·4	30·8
Posten . . . . .	12	14·6	öffentlicher Unterricht . . . . .	15·3	15·5
			Volkswirtschaft . . . . .	22·8	7·9

u. s. w.

An die Darlegung des Budgets schließen wir den Stand der Staatsschuld an. Die Regierung betrachtet es als politische Aufgabe, jeden Unterschied der Schulden der verschiedenen Theile des neuen Staates zu verwischen. Das Gesetz vom Jahre 1861 befiehlt wegen „Unificirung“ der sämtlichen Staatsschulden die Umschreibung aller älteren Obligationen. Es waren 86 verschiedene Kategorien in 5perc. „Schuldscheine des Königreiches Italien“ umzuwandeln. Der Stand der Einzelschulden wurde damals berechnet mit: Königreich Sardinien 1.159,970.595, Lombardei 145,412.988, Emilia 42,000.000, Toscana 209,000.000, Neapel und Sicilien 550,000.000 zusammen 2.106,383.583 Lire. Mit der noch im Juli 1861 contrahirten Schuld berechnet sich für den 1. Jänner 1862 die Staatsschuld des Königreiches auf nahezu 3018 Mill. Fr., wofür ein Aufwand von 182-34 Mill. Fr. erforderlich war. Am 1. Jänner 1863 erreichte der Nominalwerth der Staatsschuld die Höhe von 3.103,150.979 Fr., d. i. eine Jahresrente von 149 Mill. 659.795 Fr. Die consolidirte 5perc. Rente wurde übrigens durch Decrete vom Jänner und März 1863 abermals vermehrt, und zwar das Capital um 714 Mill. 320.000 Fr. (die Rente um 35,716.000 Fr.), so daß mit 1. April 1863 die Staatsschuld 3.817,470.979 Fr., die Rente 185,375.795 Fr. betrug! In den 2½ Jahren 1861, 1862 und bis April 1863 ist also die Schuld des neuen Königreiches um mehr als 1711 Mill. Fr. vermehrt worden! Mit diesen enormen Ziffern ist aber der neue Staat noch lange nicht an der Grenze des Schuldenmachens angelangt, insbesondere wenn nicht ein totaler Umschwung in der Politik zu Stande kommt, und alljährlich nahezu 89 pCt. der gesammten ordentlichen und außerordentlichen Einnahmen auf das Kriegswesen und die Staatsschuld verwendet werden.

Bedürfen diese Ziffern etwa eines Commentars? Ist das Königreich Italien finanziell in der Lage, seine bisherige kriegerische Politik noch weiter zu verfolgen, oder ist es nicht gezwungen, sich im Innern zu consolidiren, den Weg friedlicher Reformen zu betreten, falls es nicht seine Existenz aufs Spiel setzen will, falls nicht eine finanzielle Katastrophe die ohnehin schwachen Anfänge einer Besserung in den volkwirtschaftlichen Zuständen zerstören und auf Jahrzehnte hinaus jeden Fortschritt unmöglich machen soll?

Ich will mich nicht in weitere Details einlassen, weil ich hoffe, daß diese übersichtliche Zusammenstellung genügen dürfte, sich ein Bild von der materiellen Cultur des Königreiches Italien in der Gegenwart zu machen, und weil aus den hie und da eingeflochtenen Bemerkungen die Wege unschwer zu erkennen sind, welche Italien einschlagen muß, soll auf die politische Revolution nicht eine unheilvolle sociale folgen, welche ohne Zweifel die Existenz des neuen Staates gefährden müßte.

\* Der Tod des serbischen Gelehrten und Dichters Dr. Wuk Stephanowitsch Karadschitsch, der am 7. d. M. erfolgte, wird in allen Kreisen der gebildeten Gesellschaft Wiens auf das Lebhafteste empfunden. Zu Trischitsch in Türkisch-Serbien am 26. October (a. St.) 1787 geboren, lebte Wuk Stephanowitsch Karadschitsch seit fünfzig Jahren in Wien, dessen gastlichen Boden er, wenn wir nicht irren, im Jahre 1813, von türkischem Boden flüchtend, betreten hat. Wuk Stephanowitsch Karadschitsch war Ritter des Franz Joseph-Ordens, correspondirendes Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften in Wien, gleich geachtet als Gelehrter und Charakter. Wir bringen über ihn einen ausführlichen Nekrolog.

\* Zur Renan-Litteratur. Bei Sintenis in Wien erscheint die „erste deutsche Gegenschrift“ gegen Renans „Leben Jesu“ unter dem Titel: „Renan, was er ist, was er will und was er kann“, von Jos. Pia, Weltpriester. Eine andere Gegenschrift ist von Dr. Seb. Brunner unter dem Titel angekündigt: „Ernst Renan, mit dem Motto: Das Evangelium Renans ist: vom religiösen Standpunkte: Atheismus, vom wissenschaftlichen Standpunkte: Schwindel, vom socialen Standpunkte: die Guillotine im Buchhandel.“

S. „Statistikai közlemények.“ Statistische Mittheilungen, herausgegeben von der statistischen Section der k. ungarischen Akademie der Wissenschaften. 4. Band, 1. und 2. Heft, 5. Band, 1. Heft. Pesth 1863. Die statistische Section hat in der kurzen Zeit ihres Bestandes (sie wurde in der Sitzung der ungarischen Akademie vom 4. März 1861 ins Leben gerufen) bereits eine sehr erspriessliche Thätigkeit entfaltet, im Zeitraume von weniger als drei Jahren sind vier Bände und die erste Hälfte des fünften der „Közlemények“ erschienen, in welchen bewährte Fachmänner, wie der Secretär der Section Hunfalvy, Galgóczy, Lényay, Toldy, Termay, Kautz, Kenef u. a. höchst schätzenswerthe Arbeiten niedergelegt haben. Freilich ist der vom besten Willen beseelten Section manche bittere Täuschung nicht erspart geblieben. Sie war beim Beginne ihrer Thätigkeit beflissen, Formulare zu entwerfen, nach welchen die wichtigsten statistischen Ergebnisse durch Vermittlung der Würdenträger des Landes erhoben werden sollten. Aber schon in der Sitzung vom 5. Juni 1862 mußte Graf Dessoeffy erklären, daß die Hoffnung, durch Beihülfe der Episcopate zu einer vollständigen Bevölkerungsstatistik zu gelangen, gänzlich gescheitert sei, die meisten Kirchensprengel hätten nichts, andere nur Bruchstücke eingeschickt. Die Folgen dieser Lücken zeigen sich aber in den bisher erschienenen Bänden der „Közlemények“. Eben über jene Partien, bezüglich welcher neuere Daten über die ungarischen Länder am erwünschtesten wären, wie Schulwesen, Bevölkerung etc., finden sich wohl sehr gute Arbeiten von einzelnen Diöcesen, aber nur wenig über das ganze Reich. Solche Monographien, welche den Gegenstand völlig erschöpfen, sind zwar äußerst schätzenswerth, bezüglich der ungarischen Länder aber, wo es noch so vieles in statistischer Hinsicht erst zu erforschen giebt, würden Bearbeitungen, welche das ganze Land bezüglich ein oder des anderen Gegenstandes umfassen, entschieden den Vorzug verdienen, aus dem Grunde, weil dieselben benützbare und fruchtbarere sind, sich zum Uebergang in andere Werke, welche aus der officiellen Quelle schöpfen, eignen, und so diese selbst bekannter machen und ihren Werth steigern, während Arbeiten über einzelne Landestheile bei aller Vorzüglichkeit doch nur örtliches Interesse haben und so kaum zu der Anerkennung gelangen, die ihnen gebührt. Aus diesem Grunde möchten wir unter den jüngsten Veröffentlichungen der statistischen Section Hunfalvy's: „Magyarország viszonyainak statistikai vázolata“ (Grundriß der statistischen Verhältnisse Ungarns) als die werthvollste Gabe bezeichnen, weil sich den bis jetzt veröffentlichten Abschnitten im 2. Hefte des 4. Bandes und 1. Hefte des 5. Bandes ein vollständiges Bild der ungarischen Kronländer und ihrer speciellen Verhältnisse im Gegensatze zu den übrigen, allenthalben zum Vergleiche herbeigezogenen Provinzen der Monarchie

entnehmen läßt. Quellen dieser durchdachten, schönen Arbeit sind in den ersten Abschnitten über Bevölkerung, Bodenfläche und Viehstand völlig, und auch in den übrigen über Naturalienertag, Gewerbe und Verkehr, geistige Cultur u. s. f. größtentheils die amtlichen statistischen Publicationen und wir begrüßen eine solche Ausnützung und Bearbeitung derselben durch kundige Hand mit der lautesten Freude, indem durch solche Verwerthung erst der Schatz behoben wird, welcher, dem Laien unfasslich, in den Tabellenwerken niedergelegt ist. Doch standen dem Verfasser noch vielfach andere Quellen zu Gebote und wurden von ihm mit Umsicht und Geschick benützt, namentlich der dritte Abschnitt, über Gewerbsverhältnisse, wobei bis zur ertlichen Fabrication eingegangen wird, giebt sehr genaue Darstellungen, eben so kann der letzte, über Gerichtspflege, durch die darin enthaltene Uebersicht der Verurtheilten, in Haft oder auf freiem Fuß befindlichen Sträflinge der einzelnen Comitate im Jahre 1862 eine sehr erwünschte Ergänzung der in den jüngster erschienenen statistischen Uebersichtstafeln enthaltenen Darstellung der Arbeits- und Strasshäuser in den nichtungarischen Ländern genannt werden. Bemerken möchten wir nur noch, daß die Glieder der Section, wo dieselben von den Kronländern Ungarns im Ganzen handeln, einigermassen in ihren Anschauungen differiren, wie Hunfalvy neben Ungarn, Siebenbürgen und Croatien auch die Militärgrenze einrechnet, Vonyay aber in seinem trefflichen Aufsätze über die Bodenverhältnisse und directen Steuern (1. Band) die Militärgrenze ausschneidet, aber Dalmatien einbezieht. Von dem sonstigen Inhalte der jüngsten Publicationen sind Dr. Barsi's Mittheilungen über den Elementarunterricht hervorzuheben, welche bis jetzt 5 Diöcesen, Kalocza und Gran im 4. und Stuhlweißenburg, Erlau und Neusohl im 5. Bande umfassen. Diesen Nachweisungen wäre eine Ausdehnung aufs ganze Land um so mehr zu wünschen, als eine vollständige Erhebung der Volksschulzustände dafelbst seit 1851 nicht stattgefunden hat. Schade, daß die neue Arbeit dabei nur die katholischen Volksschulen behandelt und daher die Vergleichung mit den Zuständen von 1851, welche das Schulwesen aller Confessionen umfaßt, gedruckt im zweiten Jahrgange der Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistik, nur theilweise geschehen kann. Heben wir z. B. das Göntzer Comitatus heraus, bei welchem alte und neue Comitatusgrenze mit dem Umfang des Erzdioceses zusammenfällt, so ist die Zahl der katholischen Volksschulen von 95 auf 104 gestiegen und die schulbesuchenden Kinder haben sich von 6325 auf 7209 gehoben, während die Gesamtzahl der pflichtigen Kinder, von 6 bis 12 Jahren, einen Rückgang von 8717 auf 8538 erlitt, und daher der Aufschwung des Schulbesuches um 18 pSt., von 66 auf 84 Besuchende unter je 100 Pflichtigen, beim numerischen Abfalle der letzteren desto hervorsteckender wird. Wie es aber mit den Schulzuständen des ganzen Comitatus steht, das im Jahre 1851 159 Schulen, 12.600 pflichtige und 9531 besuchende Kinder, also eine Verhältnisziffer von 76 pSt. aufwies, darüber geben die „Közlemények“ keine Kunde und es wird die Sorge der Section sein müssen, diesen wichtigen Mittheilungen durch eine Vervollständigung in doppelter Hinsicht, Aufnahme der Schulbezirke aller Diöcesen und aller Confessionen, zu ihrem vollen Werthe gelangen zu lassen. Wo sich durch vollständige Vorlagen ein abgeschlossenes Bild gewinnen läßt, da weisen die jüngsten Hefte der „Közlemények“, wie ihre Vorläufer, schöne Leistungen auf, und so bilden auch die Abhandlungen von Galgóczy über die Pesther Handelsbank und die Sparcassen Ungarns im 4. und von Vonyay über die Bewegung des Grundbesitzes im 5. Bande sehr tüchtige Arbeiten. Das vollständige Verzeichniß der Vereine Ungarns im ersten Bande mit Angabe der Namen, der Mitgliederzahl und der Verstände ist eben so neu als interessant, nach demselben bestanden im Königreiche zu Ende 1862 579 Vereine, davon 75 für Wissenschaft, Industrie und Handel, 156 Wohlthätigkeitsvereine, 38 für Landwirtschaft, 264 gesellige Vereine und 46 für sonstige Zwecke.

\* Unter den künstlerischen Arbeiten, welche in diesem Jahre zu Ende geführt werden, nehmen die Rahl-Hansen'schen Decorationen des Todesco'schen Palais in der verlängerten Kärntnerstraße einen hervorragenden Platz ein. Fünf Gemächer werden daselbst mit Fresken verziert; die selbstverständlich ihrem Gegenstande nach, wenn Rahl Entwürfe macht, der griechischen Mythie entnommen sind. Die Decke des Speisesaales ist so eben vollendet worden. In der Mitte derselben ist das Urtheil des Paris dargestellt. Die anderen Felder der Decke sind mit allegorischen Gestalten geschmückt; die Wandflächen werden den Mythos des Paris darstellen. Die künstlerische Anordnung der Decke hat den Beifall aller Sachkundigen. Sie erinnert an die Renaissance-decoration der Zeit Giulio Romano's. Wenn, wie wir nicht zweifeln, die anderen Salons mit gleichem Geschmace durchgeführt werden, so wird das harmonische Zusammenwirken zweier so ausgezeichneten Künstler, wie es Historienmaler C. Rahl und Architect Th. Hansen sind, ein Resultat erzielen, auf das die Künstler wie der Bauherr mit voller Befriedigung zu blicken alle Ursache haben werden. Hoffentlich wird das Beispiel, das hier gegeben wird, auch anderwärts Nachahmung finden und die industriellen Halbkünstler und Modetapezierer verdrängen, in deren Hände man hier sehr häufig zum Schrecken aller Kunstverständigen die künstlerische Decoration von Salons gelegt hat. Eine Reihe tüchtiger Künstler sehen wir heutzutage in Salons und Kirche, in Privat- und öffentlichen Gebäuden beschäftigt, die ehemals ungebildeten oder — was noch schlechter ist — halbgebildeten Kräften anvertraut wurden. Darin erblicken wir einen wesentlichen Fortschritt in der Geschmacksbildung unseres Vaterlandes.

D (Vom deutschen Büchermarkt.) Es wird nicht Wunder nehmen, wenn wir jeden unserer Berichte mit Klagen über die Stille auf dem deutschen Büchermarkt beginnen müssen, wie wir sie sonst nur in der sogenannten Gurtzeit, zur Zeit der Hundstage gewohnt sind. Wer möchte auch von unserer Zeit ein lebhaftes Interesse für die frieblichen Früchte litterarischer Thätigkeit haben, wo endlich der erste Strahl aus der drohenden Wetterwolke niedergefahren ist und die diplomatischen Fehden der Entscheidung der Waffen haben weichen müssen. Wenn die wichtigsten politischen Ereignisse so rasch aufeinanderfolgen, beanspruchen fast ausschließlich die Tageszeitungen das allgemeine Interesse.

Von den wenigen bedeutenden Erscheinungen der vergangenen Wochen nennen wir zuerst einen neuen Beitrag zur Geschichte der christlichen Kirche im 4. Jahrhundert von Seiten der katholischen Wissenschaft in der „Biographie des Hilarius von Poitiers“ von Prof. F. H. Reinkens in Breslau. Es ist dies die erste Biographie über den berühmten Kirchenlehrer, dem, wie der Verfasser versichert, die Geschichtschreibung zu geringe Aufmerksamkeit gewidmet hat, während sein Zeitgenosse Athanasius der Große in Möhlere's bekannter Biographie ein würdiges Denkmal erhalten hat. In einer Beilage behandelt der Verfasser die lateinischen Bibelübersetzungen um die Mitte des 4. Jahrhunderts.

Neuigkeiten der philosophischen Litteratur haben wir seit längerer Zeit nicht Veranlassung gehabt zu erwähnen; auch was uns heute vorliegt sind nur kleinere Schriften.

Uebereinstimmend in dem Gegensatz und der Bekämpfung der materialistischen Weltanschauung, sonst jedoch durch die wissenschaftliche Stellung ihrer Verfasser von ganz verschiedenen Standpunkten ausgehend, sind die Publicationen von Prof. Joh. Huber in München: „Die Idee der Unsterblichkeit“ und Prof. Ruete: „Ueber die Existenz der Seele“. Letztere ist schon vor längerer Zeit erschienen, in diesen Berichten aber noch nicht erwähnt worden; wir tragen sie um so lieber nach, als die Kritik sie allseitig als einen werthvollen Beitrag zur Seelenkunde begrüßt hat, ausgezeichnet durch seine psychologische Beobachtungen und klare überzeugende Sprache. Unter den ohnehin nicht zahlreichen



Schülern des Philosophen Schopenhauer ist bekanntlich eine heftige litterarische Fehde ausgebrochen. Das neueste Actenstück dieses Processes ist von W. Gwinner: „Schopenhauer und seine Freunde“, worin er die Angriffe Frauenstädt's und Lindner's gegen seine Biographie Schopenhauer's bekämpft.

Von inländischen Novitäten erschienen: ein dritter Band von Dudits „Mährens allgemeine Geschichte“, die Jahre 1125 bis 1173 enthaltend, und der dritte Jahrgang der „Schriften des Vereines zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien“, Verträge von Prof. Zueh, Zäger, Simony, Weiß und anderen naturwissenschaftlichen Autoritäten unierer Stadt enthaltend.

Eine systematische Uebersicht der litterarischen Erzeugnisse Deutschlands im Jahre 1863 ergiebt in Summa 9889 Novitäten im Vergleiche zu 9770 des Jahres 1862. Davon kommen auf das Gebiet der Theologie 1416, der Jurisprudenz, Politik, Statistk 896, der Geschichte, Biographie und Memoiren 659, der Geographie 270, der schönen Litteratur 956 und der Philosophie 91 z.

P. (Vom französischen Büchermarkte.) Die Bewegung wegen Renans „Leben Jesu“ ist noch lange nicht zur Ruhe gekommen. Wenn im ersten Augenblicke das Buch uur in kurzen Abhandlungen und in Broschüren Widerlegung fand, so hat sich jetzt die Opposition gegen dasselbe stärker consolidirt und geht mehr in die Tiefe. Wir erwähnen einige der gelesensten Gegenschriften. Von den kürzeren hat das Büchlein des Bischofs Paris's „Jésus est Dieu“ den meisten Abgang gefunden. Abbe Freppel publicirte „Conférences sur la divinité de Jésus-Christ“, nachdem er schon früher in einer Broschüre eine scharfe Position gegen Renan genommen. Die ziemlich umfangreiche Schrift des Bischofes von Nîmes heißt: „La vraie vie de Jésus“. Ferner dürfte das Buch: „La divinité de Jésus-Christ, démonstration nouvelle tirée des dernières attaques de l'incrédulité, par Auguste Nicolas“ in Bezug auf theologische Gründlichkeit zu den bedeutenderen Entgegnungen zählen. Den schärfsten Angriff auf Renans Ansichten erwartet man aber von dem Jesuiten P. Gratry, demselben, welcher gerade um einen Sitz in der französischen Akademie candidirt und als Logiker und Stilist in Frankreich in Ansehen steht.

Die dritte französische Ausgabe von Strauß' „Leben Jesu“ ist jetzt vollständig erschienen unter dem Titel: „Vie de Jésus au examen critique de son histoire par le Dr. D. F. Strauss, traduite de l'allemand par E. Littré“, in zwei starken Bänden.

In einigen Tagen verläßt in Paris auch eine spanische Uebersetzung Renans die Presse unter dem Titel: „Vida de Jesus, traduccion Española de Fed. de la Vega“. So schwillt die Litteratur über diese Publication in Frankreich allmählig zu einer Stärke an, von welcher man anfangs gar keine Ahnung hatte und die ziemlich grell gegen die Ruhe absticht, mit der man namentlich in dem nichtösterreichischen Deutschland über die Renan'schen Ansichten denkt. Keine theologisch-litterarische Autorität hat sich bis jetzt mit der Sache beschäftigt, während in Frankreich die Gegenschriften nach Dugenden zählen.

Das bekannte tüchtige Werk Fichels über die englische Constitution erschien in französischer Uebersetzung: „La constitution d'Angleterre, exposé historique et critique des origines, du développement successif et de l'état actuel de la loi et des institutions anglaises. Trad. par Ch. Vogel“, 2 Bände. Bekanntlich existirt auch schon eine englische Uebersetzung von R. Fenery Shee.

## Sitzungsberichte.

### Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe  
vom 4. Februar 1864.

Herr Dr. Edmund Reitlinger, Privatdocent der Physik an der Wiener Universität, übermittelt ein versiegeltes Schreiben mit dem Ersuchen um dessen Aufbewahrung zur Sicherung seiner Priorität.

Das wirkliche Mitglied Herr Hofrath W. Haidinger giebt aus einer freundlichen Mittheilung des Herrn Dr. Armand Fibiens von Tivoliemont noch einige Zusätze zu seinem Berichte über den Meteorsteinfall von Beauchemin bei Tourinnes-la-Grosse. Man hatte auch ein Feuermeer gesehen in Gestalt einer glühenden Kugel, zuletzt von weißlichem Lichte, schmelzendem Metall ähnlich, doch mit rötlichen und wie mit Rauch untermischten aufwallenden Stellen, besonders in dem kometenartigen Schweife, welcher der Kugel nachfolgte. Der Schall wird dem Getöse mehrerer Trommeln, oder dem eines zusammenstürzenden Hauses oder dem Umstürzen eines mit Pflastersteinen beladenen Wagens verglichen. Hierauf folgte ein Pfeifen, mit dem Sturze von zwei Wörlithen. Auch sonst sind mehrere numerische Nachweisungen gegeben. Gewiß wird sich aus der Erhebung der einzelnen Beobachtungen ein werthvolles Gesamtbild der Erscheinung zusammenstellen lassen.

Herr A. Moshammer, Lehrer der darstellenden Geometrie an der k. k. Oberrealschule in Görz, übersendet eine Abhandlung, betitelt: „Centralprojection der Linien zweiter Ordnung“. Wird einer Commission zugewiesen.

Das wirkliche Mitglied Herr Dr. A. Boué zeigt eine von dem Africa-Reisenden Dr. Barth herausgegebene Carte routiére durch die ganze europäische Türkei von Bulgarien nach Thracien, durch ganz Macedonien bis Monastir und weiter zum thessalischen Olymp und Salenik. Herr Dr. Boué knüpft daran einige kritische Bemerkungen über die durch Herrn Major v. Scheda, als Anhang zu seiner Karte des Kaiserthums Oesterreich, herausgegebenen zwei Blätter der Karte Serbiens.

Herr Dr. E. Subic theilt die Resultate seiner theoretischen Untersuchung über innere Arbeit und specifische Wärme mit. Diese Resultate, durch welche die mechanische Wärmetheorie eine namhafte Erweiterung erfährt, stimmen vollkommen mit den bereits am 23. April 1863 vorgetragenen überein. Es wird besonderes Gewicht darauf gelegt, daß sich hier nach einer ganz allgemeinen, von jener verschiedenen Methode derselbe mathematische Ausdruck für die absolute Größe der inneren Arbeit ergibt, und zwar durch Einführung einer für alle Körper ohne Unterschied der Aggregationsform geltenden Constanten.

Die schon in der früheren Abhandlung aufgestellte Abhängigkeit der wahren specifischen Wärme von der Anordnung der Molecule eines Körpers findet hier ihre Bestätigung, indem die wahre specifische Wärme bei constantem Druck sich als eine Function des kubischen Ausdehnungscoefficienten und der Dichte darstellt. Bei constantem Volumen aber ist die wahre specifische Wärme der Volumseinheit eine für alle Körper ohne Unterschied der Aggregationsform constante Größe, und zwar für ein Kubikmeter als Arbeit genommen, nahe an 92 Kilogrammometer.

In der vorliegenden Entwicklung giebt diese Theorie bereits die mathematischen Ausdrücke für die specifische Wärme der Gase sowohl bei constantem Druck, als auch bei constantem Volumen, und zwar Ausdrücke, nach welchen sich diese specifischen Wärmen unmittelbar berechnen lassen. In beiden Fällen ist die specifische Wärme der Dichte umgekehrt proportional, und erscheint bei constantem Druck überdies noch als eine Function

des Ausdehnungscoefficienten. Die specifischen Wärmen gleicher Volumina sind selbst bei constantem Druck fast constant, wenigstens stimmen sie in den ersten drei Decimalstellen vollkommen überein.

Die mathematischen Resultate weisen in den von Regnault gefundenen Werthen der specifischen Wärme eine so große Unsicherheit nach, daß dieselben, obwohl bisher der Wahrheit am nächsten kommend, zu tieferen Forschungen in der Molecularphysik unzulänglich erscheinen. Der große Experimentator hat selbst bei atmosphärischer Luft, deren Daten noch die genauesten sind, nur die ersten drei Decimalstellen in seiner Gewalt, bei Wasserstoffgas ist bereits die zweite Decimalstelle um zwei Einheiten zu klein. Die vorzüglichste Fehlerquelle der Daten von Regnault scheint mir in der unrichtigen Ansicht von Regnault zu liegen, daß die specifische Wärme von dem Drucke, unter dem das Gas steht, unabhängig sei.

Aus dieser Theorie folgt ferner, daß, so wie die wahre specifische Wärme, so auch ihr Integral, die gesammte in einem Körper vorhandene Wärme, eine Function der Anordnung der Bestandtheile desselben ist. Diese Folgerung giebt zu erkennen, daß das von R. Clausius im Jahre 1862 veröffentlichte Gesetz: „Die Menge der in einem Körper wirklich vorhandenen Wärme ist nur von seiner Temperatur und nicht von der Anordnung seiner Bestandtheile abhängig“, sammt seinen Consequenzen unrichtig ist.

Herr Prof. Dr. F. Seegen überreicht eine Abhandlung „Physiologisch chemische Untersuchungen über den Einfluß des Glaubersalzes auf einige Factoren des Stoffwechsels“.

Die Untersuchungen wurden im physiologischen Institute und im chemischen Laboratorium der Josephs-Akademie ausgeführt.

Zu Versuchsobjecten dienten drei Hunde. Der jeweilige Versuchshund wurde in einem mit Rind ausgelegten Stalle untergebracht, er erhielt täglich dieselbe Nahrung und Getränkmenge und erst nachdem die bestimmte Fütterungsweise durch 2 bis 3 Wochen fortgesetzt war und man annehmen konnte, daß die Einwirkung des Ueberganges von der früheren zur jetzigen Ernährungsweise ausgeglichen sei, wurde mit den Untersuchungen begonnen. Die Versuchsdauer war eine lange, die Normalperiode erstreckte sich in den ersten Versuchen auf 30 Tage. Die Ausscheidungen dieses Zeitraumes wurden mit jenen eines ganz gleichen Zeitraumes verglichen, in welchem bei unveränderter Ernährung, der Nahrung gesüßtes Glaubersalz in aufsteigender Menge von 1 bis 3 Grammen zugesetzt wurde. Bei den späteren Untersuchungen dienten Perioden von 10 bis 20 Tagen zum Ausgangspunkte des Vergleiches.

Die Fragen, deren Lösung versucht wurde, waren zweifacher Art: 1. Wird durch das schwefelsaure Natron die Resorption der eingenommenen Nahrung modificirt? 2. Ueßt das schwefelsaure Natron einen Einfluß auf den Stoffumsatz? Zur Beantwortung der ersten Frage wurden die Faecalmassen genau gewogen und ihr Fett- und Stickstoffgehalt quantitativ bestimmt. Um zu einer annähernden Lösung der zweiten Frage zu gelangen, wurde das Thier täglich gewogen, der Harn genau gemessen und der Stickstoffgehalt desselben nach Voit's Methode in einem eigenen, mit Hülfe von Prof. Schneider entsprechend construirten Apparate bestimmt. Der Harn enthält nach den neuesten Untersuchungen von Pettenkofer und Voit mindestens bei den mit Fleisch gefütterten Hunden die ganze Summe des umgesetzten Stickstoffes, aus dem im Koth und Harn gefundenen Stickstoff ist man also im Stande den Gesamtumsatz der stickstoffhaltigen Gewebeelemente zu bestimmen.

Die Ergebnisse der Untersuchung lassen sich in folgenden Punkten zusammenfassen:

1. Durch die Einnahme von Glaubersalz in mäßiger Menge wird die Resorption der eingenommenen Nahrung nicht beeinflusst. Die Faecalmassen enthalten bei gleicher Nahrungszufuhr sowohl vor als während des Glaubersalzgebrauches in gleichen Zeitabschnitten die gleiche Stickstoffmenge und nahezu dieselbe Fettquantität.

2. Der Wassergehalt der Faeces wird durch die Glaubersalzeinnahme gesteigert und die Steigerung wächst mit der Quantität des eingenommenen Salzes.

3. Die Diurese wird nicht vermehrt. Die Harnausscheidung ist entweder jener der Normalperiode gleich oder selbst etwas geringer, der Harn war meist schwach sauer, zuweilen neutral, nur an einzelnen Tagen alkalisch.

4. Die Stickstoffausscheidung durch den Harn ist bedeutend vermindert. Diese Verminderung ist eine constante und nur größer oder geringer, je nachdem das Thier mehr oder minder fettreich ist. Die Verminderung ist am bedeutendsten in den ersten Wochen der Glaubersalzeinnahme, später ist sie minder auffallend, sie stellt sich aber auch dann noch als beträchtlich heraus, wenn man die Gewichtszunahme des Thieres in Rechnung bringt und die Stickstoffausscheidung auf eine Gewichtseinheit Thier zurückführt. Die Stickstoffersparniß beträgt in einzelnen Fällen über 25 pCt., also mehr als den vierten Theil der Gesamtausscheidung. Da die Stickstoffmenge des Harns die Summe der umgesetzten stickstoffhaltigen Körpersubstanz repräsentirt, läßt sich das gewonnene Resultat auch so ausdrücken:

Durch die Glaubersalzwirkung wird der Umsatz der stickstoffhaltigen Gewebselemente beträchtlich beschränkt, der Thierkörper wird an Stickstoffatomen, an Leim- und Eiweißgeweben reicher.

5. Die Stickstoffersparniß findet nicht ihren vollen Ausdruck in der Gewichtszunahme, diese beträgt in allen Beobachtungsreihen weniger, als dem der Stickstoffersparniß gleichwerthigen Fleischanwage entspricht. Diese Differenz ist so zu deuten, daß für das angelegte Stickstoffgewebe andere stickstofffreie Substanz in größerer Menge verausgabt werde. Da die Stickstoffersparniß bei fettreichen Thieren eine größere ist, da sie allmählig geringer wird in dem Maße als das Thier mager wird, und nach gesteigerter Fettzufuhr wieder von neuem bedeutend hervortritt, ist die Hypothese eine berechtigte, daß während der Glaubersalzzufuhr die stickstofffreien Körperelemente und insbesondere das Fettgewebe reichlicher umgesetzt werden.

6. In einzelnen Fällen wird durch die Glaubersalzzufuhr die Ausscheidung von Harnsäure veranlaßt. Da dieser Stoff nur selten und nur unter gewissen, noch nicht näher gekannten Ernährungsverhältnissen ausgeschieden wird, bestätigt dessen Auftreten abermals, daß das Glaubersalz auf die gesammte Stoffumsetzung einen wesentlich alterirenden Einfluß übt.

Der Verfasser hat vor einigen Jahren Versuche an Menschen angestellt über die Wirkungen des Karlsbader Mineralwassers (dessen Hauptbestandtheil Glaubersalz ist). Das wichtigste Ergebniß jener Untersuchungen war, daß durch die Einnahme des Karlsbader Wassers die Harnstoffausscheidung, also die Stickstoffumsetzung vermindert war. Die in Karlsbad gewonnenen therapeutischen Erfahrungen über die rasche Reduction anomaler Fettansammlung stimmen mit den Resultaten der Untersuchung über die physiologische Wirkung des Glaubersalzes überein. Zum Schlusse erwähnt noch der Verfasser, daß es von Interesse wäre, Glaubersalz in kleinen Gaben zu versuchen, wo es sich um Conservirung der Eiweißgewebe oder um Aufspeicherung derselben im Thierleibe handelt.

Wird einer Commission zugewiesen.

## K. K. geologische Reichsanstalt.

Verammlung vom 1. Februar 1864.

Herr k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer im Vorsitz.

Von Seite des Herrn k. k. Hofrathes und Directors W. Haidinger werden Mittheilungen vorgelegt. Es werden der Erinnerung an den kürzlich (am 27. Jänner)

verewigten großen Chemiker Heinrich Rose anerkennende Worte gewidmet. Ein Schreiben wird vorgelegt vom Herrn k. russischen Staatsrath S. Ukich aus Lissib an Herrn Director M. Hörnes mit wichtigen Nachrichten über die Galkinseln Kertsch und Taman am schwarzen Meere, die Einwirkung der Schwammvulcane daselbst in der Gestaltung der gegenwärtigen Landes- und Gebirgs Oberfläche, so wie über die große Uebereinstimmung mit der Zusammensetzung der Schichten des Wiener Tertiärbeckens. Ferner einige Worte über die Erwerbung durch Vermittlung des Herrn k. k. Oberbaudirectors L. Liebenauer in Innsbruck von einer Partie St. Gassianer Petrefacten, über welche nebst den bereits vorhandenen Vorräthen nun Herr Dr. G. Laube von Teplitz, gegenwärtig in Wien, eine Bearbeitung unternehmen hat.

Herr k. k. Bergrath J. Foetterle machte eine Mittheilung über die miocenen Tertiärbildungen im südlichen Mähren zwischen Nikelsburg, Gaya, Ungarisch-Gradisch, Ostra, Strajsnitz und Lundenburg. An die eocenen Sandsteine des Marsgebirges und der über Strajewitz, Kobilitz, Saiz bis Nikelsburg reichenden Ausläufer desselben lehnen sich bei Kostel-Willowitz, Tschetsch bis Gaya Cerithien-schichten an, die auch am Ostrande dieser Tertiärbucht bei Strajsnitz auftreten. Sie sind überall durch in großen Massen vorkommende Fossilien, wie *Cerithium pictum* Bast., *Maetra podolica* und *Cardium plicatum* Eichw. charakterisirt. Den ganzen anderen Theil der durch die genannten Orte begrenzten Bucht nehmen Sand und Leget der Gengeriensichten ein. Der Sand tritt meist auf den Anhöhen auf, während der Leget, der hier ausgedehnte Thonlager einschließt, mehr in dem ebeneren Theile verbreitet ist. *Melanopsis Martiniana* und *Bouéi* Fer., so wie zahlreiche Gengerien sind für diese Schichten bezeichnend. Die Anhöhen bedeckt überdies Kalk, während in dem flachen Landestheile zwischen Landsbut, Pruschanek, Millotitz, Wisenz und Pijet lofer Diluvialsand verbreitet ist.

Herr k. k. Bergrath J. Foetterle legte ferner eine Suite von 11 Marmor-mustern in Würfel-form, Länge, Höhe und Breite 6 Zoll, und eine Seite polirt, die anderen platt zugehauen, vor, welche die k. k. geologische Reichsanstalt als Geschenk zur Vermehrung ihrer Bausteinmuster-sammlung von Herrn Justin Robert aus seiner hiesigen Marmorniederlage erhalten hat, und wofür demselben der besondere Dank der Anstalt ausgesprochen wurde. Es sind durchgehends Muster aus den Steinbüchen des Herrn Robert bei Adneth in den Adneth Schichten und den Lithodendron-falken, die durch ihre mannigfaltige Farbe sich zu den verschiedensten Marmorarbeiten eignen, und aus den Brüchen am Untersberge bei Salzburg. Diese Muster liefern neuerdings den Beweis einer äußerst großen Mannigfaltigkeit von Marmorarten, deren sich Oesterreich in den verschiedenen Punkten der Monarchie erfreut.

Einen anderen Beitrag zur Vermehrung dieser Bausteinmuster-sammlung verdankt die Anstalt der gütigen Vermittlung des Herrn Statthalters von Istrien und Triest, Freiherrn v. Kellersperg, durch Zufendung von 19 Stück Baustein-mustern des Triester Gebietes. Es sind theils Marmor-, theils Sandsteinmuster. Erstere, aus den Rudisten-falken der Kreideformation von St. Croce nächst Triest, von Keppen, Keppengrande und Reppentabor, gestatten eine ausgedehnte Verwendbarkeit durch ihre leichte und gute Bearbeitbarkeit, durch die Annahme einer schönen Politur, und werden auch in Triest nicht bloß zu den gewöhnlichen Steinmearbeiten, sondern auch zu architektonischen Zwecken und selbst zu Monumenten mit großem Erfolge verwendet. Ihre geringen Gesteigungs-kosten am Orte der Gewinnung würden ihre Verwendung selbst in größerer Entfernung, sogar in Wien gestatten, wenn die bisher zu bedeutende Eisenbahnfracht dieser nicht ein Hinderniß entgegensetzen würde. Die Sandsteine, aus den Eocensichten des Mazzino in der unmittelbaren Nähe der Stadt Triest gebrochen, finden hier zu den gewöhnlichen Bauten, zu den Ufer-versicherungs-bauten, zur Pflasterung der Stadt u. s. w. eine ausgedehnte Verwendung. Auch ihrem vieljährigen Correspondenten und Gönner, Herrn Con-

Jul Edmund Bauer in Triest, verdankt die Anstalt die freundliche Zusendung mehrerer ähnlicher Bausteinmuster durch die gütige Vermittlung des Herrn Gemeinderathes Dr. S. Righetti in Triest, unter diesen zeichnen sich insbesondere die Varietäten des schwarzen Marmors aus den Steinbrüchen von Scopa aus, die sich vor allem zu ornamentalen Zwecken vortrefflich eignen würden.

Herr Joh. Schwarz, Miteigenthümer und Repräsentanten der Königsberger Mühlstein-Fabriksgesellschaft, verdankt die Anstalt Musterwürfel des in Königsberg gebrochenen Trachytes. Der Quarzreichtum, die hierdurch bedingte bedeutende Härte und die Porosität dieses Gesteines eignen dasselbe vorzüglich zu dem gedachten Zwecke und die leichte Gewinnbarkeit an Ort und Stelle gestatten eine wohlfeile Herstellung derselben und machen die Concurrenzfähigkeit dieser Mühlsteine mit denen anderer Localitäten un-  
gemein leicht möglich. Das Vorkommen von porösem Quarz bei Königsberg gestattet auch die Anfertigung von nach französischer Art zusammengefügten Mühlsteinen, die dann durch ihre Härte und geringe Abnutzung sich auszeichnen.

Herr Foetterle legte auch einen Musterwürfel des zelligen Quarzes von Merzenstein bei Zwettl vor, den die Anstalt Herrn Pokisch verdankt, derselbe ist in seiner Structur dem zelligen Quarze sehr ähnlich, wie er in Frankreich zur Mühlsteinherzeugung verwendet wird, und es gelang Herrn Joseph Dier mit großem Erfolge denselben zu gleichen Zwecken zu verwenden.

Durch gütige Vermittlung der k. k. Schwefelwerkverwaltung zu Radoboj in Croa-  
tien verdankt die Anstalt Herrn k. k. Controler Karl Kaczvinsky die Zusendung von Tertiärfossilien von Radoboj, die durch ihre vortreffliche Erhaltung sich auszeichnen. Unter denselben ist insbesondere *Mytilus Haidingeri* Hörnes, *Area diluvii* Lam, eine Venus- und eine Cardiumart, so wie die Reste eines Krebses erwähnenswerth.

Herr k. k. Schichtmeister Eduard Windaikiewicz gab eine Darstellung der Verhältnisse des Erzvorkommens am Grünergang in Schennitz, welcher in jüngster Zeit durch die Aufschließung reicher Erzmittel ein bedeutendes Interesse erregt hat. Der Gang setzt in dem von den Bergleuten sogenannten Grünstein (Grünstein) Trachyt auf, in welchem, näher gegen den Gang zu, die Hornblende zurücktritt, dagegen aber Kiese überhandnehmen. Die Mächtigkeit des Ganges beträgt bis 6 Klafter; wo er erzführend ist, ist seine Ausfüllungsmasse aus aufgelöstem Grünsteintrachyt bestehend, mit dem Nebengestein verwachsen; in den erlzigen Particen dagegen sind sehr oft deutliche und ausgedehnte Rutschflächen zwischen vorhanden. Das Erzvorkommen ist in dem nord-südlich streichenden Gänge auf einzelne Veiien (Erzsäulen) vertheilt, welche sich entlang einer unter etwa 20 Grad von Süd gegen Nord nach abwärts geneigten Linie aneinanderreihen. Drei derartige bedeutendere Veiien wurden nun am sechsten Lauf des Maria Himmelfahrtsschadtes, 250 Klafter vom Schacht entfernt, angefahren.

Herr Karl Paul schilderte die Kalkgebirge der kleinen Karpathen, deren geologische Aufnahme er im Laufe des verflossenen Sommers durchgeführt hatte. Dieselben bilden den nordwestlichen Theil des ganzen Gebirges, dessen südöstliche Partie aus krystallinischen Gesteinen, Thonschiefern und Quarziten besteht. Im nordwestlichen Theile lassen sich sehr deutlich drei von Südwest nach Nordost streichende Züge unterscheiden: 1. Der südliche Kalkzug, von Pernel bis zum Galvarienberg bei Smollnitz, er besteht von unten nach oben aus köffener Schichten, dunklem Kiasalk, Kiasandstein, der in einzelnen Varietäten den älteren Quarziten täuschend ähnlich wird, und Zurabildungen; 2. der Zug der rothen Sandsteine und Melaphyre (Rothliegendes), bei Vizerat, nordöstlich von Kuchel beginnend und fortstreichend bis zum Südfuß der Cerna Skalu und des Nachsthurn; 3. der nördliche Kalkzug, gebildet durch das weiße Gebirge, ihm fehlen die Kiasandsteine und Zurabildungen des südlichen Zuges, dagegen sind darin untere Kreideschichten in der Form von lichten und dunklen Kalken, dann von Dolomiten mächtig entwickelt.

Eine Vergleichung dieser Gebilde mit denen der bei Wien plötzlich abbrechenden Alpenkalkzone, als deren Fortsetzung sie häufig aufgefaßt wurden, zeigt viel mehr Contraste als Analogien, namentlich ist in dieser Beziehung das gänzliche Fehlen der bei Wien so mächtig und so charakteristisch entwickelten Triasbildungen und des Hauptdeimites bemerkenswerth.

Herr Heinrich Wolf machte eine Mittheilung über die Tertiärschichten im Ober-Neutraer Comitate. Dieselben sind in dem Terrain entwickelt, welches zwischen dem Zug der Karpathen sandsteine, von Holic und Skalic in Mähren bis gegen Waag-Neustadt in Ungarn und dem Zug des Brzegowa und Nedzegebirges liegt. Die Sandsteine, Mergel und Conglomerate dieses Gebirges mit ihren meist stark geneigten Schichten waren bisher größtentheils der Cenformation zugerechnet worden. Herr Wolf entdeckte aber an verschiedenen Stellen, so am Drafni Brch, Zidewski Brch, zu Draznit, Chropow, Rehow u. s. w., theils in den genannten Steinen, theils auch in Mergeln sicher neogene Petrefacten, entsprechend jenen der marinen Stufe des Wiener Beckens, und war dadurch in den Stand gesetzt, eine viel weitere Verbreitung der letztgenannten Schichtengruppe nachzuweisen.

Herr Joseph Racho gab eine Schilderung des Steinkohlenbergbaues zu Lunz in Niederösterreich, den er im vergangenen Sommer kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Die Kohle ist im Sandstein eingelagert, der von lichtigem delemitischem Kalk begrenzt wird. Eine denselben begleitende Schieferthonschichte im Hangenden des Kohlenflözes ist reich an Pflanzenabdrücken, meist *Pterophyllum longifolium*, *Pecopteris Stuttgartensis* und *Equisetites columnaris*. Die Schichten gehören daher dem Sandsteinzuge der oberen Trias. Die Kohle tritt hier mit einer Mächtigkeit von 3 bis 4 Fuß auf und ist auf eine Länge von etwa 280 Klafter aufgeschlossen. Dieselbe ist von vorzüglicher Qualität. Die monatliche Erzeugung beträgt gegenwärtig bei 1500 Centner im Monat. Herr Racho drückte schließlich noch Herrn Bergverwalter Joh. Kieger seinen besonderen Dank aus für die ihm bei seinen Arbeiten freundlichst gewährte Unterstützung.

Herr k. k. Bergrath Fr. v. Hauer legte das Modell des Braunkohlenflözes von Dorheim in der Wetterau, ein Geschenk des Herrn Rudolph Ludwig aus Darmstadt zur Ansicht vor. Dasselbe ist nach den Grubenrissen der vier dort bestehenden Abbauetagen gefertigt. Das Liegende bildet Basalt, das Hangende basaltischer Lehm; die Unterseite erscheint als wenig gewellte Fläche, die Oberseite dagegen ist durch schmale, langgestreckte vielfach verzweigte Erhöhungen ausgezeichnet, welche ganz aus erdiger Torfkohle bestehen und nach Ludwig an die Anschwellungen erinnern, welche auf Hochmooren von Sphagnum gebildet werden.

Weiter sandte Herr Ludwig einige Fossilien aus den Oligocenschichten des Mainzer Beckens, darunter insbesondere eine neue Pteropodenart, von ihm *Tentaculites maximus* benannt.

Von Herrn M. F. Simettinger, k. k. fürstlich Liechtenstein'schem Bergingenieur in Mährisch-Trübau, erhielten wir eine für das Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt bestimmte wichtige Abhandlung über die Kohlenablagerung bei Mährisch-Trübau. Dieselbe gehört der Kreideformation an, welche östlich und westlich den bekannten, nord-südlich streichenden Rothliegendzug, der aus dem westlichen Mähren nach Böhmen hinein fortsetzt, überlagert. Die Kreideschichten im Osten und Westen dieses Zuges correspondiren vollständig, ihre theilweise Zerstörung hat das Rothliegende bloßgelegt. Beiderseits finden sich dem entsprechend auch die Kohlenflöze, die in Schieferthons über dem Quadersandstein und unter dem Pläner sandstein eingebettet sind. Detailprofile der einzelnen Baue erläutern näher die Art des Vorkommens.

Noch theilte Herr v. Hauer aus einem Schreiben, welches er von Herrn A. Vielz in Hermannstadt erhalten hatte, die neuesten geologischen Beobachtungen des letzteren aus

der südlichen krystallinischen Grenzkette Siebenbürgens mit. In dem südlichsten Theile des Mühlbacher Gebirges entdeckte derselbe den Granitstock, von dem die bekannten großen Blöcke im Zibin-, Zoodt-, Letno- und Mühlbachflusse stammen, und machte seine Ausdehnung auf einer Kartenfzige ersichtlich. Die Spitzen des Parieulgebirges bestehen aus Glimmerschiefer und Hornblendegesteinen; der Serpentin im Isjestyhale findet sich in großer Menge und schönen, dem sächsischen Serpentin ähnlichen Varietäten im Thale etwas oberhalb des genannten Ortes.

### Generalversammlung des historischen Vereins für Kärnten.

Am 28. Jänner 1864.

Dieselbe eröffnete als Präsesstellvertreter der k. k. Oberlandesgerichtsrath M. J. v. Faberneg-Altenfels mit einer kurzen Ansprache an die Versammelten, worauf der Vereinssecretär Anton Ritter v. Gallenstein den Rechenschaftsbericht über die im verflohenen Jahre entwickelte Thätigkeit vortrug, aus welchem wir nachstehende Daten entnehmen: Von mehr als localer Wichtigkeit ist die Fortsetzung der Herausgabe des Archives für vaterländische Geschichte und Topographie, nun des achten Jahrganges, und des durch den Tod des Freiherrn Gottlieb v. Auershofen unterbrochenen „Handbuches der Geschichte des Herzogthums Kärnten bis zur Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern“, welcher letzteren Arbeit sich Dr. Karlmann Langl mit unermüdetem Eifer unterzieht, so daß uns das Erscheinen eines zweiten Heftes in nicht ferner Zeit in Aussicht gestellt wird. Leider mußten wir vernehmen, daß der Stiftscapitular und Professor Beda Schroll, welcher die Bearbeitung der Periode der Kärntner Herzoge aus dem Hause Sponheim zusagte, in Folge seiner andauernden Kränklichkeit und seiner umfangreichen Berufsgeschäfte sich verläufig nur auf das Diplomatar des Stiftes St. Paul, eine für den genannten Zeitabschnitt so wichtige Quelle, beschränken kann. Director Dr. Georg Göth in Graz und Prof. Dr. Karl Friedrich Stumpf in Innsbruck wurden zu Ehrenmitgliedern ernannt.

### Deutsch-historischer Verein in Böhmen.

In der Abtheilung für Geographie, Statistik, Handel und Gewerbe wurde das Programm angenommen, welches als Richtschnur für den Inhalt und die Ausdehnung der ferneren Wirksamkeit dieser Abtheilung im Auftrage derselben von einem Sonderauschusse ausgearbeitet worden war. Das Programm bezeichnet vor allem die Arbeit, wie sie im Handel und Gewerbe zum Ausdrucke gelangte, als die vornehmste Grundlage, auf welcher sich die Geschichte der Deutschen in Böhmen aufbauen müsse, und erachtet es daher als nothwendige Aufgabe der Abtheilung, sich zur Erlangung des erforderlichen Stoffes an die Handelskammern und Gewerbevereine, an die Großindustriellen und Bergwerksinhaber oder Leiter, ferner an die früheren Innungen, Zünfte und gewerblichen Genossenschaften zu wenden, damit dieselben die ihnen zu Gebote stehenden Befehle einer geschichtlichen Bearbeitung des Handels und der Gewerbe in Böhmen entweder in der Urschrift oder in beglaubigter Abschrift dem Vereine zur Benützung einsenden.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schwegler. Druckeret der k. Wiener Zeitung.



# Uebersichtstafeln zur Statistik der österreichischen Monarchie

für die Jahre 1861 und 1862.

(Herausgegeben von der k. k. statistischen Centralcommission. Wien 1863.)

S. Die Publicationen fast aller amtlichen Bureaux für Statistik, welche schon seit einigen Jahrzehnten bestehen, haben in der jüngsten Zeit durchgreifende Abänderungen ihrer Form, wie der Perioden des Erscheinens erfahren. Allenthalben be- thätigte sich ein ernstes Streben, das reich aufblühende sociale und nationalökono- mische Leben des Staates auch im Rahmen der Statistik als getreues Spiegelbild wiederzugeben und es genügte jene allgemeinen, eben nur die wichtigsten Daten darstellenden Tafeln nicht mehr, wie sie den bescheidenen wissenschaftlichen und ad- ministrativen Anforderungen der dreißiger und vierziger Jahre geboten wurden. Die Statistik erkannte ihren Beruf, und in dem Maße, als die an sie, die bewähr- teste Quelle volkwirthschaftlicher und staatsmännischer Kenntniß, gestellten Fragen wuchsen, steigerten sich auch ihre Anstrengungen und Leistungen, sie zog stets neue Objecte in den Kreis ihrer Forchtung und ging mit dieser stets mehr ins Detail.

So erfreulich aber dieser Fortschritt war, fehlte ihm doch nicht die Schatten- seite. Die Publicationen der Bureaux erweiterten sich und wurden vollständiger, doch blieben sie mit der Veröffentlichung auch mehr hinter dem Zeitpunkte der Er- hebung zurück. Und dies ist ganz erklärlich. Denn mit der gründlicheren Bearbei- tung, mit dem Eingehen in Einzelheiten und Details stieg auch die Mühe der Erhebung und Verarbeitung, so wie die Prüfung der von den Unterbehörden gelie- ferten und häufig an der Quelle selbst aufgefundenen Angaben, welche in vielen Fällen nichts weniger als bereitwillig ertheilt wurden. Die Correspondenz zur Beschaffung des Materials hob sich in ungeahnter Weise und was davon einkam, war nur zu häufig wenig zu brauchen, denn die vermittelnden Organe entbehrten für neue Ar- beiten der Sachkenntniß und Übung, sahen wohl auch die ihnen neu aufgelegte Arbeitslast nicht immer allzu freundlich an, und so erwiesen sich ihre Leistungen in dem Grade mangelhaft, daß deren Prüfung und Nichtigstellung mehr Zeit in An- spruch nahm, als wäre die Sache neu gearbeitet worden Wird hiezu betrachtet, daß das Maß der in den Centralbureau verfügbaren Kräfte nur selten mit den gesteigerten Anforderungen ins richtige Verhältniß gestellt wurde, so wird das seit etwa einem Jahrzehnt allgemein bemerkbare Zurückbleiben der Veröffentlichungen nicht befremdlich sein.

Durch solche Verpätung aber wurde wieder der Werth des Gelieferten, die Benüßbarkeit wesentlich gemindert, um so mehr, als bei dem allgemeinen Bedürf- nisse nach statistischen Aufschlüssen Privatarbeiten den amtlichen Berichten und Tafeln

vorkamen, ja nicht selten einen Theil des vorgerichteten Materiales vorweg zu nehmen mußten. Dieser Uebelstand wurde von den statistischen Behörden selbst in seiner ganzen Schwere gefühlt, und so kam es in der neueren Zeit zu den eingeführten Abänderungen, zu einer Art Theilung der Arbeit, bei der man sich bemühte, das wichtigste der statistischen Veröffentlichungen rasch ans Licht zu fördern, den vollen Quellenapparat aber erst später folgen zu lassen.

Von diesem Schickale sind auch die statistischen Publicationen des Landes, welchem der gewiegte Zeuge Geheimrath Schubert im Jahre 1857 das Zeugniß gab, „daß es gegenwärtig in seinen statistischen Arbeiten das Trefflichste leiste, was man überhaupt in Europa besitzt“, ist Oesterreich um so weniger frei geblieben, als die im Innern des Reiches gechehenen Reformen und Umgestaltungen gewaltiger und durchgreifender, als in irgend einem anderen Culturstaate erfolgten, hiedurch aber den statistischen Erhebungen größere Hindernisse als irgendwo erwachsen und Abschluß und Hinausgabe der großen statistischen Tafeln verzögerten. Das Bureau selbst aber verichloß die Augen am wenigsten vor dem Schaden, den diese Versäumniß brachte, und schon im Jahre 1850 traten, um die Erhebungen wenigstens in den Hauptresultaten schneller ans Publicum zu vermitteln, die „Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistik“ ins Leben. Diese Zeitschrift hatte die Aufgabe, theils kürzere, der Gegenwart möglichst nahegerückte Darstellungen der wichtigsten statistischen Momente des Staatslebens, „statistische Uebersichten“, zu bringen, wie dergleichen auch 1850, 1852 und 1855 bis 1856 erschienen, theils einzelne Partien der Statistik nach den zu Gebote stehenden Detailvorlagen als Monographien wissenschaftlich zu behandeln. Die Zeitschrift, allenthalben mit Theilnahme begrüßt, gedieh bis zum 12. Jahrgange und brachte eine Fülle werthvoller Arbeiten, bis in neuester Zeit äußere Umstände ihr Erscheinen, wenn nicht sistirten, doch auf ein geringstes Maß der Bogenzahl einschränkten.

Um so mehr war es das Streben der nach länger andauernden Vorberathungen durch die Allerhöchste Entschliebung vom 31. Jänner 1863 ins Leben gerufenen k. k. statistischen Centralcommission, dieser wichtigen Aufgabe der Statistik, Beschleunigung ihrer Publicationen, gerecht zu werden. In der Sitzung am 1. Mai v. J. sprach sich die Commission dahin aus, neben den auch in Zukunft in Perioden von je 5 Jahren herauszugehenden großen Tafeln vom Jahre 1864 an ein statistisches Jahrbuch abfassen zu lassen, welches den Stand und die Bewegung der statistisch erfassbaren Zustände Oesterreichs für das jeweilig vorausgehende Sonnenjahr enthalten solle. Da auf diese Art das erste Jahrbuch die Ergebnisse des Jahres 1863 begreifen wird, der leztveröffentlichte Band des großen Tafelwerkes aber bis zum Schlusse des Jahres 1859 und das statistische Handbüchlein bis zum Jahre 1860 reicht, so sprach sich die Centralcommission in der gleichen Sitzung für Bearbeitung und Ausgabe eines Uebergangsheftes aus, welches die Daten der Jahre 1860 bis 1862 in möglichster Vollständigkeit enthalten und auf diese Art die Lücke zwischen den früheren Publicationen und dem 1864 erscheinenden Jahrbuche ausfüllen sollte.

Diese Arbeit, nach dem Plane und der Form des künftigen Jahrbuches, liegt mit den angezeigten, 475 Großoctavseiten oder 30 Druckbogen umfassenden „Uebersichtstafeln“ vor, welche in der Frist eines halben Jahres seit Feststellung der Formulare zustandegebracht wurden. Dieselben enthalten: Bewegung der Bevölkerung, Civil- und Strafrechtspflege, Rechtspflege in Ungarn, landwirthschaftliche Production und Viehstand, Montanindustrie, gewerbliche Industrie, Handel, Straßen- und Wasserbau, Eisenbahnen, Dampfschiffahrt, Seeschiffahrt, Post- und Telegraphen, Bank- und Creditinstitute, Sparcassen und Versicherungsanstalten und endlich Finanzverwaltung, welche für sich allein nahezu die Hälfte des Buches füllt. Die Redaction wurde, nach der Bemerkung des Vorwortes, von dem Grundzuge geleitet, bei dem Wechselfalle, entweder der Vollständigkeit halber die Hinausgabe der Uebersichtstafeln zu verzögern oder dieselbe mit Hinweglassung einiger Nachweisungen für das Jahr 1862 noch im laufenden Jahre (1863) möglich zu machen, die letztere Erwägung entscheidend zu nehmen und führt daher nur einen Theil der Nachweisungen bis Ende 1862, während sie bei anderen mit 1861 abschließt.

Das gleiche Motiv war bei einem Theile des Inhalts insoferne maßgebend, als mehrere Nachweisungen auf die statistischen Ergebnisse des deutsch-slavisch-italienischen Ländergebietes beschränkt und Ungarn, Siebenbürgen und Croatien-Slavonien in denselben außer Betracht gelassen wurden. Es ist nicht zu zweifeln, daß die blanke Unmöglichkeit, bezüglich der erwähnten Jahre die Daten für die ungarischen Länder zu erhalten — in welchen leider mit der Rückkehr zur alten Autonomie jegliche in der Zwischenzeit durchgeführte Anordnung ohne weitere Prüfung ihr Ende erreichte — der Grund gewesen ist, so wichtige Partien wie Bevölkerungsbewegung, Sparcassen, Clerus und Volksschulen dieser Länder im Buche fehlen zu lassen. Doch ist dieser Mangel höchlich zu bedauern. Denn abgesehen, daß auch die gründlichste Behandlung einzelner Zweige, wenn sie nicht das ganze Reich umfaßt, doch nur Stückwerk bleibt, so giebt sie Anlaß zu nicht unbedeutenden Mißgriffen. Ist es doch dem kenntnißreichen Franzosen Legoyt widerfahren, in seiner „Emigration européenne“ die für die deutsch-slavischen Länder der Monarchie in den statistischen Tafeln nachgewiesene Auswandererzahl mit der ganzen Einwohnerjume von 36 Millionen zu vergleichen, auf diese Art aber zu völligen Trugschlüssen zu gelangen und den Verlust des Landes, besonders in der Zeit der Wanderlust 1853 bis 1856, weit zu unterschätzen. Um so näher liegt die Gefahr von Fehlgriffen bei einem Buche, das nicht für Gelehrte allein, sondern für das große Publicum bestimmt ist. Dieses kann mehrfach durch Ziffern, welche nur für die eine Hälfte des Reiches gelten, vom Beschauer aber für den Ausdruck des Ganzen genommen werden, zu falschen Anschauungen gelangen, die dann, wenn aufgeklärt, in menschlicher Schwäche nicht der eigenen Flüchtigkeit, sondern dem Buche zur Last gelegt werden. Es sollte daher jede Kraft angespannt, jedes Mittel versucht werden, bei allen wichtigen Partien der Statistik Nachweisungen für das ganze Reich zu bringen. Ist ja doch die statistische Centralcommission durch ihre Zusammenfassung eine der wenigen Behörden, welchen es gegeben ist, die gelockerten Fäden dies- und jenseits

der Leitha zu einigen, zu erspriesslichem Zusammenwirken zu verbinden. Es ist jedoch alle Aussicht vorhanden, daß ihr dies gelinge und ihre Leistungen auf diese Art den glänzenden Standpunkt einer das ganze Reich umfassenden Darstellung behaupten werden, zu dem sie sich seit der Mitte der Vierzigerjahre immer mehr, und mit den Tafeln 1851 zur Freude aller Fachmänner völlig erhoben.

Gehen wir nun auf die einzelnen Abschnitte der Uebersichtstafeln über, so begegnen wir fast ohne Ausnahme tüchtigen Leistungen, das altangesehene Institut der österreichischen Statistik ehrend und von der Verjüngung Zeugniß gebend, die es durch die Schöpfung der Centralcommission erfahren hat.

Die Bewegung der Bevölkerung (Trauungen, Geburten und Sterbefälle) ist nach den vortrefflichen, seit 1851 durchgeführten Schemen gearbeitet, welche, wie zu erwarten steht, in der nahe bevorstehenden Versammlung der deutschen amtlichen Statistiker zu Darmstadt neue Anerkennung auch außerhalb der österreichischen Grenzen finden werden. Es wurden in der Monarchie (mit Ausnahme Ungarns, Siebenbürgens und Croatien=Slavoniens) im Jahre 1860 190.224, 1861 189.058 Paare getraut, die Zahl der lebend Geborenen betrug 1860 845.882, 1861 857.441, verstorben sind im ersteren Jahre 612.702, im letzteren 682.736 Personen. Diese Zahlen bieten namentlich in der Vergleichung der Ergebnisse früherer, in den statistischen Tafeln durchgeführter Jahre Interessantes. Die Trauungen des Ländercomplexes zeigen seit dem Jahre 1851 die Tendenz zur Abnahme, indem die zunehmende Theuerung, der steigende Luxus immer mehr vom Abschlusse des Ehebandes abhält. Diese Abnahme ist aber nicht so intensiv, um nicht durch andere Einwirkungen unterbrochen zu werden. So hob sich die Trauungsziffer im Jahre 1856, nach beendigter Choleraepidemie, um 41.000 getraute Paare und blieb auf dem Niveau zwischen 180.000 und 190.000 jährlich eingegangener Ehen durch drei Jahre, bis sie mit dem Kriegsjahre 1859 auf 160.000 herabsank, im nächsten Jahre aber mit desto intensiverem Sprunge das Verjäumte nachzuholen suchte. Die Geburtenzahl steht in beiden Jahren niedriger als in den drei vorausgehenden, wo sie gegen 870.000, im Jahre 1859 sogar 910.000 erreichte und sich auf diese Art als das nicht schon im unmittelbar folgenden Jahr erscheinende Resultat der gemehrten Trauungen herausstellt. In den Seuchenjahren selbst ergibt sich der Einfluß sehr erheblich, die Geburtenziffer ging in den Jahren 1856 und 1855 auf 787.000 und 698.000 zurück. Die Zahl der Todesfälle stellt sich im Jahre 1860 günstig und nur das auf die Choleraepidemie folgende Jahr 1857 zeigt mit 609.000 Sterbefällen eine noch geringere Ziffer. 1861 dagegen beziffern sich die Verstorbenen am höchsten unter den sieben von da zurückverfloffenen Jahren und erst jenes von 1855 überwiegt, in welchem 927.253 Personen, darunter 204.998 an Seuchen und 176.398 an der Cholera starben. Die beiden im Buche behandelten Jahre dagegen sind fast völlig seuchentfrei und insbesondere fielen der Cholera 1860 nur 171, 1861 nur 186 Individuen zum Opfer.

Gleich vortrefflich ist die Darstellung der Civil- und Strafrechtspflege, welche die Ergebnisse der Jahre 1860 bis 1862 enthält und im Anhange auch die dem

Statistiker höchst willkommene Einteilung der ungarischen Gerichtsbarkeit nach Comitats-, Vicegespans-, Stuhl-, Bezirks- oder Districts- und Stadtgerichten, ihre Agenden in Civil- und Strafsachen, das Waisenvermögen und die von der königl. Gerichts- und Septemviraltafel geschöpften Urtheile nach den dem ungarischen Strafrechte entnommenen Kategorien der Verbrechen und Vergehen auführt. Die Darstellung der Strafrechtspflege in den nichtungarischen Ländern ist nach den trefflichen, seit 1856 in Gebrauch stehenden Formularen gearbeitet, welche ein ungemein interessantes Bild dieses Zweiges der Administration bieten. Wäre für das in gleicher Form zu erwartende Jahrbuch noch etwas zu wünschen, so möchten wir eine Sonderung der Verurtheilten nach den einzelnen Verbrechen und Vergehen in den Rubriken nennen, welche die Tafeln summarisch und nach Ländern unter der Aufschrift „Persönliche Verhältnisse der Verurtheilten“ enthalten. Es ist von höchstem Interesse, zu erfahren, daß unter der Zahl der Verbrecher in jedem Jahre der ledige Stand weit überwiegt, bei den Vergehen aber die Verheirateten und Wittwen um mehr als die Hälfte stärker als die Ledigen sich betheiligen; daß bei Verbrechen 5, bei Vergehen 6 männliche Verurtheilte auf ein weibliches Individuum fallen; daß der Stand der Gewerbsgejellen, Fabrikarbeiter, Tagelöhner und Dienstleute fast  $\frac{2}{3}$  der Verbrechen im Ganzen begeht, während von den Vergehen nur der vierte Theil auf denselben entfällt; daß die Zahl der Verbrecher, welche des Lesens und Schreibens kundig sind, gegen jene der Verurtheilten ohne Schulbildung nur wenig zurücksteht, bei den Vergehen aber sie um nahezu  $\frac{1}{4}$  übertrifft u. a. Noch lehrreicher wäre es aber, diese Verhältnisse bei den einzelnen Gattungen der Verbrechen und Vergehen verfolgen zu können, da sich nicht zweifeln läßt, daß sich Geschlecht, Alter, Beschäftigung bei den einzelnen Gesetzerletzungen höchst charakteristisch gruppiren.

Die Montanindustrie bringt gleichfalls aus allen drei Jahren schätzenswerthe Daten über die Ausbeute der ärarischen und Privat-Berg- und Hüttenwerke sämtlicher Reichsbestandtheile. Wir erfahren daraus, daß das Erträgniß der ärarischen Werke in stetigem Rückgange begriffen ist, jenes der Privatwerke aber rasch ansteigt. Die erwünschte Sonderung der Ergebnisse nach Berg- und Hüttenproduction wird im Jahrbuche platzgreifen und den Werth der Nachweisungen noch erhöhen.

Mit der gewerblichen Industrie gelangen wir zu einer verwunderlichen Partie des Buches. Bei dem Interesse, welches die gewerbliche Thätigkeit, neben der Landwirtschaft die wichtigste Einnahmequelle des Staates, in Anspruch nimmt, verdient die Industriestatistik ohne Frage die eingehendste Behandlung in einem Buche, welches als getreues Bild der Grundmacht des Staates gelten soll. Statt einer solchen finden wir — ein Blatt mit wenigen Notizen über Rübenzucker-, Bier- und Branntweinfabrication. Daß es dem statistischen Bureau an trefflichem Material für die Industriestatistik nicht fehlt, hat der österreichische Katalog und Bericht zur Londoner Ausstellung erwiesen, deren musterhafte Einleitungen und Classenköpfe als erwünschte Quellen oft benützt worden sind. Um so befremdender ist der Ausfall in den „Uebersichtstafeln“. Lag für die behandelte Periode wirklich nichts vor, so mußte die Partie eben wegbleiben, wie Anderes wegblieb, z. B. die Bevölkerung,

weil es ebenjowenig angezeigt war, die bekannnte Zählung von 1857 wieder abzu-  
drucken, als eine Bevölkerung für sechs Jahre später zu berechnen.

Wir haben es absichtlich unterlassen, das gleichzeitig vollendete preussische Jahrbuch der Statistik zum Vergleiche herbeizuziehen. Der verschiedene Grundcharakter beider Werke, von welchen das österreichische eine nach festgestellter Form wiederkehrende Darstellung aller statistisch wichtigen Momente, das preussische aber eine jährlich fortschreitende Behandlung des auf mehrere Jahre vertheilten Stoffes ist, verwehrt solche Gegenüberstellung. Bei dem Abschnitte „Industrie“ aber würde eine solche Vergleichung kaum zu Gunsten unseres Buches ausfallen. Inzwischen geben die Vorarbeiten der Centralcommission, die Bearbeitung neuer Formulare für die Handelskammern zur Erzielung der Gleichartigkeit ihrer Berichte, gegründete Hoffnung, daß das Jahrbuch für den bisherigen Mangel vollauf entschädigen werde.

Es würde den uns zugemessenen Raum weit überreichen, des weiteren reichlichen und trefflichen Inhaltes der „Uebersichtstafeln“ ausführlich zu gedenken. Die Darstellung der Schifffahrt in allen dem Handelsverkehre geöffneten Häfen Oesterreichs ist mit gewohnter Präcision durchgeführt, Sparcassen und Versicherungsweisen wie die Schulenstatistik bieten schöne Leistungen, obwohl erstere völlig, letztere in einzelnen Kategorien den erwähnten Ausfall der ungarischen Länder bedauern lassen. Die wissenschaftlichen, Kunst- und Industrievereine, welche das Heit analog den früheren großen Tafeln unter der Benennung „Bildungsanstalten“ aufführt, dürften im Jahrbuche wohl unter einem, ihren Charakter treffender bezeichnenden Titel gebracht werden. Einen höchst anschaulichen, lebendigen Ueberblick gewährt die Darstellung der Finanzgebarung, und jede Tafel, jede Seite derselben zeigt die geübte, kundige Hand, welche aus der großen Ziffernmasse des Staatshaushaltes das Wesentliche herauszuheben, dem gegebenen Rahmen anzupassen und anschaulich zu gruppiren verstand.

Und so haben wir das Buch mit vollster Anerkennung seines reichen und werthvollen Inhaltes betrachtet, der dasselbe nach Menge und Anordnung des Gebotenen zu einem ehrenden Denkmal der Anstalt erhebt, aus der es hervorgegangen. Wo so Gediegenes in so kurzer Zeit geleistet wurde, da mag man sich der frohen Hoffnung hingeben, daß die Veröffentlichungen der k. k. statistischen Centralcommission auch in Zukunft die Höhe wissenschaftlicher Vollendung behaupten werden.

Wenn wir das Wenige, was zur Bemänglung Anlaß gab, ohne Scheu nannten, so leitete uns dabei die tiefste Antheilnahme an dem ferneren Erblühen des Institutes und die Ansicht, diesem Gefühle dadurch aufs beste Wort zu geben, wenn wir das Geleistete nicht mit allgemein gehaltenem Lobe umhüllten, sondern sachlich eingehend, dem vollen Werth beilegten, was Werth hat, aber auch abweichende Anschauung offen aussprachen.

## Auswahl von Marienbildern aus den Katakomben.

(Rom 1863.)

(*Imagines selectæ Deiparæ Virginis in cœmeteriis subterraneis udo depictæ Romæ e chromolithographia Pontificia, Anno MDCCLXIII.*)

Cavaliere de Rossi, der unermüdlche Durchforscher des unterirdischen Rom, hat mir kürzlich ein Foliheft von sechs Tafeln, das obigen Titel trägt, nebst erklärendem Text von 22 Quartseiten übersandt. Die im höchsten Grade merkwürdigen Darstellungen, von denen bisher manches in verschiedenen Blättern verlautete und auf die schon vor acht Jahren der verdienstvolle J. Spencer Northcote in seinem Katakombenwerkchen hinwies, rechtfertigen eine Anzeige in der „Wochenschrift“.

Bekanntlich wurde von Papsst Pius IX. im Jahre 1851 eine Commission für christliche Archäologie niedergelegt, zu deren Hauptaufgaben die gründliche Erforschung der Katakomben gehört. Nachdem schon früher der Jesuit P. Marchi mit dem glücklichsten Erfolge auf diesem Felde gearbeitet und ganz neue Resultate, besonders in Betreff der Anlage und Bauart der Katakomben zu Tage gefördert hatte, fuhr diese Commission auf dem betretenen Wege fort und ist bis auf diesen Tag unablässig beschäftigt, die ihr gestellte Aufgabe ihrem Abschlusse näher zu bringen, wovon uns unter Anderem das jetzt im zweiten Jahrgange erscheinende „Bulletino di Archeologia cristiana“ Beweise liefert. Eines der eifrigsten Mitglieder der Commission, eben der obengenannte Rossi, erhielt vom Papsst den Auftrag, ein umfassendes und erschöpfendes Werk über das unterirdische Rom auszuarbeiten, das die bisherigen unvollkommenen Arbeiten ergänzen und berichtigen und besonders auch durch genaue und stilgerechte Copien der aufgefundenen bildlichen Darstellungen theils verbessern, theils vervollständigen sollte. Wie wir Rossi aus seinen verschiedenen bereits veröffentlichten Arbeiten, neuestens besonders durch den ersten Band seines Inschriftenwerkes kennen gelernt haben, ist er ganz der Mann dazu, diese große Aufgabe entsprechend zu lösen, und die mannigfachen, so überaus günstigen Urtheile, die von den verschiedensten Seiten über sein Wirken verlauteten, haben unsere Erwartungen nicht zu hoch gespannt, wenn wir die Publication, die uns vorliegt, einer näheren Betrachtung unterziehen. Diese Publication ist ein kleiner Vorläufer der „Roma sotterranea“, wie Rossi nach dem Vorgange früherer Katakombenforscher sein Werk nennen wird, und lag insofern längst im Plane der Commission, als diese, wohl zunächst in kirchenhistorischem Interesse, gleich nach ihrer Gründung beschlossen hatte, vor allem die in den Katakomben neu aufgefundenen Madonnenbilder bekannt zu machen, wie dies die Vorrede des Textes ausweist. Aus nicht näher angegebenen Gründen hat man sich auf die vorliegende Auswahl beschränkt, die „eine Reihenfolge aus den apostolischen Zeiten bis ins 4. Jahrhundert darstellt.“

Das erste Blatt giebt ein Frescogemälde aus dem Coemeterium der Priscilla an der Via Salaria in Originalgröße. Rossi entdeckte es im Jahre 1851 und ließ

es von dem seither verstorbenen tüchtigen Zeichner Mariani unter seinen Augen copiren. Das Bild besteht aus drei Figuren, rechts die Jungfrau mit dem Kinde, links eine noch jugendliche Mannesgestalt, die mit der Rechten sowohl auf die Jungfrau als auf den über der Gruppe sichtbaren, wennauch sehr verblassten Stern hinweist, mit der Linken eine Rolle oder etwas dergleichen zu halten scheint. Rossi erkennt in der Gestalt den Propheten Jesaias. Maria ist, nach der Art, wie sie das Kind hält, zu schließen, sitzend dargestellt. Es ist nämlich nur noch die obere Hälfte ihres Körpers sichtbar, von der unteren Partie des Bildes ist ein großes Stück Lünche abgefallen, wodurch auch mitten in die stehende Figur des Propheten eine Lücke gerissen ist. Die untere Partie der Prophetenfigur ist größtentheils erhalten, so daß sich ihre Höhe messen läßt. Sie beträgt genau 12" Wiener Maß. Maria trägt einen kleinen Schleier auf dem Kopfe, der vorne die geschheitelten Haare sichtbar werden läßt und über das Hinterhaupt und auf die Schultern niederfällt. Sie ist bekleidet mit der kurzärmeligen Tunica und hat darüber das Pallium geworfen. Das Kind ist nackt. Die männliche Figur trägt das Pallium auf dem bloßen Leibe, nach Art der Toga umgeschlungen, so daß ein Zipfel über die linke Schulter nach hinten übergeworfen ist und die rechte Schulter nebst dem rechten Arm nackt bleibt; wie man von der antiken Kunst öfter die Philosophen dargestellt findet. Dieses Blatt ist unstreitig das bedeutendste des Heftes. Die Figuren sind nicht bloß fast durchaus in allen Verhältnissen richtig gezeichnet, sondern auch der Ausdruck, besonders des Madonnengesichtes ist ein so schöner, die Gewandung so edel, die ganze Composition so classisch einfach, daß man auf den ersten Blick nicht bloß den echt antiken Charakter des Bildes erkennt, sondern dasselbe sogleich einer der besseren Perioden der Kaiserzeit zu vindiciren geneigt ist. Rossi weist dasselbe denn auch mit beinahe zwingender Ueberzeugungsgewalt der Periode zwischen den Flaviern und ersten Antoninen zu. Man kennt die ungemein vorsichtige und umsichtige Methode, so wie die äußerst geschickte und glückliche Hand Rossi's bei Datirung von Monumenten. Seine langjährige, von Jugend auf mit Begeisterung betriebene Beschäftigung mit den Monumenten an ihren Hauptfundorten selbst, seine allumfassenden gelehrten Kenntnisse, so wie sein wohlorganisirtes Auge machen ihn hierin beinahe zu einer Autorität ohne Widerspruch. Ein kleines Beispiel seines Verfahrens gab ich im Maihefte 1863 der „Mittheilungen der Centralcommission für Erforschung der Baudenkmale“ in der kleinen Notiz „über das älteste Monogramm Christi“. Um nun das Alter unseres Bildes annähernd zu bestimmen, faßte er zunächst Stil und Technik ins Auge. Die Zeichnung, die Pinselführung, die Farbengebung, die Ornamentik der Wand, die Beschaffenheit des Stucks nicht minder, als Composition, Ausdruck, Bewegung, Habitus, Mode der Kleidung u. s. w. gaben ihm eben so viele Punkte der Vergleichung mit anderen aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung stammenden heidnischen und christlichen Monumenten von mehr oder minder sicherem Datum an die Hand, und so gelangte er mit umsichtigster Berücksichtigung aller Momente endlich zu dem oben angegebenen Resultate. In der vorurtheilsfreien Erwägung aber, daß die Stil-



unterschiede der einzelnen Perioden in der Kunstgeschichte der vier ersten Jahrhunderte jezt noch keineswegs zu den ausgemachten Dingen gehören, daß vielmehr „dieses dunkelste Blatt der römischen Kunstgeschichte eben erst anfängt entziffert zu werden“, wie sich Witet im „Journal des Savants“ (December 1862, S. 715) ausdrückt, begnügte er sich nicht mit dem Resultate seiner ästhetischen und archäologischen Induction, sondern brachte dasselbe an den Prüffein gründlichster Erforschung der Geschichte, der Topographie, der Epigraphie des Coemeteriums, worin er das Bild gefunden hatte, und erst nachdem die Resultate dieser vierfachen Arbeiten übereinstimmend sich darstellten, wagte er mit Zuversicht sein Verdict abzugeben. Dieses Verdict, das übrigens seine umständlichere Begründung erst in der „Roma sotterranea“ finden wird, die nicht bloß eine Auswahl von Katakombenbildern, sondern alle bringen will, und eine Reihe von solchen, die dem obigen mindestens gleichzeitig, wenn nicht älter sind, verspricht — dieses Verdict wird sich nun die Kunstgeschichte schon gefallen lassen müssen. Was man bisher von der Abneigung der ersten Christen gegen die Kunst u. dgl. behauptet hat, wird sich nun einigermaßen modificiren müssen. Die Sache ist auch ganz natürlich. Die ersten Christen — wenigstens zu Rom — blieben Römer nach wie vor. Das Christenthum, das zunächst den inneren Menschen gründlich umgestaltet, ließ den äußeren vorläufig unangetastet. Es gab noch keinen specifisch christlichen Brauch, noch keine specifisch christliche Sitte; diese entwickelte sich erst, nachdem die antike Welt vollständig in Trümmer zer schlagen und begraben war. Wenn man sich nun erinnert, in welchem Maße die antike Welt in allen Beziehungen des Lebens mit Kunstformen verwachsen war, wie sie sich beinahe in jeder Lebensäußerung nur in Kunstformen geben konnte, so wird man es begreiflich finden, daß unter den christlich gewordenen Römern zwar die specifisch heidnischen Gegenstände der Kunst nicht ferner producirt wurden (obwohl auch dies nur mit Einschränkung, denn es wurden solche producirt, freilich mit Unterstellung eines christlichen Sinnes), daß aber die Kunstthätigkeit blieb und bleiben mußte. Es gab eine blühende Kunstthätigkeit unter den ältesten Christen — die „Roma sotterranea“ wird die Beweise liefern — aber sie kleidete christliche Gedanken in antike Formen. Von diesem Gesichtspunkte könnte man ein eigenthümliches Schlaglicht auf die Bewegung der Renaissance fallen lassen. Prätendirte die deutliche Reformation die Urkirche und die Urlehre herzustellen, so suchte die italienische Reformation — die Renaissance — in ihrer Rückkehr zur Antike, wenn auch unbewußt, eigentlich nur die christliche Urkunst, und die Sage, daß Rafael sich unter Anderem auch an den Katakombenbildern erbaut habe, würde so zum mythischen Ausdrucke eines geheimnißvollen Zusammenhanges. Die Wichtigkeit des Bildes für die Kirchenhistorie und was damit zusammenhängt, will ich hier nur angedeutet haben.

Die zweite Tafel giebt ebenfalls in der Größe des Originals eine auf einem Lehnstuhl sitzende Madonna mit dem bekleideten Kinde auf dem Schooße, aus dem Coemeterium der Domitilla (früher Coemeterium des Calixtus genannt) an der Via Ardeatina. Die Mutter trägt die Dalmatica mit Purpur gefäumt und einen

kleinen Schleier, das Kind die Tunica. Beide strecken die rechte Hand aus, welche Bewegung durch Betrachtung der dritten Tafel verständlich wird, die die ganze Wand, auf welcher sich gedachtes Bild findet, in verkleinertem Maßstabe wieder giebt. Es ist die in den Katakomben so häufig wiederkehrende Scene des Empfanges der Magier, die uns hier entgegentritt, aber mit der Eigenthümlichkeit, daß (wie Rossi nachweist) aus Gründen der Symmetrie vier Magier erscheinen (zwei zu jeder Seite der Jungfrau), statt der herkömmlichen drei. Dieselbe Rücksicht auf symmetrische Anordnung hat ohne Zweifel den Maler des Bildes der fünften Tafel geleitet, welche nur zwei Magier zeigt, einen auf jeder Seite der Jungfrau, die hier, ebenfalls auf einem Throne sitzend, mit dem bekleideten Kinde auf den Armen dargestellt ist. Dieses Bild, das in  $\frac{1}{3}$  der Originalgröße copirt ist, stammt aus dem Coemeterium des Petrus und Marcellinus an der Via Labicana. Maria trägt hier die tunica angusticlavia und ist ohne Schleier. Die Magier haben sowohl hier als auf dem vorigen Bilde die phrygische Kopfbedeckung, kurze, geschürzte Tuniken und kurzen flatternden Mantel, wie sie auf den Katakombenfresken sowohl als auf den christlichen Sarkophagen immer erscheinen: Das erstere dieser beiden Bilder verweist Rossi in die erste, das zweite in die letzte Hälfte des 3. Jahrhunderts. Indem ich von der vierten Tafel weiter nichts bemerke, als daß sie das Gewölbe und die Wand des Grabes darstellt, das mit dem Gemälde auf Tafel 1 geschmückt ist, obwohl die Ornamentik und einige figurative Darstellungen, die sehr mangelhaft erhalten sind, das höchste Interesse erregen, gehe ich zur letzten Tafel (Nr. 6) über. Diese giebt das mehrmals veröffentlichte berühmte Bild aus der sogenannten „Capelle der h. Jungfrau“ im Coemeterium der h. Agnes an der Via Nomentana, in  $\frac{1}{3}$  der Originalgröße. Schon Bosio brachte eine Abbildung desselben und neuester Zeit Perret in seinem auf Kosten der kais. französischen Regierung herausgegebenen großen Katakombenwerke. Aber wie unterscheiden sich alle früheren Abbildungen von der vorliegenden! Man erkennt kaum, daß es Copien desselben Originals sind. Die Leichtfertigkeit der französischen Arbeit, die Hunderttausende von Francs kostete, mag eine Privatnotiz Rossi's charakterisiren. Ich schickte voriges Jahr an Rossi eine Anzahl Plauen nach Perret und bat mir Urtheil und möglichste Datirung aus. Unter eine der Zeichnungen schrieb Rossi: „Mr. Perret l'a défigurée, comme toutes les autres et plus que toutes les autres.“ Sind nun die Darstellungen auf Tafel 2 und 5 als Uebergangsbilder zu betrachten, so stellt das Bild auf Tafel 6 bereits einen beinahe neuen Typus dar. Die Anklänge an die Antike sind schon schwach und es weist in seiner ganzen Erscheinung vorwärts auf die Mosaiken in den Basiliken. Es stammt nach Rossi aus der Zeit Constantins. Der Farbendruck, mittelst dessen die Bilder vervielfältigt sind, macht der jungen Anstalt zu Rom alle Ehre und läßt an sorgfältiger Wiedergabe aller Einzelheiten, sogar der Makeln und Risse u. nichts zu wünschen übrig. Ueber den französisch geschriebenen Text (er ist auch italienisch zu haben) ist nur zu wiederholen, daß er an seiner Umsicht und Gründlichkeit seinen Verfasser erkennen läßt.

Dr. F. A. Lehner.

## Album.

(Bibliothek deutscher Originalromane. Jahrgang 1863. Wien bei Markgraf.)

Das „Album“ gestaltet sich in dem Maße als sein Bestand gesichert ist und sein Gedeihen fortschreitet, immer mehr zu einer der Beachtung höchst würdigen und sehr eigenthümlichen Erscheinung im Litteraturleben Oesterreichs. Nicht sein Inhalt, die Organisation des Unternehmens bietet einer allgemeinen Betrachtung so merkwürdige Anknüpfungspunkte. Originalromane im Umfange von jährlich vier- und zwanzig Bänden werden hier dem Publicum nicht etwa bloß auf gut Glück, wie andere Verlagsartikel, angeboten, sie haben vielmehr den Absatz im voraus gesichert, sie sind des materiellen Erfolges gewiß. Verglichen mit der Sterilität des sonstigen belletristischen Verlages im deutschen Oesterreich, deutet das Album auf ein sonderbares Mißverhältniß zwischen reichem Bedarf und magerer Production hin und läßt wenigstens als gewiß erkennen, daß die so oft erhobene Klage über Theilnahmslosigkeit des Publicums der heimischen Litteratur gegenüber, womit der Mangel an Unternehmungslust so häufig begründet werden soll, nur die Geltung eines Verwands in Anspruch nehmen kann.

Eine andere Eigenthümlichkeit des Unternehmens ist, daß es im Gegentrag zu der Zeit, da die österreichischen Schriftsteller, und nicht bloß aus Mangel an Verlegern, genöthigt waren, ihre dichterischen Manuscripte nach Deutschland zu tragen, die deutschen Schriftsteller gelehrt hat, mit ihren Romanen den Weg nach Oesterreich zu finden. Die besten deutschen Namen kehren fast jährlich mit neuen Leistungen dieser Art wieder und so bildet sich ein von der Kritik zu wenig beachteter, ein stiller Bund, der die ohnehin durchaus nicht berechtigten Scheidewände zwischen der deutschen Production innerhalb und außerhalb der Grenzen Oesterreichs nach und nach gänzlich einreißt.

Ein drittes Moment ungewöhnlicher Art, welches in der großen Verbreitung des Unternehmens liegt, ist nicht ohne culturhistorische Bedeutung in Bezug auf die Leseucht und den Bildungsdrang der Deutschen in Oesterreich. In größeren Städten macht man sich kaum mehr eine Vorstellung von der Wichtigkeit eines Romans, von dem Eifer, mit dem er gelesen, von dem Ernst, mit dem er ins Gemüth aufgenommen werden, von der dauernden Wirkung, die er hervorbringen kann. Was in größeren Städten die öffentlichen Unterhaltungen von der Zeit übrig lassen, welche die Mehrzahl dem Lesen zu widmen gesonnen ist, das verschlingen die Tagesblätter. Besteht aber das, was man die große Welt nennt, nur aus einem sehr kleinen und engen Kreise, so bildet im Gegentheile die kleine Welt, die ferne von den Hauptwerkstätten der rastlos arbeitenden Civilisation ein stilles Dasein führt, sehr große Kreise, vor denen sich das Leben in zur Verzweiflung bringender monotoner Fläche hinstrecken würde, wenn nicht zuweilen daraus, wie eine Brunnenstange aus der Puckta, ein Roman hervorragte, mittelst dessen die Einbildungskraft einige Erfrischung schöpfen kann.

Die Phantastiegebilde, welche das „Album“ vorführt, wirken auf sehr unbefangene Seelen, von denen vorläufig wenig in der Welt laut wird, aber manche künftige sociale Erscheinung in unserem Vaterlande wird der Culturhistoriker auf den Zusammenhang mit der deutschen Litteratur zurückführen müssen, so weit ihn ausschließlich das „Album“ aufrecht erhalten hat.

Aus den Vortheilen und Eigenthümlichkeiten des Unternehmens, wie sie hier angedeutet sind, ergeben sich für dasselbe auch besondere Pflichten, es muß von Jahr zu Jahr strenger darüber wachen, daß die einzelnen Leistungen die Idee würdig vertreten, welche dem Ganzen zur großen Verbreitung verholfen hat, die Idee einer Vermittlung des Besten und besonders des Bildendsten der deutschen Romanschöpfung mit einem unbefangenen, unverwöhnten, dankbaren Publicum in Oesterreich.

Die beiden ersten Romane des letzten Jahrganges, „Solitude“ von Ernst Friese und „In Sünden“, eine Familiengeschichte von Eduard Hofer, wurden bereits in diesen Blättern angezeigt. Aus den folgenden Werken des nun vollständig vorliegenden Jahrganges 1863 ist vorerst nicht so sehr aus litterarischem, denn aus zeitgeschichtlichem Gesichtspunkte der Roman von P. J. Wilken „Doctor Robert Fink“ hervorzuheben. Es ist hier ein Gemälde von Schleswig-Holstein, namentlich aber von Holstein entrollt, von Land und Leuten und von den politischen Zuständen, nach der Erhebung von 1848, als die Waffenstillstände und Friedensunterhandlungen das Land wieder dem Druck durch eine antinationale, feindselige Beamtenwirthschaft überantwortet hatten.

Auffallend ist die folgende Aeußerung, die der Verfasser einer seiner Personen in den Mund legt in Beantwortung der Frage, wie die politische Gesinnung der Schleswiger in Bezug auf Deutschland beschaffen ist:

„Offen gesagt, ist von beiden Seiten übertrieben worden. Bis Flensburg ist die Stimmung fast durchwegs eine deutsche. Allerdings habe ich auch dänisch gesinnte Einwohner getroffen . . . im Ganzen darf dreist behauptet werden, daß Schleswig südlich von Flensburg echt und gut deutsch ist. In der Stadt Flensburg trennen sich die Parteien schon auf eine äußerst schroffe Weise. Halb Flensburg wenigstens ist entschieden dänisch. Dahinter, im Sundewitt z. B. möchte ich die Stimmung auch weit eher dänisch als deutsch nennen. Das Landvolk kommt aber noch viel mit Deutschen in der Stadt zusammen und hegt gegen die letzteren im Allgemeinen nicht den Haß, wie die eigentlichen Stadtdänen . . . Ich würde diese Striche, bis Kolding, bis zur Königsau, mit gutem Gewissen nicht mehr als deutsche beanspruchen können.“

Unter den übrigen Romanen ist ein historischer von Bernd v. Guseck, „Brandebourg“, mit Anerkennung zu nennen und „Ein Jahr aus dem Leben August des Starken“ von Franz Lubojasky als eine von den Erzählungen zu bezeichnen, welche von interessanten geschichtlichen Momenten einen populären und gefälligen Gebrauch machen. Weit weniger vermag sich ein an künstlerischen Inhalt gewöhnter Leser die Geschmacksbildung zu vergegenwärtigen, welche in den Romanen „Die Wittowege“ von Elfried v. Laura und „Der schwarze Mann“ von

Isidor Proschko Befriedigung fände. Indessen deckt hier das Geschichtliche noch manche ästhetische Blöße zu, während „Haß und Liebe“ von August Schrader, eine offenbar ganz ohne inneren Trieb hingeschleuderte Arbeit, nichtig in der Erfindung, trivial in der Form, keinen Deckmantel hat für seine auch mit stilistischen und sprachlichen Fehlern behaftete Sammergestalt.

Einen besonderen Reiz wirft der „sociale“ Roman „Die Litteraten“ von Ida v. Düring-Sfeld auf die ganze diesjährige Sammlung. Schon in der „Wiener Abendpost“ ist auf diese Vikanterie hingewiesen worden, die nicht bloß den Zuständen, sondern auch den Persönlichkeiten unseres deutschen Schriftwesens ein Spiegelbild ist, den letzteren größtentheils mit so viel Takt und Geschmack, daß die meisten derjenigen, die sich wiedererkennen werden, nicht zürnen können. In der That liegt einem Culturbilde dieser Art wenn es auch hart an die Grenze des ästhetisch Verwerflichen, an das Gebiet des Scandals streift, falls es die Grenze nur nicht wirklich überschreitet eine gewisse Berechtigung zu Grunde. Ein wichtiger Theil des deutschen Culturlebens, die Beziehung der Litteratur und der Litteraten zur Gesellschaft und zur Geselligkeit, wäre gar nicht zu verstehen, der Zukunft gar nicht deutlich zu machen, wenn man Scheu trüge, die Erklärung dort zu suchen, wo sie allein richtig zu finden ist: in den Verhältnissen und in dem persönlichen Treiben der Träger jener Beziehung. Eine weibliche Hand sorgt hier dafür, daß doch ein feiner, discreter Schleier zur Noth nicht fehle. S. L.

## Eine Erinnerung an die Brüder Grimm 1.

Hermann Grimm, der Novellist und Essayist, veröffentlicht zwei Reden, wohl die letzten überhaupt, welche sein Oheim Jakob in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gehalten und fast druckfertig hinterlassen hat. Dem Interesse, welches jeder Veröffentlichung aus dem Nachlasse des ausgezeichneten Mannes entgegenkommen wird, mischen sich in diesem Falle noch besondere persönliche Momente bei, um der Schrift die höchste Aufmerksamkeit auch in jenen Kreisen zuzuwenden, welche den wissenschaftlichen Arbeiten Grimms fernerstehen. Niemand wird ohne Bewegung, aber wohlthunende Bewegung, „über das Alter“ einen Greis reden hören, welcher auf ein so langes, thaten-, freuden- und ehrenreiches Leben zurückblicken kann. Was Alte und Neue, der Mund der Weisen und der Volksmund über den Abend des Lebens gesagt haben, er weiß allem eine gute, milde Seite abzugewinnen; wenn er die Fehler und Gebrechen gegen die Tugenden und Vorzüge abwägt, neigt sich entschieden die letztere Schale. Den „volksmäßigen Wider-

\* Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter, gehalten in der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin von Jakob Grimm. Herausgegeben von Hermann Grimm. Berlin, Dümmers Verlagsbuchhandlung.

willen gegen das Alter“ nennt er schon deshalb ungerecht, weil „es nicht wie der Tod Kinder, Jünglinge, Männer und Greise auswählend dahinkrafft, sondern gleichmäßig und allmählig über das ganze Menschengeschlecht erst im letzten Ziel, folglich als allgemeine, unvermeidliche Nothwendigkeit der verlaufenden Zeit eintritt“. Es sei ein Widerspruch, daß alle Menschen alt zu werden wünschen und doch nicht alt sein wollen. Der Greis solle vielmehr dankbar sein, dem vergönnt wird, „nach dem schwülen Tage in abendlicher labender Kühle gleichsam auf der Bank vor seiner Hausthür sitzend, sein verbrachtes Leben zu überschlagen“. Ohne Klage gedenkt der Redner des mannigfachen Tributes an äußeren Vorzügen, Kraft und Sinnenstärke, welchen der Mensch dem Alter darzubringen hat und rühmt das regere Gefühl des Wohlseins, welches zwischen den Angriffen des Alters auf die Gesundheit waltet. Denn: „Die Empfindung keimwohrender Kraft und Stärke ist, auch wenn sie ihrer unbewußt bleibt, köstlich, doch übertroffen wird sie noch von dem Eindruck der Erholung nach eingetretener Müde, von der Wonne der Herstellung oder des Gedeihens da, wo die Gesundheit einmal gewichen oder ausgeblieben war“ Wie fein ist die Nebeneinanderstellung des Naturgenusses bei der Jugend und beim Alter, dem „jeder Spaziergang zum Lustwandel wird“, das „bei jedem Athemzug aus der reinen Luft sich Lebenskraft und Erholung schöpft“ u. s. w. „Eines ist bis auf heute und so lange die Welt stehen wird recht für das Alter gemacht und wie geschaffen, der einsame Spaziergang“. Wie ermuthigend tönt aus solchem Munde die Berufung auf „den höheren Vorzug der zusammt mit dem Alter wachsenden und gefestigten freien Gesinnung“. Je näher dem Grabe, desto ferner müßten ja Scheu und Bedenken weichen, die erkannte Wahrheit da, wo es vonnöthen, kühn zu bekennen. Und bei der schließlichen Frage, was trauriger sei, eines Jünglings oder eines Greises Tod, erinnert der Redner an Cicero's Vergleich mit dem Abreißen des unreifen und dem Abfallen des reifen Apfels, das gewaltfam ausgelöschte und das in sich verglimmende Feuer. „Dies Verglimmen stimmt mit dem der Abendröthe am Himmel. Nach ihr folgt Dämmerung und dann bricht Nacht ein. So lange uns die Sonne leuchtet, ist Zeit des Wirkens, bis unsere Tage ausgelebt und wie einzelne Tropfen vom Dach niedergefallen sind.“

Klingt in diesen Betrachtungen mehrfach die Erinnerung an den vorausgegangenen Bruder wehmüthig durch, so wird die Gedächtnisrede auf Wilhelm Grimm nothwendig auch zur Selbstbiographie und Selbstcharakteristik des Redners. Es macht einen unendlich rührenden Eindruck, wie er, der Bedeutendere von beiden, die besonderen Vorzüge und Eigenthümlichkeiten seines Bruders in um so helleres Licht zu stellen bemüht ist, während die Wahrhaftigkeit seiner Natur ihn doch nicht zum unbedingten Lobredner werden läßt. Daß einer von beiden Brüdern und eben dieser Anlaß erhielt, sich so freimüthig über ihr Leben und Wirken auszusprechen, ist uns von unschätzbarem Werthe.

Das Zusammen- und Ineinanderleben der Brüder, die innige Harmonie bei voller Wahrung der Eigennatur giebt dem Redner gleich Eingangs Veranlassung zu schönen Bemerkungen über das natürliche Band zwischen Geschwistern. „Ge-

schlechter haben sich zu Stämmen, Stämme zu Völkern erhoben, nicht sowohl dadurch, daß auf den Vater Enkel und Söhne in unabsehbarer Reihe folgten, als dadurch, daß Brüder und Bruderskinder auf der Seite fest zu dem Stamme hielten. Nicht die Descendenten, erst die Collateralen sind es, die einen Stamm gründen, nicht auf Sohnschaft sowohl als auf Bruderschaft beruht ein Volk in seiner Breite“. Brüder verstehen und erkennen sich besser als Vater und Sohn, weil Geschwister ein ganzes Leben, Eltern und Kinder nur ein halbes mit einander leben. Dem Vater gleicht der Sohn, leiblich und geistig, nur mehr oder weniger als halb, weil er auch Mutterzüge in sich aufnimmt, Geschwister theilen sich in des Vaters und der Mutter Gesicht. „Laßt Brüder sich in der Kindheit noch so unähnlich erscheinen, im Alter, wenn ihre Wangen einfallen, gleichen sie einander durch die Bant.“

Bei Wilhelm, der ein blühender froher Knabe gewesen war, meldete sich schon in Jünglingsjahren ein Herzleiden, und diese häufigen Anfälle, Aengsten und Drohungen ließen ihn geistig früh reifen; „Geduld und Gleichmuth fachten seine Lebenshoffnung unausgesetzt an, gaben seinen Gedanken Schwung und flühten ihm Feinheit des Nachsinnens, Tact der Beobachtung ein“. Er las und zeichnete in diesen Jahren viel, und die Fertigkeit, zu der er es in der letzteren Kunst gebracht hatte, kam ihm später beim Copiren alter Handschriften zu statten.

„So nahm uns denn“, fährt der Redner fort, „in den langsam schleichenden Schuljahren ein Bett auf und ein Stückchen, da saßen wir an einem und demselben Tische arbeitend, hernach in der Studentenzzeit standen zwei Betten und zwei Tische in derselben Stube, im späteren Leben noch immer zwei Arbeitstische in demselben Zimmer, endlich bis zuletzt in zwei Zimmern nebeneinander, immer unter einem Dach, in gänzlicher unangefochten und ungestört beibehaltener Gemeinschaft unserer Habe und Bücher . . . Auch unsere letzten Betten, hat es allen Anschein, werden wieder dicht nebeneinander gemacht sein. Erwäge man, ob wir zusammen gehören und ob von ihm redend, ich es vermeiden kann, meiner dabei zu erwähnen.“

Beide Brüder studirten die Rechtswissenschaft, ohne durch etwas anderes als des Vaters Anordnung zu ihr hingezogen zu sein. Und hier spricht sich Jakob sehr entschieden gegen die „altverlebte Eintheilung alles Wissens in vier Facultäten“ aus, welche so vielen Jünglingen verwehrt, geradewegs ihrem ausgesprochenen Berufe entgegenzugehen, und sie nöthigt, die Zeit mit Vorbereitungen für Examina hinzubringen, die ihnen später oft ganz nutzlos bleiben. Den Brüdern wurde die geringe Freude an ihrem Brodstudium überdies noch durch den damals in Hessen eingeführten Code Napoléon verkümmert. Frühzeitig erkannten sie, daß das Feld der deutschen Sprache ein frisches, unbebautes, dem günstige Erträge abzugewinnen seien; und ihre Anstellung an der Bibliothek in Kassel („die glücklichsten Jahre unseres Lebens“) gestattete ihnen, in aller Ruhe zu sammeln und zu arbeiten. Der anziehenden Darstellung, wie die Bahnen ihrer wissenschaftlichen Forschung oft sich berührend, nebeneinander herliefen, zu folgen, müssen wir uns versagen.

Nur Einiges zur Charakterisirung ihrer verschiedenen Art darf angezogen werden. „Von Kindesbeinen an hatte ich etwas von eieruem Fleiße in mir, den ihm schon seine geschwächte Gesundheit verbot, seine Arbeiten waren durchschlungen von Silberblicken, die mir nicht zustanden. Seine ganze Art war weniger gestellt auf Erfinden, als auf ruhiges, sicheres Insichausbilden. Alles, so viel in den Gang seiner eigenen Forschungen einschlug, beobachtete er reinlich und strebte es zu bestätigen; das übrige blieb ihm zur Seite. Funde sind jedoch bedingt dadurch, daß nahe und ferne gesucht werde, häufig ohne Vorherbestimmung der Stelle, wo sie zu heben stehen“ u. s. w. Und der Gegensatz wird dann weiter durchgeführt, Wilhelm habe es Freude und Beruhigung gewährt, „sich in der Arbeit gehen, umschauend von ihr erheitern zu lassen“, während Jakobs Freude die Arbeit selbst war. Jener liebte Geselligkeit und Musik, dieser sah „in seliger Einsamkeit“ über den Büchern.

So sieht der Redner selbst in seinem Bruder und sich die beiden Richtungen personificirt, welche uns stets in der Wissenschaft nebeneinander begegnen, Lehren und Lernen, praktisch Wirken und Forschen. „Wilhelm wäre ein sehr guter Arzt geworden, ich ein schlechter, zur Noth ein leidlicher Botaniker“.

Die Rede wurde am 5. Juli 1860 gehalten.

Tragen wir noch Einiges aus den Zusätzen Hermann Grimms nach.

Wilhelms Krankheit und Tod kamen unerwartet. Er war im Herbst 1859 von einer kleinen Reise auffallend frisch und rüstig zurückgekehrt. Das Uebel, ein Carunkel auf dem Rücken, schien schon überwunden, Wilhelm selbst glaubte hieran und beschäftigte sich im Bette schon wieder mit der neuen Ausgabe seines „Freidant“; doch verriethen die nachher vorgefundenen Anordnungen für den Druck desselben, daß er im Beginne der Krankheit ein Vorgefühl des Todes gehabt habe. Den Erzählungen von Jakobs Verzweiflung und Trostlosigkeit nach des Bruders Tode widerspricht der Herausgeber; er war gefaßt und nahm die gewohnten Arbeiten sofort wieder auf.

Stellen aus einem Briefe an Lachmann bestätigen, was man von der herzlichsten Liebe zwischen beiden Brüdern weiß. Von besonderem Interesse sind die Aeußerungen Jakobs über ihr Verhalten bei dem Staatsstreich in Hannover. „Ich bestehe noch immer (der Brief ist vom 12. Mai 1840 und aus Kassel datirt) gut die Probe, wenn ich mich frage, was wohl ein Grieche oder Römer in unserer Lage gethan haben würde oder nicht? Die Handlung ist mir zur Zeit des Ereignisses viel unbedeutender vorgekommen, aber natürlich und recht; ich glaube auch, daß den Menschen und ganzen Völkern nichts anderes frommt, als gerecht und tapfer zu sein. Das ist das Fundament der wahren Politik. Ob eine Frucht, oder welche Frucht daraus hervorkommen soll, das liegt in Gottes lenkender Hand. . . Dem Gedanken kann ich aber auch nicht wehren, und er macht mich desto demüthiger, daß wir vielleicht einen Funken hergegeben haben, ohne den sich ein Feuer des Widerstandes nicht angefaßt hätte, das für unser ganzes Vaterland ein Segen wird. Denn die Zukunft unseres Volkes beruht auf einem Gemeingefühl unserer Ehre und Freiheit.“



Nach Berlin sind sie ungern gegangen. 1817 lehnten sie einen Ruf an die neu errichtete Universität in Bonn ab, weil sie in Kassel ruhiger arbeiten konnten, und die Aussicht auf bessere pecuniäre Stellung sie nicht reizte; Berlin hatte Wilhelm bei einem früheren Besuche höchlich mißfallen, jedenfalls wären sie lieber an einen kleinen Ort gegangen, am liebsten im Lande — Marburg — geblieben, aber 1840 hatten sie keine Wahl, und später wurde aus der Abneigung eben so große Vorliebe für Berlin, wozu viel beigetragen zu haben scheint, daß bei den reicheren Hülfsmitteln ihnen die große Stadt auch eine ganz unabhängige Stellung ohne jede gesellschaftliche Verpflichtung gewährte.

Jakob hat die Bestimmung hinterlassen, daß seine Excerpte nach seinem Tode verbrannt werden sollten. „Allerdings“, sagt der Nefte, „sind diese meistentheils derart, daß sie keiner nach ihm würde brauchen können“.

Die Züge, welche Hermann zu den Bildern der Brüder beibringt, stimmen mit Jakobs Andeutungen überein. Wilhelm entsagte gezwungen dem geselligen Leben. Jakob mußte in den letzten Jahren mit List von den Büchern weggelockt werden; Wilhelm bedurfte der Ruhe zu seinen Arbeiten, ließ sich nicht gern stören, faßte nicht gerne plötzlich Entschlüsse, Jakob kam oft erst den Tag zuvor darauf, eine Reise zu unternehmen, schrieb alle seine Bücher gleich so nieder, wie sie gedruckt wurden, ohne Concept und Aenderungen, gab während der Arbeit rasch Auskunft, ließ sich durch Besuche oder die Zeitung unterbrechen und ging dann sofort wieder tief in die Dinge ein. Beide liebten und pflegten Blumen, Jakob hatte in letzter Zeit große Freude an photographischen Portraits.

Jakob wurde durch den Tod mitten in vielfachen, weitausgehenden Plänen überrascht. Er wollte am Wörterbuch fortzuschreiben, zu den Märchen sollte eine Einleitung kommen, der folgende Band Weisthümer, ein Buch über deutsche Sitten und Gebräuche, ein Buch über Distan lagen in der Zukunft, „dazu gewiß noch Vieles, wovon niemand außer ihm wußte“. Das letzte, was er drucken ließ, war eine Recension der Arbeit von Jonkblow über Reinhard in den „Göttinger Anzeigen“, eine Recension über Goethe's Briefwechsel mit Karl August hatte er vor. „Das letzte, was er gelesen hat, waren die eingesandten Bogen einer Sammlung griechischer Märchen (Hahn?), die er mit großem Interesse durchsah.“

Einer Leberkrankheit, von welcher er sich zu erholen begann, folgte ein Schlagfluß, der ihn traf, während er neben seiner Nichte am Fenster saß. Am folgenden Tag, 20. September 1863, Abends, that er den letzten Athemzug. Kurz vorher hatte er noch einmal nach der Photographie seines Bruders gegriffen und dieselbe dicht vor die Augen geführt.

B.

## Ein österreichischer Bibliothekar des 17. Jahrhunderts.

Wenn man weiß, welche mühselige Vorbereitungen und Specialuntersuchungen, welchen Aufwand von Geduld und Beharrlichkeit eine bibliographische Arbeit erfordert, zugleich aber erwägt, wie viel eine solche der historischen Forschung nützt, wie sie den unentbehrlichen Apparat der Geschichtschreibung bildet, so wird man nicht umhin können, auch Arbeiten dieser Art ihr Verdienst und den Anspruch auf den Dank des Publicums zuzuerkennen. Nach dieser Richtung verdient das Schriftchen von Fr. E. Hoffmann: „Peter Lambeck (Lambecius) als bibliographisch-litterarhistorischer Schriftsteller und Bibliothekar“, Soest 1864, alles Lob. Der Verfasser giebt einen Ueberblick über Lambeck's Leben und Wirken, liefert sodann ein sorgfältiges bibliographisches Verzeichniß und eine Beschreibung von dessen litterargeschichtlich-bibliographischen Werken (in chronologischer Ordnung) und läßt endlich ein freilich noch zu vervollständigendes Register der Briefe von und an Lambeck folgen. Hoffmann's Schriftchen, das der kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien gewidmet ist, tritt nicht mit der Prätension einer Biographie des Gelehrten auf, die Mittheilungen werden als Beiträge <sup>1</sup> für eine künftige Lebensbeschreibung dargeboten, eine Lebensbeschreibung, die, wie Hoffmann richtig bemerkt, „nur einem österreichischen Gelehrten genügend gelingen dürfte“. Der kurze Inhalt des biographischen Theiles ist dieser: Der Dr. juris und Hamburger Professor Peter Lambeck (geb. 1628 zu Hamburg), durch mehrere Werke geschichtlichen und litterarhistorischen Inhaltes bekannt, mit seinem Wirkungskreise nicht zufrieden, durch Schulden und mißliche Familienverhältnisse bedrängt, verläßt Hamburg und begiebt sich 1662 nach Wien. Von dort eilt er nach Rom, tritt daselbst feierlich zum katholischen Glauben über, wird von Kaiser Leopold I. hierauf zum Historiographen und Vicebibliothekar, nach Mauchters Rücktritt (1663) aber zum Bibliothekar der Wiener Hofbibliothek ernannt. In dieser Stellung sorgte er für die Ordnung und Katalogisirung dieser Anstalt, so wie der k. Privat- und der Ambrauser Bibliothek. (Die Schätze letzterer ließ er theilweise in die Wiener Hofbibliothek überführen.) War Lambeck's Charakter — wie aus den biographischen Notizen erhellt — eben nicht der reinste, haßte ihm besonders eine ungemeine Eitelkeit, ein Uberschätzen seiner eigenen und Geringsachten fremder — z. B. Lengnagels — Arbeiten an, so muß doch sein eifriges Wirken bei jenen Bibliotheksarbeiten, litterarischen Unternehmungen und vor allem die Bedeutung seines berühmten Werkes der Commentarien (zuerst 1665 zu Wien, Typis M. Comorerij erschienen) dankbar anerkannt werden. Die Commentarien haben ihm jedenfalls einen Namen in der österreichischen Gelehrtengeschichte gesichert. Lambeck starb 1680 als kaiserlicher Rath zu Wien, bis an sein Ende mit bedeutenden Männern, wie Hermann Conring, Ein-

<sup>1</sup> Von den bisherigen Beiträgen heben wir vor allem die Beiträge zur Biographie des k. Historiographen P. v. E. von R. Oberleitner, Notizenblatt der W. A. d. W. Nr. 20. 1858, hervor.

denbrog, Cardinal Barberini u. a. in Verbindung stehend. Wohl wäre es ein dankenswerthes Unternehmen, eine Biographie Lambek's zu liefern, aber es ist mit manchen Schwierigkeiten verbunden Abgesehen davon, daß viel Material und — trockenes Material zu ordnen und zu durchdringen wäre, was manche abschreckt, so ist vor allem der eigenthümliche Ton, in dem sich die Biographie halten müßte, sehr schwer zu treffen. Denn man beachte wohl, Lambek gehört zu der langen Reihe jener gelehrten und bedeutenden Männer, welche nicht aus dem heimischen Boden Oesterreichs herauswuchsen, sondern als schon abgeschlossene Charaktere aus dem Reich berufen und auf einen ihnen völlig fremden Boden gepflanzt wurden. Ihrem ganzen Wissen, ihren gelehrten Verbindungen, ihrem Lehrer- und Schülerkreise nach nicht in Oesterreich wurzelnd, finden sich diese Einwanderer doch gar bald daselbst zurecht, und erwerben sich durch Aufführung und Bekanntmachung der Wissenschaften Oesterreichs, wie durch Vermittlung deutscher Bildung und Wissenschaft ein nicht zu bestreitendes Verdienst. Es käme darauf an, in der Biographie Lambek's ein frisches Bild zu entwerfen, in dem die etwas schwerfällige Weise des compilirenden Polyhistorthums, die nie erlahmende Thätigkeit Lambek's, dessen Beziehungen zur deutschen Gelehrsamkeit sich plastisch abhüben von dem Hintergrunde des südlich bewegten, schon damals eigenthümlich gestalteten Wiener Lebens. Interessant möchte der Nachweis sein, ob und in wie weit die Anschauungen Lambek's durch die Kreise, in denen er Stellung und Ruhm fand, beeinflusst wurden, ob und welchen Eindruck Lambek auf die Wiener Bildungscoterieen gemacht habe.

Jedenfalls würde durch die — freilich schwierige — Bearbeitung dieser Gelehrtenbiographie ein willkommener Beitrag zur österreichischen Culturgeschichte geliefert werden und nach dieser Richtung wünschten wir eine baldige und gründliche Inangriffnahme derselben.

Dr. A. S—p.

## E. Chesneau über die Reform der École des Beaux-Arts.

⊙ Der Sturm, welchen die Anhänger der alten Akademie gegen das Reformdecret vom 13. November 1863 erregt, hat sich zwar bis in die Lehrsäle der Pariser Kunstschule fortgepflanzt; die Tumulte, welche neuester Zeit in den ästhetischen Vorlesungen Viollet-le-Duc's von den Eleven in Scene gesetzt wurden, sind wohl die letzten Ausläufer dieser Opposition und geben ein Zeugniß von dem großen Einflusse, den die Professoren auf ihre Schüler auszuüben vermögen. Aber all' die Gegenwehr bleibt erfolglos gegen den nivellirenden Bonapartismus, und seine Anhänger schlagen zugleich mit den Waffen der Satire ohne Rücksicht der Person siegreiche Schlachten im Straßenkampf der öffentlichen Meinung. Sie behalten Recht, denn hinter ihnen steht die Macht, und wenn das Journal „Le Temps“ in der Ernennung Robert Fleury's zum Director der École einen Eingriff in die

Autonomie derselben sieht, so wird von der anderen Seite das klare Recht der Administration zur Abänderung bestehender Einrichtungen hervorgehoben.

Auch vom Standpunkte des rein künstlerischen Interesses wird das Decret von den Anhängern der Reform vertreten; die Freiheit des Unterrichtes ist ihre Devise. In der That ist nicht zu erwarten, daß der Lehrkörper, indem er sich selbst ergänzt, jemals ein selbstständiges Talent, dessen Originalität auch nur mit den Verzerrungen der alten Traditionen im Widerspruche steht, in sich aufnehme, und dadurch kann man der Einseitigkeit nicht entgehen. Der Lehrkörper besteht überdies zum eist aus Mitgliedern des Instituts und wird von den übrigen Professoren, die nicht Akademiker sind, als Vorstufe der Académie des Beaux-Arts angesehen, und diese Situation verseptete auch sie in die größte Abhängigkeit jener zwar trefflichen, aber in ihren Doctrinen unbeugjamen Männer. Durch diese Art der Ernennung der Professoren ward denn auch der Unterricht oder — wenn vom Unterricht nicht viel die Rede sein kann — die allgemeine Tendenz der Schule eine einseitige.

Der Staat, heißt es nun, will eine freie Kunst und muß daher die Professoren selbst wählen, indem er sich dabei von der öffentlichen Meinung leiten läßt. Auf die Art würde der Originalität und der freien Entfaltung individueller Fähigkeiten Bahn gebrochen. Die jungen Leute sollen sich die Kunst nicht mehr „als eine lange gerade Allee denken, an deren Ende man durch Geduld gelangt“.

Gegen die Errichtung neuer Lehrstühle für Kunstfächer ist allerdings nichts einzuwenden und von nun an umfaßt die Schule drei Ateliers für Malerei, drei für Bildhauerei, drei für Architektur, ein Atelier für Kupferstechkunst und eines für Medailleur- und Steinschneidekunst. Weniger klar wird bei aller Lobeserhebung die Ausdehnung der theoretischen Vorträge nicht bloß auf Kunstgeschichte, Aesthetik, Anatomie, Mathematik, Geometrie, Geologie, Physik und Chemie, Buchführung, Constructionslehre, Geschichte und Archäologie, sondern auf jeden anderen Gegenstand, für den irgend jemand ein Programm einreicht, das einen nützlichen Unterricht verspricht. Z. B. wenn ein Gelehrter sich mit Untersuchungen über das Costüme der Alten befaßt hat, so mag er von den Resultaten Mittheilung machen; die Studien eines Arztes über die Muskelbewegungen, welche verschiedene Leidenschaften hervorbringen, wären ein Stoff für solche Vorträge; ein Kritiker, der eine Theorie des Schönen gefunden, soll dieselbe mittheilen und hier wird der Fall gesetzt, daß ein Schiller, ein Goethe solche Vorträge hielte u. s. f. Alles das soll dazu dienen, die Schüler zum Denken anzuregen, es soll eine fortwährende Geistesübung sein. Wer in dieser Richtung eine Idee hat, braucht sich bloß vorzustellen, eine Lehrkanzel erwartet ihn ohne weitere Schwierigkeiten, als die Erfüllung bloßer Höflichkeitsformen. Jedenfalls muß te man einen hohen Grad geistiger Vorbildung und Reife bei jenen Kunstjüngern voraussetzen, welche durch dies waldursprüngliche Unterrichtssystem nicht verwirrt werden sollten, welche im ganzen Schwallen Spreu und Weizen sondern könnten.

Mehr Sinn hat die Unterdrückung des großen Preises für Landschaftsmalerei, der früher alle vier Jahre vergeben wurde. Der Bericht des Grafen Nieuwerkerke erklärt sich gegen jede Theilung der Malerei in Arten und versteigt sich bis zu der Behauptung, daß alle großen Historienmaler auch große Landschaftler gewesen seien. Auch für den Fall, daß dieser Satz richtig wäre, ließe sich aus demselben für die moderne Entwicklung der Landschaft nichts folgern. Eine bessere Erklärung der Maßregel geben die Anhänger der Reform durch den statistischen Nachweis, daß die Schulpreise für Landschaftsmalerei bisher keine guten Früchte getragen hätten, und dies deshalb, weil das System des Unterrichtes ein falsches gewesen sei, weil sich überhaupt Landschaftsmalerei nicht im Atelier lehren lasse; dazu gehöre vor allem warme Naturempfindung, man mache keine Landschaft nach dem Modelle.

Zur Rechtfertigung der Maßregel, welche die Concurse der Landschaftler unterdrückt, wird eine schnurrige Geschichte aus der akademischen Vergangenheit herangezogen. Der Maler Lethière präsidirte einem Concurse für eine Landschaft in der nothwendig eine Platane figuriren sollte. Die Gesichter der Concurrenten verlängerten sich sichtlich, es hatte vielleicht noch keiner von ihnen eine Platane gesehen. Lethière zeichnet rasch ein Blatt dieses Baumes und zeigt dasselbe den Schülern mit dem kurzen Bescheid: Nun, meine Herren, gehen Sie!

Der Genuß des Stipendiums für die Preisgekrönten ist zwar auf vier Jahre herabgesetzt, dafür aber im Betrage erhöht, der obligate Aufenthalt in Rom dauert bloß zwei Jahre, die zwei anderen sollen Reisen gewidmet sein. Der junge Künstler soll je nach dem Zuge seines Herzens, je nach der Richtung, die er in der Kunst verfolgt, Griechenland oder den Orient, Deutschland oder die Niederlande, Spanien oder England kennen lernen, soll die großen Meister der verschiedenen Schulen dort studiren, wo sie am besten zu finden sind, auch dort, wo sie selbst ihre größten Werke geschaffen haben. Dadurch, daß das Alter der Concurrenten um die großen Preise mit dem 25. Jahre begrenzt wird, erwächst dem Lande der Vortheil, daß es seine Preisgekrönten nicht mit 36 Jahren entfremdet, vergessen wiederbegrüßt, sondern höchstens mit 30 Jahren, im Höhenpunkte schöpferischer Kraft. Die vorbereitenden Concurse sind als unfruchtbare Zeitverschwendung unterdrückt, desgleichen die zweiten Preise als eine offene Pforte des Parasitismus der Mittelmäßigkeit. Der Vortheil der Befreiung vom Militärdienste, welchen letztere gewährten, soll durch eine billige Rücksichtnahme auf wirkliche Talente seitens der Regierung ausgeglichen werden.

In der Einsetzung einer speciellen Jury für die Preisvertheilungen, einer Art höheren Unterrichtsrathes für Kunststudien, sieht man eine Befreiung der École des Beaux-Arts von der Akademie. Die größten Resultate erziele man in der Kunst durch die Freiheit, welche auf diese Art dem Geiste des Kunstunterrichtes eingeprägt werde. Man sieht darin eine Phase jener wahren Revolution der Intelligenz und Moral, welche sich in allen Zweigen der Administration zu Gunsten der Arbeit und des Unterrichtes vollzieht und zwar ohne Brüche und Umwälzungen,

mit der Devise: „Acta non verba“. Thaten nicht Worte! das ist der Succus der Beweisführung, welche von den Anhängern der Reform gegen die Verfechter der alten Ordnung geltend gemacht wird. Umsonst haben Ingres und Beulé den Schein aufrecht gehalten, als sei die Reform bloß erst ein Project, das sich noch abwenden lasse. Ihre Proteste gegen die Reform haben von E. Chesneau unter dem Titel: „Le Décret du 13 Novembre et l'Académie des Beaux-Arts“ eine Entgegnung erfahren, welche in Ausdrücken und Persönlichkeiten alles übersteigt, was in unserer deutschen Polemik als Kriegsbrauch gilt; der Refrain und das Ende vom Liede ist auch hier das fait accompli — die Reform der École des Beaux-Arts ist eine Thatfache <sup>1</sup>.

## Geschichte des Krieges in Hannover, Hessen und Westphalen von 1757 bis 1763.

Nach bisher unbenützten handschriftlichen Originalien und anderen Quellen politisch-militärisch bearbeitet von **C. Renouard**, vormalig Hauptmann im kurfürstlich hessischen Generalstabe.

(Erster Band. Kassel 1863, bei Theodor Fischer.)

Bisher ist den Ereignissen des siebenjährigen Krieges auf dessen westlichem Schauplatz nicht diejenige Aufmerksamkeit zu Theil geworden, welche ihnen sowohl in militärischer als auch in politischer Beziehung und überhaupt schon deshalb gebührt, weil jener zweite Haupttheil des genannten Krieges von Wichtigkeit für das gründliche Verständniß des ganzen Kampfes ist und weil die bekannteren Vorgänge auf dem östlichen Schauplatz nicht selten durch die Unternehmungen der sogenannten „allirten Armee“ bedingt, ermöglicht oder sonst beeinflusst wurden.

<sup>1</sup> Der Personalstatus der reorganisirten Pariser Kunstschule ist nach Streis „Journal des Beaux-Arts“, welches die imperialistischen Reformen an der Pariser École des Beaux-Arts in Schutz nimmt und die Zustände an der ehemaligen Kunstschule nicht im besten Lichte schildert, folgender: R. Fleury, als Chef der Verwaltung und Director (für fünf Jahre); der Unterrichtsrath besteht aus den Herren Herzog von Morny, Graf Nieuwerkerke, R. Fleury, Duret und Cavalier, Bildhauer; de Gisors und Lejuel, Architekten; A. Martinet, Kupferstecher; Dumas, Mérimée, Th. Gautier und General Noizet, als Kunstkenner und Gelehrte; E. Coignet und C. Müller, beide Historienmaler, und der Kupferstecher Forster haben die Berufung in den Unterrichtsrath nicht angenommen. Den wissenschaftlichen Unterricht leiten: Viollet-le-Duc, der Archäologe Heuzen, der Med. Dr. Juguier (Anatomie), Chevillard (Perspective), Pasteur (Naturwissenschaften), Francoeur (Elementarmathematik), Amyot (descriptive Anatomie), Milet (Constructionslehre und Verwaltung). Als Atelierchefs fungiren die Maler: Cubanel, Pils (ein Nachfolger Bernets) und Gérôme, die Bildhauer Jouffroy, Dumont und Guillaume; die Architekten E. Dufeux, Pacard und Laisné; der Kupferstecher Henriquel-Dupont und der Medailleur Farachon.

Die „allirte Armee“ bestand aus englischen, preußischen, hannoverschen, hessischen, braunschweigischen, lippe-bückeburgischen und sachsen-gothaischen Truppen unter der Anführung des Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg.

Der erwähnte westliche Kriegsschauplatz, auf welchem die allirte und die französische Armee in den Jahren 1757 bis 1762 einander bekämpften, erstreckte sich von den unteren Mainegenden in nördlicher Richtung bis an die untere Elbe und die Nordsee. Gegen Westen und Nordwesten schlossen sich die Gegenden des Rheins oder der Maas an und ostwärts wurde die Elbe erreicht. Es umfaßte demnach dieser weite Raum im Norden die hannoverschen und oldenburgischen Lande nebst Braunschweig, den beiden lippe'schen Fürstenthümern und dem Bremer Gebiete; ferner im Osten einen beträchtlichen Theil der preußischen Provinz Sachsen sammt Theilen von Anhalt; im Süden das ganze Kurfürstenthum Hessen (die damalige Landgrafschaft Hessen-Kassel, freilich mit geringerer Bodenfläche), Waldeck, die darmstädtische Provinz Ober-Hessen und den westlichen Theil von Thüringen; endlich im Westen Theile des Herzogthums Nassau und der preußischen Rheinprovinz, insbesondere auch die Gegend an der unteren Maas (Limburg), dann ganz preußisch Westphalen nebst dem zunächst den Rhein berührenden Grenzbezirke Hollands. In diesem Gebiete waren es insbesondere folgende Gegenden, welche den Schauplatz für die meisten Operationen abgaben. Vom Süden nach Norden die untere Mainebene, die Wetterau; ihnen schlossen sich die Lahn-, Eder-, Schwalm-, Fulda- und Werra- respective Weisergegenden nebst den Gegenden der Aller an, beide letzteren bis über Minden und Celle hinaus. Gegen Westen waren es die Gegenden an den Quellen der Ems und Lippe, ferner diejenigen Theile des Rheingebietes, welche rechts der Lippe und zwischen diesem Flusse und der Ruhr liegen, und endlich die beiden Ufergegenden des Rheins respective der Maas von Köln bis über Cleve hinaus.

Der Feldzugsplan des Königs Friedrich II. von Preußen für die allirte Armee betraf die gemeinschaftliche Vertheidigung Deutschlands und fußte im Allgemeinen auf den voraussichtlich stattfindenden Operationen der französischen Armee, wie solche von dem Preußenkönige nach den damaligen Verhältnissen angenommen wurden. Derselbe schlug zunächst die Behauptung der Festung Wesel vor, um daraus einen Platz für die Allirten zu machen, mittelst dessen man Herr des Rheinüberganges bliebe. Weiters wollte der König die Armee an einem geeigneten Punkte hinter der Lippe zwischen Wesel und Lippstadt versammelt wissen, um gegen den Rhein oder gegen die Weser manövriren zu können. Sollten ferner die Franzosen nach Hessen sich wenden, so vermöchte die Armee an der Lippe durch ein Vordringen gegen Frankfurt jenes Vorhaben zu vereiteln; so wie denn auch während der Zeit, wo sich die allirte Armee vom Rheine entfernt hätte, ein genügender Widerstand von Wesel geleistet werden könnte, um dadurch die Unterstüßung dieser Festung von Seiten der genannten Armee zu ermöglichen. Endlich sei nicht anzunehmen, daß, so lange Wesel sich überhaupt halte, die französischen Truppen des Niederrheins tief in Westphalen eindringen würden.

Dies sind die Hauptseiten des Thema's, das der Verfasser des vorliegenden Werkes durch Schilderung der Thatfachen zu illustriren hatte. Der Reichthum an gedruckten und ungedruckten Quellen, die er dabei benützt hat und welche er aufzählt, würde an sich schon den Beweis liefern, wie ernst und gewissenhaft er seine Aufgabe genommen hat, und nur nebenbei können wir nicht ganz unser Bedauern verbergen, unter den von ihm angeführten gedruckten Quellen die einstige „Oesterreichische militärische Zeitschrift“ zu vermissen, die in ihren früheren Jahrgängen treffliche Beiträge zu den Vorgängen auf dem östlichen Kriegsschauplatze gebracht hat, welche bei dem Zusammenhange und der Wechselwirkung der Begebenheiten auf dem einen und dem anderen Territorium allerdings der möglichst genauen Feststellung bedurften.

Hievon, so wie von dem Umstande abgesehen, daß die Sympathieen des Verfassers entschieden mit der allirten Armee gehen, müssen seine Ansichten im Wesentlichen als unbefangen, seine Urtheile als gerecht und unparteiisch anerkannt werden. Seine Vorliebe für Friedrich II. hindert ihn nicht, die Tugenden, Verdienste und hohen Eigenschaften Maria Theresia's mit Wärme zu rühmen und das „unbestreitbare Recht der „Kaiserin“ zuzugeben (S. 11). Minder klar ist uns, was der Verfasser im Vorwort (S. III) unter der „heutigen abendländischen Politik“ versteht, welche schon damals durch Preußen und England vertreten worden sei, während Oesterreich, Frankreich u. deren Unterdrückung erstrebt hätten.

Scharf und bezeichnend sind die Schilderungen, welche der Verfasser von der allirten Armee im Ganzen, wie von ihren einzelnen Contingenten, dann auf der anderen Seite von der französischen Armee giebt; wir lernen daraus nicht bloß die Zusammensetzung, die inneren Einrichtungen, die Verpflegungsart, sondern auch den Geist der verschiedenen Truppenkörper genau kennen Eben so lassen sowohl die Darstellungen der Züge, Zusammenstöße, Gefechte, Schlachten und Belagerungen, wie auch die daran geknüpften Urtheile und Beweisführungen nirgend den erfahrenen, gründlich gebildeten militärischen Fachmann verkennen. Endlich tragen auch die politisch-historischen Uebersichten, in welche der Verfasser gewisse Zeiträume zusammenfaßt und zu einem idealen Abschlusse bringt, den Charakter der Sachkenntniß, reifen Ueberlegung und Gediegenheit, und so können wir der weiteren Fortsetzung des Werkes — der bis jetzt erschienene erste Band behandelt die Feldzüge von 1757 und 1758 — nur mit lebhaftem Interesse entgegensehen.

H. M.

---

\* Das erste Doppelheft (Jänner bis Februar) der „Mittheilungen der k. k. Centralcommission“, herausgegeben unter der Leitung Sr. Excellenz des Herrn Baron Helfert und unter der Redaction des Dr. A. R. v. Perger, enthält folgende Aufsätze: „Ueber die christlichen Mestkännchen“, von Dr. Franz Bock; „Das Ciborium von Klosterneuburg“, von Albert Camarina (mit 2 Tafeln) und außerdem mehrere kleinere



Beiträge; Correspondenzen (über die Holzkirchen im Nordosten Ungarns. — Die neuesten Ausgrabungen in Laibach) und Besprechungen.

\* Ueber die Margaretha Maultasche hat Prof. Zingerle in Innsbruck, von dem joeben (bei Braumüller in Wien) „Die deutschen Sprüchwörter im Mittelalter“ erschienen sind, alle Sagen gesammelt, theils aus dem Volksmunde, theils aus älteren Schriftstücken (Innsbruck 1863, bei Wagner). Woher das Töchterlein des Herzogs Heinrich von Kärnten ihren seltsamen Beinamen erhalten hat, ist ziemlich ungewiß. Die einen meinen wegen ihres weiten unförmlichen Mundes und ihrer herabhängenden Kinnladen — dem widerspricht aber ein gleichzeitiges Portrait, welches sich jetzt in der Umtrafer Sammlung befindet (abgebildet in Hornmayrs historischem Taschenbuch 1828), wornach sie gar nicht häßlich erscheint. Andere leiten den Namen von einer Maulschelle her, die sie während ihres Aufenthaltes am herzoglichen Hofe zu München im Jahre 1359 erhalten haben soll. Endlich soll sie das Beiwort von ihrem Schloßlein bei Terlau erhalten haben, welches ganz charakteristisch für dessen Befestigung italienisch *mala tasca* (Mausfalle) hieß, weraus dann das Volk sich eine mundgerechte Umsehung in Maultasche machte. Somit hat unzweifelhaft ein ganzes Aggregat von Verhältnissen zu diesem Namen zusammengeworfen. In den Sagen, welche häufig jedes geschichtlichen Grundes entbehren — eine historische Abhandlung hat Prof. Dr. N. Huber verfaßt, welche bereits in zwei Auflagen erschienen — ist sie ein gewaltiges, unbändiges Weib, kriegslustig und zornig, eine wilde Zerstörerin aller Schlöffer und Burgen, unersättlich in der Liebe, Gift und Zauberkünste stehen ihr zu Gebot; demgemäß ist auch ihr Ende ein unnatürliches und ihr „Umgeben“ als Spuck und riesiges Gespenst erklärlich. Das ganze Bild, welches die Sage von ihr geschaffen hat, sieht dem Conterfei einer Unholdin sprechend ähnlich. Demgemäß ist es nicht gewagt, anzunehmen, daß sich an die berühmte Gräfin nur uralte Volkstraditionen angeklammert haben, daß die Sagen von ihr nur der Niederschlag viel älterer Mythen und Mährn sind. Denn in Schottland und Schweden und in Schleswig-Holstein erzählt man sich fast daselbe von einer Dänenkönigin, der schwarzen Margret, hinter welcher wieder keine geringere Persönlichkeit steckt, als die nordische Grid, die unheimliche Unterweltsgöttin, welche sich mit der Einführung des Christenthums sogar unter den Mantel der h. Margaretha gestücht hat, denn auch dies muß er sich gefallen lassen, um als Wetterfrau und Patronin für allerlei Vorkommnisse des Lebens angerufen, verehrt und gefürchtet zu werden. — So ist denn diese kleine Schrift ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der deutschen Mythenforschung und Mythologie. (N. M. 3.)

S Bericht der Dedenburger Handels- und Gewerbekammer über die Zustände der Industrie und des Handels in den Jahren 1860 bis 1862. Dedenburg 1863. Die Handelskammer in Dedenburg wird nur von wenig anderen bezüglich des Eifers in der Ausgabe ihrer Nachweisungen übertroffen. Erst im Frühjahr 1862 ist ihr Bericht über Bodenproduction und Industrieerzeugnisse, 1857 bis 1860, ein mächtiger Band in Großoctav mit mehr als 500 Seiten und zahlreichen Tabellen, erschienen, und in weniger als zwei Jahren folgt diesem bereits die neue, eben angezeigte Veröffentlichung, in welcher die Industrie- und Handelsverhältnisse des Kammerbezirkes während des nächstfolgenden Trienniums erörtert werden. Solcher Fleiß ist höchlich zu loben, um so mehr, wenn die Beschleunigung der Arbeit der Gründlichkeit keinen Eintrag thut. Leider kann dies von der neuesten Leistung der Dedenburger Kammer nicht im Allgemeinen gesagt werden. Wir finden nämlich zwischen den Angaben des jüngsten Berichtes und jenen des vorausgehenden mehrfach so erhebliche Abweichungen, daß dieselben nicht immer durch neue, genauere Aufnahmen erklärlich werden, sondern bisweilen ganz räthselhafte Widersprüche bilden. So z. B. giebt der ältere Bericht die Area der Weingärten mit 159.021 Joch an und den Ertrag eines Joches mit durchschnittlich 17 Eimern, was billig, ja etwas niedrig erscheint, da andere Quellen das durchschnitt-

liche Ertragniß der ungarischen Weinberge mit 30 Eimern für das Foch angeben. Wie läßt sich aber drei Jahre später der plötzlich auf 40 Eimer gestiegene Ertrag eines Foches erklären, durch welchen die Weinfesung des Kammerbezirktes, nach Abschlag von 28.000 Eimern, die durch den Zuwachs der Murinsel hinzugekommen, von 2,689.000 auf 6,612.000 Eimer steigt, ganz abgesehen von der tabellarißchen Nachweisung des älteren Berichtes, welcher das jährliche Erzeugniß an Weinmost auf S. 237 für 1857 und 1858 etwas über, für 1859 unter einer Million Eimer beziffert? Der Gesamtflächeninhalt des Schwarzkohlenbergbaues im Baranper Comitate hat Ende 1857 808.926, Ende 1862 4,637.306 Wiener Quadratflaster betragen, eine Steigerung, welche ungeachtet des raschen Aufschwunges dieses Industriezweiges ganz unwahrscheinlich ist und wohl dadurch Erklärung finden dürfte, daß in der letzteren Ziffer auch die Tagmaßen, in der ersteren nur die Grubenmaßen eingerechnet sind. Eben so verdienen die ganz erstaunlichen Schwankungen im Bestande von Kleingewerben Aufklärung, wie unter

Anderem für 1859	2036,	für 1862	1292	Schuster,
" "	2817,	" "	1509	Ziſchmennaſcher,
" "	218,	" "	153	Riener,
" "	2533,	" "	1487	Schneider,
" "	251,	" "	194	Keppenſchneider

aufgeführt werden, obwohl durch den Zuwachs der Murinsel eher eine Vermehrung als Abminderung dieser Handwerke zu erwarten wäre. Gleich unwahrscheinlich ist das Ansteigen anderer, sich gemeiniglich nicht übermäßig rasch mehrender Gewerke, wie der Maurermeister von 159 auf 263, der Zimmermeister von 131 auf 228. Solche nicht aufgeklärte Widersprüche haben böse Folgen, sie machen die Quelle verdächtig und gegen die Benützung des vielen Interessanten argwöhnisch, das der neue Bericht der Oedenburger Kammer ganz zweifellos bietet. So ist der Abschnitt über die Seidenzucht sehr anschaulich, wir erfahren daraus, daß das größte derartige Etablissement im Bezirke, die Zinkendorfer Seidenfilande, den Rückgang, welchen sie durch die Kaupenkrankheit eine Reihe von Jahren erfahren, mit 1862 wieder glücklich überwunden und sich von 4890 Pfund Galletten, welche sie im Jahre 1859 züchtete und einléste, 1862 auf 16.489 Pfund gehoben hat. Sehr Bemerkenswerthes bieten die Abschnitte über das Gewerbewesen im Allgemeinen und über Rechtspflege. Auch hier begegnen wir wieder den Klagen über die Mängel des reactivirten ungarischen Wechsel- und Handelsrechtes und den Schaden, welchen der Handel und Verkehr hiedurch den übrigen Ländern der Monarchie wie dem Auslande gegenüber erleidet. Schon haben diese Klagen Einiges, obwohl bis jetzt weniger Wesentliches erreicht, und es steht zu gewärtigen, daß derlei competente, sich immer wieder erhebende Stimmen endlich durchgreifen und das ungarische Handels- und Wechselrecht mit den Anforderungen der Zeit in Uebereinstimmung bringen werden. Ein kleines, aber übersichtliches Kärtchen des Bezirktes mit Angabe der hervorstechenden Boden- und Industriezeugnisse bei den einzelnen Orten ist eine sehr dankenswerthe Zugabe des Buches und verdient allgemeinere Nachahmung, als dies bisher geschehen ist; doch wäre eine Darstellung der vorzüglicheren Ertragsarten durch Farbentöne noch entsprechender, da eine solche mit einem Blick das Gleichartige erfassen läßt, während es auf der beigegebenen Karte mühsam aus den sehr kleinen Zeichen herausgesucht werden muß.

\* Am 6. Februar fand im Prunksaale des Nationalmuseums zu Pesth die Generalversammlung der Risfaludy-Gesellschaft im Beisein eines zahlreichen und gewählten Publicums statt. Die „*Ung. N.*“ berichten darüber: Die Sitzung wurde mit einer Rede des Präsidenten Baron Götvös eröffnet, in welcher er nach einer kurzen übersichtlichen Darstellung der Zustände der heutigen Litteratur Ungarns und einem — unserer Ansicht nach etwas gewagten — Vergleiche mit den Leistungen der Litteraturen fremder Völker, zu dem Schlusse gelangt, daß die ungarische Litteratur nur in einer Be-

ziehung die anderen übertreffe, d. i. im Ausdruck patriotischer Gefühle, ein Umstand, der für den inneren Zusammenhang der ungarischen Litteratur mit dem Volke zeugt. Die Rede schließt mit einer Aufforderung, die Nation möge die ungarische Litteratur wirksam unterstützen. Darauf folgte ein Vortrag des Vereinssecretärs Gregus. Die Denkrede des Barons Sigmund Kemény auf Görösmarty schildert zuerst die Cultur- und Litteraturzustände Ungarns vor dem Auftreten Görösmarty's ziemlich ausführlich und geht dann auf die Wirksamkeit des gefeierten Dichters über, dessen Werth und Bedeutung er treffend charakterisirt. Eines allgemeinen Beifalles erfreute sich die Satire: „Die moderne Bibel“ von Joseph Székács. Hierauf erfolgte der Bericht über den Erfolg der Preisausschreibungen des verfloffenen Jahres und die Namhaftmachung der für dieses Jahr ausgeschriebenene Preise.

V. In Leipzig starb am 11. Februar d. J. einer der ehrenwerthesten Vertreter des Journalistenstandes, Dr. Hermann Marggraff, in Folge einer Brustfellentzündung. Er war als der jüngere Bruder des Kunststifters Rudolf Marggraff in München 1809 in Züllichau in der preussischen Neumark geboren, erscheint schon 1836 bis 1838 als Redacteur des „Berliner Conversationsblattes“, privatisirte bis 1843 in Leipzig, dann in München, war durch verschiedene Jahre an der Redaction der „Allgemeinen Zeitung“ in Augsburg theilhaftig und übernahm dann die Leitung der „Deutschen Zeitung“ in Heidelberg und Frankfurt. Nach dem Aufhören dieser Zeitung führte er in Frankfurt ein kleineres Organ der gotha'schen Partei, den „Volksboten“, lebte — wenn wir nicht irren — einige Zeit in Hamburg und trat 1854 die Redaction der „Blätter für litterarische Unterhaltung“ in Leipzig an, welche er bis zu seinem Tode in der anerkennungswerthesten Weise beibehalten hat. Als Dichter machte Marggraff kein Glück, seine Trauerspiele „Heinrich IV.“ und „Das Läubchen von Amsterdam“, wie seine humoristischen Erzählungen „Gebrüder Ped“, „Johannes Mafel“ und „Fritz Beutel“ zeugen für das Ueberwiegen des Verstandes über die Phantasie. Dafür waren seine litterarischen Artikel stets gründlich, mit Wärme für die Sache und anregend geschrieben. Tüchtige deutsche Gesinnung und ein reges Standesgefühl leiteten ihn in den Zeitfragen. Seine Arbeitskraft war ungewöhnlich; aber trotz seines Fleißes soll er seine zahlreiche Familie in ziemlich bedrängten Verhältnissen zurücklassen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Schiller-Stiftung, welche ihn selbst im vergangenen Jahre durch ein Geschenk überraschte, sich nun auch der Kinder annehmen wird. Außer den schon genannten Büchern schrieb Marggraff: „Bücher und Menschen“, 1837; „Deutschlands jüngste Litteratur- und Culturepoche“, „Politische Gedichte aus Deutschlands Vorzeit“ 1843. Ferner redigirte er mit Herlofohn und Blum das „Allgemeine Theaterlexikon“ und gab Ernst Schulz' gesammelte Werke heraus.

S. Vierunddreißigster Rechenschaftsbericht der Lebensversicherungsbank für Deutschland. Gotha 1863. Dieser von dem als Statistiker renommirten herzoglich sächsischem Finanzrath und Bankdirector G. Popp redigirte Bericht verdient neben seinem Hauptinhalte, welcher das Gedeihen dieser ältesten und blühendsten aller deutschen Versicherungsanstalten ans Licht stellt, auch dadurch Beachtung, daß demselben eine vollständige Statistik der deutschen Versicherungsanstalten beigegeben ist. Diese Institute socialer Selbsthilfe, in England schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts blühend, haben in Deutschland erst spät Fuß gefaßt, dafür aber in der neuesten Zeit desto rascheren Aufschwung genommen. Die im Jahre 1827 gegründete Bank in Gotha ist die älteste derlei Anstalt, im nächsten Jahre folgte ihr die Versicherungsanstalt in Lübeck, 1830 jene in Leipzig und Hannover, 1834 die Assicurazioni generali in

Triest. In der Mitte dieses Jahrhunderts war die Zahl erst auf 12 Anstalten, darunter die 1839 gestiftete allgemeine Capitalien- und Rentenversicherungsanstalt in Wien, gestiegen, welche zusammen 46.980 eingeschriebene Personen und eine Versicherungssumme von 58 Millionen Thalern zählten. 1855 aber waren schon 18 und Ende 1862 28 Anstalten ins Leben getreten, darunter 25, über welche die Zifferangaben vorliegen, mit 152.121 versicherten Personen und einem Versicherungsbestand von 155 Millionen Thalern. Die Gothaer Bank steht bezüglich des Betriebsumfanges obenan, sie zählt 23.537 Personen mit 38·8 Mill. Thlrn. Capital. Den zweiten Platz aber nimmt die österreichische Assicurazione in Triest ein, welche 10.000 Versicherte mit 14·5 Mill. Thlrn. aufweist, mehr als 10 Mill. zählt noch der Anker in Wien, außerdem nur noch 3 Anstalten, zu Berlin, Köln und Lübeck. Die Riunione adriatica in Triest mit 4·6 Mill. nimmt die zehnte, die allgemeine wechselseitige Gesellschaft in Wien mit 4 Mill. die zwölfte und die erste österreichische Versicherungsgesellschaft in Wien mit 2·3 Mill. Thlrn. die sechszehnte Stelle unter den deutschen Anstalten bezüglich des Geschäftsumfanges ein. Die sonstigen Angaben über Prämieinnahme und Hinauszahlung für Sterbefälle, die Geschäftsfonds etc. gewähren interessante Einblicke in die Gebahrung der einzelnen Institute und die Art ihres Geschäftsbetriebes, und es lassen sich besonders bezüglich der Quoten, welche der Verwaltungsaufwand von der jährlichen Einnahme in Anspruch nimmt, tiefgehende Schlüsse auf das Wohl der beteiligten Einleger ziehen. Auch in dieser Hinsicht werden die beiden älteren Wiener Anstalten, mit 16 pCt. Verwaltungskosten von der Jahreseinnahme, nur durch wenige der älteren und größeren Institute Deutschlands an Billigkeit übertroffen.

---

Das Todesjahr Dav. Teniers des Jüngeren ist jüngst durch Herrn de Brou in den Bulletins der k. belgischen Commission für Kunst und Archäologie festgestellt worden; es ist der 11. Februar 1685. Die bisherigen Angaben schwankten zwischen 1690 und 1694.

---

D. (Vom deutschen Büchermarkte.) Unter den uns in dieser Woche vorliegenden spärlichen Novitäten aus den verschiedensten Gebieten ist es zunächst ein geographisches Prachtwerk, das wir zu erwähnen haben. Wir meinen die lange erwartete „Beschreibung der Reise des Herzogs Ernst von Coburg in Aegypten und den Ländern der Sabab, Menja und Bogos“, die jetzt in einem stattlichen, würdig ausgestatteten Folioband erschienen ist. Der Text ist zum größten Theile von dem Herzog selbst bearbeitet worden, nur die Beschreibung des Schlusses der Reise rührt von der Gemahlin des hohen Reisenden her. Die Hauptzierde des Werkes bilden zwanzig schön ausgeführte Farbendruckbilder nach Zeichnungen des Malers Kretschmer, hinsichtlich technischer Vollen- dung jedoch den Farbendruckbildern in der „Reise des Freiherrn v. Bernau“ nachstehend.

Einen bei dem neu erwachten Eifer für Gymnastik und leibliche Erziehung sehr zeitgemäßen Beitrag zur Geschichte der Pädagogik veröffentlicht der Privatdocent Dr. Grasberger in Würzburg in: „Erziehung und Unterricht im classischen Alterthum, mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse der Gegenwart“. Die bis jetzt erschienene erste Hälfte des ersten Bandes (die leibliche Erziehung bei den Griechen und Römern) enthält nach den Quellen bearbeitet die Darstellung der durch allen Wechsel der Zeit bis auf unsere Tage fast unverändert gebliebenen Knabenspiele und gymnastischen Uebungen. Die

zum besseren Verständniß unentbehrlichen Abbildungen sollen erst nach Erscheinen der zweiten Abtheilung ausgegeben werden.

John Stuart Mills berühmtes „Lehrbuch der Nationalökonomie“, im Original bereits in fünfter Auflage, ist jetzt in der zweiten Auflage in deutscher Uebersetzung von Sontkeer erschienen. Ein neuer Beweis für die große Bedeutung dieses Werkes.

So schwierig es ist, einer neuen Zeitschrift Erfolg zu verschaffen und ihre Existenz zu sichern, bringt doch jedes neue Jahr neue Unternehmungen hervor. Mit dem laufenden Jahre beginnt den ersten Jahrgang: „Eos. Süddeutsche Zeitschrift für Philologie und Gymnasialwesen“, herausgegeben von Ulrichs und Stark, sodann: „Zeitschrift für Armenwesen, Armen- und Krankenpflege“, herausgegeben von F. v. Roques, ferner: „Zeitschrift für Capital und Rente. Mittheilungen aus den Gebieten der Statistik, Nationalökonomie, Börse, Finanzwesen u.“, herausgegeben von A. Moser. Es sei hier gestattet auf zwei im vergangenen Jahre begonnene Zeitschriften für Nationalökonomie hinzuweisen, die sich auffallend bald beliebt gemacht und einen großen Leserkreis erwerben haben. Wir meinen die: „Vierteljahrschrift für Volkswirtschaft und Culturgeschichte“, herausgegeben von Jul. Faucher, und „Hildebrands Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik“.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Von Fr. Monniers Büchlein über Alcuin und Karl den Großen erschien eine zweite vermehrte Auflage: „Alcuin et Charlemagne avec les fragments d'un commentaire inédit d'Alcuin sur St. Matthieu“. In dem ersten Abschnitt wird Alcuin als Lehrer, in dem zweiten als Theologe geschildert. Der dritte Abschnitt behandelt seinen Aufenthalt in Tours.

Ein Buch von E. Verms hat den Akademiepreis errungen. Dasselbe führt den Titel: „Histoire commerciale de la ligue hanséatique“ und beschäftigt sich nach einer Einleitung über die Geschichte des Handels im Allgemeinen mit dem Ursprung der Hanse, so wie mit deren Aufblühen und Verfall bis nach dem Schlusse des dreißigjährigen Krieges. Wir haben ferner eine diplomatische Geschichte zu erwähnen, deren Gegenstand die Entstehung des orientalischen Krieges ist — „Histoire diplomatique de la guerre d'Orient en 1854. son origine et ses causes par X. Tanc“. Kinglake's Buch über dieselbe Angelegenheit verfolgte andere Zwecke. Die Spitze seiner Demonstrationen war gegen den französischen Allirten gerichtet und selbst in England wird es als eine reine Parteischrift betrachtet. Tanc will nur die diplomatischen Verhandlungen und die Mißgriffe aufzählen, welche allmählig, trotz der Friedensliebe im Allgemeinen, den Krieg herbeiführten; aber zugleich soll, wie es scheint, bewiesen werden, daß Frankreich nur vorwärts zu gehen braucht, um England sicher an seiner Seite zu finden. Das sollte nun auch, nach Tancs Ansicht, mit der polnischen Frage in Scene gesetzt, d. h. England mit Rußland in Krieg verwickelt werden, damit dann später das französische Cabinet, wie nach dem orientalischen Kriege, durch generöse Concessionen Rußland sich verpflichte. Etwas ähnliches jetzt der Verfasser wenigstens in einer Einleitung seines Buches auseinander. Es ist nicht zu leugnen, daß Wiederholungen solcher diplomatischen Schachzüge innerhalb einiger Jahre etwas schwierig sind.

Dem Wissen hinsichtlich der Eisenbahnverwaltung fehlte es bisher an einer handlichen Encyclopädie. Man hat jetzt den Versuch gemacht, diese Lücke auszufüllen, und ein dices Buch unter folgendem Titel publicirt: „Dictionnaire législatif et réglementaire des chemins de fer, contenant le résumé des documents officiels en vigueur et les principaux renseignements pratiques sur l'établissement, l'entretien, la police et l'exploitation des voies ferrées, par G. Palaa“. Ueber

Personale, technische Ausbeutung, commerciellen Dienst scheint hier alles vereinigt, was wissenswerth ist. Es ist schade, daß man dem Buche keine größere Ausdehnung gegeben und dadurch das nichtfranzösische Eisenbahnwesen ausgeschlossen hat. Allgemeine Züge hätten für letzteres genügt und dem Dictionnaire dadurch erhöhte Brauchbarkeit gesichert.

\* Th. Hansens Restaurationspläne des Burgthores. Das Niederreißen der Ringwälle hat das Burgthor isolirt und den Bau außerhalb die Verbindung gesetzt für die er geschaffen war. Die Mauern desselben gegen die Vorstadtseite hin sind nach dem Fallen der Ringmauern ohne Sinn und die Frage lag daher nahe, ob das Fortbestehen eines solchen Baues sich mit Rücksicht auf die Neugestaltung Wiens rechtfertigen lasse. Architect Herr Th. Hansen hat sich die Aufgabe gestellt, diese Frage praktisch zu lösen; im österreichischen Kunstverein ist sein Project ausgestellt, welches die Restauration des Burgthores oder vielmehr die Umwandlung desselben in Burgpropyläen zur Ausführung vorschlägt.

Uns scheint das Project einer so umfassenden Restauration des alten Thores und die Umwandlung in Burgpropyläen verfrüht, und wir können nur bedauern, daß Architect Hansen sich nicht gleich eine weitere Aufgabe gestellt hat, nämlich den Neubau des Burgthores, entweder mit Rücksicht auf einen Arkadenbau oder auf einen künftigen Neubau der Hofburg selbst.

Die Gründe für unsere Ansicht sind folgende. Das Project Hansens nimmt an dem Burgthore nachstehende Veränderungen vor. Es verwandelt dasselbe in eine Halle, setzt auf die Höhe desselben ein colossales Biergespan mit einer Victoria, stellt an die Ecken des Mittelbaues vier thurmartige mit Trophäen geschmückte Bauten und an beide Seiten zwei kleinere mit Giebeln geschmückte Anbauten. Die Säulen des heutigen Burgthores werden bei dieser umfangreichen Restauration erhalten, diese selbst wird mit dem figurativen Schmucke eine sehr bedeutende Summe in Anspruch nehmen. Die Anwendung einer solchen Summe ist durch die Rücksicht auf die Erhaltung der wenigen dorischen Säulen, um die es sich am Ende handelt und die bereits vielfach restaurirt sind, wohl kaum gerechtfertigt.

Ein Bedenken anderer Art erregen uns die thurmartigen Zubauten. Sie finden ein Vorbild in den altgriechischen Propyläenbauten, wo sie durch den Umstand gerechtfertigt waren, daß selbe zugleich als Befestigungsbauten dienten. Das Uebertragen der Thürme aber auf den Burgplatz, in die Mitte einer friedlichen unbefestigten Stadt, ist unpassend, das Aufsetzen der Trophäen eine Stilwidrigkeit.

Was uns an dem Hansenschen Projecte gefällt, ist die Verwandlung des Thores selbst durch Aufgeben der Mauern in eine Halle, die beiden kleineren tempelartigen Zubauten, aus denen der gründliche Kenner attischer Bauweise hervorleuchtet. Auf das alte Thor wird ein Fries und ein Sockelbau für das Biergespann aufgesetzt, wir begreifen die Nothwendigkeit dieses Aufbaues, doch können wir uns der Befürchtung nicht entschlagen, daß dann die Säulen der Thorthalle sehr gedrückt erscheinen würden.

Sowohl der Restaurationsbau, wie ihn Hansen vorgenommen hat, als ein Neubau lassen sich zweckmäßig gar nicht unternehmen, wenn nicht die ganze Bauarea zwischen der Hofburg und dem Stallgebäude mit dem projectirten Musealbau und dem Neubau der Burg ins Auge gefaßt wird. Erst dann läßt sich eine glückliche Lösung der Frage des Burgthores erwarten, wenn man weiß, wie dereinst die Burg selbst aussehen wird. Dann wird sich entscheiden lassen, ob Propyläen mit oder ohne Arkaden und in welcher Weise sie nöthig sein werden. Dasjenige, was bereits durch Führung der Ringstraße geschehen ist, ist das Aeußerste, zu dem man gehen konnte, ohne einen künftigen Ausbau der Burg

zu präjudiciren. Jeder weitere Schritt sollte nur mit Rücksicht auf dieses geschehen. Würde der Neubau der Burg und der projectirten Museen in jener Richtung geschehen, die Schinkel in Berlin, Klenze in München vertreten hat, so würde ein Propyläenbau in der Art des Hansen'schen Projectes, wenn er in eine organische Verbindung mit dem Burgbau gebracht würde, passen; sollte man aber einen Renaissancebau vorziehen — sei dieser nun in der Weise der italienischen Frührenaissance, oder der französischen Renaissance, oder der Richtung Fischer v. Erlachs — so würde der Umbau Hansen's als ganz unzweckmäßig sich erweisen.

Wie das nun immer auch kommen mag, die Area zwischen der Burg und dem k. Postallgebäude ist eine Fläche, ganz geeignet zu einer prachtvollen Platananlage, wie es in keinem anderen Punkte Wiens möglich wäre. Eine solche Fläche muß als ein Ganzes betrachtet und behandelt werden; Lösungen von Details sind ohne Rücksicht auf das Ganze füglich nicht statthaft.

Wie alle Hansen'schen Projecte ist auch dieses sehr schön gezeichnet und schon dadurch bestechend. Uns gewährte es eine besondere Freude, daß Hansen nach seinen künstlerischen Kreuz- und Quersfahrten in das Gebiet des Byzantinismus wieder auf attischem Boden angekommen ist. Auf diesem fühlt er sich vollkommen zu Hause und ist wie kein anderer Architect Wiens berufen, eine Aufgabe in diesem Stile zu lösen.

## Versammlung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft

am 3. Februar 1864.

Vorsitzender Herr Director Moriz Hörnes.

Nach Vorlesung der neu eingetretenen Mitglieder machte Herr Georg Ritter von Frauenfeld die erfreuliche Mittheilung, daß Se. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Albrecht der Gesellschaft eine jährliche Subvention zu bewilligen geruht habe. Dankend erhob sich die Versammlung. Ferner machte Herr v. Frauenfeld bekannt, daß, laut eines Erlasses der k. n. ö. Statthalterei die angesuchte Aenderung des § 13 der Statuten allerhöchst sanctionirt worden sei. In Folge dessen wird in der Sitzung vom 3. März die Wahl von 12 neuen Auschußräthen stattfinden.

Die Reihe der wissenschaftlichen Vorträge eröffnete Herr Joseph Kerner, welcher über einen noch unbeschriebenen Weidenbastard sprach.

Herr Georg Ritter v. Frauenfeld theilte die Resultate von Beobachtungen mit, welche an in der Gefangenschaft gebornen Jungen von *Salamandra maculosa* von den Herren Dr. Richter und Dr. Steindachner angestellt worden waren. In diesen Mittheilungen wird namentlich die Zahl der geworfenen Jungen, so wie die Lebensweise derselben genauer besprochen. Als besonders interessant ist eine Beobachtung Herrn Dr. Steindachners hervorzuheben, nach welcher die jungen Salamander sehr gefräßig sind und sich wechselseitig aufraßen. Ferner las Herr Georg Ritter v. Frauenfeld einen von Herrn N. v. Pelzeln eingesendeten Aufsatz über eine Sammlung von Vögeln aus China und Formosa, welche dem k. zoologischen Museum und der Gesellschaft von Herrn Swinhoë zum Geschenke gemacht worden war. Diese Collection ist von hohem Interesse, namentlich in Bezug auf die von der Insel Formosa stammenden Arten; denn durch Swinhoë's Beobachtungen wird unwiderleglich festgestellt, daß China und Formosa derselben großen ornithologischen Region angehören, welche Europa, das nördliche und mittlere Asien umfaßt.

Herr Dr. S. W. Reichardt legte eine von Herrn Dr. Franz Herbig eingese-  
 sendete Abhandlung: „Ein Blick auf die pflanzengeographischen Verhältnisse Galiziens“

vor. In diesem Aufsatze werden zuerst die Bodenverhältnisse Galiziens im Allgemeinen geschildert, dann die verschiedenen charakteristischen Arten von Pflanzen aufgeführt und endlich die für Galizien in neuester Zeit gemachten botanischen Funde besprochen. Unter diesen letzteren finden sich folgende 13 Arten, welche für seine Flora neu sind: *Ophrys Myodes*, *Potamogeton fluitans*, *Potamogeton lucens*, *Potamogeton praelongus*, *Carduus untaus*, *Serratula heterophylla*, *Rhinanthus angustifolius*. *Seseli Hippomarathrum*, *Delphinium hybridum*, *Dianthus monspessulanus*, *Silene sylvestris*, *Silene dichotoma*, *Euphorbia falcata*.

Ferner besprach er von Herrn Stephan Schulzer von Muggenburg eingefendete Beiträge zur Pilzkunde. In denselben wird nachzuweisen versucht, daß bisher für selbstständige Gebilde gehaltene Arten von *Blennoria Torula*, *Monosporium*, *Monilia*, *Sporotrichum* und *Diplosporium* keine eigenen Arten, sondern nur Entwicklungsstadien anderer Pilze sind. Ferner werden von Herrn Schulzer folgende neue Arten beschrieben: *Agyrium maximum*, *Xenodochus sparsus* und *Mitrophora Cucurbitae*.

Herr J. Surazka sprach über zwei neue Laubmoosarten aus Oesterreich. Die eine, *Hypnum curvicaule*, kommt auf unseren Kalkalpen, die zweite, *Amblystegium gracile*, in Istrien vor.

### Deutsch-historischer Verein in Böhmen.

In der Sitzung der Section für allgemeine Geschichte am 3. Februar setzte Prof. Const. Höfler seinen Vortrag über das „Nationalitätsprincip in der Geschichte“ fort. Der diesmalige Vortrag umfaßte das Mittelalter und die Neuzeit. Nachdem das Römerreich, welches auf der Vernichtung jeder fremden Nationalität begründet war, gesunken war, entstanden neben dem nationalen deutschen Reiche noch andere Reiche mit einer gemischten Bevölkerung. So in Spanien, Galizien, Italien. In diesen Ländern wußte die Sprache der besiegten Völker die der Sieger zu verdrängen und den Volksstämmen romanisches Gepräge aufzudrücken. Zu derselben Zeit, im 11. Jahrhundert, wo die finnisch-uralischen Völker slavisiert werden, werden auch die Elbslawen germanisirt. Andererseits zeigt die Staatenbildung des Mittelalters das Gesetz der Vermischung der Nationen; die Nationen haben ihre Staatenbildung nicht wie im Alterthume hinter, sondern nebeneinander. Deutschland selbst war der Mittelpunkt eines Staatensystems, das Länder verschiedener Nationalität umfaßte. Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts zeigt sich ein feindliches Auftreten der Nationen gegeneinander, das seinen Abschluß in der Reformation findet, welche den modernen Staat mit den National- und Staatskirchen hervorrief. Das rein dynastische Interesse und die bloße Staatsraison waren von da an die wichtigsten Momente bei der Regierung der Staaten. Der Herr Vortragende kam zu dem Schlusse, daß Humanität, Wahrheit und Recht höher stünden als Nationalität, und daß die staatliche Unabhängigkeit der Nationen verbei sei. Auch Deutschland sei so vielartig in seinen Stämmen, daß es zu keiner staatlichen Einheit kommen werde. Herr Prof. Schulte wendete dem Vortragenden ein, daß thatsächlich in ganz Deutschland das Bedürfnis und Streben nach politischer Einheit vorhanden sei; die Stammesverschiedenheit der Deutschen brauchte kein Hindernis der Einheit zu sein, da diese neben der staatlichen Einheit immer Raum genug zur freien Entwicklung der Stammesverschiedenheit finden können. Herr Prof. Schulte versprach, seine Ansichten über die Einwirkung des Nationalitätsprincips auf die Staatenbildung in einem eigenen Vortrage der Versammlung darzulegen.



# Die moderne Museenfrage in Bezug auf Geschichte, Kunst und Kunstindustrie.

Von Jakob Falke.

## II. Das Kunstindustriemuseum.

Das Geschichtsmuseum ist nicht das einzige, wohin das Bedürfniß der Zeit drängt. Wir haben gesagt, daß eben so der Ruf nach einem zweiten Museum, dem für Kunstindustrie, erschallt, und zwar lauter und dringender noch, weil jenes nur ein fernes wissenschaftliches Ziel verfolgt, dieses aber inmitten der Praxis des Lebens zu stehen kommt und mit der künstlerischen Vervollkommnung zugleich einen materiellen Nutzen schaffen soll. Auch das Industriemuseum geht aus einem Umschwung hervor, den man als einen glücklichen begrüßen muß, aus der Einsicht, daß man sich bis dahin auf einem verkehrten Wege befunden hat, und daß ohne Zeitverlust ein besserer einzuschlagen ist.

Damit ist aber der Vergleich zu Ende; im Uebrigen steht die Sache mit der Geschichtswissenschaft und der Industrie fast umgekehrt. Bei jener, haben wir gesehen, war das Object zu beschränkt, das Ziel zu klein, dagegen die Methode correct; in der heutigen Industrie aber, was das Künstlerische derselben betrifft, befinden wir uns im Gegenheile in einem völligen embarras de richesses: alle Stilarten der Vergangenheit nebst denen barbarischer Völker umschwirren uns in thörichtem Durcheinander, und wir haben nur den Wunsch, in das sichere, wenn auch beschränkte Bett eines einzigen Stiles einzulaufen, wie das in der Vergangenheit allzeit der Fall gewesen ist.

Es ist wirklich eine merkwürdige Erscheinung und eine charakteristische Seite an der Gegenwart, wie wir heute in aller Kunst so ganz stilllos geworden sind! Der Weg, wie das gekommen ist, läßt sich wohl nachweisen, inwiefern es aber mit dem Charakter der modernen Zeit in Beziehung steht, das wollen wir der Nachwelt zu bestimmen überlassen. Die Nachweisung wollen wir aber versuchen.

Wir dünken uns heute freilich sehr erhaben über das 18. Jahrhundert und seinen sogenannten „Zopf“, der uns als der Zopf der Weltgeschichte gilt, obwohl eigentlich jede Epoche, jeder Stil, wenn ihm Zeit gelassen wird, in seinen Zopf verläuft. Aber dieses Roccoco der Kunst war doch etwas, es war doch ein Charakter; das Jahrhundert konnte doch sagen: das ist mein, und daran könnt ihr mich erkennen. Es war auch außerdem durchaus nicht ohne Reiz, es hatte Weltmanieren, eine gewisse Grazie, Leichtigkeit und Gefälligkeit des Vortrages; freilich

war die Grazie in der Schule oder vielmehr vom Tanzmeister gebildet, und mit der Leichtigkeit waren Caprize, Schwäche und Leichtfertigkeit vereinigt.

Gerade wollte man mit Hülfe der Antike und der Natur die Leichtfertigkeit ein wenig in ernstere Zucht nehmen, die Caprizen durch strengere und ruhigere Formen einschränken und die Manier mäßigen, als die französische Revolution ausbrach und mit dem Königsthron und dem ancien régime auch das ganze Roccoco bei Seite schob. Nun sah man eine kurze Weile die Groteske der Revolution, die mit der republikanischen Strenge der antiken Welt kokettirte, bis denn das Kaiserreich wirklich die antiken Formen in der allernüchternsten Weise als strenges Gesetz der Welt auflegte und dadurch alles selbstständige ornamentale Leben zur Erstarrung brachte.

Es war gerade kein Unglück, als nach dem Sturze des Kaiserreiches auch in Sachen des Geschmacks die Restauration kam und die kaiserliche Antike wieder von ihrer Herrschaft stürzte. Nur war leider kein besserer Kronprätendent da, und in Ermanglung eines anderen blieb nichts weiter übrig, als das Roccoco auf den leeren Stuhl zu setzen. Aber mittlerweile war der Charakter der Zeit, jener Ludwigs XV. und XVI., in welchem dieser Kunststil seinen naturgemäßen Boden gefunden hatte, verwandelt worden, dem Roccoco waren die Wurzeln zerschnitten, die Triebkraft war ihm ausgegangen, und so führte es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nur das Leben oder das Dasein einer verwelkenden und aussterbenden Pflanze. Nichtsdestoweniger ist es bis auf die letzten Jahre herab die Ornamentationsweise des Massenfabricats, der Reichthum der großen, billig kauften bürgerlichen Welt geblieben, freilich ganz unbewußt, nur weil es eben so hergebracht war.

Wer künstlerisch dachte, empörte sich auch gegen dieses Hinvegetiren des Roccoco und diese Opposition wurde so allgemein, daß heute der „Zopf“ selbst in seiner echten Gestalt mehr als billig in Mißachtung gekommen ist, ohne daß ihn doch die Mißachtung gänzlich ausrotten konnte.

Die erste Opposition ging, nach Beseitigung der Antike des Empire, von der Romantik aus. Mittelalterlich, deutsch, gothisch, das waren ihr damals für die Kunst synonyme Begriffe, und so empfahl sie die Gothik, wie sie dieselbe dachte, als den eigentlich deutschen Stil. Gleichzeitig aber oder bald darauf wurde die Gothik auch von den Franzosen als der französische, von den Engländern als der englische Stil gepriesen und wieder in das Leben zu führen versucht.

Indeß damals, als dieses geschah, war die Kenntniß der mittelalterlichen Kunst noch keineswegs so weit gediehen, daß ihre Wiederbelebung hätte erspriesslich sein können oder nur zu wünschen gewesen wäre, d. h. in jener Gestalt, wie sie damals möglich war und wie sie versucht wurde. Man verstand noch nicht die verschiedenen Stile und noch viel weniger die Stilarten des Mittelalters zu unterscheiden; man wußte nichts vom Beginn, von der Blüthezeit oder von der späteren Entartung der Gothik; man hatte keine Idee, daß die Gothik eine andere war für die Kirche oder das Haus, eine andere für den Stein, eine andere für Metall, eine andere für Holz oder gar Pergament. Was vor dem Spießbogen war, das war

alles byzantinisch, was mit ihm, das galt für gothisch bis wieder zum Rundbogen hin. Man sah nur die gothischen Kirchen an und in ihren Formen und in ihrem Ornament dachte man sich die ganze Gothik erschöpft und übertrug demgemäß die kirchliche Weise auf alles, was man gothisch machen wollte, bis auf das kleinste Geräth herab.

Das war freilich ein schlimmes Resultat einer unklaren Zeit, um so schlimmer, als es sich, trotz besserer Kunde, bis auf unsere Tage fortgepflanzt und selbst Kunstforscher von Ruf verleitet hat, um dieses allerdings beklagenswerthen Mißverständnisses willen über die gesammten gothischen Bestrebungen der Gegenwart den Stab zu brechen. Und doch ist eigentlich kein Kunststil rationeller verfahren, keiner ist lehrreicher (wir sagen nicht empfehlenswerther), als die echte, recht verstandene Gothik in ihrer guten Zeit.

Wenn die patriotische Romantik durch ihren Irrthum ihren eigenen Schütling so in Verruf gebracht hat, so kann man ihr doch um derselben Bestrebungen willen ein anderes Verdienst nicht absprechen. Sie hat eben dadurch den Anstoß zu einer ernsteren und eifrigeren archäologischen Forschung in Bezug auf die Kunst des Mittelalters gegeben, und so verdanken wir ihr indirect, daß wir zu besserer Kenntniß gelangt sind, daß wir ihren Irrthum eingesehen haben, und daß wir in der Lage sind, ihn fortan vermeiden zu können. Aber, wie gesagt, factisch in der Ausübung der Kunst existirt dieser Irrthum noch, wenn auch nicht mehr ausschließlich.

Wie die eifrige Beschäftigung mit dem Mittelalter uns die genaue Kunde von der Kunst dieser Periode, von den Verschiedenheiten und Eigenthümlichkeiten der Stilarten, deren Zusammenhang, Entwicklung und Verfall gegeben hat, so hat sie auch alle diese ihre Weisen durch die Nachahmung in die praktische Kunstthätigkeit der Gegenwart eingeführt. Besonders war es der romanische Stil, welcher eben so warme wie talentvolle Freunde unter den modernen Architekten gefunden hat. Nicht ohne sehr ansprechende Gründe stellten sie die Ansicht auf, daß dieser Stil sich durch seine Verbindung der classischen Elemente mit den christlich-germanischen ganz besonders für die Gegenwart eigne und auch mehr als irgend ein anderer der eigenthümlichen Fortbildung fähig sei, weil er durch den raschen Umschwung in die Gothik gewissermaßen allzufrüh uns Leben gekommen sei und seine Höhe und Vollendung auf diese Weise nicht habe erreichen können.

Indeß vermochten die Romanisten sich so wenig zu allgemeiner Anerkennung, zum Stil der Gegenwart durchzuarbeiten, wie die vorangegangenen Gothiker. Mit der Einsicht, daß der moderne Geschmack mit seinen bisherigen Leistungen sich auf verkehrtem Wege befinde, und mit dem Zurückgehen auf irgend einen Stil der Vergangenheit überhaupt, waren alle Kunstweisen der früheren Zeiten für die Nachahmungsjäger vogelfrei geworden. Denn da sie uns alle fremd geworden sind, so daß die größere oder geringere Ferne wenig besagen will; da wir uns in alle künstlich hineinarbeiten müssen: so ist, oder war doch, wenn wir aufrichtig sein wollen, das individuelle künstlerische Belieben der einzige Entscheidungsgrund für

die Wahl. Was individuell gefiel oder was Mode zu werden schien, das wurde nachgeahmt, nicht aber, was als vernunftmäßig und in sich folgerichtig hätte erkannt werden können.

Die Folge ist denn gewesen, daß alle Stilarten der Vergangenheit, von Ludwig XVI. an bis rückwärts hinauf zu den Aegyptern, ihre Freunde und Nachahmer gefunden haben. Und mehr noch, mit demselben Recht wie die Stile der Vergangenheit konnten alle Kunstweisen, die uns modern civilisirten Europäern fremd sind, in die Schranken treten, also die heute noch existirenden orientalischen, einschließlic die vom fernen Asien. Und so war es in der That; auch sie sind in die moderne europäische Kunstthätigkeit, was die Architektur und insbesondere den Geschmack betrifft, hineingezogen worden.

Das wäre als ein Beginn zu besseren Dingen nicht so ganz verwerflich gewesen, wenn man dabei bemüht gewesen wäre, jeden Stil in seiner Reinheit herzustellen, wenn man auf seine Principien zurückgegangen wäre und das ganze Kunstwerk, welches man eben machen wollte, aus seinem Charakter harmonisch zu schaffen gesucht hätte. Es wäre dann wenigstens eine gute Schulübung gewesen, man hätte ebenso Verständniß wie Harmonie gelernt, und den künftigen Stil, den man doch nicht machen kann, hätte man dabei getrost dem lieben Gott anheimstellen können. Es zeigten sich auch wohl Ansätze zu diesem Bestreben, und was daraus hervorgegangen, ist immer noch das Beste, was die moderne Zeit geleistet hat. Aber leider ist es so ziemlich bei den guten Ansätzen stehen geblieben, denn wenigstens zum weitaus überwiegenden Theil erlaubte man sich mit den Elementen aller Stile das willkürlichste Spiel sowohl in der Einzelverwendung wie in der Vermischung.

Wenn man in einer und derselben Wohnung, wie man hier an Ort und Stelle zum öftern sehen kann, Salon und Boudoir im Geschmack Ludwigs XVI oder des XV. gehalten sieht, das Rauchzimmer ägyptisch, das Speisezimmer in Renaissance oder Gothik, das Schlafzimmer maurisch oder türkisch u. s. w., so ist das noch ein sehr gutes Verfahren im Vergleich zu der gewöhnlichen Vermischung. Man hat doch wenigstens in jedem einzelnen Zimmer Harmonie. Im Allgemeinen aber findet man die Motive aller Stile nicht bloß in einem und demselben Raume vereint, sondern die verschiedenartigsten und entlegensten sind an demselben Gegenstande verbunden oder vielmehr aneinandergefügt: Aegypten stellt sich zum Kopfe, das Orienthum zur Gothik, der Italiener zum Chinesen, als ob nicht jeder Kunststil wie jeder litterarische Stil, wie jedes Volk und jede Zeitperiode ihren bestimmten ausgeprägten Charakter hätte, der auf diese Weise mit jedem beliebigen fremden jede beliebige Verbindung eingehen muß. Fällt es doch niemanden ein, der uns heute ein Bühnenstück gerecht machen will, den einen Act in die bombastisch geschwollene Phrasologie Lohensteins einzukleiden, für einen andern die drastische Sprechweise der mittelalterlichen Mysterien zu entlehnen, einem dritten die classisch-griechische Form geben zu wollen, und einen vierten und fünften mit dem süßen Blüthenduft Indiens zu durchhauchen oder in der zierlichen Höflichkeit der

Chinesen zuzuspitzen. Eben so wenig wagt es ein Landschaftsmaler uns ein Bild vorzuführen, welches im Vordergrund eine üppige, blüthenreiche Frühlingspracht uns vorzaubert, während in der Mitte auf der blanken Eisfläche sich Schlittschuhläufer vergnügen und rings an Bäumen und Sträuchern der volle, reife Fruchtlegen des Herbstes herabhängt.

Und solche Zustände der Vermischung und Verwirrung in Sachen des Kunstgeschmacks sind golden im Vergleich zu dem, was noch neben ihnen geschieht. In all jenem gewahrt man doch, wenn nicht ein künstlerisches Verfahren, doch die Anerkennung eines künstlerischen Bedürfnisses. Aber selbst dieses wird geleugnet, und man setzt an die Stelle dessen die einfache Natur, den rohesten Naturalismus.

Was die Natur dem künstlerischen Auge bietet, das sind ihre zufälligen Erscheinungen, unregelmäßige Formen, wie sie äußere Umstände, Wind und Wetter, Dürre und Nässe u. s. w. hervorgebracht haben. Es ist die Aufgabe des Künstlers, es ist seine Pflicht, diese unregelmäßigen Formen auf den regelrechten Typus zurückzuführen, und es steht ihm dann ferner zu, sie nach seinem künstlerischen Gefühl und den Anforderungen des Kunstwerks, das er schmücken will, umzuwandeln. Der moderne Naturalismus aber, der sich heute außerordentlich breit macht, nimmt nicht die typischen, sondern die zufälligen Formen der Natur, copirt sie in möglichster Treue und verwendet sie mit äußerster Willkür ohne alle Rücksicht auf den Ort, wo er sie anbringt, auf Größenverhältnisse, auf die Bestimmung und das Material des Gegenstandes u. s. w. In welches Netz von Widersprüchen er sich dadurch verwickelt, können wir hier nicht weiter auseinanderlegen, aber wir können nicht unterlassen, dieses naturalistische Verfahren als das Grundverderbniß, als die Negation aller Kunst zu bezeichnen.

Der Naturalismus geht aber noch weiter. Er verkennet, daß die der Natur entlehnten Formen nur der Schmuck der Gegenstände sind, also nur eine Nebensache, nicht aber die Gegenstände selbst, welche ihre berechtigten Formen haben. In dieser Verkennung macht er z. B. eine Blume mit ihrem Stengel in getreuer Naturnachbildung nicht zum Schmuck eines Vöfßels, sondern zum Vöfßel selbst; er macht eine Eilie, die ganze Pflanze nämlich, mit dem Erdreich, in welchem sie wurzelt, zum Vocal, zur Fruchtschale u. dgl. mehr. In gleicher Weise bedient er sich statt der Pflanzen auch der Thiere; ein Fuchskopf z. B. ist ihm ein Becher, der nur auf dem Kopfe stehen kann. So giebt es ein Tischgeräth, welches aus drei Eulen besteht, davon die eine für Senf, die zweite für Pfeffer, die dritte für Salz bestimmt ist.

Dieses Verfahren, welches unendlich geistlos ist, tritt gegenwärtig im Reich des Geschmacks äußerst breitspurig auf. Jeder Galanterieladen giebt die Beispiele zu hunderten. Aber es herricht nicht bloß in den specifischen Luxusgegenständen, man kann seine weiten, verderblichen Wirkungen in allen Zweigen kunstindustriellen Schaffens antreffen. Es ist weit über den eigentlichen Naturalismus hinausgegangen und droht, oder drohte wenigstens, was dieser von Geschmack übrig gelassen, vollends zu verderben. Sein Wesen besteht darin, daß es alle künstlerische Form

überhaupt beseitigt und irgend einen beliebigen Einfall, der mit dem Kunstwerk, das geschaffen werden soll, in gar keiner Beziehung steht, an die Stelle setzt.

Die Folge ist gewesen, daß das kunstindustrielle Schaffen auf einen ganz verkehrten Boden gestellt wurde; aus einer Kunst ist es Mode geworden. Der Geschmack hängt nicht mehr von der schönen Form ab, sondern von dem Einfall, welcher in dieser Saison herrscht, um in der nächsten vom Thron gestoßen zu werden. Man fragt nach dem Neuen und Neuesten, nicht nach dem, was um seiner Schönheit willen bleibenden und ewigen Werth hat. Der Geschmack ist Laune geworden, und so wird er heute selbst philosophisch aufgefaßt.

In der That hat darüber, wenn wir von dem herablassenden Bemühen der hohen Künstler, der Architekten, Maler und Bildhauer absehen, die Gegenwart, sowohl die Industrie wie das Publicum, den eigentlichen Formensinn verloren; sie hat kein Auge mehr, das Schöne zu erkennen, und kann es auch nicht finden, weil sie es am verkehrten Orte, in ganz verkehrten Eigenschaften sucht. Sie sieht nicht den Gegenstand auf seine Gestalt, auf den Contour, auf die Zeichnung an, sondern ist höchlich vergnügt, wenn ihr ein X für ein U gemacht ist. Wenn der Gegenstand nur etwas anderes vorstellt, als er ist oder sein soll, so ist aller Kunst Gönne geschehen.

Dieser selbe Untergang des Formensinns hat selbst bei den besseren Künstlern, insbesondere bei den Malern, wenn sie der Industrie Modelle liefern wollten, einen großen Fehler hervorgerufen, nämlich die Verkennung der Grenzen des Reliefs für Kunstgegenstände dieser Art. Sie bedachten nicht, daß das Relief hier immer nur ein Schmuck, also ein Accidens ist und die Grundform des Gegenstandes, sein schöner Hauptcontour, gewahrt bleiben muß. In dieser Mißachtung haben sie den zu schmückenden Gegenstand nicht bloß überladen und oft begraben unter dem Schmuck, sie haben auch das Relief so willkürlich frei behandelt, daß es fast zur freien Skulptur wurde und das Geräth, dem es diente, zur Bedeutung eines unpassenden Postaments herabdrückte.

Alle diese Fehler und Mängel, an denen die heutige Kunstindustrie leidet, bilden gewiß schon eine ziemliche Reihe und sie sind Grundübel ihrem Werthe nach. Wir sind aber noch nicht zu Ende und dürfen wenigstens zwei andere nicht vergessen, wenn wir einen einigermaßen vollständigen Begriff von der verkehrten Art des modernen Geschmacks gewinnen wollen.

Das eine von diesen Uebeln, das thörichtste fast von allen, besteht in der Verwechslung der Stoffe. Man glaubt schon etwas gethan, ja dem Kunstforderniß genügt zu haben, wenn man z. B. Porzellangeschirr so bemalt, als ob es aus kleinen Brettchen vom Faßbinder zusammengebunden wäre. Auf die Form kommt es dann weiter nicht an. Derartigem Stoffwechsel begegnet man heute in allen Zweigen der Industrie, nur daß bald der eine, bald der andere Stoff mehr in der Mode vorherrscht. Heutzutage ist es ganz vor allen das Leder, welches hier die Stelle von Gold, dort von Holz, dort von Eisen, dort von Thon vertreten muß. Aber nicht genug, daß man ein anderes Material erheuchelt, man verwechselt folge-

recht auch die auf dem Stoffe beruhenden Formen. So wird z. B. der Bierkrug zum Fäßchen, die Bowle zur Tonne, der Conditor wird Bildhauer, baut Kirchen und bindet Bücher ein, wehingegen es auch wohl vorkommen mag, daß der Architect zierlich baut wie von Tragant und der Bildhauer leibzelterne Figuren zum Muster genommen zu haben scheint.

Das zweite Uebel besteht in der Verwendung der Farben, wofür uns der höhere Sinn, wie für die Formen, verloren gegangen zu sein scheint. So weit unsere Beobachtungen reichen, theilt sich der Farbengeschmack nach den Ständen in zwei ganz verschiedene Arten. In den unteren Classen liebt man grelle Zusammenstellungen von ziemlich vielen Farben, das sogenannte Bunte, das wohl schreit, aber in seiner rohen, unberechneten Weise der eigentlichen Wirkung entbehrt. Wirklichen Farbeffect sieht man bei dieser Art nicht. Dort aber, wo man auf Eleganz und Feinheit Anspruch macht, hat man vielmehr Furcht vor der Farbe. Man meint, die Feinheit bestände in den gebrochenen Tönen, in dem grauen Einerlei. Wählt man einmal, z. B. für Möbel eine kräftige Farbe wie roth, so wagt man ihr kaum etwas anderes gegenüber zu stellen als grau oder weiß, ja man muß wohl hören, daß die höchste Eleganz darin bestände, daß Wände, Möbel, Vorhänge u. s. w. denselben Ton und gar denselben Stoff haben. Daß aber weder diese eintönige Eleganz, noch die häuerische Buntheit das Wahre ist, dafür brauchen wir nur auf den Orient hinzuweisen, auf die Arbeiten der mittelalterlichen Mauren, auf die Perfer, die Indier u. s. w.

(Schluß folgt.)

---

## Die künstliche Erzeugung von Eis.

---

Es ist bekannt, daß das Eis in den nördlichen Gegenden während der Wintermonate gesammelt und in Eishütten verwahrt wird, um nach allen Richtungen der Welt versendet zu werden. So versehen Schweden und Norwegen Frankreich und Spanien und einen Theil von England mit Eis und Nord-America sendet die Erzeugnisse seiner Eisgebirge nach den tropischen Zonen des ganzen Erdballs und dem südlichen Theile Europa's und America's. Tausende von Schiffsladungen gehen daher jährlich mit Eis ab und schaffen einen Handelszweig, welcher eben so einträglich für die Unternehmer desselben, als angenehm für die Bewohner derjenigen Orte ist, welche ihrer südlichen Lage wegen eines für das gewerbliche und bürgerliche Leben gleich wichtigen Artikels beraubt sind. Das Eis findet nämlich nicht nur in der Industrie mannigfache Anwendung, sondern ist auch für große und kleine Haushaltungen von Wichtigkeit, wo dasselbe als Kühlungs- und Conservierungsmittel für die meisten Nahrungstoffe und Getränke wichtige Dienste leistet.

Diese letzte allgemeine Anwendung des Eises macht dasselbe für die Bevölkerung einer Stadt zu einem wahrhaften Lebensbedürfnisse, und es ist daher von

großer Wichtigkeit, dasselbe zu einem möglichst niedrigen Preise herbeizuschaffen, um dessen Nutznießung auch dem ärmeren Theile der Bevölkerung zu ermöglichen. Dieses konnte bei dem zugeführten Eise bis heute noch nicht erreicht werden, da der an der Quelle allerdings sehr niedrige Preis durch das Zusammenwirken dreier Factoren so sehr steigt, daß das Eis an dem Orte des Genusses für die ärmeren Bewohner nahezu einen Luxusartikel bildet. Nicht nur Transportkosten und der auf der Reise durch das Schmelzen erlittene Verlust vertheuern das Eis, sondern es ist auch dessen Preis durch die größere oder geringere Strenge des Winters fortwährenden Schwankungen ausgesetzt.

Um daher Eis so billig als möglich sich zu verschaffen, mußte es von dem vertheuernden Einflusse dieser drei Factoren befreit, d. h. es mußte die Möglichkeit geboten werden, das Eis an Ort und Stelle, und zwar zu jeder Jahreszeit zu erzeugen. Die Mittel hiezu sollte die Wissenschaft bieten, und seit mehreren Jahrzehnten bereits bemühen sich Physiker und Chemiker Eis auf künstliche Weise zu erzeugen. England und Frankreich streiten sich um das Verdienst, die bis vor kurzem nur als physikalisches Experiment bekannte künstliche Eisbildung auf das Feld der praktischen Erzeugung im Großen übertragen zu haben, so daß daraus der Bevölkerung von Städten ein wirklicher Nutzen erwächst.

Schon im Jahre 1836 wurde in England von Herrn Shaw ein Privilegium auf Eisbereitung genommen, ohne daß deßhalb eine solche im Großen betrieben worden wäre. Glücklichere Resultate gaben die von Herrn Harrison seit 1856 gemachten Versuche, und wurde nach seinen Angaben in England ein vollkommen wirksamer Apparat zusammengestellt, welcher mit Hilfe einer 10 Pferdekraft besitzenden Dampfmaschine in 24 Stunden 80 Centner künstliches Eis erzeugt. Am praktischsten jedoch soll sich nach den uns zugekommenen Berichten die jüngst von Herrn Carré in Paris construirte Eismaschine bewähren, welche auf folgenden physikalischen Grundsätzen beruht:

Wenn ein Körper seinen Aggregatzustand ändert, so absorbiert oder verliert er eine gewisse Menge Wärme. Wird ein fester Körper flüssig, so entzieht er den umgebenden Stoffen eine gewisse Menge von Wärmeeinheiten und eben so der flüssige Körper, der in Gasform übergeht, da die Arbeit der Trennung der Moleculen ebenfalls Wärme verlangt. Umgekehrt giebt das sich condensirende Gas die ursprünglich aufgenommene Wärme ab und der flüssige Körper, der in festen Zustand übergeht, macht die Wärmemenge frei, welche dessen Moleculen von einander getrennt hat.

Von allen Körpern nun, welche in Folge der Aenderung ihres Zustandes ein Sinken der Temperatur bewirken, als Kohlensäure, schweflige Säure, Ammoniak u. a. giebt Herr Carré dem Ammoniakgas deßwegen den Vorzug, weil er als Nebenproduct bei der Erzeugung von Leuchtgas gewonnen wird, daher äußerst billig im Handel erscheint. Dazu kommt noch, daß dieses Gas das oben erwähnte Phänomen mit großer Heftigkeit zeigt.



Einem starken Drucke ausgesetzt, nähern sich die Molecule des Gases und es wird flüßig. Diese Flüssigkeit zeichnet sich durch große Flüchtigkeit und das heftige Bestreben aus, wieder gasförmig zu werden und in Folge dessen den umgebenden Körpern die große Wärmemenge zu entziehen, welche bei dem Uebergange des gasförmigen in den flüssigen Zustand frei geworden ist. Daher das flüssige Ammoniak sobald wieder gasförmig wird, als der ausgeübte Druck sich vermindert. Schließlich löst sich dieses Gas vollkommen in Wasser auf, trennt sich jedoch davon mit großer Leichtigkeit, sobald letzteres erwärmt wird.

In Kürze zeigt also das Ammoniakgas folgende Eigenschaften :

1. Einer hohen Pressung ausgesetzt wird es flüßig ;
2. bei Verminderung des Druckes kehrt es in den gasförmigen Zustand zurück und entzieht den umgebenden Körpern eine beträchtliche Wärmemenge ;
3. in Wasser gelöst kann es durch Erhöhung der Temperatur leicht daraus vertrieben werden.

Diese verschiedenen Eigenschaften des Ammoniakgases sind von Herrn Carré geschickt benützt worden, um das Eis künstlich zu erzeugen.

Denken wir uns einen Apparat, zusammengesetzt aus zwei metallenen Hülßen, einer großen und einer kleinen, die mittelst eines gemeinsamen Halses verbunden sind ; das Ganze vollkommen geschlossen und ohne Communication mit der äußeren Atmosphäre. Geben wir nun in die große Hülse eine concentrirte Auflösung von Ammoniak und stellen wir sie über einen Ofen. Was wird geschehen ?

Das Gas wird aus dem Wasser getrieben, verläßt die große Hülse und bezieht sich in die kleine. Da es nicht entweichen kann, so wird es sich selbst zusammendrücken und schließlich flüßig werden. Nun wird das Feuer entfernt und der Apparat zur ursprünglichen Temperatur zurückgeführt. In Folge dessen nimmt das flüssige Ammoniak seinen gasförmigen Zustand wieder an und kehrt in die große Hülse zurück, um sich in dessen Wasser aufzulösen. Bei diesem Uebergange aus dem flüssigen in den gasförmigen Zustand entzieht jedoch das Ammoniak den umgebenden Körpern eine große Menge Wärme. Es genügt daher, die kleine Hülse in Wasser zu stellen, um dieses beinahe augenblicklich in Eis zu verwandeln.

Die von Herrn Carré angewendete Methode ist — wie wir sehen — sehr originell. Um Eis zu erzeugen, bedient er sich des Feuers. Es genügt, unter einem Recipienten Feuer zu machen, um unter dem andern Eis zu finden. In der That ein interessantes physikalisches Experiment, welches Zeugniß ablegt von der eigenthümlichen Wechselwirkung, in welcher die Naturkräfte zu einander stehen. Um diesem Experimente die nöthige Ausdehnung und eine praktische Anwendung zu geben, hatte Herr Carré nichts weiter zu thun, als seinem Apparate Dimensionen zu geben, welche für eine bedeutende Eisbereitung ausreichen, und ein Material zu wählen, welches außer aller Gefahr der Explodirung steht.

Beides ist ihm gelungen und sind bisher zweierlei Apparate von ihm construirt worden, welche Eis in wenigen Minuten erzeugen ; der eine, hauptsächlich für den Hausbedarf bestimmte, hat kleinere Dimensionen und erzeugt mit 1 Pfund

Kohle 10 Pfund Eis, der andere reicht für eine gewerbsmäßige Production aus und erzeugt 20 bis 30 Pfund Eis per Pfund Kohle. Die Temperatur kann bei dem letzteren Apparate auf 50 bis 60 Grad unter Null gebracht werden. Der Preis des Carré'schen künstlichen Eises wird höchstens auf  $\frac{1}{2}$  bis 1 fr per Pfund zu stehen kommen. Es genügt, an den Preis des zugeführten Eises zu erinnern, 6 bis 10 fr. per Pfund, um die große Oekonomie zu bemessen, welche der Bevölkerung aus dem Verbräuche des künstlichen Eises erwachsen wird.

Was das Material betrifft, welches Herr Carré zur Construction seiner Apparate bestimmte, so erkannte er bald, daß Kupfer davon ausgeschlossen werden mußte. Wird dieses Metall nämlich mehrere Stunden in Ammoniak getaucht, so verliert es seine Zähigkeit und wird weich wie Thon, und zwar um so schneller, je mehr es mit fremden Bestandtheilen, wie z. B. Zink, gemengt erscheint. Im Gegentheile zu dem äußerst selten rein vorkommenden Kupfer werden Schmied- und Gußeisen, Stahl, Blei, Messing von Ammoniak nicht angegriffen. Der Erfinder hat daher diese Metalle zur Construction seiner Apparate gewählt, und für jeden einzelnen Theil dasjenige bestimmt, welches der Art und Weise der Inanspruchnahme am besten entspricht.

So weit die Apparate des Herrn Carré und nun die wichtigen Anwendungen welche natürlicherweise aus der billigen Erzeugung von Kälte fließen.

In allen den Fällen wird dieselbe von großem Nutzen sein, wo man sich heute irgend eines Mittels bedient, um ein bedeutendes Sinken der Temperatur herbeizuführen. Die Erzeugung von chemischen Producten würde hierin ein wichtiges Hülfsmittel finden für die Krystallisirung von Salzen. Man wird mit Hülfe der künstlichen Kälte die Fällung von schwefelsaurem Kali aus der Mutterlauge des Salzwassers, die Fällung des Parafins der Oele bewirken und ohne Schwierigkeit das Benzin und die Essigsäure krystallisiren machen. Ferner würde man verschiedene Lösungen von Wein, Alkohol, Säuren concentriren, die durch Gährung von Bier und Essig erzeugte Erhitzung vermindern u. s. w.

Noch haben wir einer letzten Anwendung zu gedenken, welche einer großen Tragweite fähig ist.

Wenn man das Seewasser frieren läßt, so enthält das gebildete Eis bloß Wasser und die in demselben enthaltenen Salze werden gefällt. Unter dem Einflusse einer Kälte von mehreren Graden unter Null wird das Salzwasser in zwei Theile geschieden: der eine ist reines Wasser und der andere ist eine concentrirte Lösung der in dem Seewasser enthaltenen Salze. Diese wohl gekannte Eigenschaft wird in den Salinen der nördlichen Küsten benützt, um ohne Kosten das Salzwasser zu concentriren, welches bestimmt ist, Meerzalt zu liefern. Durch die Erzeugung der künstlichen Kälte wird daher den südlichen Küstenländern ein Ersatz geboten für das ihnen mangelnde Klima des Nordens.

Welcher außerordentliche Vortheil erwächst schließlich aus dem Carré'schen Eisapparate für die großen Schiffe, welche weite Seereisen zu machen haben! Stets haben sie ein Mittel zur Hand, die schwüle Temperatur in allen Räumen des

Schiffes zu kühlen, wenn sie in den tropischen Zonen unerträglich wird, stets können sie mit der größten Leichtigkeit sich das für die Kühlung und Conservirung der Speisen und Getränke nöthige Eis schaffen und stets ist ihnen die Möglichkeit geboten, aus dem Seewasser trinkbares Wasser zu bereiten, ohne die Anwendung von complicirten Destillationsapparaten einerseits und andererseits ohne sich mit der nöthigen Menge genießbaren Wassers zu versehen; — lauter wichtige Vortheile, deren Bedeutung sowohl vom Fachmanne als vom Laien erkannt werden dürfte.

F. Böhm es.

## Das Budget des South-Kensington und des British Museum im Jahre 1862/63.

„Aus Nichts wird Nichts“, sagt schon König Lear. Die großartigen Anstrengungen, welche England seit der ersten Londoner Ausstellung des Jahres 1851 machte, um den Kunstsinne im englischen Volke, den Geschmack der arbeitenden Classen zu heben, haben außerordentliche Wirkungen geäußert und Frankreich für seine Superiorität im Reiche des Geschmacks zittern gemacht. Sie haben aber auch namhafte Kosten verursacht; sie haben Summen verschlungen, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen ließe, wenn wir die Ziffern nicht mit eigenen Augen in den officiellen Tabellen wahrzunehmen und nach denselben unseren Lesern vorzuführen in der Lage wären.

Wir wollen im Nachstehenden nur auf Grundlage des Budgets vom Jahre 1863 die Ausgabeziffern für zwei Anstalten, welche dem theoretischen und dem anschaulichen Unterrichte in der Kunst gewidmet sind, nämlich für das South-Kensington- und das British Museum in London, Revue passiren lassen.

Das South-Kensington Museum hat in den ersten zehn Jahren seines Bestandes aus öffentlichen Mitteln eine Subvention von circa 6 Mill. Pfd. St. erhalten und in Folge dieser Dotation eine Ausdehnung, einen Reichthum von Originalkunstwerken und eine Bedeutung gewonnen, die es als unerreichbares Muster und Vorbild aller „Museen für Kunst und Industrie“ erscheinen läßt.

Mit einem so immensen Stammvermögen an Behelfen und Mitteln der Kunstbildung ausgestattet, bedürfte das Kensington Museum wohl keiner sehr namhaften Jahresdotation, um für lange Zeit der Erfüllung der ihm gestellten Aufgaben vollkommen gewachsen zu sein.

Dennoch entnehmen wir den amtlichen Ausgabetafeln der englischen Regierung, daß für das South-Kensington Museum noch gegenwärtig Jahr für Jahr 33.000 bis 35.000 Pfd. St. (nebenbei bemerkt, gerade das Zehnfache der dem österreichischen Museum für Kunst und Industrie für das Gründungsjahr bewilligten Dotation) in das Budget eingestellt und verausgabt werden.

Davon kommen im Jahre 1863:

1. auf Gehalte . . . . .	4.016 Pfd. St.
(1 Director, 3 Abtheilungschefs, 1 Custos, 3 Custosstellvertreter, 3 Concipienten u. s. f.)	
2. auf Ankäufe von Gegenständen, deren geschenkweise Ueberlassung nicht wahrscheinlich und deren Erwerbung zur Ergänzung von Lücken in den einzelnen Sammlungen erforderlich ist . . . . .	700 "
3. auf Ausarbeitung und Illustration der Kataloge . . . . .	300 "
4. für Wächter, Aufseher und Dienerschaft zur Instandhaltung des Museums und der damit in Verbindung stehenden Schulen und Hörsäle (nach der Stunde bezahlt) . . . . .	3.450 "
5. für Polizei (nach Tagen bezahlt, den Tag zu 8 Stunden gerechnet) . . . . .	2.100 "
6. Beleuchtung und Gas in dem Museum, den Schulen u. ff. und Sicherheitsvorkehrungen gegen Feuer, Ausbesserungen der Leitungen und Anstalten, für Erwärmung, Ventilation, Lampen und Gasapparat . . . . .	2.650 "
7. Bauberstellungen, Reparaturen und Ausschmückung der neuen Gebäudeabtheilungen (darunter inbegriffen Materialien, Apparate, Arbeitslohn, decorative Ausschmückung und Reparaturen im Museum, den Restaurationslocalitäten, Schul- und Amtsräumen mit 6600 Pfd. St.) . . . . .	7.250 "
8. für Instandhaltung und Herstellung von Straßen, offenen Wegen und Grundsteuer (Tithe-Rent charge) . . . . .	500 "
9. für die Bezeichnung der exponirten Gegenstände, für Druck und Annoncen . . . . .	850 "
10. für Zubauten (Errichtung von Gebäuden für Schulen und Beistellungen von Localitäten für die Nachtdienst haltenden Aufsichtsorgane), im Jahre 1862 15.000 Pfd. St. . . . .	12.000 "
11. Unvorhergesehene Auslagen . . . . .	300 "

Noch viel bedeutender ist die Dotation, welche das British Museum alljährlich aus den öffentlichen Mitteln bezieht; sie beläuft sich während der letzteren Jahre durchschnittlich auf 100.000 Pfd. St.

Davon sind im Budget pro 1863 veranschlagt:

1. für Gehalte und Löhne im Ganzen . . . . .	44.421 Pfd. St.
(davon kommen a. auf höhere Beamte 8940 Pfd. St.; der erste Bibliothekar erhält 800 und als gleichzeitiger Secretär 400, der Chef der Abtheilung für Naturgeschichte 800, die übrigen Abtheilungschefs — im Ganzen noch 10 — 600 (5), 500 (4) und 350 (1), 3 Custosstellvertreter mit 450, der erste Concipient 450; b. auf Assistenten (Männer der	

Wissenschaft) 13.788, Assistenten 1. Classe (35 an der Zahl) haben theils einen Gehalt von 320, jährlich um 20 steigend, bis 400, theils beziehen sie 210 und erreichen, jährlich um 15 steigend, als Maximum 310, die Assistenten 2. Classe erhalten anfangs 150 und sodann jährlich um 10 mehr bis 200; c. auf Hülfbeamte (Copisten) 3025 (24 Personen, welche anfangs einen Gehalt von 90 beziehen und, jährlich um 10 steigend, als Maximum 150 erreichen; d. Aufseher und Diener 12.783 (44 Aufseher 1. Classe 100 bis 120, 44 Aufseher 2. Classe 80 bis 100, 45 Aufseher 3. Classe 60 bis 80 u. ff.; e. Polizei 700; f. Leute im Tag- und Wochenlohn 2260; g. Feuerwache 800; h. Pensionen 2125 Pfd. St.)

2. Gewöhnliche Haushaltsbedürfnisse . . . . . 3.160 Pfd. St.  
(Zinsungen und Taxen 440, Haushaltsgeräthe 100, Kohle, Coaks, Bündelholz 950, Kerzen, Del, Gas 370, Kanzlei-requisiten 650, unvorhergesehene Auslagen 650 Pfd. St.)
3. Erwerbungen und Ankäufe . . . . . 22.445 "  
(Bibliotheksanschaffungen 10,000, Manuscripte 3000, orientalische, britische und mittelalterliche Kunstschätze 1000, griechische und römische Alterthümer 1000, Münzen und Medaillen 1500, Zeichnungen und Drucke 2000 Pfd. St.)
4. Einbände und Präparate für die naturwissenschaftl. Section 10.390 "
5. Kataloge . . . . . 2.000 "  
(Allgemeine Kataloge („Guide book“) 350, Kataloge der Abtheilung für alte Kunst und bezügliche Zeichnungen 200 Eintrittskarten und Reglements 150 Pfd. St. u. ff.)
6. Auslagen für Gebäude, Möbel und diverse Herstellungen 17.435 "  
(unter diese Rubrik fällt für 1863 ein Betrag von 2180 Pfd. St. für Vollendung des neu eingeführten Systems der Wärmung und 1500 Pfd. St. für Reparaturen.)
7. Verschiedene kleine Auslagen . . . . . 1.250 "

Schließlich ist zu bemerken, daß das Verwaltungsjahr in England mit Ende März abschließt. Unter „Budget 1863“ ist sohin der Ausgabeetat für den Zeitraum vom 1. April 1862 bis 31. März 1863 zu verstehen. Die Gesamtsumme der Auslagen für das British Museum hat nach der voranstehenden Darstellung pro 1863 99.012 Pfd. St. betragen; im Vorjahre (1. April 1861 bis 31. März 1862) belief sich dieselbe auf 100.414 Pfd. St.

## Belgiens Kunstbudget für 1864.

Als einen Maßstab für die Culturstufe eines Volkes hat Leibniz das größere oder geringere Quantum von Seife bezeichnet, welches dasselbe verbraucht. Es ist eine schöne Sache um die Reinlichkeit, und hinten, weit, in der Türkei mag es Völker geben, die auf diese Eigenschaft stolz sind. Die civilisirten Nationen des heutigen Europa gehen aber weiter im Comfort dieses Lebens, sie begnügen sich auch nicht mit schillerndem Schmuck und bunten Trachten, sie finden Geschmack und Genuß zumeist an jenen Zierden, welche die schönen Künste ihrem Dasein verleihen.

Wenn wir die wahre Veredlung des Menschen darin sehen, daß er sich vom trügen Stoffe und vom Egoismus des Sinnenlebens losmacht, so müssen wir die höhere Bildungsstufe eines ganzen Volkes in der relativen Größe seiner geistigen, namentlich seiner ästhetischen Bedürfnisse erkennen. Die Anlegung dieses Maßstabes ist zwar weniger wigig, darum aber um so sicherer. Guldigen wir ferner der Meinung, daß jedes Volk die Regierung hat, welche es verdient, deren es bedarf, so können wir wohl aus den Summen, welche jährlich ideellen und ästhetischen Zwecken gewidmet werden, auf die Culturstufe der Bevölkerung schließen. Eine solche Betrachtung nimmt nicht bloß das künstlerische, sondern auch das gesellschaftliche und staatliche Interesse in Anspruch.

Berschränken wir es nicht mit dem kleinen Königreiche Belgien den Anfang zu machen und werfen wir einen Blick auf das 19 Capitel seines Budgets für innere Angelegenheiten. Ohne Vergleiche oder Schlüsse zu ziehen, geben wir die Ansätze dieses Voranschlages für Kunst mit etwaigen erläuternden Bemerkungen. Unter Umständen sprechen bekanntlich Ziffern deutlicher als Thatfachen. Zur Unterstützung junger Künstler in ihren Studien sind 12.000 Fr. bestimmt, dabei ist jedoch bemerkt, daß dieser Ansaß, wie auch die folgenden, nicht limitirt ist. Davon werden jungen Malern, Zeichnern, Stechern, Architekten und Musikern Stipendien von 250 Fr. verliehen und die Anzahl der Betheilten ist somit 48. Doch ist, wie erwähnt, diese Zahl keineswegs durch jene Summe beschränkt und im Jahre 1863, wo hier auch 12.000 Fr. angesezt waren, wurde mehr als die Hälfte dieser Summe allein für die Musiker verwendet, die bekanntlich in anderen Staaten wild wachsen.

Zur Aufmunterung junger Künstler, die bereits Proben ihres Verdienstes gegeben haben; zu Reisen solcher ins Ausland, zu Sendungen im Interesse der Kunst; zur Unterstützung bedürftiger Künstler und der Familien von verstorbenen figuriren 10.000 Fr. Doch ist dieser Ansaß für die vielen Zwecke viel zu gering, wenigstens wurde er im Jahre 1863 bei gleicher Höhe um 5599 Fr. überschritten, so daß für das laufende Jahr ein gleiches Deficit zu erwarten ist. Für die Pflege des Kupferstiches und der Medaillenkunst, zu Publicationen, die auf Kunst Bezug haben, zur Förderung und zum Ankaufe historischer und archäologischer Werke sind 20.000 Fr. bestimmt, was ebenfalls zu niedrig gegriffen ist, denn im vergangenen

Jahre wurden von der gleichen Summe 19.747 Fr. 50 Cent. bloß für den Kupferstich verwendet und man verlangt überdies eine Berücksichtigung der vernachlässigten Lithographie und der Photographie, so weit dieselbe nicht industriell ist, sondern auf Reproduction von Kunstgegenständen zu Studienzwecken ausgeht.

Weitere Anträge sind: Zur Unterstützung der Gesellschaften für Musik und bildende Kunst 15.000 Fr., für Bestellungen und Ankäufe von Werken lebender Meister oder solcher, die vor weniger als zehn Jahren verstorben sind, und zur Unterstützung von Corporationen in dieser Absicht 46.000 Fr.; für Aufmunterung zur Frescomalerei im Vereine mit anderen Unternehmern 100.000 Fr. Die Bestellungen, welche in letzterer Beziehung bereits gemacht sind, beanspruchen eine Summe von 1,044.440 Fr.; der Antheil des Staates an diesen Ausgaben ist 711.547 Fr., jener der Gemeinden und Kirchen 340.893 Fr. Die bisher verwendete Summe beläuft sich auf 189.101 Fr. Das laufende Budget des Jahres 1864 ist davon mit 87.923 Fr. belastet; es erübrigen somit noch 438.523 Fr. als Zufluß aus dem Staatsäckel, so daß der Bedarf für diese Unternehmungen auf diese Art in fünf Jahren gedeckt sein wird.

Es folgen dann: für die Akademien und Kunstschulen mit Ausnahme jener von Antwerpen 50.000 Fr., Pensionen für die Preisgekrönten in musikalischer Composition, Malerei, Sculptur, Architektur und Kupferstich 21.000 Fr., Kosten der Ausstellungen 6000 Fr., die k. Akademie von Antwerpen, Ordinarium 33.250 Fr., Extraordinarium 25.000 Fr., für das k. Conservatorium der Musik zu Brüssel 76.373 Fr., für jenes zu Lüttich 30.240 Fr., für das k. Museum der Malerei und Sculptur 32.675, für das k. Museum der Alterthümer und Waffen 20.700 Fr., für Ueberwachung und Erhaltung von Monumenten und Bauten 6430 Fr., für Monumente, welche berühmten Männern Belgiens unter Betheiligung der Städte und Provinzen errichtet werden 90.000 Fr. Die Ausgaben zu dem letzteren Zwecke sind auf 396.030 Fr. contrahirt, wobei der Staat mit 277.363 Fr. theilhaftig ist, die Provinzen mit 15.000, die Gemeinden mit 103.666 Fr. Davon hat der Staat bisher gezahlt: 128.303 Fr. 34 Cent., im Jahre 1864 zahlt er 72.280 Fr. und es bleibt somit noch ein Rest von 76.780 Fr., der ohne Zweifel im Jahre 1865 wird bezüglichen werden.

Zur Unterstützung der Restaurirung und Instandhaltung von Bauten und Kunstdenkmälern sind angewiesen 56.000 Fr. daneben die Commission der Monumente mit 24.500 Fr., endlich für die Redaction und Veröffentlichung der Berichte der Commission für Kunst und Archäologie mit 6000 Fr.

Indem wir alle diese Daten der geneigten Beachtung unserer Leser empfehlen, glauben wir daraus keinen anderen Schluß ziehen zu müssen, als das Facit, daß im kleinen Königreiche Belgien das Jahresbudget für Musik und bildende Kunst nahezu eine Million beträgt.

## Ueber Pflanzenphänologie.

Von Dr. A. Pokorny.

Einer der jüngsten Sprossen an dem vielverzweigten Baume der Naturwissenschaft ist die Phänologie.

So nennt man seit Morren die Lehre von der Periodicität gewisser mit den Witterungsverhältnissen innig zusammenhängender Erscheinungen an Pflanzen und Thieren. Zwar datiren sich die Anfänge dieser Wissenschaft schon aus dem vorigen Jahrhundert und knüpfen sich an die berühmten Namen von Réaumur und Linnée. Allein selbst von den vielseitigen Anregungen des großen schwedischen Naturforschers zu Beobachtungen der hieher gehörigen Erscheinungen hat sich fast nur der mehr sinnige als praktische Gedanke einer Blumenuhr im Gedächtnisse der Nachwelt erhalten. Die neuere Phänologie reicht kaum über die letzten drei Decennien und ist gegenwärtig in einer raschen Entwicklung begriffen. Trotz ihres verhältnißmäßig kurzen Bestehens erfreut sie sich einer nicht unbedeutenden Popularität. Sie zählt, in allen Theilen der Welt zerstreut, fleißige, beobachtende Theilnehmer; viele Tagesblätter öffnen ihre Spalten phänologischen Notizen und das Erscheinen der ersten Lerche, des ersten Maikäfers, das Hervorprossen der Schneeglöckchen und Veilchen werden nebst ähnlichen, das Erwachen der Natur im Frühling kennzeichnenden Erscheinungen mit einer gewissen Spannung erwartet und erregen nicht nur beim Naturforscher und Naturfreunde, sondern selbst in weiteren Lesekreisen lebhaftes Interesse. Dessenungeachtet sind die Aufgaben und Leistungen der Phänologie noch wenig bekannt und selbst bei Männern der Wissenschaft haben phänologische Beobachtungen mit den Vorurtheilen zu kämpfen, welche der verwandten Meteorologie so lange hindernd im Wege standen, bis es hier gelang, aus dem scheinbar gänzlich sterilen Material zahlloser Daten allgemeine Naturgesetze abzuleiten. Ein kurzer Ueberblick der Aufgaben, Methoden und Resultate der Pflanzenphänologie dürfte daher zur Verbreitung richtiger Ansichten über diesen Gegenstand beitragen.

Die Aufgabe der Phytophänologie ist eine doppelte: sie hat gewisse periodische Erscheinungen an Pflanzen zu beobachten und dieselben zu erklären. Aus der großen Reihe von Erscheinungen, welche die Entwicklung der Pflanzen darbietet, müssen zunächst jene, die einer präcisen Beobachtung fähig sind, als fixe Punkte (sogenannte Entwicklungsphasen oder Entwicklungsstadien) hervorgehoben werden. Der Eintritt dieser leicht und sicher zu bestimmenden Fixpunkte im Pflanzenleben ist sodann nach einer einheitlichen Methode an den verschiedenen Pflanzenarten in verschiedenen Jahren und an verschiedenen Orten genau zu beobachten. Diese phänologischen Daten, verglichen mit den gleichzeitig anzustellenden meteorologischen Beobachtungen, liefern den Beweis eines Zusammenhanges zwischen den klimatischen Factoren und der Pflanzenentwicklung, wodurch letztere als Erscheinung auf ihren Grund zurückgeführt, also erklärt wird. Das Endziel der Phänologie geht also dahin, den Zusammenhang zwischen Klima und Pflanzenentwicklung zu ergründen;



sie strebt daher nahezu dasselbe an, wie die sogenannte Pflanzenklimatologie, welche aus der factischen Vertheilung der Pflanzen auf der Erde ihre klimatischen Bedürfnisse, die in der Verschiedenheit der Vegetation nach Zonen und Höhenregionen einen so sprechenden Ausdruck erhalten, zu erkennen versucht. Allein während die Pflanzenklimatologie ein äußerst complicirtes und schwieriges Phänomen im Ganzen und auf einmal zu lösen versucht, vereinfacht sich die Phänologie ihre Aufgabe sehr dadurch, daß sie zunächst für einen Ort, ja oft nur für ein bestimmtes Individuum einzelne klimatische Factoren der verschiedenen Entwicklungsphasen einer Pflanzenart zu bestimmen sucht. Sie geht dabei von der Ansicht aus, daß die klimatischen Bedürfnisse, als in der Natur einer Pflanzenart begründet, innerhalb gewisser bestimmbarer Grenzen constant sind, eine Annahme, die nicht nur theoretisch richtig ist sondern auch in der Erfahrung ihre Bestätigung findet.

Die Entwicklung der Pflanzen, mit welchen die beobachtende Phänologie sich zu beschäftigen hat, erleidet in unserem Klima alljährlich eine Unterbrechung im Winter, welche Jahreszeit alle Pflanzen im Zustande des Winterschlafes ohne bemerkbare Lebensthätigkeit zubringen. Dieses Stadium der Ruhe wird durch die steigende Wärme im Frühlinge unterbrochen, und sogleich zeigen sich Spuren des erwachten Lebens im keimenden Samen, im aufsteigenden Saftstrom der Bäume, im Anschwellen und Entfalten der Knospen an allen ausdauernden Pflanzen Wenngleich oft noch Rückschläge erfolgen, so geht die Pflanzenentwicklung dennoch im Ganzen unaufhaltjam vor sich, eine stetig zusammenhängende Reihe von Wachsthum- und Entwicklungserscheinungen bildend. Ist es nun überhaupt für den Beobachter schon schwierig, den Eintritt des Erwachens aus dem Winterschlaf präcis festzustellen, so ist es oft noch schwieriger, in der allmählig fortschreitenden Entwicklung bestimmte, leicht kenntliche Abschnitte zu fixiren, deren Eintritt sich scharf beobachten läßt. Und doch hängt von der Bestimmung solcher Fixpunkte in der Pflanzenentwicklung die Vergleichbarkeit und Benützung verschiedener Beobachtungen ab. Die Phänologen haben sich daher viele Mühe gegeben, jene Entwicklungsphasen festzustellen, deren Eintritt sich am schärfsten beobachten läßt und berücksichtigen diese bei ihren Beobachtungen allein. Obwohl die Ansichten über die Zahl und die Formulirung der Entwicklungsphasen noch immer ziemlich getheilt sind, und dieselben auch unmöglich für alle Pflanzen gleichmäßig angenommen werden können, so einigte man sich in neuester Zeit doch darin, nur sehr wenige solche Entwicklungsstadien anzunehmen. Von großer Wichtigkeit war das Uebereinkommen, welches bei Gelegenheit der 32. Naturforscherversammlung in Wien (1856) erzielt wurde, indem die namhaftesten Phänologen Deutschlands und Oesterreichs nur vier Entwicklungsphasen als Grundlage ihrer Beobachtungen wählten und zunächst eine beschränkte Anzahl weitverbreiteter Pflanzen (33 Arten) für solche Beobachtungen empfahlen. In Oesterreich werden die Beobachtungen, welche die k. k. meteorologische Centralanstalt leitet, nach genauen von Herrn C. Fritsch entworfenen Instructionen ausgeführt. Trotz Uebereinkommen und Instructionen sind die Beobachtungen verschiedener Beobachter an verschiedenen Orten noch mit zahlreichen Beobachtungs-

fehlern behaftet und daher wenig vergleichbar. Die Quellen dieser Fehler liegen theils in der subjectiven Verlässlichkeit der Beobachter, theils in dem Umstande, daß der Eintritt phänologischer Erscheinungen, namentlich bei Beobachtungen im Freien, leicht übersehen werden kann, zum Theil aber auch in der trotz der genauesten Instructionen unbestimmten Feststellung einzelner Entwicklungsphasen. Daher haben bisher die wichtigsten und sichersten allgemeinen Resultate die Beobachtungen einzelner Phänologen von Fach, wie DuRoi in Brüssel, Hoffmann in Gießen, Lachmann in Braunschweig, Göppert und Cohn in Breslau und Fritsch in Prag und Wien geliefert.

Als beobachtenswerthe Entwicklungsphasen werden gegenwärtig allgemein angenommen: die erste Blüthe und die erste reife Frucht bei allen Phanerogamen; bei Holzpflanzen noch der Eintritt der Belaubung und Entlaubung, bei einjährigen Pflanzen das erste Keimen. Zu den am leichtesten und sichersten zu beobachtenden Phasen gehört die erste Blüthe. Es ist dies meist eine sehr auffallende Erscheinung, an die sich oft noch das Interesse des Botanikers, des Landwirthes, des Blumisten und Naturfreundes knüpft und die daher nicht leicht übersehen wird. Bei vielen Pflanzen mit großen schönen Blüthen, wie z. B. bei Obstbäumen, an Rosen, tritt die Entfaltung der Blumenkrone aus der schon längst vorbereiteten Knospe plötzlich ein und ist ein scharf begrenztes, sicher festzustellendes Stadium in der Entwicklung der Pflanze. Freilich giebt es zahlreiche Pflanzen mit unscheinbaren Blüthen, wo die Entfaltung der ersten Blüthe nicht so auffällig ist; in solchen Fällen giebt das Stäuben der Antheren einen sehr guten Anhaltspunkt.

Viel schwieriger ist der Eintritt der ersten Fruchtreife zu bestimmen. Gewöhnlich geschieht es wohl, daß die Pflanzenfrucht zur Zeit, wo die Samen ihre Keimfähigkeit erhalten haben, also die Fruchtreife eintritt, abfällt oder die Samen austrent. Allein das Abfallen der Früchte erfolgt oft viel früher, durch Krankheit, Insectenstiche oder Elementarereignisse veranlaßt. Es sind daher je nach der Art sehr verschiedene äußere Kennzeichen, von der Entwicklung, Färbung, Consistenz und ähnlichen Eigenschaften hergenommen, die zur Charakteristik der Fruchtreife dienen.

Bei den Holzpflanzen ist die Laubentwicklung, die sich in der Belaubung und Entlaubung kundgiebt, eine der hervorragendsten periodischen Erscheinungen. Als fixe Punkte für die Beobachtungen gelten hier das erste Sichtbarwerden der oberen Blattfläche im Frühling und die erste völlige Entlaubung einer Baumart im Herbst. Bei der Belaubung muß man sich hüten, die Niederblätter, welche die Knospe einhüllen und bald abfallen, mit den eigentlichen Laubblättern zu verwechseln. Die Entlaubung ist von einer charakteristischen Verfärbung des Blattes begleitet und tritt oft sehr unregelmäßig ein. Bekanntlich gründet sich auf die Entlaubung die Eintheilung der Holzpflanzen in sommer- und wintergrüne. Dieser Unterschied ist kein scharfer, auch ist die Lebensdauer der Blätter bei den winter- oder immergrünen Pflanzen sehr ungleich. Die Blätter unserer Nadelhölzer werden mitunter 6 bis 8 Jahre alt, bis sie allmählig oder ruckweise abfallen.

Bei einjährigen Pflanzen ist das erste Keimen, d. h. das erste Sichtbarwerden des aus dem Samen sich entwickelnden Keimes über der Erdoberfläche eine scharf begrenzte Entwicklungsphase, von deren Eintritt an die Wirkung der klimatischen Factoren sich datirt.

Hat man durch eine Reihe von Jahren an einem Orte den Eintritt der Entwicklungsphasen einer bestimmten Pflanzenart beobachtet so läßt sich aus diesen Daten ein Mittel ziehen, dessen Genauigkeit mit der Zahl der Beobachtungsjahre wächst. Die Kenntniß dieses Normalmittels (eines bestimmten Tages) mit dem Maximum der Abweichung (in Tagen) giebt genau die Epoche der Entwicklungsphase einer Pflanze für einen bestimmten Ort. So z. B. ist nach hundertjährigen Aufzeichnungen die Weinlese in Mautern, wie Kerner mittheilt, das mittlere Datum ihres Eintrittes (welches ziemlich mit dem Eintritte der Fruchtreife der Weinrebe zusammenfällt), der 6. October; da aber die Leizeit in diesen 100 Jahren zwischen 49 Tagen schwankt, so ist das Maximum der Abweichung  $\pm 24$  Tage. Der 6. October  $\pm 24$  Tage ist daher der Ausdruck für die Epoche der beginnenden Fruchtreife der Weinrebe in Mautern.

Ordnet man die phänologischen Normalmittel der Pflanzenarten einer Flora chronologisch, so erhält man einen Alerenkalender für eine bestimmte Gegend, der ein getreues Bild der alljährlich sich abwickelnden periodischen Erscheinungen des Pflanzenlebens und des wechselnden Charakters einer Landschaft nach den Jahreszeiten giebt. Betrachten wir z. B. in Kürze den Verlauf der Hauptentwicklungsphasen der Pflanzen, wie er sich in der Flora von Wien nach mehrjährigen sehr genauen Beobachtungen herausstellt.

Die Belaubung der Bäume und Sträucher erfolgt in Wien mit geringen Ausnahmen in der kurzen Zeit von 6 Wochen, zwischen dem 26. März und 5. Mai, so zwar, daß die Zahl der sich belaubenden Arten bis 15. April regelmäßig wächst und dann wieder regelmäßig abnimmt. Nur wenige Arten belauben sich früher (zwischen 6. bis 26. März) oder später (zwischen 6. bis 25. Mai).

Ausnahmsweise giebt es einige Arten, die schon im Winter oder gar im vorangehenden Herbst Blätter entwickeln, wie der schwarze Hellebor (normal am 17. Jänner), oder die tatarische Heckenkirsche (normal am 28. Februar, in milden Wintern schon am 21. December sich belaubend). Den Schluß der Belaubung bilden bei uns die Föhren, die erst in der zweiten Hälfte des Mai zur Laubentwicklung gelangen.

Die Entlaubung der Bäume und Sträucher tritt in Wien zwischen dem 25. September und 10. December, jedoch so ein, daß die größte Zahl der entlaubten Arten zwischen den 1 bis 15. November fällt. Zu den am frühesten sich entlaubenden Hölzern gehören die Johannisbeeren, zu den spätesten Ulmen, Liguster und Lerchentannen. Eine nicht unbeträchtliche Zahl behält ihr Laub bis zum Eintritte des Winters, wo es erst, durch starke Fröste getödtet, abfällt oder vertrocknend bis zum Frühling ausdauert. Solche Pflanzen bilden den Uebergang zu den immergrünen.

Besonders praktisch für den Botaniker sind die Blüthenkalender. Während man sich früher begnügte, annähernd nach Monaten die Blüthenzeit zu bestimmen, kann man gegenwärtig bei vielen Pflanzen den Tag angeben, an welchem sie bei uns normal zur ersten Blüthe gelangen. So stäuben z. B. die Käpchen der Haselnuß bei uns normal am 14. Februar (mit einem mittleren Fehler von 18 Tagen); das Schneeglöckchen blüht am 2. März (mit einem mittleren Fehler von 13 Tagen), während die Herbstzeitlose erst am 2. September (mit einem mittleren Fehler von 11 Tagen) ihre Blüthen entfaltet. Aber nicht nur das Normalmittel der ersten Blüthe ist bei verschiedenen Pflanzen außerordentlich verschieden, auch andere Blüthenverhältnisse sind sehr mannigfach. Manche Pflanzen blühen nur ganz kurze Zeit, andere, indem sie sehr ungleich zur Entwicklung gelangen oder sich mehrmal aus säen, fast das ganze Jahr; manche Individuen blühen im Herbst unter günstigen Umständen zum zweiten Male, und manche Pflanzen entwickeln ihre Blüthen je nach den Witterungsverhältnissen im Spätherbste oder im Frühlinge.

Ganz ähnlich läßt sich ein Pflanzentkalender nach der Fruchtreife zusammenstellen. Da jedoch diese Entwicklungsphase am schwierigsten zu bestimmen ist, so ergeben sich hier die größten Abweichungen vom Normalmittel.

Es ist von jeher in der systematischen Botanik üblich, bei Beschreibung der einzelnen Pflanzenarten die Blüthenzeit, bisweilen auch die Zeit der Fruchtreife anzuführen, was freilich sehr unbestimmt nach Monaten und Jahreszeiten geschieht. Auf Grundlage phänologischer Beobachtungen gestalten sich solche Angaben so präcis, daß sie dadurch in die Reihe von Artmerkmalen eintreten und zur Unterscheidung nahe verwandter Arten benützt werden können. So haben 32jährige Beobachtungen hier in Wien gezeigt, daß die großblättrige Linde (Wasserlinde, Sommerlinde) bei uns normal am 9. Juni blühe; diese Blüthezeit tritt um 9 Tage früher ein als bei der kleinblättrigen Linde (Steinlinde, Winterlinde) und um 22 Tage früher als bei der Silberlinde. Man kann daher als einen wichtigen Artunterschied dieser drei Linden anführen, daß (normal in Wien) die großblättrige Linde am 9. Juni, die kleinblättrige am 18. Juni und die Silberlinde am 1. Juli zur Blüthe gelangt.

Phänologische Beobachtungen derselben Pflanzen an verschiedenen Orten zeigen meist einen halb größeren, halb geringeren Zeitunterschied in der Entwicklung der Pflanzen, der offenbar von der Lage und von den klimatischen Verhältnissen der Orte abhängig ist. Abgesehen von diesen ursächlichen Momenten, erfährt man durch diesen Zeitunterschied bei zahlreichen Beobachtungen schon in einem Jahre, natürlich viel genauer nach mehrjährigen Mitteln, um wie viel die Pflanzenentwicklung eines Ortes der Vegetation eines anderen Ortes im Allgemeinen vorausgeht oder nachfolgt. Sehr lehrreich sind in dieser Beziehung die Zusammenstellungen, welche Fritsch über die in den Jahren 1859 und 1860 im Kaiserthume Oesterreich angestellten phänologischen Beobachtungen veröffentlichte. Im Jahre 1859 gab es 62 phänologische Stationen in allen Theilen der österreichischen Monarchie zerstreut, von sehr verschiedener Lage und physischer Beschaffenheit. Vergleichen wir nun die

Pflanzenentwicklung an den extremsten Stationen in den Monaten, April, Mai und Juni mit der in Wien beobachteten, so ergeben sich folgende Differenzen: in der nördlichsten Station (Schöhl in Böhmen) blühten die Pflanzen durchschnittlich 17 Tage später, in der südlichsten (Villa Carlotta am Comersee in der Lombardei) aber um 22 Tage früher, in der höchsten (Gurgl im Dezhale in Tirol, 5796') 51 Tage später, in der tiefsten (Görz, 222') 16 Tage früher als in Wien. Annähernd berechnet sich hieraus mit Rücksicht auf Breite und Höhe ein Florenunterschied von 4·1 Tagen für einen halben Breitengrad und von 1 Tag für je 94 Fuß Elevation.

Während die beobachtende Pflanzenphänologie sich mit der Feststellung von Entwicklungsphasen und mit der Beobachtung des Eintrittes derselben beschäftigt, hieraus Normalmittel ableitet und diese zu Artmerkmalen, Florenkalendern und zur Berechnung von Florenunterschieden benützt, sucht die erklärende Pflanzenphänologie die beobachteten Entwicklungsphasen mit den vorausgegangenen Witterungsverhältnissen zu vergleichen und hieraus die klimatischen Bedürfnisse für jede Entwicklungsphase zu ermitteln.

Selbst dem oberflächlichsten Blicke kann es nicht entgehen, daß Wärme, Feuchtigkeit und Licht jene drei Factoren sind, ohne die eine gedeihliche Entwicklung von Pflanzen unmöglich ist. Sonnenschein und Regen (ersterer als Quelle der Luftwärme und des Lichtes) gehören selbst nach den Anschauungen des Lebens zu den unentbehrlichen Bedingungen der Vegetation im Großen. Aufgabe der Wissenschaft ist es, das zur Hervorbringung der Entwicklungsphasen bestimmter Pflanzen nothwendige Maß von Wärme, Licht und Feuchtigkeit zu bestimmen. Leider sind wir noch weit entfernt, dieses Maß, den sogenannten klimatischen Coefficienten einer Pflanzenart vollständig zu kennen. Namentlich ist es ein frommer Wunsch, die Intensität der Insolation mittelst eines entsprechenden Instrumentes zu messen. Eben so ist man über den Einfluß und das Maß der Feuchtigkeit nichts weniger als im Reinen. Bloß von der Wärme, diesem Hauptfactor des Pflanzenlebens, ist es gelungen, die den Bedürfnissen einer jeden Pflanze entsprechende Menge mit befriedigender Genauigkeit zu ermitteln.

Anfänglich hielt man zur Erklärung des Wärmebedürfnisses einer Pflanzenart die Maxima und Minima der Temperatur für genügend, welche an einer sogenannten Polargrenze derselben stattfinden. So wie ein höherer Kältegrad nämlich viele Pflanzen tödtet und dadurch ihrem Vorkommen unüberwindliche Schranken setzt, so bedürfen die Pflanzen nach dieser Ansicht eines bestimmten Temperatur-Maximums zur Fruchtreife. Allein solche Temperaturextreme sind wohl von Einfluß auf das Gedeihen der Pflanzen, jedoch für sich zu unbestimmt, um als Ausdruck des Wärmebedürfnisses einer Pflanze gelten zu können. Der Delbaum erfriert regelmäßig in einer bald längeren bald kürzeren Periode an der Nordgrenze seiner Cultur, ohne daß diese dadurch unmöglich würde. Eben so giebt es wildwachsende Pflanzen, die trotz der bisweilen sie tödtenden Ungunst des Klima's sich doch noch in einer Gegend erhalten. Eben so sind wohl Temperaturmaxima zur

Herwerbriingung mancher Entwicklungsphasen, z. B. zum Oeffnen mancher Blüthen erforderlich. Doch hängt die Fruchtreife nicht von dem oft zufälligen Erreichen eines hohen Wärmegrades allein ab, da sie vielmehr als Wirkung einer längere Zeit andauernden höheren Wärme sich herausstellt.

Da Temperaturerxtreme zur Erklärung des Wärmebedürfnisses der Pflanzen nicht ausreichen, glaubte Humboldt in den mittleren Temperaturen des Jahres und der einzelnen Jahreszeiten das Maß desselben und dadurch den Grund der oberen und Polargrenzen der Pflanzen gefunden zu haben. Aber auch diese Annahme ist im Allgemeinen nicht stichhaltig, wie schon der Umstand zeigt, daß die Pflanzengrenzen gegen die Pole zu weder mit den Isothermen des Jahres, noch mit denen der einzelnen Jahreszeiten zusammenfallen.

Nicht mit Unrecht vergleicht Alphons de Candolle eine Pflanze mit einer Maschine, welche unter dem Einflusse der klimatischen Factoren (Wärme, Licht und Feuchtigkeit) eine bestimmte Arbeit, ihre Entwicklung, zu verrichten hat. Diese Arbeit ist eine constante; sie läßt sich beschleunigen oder verzögern, aber stets nur durch ein bestimmtes Maß von Kräften ausführen. Es wird daher auch von dem Hauptfactor dabei, der Wärme, ein bestimmtes Maß erforderlich sein, zu dessen richtiger Bestimmung aber nicht bloß der Grad der Temperatur, sondern auch die Länge ihrer Einwirkung, die Zeit mitberücksichtigt werden muß. Erst das Product von Temperatur und Zeit ist der wahre Ausdruck der verwendeten Wärme, die eine bestimmte Wirkung, hier eine Entwicklungsphase, hervorgebracht hat. Es handelt sich hier also nicht so sehr um Temperaturgrade, als um Wärmemengen und die Aufgabe der Phänologie besteht darin, die zur Hervorbriingung der Entwicklungsphase einer Pflanze nöthige Wärmemenge aufzufinden und ihr einen passenden Ausdruck zu geben. Allgemein pflegt man diese Wärmemenge durch Summirung der mittleren Tagesemperaturen zu bestimmen. Doch herrschen über die Berechnung solcher Wärmesummen verschiedene Ansichten.

Zuerst ist der Zeitpunkt, von dem an die Tagesmittel zu summiren sind, streitig. Bei einjährigen Pflanzen kann man hierüber nicht im Zweifel sein; die Wärme fängt auf sie von dem Moment des Keimens zu wirken an, und ist daher auch von dem Eintritte des Keimes an zu summiren.

Bei den ausdauernden Pflanzen und Lignojen dauert der Winterschlaf nicht gleichmäßig lang, so daß eine Pflanze früher, die andere später Zeichen des erwachten Lebens giebt, die sich namentlich im Anschwellen und Strecken der Knospe, deren Schuppen dadurch lichte Zonen erhalten, äußern. Manche Phänologen (wie DuRoiet, Babinet, Gasparin, de Candolle) nehmen daher für jede Pflanze eigene Ausgangspunkte (Nullpunkte) der Entwicklung an, von deren Eintritte erst die mittleren Tagesemperaturen summiert werden, während die Wärmemenge, die der Pflanze vor diesem Nullpunkte zukam, als unnützlich weggelassen wird. Diese Nullpunkte liegen meist zwischen Tagesmitteln von  $+ 4$  bis  $+ 7$  Grad R., bei manchen tiefer, bei anderen höher. So schwellen die Knospen des Apfelbaumes schon bei  $+ 2.2$  Grad, die der Weinrebe erst bei  $8.5$  Grad mittlerer Tagesstem-

peratur. Manche Umstände sprechen jedoch gegen die Annahme solcher Nullpunkte. Sie sind oft nur schwer wahrzunehmen und unsicher zu fixiren; es ist ferner gewiß, daß der Safttrieb, der doch auch als Zeichen des erwachten Lebens gelten muß, schon früher sich steigert, ehe die Knospen schwellen; dazu kommt, daß oft lange und wiederholte Unterbrechungen nach den ersten Lebenszeichen eintreten. Es scheint daher viel zweckmäßiger, statt dieser problematischen Nullpunkte einen fixen Zeitpunkt für alle ausdauernden Pflanzen zu wählen und von diesem an die über 0 Grad sich erhebenden täglichen Temperaturmittel zu summiren, wemngleich ein Theil der so berechneten Wärme für die Pflanze unbenützt verloren geht.

(Schluß folgt.)

S. Ausweise über den auswärtigen Handel Oesterreichs im Jahre 1861. Wien 1863. Dieser Folioband bildet den 22. Jahrgang der großen Handeltabellen, deren Redaction nach einer vierjährigen Unterbrechung nun wieder an die Direction der administrativen Statistik übergegangen ist. Wir kommen auf das Buch noch ausführlicher zurück und führen nur als Hauptergebniß an, daß 1861 der Werth der Einfuhr 248·4, der Ausfuhr 325·9 und der Durchfuhr 114·0 Mill. Gulden betrug. Die Einfuhr hat sich um 2·6, die Durchfuhr um 2·1 Mill. gegen das Vorjahr gehoben, die Ausfuhr einen Rückschlag von einer halben Million Gulden erfahren. In einer längeren Reihe von Jahren zeigt sich, daß die Einfuhr die 1859 erlittene Krise (sie ging in diesem Jahre auf 269 Mill. von 308 im Vorjahre zurück) noch nicht völlig überwunden hat, während bezüglich der Ausfuhr das Jahr 1861 seit 1857 das erste ist, in welchem die stetige Zunahme eine Unterbrechung erleidet.

\* Aus Agram wird berichtet: In der Verlassenschaft des verstorbenen Slavisten Safarik wurde auch die aus 6 Folianten bestehende Geschichte der südslavischen Litteratur vorgefunden, worin die litterarischen Leistungen der Serben, Croaten, Dalmatiner und Slovenen, so wie auch die Geschichte der glagolitischen Litteratur beschrieben werden.

Dieses Werk wird von Herrn Joseph Sireček herausgegeben. Der erste Theil erscheint unter dem Titel: „Safarik's Geschichte der südslavischen Litteratur. 1. Slavonisches und glagolitisches Schriftthum. Prag 1864, Tempsky“. Die Verhandlung über die slavische Litteratur reicht von Primus Trubna (16. Jahrhundert) bis zum Jahre 1832 und umfaßt im 1. Theile die Biographien der Schriftsteller dieser Epoche und im 2. Theile die musterhaft zusammengedruckte Aufstellung der litterarischen Erzeugnisse.

Eine ähnliche Eintheilung findet auch hinsichtlich der glagolitischen Litteratur statt.

Safarik hat in seiner im Jahre 1826 herausgegebenen Geschichte der slavischen Sprache und Litteratur nur die ersten Hauptstizzen bezeichnet, auf deren Grundlage er sein umfangreiches Werk über die gesammte slavische Litteratur herauszugeben beabsichtigte. Derselbe begann mit der südslavischen Litteratur, welche er ganz besonders deshalb lieb gewann, weil sie seinem Genie ein weites Feld der Thätigkeit und der Forschungen geboten hatte. Seine großen Verdienste im Auffuchen der südslavischen Alterthümer und der Sprache sind im Journale des böhmischen Museums, Jahrgang 1833, anerkannt. In diesem neuen Werke finden wir das Product der allseitigen tiefen Gelehrtheit Safarik's. In den Biographien wird das Leben und die Thätigkeit der slavischen Schriftsteller beschrieben. Die Recensionen über die einzelnen Werke sind kurz aber gehaltvoll.

**D** (Vom deutschen Büchermarkt.) Allmählig scheint es doch lebhafter zu werden auf dem deutschen Büchermarkte. Es liegt uns aus der letzten Woche, zum Theile dem inländischen Buchhandel entstammend, eine nicht geringe Anzahl von Novitäten vor, darunter gewiß manche werthvolle und interessante Erscheinung.

Ueber wenige außereuropäische Länder besitzen wir eine so reichhaltige Litteratur, wie über Mexico, dieses wunderbare, von der Natur so verschwenderisch ausgestattete Land. Wir erinnern nur an Humboldts berühmtes Werk und an die neueren tüchtigen Arbeiten von Mühlensfort, Sartorius, Richters u. a. Herr Prof. Heller in Wien, der bereits die Beschreibung seiner mexicanischen Reisen in den Jahren 1845 bis 1848 veröffentlichte, kommt mit einer neuen Schrift: „Mexico. Andeutungen über Boden, Klima, Thier-, Pflanzen- und Mineralreich, Cultur und Culturfähigkeit des Landes“ dem Bedürfniß derer entgegen, welchen daran gelegen ist, durch eine gedrängte Darstellung der wichtigsten Verhältnisse ein übersichtliches Bild des jetzt ein so hervorragendes Interesse in Anspruch nehmenden Landes zu erhalten. Eine andere Monographie über einen americanischen Freistaat erhalten wir in den „Mittheilungen über das sociale und kirchliche Leben in der Republik Uruguay von Dr. D. Woysh“. Der Verfasser hielt sich mehrere Jahre in Montevideo als evangelischer Prediger auf, und ist es somit hauptsächlich das kirchliche Leben des immer mehr aufblühenden Freistaates, welches er vor Augen hatte, so enthält doch der über 400 Seiten starke Band mehrfach interessante Mittheilungen über das übrige sociale Leben der La Plata-Staaten.

Schilderungen eines unserem Vaterlande angehörigen, zwar vielfach beschriebenen, doch im Allgemeinen sehr wenig bekannten Landestheiles enthalten die: „Nordwestdeutschen Skizzen aus den unteren Gegenden der Weser, Elbe und Ems von F. G. Kehl“.

Eine Sammlung der deutschen Sprüchwörter im Mittelalter verbieth schon Wilhelm Grimm in der Einleitung zu „Freidank“. Andere Beschäftigungen hielten den unermüdeten Gelehrten von der Ausführung seines Beginnens ab. Jetzt, nach dem Tode Grimms, hat Herr Dr. Ignaz B. Zingler dies Werk von neuem aufgegriffen und veröffentlicht in: „Die deutschen Sprüchwörter im Mittelalter“, eine reichhaltige Sammlung der einfachen, nur wenig geänderten, jetzt noch gang und gäben Sprüchwörter und Lebensregeln. Zwei deutsche Singspiele aus dem 17. Jahrhundert von Johann Rist: „Das Friede wünschende Teutschland und das Friede jauchzende Teutschland“, zwei interessante Piecen, deren Werth durch die Beifügung der Textsätze des Originals wesentlich erhöht werden dürfte, erschienen von Schletterer als eine Ergänzung seiner „Geschichte des deutschen Singspiels“. Die Sammlung der: „Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8. bis 12. Jahrhundert, herausgegeben von Mühlentoss und W. Scherer“, enthält hauptsächlich die in früheren Ausgaben nicht veröffentlichten, zum Theile erst durch neuere Funde bekannt gewordenen Ueberreste der altdeutschen Litteratur und in dem prosaischen Theil eine zum ersten Male vollständig geordnete Sammlung der katechetischen und homiletischen Denkmale bis zum Beginne des 12. Jahrhunderts. Wir erwähnen hier noch einen Beitrag zur Geschichte der deutschen Theologie und Philosophie des Mittelalters: „Meister Eckhart, der Vater der deutschen Speculation, von Jos. Bach“ und eine Sammlung portugiesischer Volkslieder und Romanzen, aus dem Nachlaß Dr. C. F. Bellermanns herausgegeben. Dem Originaltext ist die in gleichem Vermaß verfaßte deutsche Uebersetzung beigegeben, der sich eine Sammlung portugiesischer Sprüchwörter und Kalenderreime anschließt.

Schließlich sind es noch einige Neuigkeiten der juristischen Litteratur, die wir zu erwähnen haben. Es sind: Dr. J. Baron, die Gesamtrechtsverhältnisse im römischen Recht“ und ein Lehrbuch des englischen Privatrechts von Dr. J. Sundermann in München, dessen erster Theil unter dem Separattitel: „Besitz und Eigenthum in England“ die **Common law** behandelt. Wir schließen unseren Bericht mit der Erwähnung einer inländischen Novität über einen noch sehr wenig bearbeiteten Gegenstand, einer Mono-



graphie über das: „Mesaisch-talmudische Eherecht mit besonderer Rücksicht auf die bürgerlichen Gesetze“, von dem Rabbiner Dr. M. Duschak.

P. (Vom französischen Büchermarkte.) Wir haben wieder ein französisches Nachschlagebuch zu erwähnen, diesmal über die technischen und Naturwissenschaften: „*Dictionnaire général des sciences théoriques et appliquées comprenant les mathématiques, la physique et la chimie, la mécanique et la technologie, l'histoire naturelle, la médecine et l'économie rurale*, par Privat-Deschanel et A. Focillon“. Die Anlage dieses Wörterbuches, dessen Text mit vielen sehr hübschen Holzschnitten geziert ist, scheint sehr ausgedehnt. Der erste Theil geht im Alphabet nur von A bis C.

Eine französische Abhandlung über Lessing, den Bekämpfer des französischen Einflusses in Deutschland, ist interessant genug. Sie heißt: „*Lessing et le goût français en Allemagne*, par Crouslé“ und beschäftigt sich in einem ziemlich starken Bande mit den Bestrebungen Lessings, so wie mit seiner Lebensgeschichte.

Noch haben wir ein Reisewerk anzuführen, das wohl ein großes Lesepublicum finden dürfte. Es heißt: „*16.000 lieues à travers l'Asie et l'Océanie. Voyage exécuté pendant les années 1858—1861, par le comte Henri Russell-Killough*“. Der Verfasser weist von vornherein alle Prätension zurück, daß er ein gelehrtes oder wissenschaftliches Buch beabsichtige. Er will nur die reine Wahrheit erzählen von dem, was er sah, und gesehen hat er genug. Die Reise ging von Paris nach London, St. Petersburg, Moskau, Kasan, über den Ural nach West-Sibirien, Tomsk, Irkutsk, in die Mongolei, nach China, Peking, von da wieder zurück zum Amurfluß, dann nach Shanghai, Hongkong, Neu-Seeland, Australien, Indien, über Suez nach Constantinopel, Cairo, Wien u. s. w. Das Buch ist dem General Murawiewff-Amurski gewidmet, der dem Verfasser bei seiner Expedition allen möglichen Vorschub leistete. Graf Russell-Killough hat unter Anderem auf seinen Reisen auch die Erfahrung gemacht, daß der Engländer allein unter allen Zonen und Verhältnissen unverändert in Sitten und Gewohnheiten bleibt, während der Franzose und Italiener ihren Charakter verlieren, der Spanier bald gar nicht mehr zu erkennen ist, der Deutsche aber — grausam wird!

P. (Vom englischen Büchermarkt.) Der Architektingenieur des Pascha von Jerusalem, Ermete Pierotti, hat acht Jahre lang den Boden der h. Stadt durchforscht, um die Reste jüdischer und christlicher Architektur an das Tageslicht zu bringen. Seine amtliche Stellung ermöglichte ihm da gründliche Studien, wo man sonst den Fremden nur einen kurzen Aufenthalt gestattet. Das Resultat der Arbeiten Pierotti's liegt nun in einem Prachtwerke vor, welches in London unter folgendem Titel erschien: „*Jerusalem explored; being a description of the ancient and modern city*“. Mehr als hundert Illustrationen zieren die zwei stattlichen Quartbände, welche für den Archäologen und Historiker, so wie für den Wikkellejer von großem Interesse sind.

Ein hübsches Memoirenbuch ist: „*Court and society in England from the reign of Queen Elizabeth to the reign of Queen Anne, by the Duke of Manchester*“, 2 Bände. Der Gegenstand gehört zu den anziehendsten aus der englischen Geschichte; auch soll das Buch eine Fülle von Hofanedoten u. dgl. enthalten.

Nicht minder interessant, wenngleich für einen ganz anderen Leserkreis, ist folgende Schrift: „*The Cotton trade, its bearing up the prosperity of Great Britain and commerce of the American republics, considered in connection with the system*

of Negro slavery in the Confederate states, by Mc. Henry“. Die große Baumwollenfrage wird hier ziemlich gründlich nicht allein mit allen statistischen Nachweisen, sondern auch mit Raisonnements über die Sklavenfrage abgehandelt. Der Verfasser ist Engländer und sympathisirt aus „baumwollenen Rücksichten“ mit den Conföderirten, so wie mit der Sklaverei. Die so oft von den Männern des Südens aufgestellte Behauptung, die Sklaven in den nordamericanischen Republiken seien die glücklichsten Arbeiter in der Welt, findet auch in dem vorliegenden Werke ihren Ausdruck. Ohne Sklaven keine ordentliche Baumwolle und ohne letztere Noth an allen Ecken und Enden! Die Südstaatlichen hatten also doch recht, als sie vor Beginn des Krieges in ihrem Uebermuth erklärten: „Cotton is king!“

Ueber das britische Reich in Indien erschien eine Reihe von Briefen, die, in einem Bande zusammengefaßt, den Titel führen: „The Empire of India: letters from Madras and other places, by Evans Bell“. Sie sind theils beschreibender, theils kritischer Natur.

Schließlich dürfen wir nicht vergessen das vielgenannte und berüchtigte Buch von Mayhew zu erwähnen: „Life and manners in Germany as observed in Saxony“. Man sollte eine derartige Arbeit nicht ungelesen lassen. Es läßt sich Verschiedenes daraus lernen, z. B. auch, wie sich die deutsche Welt in gewissen englischen Köpfen wieder spiegelt, denn der ehrenwerthe Mr. Mayhew steht mit seinen Ansichten namentlich heutzutage, wo alle Tage die ausgejudetsten Artigkeiten zu uns herüberhallen, gewiß nicht allein. Was Bosheit und Unverschämtheit anbelangt, so wird Mayhew's Werk muster-gültig bleiben für schriftstellernde Gentlemen und solche, die es werden wollen.

† Am 16. Februar d. J. starb in Leitmeritz der dortige Kreisgerichtspräsident Wenzel Heinrich Veit, gelehrt als Componist. Er gehörte der Mendelssohn'schen Richtung an. Von seinen Werken sind 53 theils im Druck erschienen, theils aus zahlreichen öffentlichen Aufführungen bekannt. Das von ihm geführte Verzeichniß seiner Compositionen dürfte noch in seinem Nachlasse eine große Anzahl von Studien und Entwürfen enthalten. Er versuchte sich in allen Formen, selbst zur Oper wollte er sich wenden. Als ihm die Aussicht zu Theil wurde, daß eine Krönungsoper für das Jahr 1836 von seiner Compositionen zur Aufführung gelangen könnte, war er bereits mit einer solchen („Die Schweden vor Prag“) beschäftigt; doch wurde die Idee wieder fallen gelassen. Außer zahlreichen Liedern, Balladen und Vocalquartetten in deutscher und böhmischer Sprache schrieb er 4 Quartette, 5 Quintette, 1 Trio für Violine, Cello und Piano, die Symphonie, die große Messe und mehrere Gradualien und Offertorien, die große Cantate (Böhmen's Berglegen), welche bei Eröffnung der Staatsbahn im Theater aufgeführt wurde, und das Leitmeritzer Kirchenbuch. Seine letzte Composition war das bei der Einweihung der Karolinenthaler Kirche zu Gehör gebrachte Te Deum. Ein vieljähriges Lungenleiden, verbunden mit einer krankhaften Nervenaffection, nebst dem Verluste von vier Kindern trübte die letzten Jahre seines sonst glücklichen Lebens.

\* Der Verwaltungsausschuß des Museums des Königreiches Böhmen hielt am 13. d. M. unter Vorstz seines Präsidenten Grafen Clam-Martinić eine Sitzung, welche volle vier Stunden in Anspruch nahm. In derselben brachte unter Anderem Dr. Palacký die Anlegung eines Archives für böhmische Musikcompositionen in Erinnerung, wobei Dr. Ambros mit Rath und That behülflich wäre. Eine andere Angelegenheit, welche in Folge einer Eingabe des Prof. K. Lieftrunk zur Verhandlung kam, betraf die Frage, auf welche Weise die Archive im Lande vor Verderben gewahrt werden sollten.

Dr. Palacký schilderte mit warmen Worten den traurigen Zustand der Archive und bezeichnete als das einzige noch sichere Mittel, die Schätze derselben wenigstens für die Wissenschaft zu retten, das Copiren der Urkunden in den kleineren Archiven. Dieses Mittel hat auch bereits der Museumauschuß ergriffen, indem er zu diesem Behufe eine bestimmte Summe anwies. Eine eigene Commission, bestehend aus den Herren Dr. Palacký, Archivar Erben und Prof. Tomek, wird im Einvernehmen mit dem Landesarchivar Dr. Gindely die betreffenden Arbeiten leiten. Schließlich wurde der Antrag des Hofrathes Haidinger, das Museum möge sich an der Herausgabe einer Medaille zum fünfzigjährigen Doctorjubiläum seines Ehrenmitgliedes Dr. Martius in München betheiligen, dahin erledigt, daß der Präsident erklärte, er werde es selbst im Namen des Museums thun.

## Sitzungsberichte.

### Auszug aus dem Protokolle

der 1. Sitzung der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, welche am 7. Jänner 1864 unter dem Voritze Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten Dr. Joseph Alexander Freiherrn v. Helfert abgehalten wurde.

Se. Excellenz der Herr Präsident eröffnet die Sitzung mit der Mittheilung, daß er die Ehre gehabt habe, Sr. k. k. apostolischen Majestät den letzten Jahrgang der Publicationen der Centralcommission persönlich zu überreichen, und daß er Sr. Majestät, Allerhöchstwelche das überreichte Exemplar huldvollst entgegenzunehmen geruhten, bei diesem Anlasse Einiges über den Stand und die Verhältnisse der Commission dargelegt habe.

Laut einer Zuschrift des Herrn Vicepräsidenten der k. Akademie der Wissenschaften und Präses der philosophisch-historischen Classe, Dr. v. Karajan, wurde anstatt des verstorbenen Regierungsrathes Ritter v. Arneith der Custos an der k. k. Hofbibliothek Herr Dr. Ernst Birk zum Vertreter der k. Akademie der Wissenschaften in der Centralcommission ernannt; das neue Mitglied Dr. Birk wird von dem Herrn Präsidenten der Versammlung vorgestellt und begrüßt dieselbe hierauf mit einer kurzen Ansprache.

Gleichzeitig mit dieser Ernennung, wird der Commission der Rücktritt des bisherigen Mitgliedes Prof. Rud. v. Eitelberger bekannt gegeben. Die bezüglichliche Zuschrift Prof. v. Eitelbergers wird mit Bedauern zur Kenntniß genommen, und der Beschluß gefaßt, demselben für seine Thätigkeit als Commissionsmitglied, namentlich für seine lebhafteste Bethheiligung an den litterarischen Unternehmungen der Commission den wärmsten Dank auszusprechen und damit das Ersuchen zu verbinden, diese seine Bethheiligung den Publicationen der Commission auch fernerhin nicht entziehen zu wollen.

Die Anzeige des bisherigen Pfarrers im Möllthale Herrn Joh. B. Abermann, daß er nach Glarhofen im Decanate Feldkirchen übersezt worden sei, wird zur Kenntniß genommen und auf das gleichzeitige Anerbieten des Herrn Pfarrers, auch in seinem neuen Amtsorte zu Zwecken der Commission thätig sein zu wollen, dankbar eingegangen.

Das k. k. Kriegsministerium eröffnet, daß der bisher als k. k. Conservator der croatisch-slavonischen Militärgrenze bestellte Major Joseph Slavšic anlässlich seiner Pensionirung die Stelle eines k. k. Conservators niedergelegt habe, und daß an dessen Stelle der beim Szuiner Grenzregimente dienende Hauptmann Johann Trnski zum Conservator ernannt wurde.

Es wird beschlossen, die erforderlichen Ausfertigungen zu veranlassen.

Herr Conservator P. Bezděka in Pisek zeigt an, daß er nächstens die Beschreibung der alten Stadt- und Decanatskirche zu Pisek, nebst den dazu gehörigen Zeichnungen einsenden werde, und daß er von dem Conservator für Böhmen Franz Grafen von Thun ermächtigt worden sei, denselben in dem eines Conservators entbehrenden Budweiser Kreise zu vertreten. Zugleich bittet er, die Stadt Prachatitz mit einem Beitrage zur Restauration des dortigen alten Rathhauses zu unterstützen und beruft sich dabei auf einen diesfalls an den Grafen Franz Thun erstatteten Bericht. Die bezügliche Stelle in diesem Berichte ist in Abschrift einer gleichzeitig vorliegenden Relation des letztgenannten Conservators für Böhmen angeschlossen, welche mehrere Gegenstände berührt.

Hier erste verspricht der Herr Graf die baldige Einsendung des Resultates der mit Genehmigung der Centralcommission von dem Correspondenten Schmitt in seinem Auftrage unternommenen Vereisung des größten Theiles des Bunzlauer und eines Theiles des Königgrätzer Kreises. Dann legt derselbe ein Exemplar des gedruckten Erlasses der k. k. Statthalterei in Prag vom 8. August v. J., S. 43.193, vor, welcher über sein Ansuchen an sämtliche Bezirksbehörden des Landes ersieß, und mittelst welchem diese Behörden angewiesen wurden: „von allen in ihren Bezirken vorkommenden Gefahren, welche einem dort vorhandenen älteren Baudenkmale oder dessen Appertinenzien, oder einer dort befindlichen transportablen Kunstreliquie drohen sollten, so wie von jeder vorkommenden Entdeckung alter Grabstätten und von allen anderweitigen Funden und Ausgrabungen jedesmal sofort den Herrn Conservator direct und amtlich in die Kenntniß zu setzen“ und „die Gemeindevorsteher zur geeigneten Mitwirkung hiebei anzuweisen“.

Ferner bringt Graf Thun zugleich das zwischen ihm und dem Conservator Herrn P. Bezděka getroffene Abkommen zur Kenntniß der Centralcommission, zufolge dessen er diesen letzteren schriftlich ermächtigt hat, über die Erhaltung der Baudenkmale im Budweiser Kreise an seiner Statt zu wachen und diesen Kreis nach Zulass der Zeit zu durchforschen, und denselben zugleich ersuchte, die hierüber zu erstattenden Berichte behufs der weiteren Vorlage an die Centralcommission an ihn zu richten.

Graf Thun kommt am Schlusse seines Berichtes endlich auch noch auf das Ansinnen des P. Bezděka, betreffend die Bewilligung eines Beitrages zur Restauration des alten Rathhauses in Prachatitz zu sprechen, und obwohl er einsieht, daß die Centralcommission weder die Mittel, noch den Verus hat, ähnliche Beiträge und Unterstützungen zu gewähren, so glaubt er doch, daß dieser Centralcommission wenigstens für die dringendsten Fälle für ähnliche Zwecke die nöthigen Mittel zu Gebote stehen sollten.

Die Centralcommission nimmt die vorliegenden Berichte des Grafen Franz Thun und des Conservators von Pisek zur Kenntniß und beschließt, den Erstgenannten bezüglich seines letzt erwähnten Antrages auf seine Stellung und Thätigkeit als Landesauschuß zu verweisen, mit dem Bemerkten, daß es in Fällen, wie der das Rathhaus in Prachatitz betreffende, vor allem Sache des Landes und der Landesvertretung sein dürfte die Mittel zur würdigen Erhaltung der einheimischen Denkmäler zu beschaffen.

Mehrere bereits früher eingelangte Berichte und Anzeigen waren dem Correspondenten Herrn Custos Dr. Kenner zur vorläufigen Begutachtung überwiesen worden, die von denselben hierüber abgegebenen Gutachten liegen nun vor:

Bezüglich der Mittheilung der k. k. Statthalterei für Dalmatien, daß der Gymnasiallehrer Dr. Langza zum Conservator des Museums in Spalato ernannt worden sei und der daran geknüpften neuerlichen Anregung, die Ausgrabungen in Salona fortsetzen zu lassen und zu diesem Zwecke eine Dotation zu bewilligen, spricht Dr. Kenner seine Ansicht dahin aus, daß die Fortsetzung jener Ausgrabungen wohl sehr zu empfehlen wäre. Die Centralcommission hat längst die Wichtigkeit der Fortsetzung der Ausgrabungen in Salona anerkannt. Nachdem sie selbst aber nicht die Mittel zu ähnlichen Aufgaben besitzt, und

die Erhaltung und Auffindung von Denkmälern zunächst im Interesse und Vortheile der Länder liegt, in denen sie sich vorfinden, so wird beschlossen, den Herrn Statthalter für Dalmatien zu ersuchen, die Festsetzung einer entsprechenden Summe zum Gegenstand einer Regierungsvorlage für den nächsten Landtag zu machen.

Der von dem Conservator Herrn k. k. Hauptmann Sibalic eingekendeten Abbildung eines in Mitrovic gefundenen römischen Grabsteines wird von Dr. Kenner mehrfaches Interesse zugesprochen und die darauf befindliche Inschrift von demselben als ein Nachruf einer Frau an ihre Geschwister oder Kinder erklärt, unter welchen als Hauptperson der Betrauten der Proviantmeister der II. Legio adjutrix erscheint, welche letztere seit dem Jahre 70 n. Chr. in Nieder-Pannonien stationirt war. Behufs angemessener Publication dieses interessanten Fundes wäre jedoch die genaue Maßangabe dieses Steines, dann ein Papierabklatz der Inschrift nachzutragen. Schließlich fragt Dr. Kenner noch, ob und wie dieses Monument etwa von dem k. k. Münz- und Antikencabinet acquirirt werden könnte? Sollte diese Acquisition unthunlich sein, so wäre der Grabstein wenigstens vor weiteren Unbilden zu schützen.

Die Centralcommission beschließt, die Eingabe des Hauptmannes Sibalic im Sinne der von Dr. Kenner abgegebenen Aeußerung zu erledigen.

Bezüglich der Anzeige des Conservators in Salzburg, Herrn Süh, daß sich in Hallein zwei aus einer Felsenwand hervorspringende, römische Brustbilder darstellende Felsblöcke von 6 Klafter Höhe befinden, empfiehlt Herr Dr. Kenner vorerst, dem Vorschlage des Herrn Conservators gemäß, eine gute photographische Aufnahme dieser angeblichen Bildwerke in großem Maßstabe zu bewerkstelligen, um in die Lage zu kommen, sich ein Urtheil über dieselben zu bilden.

Es wird beschlossen, die Anzeige des Herrn Conservators Süh in diesem Sinne zu erledigen.

Bezüglich der vom Conservator Scheiger vorgelegten Zeichnungen der in Gili in den Jahren 1862 bis 1863 neu aufgefundenen römischen Inschriftensteine erklärt der mehrgenannte Herr Correspondent, daß sich diese neu aufgefundenen Steine den dort im Jahre 1859 gefundenen an Interesse und Bedeutung anreihen, indem durch dieselben die bisher bekannten Namen der Procuratoren des Noricum vermehrt werden und die Zeit ihres Ursprunges bestätigt wird (192 bis 217 n. Chr.). Eben so werde durch diese neu aufgefundenen Steine die schon von Arnet h vermuthete Nähe eines Jupiter-Tempels bestätigt. Einer dieser Steine sei außerdem durch die Widmung an *Celeja sancta* interessant.

Die Commission tritt diesem Gutachten in allen Theilen bei.

Der von dem Conservator Scheiger vorgelegte Geschäftsbericht für das zweite Semester 1863 wird zur Kenntniß genommen.

Der Oberkaurath Herr van der Müll spricht sich über ein demselben zur Aeußerung übergebenes Geschäftsstück des k. k. Staatsministeriums, Abtheilung für Cultus und Unterricht aus, mittelst welchem das Gutachten der Centralcommission über das vervollständigte Project zur Umgestaltung der Decke des Verfaales *Maggior consiglio* im Palazzo Ducale in Venedig abverlangt wurde.

Der Herr Referent erklärt sich mit der vorliegenden Aeußerung des ministeriellen Departements für Hochbauten, welches das erwähnte Project gutheißt und nur die Vorsicht empfiehlt, die Arbeit durch bewährte Professionisten und Künstler ausführen zu lassen, vollkommen einverstanden.

Es wird beschlossen, das verlangte Gutachten in diesem Sinne abzugeben.

Hiermit wurde die Sitzung geschlossen.

## K. K. geologische Reichsanstalt.

Versammlung vom 16. Februar 1864.

Herr k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer im Vorsitz.

Mittheilungen von Herrn k. k. Hofrath und Director W. Haidinger werden vorgelegt.

„Se. k. k. Apostolische Majestät haben laut Allerhöchster Entschliessung vom 6. d. M. die mit dem Berichte der k. k. Direction vom 15. v. M. anher vorgelegten Druckschriften und Karten als weitere Ergebnisse der verdienstlichen Wirksamkeit der geologischen Reichsanstalt mit Wohlgefallen allergnädigst entgegenzunehmen geruht.

Es gereicht mir zum Vergnügen, die k. k. Direction von diesem schweichelhaften Erfolge der Leistungen während des Jahres 1863 in Kenntniß zu setzen.

Wien, am 12. Februar 1864.

Schmerling m. p.“

Mit diesem so wohlwollenden Erlasse ist nun der Abschnitt der Arbeit des verfloffenen Jahres gewiß in rühmlichster Weise für uns gewonnen. Sunigst treues Dankgefühl erhebt uns, in unseren ferneren Bestrebungen den Erwartungen möglichst zu entsprechen, wie sie in Bezug auf die uns in der Gründung beschiedenen Arbeiten und die immer neu sich darbietenden Veranlassungen vorliegen mögen. Erfolg ist die reichste Anregung.

Herr Director W. Haidinger gedenkt seiner Wahl zum auswärtigen correspondirenden Mitgliede der ungarischen Akademie der Wissenschaften — Magyar Tudományos Akademia — in der Section der Naturwissenschaften, welche am 20. Jänner stattgefunden.

Wir verdanken Herrn k. k. Sectionsrath L. Ritter v. Heufler Nachricht über eine stark eisenhaltige Quelle, welche im verfloffenen Sommer 1863 im Flitzertale, einem Seitenthale bei Willnöds unweit Klausen, entdeckt wurde und seitdem „Flitzerwasser“ genannt wird. Es ist aber dies nicht etwa eine kohlenstoffhaltige Quelle, sondern das Eisen, überhaupt alle Basen, sind an Schwefelsäure gebunden. Es ist eigentlich eine Eisenvitriolquelle. Sie entspringt aus einer Erdbatrufschung, welche erst vor etwa sechs Jahren entstand, nach einem gewaltigen Regenguß und einem etwa 500 Fuß langen Gerölle am Ende des Thales, nahe der Holzgrenze. Aus diesem Gerölle von verwitternden Thonschiefern entspringen nun drei Quellen, weniger als armdick, die mittlere orange-gelb, die beiden übrigen hellgelb, doch klar und von höchst widerlichem, tintenartig zusammenziehendem und säuerlichem Geschmack. Sie überziehen die Steine im Bächlein mit rostfarbigem Niederschlag, der Geschmack ist nahe bei der Einmündungsstelle in den Willnöser Bach tintenartig zusammenziehend. Herr Mag. Pharm. Peer fand in dem Wasser die schwefelsauren Salze von Kupfer (sehr wenig), Eisenorydul (sehr bedeutend), Kalkerde (nicht sehr viel), Bittererde (bedeutend), dann ist noch freie Schwefelsäure und eine Spur von Salzsäure angegeben, vielleicht an Natron gebunden und bei 14 Grad ein specifisches Gewicht von 1.264, offenbar zu groß, da sechs Unzen Medicinalgewicht nur 15½ Gran schwefelsaures Eisenorydul und 20 Gran schwefelsaure Magnesia, respective 1.5 und 0.87 pCt. enthalten.

Herr Operateur Dr. Joseph Liebl in Trizen gab obige Nachricht in Nr. 99 des Bogner „Süd-Tiroler Volksblattes“ von Samstag den 30. Jänner 1864, nebst Berichten über medicinische Anwendung.

In geologischer Beziehung ist die Entstehung des Gehaltes der Quelle in dem Verwitterungsvorgange innerhalb eines neuen Erdsturzes ganz augenfällig.

Ich lege hier ferner einen älteren Separatabdruck vor aus den Schriften unserer k. Akademie der Wissenschaften, einen Vortrag, gehalten in der Sitzung vom 15. Juli 1858 über die Eisverhältnisse der Donau, namentlich nach Mittheilungen des Herrn k. k. Landesbaudirectors in Dfen.

Herr Dr. Reuß theilt die Ergebnisse seiner Untersuchungen der Foraminiferen des Schlieres von Ottmang mit. Dieses Gestein läßt sich nur schwer schleppen und ist im Allgemeinen arm an Foraminiferen, die überdies durch ihre ungewöhliche Kleinheit auffallen. Die Zahl der Arten, die unterschieden werden konnten, beträgt 21, und unter denselben ist die Familie der Cristellidariden am reichsten vertreten. Beinahe alle diese Arten stimmen mit solchen aus dem Tegel des Wiener Beckens bei Baden überein, der demnach unzweifelhaft mit dem Schlier in Parallele gestellt werden muß; übrigens läßt sich aus dem Vorkommen mehrerer bei Baden selten vorkommenden Formen und aus dem Fehlen anderer, die bei Baden sehr häufig sind, wie namentlich der Polytomellen, Globigerinen und auch der Bryozoen auf eine Ablagerung des Schlieres in größerer Meerestiefe schließen.

Weiter giebt Reuß einige Nachrichten über die zuerst von Münster aufgestellte Gattung Cumulipora, die von den späteren Schriftstellern theils zu den Anthozoen gestellt, theils ganz übersehen wurde. Nach seinen eigenen Untersuchungen gehört sie aber ganz entschieden zur Classe der Bryozoen und ist durch einige Arten in der Oligocenformation, dann aber auch durch eine neue schöne Art in den Mioceuschichten von Felső-Lapyni in Siebenbürgen vertreten.

Herr Dr. G. Raube legte eine Suite von Bacelitenschichten von Böhmischem-Ramnitz im nördlichen Theile des Leitmeritzer Kreises in Böhmen vor, deren Untersuchung und Bestimmung er durchgeführt hatte. Der Fundort, schon seit längerer Zeit bekannt und in den Werken von Geinitz und Reuß erwähnt, lieferte bei Gelegenheit der geologischen Detailaufnahme durch den verewigten Sokely ein zwar nicht sehr wohl erhaltenes, aber reiches Material, so daß Herr Raube darin 60 verschiedene Arten unterscheiden konnte, eine Fauna, die zunächst mit der der Bacelitenschichten des Saazer Kreises im nordwestlichen Böhmen, dann in zweiter Linie mit der der Kreidenschichten von Pirna und Strehlen in Sachsen, dann der der oberen Kreidenschichten von Lemberg und etwa auch Nachen eine nähere Verwandtschaft zeigt.

Herr Bergingenieur A. Rückert übergab eine für das Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt bestimmte Abhandlung über das Zinnerzorkommen von Schlaggenwald. Der Zinnstein kommt daselbst auf Stockwerken und auf Gängen vor. Der ersteren kennt man drei, den Huber-, Schnöden- und Klingensteinock; sie bestehen aus sogenanntem Zinngranit, welcher sich von dem Gebirgsgranit durch seinen geringen Halt an Feldspath, durch lichten Glimmer, vorwiegendes Auftreten von Feldspath und Führung zahlreicher accessorischer Bestandtheile unterscheidet. Das Zinnerz kommt darin theils fein eingesprengt, theils in Schnüren, Nestern und Pugen vor.

Von Gängen treten drei Systeme auf: 1. die Gänge der Maria Schönfeldzche südöstlich von den Stockwerken im grauen Gneiß, 2. die sogenannten Fülle zunächst am Huber- und Schnödenstock, 3. die Gänge des sogenannten Hahnengebirges, die schon längere Zeit außer Betrieb sind.

Die Stockwerke sind jünger als der Gebirgsgranit, sie scheinen in der Tiefe zusammenzuhängen. Die Gänge verdanken ihren Erzgehalt dem Zinngranit der Stockwerke und werden in größerer Entfernung von diesen taub. Der Schlaggenwalder Gangbergbau hat daher keine Hoffnung auf ein Wiederaufblühen, wenn ein solches für die dortige Gegend je zu erwarten ist, kann es nur durch den Stockwerksbau geschehen.

Herr k. k. Schichtenmeister G. Freiherr v. Sternbach gab eine Schilderung des dem Herrn F. Wickhoff in Steyr gehörigen Steinkohlenbaues nächst Groß-Raming in Ober-Oesterreich, in dem durch das Buch-Denkmal bekannten Pechgraben. In den mit grauem, glimmerreichem Sandsteine wechselnden Schieferthonen des unteren Lias treten mehrere Steinkohlenflöze auf, welche durch den in östlicher und südöstlicher Richtung eingetriebenen Franzstollen aufgeschlossen wurden. Das erste und zweite erwiesen sich jedoch als nicht abbaubar. In dem Liegendenschiefer des zweiten Flözes treten häufig Lhon-

eisensteinmugeln mit Pflanzenabdrücken auf. Das dritte Flöz wird abgebaut. Hinter diesem tritt in einer Entfernung von 5 und 6 Klaftern noch ein viertes und fünftes Flöz auf, auf welchen jedoch auch nicht gebaut wird. Bei der westlichen Ausrichtung des dritten Flöztes keilte sich dieses in der 36. Klafter aus, worauf mehrmals verquert und endlich ein bei 9 Fuß mächtiges schiefriges Flöz erreicht wurde, in welchem die Kohle bei 5 bis 6 Fuß und der Schiefer bei 3 bis 4 Fuß mächtig ist. Die Kohle, von guter Beschaffenheit, ist jedoch sehr aschenreich, giebt bei 60 pSt. Gases und liefert bei 71 Wärme-einheiten.

Herr Karl Ritter v. Hauer machte eine Mittheilung über Werthbestimmungen der alpinen Steinkohlen des Erzherzogthums Oesterreich bezüglich ihrer Brennkraft und beziehungsweise ihrer chemischen Constitution. Durch die Untersuchungen der Aufnahmesection I wurde neuerlichst dargethan, daß diese alpinen Kohlenablagerungen nicht ausschließlich dem Lias angehören, sondern auch theilweise in der Triasformation (Keuper) eingebettet sind.

Die Untersuchungen Herrn v. Hauers bezweckten nun darzuthun, ob diese geologische Gliederung auch ihren Ausdruck in der Qualität der Kohlen finde. Aus dem Durchschnitt zahlreicher einzelner Proben hatte sich ergeben, daß die Liaskohlen dieses Terrains 6641 Calorien, die Keuperkohlen hingegen nur 6262 Calorien (berechnet für aschen- und wasserfreie Kohle) liefern. Es ergibt sich daraus, daß das Mischungsverhältniß der elementaren Bestandtheile in den Liaskohlen ein günstigeres für Wärmeleitung ist, daß sie durchschnittlich reicher an Kohlenstoff und Wasserstoff und ärmer an Sauerstoff sind.

Und da sie außerdem im Mittel einen Gehalt von 89·2 pSt. brennbarer Substanz, die Keuperkohlen einen solchen von 86·5 pSt. ergaben, so wird ihre bessere Qualität bei der praktischen Verwendung noch in erhöhterem Maße hervortreten.

Eine weitere Mittheilung Herrn v. Hauers bezog sich auf die Mineralquellen bei Apatovec in Croatien. Eine Anzahl darauf bezüglicher Actenstücke erhielt die k. k. geologische Reichsanstalt durch den Herrn k. k. Obersten v. Dervent, Commandanten des Warasbäner Kreuzer Grenzregimentes Nr. 5 in Belovar. Diese Mittheilung ist von um so höherem Werthe, als die gedachten Sauerbrunnen in der balneologischen Litteratur noch nicht aufgeführt worden sind, während von Seite des Grenzregimentscommando's nicht nur Einrichtungen für den Gebrauch derselben, sondern auch mannigfache Erhebungen in wissenschaftlicher Beziehung längst eingeleitet worden waren. Nach einer Analyse, welche von Dr. Ragsky im Jahre 1847 auf Veranlassung des Regimentscommando's ausgeführt wurde, sind die Quellen, deren zwei vorhanden sind, stark alkalische Sauerlinge, deren Wasser an fixem Rückstand in 16 Unzen 49·059 Gran enthält. Letzterer besteht aus:

28·464	Gran kohlen-saurem Natron,
3·389	" " Kalk,
2·365	" " Magnesia,
0·046	" " Eisenoxydul,
15·667	" Chlornatrium,
0·513	" Kieselerde,
0·610	" Thonerde, Extractivstoff (Verlust).

An freier Kohlensäure fand er in der gleichen Wassermenge 12·72 Kubikzoll.

Für die werthvolle Mittheilung, die vorläufig nur auszugsweise angeführt wurde, ist jedenfalls die k. k. geologische Reichsanstalt dem Herrn Obersten v. Dervent zu hohem Danke verpflichtet, den der Vortragende glaubte im Namen der Direction ausprechen zu dürfen.



## Die Verhandlungen im gesetzgebenden Körper Frankreichs über die Wirkungen der Zollreformen des Jahres 1860.

Wenn es ein Land gab, in welchem die Anhänger des Systemes der Einfuhrverbote und Hochschutzzölle ihr Ideal verwirklicht finden konnten, so war es Frankreich. Carey, der neueste Wortführer dieses Systemes, erkennt diese Thatsache ausdrücklich an und auch sonst überall wies man gegenüber jedem Angriffe der Männer liberalerer Ansichten auf den Zolltarif Frankreichs und die Zunahme des Wohlstandes hin, die sein steter Begleiter sei. Und wirklich, was nur immer eine unerbittliche Logik aus dem Principe des Zollschutzes herzuleiten vermag, in Frankreich war es entwickelt und zur Anwendung gebracht worden. Des Zollschutzes hatte schon die Ureproduction sich zu erfreuen, in dem Maße, als die Preise des Getreides unter ein bestimmtes Minimum herabsanken, erhöhte sich sein Einfuhrzoll, das Rind-, das Stechvieh und die Schafwolle waren beschützt, die Einfuhr des Roheisens verboten, selbst jene der Steinkohle war nicht unbedeutend besteuert. Genau in dem Grade, als der Rohstoff durch weitere Verarbeitung der fertigen Waare sich näherte, wuchs der Procentenfuß des Zolles auf das gleichnamige Erzeugniß des Auslandes, man scheute sich nicht vor Vervielfältigung der Tariffäße, wenn es galt dem Grundsätze treu zu bleiben. Zum Schutze der verfertigten Waaren endlich mußte, wo der Zoll nicht ausreichte, die Prohibition aushelfen. Zur Förderung der einheimischen Arbeit dienten auch hohe Ausfuhrzölle und Ausfuhrverbote für Getreide, wenn dessen Preise eine bestimmte Höhe über das Mittelmaß erreichten, für Holz und Holzlehe, Sadern u. dgl. m. Damit die Schifffahrt nicht unbeschützt bleibe, wurde, abgesehen von einer Anzahl Abstufungen in den See- und Hafengebühren, die Waare etwas weniger hoch besteuert, die auf französischen statt auf fremden Schiffen, aus den Ursprungsländern statt aus europäischen Entrepots eingeführt wurde. Damit durch die Vertheuerung der Waare in Folge dieser Schutzzölle der Handel mit dem Auslande, der Schiffbau und die Fischerei nicht leide, wurden Rückzölle und Prämien für ausgeführte Waaren und ausgerüstete Schiffe ertheilt, und damit endlich der Bürger, der im Preise der Waaren alle diese Schutzzölle zu bezahlen hatte, sich dieser Last nicht durch den Schmuggel entziehe, wurden an der Grenze und im Innern Controlen über Controlen gehäuft und ein Heer von Finanzwachen und Zollbeamten, eine doppelte Zolllinie, die drückendsten Beschränkungen des Verkehrs im Grenzbezirke, ein Wust von Zollurkunden, Waarenstempeln, Hausdurchsuchungen, Strafen, zur Aufrechthaltung des Systemes aufgeboten.

Die größten Staatsumwälzungen, vom Nationalconvent durch das Directorium, das Consulat, das erste Kaiserreich, die Restauration, die Juliusdynastie hindurch bis zur zweiten Republik und dem zweiten Kaiserreiche, hatte dieses

System ungefährdet überstanden, kaum daß hie und da ein morisch gewordenes Dramament von dem stolzen Palaste fiel, wie z. B. als durch die Verträge von 1822 und 1826 und die Verordnung vom 10. Mai 1834 gegenüber der Einfuhr aus England und Nord-America der Unterschied in der Besteuerung zwischen der Einfuhr auf französischen Schiffen und den Schiffen dieser Länder aufgehoben wurde; da plötzlich — durch den Handelsvertrag mit England vom 23. Jänner 1860 — ohne vorhergegangene Enquête, ja, ohne daß über die Verhandlung selbst irgend etwas in weitere Kreise gedrungen war, sank die Prohibition und die mobile Scala, wurden die Zölle für eine Menge Roh- und Hülfstoffe und Halbfabricate auf ein Minimum herabgesetzt, entfiel für manche wichtige Rohstoffe die höhere Belegung der Einfuhr auf fremden Schiffen und sollten selbst die Zölle für Fabricate fortan nicht 30 pCt. des Werthes der letzteren übersteigen.

Groß war der Schreck und der Grimm jener Fabricanten, welche unter dem Schutze des Zollsystems sich entwickelt und nie an die Möglichkeit der Mitbewerbung des Auslandes auf dem französischen Markte gedacht hatten. Sie sahen im Geiste ihr Abtatsgebiet mit englischen Erzeugnissen überschwemmt, ihre Arbeit eingestellt, ihr Vermögen zu Grunde gerichtet. Wer stärker klagte und zitterte, der kleine und der wenig intelligente Erzeuger, der selbst die Concurrenz des Inlandes schwer bestanden hatte, oder der große und wohlgerüstete, der die nach vielen Kämpfen errungene Vorherrschaft, deren Vortheil er genau zu schätzen wußte, auf einmal neuen Stürmen preisgegeben fühlte, ist schwer zu sagen. Aber noch war Beiden eine Hoffnung geblieben, eine Enquête, bei welcher auch sie gehört werden sollten, hatte darüber zu berathen, welche Zölle innerhalb jenes Maximums von 30 pCt. für die Fabricate in Wirklichkeit festgesetzt werden sollten; doch — diese Enquête fiel nicht zu ihren Gunsten aus und die Zölle, wie sie die nachträgliche Convention vom 12. October 1860 festsetzte, betragen durchschnittlich 10 pCt. des Werthes der Waaren.

Seit jenen Tagen sind mehr als drei Jahre vergangen, jene durchgreifenden Systemänderungen haben Zeit und Raum genug gehabt, alle ihre Wirkungen zu üben. Es ist nun die Untersuchung möglich geworden, ob sie die Industrie, wie man fürchtete, zu Grunde gerichtet oder doch abgeschwächt, oder ob sie sie gehoben haben. Diese Untersuchung hat für uns in Oesterreich gerade jetzt ein eigenthümliches Interesse, da durch die Propositionen vom 10. Juli 1862 der Zollanschluß an den deutschen Zollverein und eine durchgreifende Ermäßigung unserer Außenzölle in Aussicht steht, und selbst, wenn jene Vorschläge ihr Ziel nicht erreichen, gegenüber dem Freihandelssystem, welches in diesem Falle in allen Nachbarstaaten längs unserer ganzen Westgrenze zur Herrschaft gelangt, die Aenderung unserer Außenzölle in dem angeedeuteten Sinne nicht wird umgangen werden können und ein in dieser Richtung ausgearbeiteter Tarifentwurf der öffentlichen Begutachtung bereits übergeben ist.

Wir könnten behufs dieser Untersuchung einfach die uns zu Gebote stehenden Ziffern sprechen lassen, allein der größeren Lebendigkeit wegen und um den Thatfachen auch den Widerschein, den sie in die einzelnen theilhaftigen Schichten der

Bevölkerung werfen, an die Seite zu setzen und neben den Ziffern auch die in anderer Form sich darstellenden Erscheinungen zur Geltung zu bringen, theilen wir in diesen Blättern eine Uebersicht der Debatten mit, welche über die Wirkungen der Zollreform Frankreichs in den Sitzungen des gesetzgebenden Körpers vom 15., 16. und 18. Jänner d. J. stattgefunden haben und die, wie uns scheint, die Frage vollkommen erschöpfen.

Die Adresscommission dieser Körperschaft hatte vorgeschlagen, in der Adresse die Anerkennung auszusprechen: „Daß der Kaiser Recht gehabt habe, auf dem Wege der industriellen und commerciellen Freiheit der öffentlichen Stimme voranzueilen. Frankreich, das lange an sich gezweifelt, habe, wenn auch nicht ohne Anstrengungen und Opfer, Glauben an seine Kraft gewonnen“. Gegen diesen Vorschlag brachten 11 Deputirte, an ihrer Spitze Pouyer-Quartier, der größte Webwaarenfabrikant Frankreichs, und in ihrer Mitte Thiers, der nicht bei diesem Anlasse seine frühere Ueberzeugung als einer der Vorkämpfer des Schutzollsystems verleugnen mochte, das Amendement ein. es möge jede Andeutung, daß die Regierung Recht gehabt und das Volk seine Ansicht geändert habe, weggelassen, und bloß der Opfer und Anstrengungen erwähnt werden, welche der einheimischen Industrie der Kampf mit der fremden Mitbewerbung koste Als Documente, welche über die Erfolge der Reform Aufschluß geben sollten, lagen dem gesetzgebenden Körper die detaillirten und revidirten Waarenverkehrsansweise der Jahre 1859 bis 1862 und die summarischen und vorläufigen der ersten 11 Monate des Jahres 1863 vor. Im Jahre 1861, dem ersten, das ganz unter der Herrschaft des Vertrages mit England verlaufen, trat das plötzliche Einströmen der englischen Waaren auf den französischen Markt, die Wirkung der tausend, zum großen Theile vergeblichen Versuche, die bei Eröffnung neuer Absatzwege gewagt werden, sichtlich hervor, im Jahre 1862 war diese Einfuhr auf ihr natürliches Maß zurückgegangen und in diesem Jahre, so wie 1863 hatte sich allmählig die Ausfuhr Frankreichs in dem seiner Production entsprechenden Maße entwickelt, so daß 1863 als das der Würdigung der Reform günstigste erschien.

Pouyer-Quartier als Antragsteller hatte das erste Wort. Er appellirte an die alten Vorurtheile des gesetzgebenden Körpers, indem er hervorhob, daß dieser so oft das Hochschutzollsystem als das unantastbare Palladium der Wohlfahrt Frankreichs vertheidigt und nur mit Unmuth die Tarifreform als unvermeidliche Folge des vom Kaiser aus eigener Machtvollkommenheit geschlossenen Handelsvertrages mit England angenommen habe. Die hohe Versammlung möge nicht mit sich selbst in Widerspruch treten und jetzt, wo noch keine ausreichenden Beweise vorlägen, die Billigung des Freihandelsystems aussprechen, gegen das sie so oft sich erklärt habe. Die Ergebnisse des Jahres 1863 seien noch nicht genau bekannt, denn die darüber mitgetheilten Ausweise seien nur die vorläufigen, einer Berichtigung bedürftigen, die Ergebnisse der Jahre 1861 und 1862 seien aber nichts weniger als günstig für die Reform. Im Jahre 1859, also vor dem Handelsvertrag, habe der Werth der Ausfuhr Frankreichs 2266 Mill. Fr., im Jahre 1860, in dessen

erst der Vertrag mit England zur Geltung kam, 2277 Mill. betragen, 1861 sei sie auf 1961, 1862 auf 2243 Mill. gefallen, insbesondere die Ausfuhr nach England, die von 1856 bis 1860 von 381 auf 598 Mill. Fr. sich erheben hatte, sank 1861 auf 456 Mill. zurück und blieb 1862 auf 619 Mill. stehen. Die Vortheile, die man von dem Handelsvertrag für die Ausfuhr von Wein, Brauntwein, Seidenwaaren gehofft, hätten sich nicht verwirklicht. Die Ausfuhr von französischem Wein und Brauntwein nach England habe 1859 70 Mill., 1862 nur 62 Mill. Fr. betragen, die Seidenwaarenausfuhr 1859 163 Mill., 1862 152 Mill. Fr. Ganz im Gegentheile habe die Waareneinfuhr Englands nach Frankreich von 278 Mill. im Jahre 1859 und 308 Mill. im Jahre 1860 auf 438 Mill. im Jahre 1861 und auf 525 Mill. im Jahre 1862 sich gesteigert. Am ärgsten seien über die Wirkungen des Handelsvertrages die Seehäfen enttäuscht worden, welche stets so eifrig die vaterländische Industrie bekämpft und den Freihandel vertheidigt hätten. Mit Ausnahme Marseille's, welchem die Veridiffung ägyptischer Baumwolle eine neue Erwerbsquelle eröffnete, haben alle Seehäfen gelitten. Die englische Flagge in den französischen Häfen hat seit der Dauer des Handelsvertrages 500.000 Tonnen an Frachten gewonnen, während der ganze Zuwachs des Transportes unter französischer Flagge 25.000 Tonnen betrug. Noch 1860 zählte die französische Marine 997.000 Tonnen Tragfähigkeit, 1862 war sie auf 983.000 Tonnen gefallen. Nantes hat durch das Aufhören der Zollbegünstigungen für Schiffe langer Fahrt so gelitten, daß die dortige Handelskammer, verzweifeln an dem Willen und der Kraft der Regierung, Abhülfe zu gewähren, in Masse ihre Entlassung nahm. In Havre sind 1862 aus England 1086 Schiffe mit 220.000 Tonnen eingelaufen, worunter nur 50 mit 5000 Tonnen französische, in Dieppe waren unter 1140 den Verkehr mit England unterhaltenden Schiffen nur 47 französische, in Boulogne unter 1244 Schiffen 3. Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen das Verhältniß der Einfuhr edler Metalle zur Ausfuhr derselben, welches seit 1848 bis 1860 in jedem Jahre und selbst dann, als 300 bis 400 Mill. Fr. für Getreide an das Ausland gezahlt werden mußten, zu Gunsten Frankreichs sich gestellt hatte, seit der Zollreform bereits zweimal, 1861 und — wie wenigstens die vorläufigen Ausweise zeigen — 1863 zum Nachtheile desselben sich abschloß beide Jahre sind um 80 bis 100 Mill. Fr. mehr aus- als eingeführt werden. Nur in einem Industriezweige, jenem der Webe- und Wirkwaaren, haben sich die gehegten Befürchtungen nicht bestätigt, die englischen Erzeugnisse haben den französischen Markt nicht überschwemmt: allein dies ist eine Folge der Baumwollkrise, England erzeugt weniger und theurer als vordem, der für die Ausfuhr erübrigende Ueberschuß ist daher geringer und findet geringeren Abfaß.

Im Verlaufe der Debatte ergriffen unter den Unterzeichnern der Petition noch Brame im Namen der Fabricanten von Neubair, Baron Lespérut im Namen der Hochofenbesitzer der Ober-Saone, und Ancel, Präsident der Handelskammer von Havre, das Wort. Der Erste gestand ein, die Industrie, die er vertrete, genieße eines Wohlstandes, wie nie zuvor, allein es werde dieser auf Kosten der feiernden

Baumwollindustrie errungen. Das Steigen der Ausfuhr, auf das die Vertheidiger der Reform hinweisen, sei zum Theile ein scheinbares, durch die Begünstigungen, welche die Eisenbahnen gegenüber dem inländischen Verkehre der Durchfuhr bieten, veranlaßtes. Es lehne z. B. Waaren, die aus Frankreich nach Italien bestimmt wären, nach Belgien zu senden und von da durch Frankreich durchzuführen zu lassen. Der Handelsminister müsse am besten wissen, wie viele Klagen einzelner Hafensorte, Industriezweige u. dgl. sich bei ihm häuften, dies sei gewiß kein Zeichen eines weit verbreiteten Wohlbehagens. Lepérot leugnete nicht, daß seit dem Handelsvertrage neue Eisenwerke entstanden, die bestehenden sich vergrößert hätten, mehr Eisen und Eisenwaaren als früher erzeugt würden; allein man müsse auch beachten, mit wie viel kleinerem Gewinn sich begnügt werden müsse, wie mancher Bau von Eisenwerken noch in der Zeit vor dem Handelsvertrag begonnen, manche Vergrößerung nur um die auf das einzelne Erzeugniß fallende Quote der Betriebskosten zu vermindern gewagt worden sei. Es gebe viele Eisendistricte, und jener der Ober-Saone sei einer derselben, welche die Concurrenz nicht zu bestehen vermögen und wo viele Etablissements zu Grunde gingen. Anceel vertheidigte zwar den Handelsvertrag im Allgemeinen und stellte die Angabe, daß die Handelskammer von Nantes abgedankt habe, als auf einem Mißverständnisse beruhend, als unwahr dar, allein er sprach von dem leidenden Zustande der französischen Marine, welche das ihr vorher ausschließlich oder doch unter schützenden Privilegien gesicherte Gebiet, den Verkehr mit den französischen Colonien und den transatlantischen Ursprungsländern, nunmehr mit fremden Schiffen theilen müsse. Die Abhülfe suchte er übrigens in der Aufhebung des auf den französischen Schiffen und Schiffsbauern lastenden Zwanges der Marineinscription, erleichterter Naturalisation fremder Schiffe und rationeller Abstufung der Zuckerzölle.

Unter den Vertheidigern der Zollreform ragten August Chevalier, der Bruder des berühmten Nationalökonomien und Unterhändlers des Vertrages mit England, Forcade la Roquette, Vicepräsident des Staatsrathes, ehemaliger Generalzolldirector, und der Staatsminister Rouher hervor, unter dem als Handelsminister jener Vertrag abgeschlossen worden war; auch Arman und Pagezy, die Vertreter von Bordeaux und Gette, und selbst ein Mann der Opposition, der Bankier Javal, fanden treffende Worte zur Vertheidigung der freisinnigen Maßregel der Regierung.

Sie hoben vor allem hervor, der gesetzgebende Körper trete nicht mit sich in Widerspruch, wenn er anerkenne, daß die Zollreform eine zweckmäßige gewesen. Thatsachen hätten ihn 1860 bestimmt, ihr die Zustimmung zu ertheilen, Thatsachen bewiesen jetzt, daß er und die Regierung hiebei recht gehandelt. Von 1856 bis 1859 habe der auswärtige Handel Frankreichs von 4587 auf 4900 Mill. Fr. <sup>1</sup> sich

<sup>1</sup> Manche Abweichung dieser Zahlenangaben von denen Poyyer-Quartiers hat darin ihren Grund, daß letzterer die actuellen Werthe d. i. die durchschnittlichen des betreffenden Jahres anführte, während hier die officiellen Werthe, d. i. die seit 1826 zur Vergleichung des Gesamtverkehrs verschiedener Jahre festgesetzten zu Grunde gelegt sind.

gehoben; ungeachtet des Bürgerkrieges in Nord-America, welcher dem Handel so schwere Wunden geschlagen, habe er von 1859 bis 1862 auf 5500 Mill. sich erhöht. Die Einfuhr zum inneren Verbrauche sei von 1859 bis 1862 um 531, die Ausfuhr französischer Erzeugnisse um 534 Mill. Fr. gestiegen. Die Ausfuhr nach England, die im Durchschnitte der Jahre 1857 bis 1859 nur 407 Mill. betrug, habe 1862 schon auf 619 Mill. sich belaufen und habe in den ersten 11 Monaten des Jahres 1863 sogar auf 706 Mill. sich erhöht. Die Einfuhr aus England sei allerdings im Vergleich des Jahres 1862 mit dem Durchschnitte der Jahre 1856 bis 1859 von 287 auf 525 Mill. gewachsen, allein man dürfe nicht vergessen, daß 1860 in Frankreich die Prohibitionen und prohibitiven Zölle wegfielen, welche bis dahin die Einfuhr aus England hinderten; dessenungeachtet beträgt die Zunahme der Ausfuhr aus Frankreich 300, der Einfuhr nach Frankreich 170 Mill. Fr. Noch günstiger für Frankreich stellen sich die Verhältnisse, wenn man auf die Elemente des Verkehrs mit England Rücksicht nimmt. Die Einfuhr aus England setzt sich aus 300 Mill. Rohstoffen (hierunter Baumwolle 73 Mill., Seide 114 Mill., Schafwolle 41 Mill.) und 225 Mill. Halb- und Ganzfabricaten, die Ausfuhr aus 380 Mill. Rohstoffen und 325 Halb- und Ganzfabricaten (hierunter Seidenwaaren 154 Mill., Wollenwaaren 65 Mill., Lederwaaren 42 Mill., Posamentir- und Krämereywaaren 32 Mill., Schmutz- und Puffsachen 20 Mill.) zusammen. Frankreich führt mehr Wollen- und Leinenwaaren nach England als England nach Frankreich, und in der gegenseitigen Einfuhr von Baumwollwaaren halten sich — wenigstens jetzt, unter dem Drucke der Baumwollnoth — beide Staaten fast das Gleichgewicht. In gewissen Gattungen von Eisenplatten und Leinengarnen hat Frankreich die englischen Erzeugnisse sogar vom englischen Markte verdrängt.

An Wein wurden — um auf die von Poyer-Quartier speciell hervorgehobenen Waarengattungen einzugehen — 1857 bis 1859 durchschnittlich um 17 Mill. Fr. und 1860 bis 1862 um 28 Mill. nach England ausgeführt und die Abgeordneten der Weinbaudistricte im gesetzgebenden Körper priesen den Handelsvertrag als eine Maßregel, welche dadurch, daß sie die Prohibitionen gegen die Erzeugnisse des Auslandes aufhob, letzteres auch zur Abminderung der den Absatz der französischen Weine hemmenden Zölle bestimmte.

Die Ausfuhr an Branntwein nach England hat, wenn man — wie es Poyer-Quartier that — ausschließlich das Jahr 1859 als Ausgangspunkt nimmt, allerdings abgenommen, denn dieses Jahr war in England eine Mißernte, daher Frankreich damals um 100 Mill. Getreide und um 50 Mill. Branntwein nach England ausführte. In den nächsten Jahren vor 1859 betrug aber die Getreideausfuhr nach England nur 15 Mill. und die Branntweinausfuhr 16 Mill., und dieser letzteren gegenüber zeigen die Jahre 1860 bis 1863 wirklich eine Steigerung auf 32 Mill. Die Ausfuhr von Seidenwaaren nach England beträgt durchschnittlich in den Jahren 1856 bis 1859 124, in den Jahren 1860 bis 1863 150 Mill. Leider hat die durch England vermittelte Ausfuhr französischer Seidenwaaren nach Nord-America durch die Kriegswirren fast ganz aufgehört, sonst wäre

das Steigen ein weit bedeutenderes gewesen. In jenen Wirren und der dadurch veranlaßten Baumwollnoth liegt auch der Grund des veränderten Verhältnisses in der Ein- und Ausfuhr edler Metalle; die Baumwolle, welche man den Nord-Americanern mit Waaren entgalt, muß den Indianern und Türken mit barem Gelde bezahlt werden, das Abströmen des edlen Metalles ist seit dem Kriege in Nord-America eine allgemeine europäische Erscheinung.

Doch nicht bloß der Handel mit dem Auslande, auch der Absatz im Innern und der allgemeine Wohlstand haben seit der Zollreform zugenommen. Dafür zeugt der steigende Ertrag der indirecten Abgaben auch in jenen Abgabebzweigen, wo der Steuersatz derselbe geblieben, die leichtere Einbringung der directen Abgaben, eine Steinkohlenförderung von 10 Mill. Tonnen trotz der wachsenden Zufuhr englischer und belgischer Kohle, die Steigerung der Eisenproduction von 8,600.000 metr. Centnern Roh- und 5,250.000 Ctr. geprühten Eisens in den Jahren 1858 bis 1859 auf 11,200.000 und 7,030.000 Ctr. in den Jahren 1862 bis 1863. Allerdings haben nur jene Etablissements gute Geschäfte gemacht, welche mit hinreichendem Capital ausgerüstet waren und die neuesten Verbesserungen der Einrichtungen und Methoden angenommen hatten, und der Preis des Eisens ist gefallen; allein dies ist ja eben der Zweck jeder volkswirthschaftlichen Reform, die Preise der Waaren zum Nutzen Aller, die ihrer bedürfen, zu ermäßigen und jeder schlechten und ungenügenden Erzeugung zu Gunsten der vorgezeichneten ein Ende zu machen.

Die Verhältnisse des Seehandels und inwieweit auf dieselben der Handelsvertrag vortheilhaft oder unvortheilhaft eingewirkt hat, bedürfen einer ausführlichen Darstellung: Frankreich hat eine Kriegsflotte, welche außer Verhältniß zu dem Stande seiner Handelsmarine steht; um sie zu erhalten, wird ein auf lechterer noch von Colberts Zeiten her ruhender Zwang beibehalten, die Marineinscription Jeder Schiffer, Fischer, Schiffsbauer, Hafenarbeiter ist verpflichtet, so oft und so lange der Staat ihn ruft, auf der Kriegsflotte und in den Schiffswerften des Staates sich verwenden zu lassen. Diese Art Frohndienste vermindert den Zubrang zu den dem Seehandel gewidmeten Gewerben und nöthigt den Arbeiter, sich die auf ihm lastende Gefahr und die Arbeitsunterbrechung im Preise seiner Arbeit bezahlen zu lassen. Die französische Schifffahrt arbeitet daher theurer als ihre Mitbewerber, und um sie concurrenzfähig zu erhalten, war jenes System von Differentialabgaben, Zöllen und Prämien zu ihren Gunsten nöthig, dessen wir am Eingange dieses Aufsatzes erwähnten. Einige dieser Begünstigungen, wenn auch nicht viele, sind durch den Handelsvertrag mit England gefallen, allein andererseits haben die hohen Zölle und Einfuhrverbote auf die Gegenstände des Schiffbaues, diese andere Ursache der theuren Ausrüstung der französischen Schiffe, aufgehört. Es konnte darum nicht geleugnet werden, daß der Zustand der französischen Handelsmarine ein gedrückter sei, allein es war der Nachweis möglich, daß nicht der Handelsvertrag und die Zollreform, sondern ganz andere Verhältnisse an demselben Schuld tragen.

Es wurde darum erwähnt, die Anzahl der Schiffe, namentlich jener von großem Tonnengehalt, habe sich, angelockt durch die hohen Frachtpreise während des

Krimkrieges, in den Jahren 1854 bis 1856 dergestalt über den Bedarf gewöhnlicher Zeiten erhöht, daß nothwendig nach Beendigung des Krieges eine Reaction eintreten mußte. Diese sei aber schon 1853, also lange vor dem Handelsvertrage bemerkbar geworden. Es habe nämlich der Tonnengehalt der französischen Handelsmarine betragen 1857 1,052.000, 1858 1,049.000, 1860 996.000, 1862 980.000. Uebrigens hat der Handelsvertrag die Umstände zum Besseren gewendet und die Rheder gewinnen Hoffnungen für die Zukunft. Die französische Flagge hat 1859 2,338.000 Tonnen und hierunter auf langer Fahrt 513.000 Tonnen verführt, 1862 betragen diese Zahlen 2,635.000 und 797.000 Tonnen; 1859 wurden nur 638 Segelschiffe mit 34.000 Tonnen und 15 Dampfschiffe mit 2600 Tonnen gebaut, 1863 831 Segelschiffe mit 42.700 Tonnen und 32 Dampfschiffe mit 9700 Tonnen. Der Werth der zur See ein- und ausgeführten Waaren hat durchschnittlich 1857 bis 1859 3669 Mill., 1860 bis 1862 4122 Mill. Fr. betragen. Auch das Verhältniß, in welchem die französische Flagge an dem Verkehr zwischen Frankreich und England sich betheiliget, ist durch den Handelsvertrag von 1860 kein anderes geworden, als wie es sich durch die Verträge von 1826 und die Verordnung vom 10. Mai 1834 gestaltet hatte. 1859 hat die Schifffahrt zwischen England und Frankreich 2,685.000 Tonnen bewegt, worunter die englische Flagge 2,065.000 Tonnen, die französische 620.000 Tonnen, 1862 haben diese Zahlen auf 3,056 000, 2,330.000 und 726.000 Tonnen sich gestellt, die französische Flagge ist also vor wie nach nur mit einem Vierteltheil des Verkehrs betheiliget gewesen (genauer 1859 mit 73·2 pCt. und 1862 mit 76·2 pCt.). Die Ursache dieses Mißverhältnisses liegt darin, daß die französische Flagge die durch Differentialzölle beschützten Routen vorzieht und jene der freien Concurrenz gerne den fremden Schiffen überläßt. Auch in Havre und Dieppe hat sich durch den Handelsvertrag das Verhältniß der beiden Flaggen im Verkehre zwischen England und Frankreich nicht geändert, dort liefen 1858 993 englische und 48 französische, hier 1100 englische und 48 französische Schiffe ein, der Grund ist in den 2 bis 3 englischen Personendampfschiffen zu suchen, die dort verkehren. Diese werden bei ihrem jedesmaligen Erscheinen in die Listen eingetragen, so daß sie für sich allein in dem Hafenverkehre als 700 bis 1000 Schiffe figuriren. Allerdings leidet die Schifffahrt von Havre in der neuesten Zeit ganz besonders, allein dies ist Folge der Unterbrechung des Verkehrs mit Nord-America, dessen Hauptplatz jene Hafenstadt gewesen. Die Regierung hat übrigens 1863 durch Beschränkung der Lasten der Marineinscription einen Theil des Druckes der Handelsmarine behoben und das in Verhandlung befindliche Zuckersteuergesetz (welches in die Zollrestitution für den in Frankreich raffinirten Rohrzucker den Differentialzoll zu Lasten des aus europäischen Entrepôts bezogenen Zuckers nicht einbezieht, also indirect den Transport aus den Ursprungsländern begünstigt) wird das Uebrige thun.

Manche Bemerkung im Laufe der Debatte war gegen jene Reminiscenzen der alten Prohibitions- und Hochschutzzolltheorie gerichtet, welche aufzufrischen die Bertheidiger des Amendements nicht zu unterlassen vermocht hatten. Der Handelsver-



trag ist eine Maschine, sagte August Chevalier, die durchgängig die Preise um 10 pCt. ermäßigt, wollt ihr die Einführung der Maschine verbieten oder tabeln, weil sie einigen Menschen den Verdienst schmälert? Montpellier, erzählte Pagan, hatte einst eine blühende Baumwollindustrie, sie ist durch jene von Rouen geschlagen worden, aber dessenungeachtet hat sich sein Wohlstand gehoben, ist seine Bevölkerung von 30.000 auf 52.000 gestiegen, denn es hat natürlicheren Erwerbsquellen sich zugewendet, ähnlich werden die Wirkungen des Handelsvertrages sein. Baron Lésperut hatte gemeint, man hätte für die benachtheiligten Industrien Eisenbahnen und Canäle bauen, wohlfeiles Capital schaffen, den gewerblichen Unterricht verbessern und erst dann den Tarif reformiren sollen, hierauf entgegnete der Staatsminister; Man muß beides gleichzeitig thun, jedes bietet die Mittel, das andere zum Ziele zu führen, handelt man anders, so kommt man nur zu leicht in die Lage, große Kosten an unhaltbare Etablissements zu verschwenden. — Man veranstalte eine neue Enquête, forderten die Hochschuzöllner; er verkenne nicht den Nutzen unparteiischer Untersuchungen vor der Ausführung großer Maßregeln, er wiederete der Minister, aber leugnen lasse sich nicht, daß Enquêtes oft in der Hoffnung verlangt werden, die große Masse der Consumenten und die Männer der Wissenschaft würden wie gewöhnlich sich stille verhalten und denjenigen, die an Aufrechthaltung oder Wiederherstellung des Monopols theilhaftig seien, das alleinige Wort lassen.

Der Schluß der Debatte war, daß mit großer Mehrheit das Amendement der Opposition abgelehnt und die Paragraphe der Adressecommission angenommen wurden, allein wir legen hierauf bei der Art der Zusammensetzung des gesetzgebenden Körpers kein Gewicht; es ist zur Genüge dafür gesorgt, daß die Regierung stets die Mehrheit behauptet. Von großer Bedeutung ist aber das Urtheil, welches die Commission zur Bestimmung der in die Verkehrsausweise aufzunehmenden actuellen Werthe der Waaren, die bekanntlich aus den ersten Männern des Handels, der Industrie und der Wissenschaft zusammengesetzt ist<sup>1</sup>, über die Ergebnisse des Jahres 1862 in ihrem Jahresberichte niedergelegt hat: „Gewisse Industriezweige, bis dahin durch Prohibitionen oder übermäßige Zölle beschützt, waren in Unkenntniß ihrer Lebensfähigkeit und der Macht ihrer Hülfquellen; in unmittelbare Berührung mit der Fremde gesetzt, haben sie gelernt, auf sich selbst zu zählen und den Kampf mit ihren Gegnern siegreich zu bestehen. Mußten sie den französischen Markt mit den bis dahin von demselben ausgeschlossenen Erzeugnissen des Auslandes theilen, so hat sich dagegen ihnen durch den Handelsvertrag und die darin stipulirten Zugeständnisse der anderen Nationen der fremde Markt in reichlichem Maße geöffnet. Alle haben gewonnen, die Consumption durch Ermäßigung der Preise, die Industriellen durch die wohlfeilere Production, eine Folge der Verbesserungen ihrer Erzeugungsmethoden und Apparate, der Handel durch die Erweiterung der Kreise seiner Thätigkeit.“ Dr. C. F. S.

<sup>1</sup> Wir nennen einige derselben: Darblay, A. Durand, Graf de Kergolay, Moll, le Tellier de Laforce, Lemoine, Nat. Rondot, Vertin, A. Godard, Hennequin, Hervier, Payen, Perfoz, Callandrouze de Lamernay, Sauler, Christofle, P. Firm. Didot, Ch. Garnier, Hénon, Leduc, Thuillier, Pailletot.

## Die moderne Museenfrage in Bezug auf Geschichte, Kunst und Kunstindustrie.

Von Jakob Falke.

(Schluß.)

Dieses gesammte Sündenregister, wie es sich in den letzten Jahrzehnten herausgebildet hatte, lag nun auf der großen Londoner Ausstellung von 1851 vor aller Augen. Was sich vorher in seinem isolirten Erscheinen der Aufmerksamkeit und Beachtung entzogen hatte, trat hier in der Massenhaftigkeit an das helle Licht. Wer Augen hatte, zu sehen, und wer nur ein bißchen Gefühl und Verständniß, Herz oder Interesse für die Sache mitbrachte, konnte vor der allgemeinen Trostlosigkeit den Blick nicht verschließen.

Die allgemeine Trostlosigkeit sagen wir. Bisher hatten sich in den Dingen des Geschmacks die Franzosen des Rufes erfreut, daß sie eine exempte Nation seien; was von Frankreich kam, das galt bei der großen Menge der Bernehmten und Gebildeten, die sich ja darauf verstehen mußten, ohne weiteres, was den Geschmack betrifft, für unfehlbar und entzog sich damit der Kritik. Hier auf der Ausstellung mußten die Franzosen aber in der Völkerconcurrentz der Kritik stehen. Allerdings erlangten sie den Preis, aber ein gut Theil ihres Rufes, die Meinung von ihrer Unfehlbarkeit, ging dennoch dabei verloren. Es zeigte sich, daß sie genau an denselben Uebeln litten, die wir als die allgemeinen soeben geschildert haben; es zeigte sich, daß ihr kunstindustrielles Schaffen, wie es war, vor soliden Kunstprincipien durchaus nicht Etich halten konnte. Was sie voraus hatten, das war die ererbte Tradition des Könnens und Machens, die überkommene, nicht aus der Uebung gezogene Verjätlichkeit in Erfindung und Arrangement, Geschicklichkeit und Fleiß, die Dinge fertig zu machen, was eine große Sache ist, und endlich ein großes Talent, den Werken ihrer Hände einen gewissen Schick, den Schein der Eleganz zu geben, wodurch sie einen angenehmen, das Auge bestechenden Reiz gewinnen. Gewiß sind das Vorzüge, aber doch nur äußere Vorzüge, durch welche die innere Hohlheit und Verfehrtheit bis dahin nur gleichnerisch verhüllt waren.

Den Stand der Dinge konnte jeder erkennen, aber die Engländer waren diejenigen, welche eine Lehre daraus gezogen und die Lehre sich zunutze machten. Sie waren sicherlich nicht den Franzosen in ihren kunstindustriellen Erzeugnissen am nächsten, sie hatten im Gegentheile den continentalen Ruf ihres Ungeschmacks gerechtfertigt. Es war ein großer Abstand zwischen ihnen und den Franzosen, aber da sie sehen mußten, daß diese ebenfalls auf verkehrtem Wege waren, so mußte ihnen die Ueberzeugung werden, daß ihren Concurrenten auf dem rechten Wege gleichzukommen war, ja, daß sie überholt, daß ihnen die Palme entrissen werden könnte. Es kam hier der große Sporn des materiellen Gewinnes hinzu, der einmal naturgemäß in der Industrie regiert und regieren soll: gelang es ihnen, es

auch im Geschmack den Franzosen zuvor- oder mindestens gleich zu thun, so mußte ein großer Theil der Millionen, die alljährlich für Luxusgegenstände nach Frankreich hineinfließen, seine Richtung über den Canal nehmen und England bereichern helfen.

Die Londoner Ausstellung von 1862 hat gezeigt, daß die Engländer sich nicht getäuscht hatten; sie hat auch gezeigt, was die Energie einer Nation in der Kunst zu leisten vermag.

Das Uebel hatte wohl die erste Ausstellung zur klaren Erkenntniß gebracht, aber die Frage war, wie ihm abzuhelfen sei. Die Aufgabe war, den Geschmack auf ganz andere Principien, auf die Principien einer vernünftigen Aesthetik zu gründen. Diese Principien mußten aber erst gefunden werden. War das geschehen, so mußte weiter bei dem industriellen Künstler und Arbeiter der Schönheitsfinn geweckt, das Verständniß der Form und der Farbe erschlossen werden, und was speciell England betrifft, so war erst das technische Können zu lehren und die Lehrer fanden sich nicht vor; endlich mußte auch dahin gewirkt werden, daß im Publicum der gleiche Sinn geweckt würde, damit das Gute, was nun geschaffen werden sollte, nicht etwa aus Mangel an Verständniß ungekauft bliebe.

Wir können auf alles das, was die Engländer zu diesem Zwecke in das Leben riefen, nicht näher eingehen, da uns nur eines davon als Gegenstand vorliegt, das Kunstindustriemuseum. Indessen, um die Stellung und Bedeutung des letzteren begreiflich zu machen, müssen wir Einiges andeuten.

Der mangelnden Technik wurde zunächst dadurch einiges Genüge geleistet, daß man Lehrer und Arbeiter aus Frankreich kommen ließ. Mit diesen aber hätte man im günstigsten Falle nicht weiter gelangen können, als dahin, wo die Franzosen standen, und das war, wie wir gesehen haben, ein verkehrter Standpunkt; nur das Aeußere konnte man von ihnen lernen, und die Aufgabe war eben eine ganz andere.

Da man lernen wollte, das Gewerbe selbst wie die ganze Nation, so mußte man sich nach denjenigen Dingen umsehen, aus denen man die richtigen Principien abnehmen, an denen man Form und Farbe studiren und den Sinn dafür bilden konnte. Da die Gegenwart sie nicht lieferte, so mußte man sich an die Vergangenheit und ihre erhaltenen Kunstschätze wenden. So führte die einfachste Gedankenfolge mit absoluter Nothwendigkeit auf ein Museum für Kunstindustrie.

Daß die Kunst der Vergangenheit auf dem Gebiet, das hier in Rede steht, wirklich Schönes geschaffen hatte, darüber herrschte allgemeine Uebereinstimmung. Man stritt nur, welcher Stil das Beste geleistet hätte, man stritt, welcher der Gegenwart zur Nachahmung zu empfehlen sei. Da es aber ganz vergebens gewesen wäre, hierin auf irgend eine Einigkeit zu rechnen, da man nach Einigung der Künstler auch die des Publicums hätte erzielen müssen, so ließ man kluger Weise diesen ganzen unnützen und thörichten Streit völlig bei Seite. Man sagte sich: ein jeder Stil hat sein Gutes gehabt und in seiner Art Schönes geleistet; sammeln wir von einem jeden, was in seiner Art gut, vortrefflich und charakteristisch ist, und zwar für alle Zweige industriellen Schaffens, so weit nur irgend eine schöne

Form und Verzierung dabei in Frage kommt, so werden wir sicherlich das Rechte nicht verfehlen.

So geschah es, und mit der Energie, welche dieser Nation eigen ist, und mit den großartigen Mitteln, welche ihnen zu Gebote stehen, war alsbald das South-Kensington Museum, heute der Stolz Englands, geschaffen.

Hiebei aber blieb man nicht stehen. Man wartete nicht die Wirkung der neuen Kunstschätze ab, sondern suchte sie durch die Lehre, durch Vorträge und Schrift dem Arbeiter und dem Publicum verständlich zu machen. Man popularisirte zugleich die Wissenschaft, so weit sie zu der Industrie Beziehung hat, so daß binnen wenigen Jahren fast ein neuer Litteraturzweig entstand. Endlich überzog man das ganze Land mit einem organisirten Netz von Zeichen- und Modellschulen für allgemeine oder specielle Kunstindustrie, veranstaltete Ausstellungen von Altem und Neuem, stellte Prüfungen an, rief Concurrenzen hervor, vertheilte Preise, kurzum, man schuf neues Leben auf neuem Wege und brachte die ganze Kunstindustrie in Umschwung.

Die Folge dieser Anstrengungen ist gewesen, wie die Ausstellung von 1862 bewiesen hat, daß England in dem kurzen Zeitraume von elf Jahren den Abstand, um welchen es hinter den ersten Nationen im Geschmac zurückstand, vollkommen überwunden hat, daß es jetzt den Franzosen mindestens gleichberechtigt zur Seite steht. In diesen Zweigen der Kunst hat es keine Concurrenz mehr zu scheuen, um so mehr, als die Bestrebungen mit gleicher Energie fortgehen und die Früchte erst zu reifen beginnen. Schon sind die Franzosen aufgeschreckt aus ihrer siegesfähigeren Ruhe; nicht vereinzelte Stimmen, schon ein ganzer Chorus erschallt, sie wurden in ihrer eigentlichen, seit Jahrhunderten erberechtigten Domaine von den Engländern überflügelt und geschlagen. Sie ihrerseits rufen nun nach Museen und allem, was dieselben mit sich führen, nach Umschaffung der Kunst- und Kunstindustrieschulen, denn es gälte fortan keinen Wettstreit mehr, sondern einen Kampf auf Tod und Leben.

Wenn wir nun auch nicht sagen wollen und können, daß diese Erfolg allein auf dem South-Kensington Museum beruht, so muß man doch demselben insoferne die Hauptwirkung zuschreiben, als ohne die Mithülfe seiner Muster gar nichts erreicht worden wäre. Es ist das auch, so viel uns bekannt, die allgemeine Ansicht in England selbst. Das South-Kensington Museum findet durchaus keinen Tadler, keinen Gegner, obwohl an seinem Plane und an seiner Anordnung mancherlei auszusagen wäre, hingegen wird der Organismus der Zeichenschulen von den competentesten Stimmen angegriffen, verworfen und ihr Erfolg gänzlich in Zweifel gezogen.

Hiermit ist die Bedeutung, der Nutzen eines Kunstindustriemuseums durch die schlagendste Thatsache von der Welt vollkommen außer Frage gestellt; es ist überflüssig, noch ein Wort weiter darüber zu verlieren. Ein solches Museum ist aber auch bereits für jedes industrielle Land, das für den Luxus arbeitet, eine Nothwendigkeit geworden, denn seit den letzten zehn Jahren hat der Geschmac ange-

fangen, sich von jenen Krankheitszuständen, die wir geschildert haben, auf einen Läuterungsproceß einzulassen; eine neue Richtung hat bezogen, und zwar mit solcher Entschiedenheit, daß man sie durchaus nicht mehr verkennen kann. Wer nicht darauf eingehen will, muß zurückbleiben und wird die Folge alsbald in materiellem Nachtheil verspüren. Diese neue Richtung stützt sich aber auf die Schönheiten und Eigenthümlichkeiten dessen, was die vergangene oder fremde Kunst uns gewährt, nicht insofern als sie, wie es bei uns die decorativen Talente machen, ihre verschiedenen und verschiedenartigen Elemente in einem Herenfessel zusammenbraut, sondern insofern als sie an ihnen Schönheit der Form und der Farbe und die richtigen Principien, wenn man will, in einer gewissen gelehrten Weise — es ist heute einmal nicht anders — lernt und sich zu eigen macht. Da also fortan, mindestens für eine gute Zeit, der Geschmack von den Mitteln eines Museums abhängig sein wird, so bleibt gar nichts übrig, als in allen Ländern, wo man selbstständig arbeiten will, solche Museen ins Leben zu rufen. Geschieht es nicht, so bezieht man sich in die Sklaverei anderer und klügerer Industrieländer, wird folglich stets im Hintertreffen bleiben und muß jenen auch den Löwenantheil der Beute überlassen.

So rasch, wie die Dinge heute gehen, ist aber auch keine Zeit damit zu verlieren, denn ein Versprung Anderer, der bereits geschehen, ist schwer wieder gut zu machen. Außerdem muß man nicht glauben, daß, sobald das Museum fertig, der Erfolg und der Nutzen sofort auf platter Hand lägen. Erstens pflegen wir klein anzufangen, auch ist nicht gleich alles beisammen, was man braucht. Dann werden Gewerbe und Publicum sich erst an die neue Sache gewöhnen wollen, bevor sie heimisch bei ihnen wird, und sie selbst sich darin zu Hause fühlen; es soll ferner durch Wort und Schrift und wiederholten Publick das Verständniß erst erschlossen, das Auge gebildet werden; es müssen die Schätze durch Vervielfältigung Verbreitung finden, und endlich muß das Werk durch eine Reihe von Zeichen- und Modellirschulen, überhaupt Kunstindustrieschulen, gekrönt werden, und diese sind keineswegs in erforderlicher Art vorhanden, ja es fehlen vielleicht noch die Lehrer dazu. Gut Ding will Weile haben. Auch das Kensington Museum hat seine Jahre gebraucht, bevor nur die Leute zu ihm kamen. Aber dann ging es mit Riesenschritten.

Zum guten Glück ist auch aller Orten mit verhältnißmäßig geringen Mitteln, mit weit geringeren wenigstens, als zu einer Bildergalerie gehören, die Möglichkeit zu einem solchen Museum gegeben, denn hier läßt sich mit Copieen, freilich nicht Alles, aber doch viel erreichen. Wir werden darauf wieder zurückkommen, wollen aber erst, wie wir es bei dem Geschichtsmuseum gemacht haben, die Frage beantworten, welche Gegenstände gehören in ein Kunstindustriemuseum und wie sind sie am besten zu ordnen?

Wir gestehen es zu, die Wörter „Kunstindustrie“ und noch mehr „Kunstgewerbe“ sind sowohl in Bezug auf die Bedeutung, wie in Bezug auf den Umfang sehr unbestimmter Art. Es giebt Leute, die schon die Wörter nicht leiden

können Indessen haben wir keine besseren, und wenn wir die „Kunstindustrie“ nur scharf anfassen, so werden wir sehen, daß wir damit auskommen.

Die Industrie schafft diejenigen Gegenstände, welche zum Gebrauch dienen, welche einen Zweck haben, die Kunst solche, deren Ziel allein die Schönheit ist, folglich bezieht sich die Kunstindustrie auf Gegenstände, welche einen nützlichen Zweck haben und zugleich auf Schönheit Anspruch machen. Die Verbindung beider, des Zweckes und der Schönheit, ist die charakteristische und wesentliche Eigenthümlichkeit aller kunstindustriellen Gegenstände.

Hiedurch haben wir bereits zwei wichtige Grenzbestimmungen erhalten, nach oben wie unten. Nach oben ist dem Principe nach die ganze Kunst ausgeschlossen, deren Ziel bloß die Schönheit ist, also die freie Kunst, wie man sie im Gegensatz zu der durch den Zweck gebundenen nennen kann; nach unten hin alle diejenigen Gegenstände, welche auf Schönheit und Schmuck gar keinen Anspruch erheben, sondern lediglich ihrem nützlichen Zweck, dem Gebrauche dienen sollen.

Es würden demnach alle Werke der hohen Kunst, welche um ihrer selbst willen da sind, die ihren Zweck in sich haben, aus unserem Museum hinwegzufallen haben. Und das ist dem Principe nach auch ganz so in der Ordnung.

Es ist aber auch das Verhältniß der hohen Kunst zur Kunstindustrie anders aufgefaßt worden. Man sagt: „fördert die große Kunst und ihr hebt die kleine“, was ebensowohl für das Leben wie für das Museum Geltung haben soll. Das ist ganz gewiß nicht unrichtig, allein es scheint uns, wollte man sich hierauf beschränken und den Erfolg abwarten, ein großer und noch dazu sehr unsicherer Umweg zu sein. Man kann die hohe Kunst mit allen Mitteln befördern wollen, und der Veriuch kann dennoch vollständig mißlingen; wir haben hier eben das Gelingen nicht in unserer Hand. Außerdem ist dieser Weg wegen seiner Kostspieligkeit vieler Orten nicht möglich. Es scheint uns daher, zumal Gefahr im Verzuge liegt, weit- aus richtiger, den geraden und probaten Weg zu gehen, nämlich die Kunstindustrie vor allem im Auge zu behalten. Sind die Mittel gegeben, oder liegen sonst locale Gründe vor, so steht es frei, an das Museum für Kunstindustrie ein Museum für Kunst anzuschließen, was sicherlich für jenes und seine Zwecke nur vortheilhaft sein kann. Es läßt sich alsdann in der systematischen Gliederung eine Verbindung beider herstellen, so daß sie wie ein Museum erscheinen.

Schließen wir aber hier, wo es sich um das Princip handelt, die freie Kunst von unserem Museum aus, so sind wir doch nicht so engherzig, von ihr dort, wo die Grenzen zwischen Kunst und Kunstindustrie sich verwirren, alles wieder hereinzu- ziehen, was nur möglich ist. Ueberall, wo die Sculptur und die Malerei bestimmt decorativ auftreten, z. B. in Wandmalereien, in Giebelfeldern, da fallen sie auch uns wieder anheim.

Nach unten hin, haben wir gesagt, schließt die bloße Zweckmäßigkeit ohne Verbindung mit der Schönheit ganz von unserem Museum aus. Die vollständige Güte des Materials, die genaueste, vollendetste technische Ausführung für sich allein können keine Berechtigung zur Aufnahme gewähren. Nur ist es allerdings noth-

wendig, daß alle Arten der Technik, welche in dem kunstindustriellen Schaffen vorkommen, auch im Museum vertreten sind, und insofern ist auch auf die Technik und ihre Ausführung, so wie selbst auf das Material und seine Eigenschaften, von denen ja auch die Stilitik mit abhängt, Rücksicht zu nehmen.

Wir haben noch weitere Grenzen zu ziehen. Wir wissen, daß die Schönheit und der Zweck die Bedingungen für einen kunstindustriellen Gegenstand sind; für das Museum aber kommt noch hinzu, daß diese Gegenstände Muster ihrer Art sind, eine Bestimmung, deren Entscheidung den kunstgelehrten Vorständen der Anstalt überlassen bleiben muß. Wohlgerne, sie entscheiden nicht, was absolut Muster ist und absolut nachgeahmt werden soll, sondern was jeine Art möglichst gut vertritt. Es sollen ja eben, wie schon oben gesagt, alle Stile und Kunstweisen im Museum vertreten sein; sie sollen durch Vergleichung und Studium zur Lehre dienen und die Entscheidung des zukünftigen Stils dem großen künstlerischen Genie, das die Weltgeschichte leitet, überlassen bleiben. Es ist aus diesem Grunde auch nothwendig, daß Kunstgelehrte der Anstalt vorstehen und nicht Künstler, es sei denn, daß diese zufällig Gelehrte in der Kunst seien, aus welchem zufälligen Umstande alsdann ihre Verechtiguz sich herleitet.

Wenn wir sagen „Muster in seiner Art“, so meinen wir damit nicht gerade Prachtexemplare, wie man leicht mißverständlich deuten könnte. Es handelt sich bei dem gegenwärtigen Umschwung in der Kunstindustrie, bei der angestrebten Besserung des Geschmacks nicht kleb um die hohen Aufgaben, sondern ganz ebensowohl um die kleinen, um das, was die Menge, was das bürgerliche Haus bedarf. Wenn der Geschmack nicht hier geändert wird, so ist alles übrige verunmöglich. Es sind also neben den Prachtwerken, welche als leuchtende, anipornende Muster des höchsten Schaffens nothwendig sind, gerade sowohl jene einfacheren, ja ganz einfachen Gegenstände zu sammeln, welche in ihrer Unipruchtslosigkeit für das, was sie sein sollen, als gelungen zu betrachten sind. Und hier vermögen selbst die Süddeutschen ihren Beitrag zu stellen. Eben so sind auch solche Gegenstände nicht zu übersehen, welche, wenn auch sonst vielleicht fehlerhaft, doch nach einer oder mehreren Seiten hin, z. B. in Bezug auf Farbe bei mangelhafter Form, zur Lehre dienen können und darin als schön anerkannt werden müssen. Ueber diese und ähnliche Fragen ist, wie gesagt, den Vorständen die Entscheidung zu überlassen.

Wer das Gebiet, das hier in Frage steht, einigermaßen überschlagen kann, wer den langen Zeitraum der Kunstentwicklung und die Menge der Stilarten ermißt und sodann die Mannigfaltigkeit der Gegenstände selbst nach Stoff und Zweck bedenkt, und was uns alles von der Vergangenheit noch übrig geblieben ist, der wird leicht einsehen, daß es viele Tausende von Dingen sind, die, trotz unserer Beschränkungen, dem Kunstindustriemuseum anheimfallen. Damit uns die Menge nicht verwirre und erdrücke, damit durch Zusammenstellung des Gleichartigen das Studium erleichtert werde, ist es unumgänglich nothwendig, daß ein bestimmtes System, eine vernünftige Gliederung und Gruppierung, da hinein alles paßt, Uebersicht und Ordnung in das Ganze bringe.

Es bieten sich uns verschiedene Gesichtspunkte dar, aus denen sich das fragliche System construiren ließe, nämlich nach der chronologischen Aufeinanderfolge der Stile, nach Bedeutung und Zweck der Gegenstände, und drittens nach dem Stofflichen.

Der erste Gesichtspunkt wäre entschieden vorzuziehen, wenn das Museum einen ähnlichen gelehrten Zweck hätte, wie das Geschichtsmuseum, wenn seine Aufgabe eine kunstgeschichtliche, kunstarchäologische wäre. Aber die Aufgabe ist eine praktisch-ästhetische; das Leben, die gegenwärtige Kunstindustrie sollen ihren Nutzen daraus ziehen; der Gewinn, den die Wissenschaft noch außerdem davon zu haben vermag, ist immer nur ein Nebenbei, welches außer der Absicht liegt. Es folgt also, daß ein praktischer Gesichtspunkt für das System der entscheidende sei, und hier empfehlen sich die beiden anderen Gesichtspunkte.

Aber beide sind nicht gleich zweckmäßig. Wollte man eine Eintheilung nach den Gegenständen durchführen, so würde man eine solche Menge kleiner, gleichbedeutender Gruppen erhalten, daß man schließlich ein Dictionnaire dafür anlegen müßte. Eine Gliederung nach den Stoffen hingegen ergiebt eine nicht zu große, bequem zu übersehende Anzahl größerer Gruppen, welche sich dann wieder nach Stilen oder Zeitepochen, hie und da auch nach den Gegenständen in Unterabtheilungen zerlegen lassen. Diese Eintheilung hat zugleich, was ihr besonderer Vorzug im gegebenen Fall ist, das Eigene, daß sie sich am meisten den bestehenden und geschichtlich gewordenen Verhältnissen anschmiegt, denn auf den Stoffen beruht die Scheidung der Gewerbe und zum guten Theile vernunftgemäß Form und Verzierung. Mit absoluter Strenge freilich wird auch sie nicht durchzuführen sein: man wird hier zur Vereinfachung bei ähnlicher Verarbeitung ein paar Stoffe zusammennehmen müssen, anderswo einen Stoff um verschiedener Verwendung willen auseinander zu legen haben. Im Ganzen aber werden wir mit diesem Gesichtspunkt am besten und bequemsten ausreichen.

Da wir eine ziemliche Anzahl Stoffe haben, so wird es nicht einerlei sein, mit welchem wir anfangen, mit welchem wir aufhören. Wir folgen gern dem Wege vom Einfachen zum Höheren und wollen ihn auch hier beschreiten. Das Höhere würde dann der Anschluß an die reine Kunst sein, welche sich dadurch in unser System leicht einfügen ließe. Auch lassen sich, hiemit in Uebereinstimmung, drei große Gattungen von Gegenständen scheiden, in denen wir, ohne uns indessen streng daran zu halten, nach einander aufsteigen können; das sind erstens die Gegenstände der verzierten ebenen Fläche, die in der Höhe an die Malerei stoßen; sodann zweitens die Gefäße, deren Kunstspitze die Sculptur sein würde, und drittens die Geräthe, welche mit dem größeren Hausmobiliar sich den Principien der Architektur verwandt zeigen. Wie gesagt, auch hier ist Strenge nicht möglich, und wir werden daher diese drei Gattungen nur stillschweigend zur Unterlage nehmen.

Mit der Fläche also beginnend, stellt sich uns als das Einfachste das Geflecht, die Grundlage der Weberei, dar, sei es nun aus Stroh, Weide, Bast u. s. w. Schon hier müssen wir von unserer stillen Unterlage abweichen, denn wir



müssen nothwendig damit das Korbgeflecht verbinden. Alsdann folgt sofort die große Gruppe der textilen Kunst mit ihren Nebenzweigen, die wir stofflich nach Wolle, Seide u. s. w. oder nach Stilen und Kunstepochen (mittelalterlich, orientalisches, modern, d. h. seit 1500) in Unterabtheilungen zerlegen können. Als Nebenzweige schließen wir daran die Spitzen, die Stickereien, die Tapissereien (Gebelins und Möbelüberzüge), ferner die Papiertapeten und das dessinirte Papier nebst allen allgemeinen Ornamentzeichnungen, die für solche Flächenverzierung bestimmt sind, wie Füllungen, Bordüren u. s. w.

In der Flächenformation fortschreitend, nehmen wir als dritte Gruppe die Lackarbeiten, sodann als vierte, fünfte und sechste die verwandten Künste, Email, Mojaik und Glasmalerei, die sich nach ihren Kunstepochen, wie nach der Technik zerlegen lassen.

Von der Glasmalerei gehen wir zur siebenten Gruppe, zur Malerei über, nicht zu dieser freien Kunst überhaupt, sondern insofern als sie als Wandmalerei, sei sie nun ornamental oder figuraltich, oder in ähnlicher bestimmter Verwendung einen decorativen Charakter bewahrt. Zugleich müssen wir hier die verschiedenartige Technik in Proben vertreten haben. Hieher gehört denn auch die Pergamentmalerei, so weit sie sich von der Schrift trennen läßt.

Mit letzterer, der Schrift, berühren wir ein anderes Feld. Die Schrift als Schreibekunst bildet mit dem Druck und den graphischen Künsten die achte Gruppe, welche demnach Schriftproben aller Zeiten mit den entsprechenden Initialen und Verzierungen, Druckproben und typographische Verzierungen und Musterproben von allen technischen Verfahrensweisen in den graphischen Künsten zu umfassen hat.

Wenn sich diese achte Gruppe auf den formellen Inhalt der Bücher bezieht, so kommen wir mit der neunten auf ihr Aeußeres und nennen sie die äußere Bücherausstattung. Hiemit sind wir schon einen Schritt über die Fläche hinausgegangen, thun mit der zehnten Gruppe einen Schritt weiter und kommen zu den Lederarbeiten überhaupt (mit Ausschluß des Bucheinbandes), als Ledertapeten und Ueberzüge, Lederkästen und Ledergeräth, Lederplastik.

Mit der elften Gruppe schlagen wir einen neuen Weg ein und wenden uns zu den Gefäßen. Wir nehmen zuerst die kleinere Gruppe der Glasgefäße, die sich nach den Kunstweisen eintheilen läßt und verbinden damit zugleich das Glasgeräth, wie Leuchter und Spiegel. Darauf folgt zum zwölften die große Gruppe der Thongefäße, welche auch das Porzellan in sich begreift und theils nach dem verschiedenen Material, theils nach Stil und Entstehungsort in eine Menge Unterabtheilungen, auf die wir uns hier nicht weiter einlassen wollen, zerlegt werden muß. Wie das im Gewerbe selbst meistens der Fall ist, müssen wir an die Thongefäße auch die Thonplastik anschließen.

Nun lassen wir als dreizehnte Gruppe, die Holzarbeiten folgen, beginnend mit den gebundenen Arbeiten des Böttchers und aufsteigend zur figuralen Sculptur in decorativer Verwendung; dazwischen fallen die Arbeiten des Drechs-

Iers und das gesammte Kirchengeräth und der Hausrath, so weit sie aus Holz bestehen. Eine vierzehnte Gruppe vereinigt mehrere Stoffe, die zumeist Zierarbeiten liefern, Horn, Bein, Elfenbein, Wachs, Teigmassen u. dgl. Da es sich hierbei, was das Künstlerische betrifft, vorzugsweise um Plastik handelt, so schließen wir als nächste Gruppe die Arbeiten in Stein, in Marmor, Malabaster u. s. w. daran, Gefäße, Geräthe, wie decorative Sculpturen, doch nehmen wir die Steinmosaik, als zur fünften Gruppe gehörig, davon aus.

Mit der sechszehnten Gruppe haben wir uns zu den Metallen zu wenden, auch hier die kleinste Gruppe an die Spitze stellend, die Kupfer-, Messing- und Zinngefäße, davon uns die letzte Zeit des Mittelalters und die Renaissance vorzugsweise Beispiele liefern. Eine vielumfassende Classe folgt sodann mit den Eisenarbeiten. Sie begreift die Werke des Kunstschmiedes und Kunstschlossers, Beschläge aller Art, Schloß und Schlüssel, Gitter und sonstige Einfassungen, Lampen, Leuchter und viel anderes Geräth; sodann die Kunst des Waffenschmiedes, was den Schuß, wie den Angriff betrifft, so weit es sich dabei um Eisen als das Hauptmaterial handelt. An den Waffen ist es auch, wo besonders die verschiedenartige Kunsttechnik des Eisens, die Damascirung, die Tauschirarbeit u. s. w. in schönster Blüthe hervortritt, weshalb wir sie daran anschließen. Nach dem Eisen mögen Glocken und Uhren als achtzehnte Gruppe eine passende Stelle finden, und darauf folgt als neunzehnte das große Gebiet der Bronze, welches wir chronologisch nach den Kunstepochen und Stilen eintheilen. Ebenso machen wir es mit der zwanzigsten Gruppe, der edlen Goldschmiedekunst, als der Verwendung edler Metalle und mit der einundzwanzigsten, der Bijouterie oder der Verwendung edler Steine, die sich von der Goldschmiedekunst kaum trennen läßt. Jetzt ist uns nur noch eine Gruppe übrig, die Kunst des Graveurs im Relief; seine Arbeiten sind Münzen und Medaillen, wohin wir auch seine Modelle in Wachs, Holz, Stein rechnen müssen, ferner die Siegel oder Siegelstöcke und drittens die geschnittenen Steine. Mit dieser zweiundzwanzigsten und letzten Gruppe unseres Systems reichen wir wieder in die reine Kunst hinüber.

So hätten wir die vielartige, kaum zu überschauende Masse in eine Gliederung gebracht, die, wenn sie auch nicht haarscharf einem Principe folgt, doch für Alles Raum hat und sich, wie wir glauben, durch praktische Einfachheit, Verständlichkeit und leichte Uebersicht auszeichnet. Wir machen mit diesem System keinen Unterschied, ob die Gegenstände Originale sind oder nicht, denn während in einer Bildergalerie Copieen eigentlich zu gar nichts nütze sind, ist es hier ganz anders. Wenn man nur daran denkt, worauf es ankommt, so muß man zugeben, daß in vielen Fällen scharfe Gypsabdrücke fast vollen Ersatz geben, in anderen man durch Photographieen oder durch getreue Abbildungen anderer Art viel erreichen kann.

Das Kunstindustriemuseum hat also allen Grund, auf beide Arten von Copieen volle Rücksicht zu nehmen. Bei der Anordnung und Aufstellung würden wir die Gypsabgüsse oder dem ähnliche plastische Copieen völlig den Originalen gleichhalten und unter sie rangiren; die Blattcopieen, an welche sich die Kupferstiche,

Originalzeichnungen u. s. w. anschließen würden, hätten natürlich in Mappen eine besondere Sammlung zu bilden, doch würde sie ein und derselbe Katalog mit den Originalen und Gypscopieen umfassen. Selbstverständlich muß bei den Copieen im Katalog die Art der Nachbildung angegeben werden, einetheilt aber würden sie in jene Gruppe, wohin ihr Original gehört.

Da, wie erwähnt, Abbildungen für das Kunstindustriemuseum von großem Werthe sind, so ist damit zugleich eine Bibliothek der betreffenden Kupferwerke nebst anderen theoretischen Hülfsbüchern zu verbinden. Diese Bibliothek wäre alphabetisch in gewöhnlicher Weise zu katalogisiren, nicht aber nach dem aufgestellten System, da weitaus die meisten Werke sich auf eine größere oder geringere Zahl der Gruppen beziehen, selten aber auf eine einzelne oder gar eine Unterabtheilung derselben.

Da ferner das Museum, wie ebenfalls schon gelegentlich angedeutet worden, keine bloß auf sich beruhende, passive Sammlung sein soll, sondern eine Lehr- und Arbeitsanstalt; da dasselbe nicht warten soll bis man komme es zu benützen und seinen Inhalt zu verstehen, sondern mit reformatorischer Tendenz dem Publicum und dem Gewerbe sich ans Herz legt, sich aufdrängt; so ist es nöthig, daß auch die Lehre selbst von ihm ausgehe. Es sind daher an denselben Vorträge über alle Gegenstände, Wissenschaften und Künste, die mit seinen Zwecken in Beziehung stehen, zu veranstalten. Wir enthalten uns aber, für diesmal näher darauf einzugehen, da wir ohnehin schon das uns selbst gesteckte Maß überschritten haben.

Ebenso wollen wir noch einmal in Kürze daran erinnern, daß auch mit dem Museum und den Vorträgen noch nicht Alles gethan ist. Es muß sein Gutes durch Bervielfältigungen, durch Filialausstellungen über das ganze Land verbreitet werden; es ist vor allem neben dem Verständniß auch das Können zu bilden, und zu diesem Zwecke müßten kunstgewerbliche Modellschulen errichtet, und endlich ein Netz von Zeichen- und Modellschulen, aber von rechter Art, über die Provinzen ausgebreitet werden. Erst dann wird man auf raschen und ausgiebigen Erfolg rechnen können und endlich die Genugthuung haben, sich selber zu sagen, daß man mit dem angelegten, verhältnißmäßig geringen Capital nicht bloß den Reichthum und die Kunst befördert, sondern auch den Wohlstand und mit dem Wohlstand die Bildung des Volkes und die Macht des Staates vermehrt habe. Das mögen sich diejenigen gegenwärtig halten, die berufen sind, hier ein entscheidendes Wort mitzureden.

## Ueber Pflanzenphänologie.

Von Dr. A. Pokornj.

(Schluß.)

Aber auch für die Berechnung der Wärmesummen (thermische Constanten) wurden verschiedene Formeln aufgestellt.

Boussingault hält die einfache Summe der mittleren Tagestemperaturen für den genügenden Ausdruck der Wärmebedürfnisse einer Pflanze, eine Ansicht, die bereits von Réaumur und Cotte ausgesprochen wurde und gegenwärtig immer allgemeiner Anklang findet.

Duetelet glaubt, daß die Wärme nach Art der lebendigen Kräfte auf die Pflanzen einwirke, und daß daher ihr Einfluß nicht nach der einzelnen Summe, sondern nach der Summe der Quadrate der mittleren Tagestemperaturen abzuschätzen sei. Ueberdies geht er bei ausdauernden Pflanzen von eigens zu bestimmenden Nullpunkten der Entwicklung aus und addirt zu der so gefundenen Summe noch eine Quadratsumme, welche ihrer Wirkung nach der im vorigen Jahre bereits erreichten Entwicklung gleichkommt. Ähnliche Formeln wurden von de Gasparin, Babinet und Fritsch aufgestellt.

Zur Beurtheilung der Richtigkeit dieser Formeln, so wie der ganzen Methode und Theorie von Wärmeconstanten giebt es ein untrügliches Prüfungsmittel. Ist eine gewisse Wärmemenge zur Hervorbringung der Entwicklungsphasen einer Pflanze in der That unentbehrlich, giebt es also thermische Constanten, und ist unsere Berechnungsmethode die richtige, so müssen alle Beobachtungen derselben Pflanze, in verschiedenen Jahren und an verschiedenen Orten berechnet, nahezu gleiche Resultate liefern. Man muß sich hier mit nahezu gleichen Resultaten begnügen, da absolut übereinstimmende bei der Menge von störenden Einflüssen nicht zu erwarten sind. Doch lassen sich manche derselben eliminiren, wenn z. B. derselbe Beobachter ein Pflanzenindividuum durch mehrere Jahre beobachtet. Auf Grundlage solcher genauer Beobachtungen im botanischen Garten zu Wien hat Fritsch den Werth obiger Formeln geprüft und gefunden, daß nur die Formeln von de Gasparin und Babinet extravagante Fehler geben, während die Berechnungen nach Duetelet, Fritsch und Boussingault viel kleinere, meist innerhalb der Grenzen der Beobachtungsfehler von  $\pm 3$  Tagen eingeschlossene Fehler enthalten und daher hinreichend große Sicherheit gewähren. Vor allem empfiehlt sich Boussingaults Formel zur Berechnung der Wärmeconstanten, als die einfachste und mit den kleinsten Fehlern behaftete.

Nach dieser Methode hat Fritsch die thermischen Constanten der Laubentwicklung bei 218 Bäumen und Sträuchern und die der ersten Blüthen und Früchte bei 889 Pflanzenarten, theils Kräutern, theils Holzgewächsen, berechnet. Die Sicherheit dieser Bestimmungen ist sehr befriedigend, da z. B. der wahrscheinliche Fehler der Blüthezeit bei 96 pCt. der beobachteten Pflanzen nur  $\pm 1$  bis 2 Tage und der wahrscheinliche Fehler der berechneten Constanten bei 97 pCt. der beobachteten Pflanzen nur  $\pm 1$  bis 3 pCt. der berechneten Summe ist.

In neuester Zeit hat Herr Prof. A. Tomaschek eine noch größere Uebereinstimmung, als die Wärmensummen darbieten, in der positiven Mitteltemperatur der Entwicklungszeit der Pflanzenphasen gefunden. Multipliziert man diese Mitteltemperatur mit der Entwicklungszeit, so erhält man nahezu dieselbe Temperatursumme, wie bei der gewöhnlichen Berechnung der Constanten. So ergiebt sich z. B. nach

Tomafchef für die Blüthe des Flieders eine tägliche Mitteltemperatur von  $4.5^{\circ} \pm 0.1^{\circ}$  für den Zeitraum von 100 Tagen, was unter Voraussetzung einer gleichmäßigen Vertheilung der Wärme einer Wärmesumme von  $450^{\circ} \pm 10^{\circ}$  entspricht, während die direct aus den täglichen Mitteltemperaturen abgeleitete Summe für den 6. Mai  $\pm 3$  Tage (an welchem Tage der Flieder in Wien zu blühen beginnt)  $424^{\circ} \pm 20.3^{\circ}$  beträgt. Bei den Mitteltemperaturen hat man den Vortheil kleinerer Zahlen und Differenzen (die stärkste Differenz beträgt  $0.5^{\circ}$ ) und größere Uebereinstimmung in den einzelnen Jahren.

Daß constante Wärmemengen zur Hervorbringung der Entwicklungsphasen von Pflanzen erforderlich seien, läßt sich nicht nur aus Beobachtungen zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten berechnen, sondern es ergibt sich dies auch aus Versuchen. Bringt man Haselnußzweige mit unentwickelten Blüthenknäusen in ein gewöhnlich temperirtes Zimmer und läßt sie fortvegetiren, so beginnen sie genau zur Zeit zu stäuben, wo die zu ihrer Entwicklung nöthige Wärmemenge im Zimmer erreicht wird; diese Erscheinung tritt daher um so früher ein, je größer die Differenz zwischen der mittleren Zimmertemperatur und jener im Freien ist. Gärtner können bekanntlich tage-, ja wochenlang die Entwicklung von Blüthen beschleunigen oder verzögern durch entsprechende Regelung der Temperatur des Raumes, in dem die Pflanzen sich befinden.

Die Ermittlung von Wärmeconstanten für die Pflanzenentwicklung ist die erste sichere Errungenschaft auf dem Gebiete der erklärenden Phänologie. Sie darf in ihrer Wichtigkeit als erster Schritt zur Messung der klimatischen Bedürfnisse der Pflanzen nicht unterschätzt werden. Mag auch in Beobachtung und Berechnung noch Manches zu verbessern sein, so steht doch schon jetzt als allgemein gültiges Naturgesetz fest, daß jede Pflanze zur Hervorbringung ihrer Entwicklungsphasen ein bestimmtes und bestimmbares Maß von Wärme bedarf. Daß dieses Resultat bereits erreicht ist, verdient volle Anerkennung, wenn man bedenkt, wie viele störende Einflüsse die Erkenntniß dieses Naturgesetzes erschweren und ein scheinbar regelloses Eintreffen der Erscheinungen hervorrufen können. Die Subjectivität des Beobachters, das Schwankende in der Fixirung der Entwicklungsphasen, die Verschiedenheit gleichartiger Pflanzen nach Individuen und Abarten, die mitunter, besonders bei Culturpflanzen sehr groß sein kann, der Einfluß des Standortes und der übrigen klimatischen Factoren — dies alles sind schwer zu eliminirende und oft nur schwer zu beurtheilende Störungen, welche in ihrer Gesamtwirkung berücksichtigt werden müssen, um sich nicht oberflächlich durch die Beobachtung mancher scheinbarer Ausnahmen verleiten zu lassen, die Gesetzmäßigkeit gut beobachteter phänologischer Erscheinungen selbst zu bezweifeln.

Die Kenntniß thermischer Constanten an Pflanzen gewährt eine Menge theoretisch und praktisch wichtiger Vortheile. Die systematische Botanik gewinnt eine neue Kategorie von Merkmalen zur Unterscheidung der Arten. Aus Florenkalendern mit Wärmeconstanten läßt sich in jedem laufenden Jahre täglich die Pflanzenentwicklung vorausbestimmen, wenn von Beginn des Jahres bis zu dem betreffenden

Tage Temperaturbeobachtungen vorliegen. Obere und Polargrenzen von Pflanzen erhalten, wie schon A. de Candolle nachweist, sofern sie rein klimatisch sind, durch Wärmesummen ihre befriedigendste Erklärung. Cultur- und Acclimatirungsversuche von Pflanzen können mit einiger Aussicht auf Erfolg nur an Orten unternommen werden, wo die zu ihrer Entwicklung nöthige Wärmemenge regelmäßig binnen der Vegetationsperiode erreicht wird. Umgekehrt zeigt das Vorkommen und die Entwicklung einer Pflanze, deren Wärmebedürfnisse bekannt sind, die thermischen Verhältnisse des Standortes an. Wenn krautartige Pflanzen in einer Gegend an verschiedenen Standorten zu sehr verschiedenen Zeiten zu blühen beginnen, so ist dies nicht etwa eine Ausnahme vom obigen Naturgesetz, sondern vielmehr der sprechendste Beweis, wie verschieden das Klima einer Gegend nach Standörtlichkeiten sein kann. Ein kurzer Zwischenraum trennt oft Localitäten, die in der Pflanzenentwicklung um Tage, ja selbst um Wochen differiren.

Diese und ähnliche Folgerungen, gleich wichtig für Theorie und Praxis, lassen sich aus den bisherigen Leistungen der Phänologie ableiten. Es gereicht mir zur besonderen Befriedigung, hier auf die Verdienste unseres Vaterlandes im Gebiete phänologischer Forschungen hinweisen zu können. Oesterreich hat im letzten Decennium die umfangreichsten und wichtigsten Arbeiten auf diesem Gebiete geliefert. Man verdankt dieses Resultat vorzüglich den Bemühungen eines Mannes, Herrn Karl Fritsch, Vicedirector der k. k. meteorologischen Centralanstalt in Wien, der mit unermüdblicher Ausdauer seit 1828 zuerst in Prag, sodann in Wien höchst sorgfältige phänologische Beobachtungen anstellte und gegenwärtig die nach seinen Instructionen und auf seine Anregung an zahlreichen Stationen des Kaiserstaates gemachten Beobachtungen leitet und deren Ergebnisse in einer Reihe von Abhandlungen veröffentlicht. Möge die rege Theilnahme, welche die Phänologie in Oesterreich gefunden, noch lange fortwähren und gleich erfreuliche und ehrenvolle Früchte bringen.

## Das Ciborium im Stifte Klosterneuburg.

G. H. Das erste unter der Redaction des Herrn Anton Ritter v. Perger erschienene Heft der „Mittheilungen der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale“ enthält einen von Herrn Albert Camejina gezeichneten Aufsatz über das Ciborium im Stifte Klosterneuburg unter Beigabe zweier wenig gelungener Farbendrucktafeln und mit Angaben über die Entstehungszeit der einzelnen Theile dieses Ciboriums, welche uns dadurch zu einer Erwiederung auffordern, daß sie von den früher in den „Mittheilungen“ aufgestellten Behauptungen wesentlich abweichen.

Herr R. Weiß hat nämlich in einem im Jahre 1861 in denselben erschienenen längeren Aufsätze über den Schatz dieses Klosters auch das erwähnte Ciborium zum

Gegenstände seiner Forschung genommen, die Ansicht ausgesprochen, daß daselbe dem 14. Jahrhundert angehöre und in dieser Beziehung die Anfertigung des ganzen Gefäßes der Epoche des kunstliebenden Probstes Sierendorf (1317 bis 1335) zugeschrieben.

Zur Berichtigung dieser Angaben nun scheint vorzugsweise der eingangs erwähnte Aufsatz geschrieben zu sein. Es wird die Behauptung entgegengestellt, daß dieses Gefäß zwei verschiedenen Kunstepochen, und zwar Kuppä und Deckel dem Ende des 13. oder dem Anfange des 14. Jahrhunderts angehören dürften, indem ihre Hauptformen noch etwas an die Endzeit der romanischen Kunstperiode erinnern, während der ganze Ständer mit seinen entschieden gothischen Elementen in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts falle, da ein so bedeutend flachgedrückter Fuß bei älteren Kirchengeräthen wohl nicht vorkomme; „diese neue Fassung“ erhielt das Ciborium mithin höchst wahrscheinlich unter dem Propst Stephan v. Sierendorf, denn es heißt in der kleinen Chronik von Klosterneuburg bei dem Jahre 1324:

„Die Goldschmidt machten das schöne zibarn darauff unser frauenbildt mitten in der eeren darin.“

Mit diesen Angaben erhalten wir eine in hohem Grade befremdende Berichtigung der bisher in wissenschaftlichen Kreisen zur Geltung gekommenen Ansichten. Kein wissenschaftlich gebildeter Archäologe — er mag auch in feineren Fragen der Kritik seine eigenen Anschauungen haben, weicht von den bis nun festgesetzten Grundlagen der Chronologie so weit ab, daß er den Anfang des 14. Jahrhunderts und das Jahr 1324 als verschiedene Kunstepochen bezeichnen würde. Nebenher bleibt uns der Verfasser die Angabe schuldig, wie weit nach seiner Ansicht der Beginn des 14. Jahrhunderts reiche? Etwa bis 1310, oder 1320 oder 1325? Es ist darüber allerdings unter den Archäologen noch nicht zu einem vollen Verständnisse gekommen, weil in dieser Wissenschaft, wie in allen übrigen, auch der gesunde Menschenverstand sein Recht behauptet, und es entspricht dem letzteren, dem Beginne eines Jahrhunderts seine Mitte oder seinen Schluß entgegenzustellen. Wenn nun der Verfasser zugiebt, daß die Kuppä dieses Gefäßes dem Beginne des 14. Jahrhunderts seine Entstehung verdanke, während der Ständer aus dem Jahre 1324 stammen soll, so behauptet er eigentlich nichts anderes, als die Gleichzeitigkeit der Entstehung beider Theile — und die Verweisung derselben in zwei verschiedene Kunstepochen ist daher der Ausfluß einer archäologischen Feinschmeckerei, welche wir mit den jugendlichen Anschauungen dieses Aufsatzes kaum zu vereinbaren wissen. Denn als solche müssen wir die ganze Charakteristik der Emaildarstellungen der Kuppä bezeichnen, welche keineswegs, wie der Verfasser meint, der gothischen Epoche so ferne liegen, sondern sowohl in den Gewandungen, wie auch in den architektonischen Felderab schlüssen der Zeitstellung entsprechen, welche Weiß für dieses Gefäß angenommen hat. Es liegt daher nicht der geringste Grund für die Behauptung vor, daß mit diesem Gefäße um 1324 eine Umgestaltung vorgenommen worden sei, wogegen auch die angeführte Stelle der Stiftschronik spricht, die eben nur den Zeitpunkt der Anfertigung angiebt, von einer solchen Umgestaltung

jedoch nichts weiß. Hätte eine solche stattgefunden, so wäre sie bestimmt in irgend einer Weise angedeutet worden, da doch dieselbe Stifteschonik der Erneuerung an dem Verduner Altarwerke ausdrückliche Erwähnung macht. Wenn aber den Verfasser seine Kunstanschauungen nöthigten, einen so fühlbaren Unterschied in den Theilen dieses Gefäßes zu betonen, so lag einer unbefangenen Anschauung die Vermuthung viel näher, daß beide Theile, wie sie zum Theile verschiedene technische Verfahrensweisen aufzeigen, auch gleichzeitig von verschiedenen Künstlern seien angefertigt worden, von welchen der eine nach der Ansicht des Verfassers von älteren Traditionen sich leiten ließ, während der andere mit voller Lust den neu auftauchenden Anregungen sich hingab. Eine solche Vermuthung — wir bestreiten indeß auch die Nothwendigkeit derselben — läge doch viel näher, als die abnorme Behauptung, daß ein im Anfange des 14. Jahrhunderts angefertigtes Gefäß bereits im Jahre 1324 aus Kunst- und Stilrücksichten umgemodelt worden sei. Wir begnügen uns mit diesen Ausführungen und wollen auf die jeder Begründung ermangelnde Behauptung, daß „ein so flachgedrückter Fuß bei älteren Kirchengeräthen nicht vorkommt“, nicht näher eingehen, noch auch wollen wir mit jenen Schlüssen rechten, in welchen in ergöglicher Weise das Umschmieden der Plattenharnisse im 15. Jahrhundert nach den geänderten Maßverhältnissen der Besitzer als ein Beweis — der Veränderungsjucht der Menschen angeführt erscheint. Wir wenigstens wollen irgend einem Ritter des 15. Jahrhunderts, der vielleicht um zwei Schuhe kürzer ausfiel, als sein Erzeuger, keinen Vorwurf daraus machen, daß er Anstand nahm, seine Gestalt in der über ihn weit hinausragenden Rüstung, die ihm als Erbtheil zufiel, in dauernder Weise herumzuschleppen.

h. Das vorjährige Juliheft der akademischen Sitzungsberichte philosophisch-historischer Classe, das eben ausgegeben wurde, bringt unter dem Titel: „Die Allianz zwischen Kaiser Maximilian I. und Basilji Svanovic, Großfürsten von Rußland, von dem Jahre 1514, von S. Fiedler“, schätzbare Beiträge und Belege zur Geschichte jener denkwürdigen Familienverbindung der Häuser Habsburg und Jagiello, welche die dauernde Begründung der österreichischen Monarchie zur Folge hatte. Das Bündniß des Kaisers mit dem russischen Großfürsten gegen Polen stand eigentlich bloß auf dem Papiere und gerieth auch da schon bei seiner Aufstellung aus der Fassung. Die „Allianz“ war eigentlich bloß ein politischer Schwachzug, der einen heilsamen Druck auf König Sigismund von Polen ausüben sollte, und in dieser Beziehung war die diplomatische Action von den besten Erfolgen begleitet. Daraus erklärt sich auch der Eifer, mit welchem die königlichen Brüder Sigismund von Polen und Wladislaus von Ungarn und Böhmen zu einer Zusammenkunft mit dem Kaiser drängten. Dieselbe fand endlich am 16. Juli 1515 an dem Walde „Hart“ unter freiem Himmel statt und führte zum Beisitze der beiden Könige in Wien und zur Trauung der beiden Kinder Wladislaus' mit den beiden Enkeln des Kaisers im Stephansdome am 22. Juli. Schwieriger ward es, den russischen Bundesgenossen von der Felgerichtigkeit aller Consequenzen zu überzeugen und ihn nach seinem Siege am Dniepr zur Einstellung der Feindseligkeiten gegen Polen zu bewegen. Erst nach dem Tode des Kaisers Max gelang es seinen Enkeln 1526 einen Waffenstillstand auf fünf Jahre zwischen den beiden nordischen Nachbarn herbeizuführen.



Großen historischen Werth haben unstreitig die Actenstücke des k. Hausarchives, welche hier das erste Mal in den Bereich der Forschung gezogen werden. Dieselben sind in den Beilagen emsig und genau bis auf die Titel und orthographischen Zufälligkeiten abgedruckt, darunter befindet sich auch in authentischem Abdrucke jene erste Vertragsurkunde des Großfürsten Wassili Iwanowic mit der goldenen Bulle, welche Peter dem Großen einen historischen Präcedenzfall bei Annahme des Kaisertitels bot. Diese urkundlichen Beilagen füllen trotz der kleineren Lettern 50 Seiten; auf ebensoviele Seiten geht denselben ein Text voraus, welcher ihren Inhalt reproducirt, erläutert, verbindet und zu einem Drittheil des Raumes von Citaten aus den Beilagen und anderen Quellenwerken, namentlich den *Actis Tomicianis* begleitet wird. Zur Sache bemerken wir nur, daß Uebersetzungen, wie: „*Maiestas Cæsarea illi . . . amplius nullum auxilium vel favorem prestare debeat, directe vel indirecte, per se vel submissas personas*“ (S. 268) durch: „soll ihm der Kaiser . . . keine Hülfe oder Begünstigung gewähren, weder direct noch indirect, weder persönlich noch durch unter der Hand geschickte Personen“ (S. 211) bei solchen profanen Augen, die zufällig schon Urkunden gesehen haben, auf einigen Widerspruch stoßen dürften.

S. Wechselseitige Brandschadenversicherungsanstalt in Wien. Der von Sr. Excellenz dem Herrn Staatsminister als Generaldirector der Anstalt in der Jahresitzung am 22. Jänner 1864 erstattete Bericht liegt nebst den Detailnachweisungen über die 1863 erfolgten Brände und Vergütungen nunmehr gedruckt vor. Nach demselben wurde die Anstalt von 382 Bränden betroffen, für welche an 1117 Theilnehmer eine Gesamtvergütung von 536.924 fl. zu leisten war; die Zahl der Schadenfeuer, durch die ungewöhnliche Dürre des Sommers begünstigt, übertraf jene des Vorjahres um 101, obwohl schon das Jahr 1862 zu den minder glücklichen zählte. Von den Feuerbrünsten 1863 entfallen 310 mit einer Vergütung von 449.573 fl. auf Niederösterreich und hievon 43 mit 19.118 fl. auf Wien. Die erheblichsten Vergütungen waren beim Brande von Ober-Laa mit 31.250, von Adersflaa mit 19.192, von Langmannerdorf mit 15.859 fl., vom Bräuhaus in Fünfhaus mit 15.000 fl. und von Rißdorf in Ungarn mit 15.315 fl. zu leisten. Daß sich ungeachtet der durch die außerordentlichen Schäden hervorgerufenen Steigerung der Beitragsquote um 10 pCt. (die Brandschäden beziffern sich um 20 pCt. höher) der Werth der versicherten Objecte um mehr als 2 Millionen Gulden gehoben hat, spricht für die reelle Gebahrung des Institutes.

h. Erfreuliche Symptome der wachsenden Theilnahme des österreichischen Clerus für kirchliche Kunst sind populäre Erscheinungen, wie: „Anleitung für Erforschung und Beschreibung der kirchlichen Kunstdenkmäler. Verfaßt von P. H. W. Ling 1863“ und „Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der kirchlichen Kunst in Tirol, von K. A., Weltpriester. Gabe des christlichen Kunstvereins in Bozen. 1863.“

\* Die Lehrmittelsammlung der technischen Lehranstalt am landschaftlichen Joanneum in Graz mit Schluß des Studienjahres 1863 bestand in Folgendem: Die Bibliothek enthielt 21.490 Werke in 47.602 Bänden und 11.330 Heften; die Mineraliensammlung 16.030 Mineralien und Modelle; die geognostische und paläontologische Sammlung 9720 Gebirgsarten und Versteinerungen; die botanische Sammlung, und zwar der botanische Garten 8800 Species und das Herbarium 23.000 Species; die zoologische Sammlung 10.756 Nummern; die physikalische Sammlung 724 Nummern; die Sammlung für praktische Geometrie 372 Nummern; die chemische Sammlung 800 Nummern; die Sammlung für darstellende Geometrie 664 Nummern; die mechanische Sammlung 1043 Nummern; die Sammlung für Bauwissenschaften 558 Nummern; die landwirtschaftliche Sammlung 1512 Nummern. In diesen angeführten Zahlen sind auch

die Bücher und sonstigen Druck- und Bildwerke und litterarischen Beihelfe der bei jeder Lehrkanzel bestehenden Handbibliothek mitbegriffen.

\* Das „Magazin für die Litteratur des Auslandes“, herausgegeben von Joseph Lehmann, hat mit diesem Jahre seinen 33. Jahrgang begonnen. Aus dem reichhaltigen Hefte, das uns vorliegt und die im Jänner erschienenen 5 Nummern umfasst, heben wir folgende Aufsätze als besonders interessant hervor, die wir der Aufmerksamkeit unserer Leser hiemit empfehlen:

Deutschland und das Ausland. Zwei Lieblinge des deutschen Volkes. — Inwieweit ist Süd-Tirol italienisch? I. Natürliche und politische Grenzen. II. Das Deutschtum mehr und mehr von den Wälschen verdrängt. — England. Neue Anwendung der elektrischen Telegraphie. Zeitflugel, Uhrencontrole und Stadtpost. — W. M. Thackeray. — Die Publicationsaison in London. — Die englischen Pennyzeitungen und Halbpennyjournale. — Italien in der modernen Unterhaltungslitteratur. — Die Londoner Gesellschaft und ihre wohlthätige Selbsthülfe. I. The Charities of London. — Frankreich. Armande Béjart und Molière. Eine litterarhistorische Skizze. — Die neuesten Entdeckungen Pasteurs auf dem Gebiete der physiologischen Chemie. Der Gährungs- und Verwesungsproceß. — Die gegenwärtige religiöse Bewegung in Frankreich. — Das Budget und die Municipalverwaltung in Paris in den letzten zehn Jahren. — Nord-America. Die Anwendung der Photographie zu physiologischen und praktischen Zwecken, auf Schlachtfeldern, in Luftballons, auf Sternwarten und in der Geisterwelt. — Litterarische Briefe aus New-York. I. Nicht alles ist Humbug. II. Die Astor-Bibliothek. — Deutsche Truppen im americanischen Befreiungskrieg. — Polen. Michael Gradowski. — Das Königreich Polen. — Griechenland. Griechische und albanesische Märchen. I. Sage, Märchen und Geschichte. — Italien. Neuer Aufschwung der italienischen Schaubühne. — Ungarn. Ungarische Sprache und Litteratur. — Dänemark. Dänische Kriegslitteratur. — Portugal. Prinz Heinrich der Seefahrer und seine Zeit. — Rußland. Die öffentliche Bibliothek in Tiflis.

Kleine litterarische Revue und litterarischer Sprechsaal.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat.

## Sitzungsberichte.

### Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 3. Februar 1864.

Es werden der Classe vorgelegt:

1. eine Note des h. k. k. Staatsministeriums vom 19. Jänner d. J.;
  2. eine Note des h. k. k. Finanzministeriums vom 23. Jänner d. J.;
  3. eine Zuschrift des Herrn Bürgermeisters der Stadt Wien vom 15. Jänner d. J.;
- in welchen das am 10. und 15. Jänner d. J. gestellte Ansuchen der Classe dahin beantwortet wird: daß den darin namhaft gemachten Mitgliedern der von derselben eingesetzten Commission für Herausgabe von Reichthümern Oesterreichs die Benützung der Archive jener h. Ministerien und der Stadt Wien zu diesem Zwecke gestattet werde.

Dr. C. Roessler legt vor: „Zur Geschichte der unteren Donauländer. II. Das vorrömische Dacien.“

Im Anschlusse an die frühere Arbeit desselben Verfassers über die Geten und ihre Nachbarn wird in diesen quellenmäßigen Untersuchungen die Geschichte der Dacier bis zu dem politischen Untergange dieses tapferen Volkes (106 n. Chr.) abgehandelt und den Zuständen der verwandten Völker in Thracien, namentlich den während dieses Zeitraumes völlig erlöschenden Geten eingehende Aufmerksamkeit gewidmet. Insbesondere sucht auch die Schilderung der Sitten und Cultur bei den Geten und Daciern aus dem kargen Material der überlieferten Nachrichten ein möglichst vollständiges Bild vor die Augen zu stellen.

#### Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 17. Februar 1864.

Es werden der Classe vorgelegt:

1. ein Werk des Herrn Johann Mühlbauer unter dem Titel: „Geist und Materie im Staatsleben“, mit der Bitte, eine Unterstützung zum Drucke desselben von der Akademie zu erwirken;

2. eine von Herrn Dr. Reitböck eingesandte Abschrift des Pantheidings von Königswien in Niederösterreich;

3. eine Abhandlung über die Lage Nens und des skäischen Thores, aus einem Reiseberichte des k. k. Generalcensuls in Syra, Herrn v. Fahn;

4. der Aufsatz des Herrn S. V. Goehler: „Zur Geschichte der Wahl Ferdinands II. zum Könige von Ungarn im Jahre 1618“;

5. Herrn Dr. Friedrich Müllers Abhandlung: „Die Sprache der Bari. Ein Beitrag zur africanischen Linguistik.“

Die Abhandlung ist größtentheils nach den von den beiden Missionären P. Knobler und Ueberbacher hinterlassenen Materialien gearbeitet. Sie zerfällt in drei Theile, wovon der erste eine Grammatik der Bari-Sprache, der zweite eine Auswahl von Lesestücken und der dritte ein Glossar, sowohl Bari-Deutsch, als auch Deutsch-Bari umfaßt.

Das wirkliche Mitglied, k. Rath v. Meiller legte ein zweites von ihm verfaßtes Regestenwerk vor, betitelt: „Regesta archiepiscoporum Salisburgensium inde ab anno M. C. VI. usque ad annum M. CC. XLVI.“ Die Regesten der Salzburger Erzbischöfe Konrad I., Eberhard I., Konrad II., Adalbert, Konrad III., Adalbert und Eberhard II. von 1106 bis 1246 gesammelt, zusammengestellt und erläutert von — zc.

Der Verfasser entwickelt in Kürze den Zusammenhang desselben mit seinem früheren Regestenwerk über die Markgrafen und Herzoge Oesterreichs aus dem Hause Babenberg, indem er auf die von weiland Schmel, als Referenten der historischen Commission der Classe, für die vor-habsburgische Geschichte Oesterreichs noch zu leistenden bezeichneten Arbeiten hinweist, in deren erste Reihe Schmel eine Regestirung des bisher veröffentlichten historischen Materials für diese Zeit stellte. Es sollte diese Regestirung fürs erste in viererlei Richtungen unternommen werden, nämlich:

1. für die Urkunden des Landesfürsten,
2. für die des Metropolitens unserer Gegenden, des Erzbischofs von Salzburg,
3. für die des Niecejans derselben, des Bischofs von Passau, und endlich
4. für die der vorzüglichsten Edelgeschlechter jener Zeit.

Die Regesten für die erste dieser Abtheilungen habe der Verfasser in seinem ob-erwähnten Werke im Jahre 1850 veröffentlicht. Da sich nun seither für die Regesten

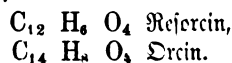
der übrigen Abtheilungen kein Bearbeiter gefunden, so habe derselbe, bald nach Schmels Tod, den Entschluß gefaßt, die Regestirung der Salzburger Urkunden in Angriff zu nehmen. Der Verfasser entwickelt sehr in Kürze die Motive, welche ihn bestimmten, die Regestirung mit Erzbischof Konrad I. zu beginnen und mit Erzbischof Eberhard II. zu schließen. Im Vergleiche zu dem früher genannten Regestentwerk über die österreichischen Landesfürsten sei das numerische Resultat der vorliegenden Sammlung ein viel reichhaltigeres. Während es dem Verfasser dort für den Zeitraum vom Jahre 976 bis 1246, also für 270 Jahre, nur gelungen ist, Alles in Allem 732 Nummern geben zu können, enthält diese für die Zeit vom Jahre 1106 bis 1246, also für 140 Jahre, die Zahl von 1187 Regesten, wozu übrigens zum Theile der Umstand beigetragen hat, daß in die vorliegende Regestenammlung auch sämtliche einschlägige Chronikstellen aufgenommen wurden.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe  
vom 18. Februar 1864.

Das wirkliche Mitglied Herr Prof. H. Plajiweg und Herr L. Barth berichten über einen neuen interessanten, dem Orcin sehr ähnlichen Körper, das Resorcin, welchen sie im Wesentlichen nach dem, in ihrer letzten Untersuchung über das Guajak (s. Sitzungsberichte der k. Akademie der Wissenschaften, Jännerheft 1864) eingeschlagenen Verfahren aus dem Galbanum und dem Harz des Ammoniakgummi's erhalten haben.

Dieser Körper theilt mit dem Orcin der Flechten die meisten physikalischen Eigenschaften, und diese, zusammengehalten mit seiner Formel, der Differenz der Siedepunkte, seinen Reactionen und seiner Fähigkeit, mit Brom ein dem Bromercid analoges Substitutionsproduct zu liefern, bestimmen sie, es mit diesem als homolog zu betrachten.

Man hat die Beziehungen:



Die Verfasser behalten sich vor, die Vermuthung durch Versuche zu bestätigen, der Körper stehe im nahen Zusammenhang mit dem Umbelliferon  $C_{12} H_4 O_4$  und dem Phloroglucin  $C_{12} H_6 O_6$ .

Sie gedenken ihre Untersuchung auch auf andere Harze auszudehnen, und fanden bei der Myrrha bereits Andeutungen für einen entsprechenden Erfolg.

Das wirkliche Mitglied Herr Prof. Dr. Aug. Em. Reuß, legt eine Abhandlung über fossile Lepadiden vor. Die Zahl der bekannten gestielten Cirripedier ist überhaupt nicht groß. Darwin führt in seiner Monographie 48 lebende Arten auf, welche in 11 Gattungen vertheilt sind, und die Zahl der bisher beschriebenen fossilen Species beläuft sich auf nicht mehr als 52. Von denselben gehören 51 den jetzt noch lebenden Gattungen Scalpellum und Pollicipes an, nur eine der aussterbenden Gattung Pericula. Die Lepadiden scheinen unter den Cirripediern zuerst in der Reihe der organischen Wesen aufgetreten zu sein; drei Pollicipes-Arten tauchen schon in den Juraschichten auf. Wahrscheinlich sind sie aber noch in einer viel früheren Zeitperiode zum Vorschein gekommen, denn die an der böhmischen Silurformation begrabene Gattung Plumulites Barr. dürfte wohl ebenfalls den Lepadiden beizuzählen sein, und zwar in die Nähe von Pericula zu stehen kommen. Den Höhenpunkt ihrer Entwicklung erreichten die Lepadiden aber in der Kreideperiode; von den erwähnten 52 fossilen Arten fallen 44 in diese Epoche. Schon in der Tertiärperiode sinkt ihre Anzahl auf 5 (3 Scalpellum, 2 Pollicipes) herab und auch in den jetzigen Meeren leben nur 6 Arten von Scalpellum und ebensoviele von Pollicipes. Die übrigen lebenden Formen gehören insgesammt neuen, in der Vorwelt

nicht vertretenen Gattungen an. Trägt man nun neben der Seltenheit fossiler Lepadiden überhaupt noch dem Umstande Rechnung, daß dieselben fast durchgehends selten und nur an einzelnen Fundstätten vorkommen und wegen des Zerfallens in ihre einzelnen Klappen beinahe sämtlich nur unvollständig gekannt sind, so erscheint jede Bereicherung der fossilen Fauna in dieser Richtung sehr erwünscht.

Die vorgelegte Abhandlung, die hauptsächlich das im k. k. Hofmineralienkabinete befindliche Materiale zum Gegenstande hat, liefert einen nicht ganz unbedeutenden Beitrag zur Kenntniß der fossilen Lepadiden, indem sie 7 neue Arten kennen lehrt und von 5 anderen Arten genauere Details und neue Funderte namhaft macht. Sie zerfällt in vier Abschnitte. Der erste beschreibt 3 neue Species aus den mitteloligocenen Tertiärschichten von Söllingen bei Braunschweig, nämlich *Scalpellum robustum* Reuss., dem schon früher von mir aus dem Oberoligocen von Grefeld bekannt gemachten *Sc. Nauckanum* Reuss. verwandt und vor allen anderen Scalpellumarten dadurch ausgezeichnet, daß der oberhalb des Scheitels der Kiellappe befindliche Lappen mit der Längsaxe des Haupttheiles der Carina nicht, wie sonst überall, einen stumpfen, sondern einen spitzen oder höchstens rechten Winkel bildet; ferner den *Pollicipes interstriatus* Reuss., dessen bisher allein bekannte Scutalklappe durch ihre hochdreieckige Form auffällt und endlich eine Carinalklappe, welche sich durch ihr ausschließliches Wachsthum nach oben zugleich von *Scalpellum* und *Pollicipes* unterscheidet, zugleich aber durch die Breite des oberen Endes, die das Hineinschieben zwischen die beiderseitigen Zergalklappen nicht gestattet, so wie durch die Abstufung des unteren Endes sich von *Anatifa* entfernt und sich am meisten der freilich noch nicht im Fossilzustande gefundenen Gattung *Pœcilasma* Darw. nähert (*Pœcilasma dubia* Reuss.).

Der zweite Abschnitt behandelt einige Lepadidenreste aus den miocenen Tertiärschichten, aus welchen solche bisher noch nicht namhaft gemacht worden sind. Die wenigen bisher publicirten tertiären Arten sind fast durchgehends eocen, oligocen oder pliocen. Vorerst wird das aus dem englischen Grag bekannt gewordene *Scalpellum magnum* Wood. auch von Salles bei Bordeaux beschrieben; sodann zwei unter einander und mit *Pollicipes interstriatus* Rss. verwandte neue Arten, *P. decussatus* und *undulatus* Rss., aufgestellt. Beide gründen sich auf einzelne, aber sehr wohlerhaltene Scutalklappen, die manche Analogie mit jenen des *P. Guascoi* Bosq. verrathen und aus dem miocenen Zegel von Niederleis in Oesterreich stammen. Von hehem Interesse endlich ist eine isolirte Zergalklappe von Podjarkow in Galizien, der erste unzweifelhafte Fossilrest der Gattung *Anatifa*, deren sehr kurzer gebogener Unterrand es wahrscheinlich macht, daß sie von einer Species jener Gruppe herrühre, die Darwin unter dem Namen *Pœcilasma* zu einer besonderen Gattung erhoben hat. Sie ist mit dem Namen *Pœcilasma miocænica* belegt worden.

Der dritte Abschnitt bespricht die Lepadidenreste der böhmischen Kreide, die zwar von dem Verfasser schon früher in seiner Monographie der Versteinerungen der böhmischen Kreidegebilde berücksichtigt, aber zum Theile irrig gedeutet und wenig entsprechend abgebildet worden sind. Sie beschränken sich hauptsächlich auf drei Species, von denen *Pollicipes glaber* Rœm. am häufigsten und verbreitetsten ist. Von demselben sind schon beinahe sämtliche Klappen gefunden worden. Dagegen ist von *Pollicipes conicus* Rss. nur die wohlerhaltene Carinalklappe, von *Scalpellum quadricarinatum* Rss. sogar nur eine nicht ganz vollständige, aber zur Bestimmung genügende solche Klappe bekannt geworden. Einzelne Zergalklappen aus dem Mäner von Hundorf dürften vielleicht dem *Pollicipes Bronni* zuzurechnen sein, worüber sich aber vor Entdeckung der anderen mehr charakteristischen Schalen kein entscheidender Ausspruch thun läßt.

Der vierte Abschnitt der Abhandlung endlich giebt eine Schilderung der Lepadidenreste der oberen Senonmergel von Nagarzani in Galizien. In denselben scheint Polli-

*cipes fallax* Darw. vorzuwalten, eine Species, die einer weiten Verbreitung sich erfreut. Sie ist früher schon in den gleich alten Schichten von Einburg, Belgien, England, Schweden und Hannover angetroffen worden. Von derselben sind beinahe alle Klappen in Mehrzahl vorgelegen. In ihrer Gesellschaft kommt, jedoch seltener, der schon früher genannte *P. glaber* Rœm. vor, dessen Verbreitungsbezirk noch größer ist, indem er schon nach den jetzigen Beobachtungen außer den früher genannten Ländern noch Westphalen, Böhmen und Sachsen umfaßt. Selten dagegen scheint eine neue Species, *P. Zeidleri* Rss. zu sein, deren allein vorliegende Scutalklappe große Analogie mit jener von *P. Darwinianus* Bosq. verräth.

Sämmtliche beschriebene Fossilreste sind auf drei der Abhandlung beigegebenen lithographirten Tafeln abgebildet.

Das wirkliche Mitglied Herr Prof. C. Ludwig überreicht eine von ihm gemeinschaftlich mit Herrn Dr. E. Ehrly verfaßte Abhandlung: „Ueber den Einfluß des Halsmarkes auf den Blutstrom.“

Bezold hat an Kaninchen, die mit möglichst kleinen Dosen von Curare vergiftet waren, sehr bemerkenswerthe Versuche angestellt. Er eröffnete bei diesen Thieren die Brusthöhle, durchschnitt die Stämme der *N. vagi* und *sympathici* am Hals und beobachtete dann die Herzschläge und den Blutdruck in der *a. carotis*, und zwar vor und nach der Durchschneidung des Halsmarkes, oder während der Reizung desselben. Hierbei fand er Folgendes: Nach Durchschneidung des Halsmarkes zwischen dem 1. bis 5. Halswirbel wurden die Herzschläge schwächer und seltener, der Blutdruck in der *a. carotis* sank sehr bedeutend bis auf 20. M. Hg. ab, die größeren Venen, namentlich die *vena cava inferior* füllten sich strotzend. Wurde darauf der peripherische Stumpf des Markes durch elektrische Schläge gereizt, so begann alsbald das Herz rascher, bis zu 320 Mal in der Minute, zu schlagen, der Umfang und die Stärke jeder einzelnen Bewegung ward bedeutender, was sich sowohl durch die Farbenänderung von der Systole zu der Diastole, wie durch die größeren Schwingungen der eingesteckten Herznadel und den größeren Werth der negativen Schwankung des elektrischen Herzstromes zu erkennen gab. Die prall angefüllte Aorta schob das Herz von der oberen Brustöffnung nach dem Zwerchfell hinab und der Blutdruck in der *Carotis* stieg immer sehr bedeutend, zuweilen um 150 M. M. Hg. empor.

Indem Bezold diese Erscheinungen zergliedert und mit einigen anderen am Blutstrom beobachteten zusammenhält, weiß er es sehr wahrscheinlich zu machen, daß der Grund derselben in einer Anregung des Herzens liege, welche demselben durch die vom Rückenmark herkommenden Nerven zu Theil werde; ihre automatischen Erregungen werden, so meint er, durch die Durchschneidung des Halsmarkes entfernt und durch Reizung des letzteren werden die spinalen Herznerven in größere Erregung versetzt.

Bevor wir uns mit dieser Annahme einverstanden erklären konnten, hielten wir es für gerathen, directe Versuche anzustellen; dahin zählten wir

1. daß wir den Zustand des Herzens, wie er am vergifteten Thiere während der Reizung des durchtrennten Halsmarkes besteht, mit demjenigen vergleichen, welcher eintritt, wenn man durch einen vorübergehenden Verschuß der *aorta thoracica* den Widerstand der arteriellen Blutströmung in wirksamer Weise erhöht, während man zugleich durch einen einmaligen Druck auf die Lebergegend die *vena cava inferior* gegen das Herz hin entleert. Wir fanden, daß es in beiden Fällen (bei der Reizung des Halsmarkes und der Erzeugung kräftiger Widerstände) zu ganz demselben Resultate kommt. Das linke Herz füllt sich bedeutend an, so daß sein Vorhof strotzend emporsteigt und sich die Längsfurche der Kammern beträchtlich nach rechts verschiebt, und daß während der Systole keine sehr merkliche Entleerung des linken Herzens stattfindet; zugleich steigt in beiden Fällen der Druck in der *Carotis* annähernd gleich hoch. — Diese Uebereinstimmung würde es er-

lauben, die Folgen der Rückenmarkreizung in einer bedeutenden Erhöhung des Widerstandes im arteriellen Strom zu finden, wenn es

2. gelang, nach Zerstörung sämtlicher spinaler und cerebraler Herznerven durch Tetanisiren des Rückenmarkes auch die früher beobachteten Erscheinungen wieder zu erzeugen. Nachdem wir durch sorgfältige Präparation der Herznerven des Kaninchens uns mit der Anatomie derselben vertraut gemacht hatten, vergifteten wir Thiere mit Curare, durchschnitten und reizten das Rückenmark und beobachteten Zahl und Art der Herzbewegungen und bestimmten zugleich den Blutdruck. Darauf zerstörten wir an demselben Thiere galvanokaustisch sämtliche rami cardiaci, so daß die nach oben empordringenden Venen und Arterien ringsum frei lagen. Darauf reizten wir das Rückenmark von Neuem und fanden nun alle Erscheinungen genau so, wie wir sie vor der Zerstörung der Herzäste gesehen hatten. Da wir nur solche Fälle als brauchbar ansahen, bei denen die nachfolgende sorgfältige Zergliederung eine vollkommene Zerstörung der Herzäste darthat, so halten wir uns für berechtigt, zu behaupten, daß die von Bezold beobachteten Erscheinungen unabhängig sind von den Nerven, die aus der Cerebrospinalaxe zum Herzen gehen. — Hiernach lag die Annahme nahe, daß in Folge eines gesteigerten Widerstandes im Blutstrom das linke Herz sich füllte, daß die gestaute Blutmasse einen Reiz auf dasselbe übte, und daß die unter dem hohen Druck gefüllten Kranzarterien dem Herz eine erhöhte Reizbarkeit theilten. Diese Unterstellung darf man als erwiesen annehmen, wenn es gelingt, die Widerstandursache aufzudecken. Zu diesem Ende untersuchten wir

3. den Zustand der kleineren Arterien, während das Thier vergiftet und sein durchschnittenen Rückenmark gereizt wurde. So oft wir die kleinen Arterien der Unterleibeingeweide, der Bauch- und Schenkelhaut bloßlegten, fanden wir, daß in dem Maße, in welchem der Druck in der art. carotis und die Füllung im Herzen stieg, sich auch die kleinen Arterien aller Orten bis zum Verschwinden ihrer Lichtung verengerten.

Da nun auch die Ursache eines Widerstandes aufgedeckt ist, der zum mindesten dem Verschluß der aorta thoracica gleichkommt, so stehen wir nicht mehr an, die von Bezold mit so viel Sorgfalt beobachteten Erscheinungen in erster Linie auf eine Stauung des arteriellen Blutstromes zurückzuführen und die am Herzen selbst auftretenden Vorgänge als eine Folge derselben anzusehen.

Herr Joseph Popper legte eine mathematische Abhandlung vor, betitelt: „Geometrische Darstellung der unendlichen Operationen“.

In diesem Aufsatze wird vor Allem eine allgemeine Formel mitgetheilt, die dazu dient, jede beliebige Function in ein unendliches Product zu verwandeln, also der Taylorschen Formel im Gebiete der Reihen correspondirt. Hierauf wird eine geometrische Darstellung der unendlichen Reihen gegeben, und das erste sich darbietende Problem, nämlich: die Entscheidung über Convergenz oder Divergenz jeder beliebigen Reihe durch ein allgemeines Convergenzkriterium gelöst; der Algorithmus, der bei demselben zu befolgen ist, kann ganz elementar durchgeführt werden oder auch mit Hülfe der Differentialrechnung; es sind hierzu bloß zwei Differentiationen nothwendig und die zweite giebt zugleich an, welche Kategorie der Divergenz die betreffende Reihe aufweist. Hierbei wird der Begriff der harmonischen Divergenz und Convergenz auseinandergesetzt. Zum Schluß wendet der Verfasser das Convergenzkriterium dazu an, um durch zweimaliges Differentiren zu entscheiden, ob jedes vorgelegte bestimmte Integral einen endlichen oder unendlichen Werth habe und auch auf diesem Wege die Werthe der Parameter zu erforschen, welche ein besonderes Integral endlich oder unendlich gestalten.

Wird einer Commission zugewiesen.

Herr Dr. Steindachner, Assistent am k. k. zoologischen Museum, legt eine Abhandlung vor, betitelt: „Ichthyologische Notizen“. Die daselbst neu beschriebenen Arten sind folgende:

1. *Centropomus affinis* nov. spec. Fundort: British-Guiana.

Spina analis secunda altitudinem corporis longitudine superans et multo longior et fortior quam spina tertia pinnæ analis: squamæ in linea laterali (absque illis in pinna caudali) circ. 47—50; squamæ inter lineam mediam ventris et spinam primam pinnæ dorsalis anterioris 17—18.

2. *Heterognathodon Petersii* nov. spec. Fundort: Zanzibar.

Longitudo totalis ad illam capitis =  $4\frac{1}{3}$  : 1; altitudo corporis  $\frac{1}{6}$  c. longitudinis totalis; oculi diameter  $\frac{1}{3}$  longitudinis capitis adæquans; lobus superior pinnæ caudalis profunde excisæ in filum productus; fascia fusca obsoleta longitudinalis inter oculi marginem posteriorem et basin pinnæ caudalis.

3. *Pempheris Schomburgkii* Müll. Trosch. Fundort Cuba.

Longitudo totalis ad illam capitis = 4 : 1; altitudo corporis ad longitudinem totalem = 3 : 1; squamæ in linea laterali absque illis in pinna caudali circ. 57, postice valde denticulatæ.

4. *PlatyGLOSSUS (LeptoJULIS) dubius* n. sp. Fundort: Zanzibar.

Spinæ dorsales et anales appendicibus filiformibus instructæ, oculi diameter  $\frac{1}{5}$  capitis longitudinis adæquans; longitudo pinnæ ventralis  $\frac{1}{3}$  longitudinis totalis adæquans. D.  $\frac{9}{12}$  A.  $\frac{2}{12}$  L. 1. 29. Lin. transv.  $\frac{2}{11}$ .

5. *MUGIL Güntheri* nov. spec. Fundort: British-Guiana.

Altitudo corporis longitudinem capitis adæquans; oculi cute adiposa max. ex parte obtekti diameter  $\frac{2}{15}$  capitis longitudinis; in squamæ in linea laterali absque illis pinna caudali 46—47.

6. *Pimelodus altipinnis* nov. sp. Fundort: British-Guiana.

Caput valde depressum  $3\frac{1}{2}$  in longitudine corporis absque pinna caudali; oculi diameter  $4\frac{1}{5}$  in longitudine capitis. Pinna dorsalis prima et pinna caudalis valde elongatæ; pinnæ adiposæ longitudo  $2\frac{1}{4}$  in longitudine corporis absque pinna caudali; pinna ventralis apice basin pinnæ analis attingens.

7. *Corvina biloba* Cuv. Val.

gehört in das Geschlecht *Pachypops* Gill und besitzt drei zarte Kinnbarteln.

Wird einer Commission zugewiesen.

Die Classe bestimmt folgende Abhandlungen zur Aufnahme in ihre Sitzungsberichte:

a. „Ueber den Zusammenhang des Magnetismus mit den Oscillationen des Batteriestromes“, von Herrn K. W. Knochenhauer in Meiningen. (Vorgelegt in der Sitzung vom 19. November 1863.)

b. „Aufstellung einer neuen Pendelformel mit Darlegung einer Methode, aus der Länge des Secundenpendels in verschiedenen Breiten die Erdbkraft und die Form und Größe der Erde zu bestimmen“, von Herrn Fr. Unferdinger. (Vorgelegt in der Sitzung vom 17. December 1863.)

c. „Physiologisch-chemische Untersuchungen über den Einfluß des Glaubersalzes auf einige Factoren des Stoffwechsels“, von Herrn Prof. Dr. E. Seegen. (Vorgelegt in der Sitzung vom 4. Februar 1864.)

(Berichtigung.) In dem Artikel über das „Belgische Kunstbudget für 1864“ unserer vorigen Nummer soll es in der ersten Zeile heißen „Liebig“ nicht „Leibniz“.



# Friedrich Hebbel.

## I.

R. Z. Die Wunde ist noch frisch, welche der Tod Fr. Hebbels seiner Familie, seinen Freunden, der Litteratur seines Volkes geschlagen hat. Seine geistige Kraft, ungebrochen durch physisches Leiden, schien eben erst auf ihrem Höhepunkt angelangt zu sein, als das Grab ihn hinwegriß. Er gehörte nicht zu Jenen, welchen als Lieblingen der Götter die Natur ihren Lebensweg leicht gemacht; ihre edelste Gabe, das Maß, hat er ihr, als gleichgültig es wider ihren Willen, mit zäher Ausdauer abgerungen. Wie der Stamm, dem er entsproß, seine fruchtbaren Marschen dem eifersüchtigen Meere durch heiße Arbeit und mächtige Dämme abgewinnt, so war es ihm nicht gegeben, die reife Frucht der Poesie widerstandslos und wie im Traume mit sicherer Hand vom Baume zu pflücken; er sollte erst nach manchen kühnen Fehlgriffen und markverzehrender Anstrengung schon gegen das Ende des Daseins dem goldenen Apfel sich nähern.

Hebbels Geburt, den 18. März 1813 <sup>1</sup>, fällt in das deutsche Befreiungsjahr. Den vielleicht noch immer nicht letzten Kampf um die Befreiung seiner nächsten Landsleute, der Schleswig-Holsteiner, erlebte er nicht mehr; er starb am 13. December 1863. Sein Geburtsort Wesselburen, ein Städtchen im nordwestlichen Holstein, gehört zum Landstriche der Dithmarien, die ihre uralte Bauernfreiheit im Norden, wie die Schweizer Hirten im Süden, bis auf die neuere Zeit (1559) bewahrten und gegen die „schwarze Garde“ der Dänenkönige nicht minder mannhaft wie diese gegen die Ritter und Edlen der Fürsten von Oesterreich stritten. Seine Eltern waren Landleute; seine Erziehung war die dürftigste. Die Bibel blieb lange Zeit hindurch das einzige Buch, das er kannte; später kamen die Volksbücher von der h. Genoseva, vom gehörnten Siegfried hinzu, deren Gestalten, wie er im Prolog zu seinen Nibelungen sagt, ihn von da aus durchs Leben begleitet haben. Die Lectüre von Goethe's „Faust“, von dem es in Wesselburen nur ein einziges Exemplar in der Büchervammlung des Pastors gab, erkaufte er für eine Nacht dadurch, daß er sich herbeiließ, einen Bekannten in das Haus seiner Geliebten zu begleiten, welches dieser allein nicht zu betreten wagte. Fünfzehn Jahre alt ward er Schreiber beim Kirchspielvogt seiner Heimat, wo die Führung der Geburts- und

<sup>1</sup> Nach Anderen 1815, doch scheint obige Angabe die richtige. Vergl. den reichhaltigen Artikel „Hebbel“ in Wurgbachs „Oesterr. biogr. Lexikon“ VIII., 164, wo auch Quellen und Urtheile für und über des Dichters Leben und Werke zusammengestellt sind. Hoffentlich werden die Herausgeber seines litterarischen Nachlasses es an einer authentischen Lebensskizze nicht fehlen lassen, Wochenschrift. 1864. Band III.

Sterberegister sammt der Todtenschau sieben Jahre lang den Beruf des künftigen tragischen Dichters ausmachte. Ein paar Gedichte, die er der bekannten Jugendschriftstellerin Amalie Schoppe geb. Weise für ihre „Modezeitung“ einsandte, machten diese aufmerksam auf den poetischen Amtschreiber. Sie lud ihn ein, nach Hamburg zu kommen, wo er, schon 22 Jahre alt, unter dem Schutze freundlicher Gönner, unter welchen Varnhagens Schwester, die Dichterin Rosa Maria, Frau des Dr. Aßing und Chamisso's, Souque's und Anderer Jugendfreundin obenanstand, seine Ausbildung begann. Nach wenigen Jahren war er so weit, daß er die Hochschule beziehen konnte, zuerst in Heidelberg, dann in München. Er studirte Geschichte, deutsche Litteratur, in München vornehmlich Philosophie unter Schelling. Von seinem Aufenthalt in dieser „finstern Stadt“ enthält das Gedicht „Geburtstag auf der Reise“ Nachflänge, welche beweisen, daß in dem „kleinen Hause“, das ihn dort beherbergte, spätere Dichterthaten reiften. Im „Königsgarten“, wo er nach seiner bis ins Alter bewahrten Gewohnheit dichtend umherzuschweifen pflegte, zeigte sich ihm „wie ihm Traume“ die Judith; unter einem Tannenbaume sah er den „Tischlerjohn“ (aus der Maria Magdalena, deren Idee ein Vorfall in dem von ihm bewohnten Hause gab), Genoveva's aus der Kindheit herüberlächelnde Gestalt winkte ihm leise mit der Hand, und den „Diamant“ fand er „in des Weibers Kreiße“. Dennoch kam es damals noch nicht zur Ausführung dieser dramatischen Entwürfe. Nur einige novellistische Arbeiten, die Erzählung „Anna“ (1836), welche im „Morgenblatt“ erschien, die „Nacht im Jägerhause“, „Der Schneidermeister Johann Nepomuk Schlüssel auf der Freudenjagd“, „Pauls merkwürdigste Nacht“ und der Roman „Schnock“ in seiner ursprünglichen Gestalt fallen in die Periode seines Heidelberger und Münchner Studentenlebens. Nachdem er an letzterem Orte Doctor der Philosophie geworden, kehrte er (1841) nach Hamburg zurück. Hier, in Folge einer Wette und vom fünften Acte aus begonnen, dem die vier anderen hinzugegedichtet wurden, entstand noch in demselben Jahre binnen 14 Tagen die „Judith“.

Sie war die erste Eruption eines unterirdischen Feuerherds, dessen geheime Zuflüsse mit den weitverbreiteten Ursachen zusammenhingen, welche unter den Füßen der lebenden Generation eine erneuerte Erberschütterung herbeizuführen sich anschickten. Hebbels Entwicklung fiel in die revolutionäre Periode der neueren deutschen Litteratur, welche der Julirevolution nachfolgte und der Februarumwälzung vorherging. Der Kampf der Romantiker und Classiker im neuen bourbonischen Frankreich, die kochende Gährung, welche die Jünger Byrons und Shelley's, so wie der Saint-Simonisten, die Victor Hugo, die Sand in die Gemüther warfen, rief diesseits des Rheins ein junges Deutschland hervor, das mit dem alten im Turnrock und christlich-germanischen Hemdtragen nichts mehr gemein haben mochte. Die sieberhafte Aufregung der französischen Nation beschwichtigte kein Dynastiewechsel kein bescheidenes Mehr an politischer Freiheit. Das fantastische Ideal der jungen deutschen Geisterwelt schob über die Wiederherstellung alter deutscher Herrlichkeit im Kaiserthum skeptisch spottend hinaus. Nicht die Erneuerung eines bestandenenen, der Neubau

des gesammten geselligen Zustandes der Menschheit war das Ziel, das den beredten Vorkämpfern diesseits und jenseits der Rheingrenze vorischwebte. Eine neue Religion, eine neue Wissenschaft und Kunst, eine neue Gesellschaft, grundverschieden von der alten, sollte zuerst erfunden und dann auf den Trümmern der früheren ins Leben eingeführt werden. Der Saint-Simonismus in Frankreich, das Junghegelthum in Deutschland wurden die Evangelien der Zeit. Die sociale Frage ward wie ein feuriges Meteor aus dem Krater der Culturrevolution plötzlich am hellen Tage in den Schooß Europa's geschleudert.

Die junge Schule im Allgemeinen hatte zunächst kein anderes Gesetz, als von Allem, was die alte gethan oder zu thun gezeichnet hatte, das Gegentheil zu thun. Hatte jene Veröhnung gepredigt, so verkündete sie Zwiespalt; hatte die alte gebunden, so drängte die neue zur Auflösung; hatte jene im Verbieten ihre Stärke gesucht, fand sie diese im Erlauben. Dem Gewissens- und Denkwang setzte sie schrankenlose Rede- und Druckfreiheit, wahrer oder erheuchelter Kirchlichkeit titanischen Unglauben, ängstlicher Schen vor dem Nackten wild sprudelnde Sinnlichkeit entgegen. Die allgemeine Emancipation sollte nicht bloß dem Geiste, sondern auch dem Fleische zugutekommen.

Die Litteratur, zuerst das Lied, dann der Roman, zuletzt das Drama, ward das Sprachrohr dieses aufschäumenden Sturmes, der Salen, das Boudeoir, zuletzt die Schaubühne sein Echo. Gleichzeitig mit dem Umschwung, der an die Stelle einer idealistischen Philosophie die Erfahrungswissenschaften, an die Stelle einer rigoristischen Sitten- und Rechts- eine eudämonistische Gesellschaftslehre setzte, hob auch die Dichtung statt der geistigen die Naturseite des Menschen hervor, ging von der verschönernden zu der grell schildernden Manier der Darstellung über. Die Situation der Stürmer und Dränger des vorigen Jahrhunderts wiederholte sich, nur daß die damals grimmig bekämpften Franzosen jetzt auch in Deutschland den Reigen führten. In der poetischen Welt, in der Scheinwelt der Bretter wurden die Fesseln zerrissen, welche die jungen Erdenkinder sich vermaßen, dereinst in der wirklichen zu brechen. Der revoltirende Gehalt schuf sich revoltirende Formen: wie in den Zeiten der Lessing, Leisewitz, Klinger, Lenz, der Jugenddramen Goethe's und Schiller's nahm die ungebundene Rede im Schauspiel wieder den Platz der gebundenen ein; wie Lessing einst gegen die handwerksmäßigen Nachahmer der Franzosen, so tobten die Zungen gegen die tragischen Sambenschmiede, den Gehäbtesten von Allen, „die Sand- und Klippeninsel Raupach“.

Auf den Dramaturgen Lessing, welcher die Mittelmäßigkeit haßte, waren die jungen Chorführer zurückgegangen; den Dramatiker Lessing, welcher das mittlere Maß empfahl, nahmen nur wenige sich zum Muster. Die revolutionären Dramendichter junger Schule, die Grabbe, Hebbel, Georg Büchner u. A., von gerechtem Zorne gegen das Mittelmäßige, von welchem die Bühne und das Publicum beherrscht wurde, übermannt, suchten Schutz dagegen im Maßloßen. Aus Widerwillen gegen bloß äußerliche Formvollendung griffen sie zum Unförmlichen; der Ueberdruß am zu oft Gehörten trieb sie zum Unerhörten; die Abgeschmacktheit des Gewöhn-

lichen führte sie zum Gesuchten. Der salz- und kraftlosen Grundsuppe der Dramen der Restaurationszeit setzten sie derb überpfefferte Kost, den wie nach der Schnur zugeschnittenen Figuren, alltäglichen Verhältnissen und uniformirten Bühnensphrasen absonderliche Gestalten, pikante Situationen, stark gewürzte Neben- und Denkarten entgegen. Sie überboten die Natur, um nicht wie Sene hinter derselben zurückzubleiben; um nicht klein zu sein, wurden sie ungeheuerlich; um nicht ins Flache und Platte zu verfallen, ritten sie lieber wie irrende Ritter auf dramatische Riesen- und Windmühlenkämpfe aus.

Man ist es schon gewohnt, sagt Immermann von Grabbe, diesem dramatischen nächsten Geistesverwandten Hebbels, daß die deutschen Dichter unmaßig oder übermäßig anfangen. Wer nicht zu viel hat, sagt Hebbel selbst in einer seiner Gnomen, hat als Dichter nicht genug. Die Mängel der Form, fährt Sener fort, werden in ihren Erstlingen überdeckt von dem gährenden kochenden Gehalt, der seine Stelle unter den Formationen der bewohnten Welt erst sucht. Hebbel vergleicht irgendwo die Kunstregel der Kette, die Franklin erfunden: „sie beschütze das Haus, aber sie verschlucke auch den Blitz“. Gegen das Chaos, welches in Grabbe's Erstlingswerk, „Erich von Goethland“, über Geburten brütet, verschwinden nach Immermann's Ausdruck alle Excesse der „Räuber“. Die Charaktere der Hebbel'schen „Judith“ hat Münderwitz puppenkomödienhafte Karikaturen, gemein, eckelhaft und widerwärtig genannt. Bei jenem, meint Immermann, könnte man sich versucht fühlen, auf die Vermuthung zu kommen, der Dichter sei von den Producten der französischen Romantiker angeregt worden, wie Tieck nach der Lectüre des „Goethland“ auf den Einfluß der „blutigen Jugendarbeit Shakespeare's“, des „Titus Andronicus“, gerathen hat. Eine revolutionäre Grundstimmung, die in der Poesie wie im Leben Alles auf die Spitze stellt, findet Immermann aus Grabbe's Anfängen hervorkluchten. Die Kritiker Hebbels, wie Gottschall, haben ihn einen „sittlichen Revolutionär“ genannt und seinen Erstlingsarbeiten, der „Judith“, der „Maria Magdalena“, der „Julia“ „moralischen Jacobinismus“ vorgeworfen. Letzteres sicher mit Unrecht. Wenn der Dichter gegen eine widersittliche Sitte seine Zornstimme erhebt, so beleidigt er nicht, sondern vertheidigt die Sittlichkeit. Wenn er gegen die auf äußere Conventien gegründete Scheinehe nach dem Ausdruck Gottschalls „dialektische Löwentagen“ kehrt, so thut er dies im Interesse der wahren, auf freier innerer und äußerer Hingebung beruhenden sittlichen Ehe, von der jene nur das Aftersbild ist. Fanatisch gegen die Sitte, ist er doch eben ein Fanatiker der Sittlichkeit und er hat eher das Wahre getroffen; wenn er in einem seiner Epigramme, das „Selbstkritik“ überschrieben ist, von seinen Dramen sagt, sie seien „zu moralisch“.

Die Neigung zu Extremen hat er mit Grabbe gemein, und auf sie haben schon Andere vorher, namentlich Theodor Mundt und Gottschall, Letzterer in ausführlicher, meist treffender Parallele, Beider Verwandtschaft begründet. Nur hat die ernste Anlage des bedächtigen Dithmarsenstammes, die ehrenfeste Häuslichkeit, aus welcher der Dichter entsprang, und das tiefgreifende Studium der Philosophie seiner Zeit, welches die Quelle jenes „zu Moralischen“ geworden ist, Fr. Hebbel bewahrt,

die frühe zügellose Entfaltung einer nordisch reckenhaften Phantasie aus der Dichtung ins äußere Leben zu übertragen und daran physisch und geistig wie Chr. Grabbe zu Grunde zu gehen. Grabbe's, des Ungeschulten, moralisch Bewahrlosten Dichtungen bringen bis an sein vorzeitiges Ende der Bilderfülle zum Trost, doch nur den Eindruck von zerstreuten Gemüthlichen unterbrochener Sturmnächte hervor. Hebbels, des nicht minder reich Begabten, aber rastlos Arbeitenden, anfänglich wild durcheinander geschüttelte Schöpfungen klären sich im weiteren Fortgange des Wirkens zu immer helleren und durchsichtiger gegliederten Kunstganzen auf; seine ursprüngliche Bizarrerie erscheint zuletzt nur mehr als unverwischbare Eigenthümlichkeit eines im Denken und Dichten originell gefärbten Genius.

Innerhalb dieser Gemeinsamkeit war aber Grabbe zum Epiker, Fr. Hebbel von Natur zum Dramatiker geschaffen. Jener besaß nach Immermanns Worten eine unendliche Expansionsfähigkeit, aber nicht eben so liebevolle Energie; von Hebbel läßt sich behaupten, daß bei geringerem Umfange seines Stoffgebietes die Intenstität der Behandlung desto größer gewesen sei. Grabbe wählte mit Vorliebe große, weitläufige Vorgänge in der Menschenwelt, in denen der Einzelne in den Massen auslöscht, am liebsten Schlachten, die fast in allen seinen Werken vorkommen; der Andere griff erst in seiner letzten an die Deffentlichkeit getretenen Dichtung nach einer breiten Begebenheit als Thema der Darstellung, nicht ohne auch in den Nibelungen die Masse vielmehr vor Aller Augen aus dem Einzelnen sich herausgestalten, als nach Grabbe's Art den Einzelnen in der Menge untergehen zu lassen. Dem Dichter des „Hannibal“ und „Napoleon“ ging, wenn man dem scharfen Blicke seines Dramaturgen trauen darf, so bald es an das energische Bilden kam, der Athem aus; der starke Hauch des Letzteren wußte auch seinen abnormsten Gestalten scheinbar täuschendes Leben einzublafen. Das Fertige und Gewordene, sagt Immerman treffend, war Grabbe's Domaine; Werden und Wachsen konnte er nicht zeichnen. Zum Beschreiber, zum Schilderer, zum Erzähler war er bestimmt; die Schlachten seines „Napoleon“ sind von „wunderbarer Originalität“. Einen „Blücher der Poesie“ nennen ihn die Memorabilien, aber eben die Schlacht ist eigentlich „epischer Natur“. In der Schlacht kämpfen Massen; der Dramatiker löst sie in fechtende Heldenpaare auf. Selbst das einzige Schlachtenbild in seinen sämtlichen Werken, den Kampf der Hunnen und Burgunder, hat Hebbel hinter die Scene verlegt, von obigen Neigungen Grabbe's zeigt er fast durchaus das Gegentheil. Ihn läßt das Fertige und Gewordene kalt; das Werden und Wachsen ist seine Domaine. Nicht die Aufeinanderfolge des Späteren auf das Frühere, das zeitliche, die Auseinanderfolge des Verursachten aus dem Verursachenden, das causale Verhältniß der Begebnisse zieht ihn an, der nämliche Kernpunkt, in welchem nach Schillers classischem Wort die wahre Grenze zwischen epischer und dramatischer Darstellung gelegen ist. Die erklärende Kunst der Motivirung, die aus der Tiefe steigt, nicht die berichtende der Erzählung und Beschreibung, die in die Länge und Breite geht, zeichnet Hebbels Begabung aus, und das Bewußtsein der seltenen Virtuosität, die ihm in dieser wie Grabbe in der schildernden Richtung eigen war,

verlockte, der revolutionären Grundstimmung ihrer Phantasie entsprechend, diesen nur zu häufig, auf weltgeschichtliche, jenen, auf psychologische Abenteuer auszugehen.

Die Seele eines gefühlvollen und zugleich schamhaften Weibes, welches dem Feinde seines Vaterlandes, um ihn zu morden, seine weibliche Ehre hingiebt, bietet ein psychologisches Räthsel. Wer hierin weiter nichts sehen wollte, als einen Pflichtenconflict, in welchem die Keuschheit als niedere, der Vaterlandsliebe als höherer zum Opfer gebracht wird, verriethe wenig Kenntniß des weiblichen Herzens. So eben und glatt, wie der berechnende Probabilist, löst das sturmbewegte Gemüth eines heroischen und tugendhaften, aber echten Weibes das Problem nicht auf. Vor der gigantischen Größe dessen, den sie haßt und zu tödten ins Lager gekommen ist, beugt sich der weiblichen Naturbestimmtheit gemäß ihr eigener Geist wider Willen, und ihr Inneres entbrennt in unwilliger Liebe zu ihm. Wenn sie sich ihm jetzt ergiebt, thut sie es nicht mehr wie dem Todfeind, um ihn so sicherer zu verderben, sondern wie dem Geliebten, dem Gebieter, dem Manne ihrer Wahl aus freien Stücken als gehorjame unterthänige Magd. Kaum ist die Hingabe erfolgt, so erwacht sie wie aus dem Raufsch. Zwar ist nichts anderes geschehen, als was sie erdacht und gewollt hat, aber es ist anders geschehen, als sie dachte und wollte. Nicht mehr aus kalter Ueberlegung als Mittel zum löblichen Zweck hat sie ihre Ehre verschenkt; aus weiblicher Schwäche, aus Liebe für den Mann, den sie hassen soll, ist sie gefallen. Nicht mehr die Tochter des jüdischen Volkes gegen den Feldherrn Assyriens, das Weib empört sich in ihr gegen die Weibesnatur, und indem sie dem triumphirenden Zeugen ihrer Niederlage das Haupt abschlägt, rächt sie nicht mehr ihr Volk, rächt sie sich, ihre Ehre, rächt sie das Weib an dem Manne. Der Ueberwinder ist wohl todt, aber die Ueberwindung bleibt; mit dem Manne ihrer Liebe zugleich ihre Liebe zu dem Manne zu erschlagen ist sie außer Stande. Der Gewinn ihres befreiten Volkes ist ihr Verlust; seine Freude ist ihre Trauer und die Bewunderung wie den Dank ihrer Landsleute für diese That stößt sie verachtungsvoll von sich, denn für diese Schaar von Schwächlingen hat sie den Helden, für diese Stammes- und Blutsverwandten den Mann ihrer Seele nicht geopfert. Für diese tiefinnerste Wunde reicht keine äußerliche Heilung aus; die Abjolution der Aeltesten ihres Volkes, welche sie feierlich von der Verletzung der Witwenkeuschheit lossprechen, kann sie doch nicht von dem Vorwurf der inneren Sündhaftigkeit befreien, daß sie, das freie, mit seiner Gunst nach Willkür verfügende Weib von ihrer Hoheit abgefallen, vom Naturzug überrascht, der Geschlechtsbestimmtheit erlegen sei. Das unselige Schicksal des Weibes besteht darin, den es am meisten liebt, auch am meisten hassen, weil in ihm sich, selbst, seine eigene Persönlichkeit aufgeben und sich von ihm als Sache gebrauchen lassen zu müssen.

Das sociale Problem, die Revolutionsstimmung, aber auch die selbstzerstörende Dialektik der Philosophie der Zeit spiegelt sich ab in dem Bilde. Wer an die Hebbel'sche „Judith“ den Maßstab eines historischen Trauerspiels legt, findet seine Rechnung nicht; die ebräischen Volksscenen, die man in dieser Beziehung hervorzuheben pflegt, sind nicht mehr als Nebenwerk. Diese saint-simonistische Heldin hat

gerade so viel oder so wenig Aehnlichkeit mit der schönen Wittwe des Manasse als des Dichters junghegelisch blasphemirender Holofern mit dem Feldhauptmann des Nebukadnezar. Die verwickelte Seelempfindung des zugleich hassenden und anbetenden Weibes prickelt des Dichters psychologische Zergliederungskunst, die ihre Stärke zugleich aufhebende und ausmachende Schwäche des weiblichen Naturells fordert dessen gesellschaftlichen Weltichmerz heraus. Der uralte Geschlechtsgegensatz des Mannes, dessen Stärke seine Schwäche, und des Weibes, dessen Schwäche seine Stärke ist, tritt in einschneidender Schärfe ans Tageslicht. Dem inneren Wesen nach frei, Person, und doch seiner äußeren Erscheinung nach unfrei, für den Gebrauch des Andern bestimmte Sache zu sein, ist ein innerer Widerspruch, welchen die dem Geschlechtszug zum Starken unterliegende Weibesnatur einschließt, und der seiner Ueberlegenheit sich bedienende Mann zu seinem Vortheil ausbeutet.

Der alte Kant hat für diesen keine andere Lösung gewußt, als daß, wie das Weib in der Geschlechtsvereinigung seine Person zur Sache herabsetzt für den Mann, so auch dieser die seine als Sache aufgabe für das Weib, so daß Jedes im Andern seine Persönlichkeit wiedererlange. Die wahre monogamische Ehe, in welcher der freiwilligen innern von beiden Seiten die eben so freiwillige gänzliche äußere Hingebung folgt, macht jenen Widerspruch schwinden. Daß sich der bloß physisch starke, aber moralisch schwache Mann, von welchem die Ehe die ganze innere und äußere Hingebung an eine Person verlangt, während sein physisches Vermögen für mehrere ausreicht, gegen dieselbe auflehnt, ist eben so erklärlich, wie daß das physisch schwache, aber moralisch starke Weib gegen die Zumuthung seiner Natur, Eigenthum eines Andern zu werden, sich empört. Jener gebraucht dieses als Sache, während es doch Person ist; dieses erkennt und achtet sich als Person, während es als Sache gebraucht wird. In diesem anders als in der Ehe unlöslichen Kampf zwischen Naturbestimmtheit und Freiheit müssen beide an einander nothwendig zu Grunde gehen.

Holofernes und Judith stellen den realen Gegensatz beider Geschlechter dar, ohne dessen ideale, nur in der vollkommenen Ehe gebotene Versöhnung. Derselbe wird dadurch typisch, daß das physische Ueberlegenheitsgefühl auf der einen und das moralische Hochgefühl auf der anderen Seite zu einem Höhegrad gespannt wird, auf welchem jenes der Ungeheuerlichkeit, dieses der Spitzfindigkeit nahesteht. Hier angelangt, schlagen beide leicht in ihr Gegentheil um und haben darum der Travestie willkommene Anknüpfungspunkte geliehen. Das Weib gewinnt insofern, als das Unrecht, das sie durch Hingebung als Sache an ihrer Person begeht, Folge ihrer Naturbestimmtheit, des bewußtlosen Zuges zum Starken, also kein Unrecht ist; der Mann verliert insofern, als das Recht, das er durch Annahme der Hingabe über ihre Person ausübt, nur aus seiner Naturbestimmtheit, aus der bloß physischen Uebermacht entspringt, also kein Recht ist. Jenes bemitleiden, diesen fürchten wir; dort ist Unglück ohne Schuld, hier Glück, das zur Schuld führt; beide aber tragen die Folgen ihrer realen Geschlechtsnatur, Judith den Fluch der weiblichen Schwäche, Holofernes den Fluch der männlichen Stärke.

Da sie nun beide augenscheinlich an ihrer eigenthümlichen Geschlechtsnatur unschuldig sind, so küssen eigentlich beide, wo sie nicht gefehlt haben. Der Gegensatz der Geschlechter ist ein Riß durch die Menschheit, den diese schon mit auf die Welt gebracht hat. Ein Unglück für sie, aber eines, das sie nicht ändern kann. Dieser Geschlechtsgegensatz ist selbst ein Fluch, der auf der Menschheit lastet, ein Verhängniß, ein Fatum. Die einzelnen Glieder der getrennten Hälften fallen dem Zwiespalt zum Opfer; sie tragen das Rainszeichen der männlichen oder der weiblichen Natur schon von Geburt an der Stirn. Beide erliegen diesem Geschick und sind insofern beide gleich tragisch; beide erliegen schuldlos und sind insoferne wohl gleich unglücklich, aber auch gleich untragisch. Nur kommt bei dem Weibe hinzu, daß seine Schwäche es rührend, bei dem Manne, daß seine Stärke ihn fürchterlich erscheinen läßt; über das Schicksal hinaus aber ist nichts mehr Höheres zu denken.

Beide Geschlechter, je treuer sie ihren Geschlechtscharakter bewahren, sind um desto sicherer unausbleiblichem Elend geweiht. Als Geist ohne Geschlecht beginnt mit der durch die Verleiblichung herbeigeführten Geschlechtlichkeit die Scheidung in männlichen und weiblichen Geist und damit der Fluch, welchem jeder abgesondert zum Opfer fällt. Die Verkörperung selbst ist der Grund der Spaltung, des Fluches und des Untergangs; mit dem Naturwerden des Geistes beginnt schon die Aufhebung der Natur. Das Anderssein ihrer selbst, ohne welches die Idee nicht zum Geiste, der Gegensatz, ohne welchen die anfangs bewußtlose Einheit sich nicht zur bewußten zu erheben vermöchte, ist als Natur das Erscheinende zwar, aber das Nichtseinvollende, zur Vernichtung bestimmt, welche durch Selbstaufhebung in den Geist zugleich zur Verklärung werden kann. Der Untergang der Natur am Geist ist die große Tragödie, die sich im Untergange des männlich oder weiblich gearteten Geistes an seiner männlich oder weiblich bestimmten Geschlechtsnatur, in Holofernes und Judith, als deren symbolischen Repräsentanten wiederholt.

## Oesterreichs Betheiligung am Welthandel.

Von Prof. Dr. Klun.

### I.

Von dem bekannten Schiffsrheder Ritter v. Revoltella in Triest ist eine Druckchrift unter dem Titel „Betheiligung Oesterreichs am Welthandel“ erschienen, welche sowohl durch die sachgemäße und freimüthige Darstellung des gegenwärtigen Standes des auswärtigen Handels Oesterreichs, als auch durch die auf reiche Erfahrung und tiefe Kenntniß des allgemeinen Kultur- und Verkehrslebens basirten Mittel und Wege, unsere Verkehrsbeziehungen nach außen zu erweitern, in allen betheiligten Kreisen die gerechte Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat. Wir sehen hier in der That einen praktischen Fachmann, der sich die Hebung unserer materiellen



Verhältnisse zur Aufgabe stellt, und sein Votum stimmt mit dem aller besonnenen Männer überein, welche nicht von erkünstelten Projecten und Systemen oder von genialen Combinationen eine Besserung des volkwirtschaftlichen Zustandes in unserem Vaterlande erwarten, sondern nur in einer gesteigerten Production, im größeren Handelsverkehr, in Arbeit und Sparsamkeit eine dauernde Besserung des an Naturschätzen so überreichen Oesterreich in Bezug auf seine materielle Lage erblicken.

Außer dieser Broschüre Revoltella's erhielt ich durch die Güte des k. k. Ministerialrathes Freiherrn v. Cattanei und des k. k. Sectionsrathes Scherer Einsicht in ein Project, welches mit Revoltella's Propositionen in einem sachlichen Zusammenhang steht. Nachdem mir noch Se. Excellenz K. M. v. Hauslab die nöthigen Kartenwerke, Herr Consul C. Bauer in Triest einige Detailangaben und der Consulargerant Herr Overbeck zu Hongkong (in China), der sich mehrere Tage in Wien aufhielt, Auskünfte über die mercantilen allgemeinen und Platzverhältnisse der bedeutendsten Orte Hinter-Asiens mitgetheilt hatte, war ich im Besitze der erforderlichen Materialien um mit Gründlichkeit die von Revoltella angeregte Frage zu studiren und dann einige Vorträge in der k. k. geographischen Gesellschaft darüber zu halten, deren Inhalt ich in möglichst gedrängter Kürze hier vorlege.

Es ist eine allgemein anerkannte Wahrheit, daß die Verbindungen der Mittelpunkte der Production mit den Absatzgebieten die Hauptbedingungen des Verkehrs eines Volkes sind, diese sind die Schöpfer der Industrie und des Handels und gehören somit zu den wichtigsten Trägern und Förderern nationaler Wohlfahrt. Das „völkerverbindende“ und für uns nicht mehr das „ländertrennende“ Meer ist die einfachste und billigste Verbindung. Hierbei ist die Küstengliederung von höchster Wichtigkeit. Je mehr ein Erdtheil oder ein Land durch Meerbusen und Buchten eingeschnitten oder „gegliedert“ ist, je mehr Inseln längs oder vor der Küste liegen, desto mehr Punkte sind an die große Straße des Verkehrs hinausgerückt, wodurch sowohl der Verkehr der Bewohner nach auswärt als die Zugänglichkeit der einlangenden Schiffe erleichtert werden. Eine reichgegliederte Küste ist im Allgemeinen die Vorbedingung zu günstiger Gestaltung des Handels und der Culturverhältnisse eines Landes. Länderstrecken, deren langgestreckte Küsten fast gerade Linien bilden, sind schwer zugänglich, also dem auswärtigen Verkehre wenig förderlich. Ein Blick auf die Küstengestaltung von Griechenland, England, die Ostküste von Nord-America, die Südostküste Hinter-Asiens und Neu-Hollands beweist zur Genüge, daß gerade diese es sind, welche im Alterthum oder in der Jetztzeit maßgebenden Einfluß auf die Culturentwicklung und den Weltverkehr der Menschheit ausübten oder in der Zukunft auszuüben berufen sind. Betrachte man dagegen das fast gliederlose, massenhafte Africa; dieser schwer zugängliche Kolos wird noch lange ein verhülltes Geheimniß bleiben; wann aber wird er einen Einfluß auf die Fortentwicklung der übrigen Erdtheile ausüben? Glücklich das Land, das eine Küste, insbesondere eine gut gegliederte Küste sein eigen nennt! Eine Großmacht ohne maritime Bedeutung, ohne eine Küste, ist nicht denkbar.

Nächst dem Meere sind in unserem Zeitalter von höchster Bedeutung die Eisenbahnen, über deren Wichtigkeit zu sprechen wohl unnöthig ist. Ihre eigentliche Bedeutung erhalten jedoch die Eisenbahnen ohne Zweifel erst dann, wenn sie auch entferntere Binnenländer mit dem Meere in Verbindung setzen; denn dann ergänzen und vervollständigen sie den Seeverkehr, die Seele des Verkehrs eines großen Staates. Wenn man den Verbrauch von Eisen, von Eisenbahnen u. dgl. als den Gradmesser der Cultur eines Volkes anzunehmen beliebt, so wird ohne Zweifel die Beschaffenheit und Benützung der Verbindungen in einem Lande als ein weit sicherer Gradmesser der Cultur zu betrachten sein. In dieser Hinsicht erlaube ich mir auf V. Streffleurs vortreffliche Arbeit über die Straßen in Oesterreich hinzuweisen.

Mit dem Wachsen der Cultur eines Volkes aber vermehrt sich die Bevölkerung, das wichtigste Capital, die erste Grundmacht eines Staates selbst. Wenn wir zeitweilig eine „Bilanz der Bevölkerung“ ziehen, so wird das Ergebnis ein unfehlbarer Maßstab für den Fortschritt oder den Stillstand (der übrigens schon ein Rückschritt ist) eines Volkes sein und der gegenseitige Einfluß zwischen Natur und Mensch wird in den Resultaten, in der Cultur sich ansprechen.

Betrachten wir Oesterreich. Oesterreich hat eine Küste von mehr als 250 deutschen Meilen, zumeist gut gegliedert; Oesterreich hat nahezu 800 deutsche Meilen an Eisenbahnen. Es hat also zwei Hauptbedingungen einer regen Theilnahme am Weltverkehr, wenn wir es auch nicht verkennen dürfen, daß jede derselben für sich, als auch das Sinecuregreifen dieser beiden Factoren noch Manches wünschen lassen. Das Adriameer, die mittlere, am weitesten gegen Norden einschneidende Bucht des Mittelmeeres ist für Oesterreich und Central-Europa von Wichtigkeit für den Verkehr mit den Ländern am Mittelmeere. Allein das Mittelmeer hat seine weltgeschichtliche Bedeutung zum großen Theile verloren; im Alterthume ist es der Weltmarkt gewesen, an dessen Küsten die reichsten, höchstcultivirten Nationen gelebt und gewirkt hatten. Jetzt ist der Atlantik die große Straße des Weltverkehrs, und jene Staaten und Städte, welche entweder unmittelbar an denselben liegen oder durch Flußläufe und Schienenwege mit dem Atlantik verbunden sind, haben eine noch größere Bedeutung. Diese kann und wird nur dann theilweise abgeschwächt werden, wenn der Seeweg aus dem Adriameere in das rothe Meer und dadurch eine kürzere Verbindungslinie mit dem überreichen Indien, dem Mecca der handeltreibenden Völker seit Jahrtausenden, erstellt werden wird. Auch die Eisenbahnen hatten für Oesterreich eine verhältnißmäßig geringere Wichtigkeit, weil die Verbindung früher mit fremden, als mit einheimischen Häfen hergestellt war. Das lag jedoch in der eigenthümlichen Beschaffenheit der Monarchie, deren in Urproduction und Industrie am meisten vorgeschrittene Länder im nördlichen Theile des Reiches liegen und naturgemäß nach Norden und Nordwesten gravitiren, zum Theile auch in dem nicht wegzulängnenden Einflusse der Nordsee für Central- und Nord-Europa. In dieser Weise hatte der Handel einen Weg eingeschlagen, von dem er nur allmählig abgelenkt werden kann. Ist auch gegenwärtig die Verbindung der

Monarchie mit ihrem bedeutendsten Hafen hergestellt, so giebt es doch viele Gründe dafür, daß der österreichische Seeverkehr bis jetzt einen entscheidenden Einfluß auf die Hebung der vaterländischen Production noch nicht ausüben konnte.

Es ist außer aller Frage, daß der auswärtige Verkehr Oesterreichs vielfach den Charakter der Dürftigkeit trägt. Daß die Einfuhr in dem Decennium 1852 bis 1862 nahezu stationär geblieben ist, beweisen die Zolltragnisse, welche in dieser ganzen Periode jährlich nur zwischen 14 bis 16 Mill. Gulden betragen, während in England, Frankreich, im Zollvereine u. s. w. die Zolleinnahmen in der gleichen Periode ungemein gestiegen sind. Nicht besser steht es mit der Ausfuhr. Es ließe sich kaum ein Artikel nennen, mit welchem Oesterreich massenhaft im Welthandel auftritt, oder der auf auswärtigen Märkten eine erste Rolle spielt oder der dem österreichischen Exporte im Weltverkehre eine bestimmte Stellung anwiese. Mit Recht fällt also Revolletta das allerdings hart scheinende Urtheil: „Oesterreich treibt auch en gros nur Kleinhandel“. Ich mag mich hier in eine Detailschilderung der Urproduction und Industrie Oesterreichs nicht einlassen; ich will nicht eintreten in die Freihafen-, Zolltarifs- und Industrieausstellungsfrage; aber die Art und Weise, wie diese Fragen in unseren industriellen Kreisen besprochen werden, scheint Beweis zu sein, daß der österreichischen Industrie ihr bisheriges Gebiet zu enge scheint und nur deshalb postulirt sie Erweiterung des Abjages durch die heimischen Seehäfen.

Als Resultat dieser Betrachtungen stellt es sich heraus: a. Oesterreich muß aus seiner bisherigen Passivität in handelspolitischer Beziehung heraustreten, b. dieses ist nur möglich, wenn sich der auswärtige Verkehr Oesterreichs in den bisherigen, schon ausgetretenen Geleisen nicht fort und fort bewegt, und endlich c. eine gründliche, andauernde Besserung und Heilung der Finanzverhältnisse ist abhängig von dem Aufschwunge in der Production und dem damit im Zusammenhange stehenden auswärtigen Verkehr. Alle Schritte, die im Interesse eines dieser Factoren gemacht werden, sind thatsächliche Fortschritte unseres Vaterlandes, sie kräftigen und stärken den Wohlstand im Innern, den Einfluß und die Macht nach außen. Daß seit den letzten drei Jahren eine Wendung zum Besseren in Oesterreich eingetreten ist, müssen selbst die heftigsten Gegner — deren Zahl und Bedeutung ohnehin in rapider Abnahme ist — zugestehen, und wenn wir mitten in der großen politischen Bewegung, welche schon manche sehr erfreuliche Ergebnisse im Innern zu Tage förderte, auch der Handelspolitik die vollste Beachtung zuwenden, so wird man den Ruf, Oesterreich möge seinen handelspolitischen Horizont erweitern und sich nach Kräften am Welthandel betheiligen, sicherlich eben so berechtigt, als wahrhaft patriotisch nennen müssen.

Die erste Frage ist hiebei: nach welcher Richtung, nach welchen Ländern sollen wir unsere Blicke wenden? wo finden wir ein ausgiebiges, fruchtbringendes Feld für unsere commercielle Thätigkeit?

Unsere Nachbarstaaten bieten uns hierin wenig Hoffnung. Trotz der zahlreichen Medaillen, Orden und Auszeichnungen, welche unsere strebsamen, wackeren Industriellen als glänzende Zeugnisse für die Leistungsfähigkeit und den Fortschritt

Oesterreichs von den verschiedenen „Ausstellungen“ in ihr Vaterland heimbrachten, bemerken wir doch fast keinerlei praktische Erfolge dieser Siege im internationalen Kampfe. Wir erkennen durchaus nicht die industrielle und mercantile Bedeutung dieser Weltausstellungen, haben jedoch den geistigen oder moralischen Einfluß derselben jederzeit vom materiellen unterschieden, und der letztgenannte ist für Oesterreich bis jetzt leider von noch sehr untergeordneter Bedeutung; denn gerade nach dem Norden und Westen Europa's, von wo wir sieg- und ruhmgekrönt heimkehrten, hat sich ein namhafter Export österreichischer Producte noch nicht bemerkbar gemacht. Rußland schließt sich mit einem starren Prohibitivsystem gegen uns ab und verschärft bei jeder Gelegenheit seine Maßregeln, um bedeutenden Artikeln unseres Gewerbsfleißes den Eingang zu versperren. In Italien „stehen politische Verhältnisse und eine in allen Gebieten scharf ausgeprägte Nebenbuhlerschaft im Wege“. Die österreichische Position in der Levante ist eine sehr schwierige geworden, der früher durch Oesterreich vermittelte Zwischenhandel hat seit und in Folge des Krimkrieges fast ganz aufgehört, Frankreich und England haben directe Verbindungen angeknüpft. Ueberdies ist, man muß es ganz offen bekennen, dieses Handelsgebiet schon sehr ausgebeutet; die Türkei befindet sich in politischen und volkswirtschaftlichen Zuständen, von denen ein Aufschwung unseres levantinischen Handels nicht zu erwarten ist. Sollen wir noch von den Unterhandlungen und Rivalitäten mit dem deutschen Zollvereine und dem Einflusse des eventuellen Handelsvertrages mit Frankreich sprechen?

Blicken wir in die Weite, denn das Gute scheint nicht allzu nahe zu liegen. Da sehen wir, wie sich im fernen Ost-Asien Ereignisse von fast welterschütternder Tragweite vollziehen. China's Abgeschlossenheit ist gebrochen, das alte starre System ist in Zersetzung, „auf den Ruinen des kaiserlichen Palastes der Mandschu sind Verträge besiegelt worden, welche dem Handel aller Nationen“ die gastlichen Häfen öffnen, eine neue, die europäische Cultur wird einziehen in das „himmlische Reich der Mitte“ mit seinen mehr als 400 Millionen Einwohnern. Auch Japan mit seiner gewerbsleißigen, aufgeklärten Bevölkerung, der kultivirtesten in Asien, welche ich „die Engländer Asiens“ nennen möchte, beginnt dem äußeren Andränge zu weichen und muß aus seiner Abgeschlossenheit heraustreten. Die blühende Capcolonie, das überreiche Indien, Ceylon und Singapore, das „Stelldichein aller Flaggen“, Siam und Cochinchina, die wohlgeordneten Colonieen im indischen Archipel und in Oceanien — die alle weisen einen Productenreichtum, eine Mannigfaltigkeit und Lebensfülle, die den Blick verwirrt. England, America, Frankreich, Rußland, Holland, Schweden und Dänemark, alle Nationen beeilen sich, von diesen Umgestaltungen Nutzen zu ziehen; Preußen schickt eine Expedition zur Abschließung von Handelsverträgen und Verbindungen dorthin, und die kleine Schweiz miethet ein holländisches Schiff, um ebenfalls an den hinterasiatischen Küsten sich bemerkbar zu machen. Bei dieser fieberhaften Hast, mit welcher Europa die günstige Umgestaltung Asiens auszubeuten sich beeilt, steht nur ein Reich, das große, mächtige Donaureich Oesterreich — dessen Name bedeutungsvoll nach dem Osten weist,

außerhalb dieser Weltströmung, es scheint spröde, fast wie absichtlich einem kühn angelegten, großartigeren Plane auszuweichen. Vom „Weltverkehr“ hört man nur in Gelehrtenstuben oder in österreichischen Schulzimmern sprechen; der Kaufmann, zähe an dem verblaßten „Bleibe daheim und nähre dich redlich“ haltend, bekümmert kühne Entwürfe oder es fehlt ihm das Verständniß dafür. Erst die jüngere Generation des österreichischen Kaufmannstandes, die außer „Lesen, Schreiben und Rechnen“ noch etwas anderes lernt, wird befähigt, jene Bahnen zu betreten, welche die übrigen Handelsvölker Europa's seit langem schon wandeln. Gegenwärtig ist der Desterreicher fast überall ein Fremdling und mit vollem Rechte kann Revoltella sagen: „man kann die Welt umsegeln, und außerhalb der Meerenge von Gibraltar nicht einen einzigen österreichischen Handelsmann oder auch nur einen Handelsagenten finden, welcher mit dem Mutterlande in Verbindung stände!“

Betrachten wir weiters den großen Bedarf an Colonialartikeln, deren viele heute nicht mehr Gegenstände des Luxus, sondern des täglichen Bedarfs sind, die vielen Färb- und Hilfsstoffe unserer Industrie, die wir mit unseren Schiffen abholen könnten, statt sie aus zweiter und dritter Hand zu beziehen; wie manche Waaren endlich werden gegenwärtig unter englischer, französischer oder hanseatischer Firma und Etiquette dort verkauft, die in Desterreich erzeugt wurden. Geben wir uns auch keinerlei Illusionen und sanguinischen Plänen hin, so viel dürfte doch fest stehen, daß ein bescheidener Anfang zur Anknüpfung von Handelsverbindungen gemacht werden sollte, daß derselbe sicherlich lohnend sich gestalten wird, wenn auch nicht sofort „die Schätze beider Indien“ massenhaft nach Desterreich strömen werden.

Hier wären wir nun bei der zweiten Frage, beim praktischen Theil unserer Betrachtung angelangt: Welches wären die Mittel und Wege, Verkehrsbeziehungen nach außen zu eröffnen oder zu erweitern?

---

## Uebersicht über die Erscheinungen der serbo-croatischen Litteratur während des Jahres 1863.

---

Dr. B—C. Wenn wir die Vorzüglichkeit der litterarischen Arbeiten berücksichtigen, welche uns die Ragusaner schon des 15. und 16. Jahrhunderts hinterlassen haben, und wenn wir aus der neueren Zeit auf die bei Einheimischen und Fremden gleich berühmten serbischen Volkslieder hinweisen, glauben wir mit Recht behaupten zu können, daß die Südslaven in nicht fernem Zeit in der Lage sein werden auch was ihre poetische und wissenschaftliche Begabung betrifft den Wettstreit mit den gebildeten Nationen Europa's aufzunehmen. Daß gleichwohl dieses Talent erst in der Entwicklung begriffen ist, ja daß so lange Zeit hindurch von einer eigentlichen südslavischen Litteratur überhaupt nicht die Rede sein konnte, daran sind mancherlei, aus der Geschichte des Volkes erklärliche Umstände Schuld, deren Auf-

zählung uns von unserem Vorhaben zu weit entfernen würde; wir müssen uns hier mit der auf die politische und kirchliche Geschichte gegründeten Bemerkung begnügen, daß fast bei keinem andern Volke in Europa alle socialen und moralischen Beziehungen in so entschieden ungünstiger Weise gegen eine organische Entwicklung zusammenwirkten.

Indem wir nun an die Ausführung unseres Vorhabens gehen, die Erörterungen der serbo-creatischen Litteratur im Jahre 1863 zu besprechen, zeigt sich unsere Aufgabe als eine nach Raum und Zeit beschränkte; in ersterer Beziehung lassen wir die litterarischen Bestrebungen der beiden andern südslavischen Stämme, der Slowenen und Bulgaren, vorderhand unberücksichtigt; in letzterer Hinsicht wollen wir zunächst und vorzüglich die Erzeugnisse des jüngstverflohenen Jahres ins Auge fassen. Wenn wir nichtsdestoweniger, die räumliche Grenze festhaltend, mit Rücksicht auf die Zeit uns eine kleine Ausschreitung erlauben und über die keineswegs alte Wiedererweckung der uns beschäftigenden Nationallitteratur einige Notizen vorausschicken, glauben wir eher die Zustimmung als den Tadel der Leser zu verdienen.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, als bei den Croaten auf dem Felde der Litteratur noch eine vollständige Lethargie herrschte, trat unter den Serben ein Mann auf, welcher in der Litteratur dieses Volkes denselben Einfluß gewann, wie Peter der Große in jener der Russen. Dieser Mann war Dositheus Dbradović. Wie Peter war auch Dositheus der erste, der litterarische und wissenschaftliche Gegenstände in der Volkssprache zu behandeln unternahm, mit Ausschluß des Altslowenischen, welches bis dahin die alleinige Sprache nicht nur der Wissenschaft, sondern auch der Verwaltung und Kirche gewesen war. Nur Ein Unterschied bestand zwischen diesen beiden Vorkämpfern einer volksthümlichen Litteratur, nämlich daß dem Letzteren nicht so wie dem Ersteren Zwangsmittel zu Gebote standen, um auch Andere zur Nachfolge auf dem von ihm eröffneten Wege zu bestimmen; aber auch ohne diese Mittel gewann sein Beispiel allmählig größere Geltung, indem sein Vorgehen, obgleich wie jede Neuerung von Manchen angefeindet, gleichwohl von Vielen nachgeahmt wurde. Als jedoch der verdienstvolle Buk Stefanović Karadžić im Jahre 1815 seine Sammlung von Volksliedern veröffentlichte, in welcher zugleich auf eine Verbesserung der Orthographie hingearbeitet wurde, da begannen fast Alle, die sich mit Wissenschaft oder schöner Litteratur beschäftigten, in ihren Publicationen sich der Volkssprache zu bedienen, und schließlich kam es, zum glänzenden Triumphe der von Dositheus angeregten Idee, dahin, daß der Gebrauch des Altslowenischen lediglich auf die kirchlichen Functionen beschränkt wurde.

Die Croaten dagegen, erdrückt von der magyarisirrenden Politik, welche damals in allen Nebenländern der ungarischen Krone herrschend war, begannen erst im Jahre 1835 das Feld ihrer nationalen Litteratur mit Eifer und Erfolg zu bearbeiten. Indem sie bald zur Erkenntniß kamen, daß der Dialekt der Štokavci-Sekavci der reichste und harmonischste sei, ein Dialekt, dessen sich schon die alten ragusanischen Schriftsteller fast ausschließlich bedient hatten, und indem auch sie zunächst

auf die Verbesserung der Orthographie ihr Augenmerk richteten, zeigte sich schon im Beginne dieser litterarischen Bewegung zwischen der serbischen und croatischen Schriftsprache wenig Verschiedenheit, die sich eben auf einige Provincialismen und die Syntax beschränkte, welche letztere allerdings mit dem Geiste der Sprache nicht sehr übereinstimmte.

Während folchergestalt die Serben und Croaten auf der Bahn ihrer geistigen Entwicklung rüstig vorwärts strebten und das Feld der Litteratur immer reichere Früchte zu versprechen begann, geriethen die politischen Verhältnisse in immer größere Verwirrung, so daß der Bruch endlich unvermeidlich wurde, und die Ereignisse des Jahres 1848 sind, wenn nicht gerade als das Grab der nationalen Litteratur, so doch als der Schluß ihrer ersten Restaurationsperiode anzusehen. Denn als Nachwirkung dieser Ereignisse traten jene der nationalen Selbstständigkeit feindlichen Tendenzen auf, welche selbst die litterarischen Aeußerungen derselben erschwerten, wo nicht unmöglich machten; es wurde in allen Beziehungen des öffentlichen und privaten Lebens jene Uniformität angestrebt, welche jede charakteristische Eigenthümlichkeit der einzelnen Stämme zu beseitigen bestimmt war. Man wird sich deshalb nicht wundern, daß bis zum Jahre 1860, d. i. bis zur Wiederherstellung der nationalen Selbstständigkeit, auf dem Gebiete der serbo-croatischen Litteratur, nur wenig Hervorragendes publicirt wurde.

Kaum war aber die alte Constitution zurückgegeben und die Nationalsprache in das öffentliche Leben eingeführt, so zeigte sich auch auf dem erwähnten Gebiete eine rege Thätigkeit, und damit begann für diese junge Litteratur eine neue hoffnungsvolle Periode. Namentlich wurden, obgleich noch mancherlei Hindernisse zu überwinden waren, die schon früher begonnenen Bestrebungen zu einer Einigung der Sprache fortgesetzt, und in dieser Beziehung machten die Serben und Croaten solche Fortschritte, daß ihre Schriftsprache gegenwärtig als eine und dieselbe angesehen werden kann; ja der einzige Unterschied, der nur für ein bloß an der Außenseite haftendes Auge vorhanden ist, nämlich die Verschiedenheit der Schriftzeichen, geht immer mehr und mehr verloren, seitdem die besten Schriftsteller angefangen haben cyrillische und lateinische Lettern abwechselnd anzuwenden. Hiemit sind wir am Schlusse unseres einleitenden Rückblickes angelangt und wollen nun zur Besprechung der litterarischen Erzeugnisse des abgelaufenen Jahres übergehen.

Was nun die Reihenfolge der Besprechung betrifft, so bietet uns das Zahlenverhältniß der erschienenen Leistungen den besten Eintheilungsgrund dar, und wir werden zuerst die belletristischen, dann die wissenschaftlichen und zuletzt die periodischen Publicationen anzuführen haben. Denn entsprechend der Thatsache, daß in allen jungen oder verjüngten Litteraturen die Belletristik mit Vorliebe gepflegt wird, so wie als natürliche Folge der vorzugsweise poetischen Anlage der Slaven erscheint dieser Litteraturzweig auch in dem jüngstverflohenen Jahre bei den Serbo-Croaten am reichsten vertreten. Doch ist dieses Uebergewicht nur ein äußerliches, in der Menge der Erscheinungen bestehendes, da bloß die Leistungen jener Männer, welche sich schon während der ersten Wiedererweckung der Nationallitteratur einen Namen

gemacht hatten, über die Gewöhnlichkeit hervortragen, während die gleichartigen Publicationen der jüngeren Generation nur in geringem Maße der Erwähnung werth sind.

Wir beginnen die Aufzählung der einzelnen belletristischen Erscheinungen mit dem talentvollen Ivan Trnški, dessen Sammlung lyrischer Gedichte unter dem Titel „Kriesnice“ (Sohnenwürmchen) ein wahres Juwel der neuen serbo-croatischen Litteratur ist, da sie sowohl dem Inhalte, als der Form nach zu den vorzüglichsten Erzeugnissen der nationalen Lyrik gerechnet werden muß. In dieser Sammlung finden sich Stücke, die wegen ihrer Schönheit es verdienen würden, in fremde Sprachen übersetzt zu werden. Auch die Legende von den Slavenaposteln und einige Balladen desselben Verfassers sind nicht ohne Verdienst, doch werden sie durch die Vortreflichkeit seiner lyrischen Gedichte gänzlich verbunkelt.

Peter Preradović, der sich durch seine „Prvenci“ (Die Erstlinge) noch in der Zeit des Illirismus den Ruf eines vorzüglichen Dichters erworben, jedoch bereits seit einer Reihe von Jahren geschwiegen hatte, gab uns im Laufe dieses Jahres einige schöne Gedichte, welche in belletristischen Zeitschriften veröffentlicht wurden.

Die Muse des bekannten Grafen Medo Pucić, der im Jahre 1862 zu Karlovac eine von der gesammten heimischen Kritik hochgepriesene Sammlung von Gedichten erscheinen ließ, war in diesem Jahre nicht sehr productiv, indem sie mit Ausnahme einiger Gelegenheitsgedichte nichts weiteres zu Tage förderte. Gegen das Ende des Jahres jedoch tröstete der Dichter die Freunde der nationalen Litteratur mit der Ankündigung der nahe bevorstehenden Publication des lyrischen Gedichtes Cvieta (Flora), dessen Schönheit uns ein in obiger Sammlung gedrucktes Bruchstück desselben verbürgt.

Auch Stija Dkružić gehört unter die Veteranen der Poesie und auch er gab in diesem Jahre eine Sammlung seiner lyrischen Gedichte heraus unter dem Titel „Sriemska vila“ (Die Nymphe von Syrmium). Der Inhalt ist größtentheils patriotisch und politisch, die Sprache schön und fließend.

Anton Kazali, der schon durch seine „Zlatka“, die auch ins Italienische übersetzt wurde, bekannt ist, gab uns in diesem Jahre ein episches Gedicht „Grobnik“, dessen Gegenstand der Sieg der Croaten über die Mongolen auf dem gleichnamigen Schlachtfelde bildet. Auch dieses Gedicht wurde sehr gelobt; nicht die gleiche Aufnahme fand sein lyrisches Gedicht „Glas iz pustinja“ (Die Stimme aus der Wüste), obgleich es hin und wieder schöne und originelle Ideen enthält.

Das Gedicht „Trnule“ von Ljudevit Bukotinović soll nach dem Ausspruche einiger Kritiker keinen großen Werth besitzen, doch scheint uns dieses Urtheil etwas zu streng.

Ein schönes Gedicht im Verhältnisse der Volkslieder unter dem Titel „Herzegowina während des neunzehnjährigen Bezirats des Hali Pascha“, von einem unbekanntem Herzegowiner, das auf Kosten eines in Wien wohnenden hochgestellten und verdienstvollen croatischen Patrioten daselbst herausgegeben wurde, giebt uns ein getreues Bild des traurigen Lojes der Christen in der Herzegowina. Der Dichter, der ein nicht gewöhnliches poetisches Talent und eine seltene Meisterschaft in



der Behandlung der Sprache beweist, mußte, um sein Leben nicht einer sicheren Gefahr auszuweichen, seinen Namen verschweigen.

Von den jüngeren Schriftstellern gab Milerad Popović Šabčanin zu Belgrad den ersten Cyclus seiner Gedichte heraus, und Vladimir Nikolić veröffentlichte die jeinigen unter dem Titel „Bršljani“ (Ephœ); beide wurden von der Kritik als mittelmäßig bezeichnet.

Von Josim Nović wurden zu Pesth auf Kosten der Matica Srbska zwei epische Gedichte publicirt, von denen das eine, „Dušanija“, die merkwürdigsten Begebenheiten des serbischen Kaiserreiches, das andere, „Moskovia“, jene des letzten Krimkrieges zum Gegenstande hat. Form und Metrum sind die der Volksgeänge, doch bieten beide Gedichte, mit Ausnahme der Geschicklichkeit im Versbau, durchaus nichts Bemerkenswerthes.

Unter der großen Zahl lyrischer Dichtungen, welche hie und da in belletristischen Journalen zerstreut von noch jugendlichen und ungeübten Federn herrühren, finden sich nur wenige Stücke, die nicht mit bloßen abgedroschenen Phrasen und hyperpatriotischen Ergüssen überfüllt wären.

Von den Sammlungen jener Geänge, deren Urheber der beste Dichter, das Volk selbst ist, erschien eine zu Neusatz unter dem Titel „Banatske pjesme“ (Lieder aus dem Banate) und eine andere wurde als zu Cetinje im Druck befindlich angekündigt. Die letzteren Geänge behandeln die jüngsten Kämpfe der Montenegroiner und Herzegowiner gegen die Türken und sollen größtentheils von dem Großwoiwoden Mirko Petrović, dem Vater des regierenden Fürsten, verfaßt worden sein. Endlich wurden auch zahlreiche Volksgeänge theils in belletristischen Zeitschriften, theils in neu erschienenen Albums abgedruckt.

Was nun die dramatische Poesie anbelangt, so zeigt sich auch in dieser Beziehung das Streben nach nationaler Selbstständigkeit. Um für dieses Streben eine Grundlage zu schaffen, haben die bedeutenderen Städte es sich zur Aufgabe gestellt, passende Locale für eine einheimische Bühne herzustellen, und diese sind entweder schon eingerichtet, wie in Agram, oder in der Einrichtung begriffen, wie in Belgrad und Neusatz. Zugleich haben sich in diesen Städten dramatische Gesellschaften und in den kleineren Orten Dilettantenvereine gebildet, um die Darstellung nationaler Stücke vorzubereiten und auszuführen. Bei alledem sind jedoch diese Bestrebungen von zu frühem Datum, als daß sie bereits zu ausgiebigen Erfolgen hätten führen können, und es ist sonach nicht zu wundern, daß die dramatische Dichtung im verflossenen Jahre noch wenig Bedeutendes oder nur Annehmbares hervorgebracht hat. Einige neue Originalstücke machten vollständig Fiasko, und in Ermanglung von besseren mußte man zu Uebersetzungen und zu Dichtungen älterer Autoren seine Zuflucht nehmen. Doch ist unter jenen als ein bedeutenderes Werk hervorzuheben die Tragödie „Propast srbskoga Carstva“ (Der Fall des serbischen Kaiserreichs) von Milovan Bučković, ein Stück, das nicht bloß wegen seines künstlerischen Werthes, sondern auch wegen seines Einflusses auf die Litteratur von Wichtigkeit ist; es erhielt von der dramatischen Gesellschaft zu Agram den Preis. Ebenso wurde

das Drama „Seoba Srbalja“ (Die Niederlassung der Serben) des Georg Jaksic von der Matica Srbska durch Verleihung eines Preises ausgezeichnet. Auch das Lustspiel „Sućurica i Šubara“ (Pelzrock und Pelzmütze) von Dkrugić wurde trotz hin und wieder vorkommender technischer Mängel beifällig aufgenommen. Ueber das Drama „Nemanja“ von Subbotić hat sich schon bei seinem ersten Erscheinen die Kritik zum großen Theile günstig ausgesprochen; wir können nun, da es in neuer Auflage veröffentlicht wurde, nur die Bemerkung beifügen, daß die demselben gespendeten Lobeserhebungen vollkommen gerechtfertigt waren.

Unter den Uebersetzern fremder Dramen ist besonders Sundečić in Zara anzuführen und aus seinen Leistungen vorzüglich die Uebertragung von Alfieri's „Saul“ hervorzuheben. Eine von Josiph Tomić gelieferte Uebersetzung von Schillers „Jungfrau von Orleans“ erhielt von der dramatischen Gesellschaft in Agram den ersten Preis.

Haben wir nun bei Besprechung der dramatischen Gedichte die Bemerkung gemacht, daß die Neuheit des Gegenstandes dem Gehalte der Productionen nachtheilig war, so müssen wir dieselbe bei Beurtheilung der erzählenden Dichtungen wiederholen. Auch hier zeigt sich die Erscheinung, daß die Leistungen der neueren Schriftsteller sich kaum über die Mittelmäßigkeit erheben; und auch hier glauben wir den Umstand hervorheben zu sollen, daß dieser Litteraturzweig, wenn wir den talentvollen Bogović ausnehmen, bisher noch gar nicht gepflegt wurde. Aus diesem Grunde wollen wir auch die einzelnen Publicationen nur kurz berühren.

In Esfegg erschien von Vladimir Nikolić das erste Heft einer Sammlung von Novellen, doch bieten alle zehn darin enthaltenen Stücke nichts Bemerkenswerthes. „Šimun Posavac“, eine von den Seminaristen zu Diačvar herausgegebene Erzählung, welcher, wie es scheint, der französische „Télémaque moderne“ zum Muster diente, ist nicht ganz ohne Verdienst. Der Roman „Milan Narandžić“ von Jakob Ignjatović ist in der Anlage ziemlich gelungen, die Sprache aber ist geradezu gemein zu nennen. In den belletristischen Zeitschriften und in den Feuilletons der politischen findet sich eine ziemlich bedeutende Zahl von theils originalen, theils übersehten und bearbeiteten Novellen und Romanen, aber sie sind, mit sehr wenigen Ausnahmen, nicht der Rede werth. Endlich wurde für das laufende Jahr eine Sammlung von Uebersetzungen französischer Romane und überdies von Mitroslav Kraljević ein humoristischer Originalroman „Der Student“ angekündigt.

Am Schlusse unserer Besprechung der nationalen Belletristik wollen wir noch die zwei im verfloffenen Jahre erschienenen Albums erwähnen. Das eine trägt den Titel „Niz bisera jugoslavenskoga“ (Südslavischer Perlenkranz), ist von Prettnjer herausgegeben und enthält eine Sammlung belletristischer Arbeiten von verschiedenen jetzt lebenden Verfassern, wie Bogović, Kaznačić, Bodošić, Demeter, Anna Bidošević, Stojanović u. A.; doch findet sich darin auch ein bisher noch ungedrucktes Drama (Der Kampf des Ajax und Ulysses um die Waffen des Achilles) von dem bekannten Ragusaner Dichter Sumius Palmotić aus der ersten Hälfte des

17. Jahrhunderts. Das zweite wurde bei Gelegenheit des 1000jährigen Jubiläums der Slavenapostel Cyrill und Method in Agram veröffentlicht und hat ebenfalls einen vorzugsweise belletristischen Inhalt.

Was die zweite Classe der zu besprechenden Leistungen, die wissenschaftlichen, betrifft, so stehen sie wohl an Zahl den belletristischen nach, ragen aber, abgesehen von dem Inhalte, dadurch über dieselben hervor, daß fast alle erschienenen Arbeiten für die Nationallitteratur von Bedeutung sind. Unter den einzelnen Zweigen der Wissenschaft sind, wenn wir die Schulbücher ausschließen, besonders die Theologie, Geschichte und Philologie vertreten.

An theologischen Werken, von denen wir nur die Titel anführen, sind folgende erschienen: in Neusatz die dritte Auflage eines von Gerasim Petranović, verfaßten Erbauungsbuches, die Predigten des Sergius Kačanski und eine serbische Uebersetzung der Propheten des alten Testaments vom Bischof Platon Atanasković; in Agram die aus dem Böhmischen übersehten Predigten des Bischofes Diršik und ein Compendium der Katechetik von Nikolaus Bogović; in Belgrad das Werk „Mudri Iguman“ (Der weise Abt) von dem dortigen Metropolitan Michael. Dasselbst wurden auch zwei erste Hefte einer theologischen Zeitschrift „Bogoslov“ (Der Theologe), redigirt von den Zöglingen des dortigen Seminars, herausgegeben.

Unter den historischen Arbeiten sind vor allen die des unermüdlchen Rukuljević Sakcinski zu nennen, der trotz des hohen Postens, den er einnimmt, das Feld der Litteratur nicht vernachlässigte. Im vergangenen Jahre publicirte er einen Band der „Monumenta historica Slavorum meridionalium“, welcher Actenstücke enthält, die in croatischer Sprache mit glagolitischen Zeichen geschrieben sind und von denen einige bis ins 13. Jahrhundert reichen. Dieser Band ist ein wahrer Schatz sowohl für den Geschichtsforscher als für den Philologen und den Rechtsgelahrten. Ueberdies redigirte er den 6. und 7. Band des Archives für die Geschichte der Südslaven, in welchen Bänden, wie in den vorhergehenden äußerst wichtige geschichtliche Documente enthalten sind. Ferner veröffentlichte er eine ausgezeichnete Monographie über die Frage, ob die mongolischen Horden in der That von den Croaten im 13. Jahrhunderte auf dem Felde von Grobnik geschlagen wurden. Endlich stellte er eine croatische Bibliographie zusammen, von welcher der erste, die gedruckten Werke enthaltende Theil schon zu Ende des Jahres erschienen war.

Der tüchtige Geschichtsforscher Dr. Rački, von dem es heißt daß er an einer allgemeinen Geschichte der Südslaven arbeite, schrieb eine vortreffliche Biographie der Slavenapostel Cyrill und Method. Unter der Redaction des genannten Gelehrten soll in Agram eine Zeitschrift herauskommen, die sich mit Geschichte, Philologie und Naturwissenschaften beschäftigen wird und von welcher, der Anündigung zufolge, zu Neujahr das erste Heft veröffentlicht werden sollte. Auch das glagolitische Manuscript, das den Slavisten unter dem Namen Evangelium Assemani bekannt ist, wurde von demselben zum Drucke hergerichtet.

Von Ivan Ekalčić' Compendium der croatischen Geschichte erschien zu Agram die zweite Ausgabe. Das Werkchen, das nichts anderes ist, als eine Compilation, leistet jedoch als Elementarbuch der Geschichte in den Nationalschulen vortreffliche Dienste.

Auch im „Glasnik“, dem Organe der litterarischen Gesellschaft in Belgrad, von welchem der 14. und 15. Band ausgegeben wurde, finden sich interessante geschichtliche Aufsätze und Documente, unter diesen ein Diplom des Kaisers Stephan Dušan, worin er die Gründung des Klosters Prizren anordnet und demselben eine reiche Dotation verleiht. Im „Glasnik“ wurden auch die von Sanko Šafarić im Archive zu Venedig gefundenen, auf die serbische Geschichte bezüglichen Documente abgedruckt.

Der Professor am Lyceum zu Belgrad, Pantaleon Erečković, der an einem Compendium der Weltgeschichte arbeitet, veröffentlichte bereits das erste Buch desselben. Die Kritik bezeichnet es als vorzüglich geeignet für die Mittelschulen.

Was Uebersetzungen von historischen Werken anbelangt, so erschien im vergangenen Jahre eine sehr gelungene Uebertragung von Mignets Geschichte der französischen Revolution, welche Ljubomir Nenadović besorgt hatte.

Der dritte wissenschaftliche Zweig, der in dem besprochenen Zeitraume vorzugsweise cultivirt wurde, ist, wie wir oben erwähnten, die Philologie, und zwar lediglich die slavische. Gleichwie nun Miklosich in dem allgemeinen Umfange dieser Wissenschaft den ersten Platz einnimmt, so ragt im besonderen Gebiete der serbo-croatischen Philologie Daničić über seine Mitarbeiter auf diesem Felde hervor. Von dessen ausgezeichneten serbischer Grammatik (der Formenlehre) erschienen in diesem Jahre zwei Ausgaben und eine dritte mit lateinischen Lettern wird vorbereitet. Von seinem Wörterbuche der in den alten serbischen Schriftdenkmälern vorkommenden Wörter wurde das 5. Heft ausgegeben.

Für die Gymnasien des Fürstenthums Serbien gab Vladimir Vuić eine Grammatik heraus und ein anderer Professor in Belgrad, Ivan Bošković, bearbeitete in einem kleinen Bande einige Theile der serbischen Grammatik mit vieler Sachkenntniß.

Unter den jüngeren, in Miklosichs Schule gebildeten Philologen ist lobend zu erwähnen der Professor in Agram, B. Sagić, der einige, von nicht gewöhnlichem philologischen Wissen und Scharfsinn zeugende Artikel veröffentlichte. Derselbe wurde auch zum Leiter der philologischen Abtheilung jenes neuen wissenschaftlichen Journals bestimmt, dessen Hauptredacteur, wie bereits gesagt wurde, der Historiker Dr. Rački ist. Auch Prof. Mahnić, welcher gleichfalls der Miklosich'schen Schule angehört, verdient erwähnt zu werden. Er gab eine gute Monographie über die Quantität im Altslowenischen heraus.

Das in Triest erschienene illyrisch-italienische Wörterbuch eines gewissen Surasić zeigt wohl die empirische Kenntniß der Sprache, zugleich aber auch den Mangel jeder philologischen Bildung, und selbst für den ausschließlich praktischen Gebrauch hat das Buch wenig Werth.

Betrachten wir nun noch die anderen wissenschaftlichen Zweige, so finden wir dieselben im vergangenen Jahre beinahe gänzlich vernachlässigt. Wir haben in dieser Beziehung nur folgende Werke anzuführen: eine kleine Arbeit von Eugen Kvaternik, die zu Agram unter dem Titel „Hrvatski glavničar“ (Der croatische Capitalist) ausgegeben wurde; den zu Belgrad erschienenen 15. Band der Gesammmlung für das Fürstenthum Serbien (Sbornik zakonika uredba i uredbenih ukaza u knjaževstvu Srbskomu); ferner eine Statistik desselben Landes (Državopis Srbije), endlich erschien noch zu Agram eine Naturgeschichte der Säugethiere und eine Uebersetzung der Didaktik des Amos Comenius.

Wenn wir schließlich, der angeführten Eintheilung gemäß, noch der periodischen Leistungen Erwähnung thun, so müssen wir diejenigen Schriften, die einen überwiegend oder doch theilweise wissenschaftlichen Inhalt haben, von den eigentlichen Journalen unterscheiden. In jener Beziehung heben wir zunächst einen Band der „Srbski ljetopisi“ (Serbische Annalen) hervor, die seit ungefähr 38 Jahren zu Pesth auf Kosten der Matica Srbska herauskommen. In derselben Stadt publicirten die serbischen Studenten unter dem Titel „Preodnica“ (Zeitstern) eine Sammlung von historisch-philologischen Aufsätzen, in welcher jedoch auch die Belletristik vertreten erscheint. In Zara wurde das Jahrbuch „Srbsko-dalmatinski Magazin“ herausgegeben, dessen Publication seit ungefähr 20 Jahren fortgesetzt wird. Der Inhalt des vorliegenden Bandes ist, einige Aufsätze über vaterländische Geschichte und Statistik ausgenommen, größtentheils belletristisch. Gleichen Inhalt hat auch das zweite Heft des Jahrbuches „Licejka“, welches von den Studenten des Lyceums in Belgrad redigirt wird. Von dem Archive für die Geschichte der Südslaven und vom „Glasnik“, dem Organe der litterarischen Gesellschaft zu Belgrad, haben wir bereits oben bei den streng wissenschaftlichen Werken gesprochen.

Was dagegen die eigentlichen Journale anbelangt, so können wir selbstverständlich in eine Kritik der einzelnen Leistungen nicht eingehen, sondern müssen uns mit der Anführung der Titel und Angabe der Redacteurs und Verlagsorte begnügen.

Wir verzeichnen sie unter folgenden Classen:

#### a. Politische.

In Agram: „Pozor“, redigirt von Perkovac, und „Narodne novine“ (officiell); in Zara: „Narodni list“, eine Wochenschrift und Beilage des von Nobilo in italienischer Sprache redigirten Blattes „Il nazionale“ und die officielle Zeitung „Glasnik Dalmatinski“; in Neusatz: „Srbski Dnevnik“, redigirt von Gjorgiević, und „Napredak“, redigirt von Medaković; in Belgrad: „Srbska Narodnost“, redigirt von Kačanski, „Svetovid“, redigirt von Andrić, „Srbske Novine“ (officiell), „Vidov-dan“ (officiös), redigirt von Popović.

#### b. Belletristische.

In Agram: „Naše gore list“ (Krešić), „Danica ilirska“ als Wochenschrift und Beilage zu den „Narodne novine“, von Gaj redigirt; in Karlstadt: „Glasnoša“, redigirt von Luksić; in Posega: „Slavonac“, redigirt von Krstjević; in

Zara: „Zvezda“, redigirt von Sundečić; in Neußaß: „Danica“, redigirt von Popović, und „Javor“, redigirt von Zoranović.

c. Didaktisch-pädagogische.

In Agram: „Napredak“, redigirt von Novotni, „Torbica“, redigirt von den Studenten der Rechtsakademie; in Neußaß: „Školski list“.

d. Religiöse.

In Agram: „Katolički list“, redigirt von Horvat; in Belgrad: der schon oben erwähnte, von den dortigen Seminaristen redigirte „Bogoslov“.

e. Juridisch-politische.

In Fiume: „Pravnik“, redigirt von Baranicani-Dobrinović; in Agram: „Gospodarski list“, redigirt von Sulek; in Neußaß: „Seljak“.

f. Humoristische.

In Neußaß: „Komarac“.

Von den eben angeführten Journalen haben im Laufe des Jahres zu erscheinen aufgehört: „Pozor“, „Javor“, „Zvezda“ und „Pravnik“.

Somit wären wir mit der Aufzählung der wichtigen Erscheinungen, die das verflossene Jahr in der serbo-croatischen Litteratur gebracht, zu Ende. Wir müssen hier nur nochmals die Bemerkung hinzufügen, daß man bei Beurtheilung jener Leistungen nicht bloß die Gegenwart, sondern auch die Vergangenheit und Zukunft ins Auge fassen müsse; erstere, um sich die mannigfachen Hindernisse gegenwärtig zu halten, welche dem Auftreten und der Entwicklung einer nationalen Litteratur entgegenwirkten und deren Einflüsse zum Theile noch heutzutage in Wirklichkeit sind; letztere aber, um der Natur der Sache gemäß die Gegenwart lediglich als Uebergangsperiode zu betrachten, die sich um so hoffnungsvoller gestaltet, je reichhaltiger und rühriger sich die allerorts herrschende Thätigkeit bewährt. Dahin rechnen wir die vollständige Reform des Gymnasialwezens in Serbien, die Reorganisation des Lyceums in Belgrad mit der Erweiterung seines Wirkungskreises, die Bemühungen der österreichischen Serben bezüglich des Inslebentretens einer Rechtsakademie in Neußaß, die Gründung der Akademie der Wissenschaften in Agram und die Beschaffung der Mittel für eine nationale Universität, deren Statuten bereits zur höheren Genehmigung vorgelegt wurden. Wenn wir endlich noch darauf hinweisen, daß ein bedeutender Theil der Nation noch unter dem Joche der Türken leidet und mit Sehnsucht einer Entscheidung der immer ernster hervortretenden orientalischen Frage entgegenfieht, so wie daß die Gebildeten unter den österreichischen Südslaven sich eifrig mit der politischen Lage des Landes und den zur Regelung der verworrenen Verhältnisse gemachten Anstrengungen beschäftigen, dann wird man einsehen, daß in der Gegenwart das öffentliche Leben beinahe gänzlich von der Politik absorbiert ist, und wird es begreiflich finden, daß die Ausbeute auf dem litterarischen Felde nur eine verhältnißmäßig geringe sein konnte.

D. (Vom deutschen Büchermarkte.) Wir waren wohl zu voreilig, wenn wir in unserem letzten Berichte ein regeres Leben auf dem deutschen Büchermarkt begrüßten; aus den jüngst vergangenen Wochen liegt uns für unseren heutigen Bericht ein nur geringes Material vor. S. C. Mikosfer, bekannt durch seine schweizerische Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, hat die kirchliche Geschichte seines Vaterlandes zum Gegenstande einer neuen Arbeit erwählt. Die „Bilder aus dem kirchlichen Leben der Schweiz“ enthalten, von der Gründung der christlichen Kirche in der Schweiz ausgehend, eine Reihe sehr fleißig gearbeiteter Darstellungen und Forschungen über das Christenthum bei den Burgunden und Alemannen, über Rudolf von Habsburg, Zürich und Zwingli, Genf und Calvin, so wie aus neuerer Zeit Biographien und Charakteristiken Hagedorns, Lavaters und Vinets. Ein weiterer Beitrag zur Kirchengeschichte des Mittelalters: „Astrologie und Reformation, von Dr. Joh. Friedrich“, bemüht sich, den Zusammenhang der Reformation mit der Litteratur des astrologischen Aberglaubens und den Einfluß derselben auf die Entstehung des Bauernkrieges nachzuweisen, beleuchtet somit eine Seite der Reformation, welche bis jetzt nur geringe Beachtung gefunden hat.

Von Prof. Carus in Dresden, der ungeachtet seines hohen Alters noch ungeschwächter Thätigkeit sich erfreut, erschien eine neue Bearbeitung seines „Atlas der Cranioscopie“. Zunächst als Bilderwerk für die „Symbolik der menschlichen Gestalt“ bestimmt, enthält er auf 30 schön ausgeführten lithographischen Tafeln Abbildungen von Schädeln bekannter Verbrecher und aus der reichen Sammlung des Verfassers die Todtenmasken berühmter Männer, wodurch er auch für den Laien von Interesse wird. Wir finden in demselben Goethe's vollendet schöne Gesichtszüge neben denen seines fürstlichen Freundes, Napoleons gewaltiges Haupt, die Todtenmasken von Luther, Kant, Beethoven, Oken, Arndt u. A.

Die zahlreichen Reisebeschreibungen, Briefe und Tagebücher über Italien vermehrt R. Gottschall durch seine „Reisebilder aus Italien“. Sie beginnen, da der Verfasser über Oesterreich nach Italien ging, mit einer Beschreibung unserer Stadt. „Berlioz, Orchesterakende, musikalische Novellen und Genrebilder“, enthalten als zweiter Band seiner Schriften eine Anzahl unterhaltend geschriebener geistreicher Feuilletonartikel. Eine andere Sammlung zum großen Theile schon gedruckter kurzer Aufsätze, erhalten wir von Joh. Scherr. „Mixed-Pictures“ nennt sie der Verfasser nicht unpassend, fast sämmtlich sind sie sehr starke Satiren und Angriffe in der bekannten radicalen Tendenz ihres Verfassers.

Als Novitäten des Inlandes liegen vor zwei neue dramatische Arbeiten Franz Niffels, das Volksdrama: „Die Zauberin am Stein“ und das Trauerspiel: „Dido“.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Nach einer längeren Pause ist wieder ein Band von Guizot's Memoiren erschienen: „Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps, par M. Guizot, Tome sixième“. Er enthält die politische, hauptsächlich die diplomatische Geschichte der Jahre 1840 bis 1842 und beschäftigt sich in fünf Abschnitten mit der Rückbringung der Nische Napoleons von St. Helena, der Befestigung von Paris, den türkisch-ägyptischen Händeln, mit dem Durchsuchungsrecht und den weniger hervorstechenden inneren und äußeren Angelegenheiten jener Zeit. Zeitungsleser werden sich noch der großen Aufregung erinnern, welche die eben genannten Fragen, über die unterdessen ganz andere Ereignisse hinweggeschritten sind, verursachten. Wir machen dabei die Wahrnehmung, daß im Anfange der vierziger Jahre die Diplomatie noch einen ziemlich starken Schleier über ihre Arbeiten warf, während jetzt alle Schwierigkeiten und Wandlungen viel rascher zur allgemeinen Kenntniß gelangen. Die allge-

meinen Züge der Politik der verschiedenen Staaten sind zwar längst den Leuten, welche sich mit derselben beschäftigen, bekannt; aber über gewisse Details findet man doch in Guizots Memoiren Aufschlüsse von großem Interesse, ferner Actenstücke, welche von dem künftigen Geschichtschreiber unserer Epoche nicht ignorirt werden können. Von den Souverainen und bedeutenden diplomatischen Persönlichkeiten, die in dem sechsten Bande der Memoiren Guizots eine Rolle spielen, sind mit Ausnahme der Königin Victoria und ihres Ministers, Lord Palmerston, alle theils gestorben, theils von der großen Weltbühne abgetreten. Was Palmerston anbelangt, so war er schon damals in der Diplomatie eine gefürchtete Persönlichkeit, welche namentlich den Franzosen manchen bitteren Wech credenzte. Die Lage Guizots als conservativer französischer Premierminister zwischen dem drängenden französisch-nationalen Ehrgeiz und den Frankreich mit Mißtrauen und Unruhe beobachtenden, immer zu einer Coalition bereiten Cabinetten der anderen Großmächte bildet den Grundton des erwähnten Bandes.

Die von vielen Geschichtschreibern der französischen Revolution so gründlich verleumdete Königin Marie Antoinette findet jetzt immer mehr Vertheidiger, je mehr Documente aus der Zeit an das Tageslicht treten. Im abgelaufenen Jahre sind nicht weniger als ein halbes Duzend französischer Bücher dieser Art publicirt worden. Das jüngste heißt: „L'intrigue du collier; épisode du règne de Louis XVI. par L. Seubert“. Bekanntlich war in der bekannnten Halsbandgeschichte die Königin auf das schändlichste verleumdet worden, die schamlose Urheberin der Intrigue aber die Gräfin La Motte, welche auf Lebenszeit zur Galeere verurtheilt wurde. In der Revolution glaubte aber das revolutionäre Publicum, die La Motte sei ein unschuldigcs Opfer, dem Ruf der Königin gefallen. Es ist jetzt erwiesen, daß durch ein großes Gewebe von Lügen die öffentliche Meinung getäuscht wurde. Das erwähnte Werkchen schließt: „Wir wollten unsere Huldigung dem Andenken an eine Königin bringen, deren Tugend und Anmuth auf dem Throne, deren Muth in der Gefangenschaft und auf dem Schaffot eine der ergreifendsten, durch den Schmerz und die Verleumdung geheiligten Episoden in der Geschichte bilden“.

## Sitzungsberichte.

### Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 24. Februar 1864.

Für die von der Classe eingesetzte Commission für die Herausgabe österreichischer Weisthümer sind folgende Zuschriften eingelangt:

a. Vom niederösterreichischen Landesauschuß die Anzeige: „daß den Mitgliedern derselben das hierortige Landesarchiv zur Nachforschung und eigenen Einsichtnahme von Weisthümern mit größter Bereitwilligkeit geöffnet ist“.

b. Von der Direction des historischen Vereins für Krain die Aufforderung, auch in diesem Kronlande für ihre Zwecke Nachforschungen vorzunehmen.

Herr Prof. Kvičala in Prag legt vor: „Beiträge zur Kritik und Erklärung des Sophokles“.

Herr Dr. Hermann Baerwald in Berlin übersendet der historischen Commission zur Herausgabe sein Werk: „Das Baumgartenberger Formelbuch. Eine Geschichtsquelle des 13. Jahrhunderts, zum ersten Mal herausgegeben und erläutert“.



Herr Dr. Alois Müller liest: „Gsmun. Ein Beitrag zur Mythologie des orientalischen Alterthums“.

Gsmun entspricht dem Asklepios. Er wird gewöhnlich als „der Achte“ gedeutet mit Rücksicht auf das semitische Zahlwort. Nachdem der Verfasser diese Erklärung einer eingehenden Kritik unterzogen und als ganz unbaltbar nachgewiesen, geht er zur Feststellung der möglichst wahrscheinlichen Etymologie des Namens über. Gestützt nun auf die andere Form „Asim“, welche uns die große Funeralinchrift des Königs Gsmunzer, der den Gsmun so zu sagen als seinen Namenspatron verehrte, bietet, erklärt der Verfasser, auf Belege gestützt, den Namen Gsmun als „der Glänzende“ und in übertragener Bedeutung „der Heitere, Holde, Freundliche“, welche Bedeutung auch treffend zum Wesen des Heilgottes paßt. Derselbe ist in der ursprünglichen Vorstellung eine Manifestation der Sonne, und zwar diejenige, welche im Ganzen nicht schädlich, sondern wohlthunend wirkt auf das Geschaffene, auf das physische Leben der Creaturen, deren Fortbestehen und Gedeihen nur dann möglich ist, wenn die Sonne jene Wärme ihnen spendet, die der Bedingung eines gesunden Fortbestandes und einer kräftigen Weiterbildung entspricht, wenn die auf sie einwirkende Luft jene gesunde Temperatur hat, welche im Allgemeinen Krankheiten ferne hält und Wohlbefinden unter Menschen und Thieren hervorbringt. Aber nicht bloß das Bestehen und Gedeihen dachte der Naturmensch im Allgemeinen von der Sonne sich abhängig, sondern auch die Linderung und Heilung der Schmerzen, Krankheiten, Leiden und Qualen, von denen die geschaffenen Wesen heimgesucht werden. Gsmun ist also jene Kraft der Sonne, welche Fortbestand und Gedeihen, Genesung und Heilung verleiht, welche wohl und gesund erhält, aber auch wieder gesund macht — er ist die personifizierte Gesundheits- und Heilkraft der Sonne, dann der Heilgott überhaupt. Als solcher ist er eine der drei Personen, der drei personificirten Hauptkräfte, welche in der als eine Wesenheit gefaßten Sonne enthalten sind: (Baal) — der Erzeuger; Moloch, der Verderber; Gsmun, der Erhalter, oder das zeugende, das verderbende und das erhaltende Princip. — Außerdem werden von dem Verfasser noch viele andere wichtige Punkte der orientalischen sowohl als auch classischen Mythologie behandelt.

Das wirkliche Mitglied Herr Dr. Pfizmaier legt vor: „Die Unternehmungen der früheren Han gegen die südwestlichen Fremdgebiete“.

Gleich dem ganzen Süden des späteren eigentlichen Mittellandes war auch der jetzt bis zu den Marken von Tübt und Hinter-Indien vorgeschobene Theil dieses Landes in früheren Zeiten von zahlreichen fremdländischen Stämmen bewohnt, welche zum Theile noch ein Wanderleben führten, im Allgemeinen jedoch schon Städte besaßen und eine sehr bedeutende Anzahl kleiner Fürstenthümer gegründet hatten.

Diese Gegenden, ungefähr dem heutigen Yün-nan und dem südlichen Theile von Sze-tschuen entsprechend, und durch einen von Tschu (etwa 333 vor unserer Zeitrechnung) ausgesandten Heerführer entdeckt, blieben ungeachtet ihrer Entdeckung, da der erwähnte Heerführer durch das damals von Westen vordringende Tschin abgeschnitten wurde und mit den Seinen als Ansiedler in dem fernen Lande zurückzubleiben gezwungen war, durch längere Zeit gänzlich unbekannt.

Erst gegen den Beginn unserer Zeitrechnung wurde Han, welches einen möglichst nahen Weg nach dem Lande Schin-to (Indien) zu suchen bemüht war, auf diese Gegenden aufmerksam gemacht, und trachtete sofort durch Abschickung von Gesandten, Gerichtsbeamten und zuletzt von Kriegsheeren Einfluß zu gewinnen und seine Gewalt über die verschiedenen, bisher unabhängigen Stämme zu befestigen.

Die vorliegende Abhandlung beschränkt sich auf die Mittheilung der Nachrichten von den Unternehmungen der früheren Han gegen die genannten Fremdgebiete, deren Unter-

werfung indeß nicht vollständig gelang, indem die Bewohner zu wiederholten Malen sich empörten, und die zur Bekämpfung der Aufstände entsendeten Kriegsvölker von Han, auf den entlegenen und unwirthbaren Strecken gegen einen an sich allerdings wenig furchtbaren Feind entschieden im Nachtheile, in großen Mengen den Krankheiten und Seuchen erlagen.

Der letzte in der Abhandlung erwähnte weitverbreitete Aufstand, zu dessen Unterdrückung Wang-mang vergeblich ein Heer von 200.000 Kriegern aufbot, erreichte sein Ende erst mit der Gründung des Hauses der späteren Han.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe  
vom 25. Februar 1864.

Herr Prof. Dr. A. v. Waltenhofen in Innsbruck übersendet eine Abhandlung: „Beobachtungen über die Polarisation constanter Ketten und deren Einfluß bei Spannungsbestimmungen nach der Compensationsmethode“.

Die Abhandlung enthält zahlreiche genaue Messungen der elektromotorischen Kräfte mehrerer constanter Ketten, die bisher noch nicht näher untersucht worden waren. — Dabei wird insbesondere das elektromotorische Verhalten der sogenannten „Gaskohle“ bei Anwendung verschiedener Ladungsflüssigkeiten mit jenem des Platins sorgfältig verglichen. — Unter den untersuchten Ladungsflüssigkeiten befinden sich namentlich auch jene, welche in letzter Zeit von Dering und vom Verfasser selbst als Ersatzmittel für Salpetersäure vorge schlagen worden sind. Die ersteren sind Lösungen von salpetersaurem Kali oder Natron in Salzsäure, die letzteren sind Mischungen von Salpetersäure mit Schwefelsäure.

Eine Aufzählung der Zahlenresultate würde den angemessenen Umfang eines Auszuges überschreiten. Es sei daher nur kurz bemerkt, daß die Dering'schen Flüssigkeiten bei Kohle und Platin in ihrer elektromotorischen Wirksamkeit mit der Salpetersäure nahezu übereinstimmen, derselben jedoch in der Dauer der constanten Stromintensität nachstehen, und daß die vom Verfasser vorge schlagenen Flüssigkeiten in beiderlei Ketten elektromotorische Kräfte entwickeln, welche die einer Grove'schen Kette um 6 bis 13 pCt. übertreffen. — Dabei hat sich die Gaskohle in den meisten Fällen etwas wirksamer gezeigt als Platin.

Den Hauptgegenstand der Abhandlung bilden übrigens andere Folgerungen, welche sich aus den angeführten Messungen ergeben und in mehrfacher Beziehung wichtig sind.

Die Messungen sind nach der Compensationsmethode, und zwar in der zweifachen Art an gestellt worden, daß die untersuchte constante Kette (von der elektromotorischen Kraft  $E$ ) das eine Mal zur Compensation einer Daniell'schen (von der elektromotorischen Kraft  $D$ ) verwendet, und das andere Mal selbst durch eine Säule von drei Daniell'schen Elementen compensirt wurde. Der erste Versuch ergab unmittelbar den Werth  $\frac{E}{D} = K_1$ , der zweite zunächst den Quotienten  $\frac{3D}{E} = q$  und hieraus  $\frac{3}{q} = \frac{E}{D} = K_2$ .

— Wenn nicht nur die compensirten Ketten, von denen man dies wohl annehmen darf, sondern auch die compensirenden ihre ursprünglichen elektromotorischen Kräfte unverändert beibehalten hätten, so müßten die Werthe  $K_1$  und  $K_2$  merklich gleich ausgefallen sein; die Erfahrung hat aber gezeigt, und zwar in mehr als hundert Messungen ohne Ausnahme, daß die Werthe  $K_2$  regelmäßig größer waren als die Werthe  $K_1$ , obgleich es durchaus nur constante Ketten waren, darunter namentlich auch die Grove'schen, welche mit der Daniell'schen verglichen wurden, und während die zusammengehörigen  $K_1$  unter

sich, so wie auch die  $K_2$  unter sich trefflich übereinstimmen. — Uebrigens war der besagte Unterschied bei den Platinketten viel beträchtlicher als bei den Kohlenketten von gleicher Füllung.

Es wird sofort nachgewiesen, daß diese Thatsachen in einer Polarisation der compensirenden Stromquelle ihre vollständige Erklärung finden, und daß eben deshalb im Vergleiche mit dem wahren Verhältnisse  $\frac{E}{K}$  die Werthe  $K_1$  immer zu klein und jene  $K_2$  dagegen immer zu groß sein müssen.

Hierin liegt das für die Galvanometrie wichtige Ergebnis: daß jenes Verfahren der Compensationsmethode, welches das Spannungsverhältnis der verglichenen Ketten aus den in der compensirenden Stromquelle und in ihrer Nebenschließung vorhandenen Widerständen ableitet, die Kraft der compensirenden Kette im Vergleiche mit der compensirten, stets zu klein angeben müsse; daß dagegen das andere Verfahren, welches die elektromotorische Kraft der compensirenden Stromquelle durch das Product von Stromintensität und Widerstand in der Nebenschließung darstellt, von der in der Polarisation der compensirenden Kette bestehenden Fehlerquelle unabhängig sei. Der Verfasser macht auch auf das Zutreffen des Gesagten bei Messungen anderer Physiker aufmerksam.

Die Abweichung zwischen  $K_1$  und  $K_2$  betrug bei den untersuchten Platinketten durchschnittlich 8 pCt., im Maximum 17 pCt., und bei den Kohlenketten durchschnittlich 4 pCt., im Maximum 8 pCt.; sie sind daher einerseits so bedeutend, daß die Folgerungen, welche daraus abgeleitet wurden, nicht unbeachtet bleiben können, und lassen andererseits in der geringeren Polarisationsfähigkeit der Kohlenketten einen wesentlichen Vorzug derselben erkennen.

Nebst der Compensationsmethode hat der Verfasser auch die „Methode der großen Widerstände“ (auf deren Princip Sedgwick's „langer Multiplier“ beruht) angewendet und damit für  $\frac{E}{D}$  Zahlen erhalten, welche in der Regel zwischen den betreffenden  $K_1$  und

$K_2$  liegen. — Diese Nachweisung empfiehlt die „Methode der großen Widerstände“ als eine für constante Ketten ziemlich verlässliche in jenen Fällen, wo es sich nur um relative Messungen, und nicht um jene Präcisionen handelt, welche namentlich das zweite Verfahren der Poggendorff'schen Compensationsmethode vor allen anderen auszeichnet.

Wird einer Commission zugewiesen.

Herr Prof. Adolf Weiß aus Lemberg übermittelt eine Arbeit, unter dem Titel: „Untersuchungen über die Entwicklungsgeichte des Farbstoffes in Pflanzenzellen“.

Der Verfasser hat an einer Reihe von Pflanzen dessen Entstehen und Entwicklung verfolgt und sein Verhalten zu chemischen Reagentien während dieses Vorganges, so wie seine Gestaltungsverhältnisse festgestellt und es hat sich daraus ergeben: 1. Daß die Bildung des Farbstoffes in einer und derselben Zelle fast immer auf zwei oder mehrere von einander verschiedene Arten erfolgt. 2. Daß die Bildung desselben nicht eine Neubildung, sondern lediglich eine Umwandlung des Pigmentes auf bleibender Unterlage genannt werden müsse. 3. Daß man die Ursache dieser Farbenwandlung in einer durch die Vorgänge des Reifens veränderten Diffusionsfähigkeit derselben zu suchen habe. 4. Daß nebstdem gleichzeitig eine zweite Bildungsart des Farbstoffes aufträte, durch welche im Innern eigener Elementarorgane (Bläschen) derselbe direct aus der stickstoffhaltigen Materie derselben entsteht. 5. Daß die fertigen Farbstoffgebilde an ihren Enden farblose Schleimfäden erhalten, die oft mehrere verbinden und das Product einer Umwandlung sein dürften, welche die Unterlage des Farbstoffes erfährt. 6. Daß die Farbstoffgebilde schließlich, indem ihr Pigment immer blässer wird, in ihre Theile (Unterlage, Pigment) sich zerlegen. Es hat sich ferner aus diesen Untersuchungen herausgestellt, daß im Innern von Zellen eine Art von Elementarorganen vorkommt, die aus einer Membrane und einem von ihr scharf

getrennten, flüssigen Inhalte bestehen, in oder aus welchem sich im Verlaufe ihres Lebens Amylum, Chlorophyll und Farbstoffe bilden können. Prof. Weiß nennt sie im Allgemeinen Bläschen und unterscheidet Chlorophyllbläschen, Amylumbläschen, Farbstoffbläschen, je nachdem in ihrem Inhalte Chlorophyll, Amylum oder Farbstoffe vorkommen. Das Entstehen und die Entwicklungsgeschichte dieser Elementarorgane ist ebenfalls in allen Stadien beschrieben.

Wird einer Commission zugewiesen.

Herr Dr. A. Boué liest über die Geogenie der Mandel-, Blatter- und Puddingsteine.

Herr Hofrath Prof. J. Hyrtl überreicht eine Abhandlung: „Ueber Wirbelaffimilation bei Amphibien“, mit einer Tafel.

Wenn der erste oder letzte Wirbel einer bestimmten Ordnung seinen Charakter als solcher aufgibt, und jenen der nächst vorhergehenden oder nächstfolgenden Ordnung annimmt, ist Wirbelaffimilation gegeben. Sie war als halbseitige oder doppelseitige bisher nur am menschlichen Skelette bekannt. Vorliegende Abhandlung schildert ihr Vorkommen bei den Amphibien, in welcher Classe sie eben nicht zu den großen Seltenheiten gehört. Nur bei den *Batrachia anura* kam sie bis jetzt nicht zur Ansicht. In den übrigen Familien betrifft sie die halbseitige Affimilation des ersten Beckenwirbels an die Lendenwirbel, und die compensirende, halbseitige Affimilation des ersten Caudalwirbels an die Beckenwirbel wie bei den Saurii und Chelonii, — die halbseitige Affimilation des letzten Rumpfwirbels an die Caudalwirbel bei den Ophidii, und die asymmetrische Suspension des Beckengürtels, an entgegengesetzte Quersfortsätze zweier hintereinander folgenden Wirbel bei den *Batrachia urodela*. Die Gattungen der Saurii, an welchen sie hier beschrieben wird, sind: *Grammatophora*, *Lophura*, *Etenoden*, *Chrysolamprus*, *Dplurus* und *Pseudopus*. Von den Chelonii werden *Pyris*, *Tesudo*, *Glemnis* und *Chersina*, von den Ophidii: *Sachesis*, *Crotalus*, *Trigonocephalus* und *Aspis*, von den geschwänzten Batrachiern: *Menopoma* geschildert.

Herr Dr. L. Hiry spricht über eine neue Methode, den Dünndarm zu isoliren.

Für alle Fragen, die sich auf die Functionen des Dünndarms beziehen, ist es nothwendig, ein isolirtes Darmstück für die unmittelbare Beobachtung zugänglich zu machen. Manche der bisher in dieser Richtung ausgeführten Versuche haben das vorgesteckte Ziel zwar erreicht, aber unter Umständen, in welchen weder das Gesamttthier, noch das isolirte Darmstück für längere Zeit unverändert erhalten werden konnte. Ich lege im Folgenden eine neue Methode vor, bei welcher die bisherigen Uebelstände vermieden sind. Mit Hilfe derselben dürfte es möglich sein, nicht allein die Mechanismen und Producte der Absonderung und der Resorption des Dünndarms, sondern auch die Veränderungen in der Wärmebildung, im Blutgehalt und der Reizbarkeit aufzuhellen. Ich habe mich in dieser ersten Mittheilung auf die Untersuchung des Darmsaftes und die Bedingungen seines Entstehens beschränkt.

Das Verfahren, welches bei Hunden zu dem beabsichtigten Ziele geführt hat, ist folgendes: Nachdem man bei diesen Thieren die Bauchhöhle in der lin. alb. eröffnet hatte, wurde eine Dünndarmschlinge hervorgezogen und aus dieser ein 10 bis 15 Cent. langes Stück herausgeschnitten, jedoch so, daß dasselbe mit dem Mesenterium, seinen Gefäßen und Nerven in Verbindung blieb. Nun wurde das Magen- und Afterende des Darmes mit gewöhnlicher Darmnaht vereinigt, so daß also dadurch die Continuität des Darmrohrs wieder vollständig hergestellt wurde. Das isolirte Darmstück dagegen wurde, an dem einen Ende mittelst der gekreuzten Darmnaht verschlossen, wieder in die Bauchhöhle zurückgebracht und mit dem offengebliebenen Ende in die Bauchhöhle eingenäht.

Diejenigen Hunde, welche in Folge dieser Operation nicht an Peritonitis zu Grunde gingen, erholten sich sehr bald, die Ernährung ging ganz ungestört von statten und nach

etwa 14 Tagen, welche Zeit zur Vernarbung hinreichte, konnte mit den Experimenten begonnen werden.

Eine solche Darmstiel, mit aller Sorgfalt und Vorsicht angelegt, kann bei einiger Schonung Monate lang gebraucht werden. Auch ist, wenn man die Hunde nach längerer Zeit (6 bis 12 Wochen nach der Operation) tödtet, an dem isolirten Darmstück auf keine Weise irgend eine krankhafte Veränderung zu finden.

Für gewöhnlich bemerkt man, daß die Secretion der Darmdrüsen fast gleich Null ist, geringe mechanische Reize aber sind schon im Stande, die Absenderung sofort in Gang zu bringen und durch starke mechanische Reize kann die Secretion auf ihr Maximum gesteigert werden. Ein Darmstück, welches eine Schleimhautoberfläche von 30 Quadr. Cent. besaß, sonderte im Maximum 4 Gr. Darmsaft in der Stunde ab.

Anderer Reize treten gegen den mechanischen sehr zurück und ich konnte nur noch durch HCl von 0.1 pCt. eine reichlichere Absenderung erzielen. Dagegen hatte natürlicher, von einem anderen Hunde aufgefangener Magensaft nicht die gleiche Wirkung und es darf daher behauptet werden, daß im Normalzustande die Secretion des Darmsaftes nur durch die mechanische Reizung des Speisetreies eingeleitet wird.

Der reine Darmsaft war dünnflüssig, hell weingelb, zeigte eine stark alkalische Reaction, brauste mit Säuren und enthielt einen eiweißartigen, aus dem schwach angeäuerten Darmsaft durch Erhitzen fällbaren Körper. Sein spezifisches Gewicht und seine Zusammensetzungen waren unter allen Umständen constant. Er enthielt nämlich bei einem spezifischen Gewichte von 1.0115 in 100 Theilen 0.8015 Eiweiß, 0.7337 sonstige organische Materien, und 0.8789 feuerbeständige Salze.

Der Darmsaft hatte keine verdauende Wirkung auf Amylum und Fette (Butterfett), dagegen löste er Fibrin. Auf andere Eiweißkörper scheint der Darmsaft des Hundes nicht zu wirken, namentlich nicht auf geronnenes Eiweiß und auf frische Fleischfaser. Die Lösung des Fibrins kann von dem Alkali des Secretes nicht abgeleitet werden, weil jenes von Darmsaft in viel kürzerer Zeit gelöst wurde, als von einer gleichviel Alkali haltenden Natronlösung.

Wird einer Commission zugewiesen.

Herr Unferdinger legt eine Fortsetzung seiner Abhandlung über die Aufstellung einer neuen Pendelformel vor, unter dem Titel: „Vergleichung der Pendelformel mit den Beobachtungen“. Diese Formel hat vor der empirischen  $a + b \sin \varphi$  den Vorzug, daß sie den physikalischen Zusammenhang darstellt, welcher zwischen der Größe, Form und Rotationszeit der Erde und der Länge des Secundenpendels besteht. Indem so die Wirkung als eine Function ihrer Ursachen erscheint, hat sich der Verfasser zunächst die Aufgabe gestellt, zu untersuchen, inwiefern man im Stande ist, die bisher gemachten Beobachtungen durch diese Formel darzustellen, und zwar mit denjenigen Daten für das Erdsphäroid, welche Bessel aus zwölf Gradmessungen abgeleitet hat. Die bei dieser Vergleichung zurückbleibenden Abweichungen  $B - R$  zeigen sich so unregelmäßig und klein, daß sie, innerhalb der Grenzen der Beobachtungsfehler liegend, wesentlich nicht weiter verringert werden können.

Wird einer Commission zugewiesen.

Ueber Antrag des Secretärs wird eine Commission gewählt, welche über die Zuerkennung des durch die Ig. L. Liebenische Stiftung begründeten Preises an die Classe zu berichten hat. Dieser Preis besteht in dem, nach Abzug der Verwaltungsauslagen verbleibenden reinen dreijährigen Interessenbetrage des Stiftungscapitals von 6000 fl. ö. W. und ist diesmal für die ausgezeichnetste Arbeit aus dem Gebiete der Physik mit Inbegriff der physikalischen Physiologie bestimmt. Die Ertheilung findet in der feierlichen Sitzung am 30. Mai 1865 statt.

Auf diesen Preis haben vor allem solche Arbeiten aus dem gedachten Gebiete Anspruch, welche durch neue Entdeckungen die Wissenschaft bereichern oder in einer Reihe bereits bekannter Thatsachen die gesetzmäßigen Beziehungen aufhellen, während Compilationen und Arbeiten, die bloß dem Fleiße ihren Ursprung verdanken, nur ausnahmsweise einen Anspruch auf den Preis begründen.

Bei der Zuerkennung werden nur solche Werke in Betracht gezogen, deren Verfasser geberne oder naturalisirte Oesterreicher sind, mögen diese Werke übrigens wo immer, jedoch nicht vor dem Beginne des Jahres 1862 und nicht nach dem 31. December 1864 veröffentlicht oder der Akademie im Manuscripte übergeben werden sein.

Der Akademie der Wissenschaften bleibt es vorbehalten, nach Umständen, wenn keine vollkommen preiswürdige Arbeit vorliegt, den Preis entweder gar nicht zu ertheilen oder denselben unter mehrere Verfasser einzelner werthvoller Arbeiten zu vertheilen.

## K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung am 1. März 1864.

Herr k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer im Vorsitz.

Herr k. k. Hofrath und Director W. Haidinger widmet einige anerkennende Worte dem am 20. Februar verewigten Prof. Dr. Christian Andreas Zipfer in Neusohl, in seinem 81. Lebensjahre, geberen zu Raab in Ungarn am 25. November 1783.

Herr k. k. Hofrath legt sodann zur Ansicht einen Schädelrest vor, eingesandt von Herrn Bergmeister M. Simetinger, gefunden in einer Kalksteinrümmerkluft bei Parschlag in Steiermark, von Herrn k. k. Hofrath Hyrtl als einem Murmeltiere, *Arctomys Marmota* Gmel., angehörig erkannt, der vielleicht Jahrhunderte lang in der Erde gelegen. Das Stück ist für das Museum für vergleichende Anatomie bestimmt. Es folgen noch einige Notizen über die gegenwärtige Verbreitung der Murmeltiere in den Alpen und Karpathen.

Herr Simetinger hatte noch einen Bericht über Bohrungen zur Erzhürfung von Braunkohlenflözen im Zalader Comitat eingesandt, welche er für den Herrn Grafen v. Batthyanyi in Sgt. Gröth und Herrn Max Ritter v. Pittoni in Koppany im verfloffenen Sommer unternommen, bis nun ohne lohnendes Ergebnis, aber welche doch hoffnungsvoll nun fortgesetzt werden sollen.

Herr Prof. F. v. Hochstetter übergab die von ihm während der Novara-Reise für die k. k. geologische Reichsanstalt acquirirten fossilen Knochenreste und Gypsabgüsse aus Australien und Neu-Seeland, welche bisher in dem Novara-Museum aufgestellt gewesen waren und nun mit der Auflösung dieses Museums gleich den übrigen dort vereinigten Sammlungen an ihren Bestimmungsort übertragen wurden.

Diese Reste sind: das Skelet von *Palapteryx ingens* Ow., zu den von den Eingebornen Moa genannten und erst in der jüngsten Quartärperiode ausgestorbenen Riesenwögeln Neu-Seelands gehörig. Ein Geschenk der Trustee's des Museums in Nelson an unsere Anstalt. Die Restauration und Zusammenstellung des Skeletes besorgte Herr Dr. G. Säger, der zugleich, nachdem das k. k. Marineobercommando die dazu nöthigen Geldmittel bewilligt hatte, dasselbe in Gypsabgüssen vervielfältigte. Ferner Gypsabgüsse der höchst merkwürdigen fossilen Riesenbeuteltiere aus Australien, *Diprotodon australis* Ow. und *Nototherium Mitchellii* Ow., ein Geschenk der Trustee's des Museums in Sidney; das erstere dieser Thiere kam an Größe ungefähr dem Elephanten, das letztere dem Nashorn gleich.

Der Vorsitzende dankt im Namen der Anstalt den hochgeehrten Gebern, welche unser Museum mit diesen seltenen Zierden bereicherten, so wie Herrn Prof. v. Hochstetter, der uns diese Geschenke vermittelte und heute in einem so anregenden Vortrage erläuterte.

Herr F. Babanek gab eine kurze Schilderung der neuen Gangausschlüsse von Gule in Böhmen, welche er während seiner Dienstleistung in Przibram kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts hatte das Montanärar den dortigen Bergbau in Angriff genommen und es wurde im Dorfe Studene ein Hauptschacht im Hangenden des Schleierganges bis auf 90 Klafter Tiefe abgeteuft. Als sich nun mit der zunehmenden Tiefe der Wasserandrang vermehrte, wurde eine Wasserhebekunst im Zampader Thale projectirt und später der alte Wenzel-Stollen wieder in Angriff genommen, welcher theilweise dem Wenzel-Gänge nachging, sodann denselben verließ und querschlüssig gegen den nach und nach bis auf die Sohle des Kudelski-Stollens ausgetränkten Hauptschacht geführt wurde. Er hatte nebenbei den Zweck, die Geldgänge im Tiefbau aufzuschließen und zu prüfen. Dieser neue Stollen hat eine Länge von 745 Klafter erreicht und es sind mit demselben mehrere schwache Gänge verquert worden, deren Ausfüllungsmasse derber Quarz mit eingeprengtem geldführenden Eisenkies und theilweise auch derber Kalkspath bildet, wie dies an dem im vorigen Jahre überfahrenen 1½ Fuß mächtigen Schleiergange zu sehen ist. Der Geldgehalt des Kiesel ist nach den Proben, die im Przibrämer Probirgaden ausgeführt wurden, nur gering. Sämmtliche der überfahrenen Gänge befinden sich in einem festen Felsitporphyr, der die Magnetnadel mehr oder weniger ablenkt.

Neben den Gängen, die in diesen Porphyren aufliegen, kommen auch solche vor, die in den hier stark entwickelten Urthonschiefern auftreten und welche letztere vorzugsweise gediegen Gold führen.

Herr Ludwig Hertle erläuterte die geologischen Verhältnisse entlang dem Durchschnitte von Steg südwestlich von Villenfeld in die Tradißigsgegend südöstlich von Kirchberg an der Pielach. Ueber dem durch fossile Pflanzen und Kohlenflöze charakterisirten Keuper sandsteine von Steg folgen in regelmäßiger Reihenfolge Dolomite, Kalksteine Schichten, Liasschiefermergel und jurassische Schiefer, welche die Höhe des den Pringsbach und Bögersbadgraben trennenden Sattels einnehmen. Von hier weiter wiederholen sich dieselben Gesteine in umgekehrter Reihenfolge bis wieder zum Keuper sandstein. Weiter im Norden, im Reitzgraben, tritt ein zweiter Sandsteinzug auf. Herr Hertle schildert nun specieller die Verhältnisse dieser Züge, auf deren, wenn auch nicht mächtigen Kohlenflöze zahlreiche Bergbaue bestehen.

Herr Anton Rucker bringt die von ihm zusammengestellten und berechneten barometrischen Höhenmessungen, welche im Sommer 1863 von einem Theile der Mitglieder der zweiten Section unter Leitung des Herrn k. k. Bergathes Fr. Foetterle in den kleinen Karpathen ausgeführt wurden, zur Vorlage.

Im Ganzen wurden mit den Barometern der k. k. geologischen Reichsanstalt im Gebiete des Preßburger Neutraer und Trensfiner Comitatus 81 verschiedene Punkte gemessen und diese sämmtlich bei der Berechnung auf die meteorologische Station Preßburg mit der Seehöhe von 747 Toisen = 767 Wiener Klafter bezogen.

Die Berechnung geschah mit Hilfe von hypsometrischen Tafeln von Herrn Prof. Karl Kotziska und sind die einzelnen Punkte in chronologischer Reihenfolge geordnet.

Herr k. k. Bergath F. Foetterle legte die verslossenen Sommer von der zweiten Section der k. k. geologischen Reichsanstalt ausgeführten geologischen Specialarten vor. Sie umfassen das Gebiet zwischen der österr.-mähr. Grenze, dem Waagflusse, der Linie Preßburg-Sellye und dem Klanechnitathale. Außer Herrn Foetterle waren an den Aufnahmen die Herren Sectionsgologen H. Wolf, F. Freiherr v. Andrian und K. Paul theilhaftig und wurden von den Herren Montaningenieuren F. Babanek,

A. Horinek und A. Rücker begleitet. Das ganze Gebiet zerfällt in zwei geologisch wie geographisch verschiedene Hauptgruppen. Die eine, die kleinen Karpathen, das weiße Gebirge, das Brozovaer und Nedzgebirge, deren geologische Beschaffenheit in dem südlichen Theile bereits Herr Paul in der Sitzung am 1. Februar besprach, besteht in ihrem nördlichen Theile aus Kreidekalk und Dolomit, nur am Orienowigaberge bei Verbobe werden diese von Surakalk unterlagert. Die andere Hauptgruppe, der die Anhöhen zwischen Sebotist und Bzinze und das Grenzgebirge angehören, besteht aus Kessener Schichten am Branc Luraluka und Miawa, ferner aus Lias sandstein und Fleckenmergel, Surakalken und Neocommergeln, welchen sich der Karpathensandstein im Norden anschließt. In der gleichsam tiefen Bucht zwischen diesen beiden Hauptgruppen finden sich jüngere Kreide- und eocene und miocene Tertiärablagerungen.

Herr Dr. G. Stache berichtet über die im verflossenen Sommer von ihm unter Mitwirkung der Herren Dr. G. Hofmann und B. Winkler durchgeführten geologischen Aufnahmen des Snovecgebirges zwischen dem Waagfluß und Neutrafluß in Ungarn. Das ganze Gebiet besteht geologisch im Wesentlichen aus drei größeren Abtheilungen von Gesteinen: 1. aus alten krystallinischen Schicht- und Massengesteinen; 2. aus Sedimentgesteinen der paläozoischen und mesozoischen Zeit; 3. aus Ablagerungen der känozoischen und anthropozoischen Periode.

Die krystallinischen Gesteine, welche den specielleren Gegenstand des Vortrages bildeten, setzen den Kern des Snovecgebirges mit dem 554 Klaster hohen Snovec selbst zusammen. Das ganze von krystallinischen Gesteinen eingenommene Gebiet zerfällt im Wesentlichen in ein größeres zusammenhängendes nordwestliches Gneißgebiet und ein kleineres in drei Berggruppen abgegliedertes Granitgebiet. Der Gneiß erscheint in drei verschiedenen Arten der Ausbildung. Die centrale Hauptmasse des Gebirges wird von dickem, grobflorigem bis schiefrigem Gneiß mit weißem Glimmer und röthlichem Feldspath gebildet. Die südöstliche Flanke und Grenzzone gegen die Granitgebiete zeigen feinkörnig schuppigen Gneiß mit schwarzem Glimmer, welcher vielfach von Granitgängen durchsetzt wird. Die nordöstliche Gehängeite ist durch Zonen von kalkreichem chloritischem Gneiß mit sparfarnem weißem oder grünlichem Glimmer ausgezeichnet. Von accessoirischen Bestandmassen erscheint im Gneißgebiet des Snovec, jedoch gleichfalls nur selten, Amphibolschiefer.

Der Granit ist vorherrschend ein klein- bis feinkörniger echter Granit, welcher fast überall schwarzen und weißen Glimmer enthält.

Herr F. Freiherr v. Andrian legte die Detailkarte des von ihm im letzten Sommer begangenen Terrains (Preßburg-Marchegg-Perneck-Wartberg) vor und besprach die zu beiden Seiten der kleinen Karpathen sich anlegenden jüngeren Sedimentärbildungen. Im Westen des Gebirges schließt sich, von Theben bis Perneck streichend, eine Reihe niedriger Hügel an, welche aus den marinen Schichten des Wiener Beckens analogen Bildungen bestehen. Herr Baron Andrian legte aus dieser Zone eine Suite von Petrefacten von zum Theile neuen Fundorten vor, welche durch Herrn Director Dr. Hérnes, Herrn Paul und den Vortragenden bestimmt wurden, und theilte die Bemerkungen mit, welche ihm durch Herrn F. Karrer über die Foraminiferen eines dieser Zone angehörigen Tegels zur Verfügung gestellt hatte. Cerithien-schichten fehlen in diesem südlichen Theile der Marchebene, Congerien-schichten treten in Spuren unter dem das Centrum der Ebene bedeckenden Diluvialsande hervor. Unter den Tertiärschichten liegen kassische Kalk- und Schiefer, von denen die letzteren unter dem Namen der Marienthaler Dachschiefer bekannt sind. Die Kalk- lieferten einige charakteristische Brachiopoden, welche von Herrn Prof. Dr. Peters freundlichst bestimmt wurden. Auf der Ostseite des Gebirges ließen sich ebenfalls marine, brachiische und limnische Schichten durch Petrefacte nachweisen.



## Mexico.

Andeutungen über Boden, Klima, Thier-, Pflanzen- und Mineralreich, Cultur und Culturfähigkeit des Landes.

Von Karl B. Heller.

(Wien 1864. Verlag von Karl Gerolds Sohn.)

Wie auch die mexicanische Frage endgültig gelöst werden mag, so dürften sich für Oesterreich aus der neuen Gestaltung der Verhältnisse vielleicht doch mancherlei Vortheile ergeben, wenn es dem Manne, dem die Neugestaltung des tief zerrütteten und zerklüfteten Landes zufallen wird, gelingt, Ruhe und Ordnung auf die Dauer zu begründen. Seit 1821 ist das Land der Spielball der verschiedenartigsten Parteien, welche in diesem gesegneten Himmelsstrich, den die Natur verschwenderisch ausgestattet, eine gesunde staatliche Entwicklung nicht aufkommen lassen. Die spanische Regierung hat allerdings viel verschuldet, indem sie die Hülfquellen des Landes nicht auszubeuten verstand, aber alle republicanischen Regierungen, welche seit 1821 im bunten Wirrwarr aufeinander folgten, haben auch nicht die Fähigkeit befaßen, die Uebelstände und Schäden zu beseitigen und zu mildern, das Gute zu fördern und jenen Gebieten die Stellung zu verschaffen, welche sie einzunehmen berufen sind.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift, welche wir recht warm empfehlen, hat sich die Aufgabe gestellt, in einfachen Zügen ein naturgetreues Bild von der physischen Beschaffenheit Mexico's zu entwerfen. Er war hiezu um so mehr befähigt, als er längere Zeit in dem Lande selbst gelebt und sich eine genaue Kenntniß desselben verschafft hat. Die kleine Schrift gewinnt dadurch ein bedeutameres Interesse, da sie aus der Fülle eigener Anschauung schöpft.

Der Verfasser entwirft ein klares übersichtliches Bild der orographischen und hydrographischen Verhältnisse und schildert mit üppigen, glühenden Farben die „Physiognomie“ des Landes, die Cultur- und Nutzpflanzen, das Thier- und Mineralreich u. s. w. Wir haben zwar nichts absolut Neues gefunden, aber das dem Gebildeten Bekannte ist in solch' abgerundeter Form wiedergegeben, daß niemand das Büchlein ohne inneres Behagen aus der Hand legen wird. Wir haben nur Eines zu tadeln, daß der Verfasser die wirthschaftlichen Zustände des Landes nicht einer ausführlichen Schilderung unterzogen hat. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß unter einem weisen Herrscher die Stellung Mexico's in dem wirthschaftlichen Getriebe der Gegenwart eine andere werden wird und muß. Mexico ist, wie der Verfasser ganz richtig bemerkt, das wichtige Verbindungsglied zweier großer Welt-

meere und ihrer angrenzenden Erdtheile und wird sicherlich der Europa und Asien verbindende Stapelpfad werden Für Oesterreich, welches bisher an dem Handel mit Mexico nur geringen Antheil nahm, eröffnet sich hier ein neues Feld der Thätigkeit, welches England vorzüglich auszubeuten verstand. Die Manufacturindustrie des Landes ist eine unbedeutende und fast alle Gegenstände, dem Bedürfnisse und dem Luxus dienend, müssen aus Europa eingeführt werden. Sene Uebelstände, welche bisher einem intensiveren Handelsbetriebe hemmend im Wege standen, werden gewiß von einer erleuchteten Regierung hinweggeräumt und das Zollsystem einer tief eingreifenden Aenderung unterzogen werden.

Wir erlauben uns über die Handelsentwicklung der letzten Decennien einige Notizen beizufügen, welche wir dem tüchtigen, vor einigen Jahren erschienenen Werke Nicht Hofens entnehlen. Die Ausfuhrartikel des Landes sind: Gold und Silber, Blauholz, Gelbholz, Brasil- und Mahagonyholz, Vanille, Cochenille, Purga de Salappa, Saffaparilla, Ochsen- und Ziegenfelle. Unter den Einfuhrgegenständen nehmen Baumwollwaaren die erste Stelle ein. England hat in dem Handel mit diesen Artikeln das Uebergewicht, doch hat auch der Zollverein in jüngster Zeit nicht unbeträchtliche Exporte dahin gemacht. Vornehmlich werden ausgeführt: Gingham, Damaste, Möbelstoffe, Strumpfwaaren, ordinäre Bänder und ordinäre baumwollene Tücher, Hosenstoffe aus der Gegend von Gladbach, Mouffeline aus Elberfeld. In gedruckten Stoffen beseitigt England jede Concurrrenz, Luxuswaaren liefert hauptsächlich Frankreich, aber nur in sehr kleinen Partien, da der Verbrauch sich bloß in den höheren Classen eingebürgert hat Die Schweiz sendet über Havre weißgestricke und brochirte Waare. Seit den letzten Jahren haben Deutschland und England einen bedeutenden Concurrenten an Belgien erhalten. Der Gebrauch von Leinenwaaren hat wohl in den letzten Zeiten abgenommen, seitdem Baumwollenzeuge eine immer weitere Verbreitung erhielten, aber immerhin ist der Consum derselben noch immer bedeutend. Die deutschen Leinen, welche in früherer Zeit hier ausschließlich dominirten, sind durch irländische verdrängt worden, und es steht zu befürchten, daß das deutsche Product vom mexicanischen Markte gänzlich verdrängt wird In Wollwaaren gewinnen die deutschen Arbeiten eine immer weitere Verbreitung. Die feinen Tücher aus der Rheinprovinz haben die französischen und englischen Fabricate fast ganz verdrängt; auch der Consum der starken Tücher aus Görlik, der sächsischen Cassinets, Merino's, wollenen Möbelstoffe nimmt zu. Elbeuf liefert leichte und ordinäre sogenannte Nouveautés zu ungemein billigen Preisen. Der Verbrauch von Seiden- und Sammtstoffen hat in den letzten Jahren abgenommen; von Sammt senden Grefeld und Elberfeld die wohlfeileren, mit Baumwolle gemischten Arten, die schwereren werden aus Frankreich bezogen. Eine größere Ausdehnung hat der Verbrauch größerer und kleinerer Metallwaaren von Stahl, Messing, Eisen, Bronze, Kupfer u. dgl. gewonnen; Sferlohn, Nemscheid, Solingen und Berlin schicken starke Posten. In Mode-, Gold- und Silberwaaren, Nippesachen, Pappaschen concurrirt Hanau und Pforzheim mit Paris, welches jedoch das Uebergewicht behauptet. Von Glas bleibt böhmisches noch das gangbarste, obwohl

die englische Concurrrenz wächst. In Porzellan hat Deutschland das Uebergewicht, da das chinesische Porzellan eine Seltenheit ist; in Steinzeug England. Spanien liefert Brauntwein, Wein, Del, Oliven; Frankreich Bordeaux-Wein, Champagner, Sardinen, weißes Wachs.

Man sieht, welches Feld sich der österreichischen Industrie eröffnet, und wir dürften gegenwärtig jedenfalls in der Lage sein, mit den anderen europäischen Nationen erfolgreich concurriren zu können und unseren Artikeln ein neues Absatzgebiet zu erschließen. Freilich muß dabei die angespannteste Thätigkeit unserer Industriel- len und die regste Sorgfalt der Regierung zusammenwirken, aber daß hier Erfolge erlangt werden können, ist zweifellos.

A. B.

## Friedrich Hebbel.

### II.

R. Z. Das sexuelle Problem, dessen tragische Metaphysik die „Judith“ in heroischen Formen zur Anschauung brachte, trat in dem bürgerlichen Trauerspiel „Maria Magdalena“ (1844) in kleinstädtischem Gewande auf. Das Stück verdankt seine Entstehung einem Vorfall in der Schreinerfamilie, bei welcher der Dichter während seines Münchener Aufenthaltes zur Mietho wohnte. Der Sohn des Tischlers gerieth ohne Grund in Verdacht, gestohlen zu haben, und wurde darauf hin vierundzwanzig Stunden lang in Haft gehalten. Nach seiner Gewohnheit hat Hebbel diesen Stoff so lange gedreht und gewendet, bis er für sein Lieblingsthema eine brauchbare Seite bot und in Folge davon ist statt des Tischlersohnes die gefallene Tischlerstochter zur Hauptperson geworden. Den unverhohlenen Zwiespalt zwischen Liebe zu dem Einen und Ehe mit dem Andern hofft das berechnende Weib so zu schlichten, daß es die Seele (die Person) dem fernen Geliebten rein bewahrt, den Leib (die Sache) dagegen dem Ungeliebten hingiebt, um ihn desto sicherer an sich zu fesseln. Der Versuch mißlingt: der Freier, dem sie sich nur als Sache gegeben hat, behandelt sie demgemäß als solche, bricht sein Eheversprechen und will sie zur bloßen Maitresse herabsenken; der rückkehrende Geliebte aber, dem sie nur die Seele bewahrt hat, verschmäht die körperlich Mißbrauchte, denn „darüber kann kein Mann weg“.

Der Unterschied zwischen dieser und der geschlechtlichen Hingebung der Judith liegt nun darin, daß diese nur um des Geliebten, jene dagegen um eines Ungeliebten willen ihre Person wegwirft, das Weib von Bethulien dem Naturzug zum Starken, die deutsche Handwerkerstochter dagegen einer allzu schlauen Berechnung folgt, die ihr zu einem bürgerlichen Ehemann verhelfen soll. Judith wird über- mannt von der Größe des Mannes, dem sie sich willenlos ergiebt; die Maria Magdalena überlistet den Mann, dem sie absichtlich zu Willen ist, um seiner siche-

rer zu sein. Jene ist das Weib ohne Zusatz, diese das spießbürgerliche Weib, dessen höchstes Ziel die „Versorgung“ um jeden Preis, und, wenn die Liebe nicht zur Ehe führt, die Ehe auch ohne Liebe ist. Dadurch, daß der Anschlag des letzteren nach beiden Seiten hin verunglückt, widerfährt ihm, was ihm gebührt; man könnte lachen darüber, wenn es nicht so entsetzlich traurig wäre. Denn so leichtfertig sie scheint, so ernst hat sie es gemeint. Ihr ganzer Sinn ist auf eine anständige Heirath gerichtet, so daß sie, um dieser gewiß zu sein, selbst sich nicht bedacht hat, ihr Kostbarstes aufzuopfern. Vor dem Gedanken, als bürgerlich Entehrte fortzuleben, entsetzt sie sich nach erfahrener Täuschung dergestalt, daß sie lieber ihrem Leben freiwillig ein Ende macht; vor dem Gedanken, sich freiwillig zum Eigenthum eines ungeliebten Andern, also ohne den Glauben, die aufgegebenene eigene in der Persönlichkeit des Andern wieder zu erlangen, herabzusetzen, ihrer Person sich zu berauben, vor der moralischen Entehrung ist sie nicht erschrocken. Schein ist ihr wie Sein, Scheinehe wie wahre Ehe; sie hat den Maßstab der Dinge verloren, ihr ethisches Urtheil ist hülfslos verkehrt. Daß aber solche Verkehrung des richtigen Gesichtspunktes, welche das Unterste zu oberst und das Oberste zu unterst setzt, möglich, ja daß sie als Ausdruck bürgerlicher Ehre wirklich, die Welt wie sie nun einmal ist, eine vom Standpunkt der ethischen Idee aus umgeschrobene Welt ist, das ist der schneidende Hohn, der revolutionäre Welt Schmerz, welcher aus diesem Gebilde des Dichters hervorbricht, und nur in der Selbstvernichtung des auf die Geltung des Scheines gebauten Planes jenes Weibes einen Schimmer von Aussicht auf die ähnliche Selbstaufhebung dieser sich für die moralische ausgebenden widerfittlichen Welt übrig läßt.

Schon Rosenkranz hat bemerkt, daß das Stück eher den Charakter einer Komödie als eines Trauerspiels habe. Das Ziel, um das es sich dreht, scheint so unbedeutend, die Verwicklung in jedem Augenblick wie ein Kogebue'sches Lustspiel in eine Heirath nach der einen oder der anderen Seite hin auflösbar. Die große Welt ist der Ehen ohne Liebe und der Lieben ohne Ehe so gewohnt, daß sie vielleicht nicht begreift, wie man, um nicht Maitresse zu heißen, ins Wasser springt, noch, wie man nicht darüber hinweg kann, daß die Braut Maitresse gewesen ist. Der Dichter hat seine Handlung in jene kleine Welt verlegt, in der, was in jener nur belacht, noch gefürchtet wird. Der großen Welt ist ihr Schein auch nicht mehr als Schein, den sie vorschützt und fallen läßt, ohne sich zu erschauern; der kleinen ist es auch mit ihren Vorurtheilen hoher moralischer Ernst. Wenn ihr auch die bloß äußere Ehe eben so viel wie die innere gilt, so gilt ihr doch jene so viel, daß die Entehrte sich das Leben nimmt, wenn der Schein ihr geraubt wird.

Dennoch ist das Stück widerlich. Das feurige Temperament einer Dirne, die sich wegwirft aus Lust, läßt sich noch eher ertragen, als das kühle Raffinement des pfiffigen Bürgermädchens, das sich preisgiebt aus Interesse. Das Motiv, eine honette Frau zu heißen, kann eine Handlung nicht adeln, durch welche das Weib den Anspruch verwirkt, es zu sein. Die Alltäglichkeit des Zweckes steigert die Gemeinheit des Mittels zu verdoppelter Häßlichkeit.

Geradezu ekelhaft wird die Bedeckung der innerlich hohlen durch den Deckmantel der Scheinehe, wenn jener Pedantismus der kleinen Welt, welcher den Tod der Schande vorzieht, der gefälligen Lüge der großen weicht, die sich aus der Aufrechterhaltung des äußern Scheins noch ein nicht einmal vom Willen abhängiges Verdienst macht. In der „Julia“, welche, obgleich erst 1851 erschienen, deutlich die Spur einer Jugendarbeit des Dichters trägt, hat eine Grafentochter sich mit ihrem Geliebten, der unter ihrem Stande steht, heimlich vergangen; sie entflieht, und damit ihre Schande nicht offenbar werde, giebt ihr Vater sie für todt aus und läßt einen leeren Sarg feierlich bestatten. Der Graf Bertram, der sich durch Ausschweifungen zur Ehe untüchtig gemacht hat, thut ein „gutes Werk“, indem er die von einem Andern Schwangere öffentlich und gefeslich sich antrauen läßt, heimlich aber mit Wissen und Willen ihrem früheren Geliebten überläßt. Wenn der Dichter die ganze Scheußlichkeit einer vornehmen Anstandsehe recht grell schildern wollte, so hat er diesen Zweck ohne Zweifel erreicht; die Frage ist nur, ob wir uns für dramatische Personen, die sammt und sonders dem Bordell entlaufen scheinen, genügend interessiren können.

Der heroischen Wittwe, dem heirathsfüchtigen Schreiner- und dem buhlenden Grafenkinde steht in der Pfalzgräfin „Genoseva“ (1842), dem makellosen Bilde aus der Knabenzeit des Dichters, das romantische Ideal eines ehelichen Weibes, einer anderen Griseldis gegenüber. Wie Judith das handelnde, ist Genoseva das duldbende Weib. Jene will dem verstorbenen Gemahl die innere Treue bewahren, nachdem sie um eines vermeintlich höheren, des patriotischen Zweckes willen die äußere gebrochen; diese läßt, um dem abwesenden Gatten die äußere und innere Treue ungeschmälert zu erhalten, Versuchung und Drohung, ja selbst die unverdiente Hinrichtung widerstandslos über sich ergehen. Judith tödtet den Mann, der bei dem Wagstück, ihren Leib im hohen Spiel einzusetzen, ihr auch die Seele entrisen hat; Genoseva steht für den Tollkopf, der, weil er ihr Herz nicht zu gewinnen vermag, ihren Hals ans Schwert liefert. Beiden Weibern gegenüber mißbraucht der männliche Theil seine bevorzugte Stellung; aber, während der Titan Holofernes durch seine natürliche Großheit die Seele des ihm entgegentretenden Weibes wirklich unterjocht und erst dadurch ihren Leib gewinnt, sucht der unnatürlich überreizte Knabe Golo durch künstlichen Liebeszauber vergebens die Sinne der Angebeteten zu bestriicken, um ihre Seele zu erobern. Die Erste, da ihre Schwäche nur aus ihrer Stärke, aus ihrer eigenen Bewunderung für das Große stammt, gewinnt ihre Stärke wieder und rächt sich selbst; die Zweite, die ihre Stärke nur aus ihrer Schwäche, der echt weiblichen Ergebenheit für den ihr Vermählten zieht, muß der Himmel rächen. Der befriedigende Ausgang ist dort das Werk einer That, hier nur das eines Wunders.

Duldbenden Weibern gegenüber fällt die Thatkraft dem Manne zu; damit aber die leidende Schwäche stark erscheine, muß die thätige Stärke selbst schwach sein. Selbst eine Judith besiegt einen Holofern nur im Schlafe; Genoseva hat wie Halm's Griseldis einen Schwächling zum Gegner. Der sinnlose Golo und der

capriciöse Percival sind beide Sklaven der Leidenschaft. Jener nimmt zum Zauber, dieser zur Einschlüchterung seine Zuflucht; dem ausharrenden Weibe gegenüber sind beide moralisch impotent.

Die vier weiblichen Hauptcharaktere der Hebbel'schen Jugenddramen, die Wittwe, die Braut, die wahre und die Scheinfrau, sind mit der Symmetrie einer logisch erschöpfenden Eintheilung angelegt. Judith, die ihr Wittwen-, die Magdalena, welche ihr Brautgelöbniß physisch verlegt, sind insofern mit einander verwandt. Inwiefern jene der inneren die äußere Hingebung folgen, diese bei der äußeren die innere, bei dieser jene vermissen läßt, bilden die beiden einen Gegensatz. Genoseva und Julia bewahren übereinstimmend dem Manne ihres Herzens die volle geistige und physische Treue; aber der Gatte der Wahl ist nur bei der ersten auch der angetraute Gemahl, der Ehemann der zweiten geistig und physisch ein Scheingatte. Wie Judith auf die Seelen- auch die Geschlechtsvereinigung gewährt, die Magdalena beide trennt, so fällt bei Genoseva der Herzens- mit dem Ehebund zusammen, bei der Julia auseinander.

Genoseva und Judith bezeichnen jede auf ihre Weise den höchsten, Julia und die Magdalena den tiefsten Punkt, welchen das Weib als Vermählte und Unvermählte einzunehmen vermag. Daß der Dichter die ersteren beiden der Vergangenheit entnahm, letztere beiden Gestalten in die Gegenwart verlegte, zeigt, wie er von dieser dachte.

Judith und Magdalena beweisen, daß kein revolutionärer Groll der Hingebung ohne Neigung, Genoseva und Julia, daß er der Ehe ohne Liebe galt. Sein Motiv der Verherrlichung, wie das der Verachtung des Weibes ist ein wesentlich sittliches. Die Handlung der Judith legt dar, daß, was die Welt Unsitte nennt, immer noch sittlich, die Situation der Julia, daß, was jene Sitte tauft, tief unsittlich sein kann. Der sittlichen Unsitte der Judith steht die sittliche Sitte Genoseva's, Julia's unsittlicher Sitte die unsittliche Unsitte der Magdalena gegenüber. Das sociale Problem der Stellung des Weibes zum Manne ist mit dem Scharfsinne des Logikers nach der Tafel möglicher Gegenätze durchgearbeitet.

Dieser socialen Tendenz im Vereine mit seiner derbrealistischen Gestaltungskraft verdankt der Dramatiker Hebbel seine ersten Erfolge. Die Emancipation des Weibes lag gleichsam in der Luft; er wurde ein George Sand der Bühne. Die glänzende Aufnahme der Judith trug dem Dichter ein dänisches Reisestipendium ein, wie es einst vor ihm Dehleschlager genossen hatte. Auf einem Ausfluge nach Kopenhagen machte er des Letzteren Bekanntschaft und sah bei ihm, wie er in dem tief empfundenen Gedicht „Spaziergang in Paris“ erzählt, eines Tages Thorwaldsen, „anzuschau'n, als hätt' er selbst sich aus dem Fels gehau'n“, den er „ungenannt“ erkannte. Dem Neuling, der bis dahin, wie einst der Karlschüler Schiller, Menschen gemalt hatte, ehe er sie kannte, erschloß sich von nun an eine ungeahnt<sup>e</sup> Welt. Von Paris, wo er die „Magdalena“ vollendete, bezog er sich nach Italien' wo er fast ein Jahr lang blieb, nach seinem eigenen Geständniß, nicht um zu lernen, sondern um zu leben. In Rom verkehrte er meistens mit Künstlern, ins-

besondere mit Nahl und seinem holstein'schen Landsmanne L. Gurlitt, von Schriftstellern mit Adolf Stahr. Mit dem Entschluß, sich der akademischen Laufbahn zu widmen, kehrte er über Venedig nach Deutschland zurück und traf im Frühjahr 1846 in Wien ein, wohl ohne zu ahnen, daß dies von nun an sein bleibender Aufenthalt werden sollte.

Wie die Wanderzüge nach Italien in der Geschichte der germanischen Stämme, so bilden seit Goethe italienische Reisen Wendepunkte im Leben so mancher deutschen Dichters. Sämtliche vor Hebbels Aufenthalt in Neapel und Rom geschriebene Jugenddramen haben, wie das 1842 in Hamburg entworfene, obgleich erst später veröffentlichte sogenannte Lustspiel „Der Diamant“ einen barbarischen Familienzug, der sie als rechte Nachkommen der aus den Schneefeldern Islands und Norwegens in die friedlichen Ebenen herabgestiegenen Berserker erkennen läßt. Charakteristisch genug, sind sie, mit Ausnahme der „Genosewa“, durchgehends in Prosa verfaßt; seit seiner Rückkehr aus Italien bediente er sich, mit Ausnahme der „Agnes Bernauerin“, der gebundenen Rede. Goethe schrieb in Italien bekanntlich „Tasso“ und „Sphigeneie“ in Verse um. Die gemessene Form wird auch bei Hebbel als Beweis gelten dürfen, daß der Anblick der Alten und einer milderer Natur den ungezügelteren Feuerstrom in ein sanfteres Bett gelenkt habe. Das sociale Problem des Weibes bleibt auch jetzt noch sein Lieblingsthema; aber „Herodes und Mariamme“ (1850), „Gyges und sein Ring“ (1856), „Agnes Bernauerin“ (1855), und „Die Nibelungen“ (1862) zeigen es in gereinigten Bildern. Die grebe Schlacke der Sinnlichkeit, welche in „Magdalena“ und „Julia“ das Weib in Schmutz versenkt, und den Namen der Ehe zum Mantel der Lüste entweicht zeigt, ist sichtlich gemichen. Die Seele des Weibes erscheint in der „Mariamme“ und in der „Königin von Lydien“ als die empfindliche Fläche eines fein geschliffenen Spiegels; wie diesem ein flüchtiger Hauch, wird jener ein Schatten unlauteren Verdachtes schon verderblich.

Für seine Person hatte der Dichter die richtige Lösung seines Problems in einer glücklichen Ehe gefunden. Aus der Lectüre seiner Kindheit war ihm die Sage von Siegfried vertraut geblieben; in der Rolle der Christenhild (in Raupachs, „keines Sohns Apollo's“, Nibelungenhart) trat ihm zuerst für immer bestimmend, wie er selbst im Prolog seiner ihr gewidmeten „Nibelungen“ sagt, seine künftige Frau entgegen. Christine Enghausen (geb. zu Braunschweig den 9. Februar 1817), unter dem Namen Enghaus damals, unter dem seinen noch heute eine Bierde des Hofburgtheaters, wurde bereits am 26. Mai 1846 des Dichters Gattin. In welchem Grade Hebbel, der selbst einer bürgerlich ehrenhaften Familie entsprungen, für die echt deutschen Hausfreuden empfänglich war, davon legen zahlreiche Beweise seiner Anhänglichkeit an Weib und Kind unter seinen Gedichten ein rührendes Zeugniß ab. An seinem Geburtstag von den Seinen abwesend, feiert er „auf der Reise“, „das theure Paar“, die „innigste der Frauen“, die ihn „stärkt“ und stützt, das entfernte „Paradies“, das ihm zum Heile ihn bald doppelt beglücken soll. Und

in dem Sonett, das er an seine nachherige Frau vor ihrer Vermählung richtete, rief er aus:

„Wo treu und fest sich Mann und Weib umarmen,  
Da ist ein Kreis, da ist der Kreis geschlossen,  
In dem die höchsten Menschenfreuden wohnen.“

Das rosige Licht seiner Häuslichkeit warf einen heiteren Schimmer auf seine poetischen Schöpfungen. Der nicht mehr, wie bis dahin, vom Gehalte seines revolutionären Pathos fast ausschließlich erfüllte Dichter gönnte der kunstgerechten Form nicht nur auf seinem eigentlichen Gebiete, dem Drama, sondern auf dem mancher anderen Dichtgattungen, darunter auf dem ihm scheinbar fernstliegenden des idyllischen Epos, immer freiere Entfaltung. Selbst der endliche Ausbruch der lange vorher angekündigten Umwälzung schien, vielleicht in Folge der Szenen, von welchen der Dichter in seiner nächsten Umgebung Zeuge war, nicht im Stande, die einst so hochgehenden Fluten seiner kriegathmenden Jugendstimmung wieder aufzuwühlen. Es gab eine Zeit, wo der Dichter trotz seiner constitutionsfreundlichen Gesinnung, die er in einer Reihe von Artikeln für die „Allgemeine Zeitung“ niederlegte, bei Manchem in den Verdacht der Abtrünnigkeit gerieth, weil er sich nicht, wie manch anderer sein wollender Berufsgenosse zum Straßenredner herabließ. Als er nach einer langen Pause mit seinem seit „Genoseva“ ersten Drama in Versen „Herodes und Mariamme“ wieder vor dasselbe Publicum trat, dessen erhitzte Phantasie den schneidenden Sarkasmen seiner „Judith“ und „Magdalena“ zugejauchzt hatte, war indessen mit ihm eine Wandlung vorgegangen, welche das letztere, das in Herodes einen neuen Holofernes erwartete, anfänglich nicht begriff.

---

## Oesterreichs Bethheiligung am Welthandel.

Von Prof. Dr. Kun.

---

### II.

Es ist nicht zu läugnen, daß Unternehmungsgeist und Muth eben nicht zu den hervorragenden Eigenschaften des österreichischen Kaufmanns- und Fabricantenstandes gehören; dieser Ausdruck mag etwas unfreundlich klingen, aber wahr ist er. Bei aller Würdigung jener Hindernisse, deren Aufzählung landläufig geworden ist, und des permanenten Prügelnaben — der „Balutaverhältnisse“ — wird man doch nicht umhin können, einzugestehen, daß nicht selten der herzerreißende Ruf nach „Schutz der inländischen Industrie“ und nebenbei einige kleine Speculationen auf „Balutaschwankungen“ u. dgl. die Summe des Wises und des Unternehmungsgeistes in so manchen Kreisen und Vereinen bilden. Alles soll „die Regierung“ thun! Die „Regierung“ soll für sie denken und handeln, speculiren, combiniren, experimentiren, die möglichen Verluste tragen u. s. w.; ist endlich die Tafel gedeckt



und sind die Speisen aufgetragen, dann setzt man sich behaglich zur vollen Tafel und genießt fröhlich und dankbaren Gemüthes die reifen Früchte! Das aber geht im großen Völkerleben nicht an. Man muß selber arbeiten und wagen, will man gewinnen und genießen; hilf dir selbst, und — die Regierung wird dir helfen, so bald sie dir freie Hand zu deinen Unternehmungen läßt, und dir keinerlei Hindernisse bei der Entfaltung deines geistigen und materiellen Capitals in den Weg legt. Einen ersten vorbereitenden Schritt zum Besserwerden in dieser Richtung hat die Regierung durch die ruhmvoll zu Stande gebrachte und beendete Novara-Expedition bereits gethan; dieses Unternehmen ist nicht bloß in wissenschaftlicher Hinsicht, sondern auch in volkswirthschaftlicher und handelspolitischer von nicht zu unterschätzender Tragweite und mit Spannung sehen wir der Publication des handelsstatistischen Theiles durch den gelehrten und in solchen Fragen praktisch erfahrenen Dr. v. Scharzner entgegen. Allerdings bleiben der Regierung noch große Aufgaben zu lösen, als: die Revision mehrerer mit europäischen Staaten abgeschlossenen Handels- und Schifffahrtsverträge (z. B. mit Spanien) und die Abschließung neuer auch mit außereuropäischen Staaten (China, Japan, Siam, Sandwichs-Archipel u. s. w.), die Regelung und Ordnung des Consularwesens, die Hebung der Kriegsmarine zum Schutze der Handelsmarine. Außer diesen Aufgaben giebt es noch mancherlei innere Fragen, als: die Herstellung der Valuta, eine liberale Reform des Zolltarifs, die Vervollständigung der Eisenbahnverbindungen zwischen den Binnenländern und der Seeküste u. s. w., welche einer Erledigung bedürfen. Man muß sich nur darüber klar werden; was kann und soll die Regierung thun, — was aber ist Aufgabe unserer Industriellen und Kaufleute, um die Verkehrsbeziehungen Oesterreichs nach außen zu erweitern und zu heben?

Aus allen diesen Fragen hebe ich vorderhand nur jene hervor, welche ich die äußere nennen möchte.

Die Revision der bestehenden und die Abschließung neuer Handels- oder Schifffahrtsverträge, ein Gegenstand von hoher Bedeutung, mit dem sich in neuester Zeit insbesondere die Borsedeputation und die Handelskammer in Triest eingehend beschäftigen, wäre Gegenstand selbstständiger eingehender Besprechungen und kann nicht nur so nebenbei behandelt werden. Mit Recht hebt der ungemein thätige, eben so erfahrene als für Erweiterung unserer auswärtigen Beziehungen begeisterte Consul und Director des Istituto tecnico in Triest, Herr Edmund Bauer, in einem Briefe an Se. Excellenz Grafen Rechberg hervor: was Handelschifffahrtstractate anbelangt, ist Oesterreich nicht nur von allen großen Staaten, sondern sogar von Staaten wie Dänemark überflügelt worden und zählt die österreichische Flagge zu den wenigst begünstigten in den transoceanischen Ländern, welcher Nachtheil auf unsere Rheder zurückfällt und zum Bau neuer Schiffe wahrlich nicht ermutigen kann. Oesterreichische Schiffe müssen sich häufig ohne Handelstractate, ohne Consulate den Weg suchen, und empfinden hart diese Nachtheile gegenüber Schiffen anderer Nationen. Und dennoch kreuzen gegenwärtig mehrere Schiffe von Triester Rhedern (als der „Attila“, „Madagascar“, „Erzherzog Ferdinand Max“) in den

ostasiatischen Gewässern. Herr Bauer befürwortet zunächst die Abschließung eines Post- und Schifffahrtsvertrages mit den reichen La-Plata-Staaten (wohin jetzt ungarische Weine mit Erfolg gesendet werden), ferner mit Japan, China, Siam u. s. w. Doch, wie gesagt, diese Frage der „Handelsverträge“ erfordert eine selbstständige Beleuchtung.

In Bezug der Errichtung neuer und der Regelung der bestehenden Consulate ist schon ungemein viel geschrieben worden. Ohne in eine Aufzählung der mehr oder minder begründeten Klagen der gegenwärtigen Consularvertretung mich einzulassen und nur „negative Kritik“ zu üben, folge ich den praktischen Vorschlägen von Revoltella's Broschüre, die gerade in diesem Punkte eine so gründliche Sachkenntniß beweist und in kurzen, aber prägnanten Zügen einen Organisationsentwurf skizzirt, wie ihn nur ein sehr erfahrener, genialer und patriotischer Generalconsul zu entwerfen in der Lage ist. Für jede Gruppe der weiten Handelsgebiete soll ein leitendes und organisirtes Consularamt eingerichtet werden, während für die übrigen Handelshäfen Honorarconsuln mit ausreichender Unterstützung genügen können. Als Handelsmittelpunkte von Verkehrsgruppen, wo eine nationale Consularvertretung unerläßlich ist, werden bezeichnet: ein (noch näher zu bestimmender) Hafen der Antillen, Bahia, Rio de Janeiro, Point de Galles (auf Ceylon), Singapore, Batavia, Sydney oder Melbourne, (nach abgeschlossnem Handelsvertrage) Shanghai (China) und Gibraltar. Der Kostenpunkt wird kein übergroßer, wenn an Orten, wo eine diplomatische Vertretung bereits besteht, neben der diplomatischen auch eine Consularkanzlei eingerichtet wird; wenn ferner zu Consuln Persönlichkeiten aus der Reihe disponibler, auf Wartegeld gesetzter Consularbeamten, so wie noch rüstige und befähigte pensionirte Stabs- und Oberofficiere der Kriegsmarine ernannt werden; endlich würden sich bei Zunahme unserer auswärtigen Verbindungen auch österreichische Kaufleute an einem der bezeichneten Hauptpunkte etabliren, welchen die Regierung gegen Entgelt der Kanzleiauslagen die Consulate provisorisch anvertrauen könnte. Für Honorarconsuln wären nur Handelsleute zu bestellen, denen je ein Consulareleve beigegeben werden kann. Die Verwendung von Consulareleren wäre nur eine Erweiterung des für die Consulate in der Levante schon bestehenden Systems, und dieses wäre eine Pflanzschule von Männern, wie sie der Consulardienst und die Leitung der Handelschifffahrt so dringend benöthigen.

Bevor jedoch an die Erledigung dieser beiden Cardinalpunkte — Handelsverträge und Consulatwesen — geschritten werden kann, und sollen alle Maßregeln zur Erweiterung und Hebung unseres auswärtigen Verkehrs in einen Zusammenhang, in ein System gebracht werden, so ist vor allem nothwendig: die Veranstaltung einer österreichischen maritimen Expedition nach den überseeischen Handelsgebieten.

Hier wären wir beim Kernpunkte von Revoltella's Broschüre angelangt, welche einen ziemlich detaillirten Plan für die Expedition und deren Thätigkeit vorlegt, auf welchen ich hier einfach hinweise. Ist man sich über den Zustand unseres gegenwärtigen auswärtigen Handels bewußt, hat man die Ueberzeugung gewonnen, daß

es „so nicht bleiben kann, nicht bleiben darf“, wenn unseren volkswirthschaftlichen Interessen gründlich und ausgiebig geholfen werden soll, billigt man den Endzweck und das Ziel der Abhülfe, so wird man das in Vorschlag gebrachte Mittel zur Erreichung dieses Zieles sicherlich nicht als eine „handelspolitische Schwärmerei“ bezeichnen, sondern von der hohen Aufgabe Oesterreichs begeistert und durchglüht den allerdings kühn scheinenden Vorschlag nur acceptiren können. Je ruhiger und kälter man den Expeditionsplan betrachtet, dessen Details studirt, dessen wahrscheinliche Erfolge mit den darauf verwendeten Mitteln abwägt, desto entschiedener und selbstbewußter wird man für denselben eintreten, man wird das Project im Principe genehmigen und dessen Durchführung kann nur mehr eine „Frage der Zeit“ sein. Daß der gegenwärtige Moment, die jetzige politische Lage Europa's und Oesterreichs Eingreifen in die wichtigen europäischen Fragen der Gegenwart wenig geeignet sind, an die Ausführung des Projectes sofort zu schreiten, — wer wollte dieses läugnen? Allein eben so gewiß ist es, daß dieser Gegenstand der gründlichsten Vorstudien und Vorarbeiten würdig ist, daß diese von einer hiezu ernannten Commission in Angriff zu nehmen sind, damit im gegebenen Zeitpunkte ohne Zeitverlust an die Ausführung geschritten werden kann. Das ist es, was wir im gegenwärtigen Momente aufs wärmste empfehlen und befürworten.

Auch der Kostenpunkt verdient Erwägung. Reveltella veranschlagt die zur Ausführung der Expedition erforderlichen Gesamtauslagen auf drei Millionen Gulden. Nach den Berechnungen, wie sie mir der Herr Consulargerent Oberbeck ziemlich detaillirt vorlegte und die er mit großer Sachkenntniß und gestützt auf die Ausweise der preussischen Expedition nach Ost-Asien mir beleuchtete, dürften sich die Kosten auf höchstens ein und eine halbe Million Gulden — also auf die Hälfte der von Reveltella angenommenen Summe belaufen. Dieser Betrag ist im Hinblick auf die große Aufgabe, auf die Wahrscheinlichkeit des Gelingens der Unternehmung, auf die Erfolge für unseren auswärtigen Handelsverkehr für einen Großstaat wie Oesterreich wahrhaftig ein so unbedeutender, daß man den Kostenpunkt sicherlich nicht als ein Hinderniß der Ausführung der proponirten Expedition betrachten kann.

Gehen wir weiter in dieser Frage. Welches ist der letzte Zweck der hier besprochenen maritimen Expedition? Offenbar nur: Errichtung überseeischer, besonders auf den Gütertransport berechneter Dampfschiffahrtslinien.

Die Errichtung directer Dampfschiffahrtverbindungen ist in Oesterreich schon wiederholt besprochen worden. Gegenwärtig sind es zwei Hauptrichtungen, welche in Sachkreisen erörtert werden: a. eine transatlantische, zur Verbindung Triests mit Central- und Süd-America, insbesondere den Antillen, Mexico und Brasilien; b. eine zweite, ostasiatische, von Triest über Alexandria-Suez, das rothe Meer, nach den indischen und chinesischen Gewässern.

Die erstgenannte Richtung kann erst dann von Bedeutung für Oesterreich werden, wenn das „Kaiserthum Mexico“, regiert von einem Prinzen unseres Kaiserhauses, in directen Verkehr mit Oesterreich tritt; dann aber dürfte die Wichtigkeit

dieser Verbindung eine viel größere werden, als man im Allgemeinen dieselbe dermalen anzunehmen beliebt. Vorderhand nimmt jedoch diese Dampfschiffahrtslinie nur den zweiten Rang ein, während die ostasiatische in mehr als einer Beziehung mächtig und auffordernd an uns herantritt, und die ich in Kürze beleuchten will.

Das „Project Revoltella“ erhält erst die volle Bedeutung und praktische Wichtigkeit durch ein zweites Project, welches die Herren Ministerialrath Baron Cattanei und Sectionsrath Scherer entworfen und ausgearbeitet haben. Zwei Männer von so umfassendem, gründlichem Wissen und der detaillirtesten Kenntniß nicht bloß der österreichischen maritimen Verhältnisse, haben diese Angelegenheit einem reiflichen Studium unterzogen und ein Elaborat geliefert, das sich nicht bloß durch Bestimmtheit und Klarheit des Zweckes und der Mittel, sondern auch wegen der Berücksichtigung unserer volkwirthschaftlichen Zustände und durch seine praktische Durchführbarkeit auszeichnet. Das kühnste und genialste Project hat einen nur höchst zweifelhaften Werth, wenn ihm die praktische Durchführbarkeit, die Seele und der Kernpunkt eines Projectes fehlt.

Cattanei-Scherers Project empfiehlt die Errichtung einer österreichischen Post- und Waarendampferlinie von Suez nach Shanghai. Dieses Project ist noch nicht veröffentlicht worden, und ich halte es für nothwendig, auf dasselbe ausführlicher einzugehen.

Ueber die Bedeutung Hinter-Asiens für den Weltverkehr und insbesondere für Europa brauche ich nicht zu sprechen; eine mehr als tausendjährige Erfahrung hat darüber bereits ihr Votum abgegeben. Zwei Wege werden aus Indien nach Europa befahren: der Weg um das „Cap der guten Hoffnung“ wird zunächst für den Waarentransport benützt; auf jenem über Aden, das rothe Meer und Suez wird der Transportdienst für postalische Correspondenzen, Passagiere und werthvollere Waaren von geringerem Umfange versehen. Die Entfernung von Bombay nach Southampton beträgt um das Cap 10.550, über Suez 6100 Seemeilen, von Bombay nach Triest um das Cap 13.000, über Suez nur 4200 Seemeilen. Der Postdienst von Bombay nach Suez wird von der englischen Peninsular-Oriental- und von der französischen Messageries impériales Dampfschiffahrtsgesellschaft versehen; der Waarentransport ist auf diesem Wege ein verhältnißmäßig geringer. So lange der große Waarentransport um das Cap nach Europa gelangt, ist England im entschiedenen Vortheil gegen den gesammten Continent, insbesondere gegen die um das Mittelmeer liegenden Staaten; dieser Vortheil schlägt sich jedoch auf die Seite von Oesterreich, Italien und Frankreich, wenn der Hauptverkehr über das rothe Meer seine Richtung einschlägt. Diese Thatfache illustriert schon an sich die Opposition Englands gegen den Suezcanal und die Protection desselben von Seite Frankreichs; England befindet sich zur Suezfrage in einer ähnlichen Lage, wie im 16. Jahrhundert das mächtige Venedig gegenüber dem Wege um das Cap. Noch ein zweiter Punkt kommt in Betracht. Die aus Indien bei Suez anlangenden Schiffe können wegen der geringen Meerestiefe nicht bis an die Stadt gelangen, sie müssen in einer Entfernung von mehr als einer Stunde ankern; hier werden

die Kisten und Pakete auf Lichterschiffe umgeladen, welche sodann den langen schmalen Canal hinauf bis zur Stadt und in die Nähe der von Suez über Kairo nach Alexandrien führenden Eisenbahn fahren, wo die Waaren zum zweiten Male umgeladen werden. Die Kosten dieses zweimaligen Ab- und Auf ladens, so wie des Transportes selbst sind, abgesehen von vielen anderen ungünstig einwirkenden Zwischenfällen, bedeutend und vertheuern sehr den ganzen Transport. Die Messagéries impériales bauen nun eine Zweigbahn von Suez über die große Sandbank, die zwischen der Stadt und jenem Ufer, vor welchem die Schiffe vor Anker gehen, liegt, und am Endpunkte wird ein Bassin mit großartigen Docks angelegt. Sind diese Bauten beendet, was ohne Zweifel im Jahre 1865 eintritt, so kommen dann die Waaren vom Schiffe unmittelbar auf die Eisenbahn, welche sie sofort nach Alexandria befördert. Das Bassin mit den Docks wird für die Schiffe aller Nationen zugänglich sein. Die Zeichnung dieser Bauten nebst den Kostenvoranschlägen und sonstigem Detail habe ich der geographischen Gesellschaft vorgelegt.

Erwägt man nun, daß der Suezcanal erst in 5 bis 6 Jahren beendet sein kann, während schon im nächsten Jahre die eben dargelegte Verkehrs erleichterung eintritt; daß von diesem Zeitpunkte an ein ungemeiner Aufschwung im Verkehr mit Indien eintreten muß, daß nicht bloß England und Frankreich daran participiren sollen, sondern Italien diese Eventualität bereits ins Auge gefaßt hat und die Eisenbahn von Ancona nach Brindisi verlängern will, um Italien, die Schweiz und Süd-Deutschland in sein Handelsgebiet einzubeziehen; daß Triest, Oesterreich, der Norden und Osten Europa's gar leicht zu spät auf dem Plage erscheinen und Indiens Producte aus Italien oder England hinfort beziehen müssen, indem der Handel die einmal genommene Verkehrsrichtung nur schwer verläßt: so wird man begreifen, daß hier keine Zeit zu verlieren ist; hier muß bei Zeiten vorgearbeitet werden, sollen uns die neuen Verhältnisse nicht unvorbereitet treffen, es müssen Vorkehrungen schon jetzt getroffen werden, wenn Oesterreich mit allen ihm zu Gebote stehenden Vortheilen rechtzeitig und wohlgerüstet als ein thätiger, seiner Machtstellung würdiger Factor auf dem jenseits der Landenge von Suez gelegenen Weltmarkte erscheinen soll.

Dies ist die heutige Lage; was nun thun?

Die Antwort des Planes Cattanei-Scherer lautet: die alsbaldige Organisation einer österreichischen Post- und Waarendampferlinie zwischen Suez und den asiatischen Seeplätzen, mit ihren Hauptpunkten auf Ceylon, in Ostindien und China.

Als Ausgangspunkt nimmt der Plan Suez, als Endpunkt Shanghai an; die ganze Fahrlinie wird in eine Hauptlinie und in mehrere Zweiglinien eingetheilt. Die Hauptlinie wäre: Suez-Aden (436), Aden-Point de Galles (712), Point de Galles-Penang (auf Malacca, 404), Penang-Singapore (127), also ungefähr 1680 Seemeilen.

Zweiglinien würden laufen: Point de Galles über Madras nach Calcutta, von Singapore nach Batavia, von Singapore über Hongkong nach Shanghai, von Point de Galles nach Bombay, von Aden nach Reunion und Mauritius, von Sin-

gapore nach Manila mit Berührung von Saigon. Diese Zweiglinien würden erst in der Folge, nach und nach eingerichtet werden. Der mir vorliegende Plan führt bei jedem Punkte die Gründe an, aus welchen er in die Verkehrslinie einbezogen ward, doch kann ich mich hier in zu großes Detail nicht einlassen. In diesem Dienste müßte der Charakter eines vorzugsweise für Waarentransport bestimmten Unternehmens festgehalten und der so enorm kostspielige Post- und Passagierdienst nur in zweiter Linie berücksichtigt werden. Eben dadurch würde sich die österreichische Unternehmung von der englischen und französischen unterscheiden, welche, wie bereits erwähnt, zunächst den Postdienst versehen. Das schließt jedoch nicht aus, daß die österreichischen Schiffe wegen der daran sich knüpfenden in- und ausländischen Vortheile gleichfalls als „Postschiffe“ qualificirt werden und Briefe, Pakete, Zeitungen, Gelder u. s. w. übernehmen. Der Dienst wäre durch 8 Schraubendampfer (die eine Hälfte zu 2000, die andere zu 700 bis 900 Tonnen) zu versehen, welche im Inlande gebaut werden, nur eine geringe Anzahl Cabinen ohne jeglichen Luxus enthalten und jährlich 12 Reisen (Hin- und Rückfahrten) machen. Der Bau der Schiffe und Maschinen in allen Details, so wie der Betrieb des ganzen Unternehmens würde von Regierungscommissären überwacht werden.

Es ist kaum nöthig, auf die Wichtigkeit und Tragweite des ganzen Unternehmens vom politischen Standpunkte hinzudeuten, und wie sehr dasselbe geeignet ist, das Ansehen und den Einfluß Oesterreichs insbesondere in Deutschland zu heben und zu fördern, zöge ja doch auch Deutschland aus diesem Unternehmen große Vortheile.

Ich kann nicht schließen, ohne einem Einwand zu begegnen, der so häufig vorgebracht wird. Welche Artikel sollen wir importiren oder exportiren? unsere Artikel sind nicht „exportfähig“ u. dgl. Ohne auf die Einfuhrartikel und deren Menge im Detail einzugehen, genügt ein Hinweis auf Seide, Baumwolle, Reis, Thee, Indigo, Kaffee, Zucker, alle Gattungen Gewürze und Medicinalien, die wir jetzt zum größten Theile aus zweiter oder dritter Hand beziehen und wovon die meisten nicht mehr „Luxusartikel“, sondern Artikel des täglichen Bedarfes sind. Wie schnell sich der Absatz vermehrt, mag folgendes Beispiel zeigen Die chinesische Seide findet in Europa immer mehr Eingang. Im Jahre 1852 bezog Lyon davon nur 20 Ballen im Werthe von 246.000 Fr.; im Jahre 1862 dagegen 3000 Ballen im Werthe von 90,000.000 Fr. Daß der Verkehr durch einen entsprechenden Exporthandel ebenfalls eine Steigerung in Aussicht stellt, ist zweifellos; wir sind nicht oder nur im geringen Maße „exportfähig“ gegenüber von England, Belgien, Frankreich u. s. w., aber gegenüber von Ost-Asien, trotz der Concurrenz mit England und Frankreich, ganz sicher in so manchen Artikeln, insbesondere wenn unsere Industriellen nicht nach ihrem eigenen Geschmacke fabriciren, sondern den Geschmack und die Bedürfnisse der Consumenten — hier jenen der unzählbaren Bevölkerungsmassen Asiens und der Inseln — in Berücksichtigung ziehen.

Eine weitere Frage ist die: wer soll dieses Unternehmen ins Leben rufen, der „österreichische Lloyd“ oder eine neue „Actiengesellschaft“? Der vorliegende Plan

plaidirt für den „österreichischen Lloyd“ und erörtert einen Vertragsentwurf zwischen der Staatsverwaltung und dem österreichischen Lloyd. Ueber diesen Punkt will ich einstweilen stillschweigend hinweggehen.

Erwägt man beide Arbeiten, jene des Herrn v. Revoltella, so wie die der Herren Baron Cattanei und v. Scherer, so ergibt sich eine Nothwendigkeit: Es mögen Voreinleitungen zum Zwecke der Absendung einer Expedition, die aus Diplomaten (zur Abschließung von Verträgen, Errichtung von Consulaten u. dgl.) und aus mercantilen Fachmännern (zum Studium der Platzverhältnisse, der Bedürfnisse, der commercziellen Verbindungen u. s. w.) bestehen soll, getroffen werden. Insbesondere wolle die Aufmerksamkeit auf die Einrichtung des Verkehrs auf dem rothen Meere gelenkt werden, damit wir von Ereignissen nicht überholt werden. Die sofortige Zusammensetzung einer Commission zum Studium aller einschlägigen Fragen und dieser hier erörterten Projecte aber ist die erste, vorderhand wichtigste Aufgabe. Möge die ganze Angelegenheit gründlich zum Ruhme und zur Wohlfahrt Oesterreichs geleitet und erledigt werden!

## Die Herzogin Elisabeth von Sachsen-Gotha, geborne Pfalzgräfin am Rhein.

Die Leser der „Augsb. Allg. Ztg.“ verdanken in deren Beilagen zu den Nummern 30 bis 33 dem Herrn August Kluckhohn ein interessantes „Lebensbild einer deutschen Fürstin aus dem 16. Jahrhundert“ in einem Vortrage, den dieser Gelehrte im chemischen Saale zu München am 15. Jänner gehalten hat. Da diese Fürstin, nämlich die Herzogin Elisabeth, ein treues Muster ehelicher Liebe und Treue gegen ihren unglücklichen Gemahl, dem sie ins Elend folgte, um ihm es zu lindern und mitzutragen, in Oesterreich ihre Lebenstage beschloffen hat, wollen wir in diesen Blättern noch Einiges über dieselbe und ihren Gemahl mittheilen, wie auch auf ihre Gedenktafel zu Winzendorf und ihre Medaille hinweisen, erlauben uns aber, um jenen, welche etwa Herrn Kluckhohns inhaltreichen Vortrag nicht gelesen haben, klar zu werden, in Kürze Nachstehendes voranzuschicken.

Elisabeth, älteste Tochter des mit zehn Kindern gesegneten Pfalzgrafen von Simmern und nachherigen Kurfürsten Friedrich III., 1540 geboren, ward im Jahre 1558 mit Johann Friedrich II. oder Mittleren, Herzog zu Sachsen-Gotha vermählt, ältestem Sohne Johann Friedrichs I., des Großmüthigen, der bekanntlich in Folge seiner Niederlage bei Mühlberg (24. April 1547) seine Freiheit sammt der Kurwürde verloren hatte, welche letztere seinem Vetter Herzog Moriz, Albertinischer Linie, von Kaiser Karl V. verliehen wurde.

Johann Friedrich II., der seinem Vater 1564 nachfolgte, hatte die Partei des wegen Ermordung des Bischofs Melchior v. Söbel zu Würzburg (15. April

1558) und Störung des Landfriedens angeklagten fränkischen Edelmannes Wilhelm v. Grumbach und dessen Anhangs zu beider Verderben ergriffen.

Der Herzog, welcher den schweren Verlust des Kurhutes, den bisher die ältere Ernestinische Linie des Hauses Sachsen getragen hat, nicht verschmerzen konnte, nahm den geächteten Grumbach in seine Feste Grimmenstein zu Gotha auf und verfiel, indem er, gegen jegliche Mahnung demselben seinen Schutz zu entziehen taub und blind, nicht gehorchte, im Jahre 1566 gleichfalls der Reichsacht. Diese vollstreckte sein Vetter, des im Jahre 1553 gestorbenen Herzogs Moriz jüngerer Bruder und Nachfolger, der Kurfürst August. Die Feste wurde belagert, nach hartnäckigem Widerstand am 4. April 1567 übergeben, der Herzog gefangen und Grumbach zu Dresden verurtheilt.

Der Herzog, zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt, ward erst nach Wien, dann nach Wiener-Neustadt in die dortige kaiserliche Burg, von da auf einige Zeit auf das Preßburger Schloß und hierauf wieder nach Neustadt zurückgebracht, wo seine edelmüthige Gemahlin Elisabeth, nachdem sie den Kaiser Maximilian II. um dessen Befreiung mehrmals, wiewohl vergebens angefleht<sup>1</sup> hatte, fern von der Heimat und ihren zwei Söhnen, vom Jahre 1572 bis zu ihres Lebens Ende (8. Februar 1594) die Gefangenschaft mit ihm theilte.

Im letzten Jahre seines Lebens wurde der Herzog wegen des ausgebrochenen Türkenkrieges, der Wiener-Neustadt bedrohte, nach der Stadt Steyer geführt, wo er nach Valentin Prauenhuebers „Annales Styrenses“, Nürnberg 1740, S. 311, anfangs im Hirsch'schen Hause wohnte, dann aber auf das dortige Schloß gebracht, in welchem er im Sessel sitzend am 19. Mai 1595 verschied.

Seine Eingeweide wurden beim Hochaltar der dortigen Pfarrkirche begraben, der Leichnam aber zur Bestattung neben seiner treuen Lebensgefährtin nach Coburg abgeführt.

Seine Devise waren die fünf Vocale A. E. I. O. V., die nach der Medaille vom Jahre 1595 bedeuten: A.llein E.vangelion I.st O.ne V.erlust. Bekanntlich sind diese fünf Buchstaben die Devise des Kaisers Friedrich III., der jene Burg zu Wiener-Neustadt erbaut hat. In Köhlers „Historischen Münzbelustigungen“, Band III., 170, lesen wir vierzig Auslegungen dieser Vocale in lateinischer Sprache in alphabetischer Ordnung. Die k. k. Ambrazer Sammlung verwahrt von diesem Kaiser einen silbernen Becher mit fünf krystallinen Wänden, zwischen deren jeder ein Herold einen der Vocale hält mit beigefügter gleichzeitiger Erklärung: A.quila E.ius I.uste O.mnia V.incet.

Die Eingeweide der Herzogin wurden in der anderthalb Stunden von Neustadt am Gebirge gelegenen Pfarrkirche zu Winzendorf, das damals dem prote-

<sup>1</sup> Der Kaiser war, wie man sagt, zu des Herzogs lebenslänglicher Gefangenhaltung durch das Wort gebunden, das er dem Kurfürsten August, der seinen Vetter nur unter unwürdigen, von ihm aber mit männlichem Sinne zurückgewiesenen Bedingungen frei wissen wollte, gegeben hatte; auch nach des Kurfürsten Tode (1586) ward er nicht frei gelassen.



stantischen Freiherrn v. Teufel gehörte, beigelegt, der Leichnam aber nach Coburg geführt und am 30. December 1594 zur Erde bestattet.

Eine 6 Wiener Fuß hohe und drei Fuß breite, auf der Epistelseite des Presbyteriums daselbst eingemauerte Gedächtnistafel von dunkelrothem Marmor enthält eine Inschrift von 16 Zeilen, die in den „Wiener Jahrbüchern der Litteratur“, Band CXII., im Anzeigeblatt S. 16 mitgetheilt ist.

Die Devise der edlen, gottvertrauenden Herzogin war H. H. H. H. H., welche bedeuten: Hilf Himmlischer Herr. Höchster Hort, nach deren Medaille vom Jahre 1576, welche in Köhlers „Historischen Münzbelustigungen“, Bd. XVI., 137, abgebildet ist. Diese Medaille ist um so werthvoller, da das Exemplar im k. k. Münzcabinet auf der Vorderseite die Chiffre AN: AB., d. i. des berühmten Meisters Antonio Abondio aus der Lombardei trägt, der ungefähr vom Jahre 1567 an am Hofe Kaiser Maximilians II. und Kaiser Rudolfs II. gearbeitet hat, und nach dem Todtenbuche bei St. Stephan in Wien am 12. Mai 1591 gestorben ist.

Joseph Bergmann.

## Die Temperabilder des Verduner Altars in Klosterneuburg.

Aus den Ergebnissen der jüngsten archäologischen Forschungen in Oesterreich kennen wir die Geschichte des sogenannten Verduner Altars. Die prachtvollen Emailtafeln, ursprünglich im Jahre 1181 unter dem sechsten Propste Wernher von Nikolaus aus Verdun zur Bekleidung eines Ambo angefertigt, wurden später unter dem kunstsinigen Propst Stephan v. Sierndorf (1317 bis 1335) aus Anlaß eines im Jahre 1322 im Kloster stattgefundenen Brandes restaurirt und theilweise erneuert und hierauf zur Ausschmückung des Kreuzaltars verwendet. Ob zur Bekleidung der Mensa als Antependium oder als Altaraufsatz, darüber waren bisher die Meinungen getheilt. Bei diesem Anlasse geschah es auch, daß die Rückseite des Altars mit vier auf Holz angebrachten Temperagemälden geschmückt wurde. In so lange der Altar auf seiner ursprünglichen Stelle stand, war die Rückseite bequem — leider zu bequem! — zugänglich und erst bei Gelegenheit der im Jahre 1833 vorgenommenen Aufstellung desselben im alten Capitelhause, welches, gegenwärtig zur Leopolds-Capelle umgestaltet, sich dem östlichen Flügel des Kreuzganges anschließt, gestalteten sich die räumlichen Verhältnisse so ungünstig, daß von der Rückseite nichts wahrgenommen werden konnte. Wiederholt beklagten tief Kunstforscher und Kunstfreunde, welche sich dem hohen Kunstgenusse der Emailtafeln hingaben, diese Anordnung, weil einerseits die nicht unbegründete Besorgniß vorhanden war, daß die Temperabilder der Rückseite, welche wahrscheinlich die ältesten, sicher datirten Tafelmalereien Oesterreichs sind, dem Einflusse der Zeit sorglos preisgegeben werden, andererseits diese so wichtigen Gemälde dem

Kunststudium der Gegenwart entzogen waren. Alles, was man bisher davon wußte, beschränkte sich auf eine kurze und, wie sich nun zeigt, auch theilweise unrichtige Beschreibung, welche das Stiftsglied Stoy in Arnehts „Niello-Antependium“ (Wien 1844) veröffentlicht hatte. Wie konnte sich aber damit die gegenwärtige Kunstforschung begnügen, welche seit zwanzig Jahren gerade in Bezug auf das Mittelalter zu veränderten und theilweise ganz neuen Resultaten gelangt ist.

Ueber Anregung Sr. Excellenz des Herrn Staatsministers Ritter v. Schmerling verfügte der Herr Prälat des Stiftes Klosterneuburg im Frühjahr 1863, daß der Verduner Altar von seiner gegenwärtigen Aufstellung entfernt, die Restauration desselben, und zwar vorzugsweise der Temperamalereien der Rückseite vorgenommen und eine neue, der ursprünglichen Anordnung annäherungsweise Bekrönung des Altars hergestellt wird. Mit dem lebhaftesten Interesse wurde allseitig dieses Ereigniß begrüßt, und gewiß mochte es vor allem dem liebenswürdigen und fein gebildeten Historiographen des Stiftes Klosterneuburg, Florian Thaler, dem treuen und sorgfältigen Hüter der reichen Kunstschatze der alten Babenberger-Stiftung zur innigen Freude gereichen, daß noch vor seinem tief beklagten Lebensende das Kleinod des Stiftes der Zukunft erhalten bleibt. Nachdem früher der Rath unseres in Bezug auf Bilderrestaurationen erfahrensten Künstlers, des k. Galeriedirectors Engerth eingeholt war, wurde das schwierige und verantwortliche Werk der Restauration der Temperamalereien dem Maler Schönbrunner übertragen, einem Manne, von dessen Gewissenhaftigkeit und Kenntnissen die thunlichste Schonung der Gemälde erwartet werden konnte.

Betrachten wir vorerst den Inhalt der Gemälde. Wie bekannt, besteht der Verduner Altar aus einem breiten Mitteltheile und zwei schmälern Seitenflügeln. Dieser Anordnung entsprechend, ist die Rückseite mit vier Bildertafeln geschmückt, von denen zwei den Flächenraum des Mitteltheiles und die übrigen zwei jenen der Flügel einnehmen. Da nun die beiden Flügel zu gewissen kirchlichen Jahreszeiten, wie in der Fastenzeit, nach vorne zu geschlossen wurden, so haben auch die Darstellungen darauf Bezug, während die zwei Darstellungen des Mittelstückes für sich zu betrachten sind. Auf den beiden Seitenflügeln sehen wir Christus am Kreuze und das Noli me tangere, an dem Mittelstücke den Tod und die Krönung Mariens dargestellt. Gleich die Conception der ersten Scene hat einige bemerkenswerthe Merkmale. Christus ist mit stark nach links gebogenem Oberkörper, den Kopf in die Brust gelehnt, dargestellt, das Blut aus der Seitenwunde und den Händen strömt strahlenförmig in Kelche, welche von in den Lüften schwebenden Engeln getragen werden. Rechts vom Kreuze stehen in tiefer Trauer die vier Frauen, links Johannes und hinter diesem in einer etwas phantastischen Rüstung der Hauptmann der Kriegsknechte mit ausgestrecktem Arme auf Christus hinweisend und einem Spruchbände, worauf folgende Worte zu lesen sind: Vere filius Dei erat iste. Außer diesen drei gewöhnlichen Gruppen kniet aber zu den Füßen des Kreuzes, aus denen gleichfalls Blut strömt, eine kleine Mönchsgestalt in dem mittelalterlichen Gewande eines Chorbherrn mit gefalteten Händen, vor sich ein

Spruchband, worauf die Worte: *Miserere mei deus* stehen. Sie ist ganz ähnlich jener Mönchsgestalt, welcher wir wiederholt auf den aus der Zeit des Propstes Stephan v. Eierndorf herrührenden Glasfenstern des Kreuzganges, dann auch auf der bekannten schönen Patene des Schazes, von der wir aus einer Stelle der kleinen Klosterneuburger Chronik wissen, daß sie gleichfalls von dem zweiten Stifter, wie die Chronisten den Propst Stephan wegen seiner unermüdeten Sorgfalt für den Glanz und den Aufschwung des Stiftes bezeichnen, herrührt. Würde es nun schon durch dieses Zusammentreffen von Umständen nahe liegen, wer unter dieser Mönchsgestalt zu verstehen ist, so werden alle Zweifel durch die Worte: „*Stephanus praepositus*“ gelöst, welche neben der Gestalt in verticaler Richtung zu lesen sind. Sie sind der untrügliche Beweis, daß auch hier unter dem Donator der Bilder jener Mann zu verstehen sei, welcher der Kunst in seinem Stifte eine so reiche Quelle des Schaffens in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts eröffnete, und es ist dadurch die Entstehungszeit der Bilder unzweifelhaft festgestellt. Auf dem zweiten Flügelbilde — der Begegnung Christi nach der Graberhebung — erblicken wir rechts die drei Marien vor dem leeren Grabe und auf demselben einen Engel sitzen, das Leichentuch in den Händen haltend; links steht Christus auf einem Felsen mit der Auferstehungsfahne und vor ihm auf den Knien Magdalena mit ausgestrecktem Arme, um das Gewand des Heilands zu berühren. Eigenthümlich ist bei dieser Darstellung die Architektur der erhöhten Tumba — eine Mischung von antiken und romanischen Motiven, die zu dem Schlusse verleiten, daß dem Künstler Italien nicht fremd war. Dagegen tritt uns auf dem dritten Bilde — der Krönung Mariens — die Gothik in den reinsten, der Frühperiode entsprechenden Formen entgegen. Auf einem von zwei Engeln getragenen Sedile sitzen Christus und Maria, Beide bekrönt. Zu beiden Seiten dieser Darstellung stehen in Nischen rechts Johannes, mit der Hand auf die Gruppe weisend, und links eine bischöfliche Gestalt (St. Augustin?). Die Nischen haben die Form von schlank aufsteigenden gothischen Capellenabchlüssen mit hohen, von Vierpaß-Mahwerk durchbrochenen Fenstern, und sind in Verbindung gebracht mit der Architektur des Thronstuhles. Auf der vierten Tafel liegt Maria auf einem hohen Bette, dessen Lehnen gleichfalls mit Vierpässen geschmückt sind, mit geschlossenen Augen und gekreuzten Armen. Vor ihr steht Christus, die Seele Mariens in Gestalt eines gekrönten Kindes auf dem Arme tragend. An dem Kopfe und zu den Füßen der Verstorbenen stehen die Apostel mit einem Kreuze, einem Weihrauchfasse und brennenden Kerzen in den Händen. Ueber dem Bette schweben in den Lüften zwei Engel, einen Thronstuhl mit der Krone in den Händen tragend, welche sie für Maria in Bereitschaft halten.

Was nun den Kunstcharakter der Darstellungen anbelangt, so ist derselbe ungleich. Einige der Gestalten zeigen einen edlen, tief empfundenen geistigen Ausdruck ungeachtet strenger conventioneller Formen; bei anderen überwiegen letztere so stark, daß das Leben oder die Handlung in nur schwachen äußerlichen Zügen hervortritt. In der Haltung der langgezogenen schmalen Gestalten und namentlich der Köpfe,

in den einfach angeordneten, wenig gebrochenen Falten der Gewänder und den ungeformten und unausgebildeten Händen und Füßen erinnern die Bilder lebhaft an die Darstellungsweise ipätromanischer Miniaturen, wie überhaupt durch einen eingehenden Vergleich derselben mit den Bildern der Hedwigs-Legende oder selbst der Glasmalereien im Stifte wahrscheinlich manche interessante Analogien nachzuweisen sein werden. In Bezug auf Composition dürfte der Kreuzigung und Krönung Mariens wegen ihrer tabellosen imposanten Anordnung unbedingt der Vorzug vor den übrigen Bildern eingeräumt werden. Sämmtliche Bilder haben Goldgrund, welcher in punktirten Linien mit äußerst zart und schön gearbeiteten Ornamenten gemustert ist. Die Ornamente bestehen aus stylisirtem Blattwerke in vier verschiedenen Abänderungen; bei dem Bilde die Krönung Mariens sind in den oberen Ecken mit derselben Technik auch zwei stylisirte Drachen angebracht; bei den Gewändern der Figuren ist rücksichtlich der Farbe grün und rosa vorherrschend.

Was die Technik anbelangt, so sind die Holztafeln vollständig mit Leinwand bedeckt. Diese wurde mit Bergkreide und dann mit Vologneser Kreide überzogen und erst auf diesem präparirten Grunde begann man die Wasserfarben aufzutragen.

Als die Tafeln im September 1863 zum Vorschein kamen, waren sie in einem zwar verwahrlosten Zustande, der Zerstörungsproceß jedoch glücklicherweise noch nicht so weit vorgeschritten, daß an einer vollständigen Wiederherstellung derselben gezweifelt werden konnte. Bis auf den Kopf des Johannes bei der Krönung Mariens waren die Figuren, ungeachtet des Schmutzes und Rauches zu erkennen und die Contouren der Zeichnung aufzufinden. Am beklagenswerthesten zeigte sich der Vandalismus in dem Einritzeln von Namen, womit nach alter übler Gewohnheit Besucher der Kirche sich verewigen wollten. Hunderte von Namen, theilweise mit dem Datum der Anwesenheit der Personen — die älteste Jahreszeit war 1502 — bedeckten die unteren Theile der Tafeln, und es geschah dies so energisch, daß die Namen oft in der Tiefe einer Linie eingekragt erschienen. Zum Theile hatten auch die Tafeln selbst Risse und Sprünge, diese jedoch waren nicht so weitgreifend, um den Charakter der Zeichnung zu beeinträchtigen.

Die Aufgabe des Restaurateurs war es, mit vollständiger Selbstverläugnung moderner Kunstanschauung aus Werk zu schreiten und strenge an dem Charakter der Zeichnung und des Colorits festzuhalten. Es scheint uns nicht ohne Interesse, das Verfahren bekannt zu machen, welches Maler Schönbrunner hierbei beobachtet hat. Die Reinigung der Bilder von Schmutz und Rauch geschah mit feiner Baumwolle, welche mit verdünntem Salmiak ( $\frac{1}{3}$  Wasser,  $\frac{1}{3}$  Salmiak) benetzt war. Nachdem dies mit so glücklichem Erfolge zu Stande gebracht war, daß weder die Zeichnung, noch die Farbentöne gelitten, wurde die an einigen Stellen vom Holze abgelöste Leinwand mit einer Mischung von Leim und Terpentin niedergeklebt und vorsichtig gezlätet und die große Zahl kleiner Risse und Sprünge mit Vologneser Kreide ausgefüllt. Nach diesen Vorbereitungen schritt Schönbrunner an die eigentliche Restauration der Bilder und führte sie mit Temperafarben durch. Nur an den unteren Theilen der zwei Bilder Krönung und Kreuzigung mußten

Harzfarben angewendet werden, weil erstere durch Feuchtigkeit stark gelitten hatten. Der Goldgrund wurde theils mit Platt-, theils mit Muschelgold an den schadhafte Stellen ausgebessert.

Auf diese Art ist nun ein Kunstwerk der Zukunft erhalten, welches für die Geschichte der Malerei in Deutschland von größter Bedeutung ist. Hoffen wir, daß die Restauration des Altars, dessen Rückseite diese merkwürdigen Bilder schmücken, in dem Geiste vollendet wird, in welchem sie im verflossenen Jahre begonnen wurde, und der Altar einen Platz angewiesen erhält, der, seiner hohen künstlerischen Wichtigkeit entsprechend, Künstlern und Kunstfreunden nach beiden Seiten hin zugänglich ist. Es scheint mir, daß das Stift mit dem Besitze des kostbaren Schatzes auch die Verantwortung gegenüber der ganzen gebildeten Welt für eine sorgfältige Erhaltung hat.

Karl Weis.

S. „Die Staaten Europa's und die übrigen Länder der Erde. Vergleichende Statistik von Dr. G. F. Brachelli, o. ö. Professor am polytechnischen Institute zu Wien. Zweite, durchaus ungearbeitete Auflage“. Brünn 1864. 1. Lieferung. An statistischen Lehrbüchern ist in der jüngsten Zeit kein Mangel, um so weniger, als solche Erzeugnisse einen kleinen Leserkreis finden, namentlich durch die Studirenden der Statistik geschaffen, während das größere Publicum sich mehr den allgemeineren Hilfsbüchern, Landeskunden und Handbüchern der Erdbeschreibung zuwendet. Es erregt daher eine günstige Stimmung, wenn ein statistisches Lehrbuch sich in dem Maße Bahn bricht, daß nicht lange nach der ersten Auflage eine zweite notwendig wird. Und dieses Gefühl, mit welchem wir Dr. Brachelli's „Staaten Europa's“ in zweiter Auflage zur Hand nehmen, wird bei näherem Eingehen noch weiter gefestigt. Es ist daselbe kein Wiederabdruck des vor einigen Jahren erschienenen Buches mit Erneuerung der Zifferangaben, sondern in der That eine völlig neue Arbeit sowohl durch die Ausdehnung als die gänzlich geänderte Behandlungsweise des Stoffes. Mit vielem Glücke und Geschicke hat der Verfasser die so oft genannte, aber selten angewendete vergleichende Methode gewählt, zieht bei jedem Abschnitte sämtliche Staaten in Betracht und zeigt die charakteristischen Unterschiede, welche sich nach Race und Bildungsgrad, physischen und intellectuellen Eigenthümlichkeiten zeigen. Hierdurch gewinnt die Darstellung ungemein an Anschaulichkeit und dem Schüler, der sich bei anderen Büchern mühsam das Gleichartige aus den einzeln behandelten Ländern herausziehen muß, steht hier, wie auf einer guten Karte, ein allgemeiner Ueberblick über jede statistische Erscheinung von allen Staaten zu Gebote. Um ein Beispiel zu geben, war es lange bekannt, daß sich die Zahl der männlichen und weiblichen Bevölkerung, das Sexualverhältniß, in den einzelnen Staaten sehr verschieden herausstellt. Die allmäligen Uebergänge des Uebergewichtes von einem zum anderen Geschlechte aber verschwanden durch die abgerissene Behandlung. Brachelli nun giebt diese Erscheinung eben so kurz als gediegen, indem er die Bevölkerung nach dem Geschlechte in sämtlichen Staaten aufführt, die sexuelle Percentziffer angiebt und so die Stufenleiter darstellt, auf welcher das Ueberwiegen des weiblichen Geschlechtes in den Nordreichen allmälig beim Vorrücken nach dem Süden zur Gleichheit abfällt, und bei den südlichsten Ländern einer Ueberzahl des männlichen Geschlechtes Platz giebt. Eine solche Darstellung prägt sich leicht und lebhaft ein, und selbst wenn der Schüler die absolute Ziffer eines Landes vergißt, wird es ihm aus der Reihe, welche daselbe in der Stufenleiter einnimmt, leicht, das Ergebnis wieder zu

bestimmen. Das Buch umfaßt in zwei Abtheilungen, deren erste Europa, die zweite die außereuropäischen Länder enthält, Land und Volk, physische und geistige Cultur, Industrie und Handel, Staatsverfassung und Verwaltung. Davon bringt die erste Lieferung die Grundmacht (Land und Volk) der europäischen Staaten, die oro- und hydrographischen Verhältnisse, die Bevölkerung nach Gesamtzahl, Dichtigkeit, Geschlecht und Wohnorten, Nationalitäten und Religionen. Mit dem ganzen Werke aber wird ein Buch geschaffen sein, welches dem Studirenden eine unerläßliche, aber häufig trocken erscheinende Doctrin in neuem, interessantem Lichte zeigen und auch über diesen Kreis hinaus durch gediegene Behandlung sich Anerkennung verschaffen wird.

\* Im naturhistorischen Landesmuseum zu Klagenfurt hielt am 19. Februar Herr Gymnasialprofessor P. Karlmann Flor einen Vortrag „über die römischen Gottheiten, die auf Inschriften in Mittel-Noricum (Kärnten) vorkommen.“ Er wählte zum Gegenstande den Manen-, Isis- und Mythrascultus und wies überall durch glücklich gewählte Beispiele die geheimen Fäden nach, welche die Religionen des Alterthums mit der herrschenden der Gegenwart verknüpfen, und durch welche manche Gelehrte und Kirchenväter bewogen wurden, den Heiden die Entstellung der wahren Lehre und eine Nachahmung der religiösen Gebräuche der Israeliten und Christen vorzuwerfen. Doch gingen die Gelehrten humaner zu Werke, indem sie darin ein höheres Bedürfniß der Gebildeten und wohl auch Vorbilder aus der Uroffenbarung erblickten.

\* Unter den Werken des Andreas Gryphius, dieses sogenannten „Vaters des deutschen Drama's“, geboren zu Glogau am 2. October 1616, gestorben daselbst als gekrönter Dichter am 16. Juli 1664, wird unter anderem eines mit dem Titel „Olivetum“ oder „Der Delberg“ aufgeführt. Doch war dieser Titel auch das einzige, was man davon kannte; das Buch selbst galt als verloren, Niemand hatte es gesehen, und so war es denn eine bloße Vermuthung, daß man meinte, daselbe habe eine Zusammenstellung geistlicher Lieder enthalten. Erst ganz neuerdings hat sich unter den Schätzen der — bekanntlich der k. Bibliothek zu Berlin einverleichten — Meusebach'schen Bibliothek ein Exemplar des verloren geglaubten Buches vorgefunden, und darnach hat nun Prof. Friedrich Strehlke, der verdiente Biograph von Martin Opitz, eine Uebersetzung verfertigt, welche unlängst unter dem Titel: „Olivetum, oder der Delberg, Lateinisches Epos des Andreas Gryphius, übersetzt und erläutert von Fr. Strehlke“, bei Böhlau in Weimar erschienen ist. Darnach ist das „Olivetum“ keineswegs eine Sammlung geistlicher Gedichte, sondern vielmehr ein religiöses oder noch genauer ein biblisches Epos, den Aufenthalt Christi auf dem Delberge unmittelbar vor der Gefangennahme durch die Knechte des Kaiphas, so wie diese Gefangennahme selbst darstellend. Das Gedicht, in welchem biblische und heidnische Mythologie sich auf eine für unseren heutigen Geschmack etwas anstößige, damals aber durchaus unverfängliche Weise vermischen, gehört somit in jene Reihe von Christologien, die mit Daniel Heinsius, des berühmten Philologen „Lobgesang aus Christus“ (schon im Jahre 1619 von Opitz übersetzt) beginnt, um endlich fast anderthalb Jahrhunderte später in Klepstocks „Messiade“ auszulaufen; es ist in lateinischen Hexametern geschrieben und umfaßt drei Bücher von zusammen ungefähr 1800 Versen. Was die Entstehungszeit des Gedichtes anbelangt, so fällt dieselbe, wie der Herausgeber nachweist, allem Vermuthen nach in das letzte Jahr von Gryphius' Aufenthalt in Leyden, also in die letzte Hälfte des Jahres 1643 und die erste des Jahres 1644.

Gedruckt wurde es zuerst in Florenz, worauf der Verfasser es am 9. Mai desselben Jahres in feierlicher Audienz dem Senate der Republik Venedig überreichte; ein zweiter dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, dem späteren großen Kurfürsten und der Prinzessin Elisabeth, Pfalzgräfin bei Rhein, späterer Gemahlin Georgs III., Herzogs zu Liegnitz und Brieg gewidmeter Abdruck erschien nach der Rückkehr des Dichters nach Schlesien 1648 in Pissa, und nach diesem ist die vorliegende Uebertragung gefertigt, und zwar mit dem Fleiß und der Sorgfalt, von welcher der gelehrte Verfasser schon so manche erfreuliche Probe geliefert hat. (Schl. Btg.)

P. (Vom französischen Büchermarkte.) Der achtzigjährige Bibliophile Brünets scheint noch den Schluß der neuen (fünften) Auflage seines berühmten Werkes: „Manuel du libraire et de l'amateur de livres“ zu erleben. Dasselbe ist bereits bis zum Ende des Alphabets, d. h. bis zum Schluß des fünften Bandes gediehen und enthält in der letzten gerade erschienenen Abtheilung die Buchstaben T bis Z, so wie eine „Notice sur les heures Gothiques imprimées à Paris à la fin du 15me et dans une partie du 16me siècle“ und eine Liste der Buchdrucker, deren typographische Zeichen in dem Buche vorkommen. Der sechste und letzte Band ist noch für dieses Jahr versprochen und wird Zusätze und Verbesserungen, ferner die alte Vorrede mit der nöthigen Vermehrung, das große Materienregister und ein Verzeichniß jener Werke enthalten, die nicht gesucht oder selten, aber doch für den Bücherfreund immerhin von Interesse sind. Mit dem Werke Brünets und der auch ihrer Vollendung entgegengehenden neuen Auflage von Lowndes' „bibliographers manual“ hat die Bibliothekswissenschaft eine Bereicherung erfahren, die trotz gewisser Fehler und Unvollkommenheiten, welche man beiden Büchern nachweisen kann, nicht zu unterschätzen ist. Leider fehlt es aber sowohl in Frankreich wie in England noch immer an einem vollständigen Bücherkatalog, der einen größeren Zeitraum umfaßt und nach Art der deutschen Arbeiten dieses Faches verläßlich wäre. Die Franzosen haben in ihrer „Bibliographie de la France“ etwas einigermaßen vollständiges für jedes Jahr; aber die Engländer stecken in dieser Hinsicht noch in den Kinderschuhen und sind in ihrem bequemen Schlendrian so festgefahren und indolent, daß sie noch lange keine ordentlichen Kataloge haben werden, vielleicht sogar nie über einen gewissen verfloffenen Zeitraum, weil eben alle bibliographischen Vorarbeiten fehlen, auf deren Grundlage sich ein genauer Katalog verfertigen läßt.

Von der „Biographie universelle des musiciens et bibliographie général de la musique, par F. J. Fétis“, zweite Auflage, ist der sechste Band erschienen, welcher das Alphabet von M bis Pe führt. In dem Buchstaben M stecken die interessanten Namen Mendelssohn, Meyerbeer, Mozart und im P Paganini, Pergolesi u. In Hinsicht auf das Thatsächliche scheint das Werk von Fétis ziemlich ausführlich. Was das musikalische Urtheil anbelangt, so dürfte es in mancher Hinsicht nicht ganz auf der Höhe der gegenwärtigen Zeit stehen. Verschiedenes längst abgethane wird mit breiter Ausführlichkeit behandelt, während Anderes, das sich im Laufe der Zeit als echt bewährt hat, mit einer kurzen Phrase erledigt erscheint. Man lese nur die Artikel „Mercadante“, „Mendelssohn“ und „Meyerbeer“.

Unlängst kam der 14. Band der großen „Correspondance de Napoléon I. publié par ordre de l'empereur Napoléon III.“ heraus. Derselbe enthält auf etwa 600 Seiten lauter Schriftstücke aus dem viermonatlichen Zeitraum vom December 1806 bis März 1807. Das Hauptereigniß dieser Zeit ist die Schlacht bei Eylau. Die Masse des in dem erwähnten Werke angesammelten Materials ist in der That eine ungeheure und ganz der gigantischen Thätigkeit Napoleons angemessen. Der vorliegende Band zählt wieder über tausend Documente und die letzte Nummer derselben ist 12.248. Je weiter

die „Correspondance“ bei der Publication verschreitet, desto mehr häuft sie sich mit der Zunahme der Beziehungen Napoleons. Man kann wohl sagen, daß eine Arbeitskraft, wie die des Kaisers, mit solchen Aufgaben und Zielen nie dagewesen ist. Die Briefsammlung giebt darüber ein berechtes Zeugniß.

V. (Vom holländischen Büchermarkt.) Die letzten Monate des verfloßenen Jahres waren natürlich sehr reich an Schriften über die Befreiung der Niederlande von der französischen Herrschaft im Jahre 1813, Denkschriften, Festgedichten, Volkeliedern u. zu der im November begangenen Jubiläumsfeier. Außerdem sind zu erwähnen: „Statistisch Jaarboek voor het koningrijk der Nederlanden“, herausgegeben vom Departement des Innern, Haag; — G. W. Vreede's „Beiträge zur Geschichte der niederländischen Diplomatie“ (Inleiding tot eene geschiedenis der Nederl. dipl.) mit dem Doppeltitel: „Geschichte der Diplomatie der batavischen Republik“, 1. Theil. „Vom Einzug Pichegru's in Holland bis zur Erhebung Bonaparte's am 18. Brumaire —änner 1795 bis November 1799“. Utrecht. Früher erschien schon *Inleiding etc. bis 1618*, 2 Bände. — Sch. Riggs „Dictionary of the Sunda language of Java“ (als 29. Theil der Verhandlungen der batavischen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft) Batavia 1862. — Zur Städtegeschichte: „Rammelman Elsevier, Inventarium des Gemeindefarchives von Leyden, 1240 bis 1644“, (1. Theil Leyden); und Huberts, „Chronologisches Register der Urkunden im städtischen Archiv von Zutphen“, (2. Theil.) — Der erste Theil erschien 1854 von R. W. Ladama. — Gerard Keller, „Reise in Spanien und Portugal“ (Eenzomer in het zuiden). Arnheim. — „Nederlandsche Klassieken“, herausgegeben von Dr. Gelce Verwijs. I. Vendets „Leeuwendalers“. Leuwarden, (Noest van den Vendel, Epiker, Satiriker, Dramatiker, 1585 bis 1679). — Endlich von Fortsetzungen: „Topographische Karte des Königreiches der Niederlande“, aufgenommen von den Officieren des Generalstabes, im Verhältniß von 1 : 50.000, Blatt 9: Helder, Blatt 14: Medemblick, Blatt 49: Bergen op Zoom. Haag, Verlag des Kriegsministeriums. — Kramen, „Leben und Werke der holländischen und rlämischen Maler, Bildhauer, Kupferstecher und Baumeister von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart“. (6. Theil, 4. Lieferung.) Amsterdam. (Das Hauptwerk ist hiemit beendigt, doch wird noch ein Anhang in zwei bis drei Lieferungen angekündigt.) — Miquel, „Annales musei Lugduni — Batavi. Tom I. Fasc. 3. Amstelodami. — Museum d'histoire naturelle des Pays-Bas. Revue méthodique et critique des collections déposées dans cet établissement“. (Rev. méth. et crit. de la collection des oiseaux par H. Schlegel.) 4. Livr. Leyden.

\* Die diesjährige große Kunstausstellung in Berlin von Werken lebender Künstler des In- und Auslandes wird am 4. September eröffnet und am 6. November geschlossen. Dem Programm entnehmen wir Folgendes:

Nur die von den Künstlern selbst oder auf deren Veranlassung angemeldeten Werke werden zur Ausstellung zugelassen, was auch dann gilt, wenn dieselben nicht mehr im Besitze der Künstler sind, indem weder die Echtheit der Arbeiten, noch die Bestimmung derselben für diese Ausstellung zweifelhaft sein darf.

Die schriftlichen Anmeldungen der auszustellenden Kunstwerke müssen vor dem 16. Juli d. S. bei dem Inspectorat der Akademie eingegangen sein und außer Namen und Wohnort des Künstlers die Anzahl und Kunstgattung der einzusendenden Arbeiten



nebst Angabe der dargestellten Gegenstände, so wie die Bemerkung enthalten, ob das Kunstwerk käuflich ist oder nicht. Wiederholte Anmeldungen eines und desselben Werkes sind unzulässig, auch können mehrere Kunstwerke nur dann unter einer Nummer begriffen werden, wenn dieselben in einem gemeinschaftlichen Rahmen befindlich sind.

Um die rechtzeitige Anfertigung des Kataloges und Aufstellung der Kunstwerke möglich zu machen, müssen die letzteren bis spätestens Samstag den 13. August d. J. bei dem Inspectorat der Akademie mit zwei gleichlautenden Anzeigen, wovon die eine als Empfangsbescheinigung gestempelt zurückgegeben wird, abgeliefert werden. Später eingehende Kunstwerke können nicht in die Ausstellung aufgenommen werden.

Jedes Werk muß an einer sichtbaren Stelle mit dem Namen des Künstlers, wenn auch nur durch Anheften einer Karte, bezeichnet, und bei Gegenständen, wo eine Verwechslung möglich ist, als Prospecten, Landschaften, Bildnissen u., der Inhalt der Darstellung auf der Rückseite des Bildes kurz angegeben werden.

Anonyme Arbeiten, Copieen (mit Ausnahme der Zeichnungen für den Kupferstich), musikalische Instrumente, so wie mechanische und Industriearbeiten aller Art werden nicht zur Ausstellung zugelassen.

Vor gänzlicher Beendigung der Ausstellung kann niemand einen ausgestellten Gegenstand zurückerhalten.

Transportkosten übernimmt die Akademie nur für Arbeiten ihrer Mitglieder. Kunstwerke von ungewöhnlich schwerem Gewicht aus der Ferne dürfen auch von diesen nur nach vorgängiger Anfrage und Genehmigung der Akademie zur Ausstellung übersandt werden. Alle anderen Einsender haben die Kosten des Hin- und Rücktransportes selbst zu tragen.

Die Vermittlung des Verkaufes der Kunstwerke und die Weiterbeförderung derselben an andere Kunstausstellungen, nebst den desfalligen Beforgungen und Correspondenzen, können nicht von der Akademie übernommen werden, so wie auch die Einrahmung von Bildern, Kupferstichen u. von den Einsendern besorgt werden muß.

Wegen Beschädigung der Gegenstände während des Her- und Rücktransportes kann die Akademie nicht in Anspruch genommen werden; dagegen sorgt dieselbe für Versicherung gegen Feuergefahr während der Dauer der Ausstellung.

Unangemeldete Sendungen werden uneröffnet zurückgewiesen.

## Sitzungsberichte.

### Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 9. März 1864.

Die philosophisch-historische Classe der k. Akademie der Wissenschaften hat die Herausgabe eines nach streng philologischer Methode zu bearbeitenden Corpus der lateinischen Kirchenschriftsteller beschlossen und zur Ausführung dieses Unternehmens eine ständige Commission ernannt.

Die Editionen, aus welchen gegenwärtig die Kenntniß der lateinischen Väter geschöpft werden muß, sind weder so zugänglich als zu wünschen, noch gewähren sie diejenige kritische Sicherheit und Verlässlichkeit, welche die theologische, wie die historische und philologische Forschung erheischt. F. Ritzi in seiner Abhandlung *de fictilibus litteratis* auf eine Stelle des Augustinus geführt, lehnt deren Benützung mit den Wor-

ten ab: — „si mihi de fide scripturae satis constaret: quod quale sit ne alii quidem scire prius poterunt, quam illorum librorum non theologorum tantum sed philologorum in usum parata recensio in promptu erit“. Für mehrere der umfangreichsten Kirchenschriftsteller, wie Ambrosius, Hieronymus, Augustinus u. A., ist man heutigen Tages noch immer fast ausschließlich auf die im 17. Jahrhundert durch die Benedictinercongregation von St. Maur zu Stande gebrachten Ausgaben angewiesen, und diese steigen bekanntlich von Jahr zu Jahr derart im Preise, daß sie schon jetzt selbst für bemittelte Private und die meisten Bibliotheken, welche sie nicht aus Klöstern überkommen haben, fast unerreichbar sind. Schwerer wiegt die Thatfache, daß die vielgepriesene Benedictinerleistung dem heutigen Stande der kritischen Forschung nicht mehr entsprechend ist. Daß die Benedictiner z. B. beim Augustinus von den besten Hilfsmitteln der italienischen Bibliotheken nichts gewußt, und das, was ihnen mitgetheilt worden, nicht genügend benützt haben, spricht, bei aller Anerkennung der Mauriner-Arbeiten, der Cardinal Angelo Mai in der Vorrede zum ersten Bande seiner „Bibliotheca nova patrum“ unverhohlen aus: um von vielen hiehergehörigen Bemerkungen eine anzuführen, so schreibt er, nachdem er anderes von den Benedictinern übersehene erwähnt hat, p. XVII: „Quid? nonne et illud grammaticale opusculum, artes inscriptum, modo item a nobis editum, ignoravere Maurini, quamquam in vetustissimo palatino codice, nunc vaticano, Augustini nomen aperte præ se ferens? — — Eidem videlicet, laudatissimi licet, editores non excusserunt archiviorum in monasteriis italicis vel in cathedralibus ecclesiis codices, neque neapolitanos, casinenses, florentinos, bononienses, veronenses, venetos, taurinenses, mediolanenses denique in bibliotheca ambrosiana, ubi inediti aliquot mihi olim visi sunt Augustini sermones. — Omnino ditissima harum opum Italia a Maurinis propemodum præterita fuit.“ Allein nicht bloß die Nichtbenützung erreichbarer handschriftlicher Mittel, auch die mangelhafte und unverlässliche Ausbeutung des wirklich herangezogenen Materials wird ihnen nicht mit Unrecht Schuld gegeben. Ueber den Hieronymus der Benedictiner schreibt Vallartius in seiner Ausgabe dieses Autors: „mss. exemplaria diligenter in uno quoque opere a capite ad calcem omnino non contulit (Martianæus), sed tantum vexatis aliquot locis in consilium adhibuit: fieri enim nullo modo potest, ut nunquam aut perquam raro tot falsarum lectionum, quæ veteres editiones deformant, ab iis moneretur aut moneret ipse lectores suos: variantes vero usque adeo raras offenderet, ut multo plures in parvo libello occurrerint, quam ille in prægrandi aliquo volumine adnotaverit e. q. s.“ Vallartius selbst aber, der von 1734 ab den Hieronymus neu herausgab, hat zwar für die Erklärung desselben viel brauchbares zusammengetragen, aber für die kritische Herstellung des Textes besaß er weder genügende Gelehrsamkeit, noch feste methodische Grundlege. Und so sind denn gerade die beiden Koloße unter den lateinischen patres am wenigsten in einer Verfassung, welche einen verlässlichen Gebrauch derselben, zumal für philologische und historische Zwecke ermöglicht. Denn das hier insbesondere fühlbare Bedürfnis kann durch das von Migne in Paris in den vierziger Jahren ins Werk gesetzte Unternehmen nicht als befriedigt erachtet werden. Diese Sammlung ist zumeist nur ein Abdruck älterer Ausgaben, mit einer Auslese von Anmerkungen früherer Herausgeber und so viel neuem handschriftlichen Material, als der Zufall darbot. — Ungünstiger noch steht es mit anderen Kirchenschriftstellern, welche die Benedictinersammlung nicht umfaßt, wie z. B. Lactantius, für den die letzte nennenswerthe Leistung von Büchemann 1739 erschien: und doch fehlt es gerade für ihn nicht an alten und vorzüglichen Handschriften, wie ein noch nicht ausgebeuteter Codex des 6. oder 7. Jahrhunderts in Bologna: und wie viel selbst mit minder alten Handschriften in der Textrecension dieses christlichen Cicero zu erreichen ist, zeigt eine

Reihe von Proben, die C. Halm in der Abhandlung über Ciceronische Fragmente veröffentlicht hat. — Einige wenige Kirchenschriftsteller, wie Tertullianus, Arnobius nebst Minucius Felix und Cyprianus, sind allerdings durch neuere Bearbeitungen von Fr. Dehler, Hildebrand, Krabinger mehr verbreitet worden, und leicht gewinnt man aus diesen Arbeiten die Einsicht, welch' reicher Ertrag für die Herstellung dieser Texte aus der methodischen Benützung guter Handschriften noch zu gewinnen ist, allein sowohl in anderem als besonders in der schwerfälligen Aufhäufung des Materials können auch diese Ausgaben nicht als Muster dienen und die Neubearbeitung auch dieser Texte ist nicht vom Ueberfluß. — Welch' erheblichen Zuwachs endlich die patristische Litteratur durch erneuerte Erforschungen der Bibliotheken erfahren, dafür mögen die von Ang. Mai zuerst publicirten Stücke des Augustinus, Hilarius Pictav. u. v. A. in der „*Bibliotheca nova patrum*“ und den übrigen großen Sammlungen Mai's, so wie die von Pitra und seinen Genossen in dem „*Spicilegium Solesmense*“ bekannt gemachten Ergänzungen zu den christlichen Dichtern Commodianus und Juvenius u. A. zeugen, Bereicherungen, die erst ihren vollen Werth erhalten, wenn sie in Ausgaben dieser Väter aufgenommen, allgemein zugänglich gemacht sein werden.

Diese nur beipielweise gegebenen Andeutungen mögen hier, wo es auf eine bibliographische Uebersicht nicht abgesehen ist, genügen, um zu zeigen, daß eine nach festen kritischen Grundsätzen unternommene Neubearbeitung aller lateinischen Väter eine lohnende Aufgabe von großartiger Nützlichkeit ist. Da aber deren glückliche und den Anforderungen der Wissenschaft entsprechende Lösung die Kräfte des Einzelnen weit übersteigt, so hat die philosophisch-historische Classe der k. Akademie den Plan gefaßt, das Unternehmen mit ihren Mitteln, unter Mitwirkung bewährter Gelehrten ins Werk zu setzen und nach Kräften zu fördern.

Für die wissenschaftliche Ausführung des Planes werden im Allgemeinen folgende Gesichtspunkte maßgebend sein. Die Sammlung soll alle lateinischen Väter bis in das, 7. Jahrhundert hinein umfassen, ihre Bearbeitung nach denselben methodischen Principien wie auch in allem Außerlichen nach einer gleichartigen Norm erfolgen. — Die Bearbeitung hat lediglich den Zweck, kritisch zuverlässige Textesrecensionen herzustellen: die Exegese der Väter, sowohl die theologische als auch die historisch-philologische, liegt außer den Grenzen dieses Unternehmens. Um aber die Textgestaltung auf sicherer Grundlage aufzurichten, sind vor allem aus den vorhandenen Handschriften der einzelnen Schriftsteller oder der einzelnen Schriften eines Autors die ältesten und besten zu eruiren. In vielen Fällen wird sich das kritische Geschäft mit einer oder wenigen Handschriften zur Genüge vollziehen lassen, und wo Handschriften aus dem 9. oder 10. Jahrhundert zu Gebote stehen, bedarf es nicht die vielen des 14. und 15. zu untersuchen. Um aber sicher zu sein, daß die echte handschriftliche Grundlage gewonnen ist, werden erneute Nachforschungen in den Bibliotheken Deutschlands, Frankreichs und besonders Italiens nothwendig sein. Die k. Akademie ist bereit, die hiefür erforderlichen Anstalten zu treffen und überhaupt die zur Beschaffung von Handschriftencollationen nöthigen Mittel zu gewähren. — Je mehr aber das kritische Material sich vereinfacht, um so mehr wird vollständige Mittheilung der Lesarten aus der einen oder den wenigen dem Text zu Grunde gelegten Handschriften zur unerläßlichen Bedingung. Ein noch so guter Text wird unbrauchbar, wenn der Forscher nicht in Stand gesetzt ist, die Grundlage desselben auf jedem Punkte zu controliren. Ein knapper, aber methodisch angelegter und consequent durchgeführter apparatus criticus ist daher dem Texte beizufügen. Dagegen sind Mittheilungen aus anderen als den zur Textesrecension dienlichen Handschriften und vollends der ehemals beliebte Variantenwust aus alten Ausgaben auszuschließen. Eine kündige Verzeichnung der benützten Handschriften nebst den zur Abschätzung ihres kritischen Werthes dienlichen Notizen ist als wichtiges Subsidium für den richtigen Gebrauch und die Beurtheilung des

Textes in den Berreden voranzustellen. Dagegen sind eingehende Forschungen über die Verhältnisse der Handschriften zu einander, so wie überhaupt über die diplomatische Grundlage des Textes und dessen Geschichte, wie sie voraussichtlich bei erneuerten Handschriftenuntersuchungen sich ergeben werden, von den Ausgaben selbst zu trennen; für diese und ähnliche Ausführungen wird in den Schriften der k. Akademie ein besonderer Platz derart eingeräumt werden, daß die Uebersicht der auf die patristische Litteratur bezüglichen Mittheilungen jederzeit ermöglicht ist. — Ferner sind in einer besonderen, von dem kritischen Apparate getrennten adnotatio die von den Vätern angeführten Stellen der h. Schrift und der classischen Autoren zu verzeichnen, und endlich ist jedem Kirchenvater oder bei den mehrere Bände umfassenden jedem einzelnen Bande ein dreifacher Index anzufügen der citirten Stellen, der Namen und Sachen und der Werte. Aus den Indices der einzelnen Bände je eines Kirchenschriftstellers wird sich nach Abschluß des Ganzen ein Generalindex zu dem ganzen Autor je nach Bedürfniß zusammenstellen lassen. — Indem über Honorirung der Mitarbeiter, so wie über die Drucklegung der Ausgaben die philosophisch-historische Classe sich die näheren Bestimmungen vorbehält, wird nur noch bemerkt, daß Druck und Verlag der Editionen in Wien sein, und daß man ohne Beeinträchtigung anderer Rücksichten darauf Bedacht nehmen wird, daß durch mäßigen Preis die Verbreitung dieser Autoren in weiteren Kreisen möglich wird.

Die Commission für Herausgabe der Weisthümer erhält folgende Zuwendungen:

a. Von dem löblichen oberösterreichischen Landesauschuß, Schreiben mit der Erklärung, die Zwecke der Commission auf das bereitwilligste unterstützen zu wollen.

b. Von dem wirklichen Mitgliede Herrn Dr. Ritter v. Kandler in Triest, Zuschrift mit der Bemerkung, daß ihm in Istrien bisher keine Weisthümer vorgekommen sind. Zum Beweise dessen schließt er ein Exemplar der von ihm herausgegebenen Sammlung istrianischer Urkunden bei.

c. Von Herrn Dr. Anton Hafferl in Lambach, eine Abschrift des Ehehaft-Theidings von Neidharting in Ober-Defterreich (Traunkreis).

Dann werden der Classe vorgelegt:

a. Von Herrn Dr. Max Letteris, das Manuscript seiner hebräischen Umarbeitung von Goethe's „Faust“, mit dem Ersuchen, für den festspieligen Druck desselben eine Unterstützung von der Akademie zu erwirken.

b. Von Herrn Prof. Adolf Mussafia, „Monumenti antichi di dialetti volgari“.

Sie enthalten eine Reihe altveronesischer Gedichte religiösen Inhaltes, welche einer dem Ende des 13. Jahrhunderts angehörenden Handschrift der Marcus-Bibliothek in Venedig entnommen sind und ein willkommenes Seitenstück zu dem von Bekker herausgegebenen „Bonvesin“ bilden dürften. Dem Texte geht eine Einleitung voraus, in welcher die Handschrift beschrieben, der Inhalt der zu veröffentlichenden Stücke und einige Andeutungen über deren Quellen mitgetheilt, endlich die Laut- und Formenverhältnisse der Mundart ausführlich dargestellt werden. Die Anmerkungen geben Rechenschaft über die Behandlung des Textes und erklären einige schwierigere Stellen. Den Schluß macht ein Glossar.

#### Sigung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 10. März 1864.

Herr Hofrath v. Auer, Director der k. k. Hof- und Staatsdruckerei, übermittelt eine Anzahl gedruckter Aufsätze über die Maisfaserproduction und ladet zu der in den

Localitäten dieser Anstalt stattfindenden Ausstellung der aus der Maispflanze gewonnenen Producte ein, welche die Resultate der zu Schläglmühl durch drei Jahre fortgesetzten und nun beendigten Versuche bezüglich der Verwerthung der Maisfaser zur Anschauung bringt.

Der Verwaltungsrath der Dampfschiffahrtsgesellschaft des „Oesterreichischen Lloyd“ zu Triest erklärt sich mit Zuschrift vom 3. März in Folge der Verwendung der k. Akademie der Wissenschaften bereit, dem correspondirenden Mitgliede Herrn Prof. Dr. Karl Peters auf seiner beabsichtigten Reise nach der Dobrudscha und den östlichen Balkan-gegenden, in Berücksichtigung der Wichtigkeit dieser wissenschaftlichen Unternehmung, die freie Passage auf den Dampfern der Gesellschaft zu gewähren.

Herr Dr. J. Wiesner dankt mit Schreiben vom 10. März für die ihm zu seinen Untersuchungen über die Zerstörung der Hölzer an der Atmosphäre bewilligte Subvention von 200 fl. ö. W.

Herr Hofrath Prof. J. Hyrtl übermittelt eine für die Denkschriften bestimmte Abhandlung: „Ueber normale und abnorme Verhältnisse der Schlagadern des Unterschenkels“.

Das wirkliche Mitglied Herr Prof. Gottlieb berichtet über die von ihm ausgeführte Analyse der Klauenquelle und der Constantins-Quelle zu Gleichenberg in Steiermark. Darnach enthalten 10.000 Gewichtstheile

	Const.-Quelle	Klauenquelle
Einfach-kohlensaures Kali . . . . .	0·5603	—
„ „ Natrien . . . . .	25·1216	0·1464
„ „ Lithion . . . . .	0·0491	—
Schwefelsaures Kali . . . . .	—	0·0695
„ „ Natrien . . . . .	0·7950	0·1100
Phosphorsaures „ . . . . .	0·0170	0·0148
Chlornatrium . . . . .	18·5131	0·0019
Einfach-kohlensaurer Baryt . . . . .	0·0021	—
„ „ Kalk . . . . .	3·5436	0·2357
„ „ Bittererde . . . . .	4·7420	0·0590
„ „ Eisenoxydul . . . . .	0·0343	0·1037
„ „ Manganoxydul . . . . .	0·0063	—
Phosphorsaure Thonerde . . . . .	0·0079	0·0098
Kieselsäure . . . . .	0·6343	0·7127
Summe . . . . .	54·0266	1·4635
Gesammtmenge der Kohlensäure . . . . .	52·0531	19·0910

Spuren von Strontian. — Spuren von Mangan, Baryt, Strontian und organischen Substanzen.

Prof. Schrötter hat diese beiden Quellen schon vor 30 Jahren, als sie noch ungesaßt waren, untersucht und für die Hauptbestandtheile, wie für die Dichte dieser Mineralwässer nahezu dieselben Zahlen gefunden. Es ist dies ein neuer Beweis für die Beständigkeit der Zusammensetzung jener Quellen, die aus großen Tiefen an die Erdoberfläche strömen.

Die Herren H. und C. Schilbach und Müller in Triest übersenden eine Abhandlung, betitelt: „Das Pendelabnahmegesetz“, nebst einem zu dieser Ermittlung gehörigen Apparate.

Herr Hofrath W. Haidinger übermittelt eine Abhandlung des Herrn T. Gutzeit in Riga über Zwillinge des Kupferkieses.

Vorstehende zwei Abhandlungen werden je einer Commission zugewiesen.

Herr Director v. Pittrow überreicht eine Abhandlung des Herrn Theodor Doppelzer über Entwicklung von Differentialformeln zur Verbesserung der berechneten Bahn eines Himmelskörpers nach geometrischen Orten.

Der Verfasser giebt zwei mit der Erfahrung ausgezeichnet schon stimmende Bahnbestimmungen, die eine des nach seinen früheren Rechnungen wieder aufgefundenen Planeten Angelina, die andere des ersten Kometen von 1861, und nimmt davon Gelegenheit die Formeln zu entwickeln, nach welchen er den Einfluß der Aenderung eines Bahnelementes auf den geometrischen Ort zu berechnen pflegt. Diese Formeln führen auf viel kürzerem Wege als die bisher gebräuchlichen zum Ziele und erleichtern so wenigstens einen Theil der weitläufigen Arbeiten, die zur Verbesserung einer vorläufig gefundenen Bahn erforderlich sind.

Herr Dr. H. Leitgeb übergiebt eine Abhandlung: „Ueber kugelförmige Zellverdickungen in der Wurzelhülle einiger Orchideen“.

Die unter der Wurzelhülle gelegene Zellschichte, die von vielen Forschern für die Epidermis der Luftwurzeln gehalten wurde, aber, wie Schacht und später Dudemans zeigte, in der primären Rinde gelegen ist, besteht immer aus zwei Arten von Zellen, langgestreckten und meist dickwandigen und kürzeren immer dünnwandigen. Die dieser Schichte anliegenden Wände der Zellen der Wurzelhülle sind immer in eigenthümlicher Weise verdickt, und der Bau dieser Verdickungsschichten ist an den über den dünnwandigen Zellen gelegenen Wänden in der Regel wieder anders ausgebildet, als an den den langgestreckten Zellen anliegenden. An jenen lassen sich nicht selten mehrere übereinander liegende Schichten erkennen, die bei mehreren der Gattung *Sobralia* angehörigen Pflanzen eine solche Mächtigkeit erlangen, daß sie dort ziemlich große, oft fast die ganze Zelle ausfüllende Kugeln bilden. Dudemans, der dieser Kugeln zuerst Erwähnung thut, hält sie für fremdartige Körper; nach genauen anatomischen Untersuchungen, wie auch nach ihrem Verhalten zu Reagentien, müssen sie aber als gebaute Verdickungsschichten angesehen werden, was auch durch ihre Entwicklungsgeschichte wie durch Vergleichung mit anderen ähnlichen Bildungen auf das unzweifelhafteste festgestellt wird. — Aus dem Umstande nun, daß diese Kugeln durch die Nebereinanderlagerung einzelner Verdickungsschichten entstehen, deren jede ein aus vielfach sich durchkreuzenden Fasern gebildetes Netzwerk darstellt, müssen wir ihnen eine poröse Beschaffenheit zuerkennen, in welcher Eigenschaft wahrscheinlich auch die physiologische Bedeutung derselben gelegen sein dürfte. In dem sie nämlich als poröse Körper die Fähigkeit haben, sich des durch die Wurzelhülle condensirten Wassers zu bemächtigen, selbes längere Zeit festzuhalten und allmählig an die darunter liegenden kegelförmigen (dünnwandigen) Zellen abzugeben, erhalten sie gewissermaßen die Bedeutung von Wasserreservoirs, die diesen Pflanzen zur Nothwendigkeit werden, da sie nicht in den feuchten Urwäldern, sondern auf freiem Felde in oft ausge dehnten Beständen vegetiren und an der Oberfläche des sandigen Bodens ihre Wurzeln ausenden.

Wird einer Commission zugewiesen.

Herr Dr. Leander Ditscheiner legt die von ihm im k. k. physikalischen Institute ausgeführte „Bestimmung der Brechungsquotienten einer Lösung von salpetersaurem Wis muthoxyde“ vor.

Die Classe bestimmt folgende Abhandlungen zur Aufnahme in ihre Sitzungsberichte: a. „Centralprojection der Linien zweiter Ordnung“, von Herrn K. Moshammer. (Vorgelegt in der Sitzung am 4. Februar 1864.)

b. „Ichthyologische Notizen“, von Herrn Dr. F. Steindachner. (Vorgelegt in der Sitzung am 18. Februar 1864.)

c. „Vergleichung der Pendelformel mit den Beobachtungen“, von Herrn Fr. U nferdinger. (Vorgelegt in der Sitzung am 25. Februar 1864.)

d. „Beobachtungen über die Polarisation constanter Ketten und deren Einfluß bei Spannungsbestimmungen nach der Compensationsmethode“, von Herrn Prof. Dr. A. v. Waltenhofen. (Vorgelegt in der Sitzung am 25. Februar 1864.)

## Versammlung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft

am 2. März 1864.

Vorsitzender Herr Prof. Dr. Rudolf Kner.

Der Secretär Herr Georg Ritter v. Frauenfeld eröffnete die Sitzung mit den erfreulichen Nachrichten, daß Se. Majestät der Kaiser Ferdinand, so wie Ihre kaiserlichen Hoheiten die Herren Erzherzoge Stephan und Joseph der Gesellschaft jährliche Subventionen allergnädigst zu widmen geruhten; ferner wurde vom h. Staatsministerium die bisher bewilligte Subvention für weitere drei Jahre bewilligt.

Einer Einladung des Herrn Vorsitzenden folgend, drückte die Versammlung ihren Dank durch Erheben von den Sigen aus. Unter den zahlreichen Mitgliedern, welche der Gesellschaft im Laufe des verfloffenen Monats beitraten, sind besonders hervorzuheben, die Herren: Se. Durchlaucht der regierende Fürst Johann von und zu Liechtenstein, Se. Eminenz der Cardinal Othmar Ritter v. Rauscher und Anselm Freiherr v. Rothschild.

In Folge mehrfacher Anfragen beidseitig der Ausschuss in seiner letzten Sitzung, zu erklären, daß dem Eintritte von Damen in die Gesellschaft nach dem Wortlaute der Statuten durchaus kein Hinderniß im Wege stehe, daß die Gesellschaft schon Damen zu Mitgliedern zähle, und daß es sehr erfreulich wäre, wenn dieselben an den Sitzungen theilnehmen würden. Die Versammlung hatte in Folge dessen schon das Vergnügen, unter den neu eingetretenen Mitgliedern mehrere Damen zu begrüßen.

Vom dem Herrn Präsidenten Fürsten Colloredo-Mannsfeld wurde zu seinem Stellvertreter für dieses Jahr Herr Director Fenzl ernannt.

Die Reihe der wissenschaftlichen Vorträge eröffnete Herr Dr. S. W. Reichardt, welcher eine von Herrn Prof. Häßlinsky eingesehene Abhandlung über die Uredineen der Karpathenflora vorlegte. In diesem Aufsatze werden nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die notwendigen Reformen in Gebiete der Mykologie 80 Arten aufgeführt, die sich auf 15 Genera vertheilen. Ferner besprach Dr. S. W. Reichardt die Resultate von mehreren kryptologischen Ausflügen in die Alpen Steiermarks. Es wurden besucht: das Pachergebirge, der hohe Zinken bei Seckau, der Reichart, die Judenburg Alpen u. a. m. Von diesen Alpen hat bei weitem der Seckauer Zinken die reichste Moosflora, denn nebst vielen seltenen, den Urgebirgsalpen eigenthümlichen Formen beherbergt er auch nordische Arten: *Aulacomnion turgidum* und *Hypnum arcticum*.

Herr Friedrich Brauer berichtete über die während der Weltfahrt der kaiserlichen Fregatte Novara gesammelten Neuropteren zu deren Bestimmung und Bearbeitung er von der kais. Akademie der Wissenschaften aufgefordert wurde. Im Ganzen wurden 107 Arten gesammelt. Vorläufig werden zwei neue Gattungen aus der Familie Libellulidæ (im engeren Sinne) *Gomphomacromia* und *Agrionoptera* näher charakterisirt, die erstere schließt sich an *Cardulia* und enthält eine Art *G. paradoxa* aus Chile, die letztere ist aus *Libellula insignis* Ramburs gegründet.

Herr J. Ritter v. Schröckinger-Neudenberg legte Herrn Schwarz v. Mohrensterns Monographie der Nissoiden vor und besprach dieses Werk.

Herr Georg Ritter v. Frauenfeld sprach über die Wanderung und den Flug der Vögel. Die Veranlassung zu diesem Vortrage gaben einige von dem Secretär der

Société vaudoise des sciences naturelles eingesendete Fragen über die Richtung, in welcher die Schwalbenzüge im Herbst Wien verlassen, so wie über den Einfluß, welchen Temperatur und Winde auf die Zeit des Abfluges ausüben. Der Vortragende beantwortete dieselben dahin, daß für die Schwalben die Zugrichtung vorherrschend *ESD.* sei, daß Kälte allerdings früheres Ziehen bedinge, daß Winde keinen besonderen Einfluß hätten. An diese Daten anknüpfend, theilte Herr v. Frauenfeld die Resultate seiner Beobachtungen über den Flug der Albatrosse und Sturmvögel in der Südsee mit, die wochenlang mit unermüdlcher Ausdauer den Schiffen folgen, und giebt nach Lapard die Nachricht über die Ankunft der Schwalben am Cap der guten Hoffnung.

Endlich legte Herr v. Frauenfeld neue ichthyologische Mittheilungen von Herrn Dr. Steindachner vor. Der Herr Verfasser weist in denselben nach, daß die von Sefel in den syrischen Fischen aufgestellten zwei Arten *Scaphiodon Capoëta* und *Scaph. socialis* zusammengehören, und nimmt den ersteren Namen hiefür an. Zugleich beschreibt er eine neue Art dieser Gattung, *Scaph. Sieboldii*, welche Herr Mann von Amasia im Jahre 1860 mitgebracht hat. Ferner eine neue Art *Chromis Dumerilii* von West-Africa, wogegen er *Chrom. galilæus* von Günther einzieht, da derselbe nach seinen Untersuchungen zu *Chr. niloticus* Cuv. gehört. Von *Chr. latus* Günther giebt er eine ausführlichere ergänzende Beschreibung. Schließlich erwähnt Dr. Steindachner eines *Serranus*, den er *angustifrons* zu nennen gedenkt, da dieser Fisch nur sehr zweifelhaft zur Bleichfische Art *ongus* gebracht werden könnte.

Herr Suraska besprach einen von Dr. Julius Wilde eingesendeten Aufsatz über einen neuen Farnbastard, *Asplenium dolosum*. Die Stammeltern desselben sind *A. Trichomanes* und *A. Adiantum nigrum*, zwischen welchen der Bleeding am Röchelberge bei Meran wuchs.

Schließlich machte der Herr Präsidirende das Resultat der in dieser Sitzung vorgenommenen Wahl von zwölf neuen Ausschusßrätthen bekannt. Es wurden gewählt, die Herren: Prof. Eduard Sueß, Prof. August Reuß, Ritter v. Köchel, Dr. Gustav Säger, v. Petocha, Dr. Joseph Lorenz, Julius Singer, Prof. Joseph Kolbe, Reichsgeologe Dionys Stur, Michael Edler v. Gassenbauer. Gustav Machdial, Graf August Marischall.

### Ungarische Akademie.

In der am 7. d. M. abgehaltenen Sitzung der philologischen und belletristischen Classe hielt Herr Fogarassi einen Vortrag, in welchem er die für die philologischen Forschungen sehr wichtigen Momente erörterte, welche in einem Gemeindebeschlusse der Stadt Sajtó-St.-Peter aus dem Jahre 1403 enthalten sind. Das Originalmanuscript hat Paul Jájai sehr sorgfältig copirt und in den von der Akademie herausgegebenen Sprachdenkmälern veröffentlicht. Auf Antrag der Herren Paul Hunfalvy, Toldy und Ballagi wurde beschlossen, das Originalmanuscript des erwähnten Gemeindebeschlusses für die Manuscriptensammlung der Akademie zu erwerben.

„Sürgöny“ bringt die Meldung, es sei eine kaiserliche Entschliesung herabgelangt, welche den vom Grafen Emil Dessewffy angeregten und von der ungarischen Postkanzlei unterstützten Antrag, wegen Erfolgung von 15.000 fl. aus den Resten des ungarischen Landesfondes vom Jahre 1851, 52 als Beihülfe zur Ergänzung der Bibliothek der ungarischen Akademie der Wissenschaften und Adaptirung derselben in einen eigenen Lesesaal genehmigt.



## D r a m a t i s c h e s.

1. J. Bayer: Von Gottsched bis Schiller. Vorträge über die classische Zeit des deutschen Drama's. Prag 1863, S. Mercy.
2. J. B. Reichmanns, w. k. p. S. u., litterarischer Nachlaß, herausgegeben von S. Dingelstedt. Stuttgart 1863, J. G. Cotta.

Ueber Bayers Buch hat die erste Nummer dieser „Wochenschrift“ eine kurze, der „Bohemia“ entnommene Notiz gebracht, und wenn wir dessenungeachtet auf dasselbe zurückkommen, so wollen wir damit nur die Bedeutung des Mannes und seiner Schrift bekräftigen. Ja, wir sagen geradezu, wären diese drei Bände uns vor etwa zwanzig Jahren vorgelegt worden, wir hätten sie als ein Ereigniß den litterar-historischen Publicationen Guskows, Mundts, Laube's angereicht, so sehr weht uns die geistreiche Luft des jungen Deutschlands daraus entgegen. Wir können auch für heute Bayers Vorträge über die dramatische Litteratur der classischen Zeit Deutschlands einem sehr großen und nicht gerade dem schlechtesten Publicum, das sich gerne elegant informiren läßt, als eine interessante Lectüre anempfehlen. Und selbst eine strengere Kritik wird es hervorheben müssen, wie in manchen Parteien, z. B. der über Gottsched, über Lessings Wirksamkeit, über die dramatische Mittheilung Schillers an der Sturm- und Drangbewegung der deutschen Litteratur, das Materiale einsichtig dargelegt wurde.

Wenn wir dessenungeachtet unser aus dem allgemeinen Eindrucke resultirendes Lob etwas zu modificiren genöthigt sind, so wollen wir dabei ohneweiters zugehen, daß diese Modificationen einer ganzen Richtung gelten, als deren sehr begabter Repräsentant uns Bayer entgentritt, an welchem wir mehr als an vielen Anderen die Befähigung, und zwar in der jetzt besprochenen Schrift gefunden haben, angewöhnte Manieren für eine selbstständige Behandlungsweise der Dinge aufzugeben. Wir könnten Alles, was wir gegen die von Bayers Buche eingehaltene Richtung zu sagen hätten, kurz darin zusammenfassen, daß es uns um zwanzig, fünf und zwanzig Jahre verspätet erscheint. Allein mit einem solchen Ausspruche würden wir selber in die abzuweisende Richtung eintreten, nämlich in die Kraftpräntension bloßer Redewendungen.

Und das ist es, was wir in erster und letzter Instanz gegen die Richtung des Buches zu sagen haben; es wird das Uebergewicht in die Form verlegt und das Stoffliche nur als Mittel nebenher benützt. Als die Kunst der deutschen Prosa sich salonfähig erweisen sollte, als mit ästhetischen Feldzügen die Formfülle des wirklichen Lebens gegen die Formeln jenes „Krug, in welchem sich abgestandenes Kant'sches Bier befand“, durchzusetzen war, als die deutsche Litteraturgeschichte ihre

Ebenbürtigkeit mit der der Griechen, Römer, Engländer u. s. w. durch so und so viel mittelalterliche Ahnen zu erweisen hatte, da mochte man alle Effecte des Stils zur Gewinnung des fernstehenden Publicums in Anwendung bringen. Da mochte man es auch nicht so streng damit nehmen, ob man seine Materialien unmittelbar bei dem Urproducenten oder beim Kleinverkäufer geholt habe, obwohl uns noch von damals her der Commentar in den Ehren kommt, welcher die Einführung der „*maledicta filia* (anstatt *tiliae*) *juxta viam positae*“ begleitete. Wenn nur der Krack courfähig ist, wer wollte sich da um die Schneiderrechnung bekümmern.

Heute aber scheint es uns sehr an der Zeit zu sein, zuzusehen, wer in dem Krack sitzt. Wir haben seit Rosenkranz her so viele Nichtrosenkranze geduldig ein und aus passiren lassen, daß man uns einer dreibändigen Monographie über eine ziemlich kurze Zeit gegenüber wohl die landläufige Frage passiren lassen kann: was giebt's denn Neues? Die Frage klingt vielleicht paradox, mit welcher man in einem neuen Werke auch nach einer neuen Arbeit verlangt; allein der Fragesteller wird höchstens von der oder jener litterarischen Götter nicht verstanden werden wollen, der wirklichen Welt, in welcher Millionen von Dollars und Tausende von Menschenleben für die selbstständige Arbeit gegen die Arbeitsausbeutung eingesetzt werden, wird seine Forderung gewiß nicht unzeitgemäß erscheinen.

So viel muß man Bayer zugestehen, daß er Gervinus und Bücher, Hillebrand und Lewes, Koberstein und Prutz, Danzel und Hofmeister u. s. w. sehr gut zu citiren und uncitirt zu benützen versteht, trotz einem der ihm so sehr mißliebigen Professoren (S., 160), deren „Katheder eben nicht aus einem Holze gezimmert ist, das auch auf dem Pindus oder Parnak wächst, und um dessen Wurzeln die Quellen der Mvien rauchen“. Von dem Niede aber: „An der Quelle saß der Knabe“, scheint er selbst kein feienderer Freund zu sein; wenigstens fanden wir ihn selten an den Urquellen, sondern als einen recht fleißigen Schöpfer an den Wasserleitungen. Und inwiefern die Herstellung einer neuen, recht hübsch lesbaren Compilation aus anderen Compilationen immerhin nicht ganz müheles ist, müssen wir seine Worte (Vorrede V) bestätigen, auch er „habe guten Seedenst gethan“. Nur geräth dabei das Schiff doch zuweilen ins Schwanken, wenn es zu sehr unter der Leitung fremder Votzen sich fortbewegt. In schlichte Prosa übersezt will das heißen, wenn man auch in Bayers Buche nicht selber nur die Ansichten wiederfände, denen man in anderen Büchern bezeugete, so würde die stellenweise Unsicherheit des Verfassers verrathen, wie es ihm nur um eine neue Formirung und nicht um eine eigenthümliche Begründung und Feststellung der Sache zu thun war. Man wird vielleicht einwenden, daß über Lessing, Schiller, Goethe schwerlich etwas Neues vorgebracht werden kann, nachdem diese Themen überreichlich durchgesprochen wurden. Homer, Dante, Shakespeare sind aber seit längerer Zeit Gegenstände der Forschung und doch ist noch sehr viel Neues an ihnen zu entdecken, gerade wie an den deutschen Klassikern. Und wir werden uns selbst am Schlusse unseres Referates die Freiheit nehmen, auf einen sehr interessanten, von Bayer kaum gestreiften

Standpunkt aufmerksam zu machen, auf dem ein Buch über die „classische Zeit des deutschen Drama's“ ein selbstständiges Leben gewonnen hätte.

Doch wir haben von einer stellenweisen Unsicherheit des Verfassers gesprochen, und haben zunächst das Gesagte zu begründen. Wie z. B. kann man (2., 283) vom Schicksal sprechen und gleich darauf (2., 285) die Schuld klar bezeichnen? Wir hätten geglaubt, diese beiden schlossen sich contradictorisch aus, oder ist das etwa ein Schicksal, wenn man vom Eisenbahnzuge überfahren wird, weil man sich auf diese bestimmte Schienenstelle setzte, um gemüthlich die Landschaftsansicht zu genießen? Oder wie kann der „Ehrgeiz in seiner verwegensten Form“ (3., 28) für den Mittelpunkt der Handlung ausgegeben werden, wenn doch nicht bloß an der einen Stelle (3., 212) vom Helden gesagt wird, daß er dem entscheidenden Ja oder Nein ausweiche. Wir haben bisher gemeint, die Verwegenheit jenes Ehrgeizes, welcher die Schuld des ersten oder auch letzten Schrittes um keinen Preis übernehmen will, sei ebensowenig ein Superlativ, wie die Tapferkeit des Kämpfers, der sich nach rückwärts zu flehentlich bittend wendet, man möge ihn an den Rockschößen recht festhalten, während er nach vorne zu die kecksten Worte verschwendet. Und ganz so läßt sich Wallenstein an, wenn er dem Octavio Piccolomini den wichtigsten Auftrag ertheilt, weil er von seiner Bedächtigkeit die Nichtausführung desselben erwartet, nachdem ihm die Schwester, die wahrlich nicht eine bloße „Ergänzung seines Ehrgeizes“ (5., 218) heißen kann, durch die beleidigendsten Wendungen die Uebercülung abgerungen hat, welche er sogleich den Sternen anheimzieht. Dabei wird noch dieser Sternenglaube (3., 175) als ein „ideales Element“ bezeichnet, während er einige Seiten weiter (3., 203) recht gut als „eine heimliche Ausflucht der Unentschlossenheit“ erkannt wird. Sodann wozu sollen die steten Reflexionen auf das Historische? (2., 282, 3., 112, 3., 186 u. s. w.) es ist wahrlich nicht nothwendig, den Dichter (3., 258) mit einem: „sieht man von den geschichtlichen Beziehungen ab“ zu entschuldigen: denn die ästhetische Analyse und die historische Forschung sind eben zwei sehr verschiedene Dinge. Die letztere kann der Gesichtspunkte nicht genug gewinnen, um das eine Factum aus seinen Zusammenhängen abzuleiten; die erstere dagegen hat alle Seitenblicke zu vermeiden, nachdem sie aus den Erlebnissen des Dichters und aus den Anschauungen seiner Zeitgenossen sich die Aufnahme und eigenthümliche Behandlung des Factums erklärt hat. Und wenn uns Bayer auf der einen Seite zu oft sagt, was die Dichter aus diesem Stoffe hätten machen können, wenn sie ihn mit unseren Augen angeleben hätten oder hätten ansehen wollen, so bleibt er uns eben so oft die Darlegung des Historischen schuldig, wo es zur Erklärung des Werkes nöthig wäre, und um nicht zu sehr ins Weite zu gehen, so wollen wir nur darauf hinweisen, daß die Entstehung des „Faust“ (2., 334) viel ersichtlicher würde, wenn nicht bloß von dem Puppenspiel (1773) in Frankfurt, sondern auch von manchen anderen Erlebnissen Goethe's, und noch besser, wenn von jener Atmosphäre weitläufiger erzählt würde, in welcher auch Klingers, Klingemanns, Maler Müllers „Faust“ (um nur die hervorragendsten zu nennen) erwuchs, und der sich auch Lessing nicht zu entziehen vermochte. So wäre

es bei der Vorliebe fürs Historische auch erklärlicher, wenn die historische Bedeutung der polemischen Dramen Goethe's mehr und die der satyrischen überhaupt nur gewürdigt worden wäre, das sind doch litterarische Facta, also sachliche Anforderungen an den Schriftsteller über eine „Zeit“.

Doch es ist eben für diese ganze Richtung charakteristisch, daß sie sich des Stofflichen nur als eines Mittels für die Entfaltung der Redekünste bedient; so wird dann weder für die Unerlöschlichkeit solcher Begriffe wie Schicksal und Schuld Sorge getragen, noch auch eine Scheidung des der Sache Eigenthümlichen und des Fremdartigen festgehalten, und es entsteht jene Unsicherheit der Darstellung, welche dem Publicum zwar keinen besonderen Denkwang zumuthet, aber den Denkenden um so weniger befriedigt. Man will eben allen Ansichten gerecht werden und gewöhnt sich darüber, die eigene Ansicht nur im Vergleichsverfahren zu retten. Wir haben selten in einem, wenn auch populären wissenschaftlichen Werke so vielen „Gleichsam“ begegnet, durch welche die litterarische Concurräsmasse möglichst vielen Partien zugewiesen werden soll, als in dem besprochenen Buche. „Die Dichtung mußte gleichsam von sich selbst zehren“ (1., 3). „In „Nathan“ wird der Geist der Lessing'schen Dialektik gleichsam selbst personificirt“ (1., 141). „Wir haben gleichsam unser Gefühl für die Halb- und Vierteltöne der lyrischen Stimmung geschärft“ (1., 231). „Im Clavigo wollte Goethe den Stoff eines Intriguenstückes gleichsam in ein Seelengemälde umschreiben“ (2., 241). „Dagegen wurde die Ezmont-Stimmung in dem Genietreiben der ersten wilden Wochen von Weimar gleichsam ins Leben übertragen“ (2., 280). „Die Sage selbst hatte jene Deutungsfähigkeit, gleichsam jene Elasticität“ (2., 327). „Die Stelle der Verwicklung ersetzt gleichsam mehr andeutend das so bedeutend gedachte Schlußgespräch zwischen Vater und Sohn in den Piccolominis“ (3., 188). „Die Episode von Mar und Thekla gleichsam eine Tragödie der Pflicht und Liebe“ (3., 217). „Die christlich-romantische Färbung sollte den ganz antik gedachten Stoff nur leicht coloriren, gleichsam die fehlende Lebenswärme einigermaßen ersetzen“ (3., 220). Dreimal drei Citate reichen wohl für drei Bände aus, höchstens können wir noch hinzufügen, was uns einer solchen figura comparationis gegenüber immer einfällt, nämlich auch ein Citat aus Cicero: „homo quid sit, intelligo, quid quasi homo, non intelligo“.

Bayer hat es fürwahr nicht nöthig, sich durch derartige Stilkünsteleien jenen Süssgüßchen anzureihen, welche nicht genug zu krähen wissen, so bald ihnen ein Satz gelingt in einer „Sprache, die für sie dichtet und denkt“. Und noch mehr müssen wir bedauern, ihn auf bloßen Effecthaschereien zu betreten. Was soll z. B. die Phrase (1., 286): „Es ist befremdend, weil es nicht recht ehrlich ist“, welche den Schluß der Mittheilung bildet, daß Schiller nach Goethe's Versicherung Lessing's Arbeiten nicht liebte und doch benützte, daß ihm Emilia sogar zuwider war. Uns scheint, daß bei aller Bewunderung der Lessing'schen Technik selbst kühlere Naturen als Schiller über den anwidern den Punkt in „Emilia Galetti“ nicht hinüberkönnen, an welchem die vollberechtigte potestas patria des alten Virginius

durch die Zeitverlegung zu einem gewöhnlichen Mord umgestaltet wird. Sodann, wenn hervorgehoben wird (2., 198), wie anregend zu Goethe der Straßburger Münster mit seinen „Strebepeilern und Zialen“ sprach, so halten wir von dieser Sprache nicht gar viel; denn Strebepeiler und Zialen von außen, Verankerungen von innen sind nicht gerade die glänzendsten Documente für die „hohen Denkmale“ der gothischen Baukunst; so viel wir wissen, war es auch vorzugsweise der Thurmbau, der Goethe's höchstes Interesse weckte und leitete. Aber „Strebepeiler und Zialen“ klingt so voll, als sei es einem Calderon'schen Drama entnommen oder stehe unmittelbar hinter: „Trauerndtief saß Don Diego“. Endlich, um bei der Dreizahl zu bleiben, wie entsetzt (um das mildeste Wort zu brauchen) ist (3., 2 bis 4) die Wahrheit in der ganzen Erzählung von Goethe's und Schillers erster Begegnung in der Karlschule! Um nur einen Punkt zu markiren, so war der Herzog Karl August nicht als Baron Wedel, sondern mit dem Oberforstmeister von Wedel und mit Goethe als seinen Begleitern bei der Schulprüfung. Aber freilich, wenn nicht alle die übrigen falschen Lichter zuvor wären aufgesteckt worden, wie könnte der Schlusseffect erreicht werden: „Goethe hatte zu viel mit Serenissimus zu thun, mußte ihn dessen versichern, wie instructiv und merkwürdig ihm der Aufenthalt in Stuttgart sei — da konnten sich die Augen der beiden Dichter nicht treffen“. Schade, daß alledem nicht noch hinzugefügt wird: und doch war Goethe kurz zuvor bei Lavater in Zürich und hätte sich dort Rath's erholen können, wie man bei einer Schulprüfung den künftigen Verkärer der Schweiz aus seinen jetzt roth unterlaufenen Augen zu diviniren im Stande sei.

Man verzeihe den Unmuth, aber er wird erklärlich, wenn einem das zum so und sovieltenmale widerlegte Phrasenzekkingel nochmals als Neuigkeit vorgebracht wird. Ueber die von ihm so unnütz verschwendeten rhetorischen Kunststücke wolle sich Bayer das wiederholen lassen, was Mephisto zu Herrn Professor Faust sagt: „Laß Du das dem Herrn Nachbar Waust!“ Er bedarf ja dessen nicht, denn dort, wo er sich durch die Sache selbst bestimmen läßt, gewinnt auch sein Buch die volle Befriedigung des Lesers, nur wo er um der Mode und des Publicums willen ein Uebriges thun zu sollen glaubt, dort bleibt viel zu wünschen übrig. Die Sache und nicht die Sprache ist die Hauptsache in einem Buche, selbst wenn dieses ein solcher Wunderbau des Stiles ist, wie Humboldts Naturansichten. Aber auch die ganze Sache soll es sein! Und da kommen wir zu dem letzten Punkte des Referates.

Der Titel von Bayer's Buch berechtigt uns nämlich darin etwas zu suchen, was kaum hie und da berührt wird, denn es werden Vorträge über die „classische Zeit des deutschen Drama's“ versprochen, keineswegs bloß Vorträge über dramatische Litteratur. Aber auch selbst bei diesen würden wir es als einen Mangel bezeichnen, wenn der Zustand der deutschen Schaubühne gar nicht besprochen würde. Bei epischen und lyrischen Dichtungen haben wir wohl beinahe schon vergessen, daß sie vom lebendigen Vortrage und von der Lyrabegleitung den Namen erhielten, das rechte Drama und darum auch seine Besprechung kann eben einer Berücksichtigung der Deffentlichkeit nicht entbehren. Sei die Schaubühne die Blüthe oder sei sie der

Erfasß des öffentlichen Lebens, immer bleibt sie der Ort, an welchem man nicht bloß die Intelligenz, den Geschmack und die Tendenzen einer bestimmten Zeit, sondern auch und noch mehr die Classicität der Litteratur dadurch erkennt, daß der Dichter seine Grundstimmung, indem er sie erst an die handelnden, dann an die darstellenden Personen wegleihen muß, als wahrhaft lebensfähig und als eine Macht erweist, „den Besten seiner Zeit genug zu thun“. Wer demnach auch nur die dramatische Litteratur einer bestimmten Zeit charakterisiren will, wird nicht umhin können, zuzusehen, wie ihren Classikern die Schaubühne günstig oder hinderlich war, oder der Boden wurde, an dessen Reformirung sie selber herantreisten. Vollends aber, wenn man, wie Bayer, unternimmt, die „classische Zeit“ selber zu schildern, in welcher „das deutsche Drama“ und nicht bloß die dramatische Litteratur lebte, dann ist eine eingänglichere Besprechung sowohl der Aufführungen als der Schauspieler unausweichlich, weil erst so erkannt wird, wie dem Publicum dieser Zeit das Verständniß der Classicität von der Bühne aus erleichtert oder erschwert und an dem Grade dieses Verständnisses der Dichter selbst gekräftigt oder entmuthigt wurde. Gottscheds Correctheit bei der Behandlung der Themen geht mit der Dressur und Zucht der Schauspieler und Schauspielerinnen von Seiten der Frau Neuber Hand in Hand, Lessing, Goethe und Schiller sind nicht bloß litterarische Classiker, sondern Bühnenpraktiker im allseitigen und eminenten Sinne. Die Schaubühne hat sich also auch von Gottsched bis Schiller als der Punkt erwiesen, an welchem die Classiker und das Publicum dieser Zeit im Leben des Drama's sich begegneten. Und wenn Bayer dieser sachlichen Forderung des Drama's genügt hätte, so hätte er, nachweisend, wie von einer geachteteren Stellung der Principalschaften und Banden unter der Neuberin durch die stabilisirten Truppen bis zur Blüthe verschiedener Schulen eines deutschen Nationaltheaters die Bühne sich parallel zur Litteratur emporhob, wirklich ein epochemachendes Werk über die classische Zeit Deutschlands bringen können.

Wenn ein tüchtiger Geschäftsmann, sei es aus eigenem, sei es auf fremden Antrieb die Feder zur Hand nimmt, um seine Praxis in einem Gesamtbilde zu verzeichnen, so wird seine Arbeit nicht bloß für die Fachgenossen, sondern auch für den ferner stehenden Theoretiker erfolgreich sein. Erstlich, weil seine Tüchtigkeit darauf beruht, daß er sich den Forderungen der Sache unterordnet und darum ihre verschiedenen Seiten kennen lernen muß, um ihnen gerecht werden zu können. Sodann weil jedes Geschäft um so richtiger betrieben wird, je mehr die Umsicht alle fremden Umstände und Beziehungen zugleich zu benützen und auszuschließen versteht. Sachgemäßheit und Umsicht werden aber für denjenigen, der sich gerne belehren läßt, reiche Fundgruben, mehr als bei sehr vielen anderen, bei jenen Geschäften erschließen, die sich auf die Leitung der Schaubühne beziehen. Da muß die ideale Haltung des Dichters zum Praktischen gewendet, den Stimmungen des Publicums Rechnung getragen, für die Ausstattung gesorgt und den Darstellern

das zukommende Gebiet eröffnet, endlich bei allem Scheine der Verichwendung die Aufführung zur Schöpfung des Gewinnes gestaltet werden.

Darum hat sich Dingelstedt, indem er Reichmanns litterarischen Nachlaß publicirte, ein nicht zu unterschätzendes Verdienst nicht bloß bei denjenigen erworben, welche eine angenehme Lectüre gerne nachhaltig verwerthen, sondern auch denen eine höchst erwünschte Gabe gebracht, welchen die unmittelbare Beschäftigung mit der Litteratur zur Aufgabe gesetzt ist, der sie sich nur dann halbwegs gewachsen glauben, wenn sie die Entstehungsbedingungen des Geschriebenen im wirklichen Leben zu entdecken und darzulegen im Stande sind. Valentin Reichmann (geboren am 20. Jänner 1791 in Berlin, daselbst gestorben am 16. Juli 1860) ist eine so anspruchslose Erscheinung, daß er sich die ihm bei Gelegenheit seines Dienstesjubiläums (1856) zugedachte Ehre, zum geheimen Hofrath befördert zu werden, verbat, „über die er — dies seine eigenen Worte — angesichts so vieler über ihm stehender und minder hochgestellter Leute nur zu erröthen haben würde“ (7). Aber er war ein Mann auf seinem Plage; ein „wahres Cabinetsstück von Original unter diesen Amphibien des Künstler- und Beamtenelementes“, welche von den geheimen Räumen der „Schreib- und Cassestuben, der Hölle oder des Schnürbodens“ (4) aus für die Schaulust des Publicums zu sorgen haben. Anfangs der Beamtenlaufbahn angehörig, aber von derselben nicht befriedigt, weil ihm das Theater als „die Sphäre einer edleren Thätigkeit und freieren Bildung“ (5) erschien, von Goethe abgewiesen, bei dem er um Aufnahme in die Künstlerpraxis des Weimarer Theaters gebeten hatte, erhielt er zuerst im Privatdienste, dann bei der Generalintendantur des Grafen Brühl jene Schulung, aus welcher er als eine Gestalt hervorging, von der es in allen Kreisen des Bühnenlebens hieß: „der Hofrath muß es wissen“, „der Hofrath wird es vortragen“, „ich wende mich an den Hofrath“. Im hervorragendsten Sinne gilt von ihm Dingelstedts maßgebende Schilderung solcher auf eine sehr beschränkte Sphäre angewiesener Mittelspersonen: „sie sind die lebendige Chronik der Bühne, mit der sie förmlich verwachsen, und erlangen durch Übung und Erfahrung ein Urtheil, um das sie mancher Dramaturg von Profession beneiden darf, und eine Gewandtheit in Behandlung schwieriger Personen und Dinge, die einem gewiegten Diplomaten zu rathen giebt“ (4).

Das Buch selbst hat drei Abtheilungen, deren erste und letzte die artistischen und ökonomischen Zusammenhänge der Schaubühne mit dem öffentlichen Leben darlegt, deren mittlere höchst interessante Lebensbeziehungen des Schriftstellers mit der Schaubühne eröffnet. Dem Herausgeber fühlt man sich noch dadurch besonders verpflichtet, daß er durch Schlagworte im Inhaltsverzeichnis für ein schnelles Sichzurechtfinden in dem reichen Material Sorge trug.

Die erste Abtheilung des Buches enthält unter dem Titel „Eigenes“ „Hundert Jahre aus der Geschichte des königlichen Theaters in Berlin (1740 bis 1840)“ in fünf Abschnitten, von denen aber nur die letzten zwei aus Reichmanns Erlebnissen den Stoff erhielten, während die ersten drei auf fremden Daten beruhen. Von einem königlichen deutschen Theater kann eigentlich während der ersten

Regierungsjahre Friedrichs II. gar nicht und während seiner späteren Regierungszeit kaum die Rede sein, das vom Hofe besuchte recitirende Schauspiel war französisch, die Oper italienisch. Der König verläugnete auch in diesem Punkte seine Geringschätzung des Deutschen nicht, die so weit ging, daß er nicht einmal glauben wollte, eine Deutsche könne italienisch geschult werden, denn als ihm der Directeur des spectacles, Graf von Zierotin-Eilgenau (1771) die berühmte Sängerin, Mlle. Schmeling, später Mad. Mara, zur Anstellung vorschlug, soll er geäußert haben: „Das sollte mir fehlen, lieber möchte ich mit von meinen Pferden eine Arie vorwiehern lassen als eine Deutsche als Primadonna meiner Oper besigen“ (S. 8). Diese zarte Anschauungsweise wird kaum durch eine andere übertroffen, welche er bei der Entlassung derselben Sängerin aussprach: „Das Weib ist wie ein Jagdhund, je mehr geschlagen, desto anhänglicher wird sie“ (S. 9). Uebrigens währte das Urtheil über deutsche Gesangkunst lange über Friedrich II. hinaus, denn „als am 24. Februar 1795 Glucks „Sphigenia in Tauris“ gegeben ward, war das Haus übertoll, weil der Versuch, eine tragische Oper mit deutschen Sängern darstellen zu wollen, in allen Gesellschaften besprochen und meist mißbilligt wurde. Auch Prinz Heinrich hatte vorher geäußert: „Da will ich doch heute hineingehen, um mich einmal recht satt zu lachen“. Prinz Heinrich lachte aber nicht, sondern ließ sich zum Erstaunen Aller für den großen Genuß beim Musikdirector Weber bedanken“ (55). Doch darf man über solche Ansichten des damaligen besseren Publicums nicht zu schroff aburtheilen, denn sie beruhten größtentheils auf Erinnerungen von gestern. „Bis zu der Zeit, wo Friedrich II. den Thron bestieg, bestand das deutsche Schauspiel nur aus Burlesken, extempoirten Stücken, so wie Haupt- und Staatsactionen . . . Eckenberg, der sogenannte „starke Mann“, rivalisirte zu dieser Zeit mit Peter Hilsferding, welcher unter dem Namen Pantaloni di Bisognosi bekannt war“. Im Jahre 1742 kam zwar Schönemann von Lüneburg mit einer der besten wandernden Truppen damaliger Zeit nach Berlin. Er gab S. C. Schlegels „Canut“, Gottscheds „Cato“, damals hochberühmte Stücke, neben Uebersetzungen der französischen classischen Dramen, auch hörte man an „Der Teufel ist los“ zum ersten Male eine deutsche komische Oper. Aber er gab bald nicht bloß das Berliner Unternehmen, sondern die Bühnenbeschäftigung auf, und die ihm folgenden beiden Schuch, Vater und Sohn, welcher letztere (16. Mai 1764) die Concession für das Umherziehen seiner Truppe in ganz Preußen erhielt, brachten trotz eines kurzen Intermezzo's, das die Ackermann'sche Truppe machte, die Toten- und Poffenwirthschaft des Hanswurst zur Alleinherrschaft.

Erst Döbbelin, „der erste Aacteur, der in Zamben declamirte“, vermochte durch sein Talent der Eingegenommenheit Berlins „gegen Alles, was deutsch heißt“, siegreich entgegenzutreten, und über die Zustände, die er vorfand, hört man ihn am besten selber erzählen: „Als ich im Jahre 1766 nach Berlin kam, fand ich die Bühne in einem eigenen Zustande; Hanswurst und wieder Hanswurst und alle Tage Hanswurst; wie erstaunte ich aber, als ich auch Nikolai, Ramler, Mendelssohn, Lessing unter den Zuschauern fand. Wie, sagte ich zu Lessing, Ihr, die



Schöpfer, die Säulen des guten Geschmacks, könnt das mit ansehen? Macht's besser, wenn Ihr könnt, erwiderte Lessing. Das will ich, versetzte ich, in vier Wochen soll der Held herrschen und der Hanswurst vertrieben sein. Dann setze ich Euch eine Ehrensäule, erwiderte Lessing." Und diese Anekdote, so oft sie Döbbelin erzählte, schloß er jedesmal mit den Worten; „Ich habe Wort gehalten, habe das Theater gereinigt, den Hanswurst vertrieben; aber Lessing ist mir die versprochene Ehrensäule schuldig geblieben. Doch glaube ich mir selbst sie dadurch gesetzt zu haben, daß ich seinen „Nathan den Weisen“ auf die Bühne gebracht habe“ (16). Das Publicum, vor welchem diese „Ehrensäule“ am 14. April 1783 aufgestellt wurde, machte freilich noch ein etwas sonderbares Gesicht dazu, wie es die „Litteratur- und Theaterzeitung“ vom 13. Mai berichtet: „Der erste Tag war dem Stücke günstig. Es herrschte eine feierliche Stille, man beklatschte jede rührende Situation man munkelte allenfalls von Göttlichkeiten, welche dieses Lehrgedicht belekten, man glaubte, unser Publicum würde das Haus stürmen, aber dasselbe blieb bei der dritten Vorstellung „Nathans“ heinabe ganz und gar zu Hause. Die Judenschaft, auf die man bei diesem Stücke sehr rechnen konnte, war, wie sie sich selbst verlauten ließ, zu bescheiden, eine Apologie anzuhören, die freilich nicht für die heutigen Juden geschrieben war, und so fanden sich nur wenige, denen „Nathan“ behagen wollte“ (34). Ob dann aber nur von dem damaligen Berliner Publicum gilt, was dieselbe Zeitung sagt: „Unsere Publicums sind nun einmal so gestimmt. Das sind ihnen die willkommensten Schauspiele, in denen sie lachen und weinen können, ohne zu wissen, warum? In denen sie ihren Verstand nicht zu sehr anzustrengen brauchen und in denen sie das edle Verdauungswerk abwarten können“ (32)?

Jedenfalls war man doch nach und nach so weit gekommen, daß bald nach seiner Thronbesteigung König Friedrich Wilhelm II. das seit dem Aufhören der französischen Vorstellungen (1778) leerstehende Haus am Gendarmenmarke, es zum „königlichen Nationaltheater“ erhebend, der Döbbelin'schen Gesellschaft übergab, eine Generaldirection, bestehend aus dem geh. Oberfinanzrath v. Beyer und den Professoren Ramler und Engel, ernannte, dem Prof. Engel die artistische Leitung mit dem Gesellschaftsdirector Döbbelin als Regisseur und alles, was sich auf die Neußerlichkeiten der Aufführung bezog, dem Theaterinspector Lanz anvertraute (42). So begann mit dem Jahre 1787 eine neue Phase oder eigentlich der Anfang eines deutschen königlichen Theaters mit einer ausgezeichneten Schauspielergesellschaft und einer eben so trefflichen Leitung. Ueber die Gesellschaft findet man (48) einen instructiven gleichzeitigen Bericht; die Leitung wurde später in ihrem artistischen Theile dem Regisseur Fleck (1790) und nach Engels Abgang (1794) die ökonomischen Angelegenheiten dem geh. Kammergerichtsrathe v. Warfing, die litterarischen dem Prof. Ramler übergeben. Als Sonderbarkeit mag hier bemerkt werden, daß die Hinrichtungscene der Maria Stuart (in dem Trauerspiele von Spieß) „auf der Bühne vor den Augen des Publicums“ (42) erfolgte, und daß Warfing der Ruhm gebührt, „wenn dies ein Ruhm ist, für den äußeren Glanz

der Bühne mehr als seine Vorgänger gethan zu haben" (55). Im selben Jahre der königlichen Theaterregulirung (1787) erschien Schillers „Don Carlos“ und wurde am 22. November (in Proja) gegeben Das Stück „spielte von 5 Uhr bis halb 11 Uhr Abends. Mehrere Scenen waren so ermüdend, daß viele Zuschauer schon vor Beendigung des Stückes nach Hause gingen. Es blieb somit nichts anderes übrig, als Verkürzungen eintreten zu lassen; aber ungeachtet das Stück stark unter die dramatische Scheere gekommen war, wollte es dennoch kein rechtes Zugstück werden, die Vorstellungen blieben, selbst wenn sie Sonntags stattfanden, leer“ (46). Dagegen eroberte sich Mozarts „Don Juan“ (zum ersten Male am 4. November 1787 in Prag gegeben) schnell die Gunst auch des Berliner Publicums, „das Stück wurde (seit dem 20. December) in zehn Tagen fünfmal gegeben und machte stets ein volles Haus“ (50). Auch der „Zauberflöte“ (zum ersten Male am 12. Mai 1794 gegeben) ward ein „außerordentlicher Erfolg, wie er noch nie in Berlin stattgefunden hatte“.

(Schluß folgt.)

## K ö n i g „B a u m w o l l e“.

(Ein Vortrag von Adolf Beer.

### I. Die Baumwolle producirenden Staaten.

Man hat den gesammten Umschwung, welcher seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts durch das Aufkommen des Maschinenwesens in der Industrie eintrat, mit dem Namen „industrielle Revolution“ gekennzeichnet. In der That giebt es in der weltgeschichtlichen Entwicklung der Völker wenig Ereignisse, welche im Laufe zweier Menschenalter solch tief eingreifende Veränderungen zur Folge hatten und auf die Umgestaltung socialer und politischer Verhältnisse in solch hervorragender Weise einwirkten, wie jene bewunderungswürdigen Entdeckungen, welche in England das Genie einzelner Männer machte. Die industrielle Revolution vollzog sich in England gleichzeitig mit jenen politischen Kämpfen, welche das übrige Europa mehrere Decennien beschäftigten und zog sodann auch die anderen Nationen in ihren Kreis.

Das entscheidende Uebergewicht der Maschine über die Menschenhand charakterisirt die moderne Industrie. Das gesammte Productionssystem der Neuzeit ist in einer vollständigen Umwandlung begriffen, dem sich kein Fabricationszweig auf die Dauer entziehen kann. Zwei Wissenschaften sind es vornehmlich, welche die Entwicklung und Ausbildung der modernen Industrie in nachhaltiger Weise beförderten; die Chemie und die Physik. Die Pflege derselben begann wohl schon in früherer Zeit, aber erst im vorigen Jahrhunderte erlangten sie einen größern, bedeutungsvollern Einfluß auf das praktische Leben und erzielten mit einem Schlage die größten unerwarteten Resultate. Der Dampf fand bei den meisten Industriezwei-

gen Eingang und die richtigere Erkenntniß des Verbrennungsprocesses, anfangs bloß der Metallurgie zugutekommend, trug zur allmählichen Ausbildung der chemischen Industrie bei, welche in unserem Jahrhundert einen nie geahnten Aufschwung nahm. Durch genauere Kenntniß der Naturgesetze wurde man in den Stand gesetzt, die „hervorbringende Kraft“ zu steigern und zu erhöhen und gewann neue Mittel für die menschliche Thätigkeit. „Indem der Mensch“, sagt M. Chevalier, „die Kräfte der Natur seinem Willen unterwarf und sie zwang, sich zu seinem Nutzen zu entfalten, hat er sich zur Ausübung der Künste eine Rüstkammer geschaffen, welche täglich durch neue Werkzeuge bereichert wird und in welcher sich neue Kräfte, gleichsam neu erworbene Sklaven, zu seiner Verfügung stellen. Alle diese so zu sagen gezähmten und gebändigten Kräfte ersparen ihm die Anwendung oder wenigstens die Anstrengung seiner eigenen Muskelkraft. Seine Thätigkeit besteht mehr in der Ueberwachung als in der unmittelbaren persönlichen Bewegung der Apparate und in dem Maße, als er mit seinen Gliedmaßen weniger arbeitet, bringt er mehr hervor“. Durch die Kenntniß der mechanischen, chemischen und physischen Kräfte wird es dem Menschen möglich, seine Kräfte besser zu verwerthen und für die Ausführung jener Arbeiten aufzuspahren, welche für Maschinen, bisher wenigstens, unzugänglich sind. Dieselbe Summe Arbeitskraft erzielt, unterstützt durch die bewunderungswürdigen Hülfsmittel der Technik, weit größere Resultate. Fast alle fortgeschrittenen Culturvölker haben zu der Masse von Erfindungen und Entdeckungen, welche in fast allen Zweigen des industriellen Betriebs zu Tage gefördert worden sind, ihr Contingent geliefert. Eine Anzahl neuer Industriezweige ist geschaffen worden und mancher Körper, der unseren Großvätern noch unbekannt war, wird gegenwärtig auf die vortheilhafteste Weise verwerthet, bietet Tausenden Beschäftigung und bildet die Grundlage des Reichthums großer Städte, die auf wunderbare Weise im Laufe mehrerer Decennien aus dem Nichts emporstiegen. Der Mensch hat durch seine geistige Thätigkeit die in der Natur schlummernden Kräfte geweckt und zur Entfaltung gebracht, sich zur Befriedigung seiner Bedürfnisse neue Hülfsmittel geschaffen.

Die heutige Industrie stellt die kaufmännische Speculation an die Spitze; der Fabricant ist genöthigt auf Vorrath zu arbeiten, während das Handwerk im Allgemeinen sich auf Bestellung beschränkt, d. h. auf die nächsten Mittel zu Absatz und Verdienst. Dort überwiegt das Capital, hier die Arbeit. Das Princip der Arbeitstheilung kann sich natürlich nur in ausgedehntem Maßstabe bei dem Fabriksbetriebe einbürgern, oder doch in bedeutenderer Weise vervollkommen. Die Maschine arbeitet besser und, was vornehmlich in Betracht kommt, wohlfeiler; erfordert aber auch, um Nutzen zu gewähren, ein größeres Capital. Der Fabricant muß das höchstmögliche Productionsquantum im Auge haben. Durch die eintretende Concurrenz wird natürlich der Preis der Waare herabgedrückt, da der Producent zu den möglichst niedrigen Preisen arbeiten muß, um die kolossalen Quantitäten der erzeugten Waaren absetzen zu können. Die größeren Experimente, welche zur Vervollkommnung der Industrieartikel so viel beigetragen haben, sind nur in Fabriken

möglich. Dagegen gebietet der Fabricant auch über bedeutendere Capitalien, weil die gewaltigen Hülfsmittel des Credits, Banken und Wechsel ihm in weit größerem Maße zu Gebote stehen, als dem Handwerker. Was der Einzelne mit seinen Mitteln durchzuführen nicht im Stande ist, wird durch Association, durch die Vereinigung von Capital erzielt und die englische Industrie hat eben dadurch einen großen Vorsprung erlangt, daß ein möglichst angepannter Betrieb durch kolossale Unternehmungen ermöglicht wurde.

Das Princip der Arbeitstheilung, schon von Adam Smith als der bedeutendste Hebel industrieller Entwicklung erkannt, hat sich in den letzten Decennien fast allenthalben in der Praxis Bahn gebrochen. Die Theilung der Arbeit findet entweder in einer Fabrik statt, oder eine Fabrik beschränkt sich nur auf einen bestimmten Arbeitszweig und überläßt alles andere, was zur Ergänzung eines Artikels nöthig ist, anderen Fabriken. Die Fabriken haben hier und da eine bedeutende Ausdehnung erlangt, und der Hausindustrie, welche sich bisher, wenn auch nur mühsam in eine Concurrnz mit ihnen einzulassen wagte, den letzten Stoß versetzt. Die kleine Industrie vermag, was Billigkeit der Preise und Gleichmäßigkeit des Products anbelangt, ohne Anwendung der Maschinen nicht mit der großen Industrie in die Schranken zu treten. Und selbst bei Benützung der Hülfsmittel der modernen Technik hat eine ausgedehnte Fabricationsmethode große Vortheile voraus, namentlich ein Ersparniß an den Gesehungskosten, wodurch allein sie schon im Stande ist, das Fabricat wohlfeiler zu liefern. Das Fabrikssystem in seiner jezigen Bedeutung und Ausdehnung ist das Resultat großer Anstrengungen, die in den letzten Decennien gemacht worden sind, eine der charakteristischen Eigenthümlichkeiten unseres Jahrhunderts. Viele Industriezweige, die noch vor kurzem als Hausgewerbe betrieben worden sind, haben eine fabrikmäßige Ausbildung erlangt, und selbst jene Gewerbe, welche als ein ausschließliches Monopol der Hand angesehen wurden. So z. B. wird die Maschine bei Erzeugung von Stiefeln, Kleidern u. s. w. angewendet. Ueberall wird die menschliche Muskelkraft durch die mechanische Naturkraft zurückgedrängt und beseitigt.

Die erste Erfindung, welche eine durchgreifende Veränderung der Industrie anbahnte, war die Jenny des Webers James Hargreaves zu Standhill bei Blackburn in Nord-Lancashire 1764; die schon früher 1738 erfundene Spinnmaschine (spinning-frame) John Wyatts erlangte in der Praxis keine Bedeutung. Bisher verspann und verwebte man den Rohstoff durch Handarbeit. An dem Handspinnrade befand sich eine Spindel; die Jenny wurde zwar ebenfalls durch die Hand in Bewegung gesetzt, hatte aber 16—18 Spindeln, die von einem Arbeiter getrieben wurden. Einige Jahre später erfand ein Barbier aus Preston Richard Arkwright die spinning-throstl, bei uns Kettenstuhl genannt. Durch Vereinigung der Jenny und des Kettenstuhls schuf Samuel Crompton aus Firwood die Mule 1785, und Arkwright erfand die Cardis und Verspinnmaschine. Durch die Anwendung der Wasserkraft erhielt die Fabrication neue Impulse. Noch einflußreicher war die Erfindung der Dampfmaschine. Die rotirende Bewegung,

welche Watt derselben gab, ermöglichte ihre Anwendung in den verschiedenen Fabricationszweigen. Schon 1785 wurde der erste Versuch bei einer Spinnerei gemacht.

Die Anwendung der Maschine blieb nicht auf die Spinnerei beschränkt, man war eifrigst bemüht, sie auch bei der Weberei in Gebrauch zu bringen. Der mechanische Webstuhl Dr. Edmund Cartwright's, dem es nach mannigfachen langjährigen Versuchen gelang, eine anwendbare Maschine zu construiren, brachte eine totale Revolution hierin hervor. Die von ihm errichteten mechanischen Webereien hatten jedoch nicht gewünschten Erfolg, erst die im J. 1801 von Monteith errichtete Weberei mit 200 solchen Stühlen brachte einigen Gewinn. Die einige Jahre später von Mehreren gemeinsam erfundene Schlichtmaschine machte die Anwendung von Powerloom's erfolgreich. In dem ersten Decennium unseres Jahrhunderts wurde die Webmaschine durch die erfolgreichen Bemühungen Horrocks zu Stockport wesentlich verbessert, und dessen Webstühle blieben auch, mannigfache Abänderungen abgerechnet, im Gebrauch. Seitdem folgten die Erfindungen rasch aufeinander und brachten mannigfache Verbesserungen in der Maschinenweberei hervor. Das praktische Genie der Engländer, die erfinderiſche Thätigkeit der Franzosen, die beharrliche Ausdauer der Deutschen waren fortwährend auf Vereinfachungen bedacht und fast in jedem Jahrzehnt erlitt der Fabriksbetrieb mannigfache Umgestaltungen. Besonders einflussreich waren die Erfindungen Roberts in Manchester, Saquards und Soué Heilmann's.

Die Anwendung dieser Maschinen hat seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts besonders einem Industriezweig eine kolossale Ausdehnung gegeben, ja denselben gleichsam neu geschaffen. Die Baumwollindustrie ist eben keine neue. Schon in uralter Zeit versfertigten die im südlichen und mittleren Asien wohnenden Völker Baumwollentstoffe. Die Baumwollpflanze war in Ostindien und Aegypten ein bekanntes Gewächs, welches mannigfache Nuzanwendungen erfuhr. Unter den zahllosen Artikeln, welche das Kaufvolk des Alterthums par excellence, die Phönizier, den am mittelländischen Meeresgebiete wohnenden Völkern zuführten, werden auch baumwollene Stoffe namhaft gemacht. Die Araber, wohl das tüchtigste Industrievolk während der ersten Jahrhunderte des Mittelalters, beschäftigten sich mit dem Weben und Färben der Baumwollmanufacte in Alexandria, am schwarzen Meere, in den Hauptstädten Asiens, welche unter arabischer Herrschaft standen; in manchen griechischen Städten, besonders in Konstantinopel, befanden sich Fabriken, welche diesen Industriezweig pfl egten. Araber brachten die Baumwollencultur nach Europa, und versuchten den Anbau der Staude in Spanien und den unteren Gegenden Italiens, auf Sicilien. Die Fabrication verbreitete sich, nachdem die Lebensbedürfnisse der Völker sich gemehrt, nach Brabant und Flandern, nach Frankreich, den rheinischen Gebieten und in dem lezten Drittel des 16. Jahrhunderts nach England. Die Entdecker der neuen Welt fanden daselbst die Baumwollentaude und unter den Gegenständen, welche nach Spanien von den Eroberern Mexico's gesendet wurden, glänzten die baumwollenen Gewebe. Production und Coniumtion nahmen jedoch in den Jahrhunderten seit der Auffindung des Seeweges nach Ost-

indien nicht erheblich zu. Erst unserem Jahrhunderte war es vorbehalten diesen Productionszweig zu einem bisher ungewohnten Umfang auszubilden.

Auf die Cultur der Baumwollenstaude haben Boden und Klima einen großen Einfluß. Der schwarze Boden der südlichen Staaten Nordamerica's, besonders reich an sich zersetzenden organischen Stoffen, ist vorzugsweise für die Erzeugung der feinsten langfaserigen Baumwolle geeignet. Nordamerica ist auch für die Cultur der Baumwollpflanze das Hauptland. Das Productionsgebiet derselben reicht bis zum 35. Breitengrade in den atlantischen Staaten, und bis zum 27. Breitengrade in den westlichen am Mississippi gelegenen Gebieten. Beschränkter ist der District der langstapeligen Sea-Islandsorte. Der Same dieser Baumwollenart kam um das Jahr 1785 von den Bahamainseln in die Gegend von Savannah; sie gedeiht vornehmlich an der Ostküste Nordamerica's von 25° 10' bis 32° 40'. Virginien, Maryland in Nordcarolina, ehemals wichtige Productionsgebiete der Baumwolle, erzeugen gegenwärtig nur unbedeutende Quantitäten. Unter den Staaten, welche die meiste Baumwolle in den Handel liefern, steht Alabama obenan; sodann Mississippi, Georgia, Südcarolina, Tennessee, Louisiana, Arkansas, Texas und Florida. Die letztgenannten drei Staaten besitzen ein beträchtliches Terrain, welches bisher noch nicht zur Ausbeute herangezogen wurde. Die Arbeit wurde bekanntlich durch Negerclaven verrichtet, deren Zahl in der Union ungemein zunahm. Die Sklavenfrage gehörte während der letzten Jahrzehnte in Nordamerica zu den brennendsten, welche fast alle Interessen absorbirte und schließlich zu jenem Bürgerkriege führte, welcher die Union seit drei Jahren zerfleischt und das stolze Gebäude in Trümmer zu werfen droht. Die Anzahl der Baumwollplantagen belief sich in der Mitte des vorigen Decenniums im Gesamtgebiete der Union auf 77000, die Production nahm in riesiger Weise zu; sie steigerte sich in den Jahren 1825—45 fast um das Dreifache, und die Ernte von 1856 betrug beinahe das Siebenfache des Jahres 1825. Die immer zunehmende Sklavenarbeit ließ natürlich eine rationelle Cultur des Grundes und Bodens nicht aufkommen; Raubbau war und blieb das herrschende System. Dieses führt aber nothwendiger Weise zur Erschöpfung des Bodens und die Politik des Sklavenhaltens war daher auf Ausdehnung der Sklaverei gerichtet, um in den neu gewonnenen Ländereien einen Ersatz für die verbrauchten und ausgeaugten Strecken, deren Ernteertrag von Jahr zu Jahr sank, zu finden. Daß die Sklavenarbeit eine unbedingte Nothwendigkeit für die Baumwollenproduction sei, ist längere Zeit vielfach behauptet und den Südländern nachgesprochen worden; deutsche Einwanderer in Texas haben gezeigt, daß sich der Anbau dieser Pflanze durch freie Arbeit lohnt und in einträglichster Weise bewerkstelligen läßt, Auch in Alabama und Mississippi befinden sich über 120,000 freie weiße Arbeiter. Ein rationeller Betrieb mit freier Arbeit würde allerdings keine solch rapide Steigerung der Baumwollproduction zur Folge gehabt haben, aber die Resultate des Raubbaues und Negerclavensystems sind keine dauernden, sondern nur ephemerer Natur.

America am nächsten steht Indien, wo seit Jahrtausenden Baumwolle für häusliche Fabricate verwendet wird. Die Fortschritte in der Baumwollencultur waren in diesem Lande bis auf die Zeit englischer Herrschaft unbedeutend. So weit unsere Nachrichten reichen, führte man im Jahre 1783 zum ersten Male Baumwolle aus Indien nach Großbritannien ein. Die Bemühungen der ostindischen Compagnie waren auf Verbesserung der Qualität und Vermehrung der Quantität gerichtet. Man schickte verbesserte Baumwollreinigungsmaschinen nach Indien, und seit dem Jahre 1793 zeigte auch hier der Export einen starken Anwachs. Daß die ostindische Baumwolle mit der americanischen auf dem englischen Markte nicht concurriren kann, liegt in ihrer qualitativen Inferiorität. Die Faser der ostindischen Baumwolle ist kürzer als die der americanischen, außerdem besteht der vierte Theil aus Abfall, Sand, Schmutz und Blättern. Das Einsammeln wird in Indien auf höchst nachlässige Weise betrieben. Die Reinigung ist unvollkommen. Der indische Pflanzler ist meist stark verschuldet und deshalb gezwungen, Verträge auf die Ernte anzunehmen. Der Darleiber macht sich diesen Umstand zunutze, indem er den möglichst niederen Preis erpreßt, und dabei mehr eine Quantität als eine Qualität stipulirt, und da der Anbauer (Ryot) durchgängig seine Baumwolle abgiebt, ehe sie vom Samen getrennt wird, und so ziemlich den gleichen Preis dafür erhält, in welchem Zustande sie auch sei, hat er keinen Beweggrund sie sorgfältiger zu pflücken. Die bisher von der ostindischen Compagnie angewandten Mittel, dem durchaus verwerflichen Systeme der Mittelsmänner zu steuern, haben bisher geringe Resultate erzielt. Ein weiteres Uebel für die Cultur der Pflanze entspringt dem Mangel eines geeigneten Bewässerungssystems. Die günstigsten Theile Indiens für den Baumwollenbau sind: die Präsidentschaften von Bombar und Madras, das Gebiet des Nizam, und die Districte von Nagpore, wo man durch Verbesserung der Bewässerungswerke, Wasserleitungen, Dämme eine Hebung der Baumwollencultur zu erzielen im Stande wäre. Die vorhandenen Werke dieser Art rühren aus der mohamedanischen Zeit, sind aber seither verfallen, und die ostindische Compagnie hat nichts gethan, dieselben in gutem Zustande zu erhalten. Erst in dem letzten Jahrzehnt, besonders seit 1853, ist hierin theilweise eine Verbesserung eingetreten. In London bildeten sich zu diesem Behufe Gesellschaften von Privatleuten, wie die „Madras-Bewässerungs- und Canal-Gesellschaft.“ Die Communicationswege von den Pflanzungen nach den Verichiffungshäfen befinden sich in dem traurigsten Zustande, wodurch natürlich der Transport des Productes erschwert und vertheuert wird. Die wenigen Straßen, welche sich in letzter Zeit in Indien befanden, dienten nur militärischen Zwecken, und der Ausbau der Eisenbahnen erwies sich schon aus diesem Grunde als gebieterische Nothwendigkeit. Die Baumwolle mußte auf hunderte von englischen Meilen auf Ochsenkarren weitergeschafft werden, was natürlich bedeutende Transportkosten erfordert. Auch die Häfen Hindostans bieten einen traurigen Ausblick. In den letzten Jahren haben sich mehrere Gesellschaften gebildet, um durch Eisenbahnen die Communication des Innern mit den Seehäfen zu vermitteln, und mehrere Strecken werden jetzt schon befahren.

Noch ein Umstand verdient hier Erwähnung: der Mangel eines festen Landbesitzrechtes, indem die ostindische Compagnie den ausschließlichen Besiz des gesammten Grundes und Bodens für sich beansprucht. Der Bebauer bezahlt eine bestimmte Landtaxe, welche in einigen Gegenden jährlich, in anderen auf 30 Jahre hinaus festgestellt wird, und deren Betrag nach der Qualität des Bodens wechselt. Daß bei der alljährlichen Feststellung der Taxe der Pächter nicht das geringste Interesse hat, Verbesserungen anzustreben, ist klar, und der Gewinn seiner Anstrengungen reicht oft kaum hin, sein Leben zu fristen<sup>1</sup>.

Auf den westindischen Inseln und Guiana hat die Production in unserem Jahrhundert abgenommen. Der verderbliche Einfluß der Protection der englischen Colonien, die schlechte Leitung der Colonialangelegenheiten, die Lässigkeit der Colonisten selbst, und in der letzten Zeit der Mangel an Arbeitskräften, haben gleichmäßig zu diesem Rückgange beigetragen. Erst seit einigen Jahren, ist man darauf bedacht, eine genügende Einwanderung von Arbeitern zu erzielen, und in der That könnte man auf dem üppigen, fruchtbaren Boden der Inseln außerordentlich günstige Resultate erzielen. Bisher entnahm der westindische Pflanzler seine Arbeiter den Creolen, Kulis und portugiesischen Ansiedlern. Eine Aufhebung der Geseze, welche der freien Einwanderung Eintrag thun, ist eine dringende Nothwendigkeit.

Die Jahresproduction auf den französischen Besitzungen Westindiens ist unbedeutend, obwohl die französische Regierung die bisherige Importsteuer und in gewissen Fällen die Land- und directen Steuern für einige Zeit jenen erlassen hat, die sich auf die Baumwollencultur verlegen. Außerdem hat die Regierung einen anderen entscheidenden Schritt gethan. Die Autoritäten der Colonien sind angewiesen worden, von der gesammten Baumwollernte die guten Qualitäten, sowohl in den Antillen wie in Guiana, von den Pflanzern zu lohnenden Preisen anzukaufen; dies Product würde dann en masse in Frankreich verkauft, und die Colonial-Schatzkammer würde den Unterschied zwischen dem Ein- und Verkaufsbetrage auszugleichen haben. Zwei Colonien, Guadeloupe und Guiana, haben diesen Vorschlag mit Enthusiasmus angenommen. Von den spanischen Colonien führt Portorico etwas Baumwolle aus. Die englischen Ansiedlungen in Bahama und Trinidad liefern ebenfalls unbeträchtliche Quantitäten. In der letzten Zeit hat die Production in Jamaica zugenommen; man verwendet hier Chinesen und ostindische Kulis zum Anbau; die contractlich bestimmte Arbeitszeit beträgt 5—8 Jahre. — Mexico besizt einige für den Baumwollenbau treffliche Gebiete; so das Thal von

<sup>1</sup> Man hat auch versucht, aus americanischem Samen in Indien Baumwolle zu gewinnen, aber die Pflanze liefert nur für kurze Zeit ein Product, welches an Güte dem americanischen gleichgestellt werden kann. Im District Coimbatur im Dekan, in den Nila Giras soll die americanische Baumwollenernte vorzüglich fortkommen. Der Ertrag per Acre schwankt, er beträgt in einigen Gebieten 70, in anderen 300 bis 600 Pfd. per Acre; im Durchschnitte dürfte man 100 Pfd. per Acre annehmen können. Die gesammte Baumwollenernte des brittischen Ostindiens wird auf 2 bis 4 Mill. Ballen geschätzt, der Bedarf des Landes auf 700, nach Anderen sogar auf 3000 Mill. Pfd.



Rio-Nasas, am Rio Florida, und zu Urei in Sonora. Im südwestlichen Theil von Guanajuota beschäftigt man Indianer. Ein Haupthinderniß des weiteren Fortschrittes sind die düstern politischen und socialen Verhältnisse, die unzureichende Arbeitskraft. — In Brasilien, wo die Ausfuhr der Baumwolle ehemals eine bedeutende Stelle einnahm, ist in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts ein Rückschritt eingetreten, und erst in den lezten zwei Decennien ist wieder ein Fortschritt nachweisbar. „Es giebt in Brasilien unübersteigliche Hindernisse für die Ausdehnung der Baumwollencultur“, so heißt es in einem Briefe des Secretärs der Schatzkammer an das Haus der Repräsentanten in Washington im Jahre 1858, „worunter wir die Verwüstungen der Insecten, Eigenthümlichkeiten des Klima's und die Kosten und Schwierigkeiten rechnen, welche unzertrennlich von dem Transport aus dem Innern zur Küste sind“. Eine Hauptursache des langsamen Fortschritts der Baumwollencultur ist der Mangel an Arbeitskraft, da der Eclavenhandel im Jahre 1850 verboten wurde. Nur eine genügende Einwanderung aus Europa könnte dem abhelfen. — Die Hauptproductionsdistricte sind Pernambuco, Ceara, Bahia, Maranhão. Die Baumwolle Pernambuco's zeichnet sich durch Länge und Weiche der Faser, die Maranhão's durch lange und weiße Fäden aus. Auch in den anderen Theilen Süd-America's hat die Cultur der Baumwolle, obwohl der Boden dazu geeignet ist, kein großes Terrain gewonnen, und die jährliche Production (1806—1848) ist eine unbedeutende. In Aegypten traf Mehemet Ali geeignete Maßregeln, um die Cultur der Baumwollenstaude zu befördern. Man führte Samen von langfaseriger Baumwolle von Dogola und Senaar ein, später auch Samen der Sea-Insel-Baumwolle. Seit dem Jahre 1823 hat die Cultur der Baumwolle in Aegypten große Fortschritte gemacht. Das Monopolsystem, welches erst nach dem Tode Mehemet Ali's aufgegeben wurde, war einer weiteren Ausbeutung der Baumwollenstaude hinderlich, außerdem auch der lohnendere Anbau von Reis. Im Jahre 1823 wurde die erste Quantität ägyptischer Baumwolle nach England gebracht, seitdem beziehen auch Frankreich und Oesterreich verhältnißmäßig beträchtliche Mengen.

In Algier sucht die französische Regierung seit dem Jahre 1850 den Baumwollenbau zu fördern und erzielte in der Provinz Oran einen guten Erfolg. Den Baumwollenanbauern wurde eine jährliche Prämie von 20.000 Frs. zuerkannt und wenn nicht alle Ausichten täuschen, geht die Cultur der Baumwolle in Algier einer glänzenden Zukunft entgegen. — Im südöstlichen Africa sind durch die angestellten Versuche keine großen Resultate erzielt worden, weil die Colonisten den Anbau der Baumwolle weniger lohnend finden, als die Erzeugung anderer Producte. Erfreulicher sind die Resultate an der africanischen Westküste. Obwohl in der Umgegend von Sierra Leone, (wo der Engländer Clegg seit 1852 für den Baumwollenbau thätig war), Liberia, Lagoë, Fernando Po und weiter im Innern des Landes seit undenklichen Zeiten Baumwolle gezogen und verarbeitet wird, so hat man diesen Artikel doch erst in den lezten Jahren zu exportiren begonnen. Den Bemühungen des Engländer's Clegg verdankt man es, daß die Baumwollen-

cultur in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht hat, und alljährlich immer bedeutendere Quantitäten in Manchester anlangen. Seit Livingstone's Entdeckungsreisen ist die Aufmerksamkeit der Baumwollconumenten mehr auf Africa gelenkt worden, und hier eröffnet sich der energischen kaufmännischen Thätigkeit ein geeignetes Feld. Nach der Ansicht eines Kenners, mühte Loango bald ein Baumwollenculturmarkt werden, der New-Orleans in nichts nachstünde. Ein wichtiger Schritt für die intensivere Cultur der Staude in diesen Districten ist wohl dadurch geschehen, daß England sich das Gebiet von Lagos abtreten ließ. Die europäischen Länder, welche für die Baumwollencultur geeignet sind, Spanien, Italien und Malta, liefern bisher zur Masse der Baumwollenproduction nur einen geringfügigen Beitrag. Doch ist die Production gegenwärtig bedeutender und man hofft sie nach und nach auf eine noch höhere Stufe zu bringen.

## Das Wiener Straßenpflaster.

Welch' ein Getöse in den Straßen Wiens! Kaum vernimmt man sein eigenes Wort vor dem Klappern der Räder und dem Schlagen der Pferdehufe auf dem harten Granite. Jedes Gespräch der Fußgänger ist vereitelt, die Fahrenden selbst machen sich nur mit Mühe verständlich; ja mehr, selbst die Bewohner der angrenzenden Häuser sind gezwungen, bei geschlossenen Fenstern die Conversation zu führen, wollen sie ihre Zungen nicht übermäßig anstrengen. Und wäre es auch nur, um sie vor dem feinen Granitstaube zu schützen, welcher, verbunden mit der Moleculen der thierischen Abfälle, die Luft erfüllt und i. a. ch ärztlicher Aussage hauptsächlich unserer Residenz zu der traurigen Berühmtheit verholfen haben soll, unter allen Hauptstädten Europa's das größte Contingent an Tuberculösen zu liefern.

Und außer dem Getöse, außer dem verderblichen Staube unseres Granitpflasters, noch Welch' beschwerliches Gehen bei nassem Wetter auf den sich glättenden Steinen! Gründe genug, um bei dem modernen Umbau unserer Residenz auch der Frage des Pflasters die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken.

Verschiedene Versuche sind schon für Trottoirs sowohl als auch für Fahrstraßen angestellt worden.

Fürs erste sind breite Sandsteinplatten statt der bisher üblichen Granitwürfel gewählt und Cementmörtel statt des früheren Sandes in die Fugen geschüttet worden. Ein breiter Saumstein faßt ferner das Trottoir ein, dessen kleine Erhöhung dem Fußgänger Schutz bietet vor jeder zu nahen Berührung mit den rasch dahineilenden Wagen. Sein Fuß läuft ebensowenig Gefahr auf dem stets rauhen Sandsteine auszugleiten und der zwischen die Fugen gegossene Mörtel bewahrt ihn vor jedem Schmutz bei feuchter Witterung. Lauter Vorzüge des neuen Pflasters, welche von den zahlreichen Fußgängern überall dankbar begrüßt werden, wo sie ihm be-

gegnet, sei es in dem alten Wien auf dem Stephansplatze, sei es auf den breiten Gehwegen der eleganten Ringstraße.

Für Fahrstraßen ist unseres Wissens nur in der Kärntnerstraße ein Versuch gemacht worden, und zwar mit schmalen, hochkantigen Granitsteinen, welche statt des gewöhnlichen Schotterbettes auf eine Unterlage von Bêton gesetzt worden sind. Es ist kein Zweifel, daß die näher gerückten Fugen der schmälern Steine ebenso dem Hufe des Pferdes besseren Halt bieten, als die Bêtonunterlage das ungleichmäßige Senken und Abnügen der Steine, mithin die häufigen Reparaturen des Pflasters verhindern wird. Bleibt nur noch zu bedenken, ob bei dem öfteren Legen und Umlegen der unterirdischen Gas- und Wasserrohren das Aufreißen und Wiederherstellen der kostspieligen Bêtonschichte nicht größere Geldopfer erfordern werden, als das Repariren des altartigen Pflasters.

Eines weiteren Veriuches sind wir noch in mehreren Straßen der neueren Stadttheile gewärtig, welche, wie wir hören, macadamisirt werden sollen nach Art der Pariser Boulevards.

Run, wird durch diese beiden Versuche das heutige Getöse unserer Straßen vermieden, die Bildung von Staub und Schmutz vermindert werden? Mit nichten. Bei dem Granitsteine wird so lange das Getöse fort dauern, als nicht Kautschuk oder ein anderer nicht tönender Stoff an die Stelle des Eisens für die Radreise gewählt werden wird, und bei dem Macadam wird selbstverständlich die Bildung von Staub und Koth auf ein Maximum gesteigert. Den Beleg dafür bieten uns die Schotterstraßen von Paris trotz der außerordentlich sorgfältigen Erhaltung und Reinigung von Seiten eines zahlreichen Wärtercorps.

Der in warmen Tagen sich bildende Staub wird nur durch tägliches Abkehren und öfteres Bespritzen mit großen Wassermassen bewältigt und der bei feuchter Witterung gleich einem Brei die ganze Fläche bedeckende Koth kann bei dem großen Pariser Verkehre nicht entfernt werden trotz aller Anstrengungen der zahlreichen Cantonniers und trotz der verbesserten Einrichtung der modernen Canäle, deren breite Gassenöffnungen und vertiefte Reservoirs zur unmittelbaren Aufnahme des Straßenkoths dienen.

Was haben wir unter solchen Verhältnissen für Wien zu erwarten? Für Wien, dessen Wasserversorgung noch lange eine ungenügende bleiben wird, dessen Canalssystem die unmittelbare Aufnahme des Straßenkoths nicht gestattet. Dieser muß in der von den Vorfahren überkommenen primitiven Weise auf Wagen geladen und entfernt werden.

Was bleibt uns daher unter so bewandten Umständen zu thun übrig? Ein Surrogat zu wählen für den Steinwürfel, welcher Getöse, und für den Schotter, welcher Staub erzeugt. Holz oder Asphalt sind die Materialien, welche die gewünschten Eigenschaften bieten. Das erste hat durch das Mißglücken der vielfachen in England, Deutschland und America gemachten Versuche seinen Credit eingebüßt. Es bleibt uns daher nur noch Asphalt übrig, den wir aus eigener Erfahrung bereits kennen.

Die zahlreichen asphaltirten Wege auf dem früheren Glacis haben sich bei dem Umstande, als sie nicht nur von Fußgängern, sondern auch von Handwägen und Schiebkarren benützt worden sind, trefflich bewährt. Und doch wirkt man diesem Materiale Mangel an Haltbarkeit und Elasticität vor und giebt als Beleg die Sprünge und Risse an, welche die Asphaltdecke nach jahrelanger Benützung hie und da gezeigt hat.

Die Schuld an diesen Uebelständen wird jedoch mit Unrecht auf Kosten des Materials geschrieben, sie gebührt einzig und allein der Unterlage, welche aus nebeneinander gelegten Backsteinen bestand. Der mangelhafte Verband derselben mit dem Asphalt, die verschiedenartige Härte und daher die ungleiche Abnützung der Ziegel, ihr ungleichmäßiges Sezen, die dadurch aus der Ebene hervortretenden Ecken und Kanten derselben boten lauter feindliche Elemente für die gleichartige Inanspruchnahme der Asphaltdecke und verursachten deren Sprünge und Risse.

Welche Unterlage wählt man denn an anderen Orten und namentlich in Paris, wo auf Asphalt gegangen, wo mit schwerbeladenen Steinwagen gefahren wird? Eine Schichte aus Beton oder fest gestampftem Schlägelschotter dient als Unterlage, welche durch ihre Vertiefungen und Erhöhungen ebensoviele Halt- und Bindpunkte bietet, als sie durch die Homogenität ihrer Masse jedes ungleichartige Sezen verhindert. Hat man noch die Vorsicht gebraucht, bei trockenem Wetter und in mittelwarmer Jahreszeit die Asphaltirung vorzunehmen, um den durch den raschen Temperaturwechsel erzeugten Querrissen vorzubeugen, so ist jede Garantie geboten für die Dauer und die Haltbarkeit der Asphaltdecke. So lehren wenigstens die in Paris seit 1849 gemachten Erfahrungen.

Für Trottoirs wird Asphalt fast ausschließlich angewendet, seiner Eleganz, seiner Reinlichkeit seiner Billigkeit wegen. Von den Straßen sind schon sehr viele asphaltirt und selbst große Plätze erfreuen sich der modernen Bitumendecke, so la Place du Palais Royal, so la Place St. Germain l'Auxerrois.

Von den Straßen nennen wir bloß la Rue de Grenelle St. Germain, la Rue le Pelletier (in der Nähe der großen Oper), la Rue de la Banque (in der Nähe der Bank), la Rue Richelieu (in der Nähe der Comédie française), um den Beweis zu geben, daß gerade die befahrensten Straßen zu den gemachten Versuchen gewählt worden sind. Trotz der bedeutenden Frequenz dieser Straßen, deren Verkehr mit dem unserer belebtesten Hauptstraßen concurriren kann, haben die Asphaltirungsversuche doch die befriedigendsten Resultate ergeben. Nach 7- bis 8-jähriger Benützung befinden sich diese Straßen noch in gutem Zustande, ohne bedeutende Ausbesserungen beansprucht zu haben, und zeichnet sich deren Fahrbahn durch Geschmeidigkeit, Elasticität und Mangel an jedem Getöse aus. Bei etwas hoher Temperatur erzeugen die Radreise, gleichviel ob der Wagen in Bewegung oder in Ruhe sich befindet, leichte Geleise, welche jedoch durch das Darüberfahren anderer Wagen rasch wieder verwischt werden, und im Allgemeinen lehren die gemachten Erfahrungen, daß die Abnützung der asphaltirten Straßen in ziemlich kleinen Grenzen sich bewegt.

Nun eine kurze Skizze von der Art und Weise, wie in Paris bei dem Legen der Asphaltdecke vorgegangen wird. Eben wird ein Trottoir asphaltirt. Ein eigens construirter transportabler Ofen steht auf der Straße und stößt schwarze Dämpfe aus seinem Kessel aus, in welchen zuerst Mineraltheer zum Schmelzen eingebracht wird. Ist dieses geschehen, so wird Asphalt in kleinen Stücken zugelegt und nachdem diese Substanzen sich vollkommen miteinander verbunden, Harzöl und Sand in dem vorgeschriebenen Verhältnisse beigegeben. Ein Arbeiter theilte uns das Geheimniß der Mengung mit, welche auf 7 $\frac{1}{2}$  Pfd. Mineraltheer 90 Pfd. gepulverten bituminösen Kalkstein (Asphalt), 2 $\frac{1}{2}$  Pfd. Harzöl und 90 Pfd. grobkörnigen Sand vorschreibt. Das Harzöl wird hauptsächlich für Fahrstraßen angewendet, um die Geschmeidigkeit der Decke zu erhöhen.

Das Gemenge des tüchtig angeheizten Kessels wird nun von einer Schaufel kräftig durcheinandergerührt, welche mittelst Kurbel und Uebersehung von zwei Arbeitern bewegt wird. Diese Operation dauert so lange fort, bis an der Oberfläche der Masse Dampfbläschen sich zeigen, welche unter Bildung eines kleinen bläulichen Rauches zerplatzen. Nun werden aus der breiartigen Masse Plättchen gebildet, diese unter Wasser abgekühlt und Versuchen über deren Tragfähigkeit unterzogen. Wird diese für hinreichend befunden, so wird zur Asphaltirung geschritten.

Während des Schmelzens und Mengens des Asphaltens werden unterdessen in unmittelbarer Nähe kantig geklopfte Schottersteine und hydraulischer Mörtel im nöthigen Verhältnisse gemengt und auf die zu asphaltirende Stelle in einer Dicke von 3 Zoll aufgetragen, um die als Unterlage dienende Bétonschichte zu bilden. Bevor diese noch trocken ist, wird die breite Asphaltmasse mit großen Löffeln aus dem Ofen geschöpft, in Haufen ausgegossen und mittelst hölzernen Spateln in Platten von 2 bis 3 Fuß Breite abgestrichen. Eisene, auf den Béton gelegte Flachschiene dienen den Spateln zur Führung und sichern der Asphaltdecke eine gleiche Dicke, welche  $\frac{3}{4}$  Zoll für Trottoirs und 1 $\frac{1}{2}$  bis 2 Zoll für Bahnen beträgt. Die noch warme Schichte wird mit groben Sandkörnern bestreut und mit breiten hölzernen Schlägeln geklopft, sowohl um die Decke durch den eindringenden Sand rauher zu machen, als auch um eine innige Verbindung zwischen Asphalt und Unterlage hervorzubringen.

Dieses eben beschriebene Verfahren, nach welchem die oben erwähnten Straßen asphaltirt worden sind, macht seit wenig Jahren einem neueren Systeme Platz, welches versuchsweise an mehreren Orten zur Anwendung gekommen ist; namentlich auf dem früher genannten geräumigen Platze St. Germain l'Auxerrois. Dieses System besteht in Folgendem:

Auf eine gleiche Unterlage von Béton oder stark gepreßtem Schlägelschotter wird der Asphalt nicht in dickflüssigem, sondern in trockenem Zustande als Pulver in dünnen Schichten aufgetragen, von denen jede mit erwärmten eisernen Stößeln gestampft wird; eine Operation, durch welche das Asphaltpulver geschmolzen und in eine stark comprimirte und daher widerstandsfähigere Decke verwandelt wird. Die umständliche Handarbeit wird seit kurzem durch eine kleine, auf vier Rädern

bewegliche Maschine ersetzt. Sie besteht aus 2 Reihen von je 5 verticalen, mit eisernen Stößeln versehenen Stempeln, welche ähnlich wie bei einem Hochwerke gehoben werden und durch ihr Fallgewicht wirken. Diese Stempel werden von zwei Arbeitern mittelst Kurbeln in Bewegung gesetzt und mit ihnen der ganze Wagen, welcher sich in gerader Richtung gleichmäßig fortbewegt und daher, an dem Ende der Fahrt angelangt, einen Streifen Asphaltpulver comprimirt hat, welcher der Breite einer Stempelreihe entspricht. Der Wagen wird nun umgekehrt, um das Spiel der Stempel zu wiederholen und so lange fortzusetzen, bis die ganze zu asphaltirende Fläche gestampft worden ist.

Als Curiosum sei noch erwähnt, daß die ersten Versuche der Asphaltpflasterung in Paris (1836 und 1837) mit künstlichen Würfelsteinen gemacht worden sind. Sie wurden aus Schlägelschotter und heißem Asphalt mittelst Formen gebildet, auf die gewöhnliche Weise nebeneinander gestellt und ihre Fugen mit heißem Asphalt ausgegossen. Unkenntniß des noch neuen Bindemittels scheint die Ursache gewesen zu sein, daß dieser Versuch mißglückt ist. In kurzer Zeit schon waren die nach diesem System gebauten Straßen nicht mehr befahrbar und mußten neu hergestellt werden.

Auf Wien zurückkommend, ist schließlich der Versuche zu gedenken, welche in lepter Zeit mit einer neuen Art Asphalt, der sogenannten *lava metallica* an mehreren Orten gemacht worden sind. Die hohe Brücke und der Fiakerstand vor der protestantischen Schule auf der Wieden, ferner mehrere Hofräume in den neu gebauten Häusern auf dem Glacis sind nach diesem Systeme gepflastert worden. Seinem dunklen Aussehen und der großen Härte nach zu schließen, scheint der Asphalt außer mit Sandkörnern noch mit gepulverter Eisenschlacke gemengt zu sein. Nach gewöhnlicher Art auf eine Kiesschicht in dickflüssigem Zustande ausgegossen, wird er gleichmäßig abgestrichen und erhält schließlich eingezogene Fugen, um das gewöhnliche Pflaster nachzuahmen.

Wie elegant, wie rein und wie schön ist das Aussehen des Asphalt. Wie angenehm darauf zu gehen und noch angenehmer darauf zu fahren. Kein Stoß macht den Wagen erzittern, kein Getöse beleidigt unser Ohr, ungestört führen wir in und außer dem Wagen unsere Conversation fort, wie in dem ruhigen Wohnzimmer, das wir eben verlassen, kein Staub belästigt unsere Lungen u. s. w. Ein wahres Eldorado, welches uns entgegenlacht gegenüber dem mannigfachen Unangenehmen unseres heutigen Steinpflasters. Wann werden wir uns in dem Genuße dieses Eldorado's befinden und auch nach dieser Richtung hin dem modernen Fortschritte huldigen, dem heute die Einrichtungen großer Städte unterzogen werden?

S. Bö m c h e s.

## Nationalgalerie in London.

T. Wir haben kürzlich die Budgets zweier großer Anstalten in London, welche dem theoretischen und anschaulichen Kunstunterrichte gewidmet sind, des British- und des South-Kensington Museums, betrachtet, von welchen das erstere eine jährliche Dotation von beiläufig 100.000 Pfd. St., das letztere von 33.000 bis 35.000 Pfd. St. bezieht.

Die dritte im Rande der hervorragendsten Kunstsammlungen Englands ist die Nationalgalerie auf Trafalgar Square, deren Budget in den letzten Jahren durchschnittlich bei oder über 12.000 Pfd. St. erreichte. Von dieser Summe ist durchschnittlich die Hälfte, nämlich der fixe Betrag von 6000 Pfd. St. jährlich für den Ankauf von Gemälden bestimmt. Eine Summe von 2000 Pfd. St. ist für Reisekosten, Agentien und dergleichen Vorbedingungen des Bilderankaufes prälimitirt. Der Director bezieht einen Gehalt von jährlich 1000, der Secretär von 750 Pfd. St.; der Rest der Dotation entfällt auf Custoden, untergeordnete Bedienstete und Polizei.

In dem mit 31. December 1861 abgeschlossenen Jahre war die Nationalgalerie wegen Bauherstellungen für das Studium nur an 56 Tagen, das South-Kensington Museum aber, welches eine Anzahl der Bilder der Nationalgalerie on loan ausstellt, dreimal wöchentlich geöffnet. Die Zahl der „students“ war in Trafalgar Square 1812, in South-Kensington 8593. Die Zahl der Schüler für Delmalerei insbesondere betrug nach den Aufzeichnungen 483; der durchschnittliche tägliche Besuch seitens derselben in Trafalgar Square 18, in South-Kensington 32 Schüler. Für die Aquarellmalerei waren im Ganzen 105 Schüler eingetragen wovon durchschnittlich auf den täglichen Besuch in Trafalgar Square 14 und auf das South-Kensington Museum 25 entfallen.

Die Anzahl der verkauften Kataloge der Nationalgalerie zu 1 Sh., 4 D. und 1 D. (fremde Schulen) und 6 D. (brittische Schule) belief sich im Ganzen auf 4768 Stücke und der Erlös aus denselben auf 106 Pfd. St. 1 Sh.

Der Besuch der Hauptgalerie in Trafalgar Square und der im South-Kensington Museum aufgestellten, aus der Nationalgalerie entlehnten Sammlung stellte sich im Jahre 1861 folgendermaßen herans:

Monat	Trafalgar Square	S.-Kens. Musf.
Jänner . . . . .	geschlossen	43.436
Februar . . . . .	"	43.604
März . . . . .	"	44.087
April . . . . .	"	69.297
Mai (vom 11. an) . . . . .	101.961	57.214
Juni . . . . .	93.732	47.252
Juli . . . . .	130.262	56.296
Fürtrag . . . . .	325.955	361.186

Monat	Trafalgar Square S.-Kens. Mus.	
Uebertrag . . . . .	325.955	361.186
August . . . . .	108.160	46.047
September . . . . .	90.411	57.516
October . . . . .	geschlossen	58.072
November . . . . .	70.753	35.404
December . . . . .	74.278	46.325
Totalsumme . . . . .	669.557	604.550
Zusammen . . . . .	1,274.107	

Schließlich ist zu bemerken, daß die Nationalgalerie ihre Gemälde nicht nur dem South-Kensington Museum in London, sondern auch für die Expositionen der Royal Dublin Society, so wie für gleiche Zwecke nach Edinburgh leihweise überläßt, und zwar aus dem Grunde, weil sie selbst die Räumlichkeiten zur Unterbringung derselben nicht mehr besitzt und es vorzieht, statt die Bilder auf Böden und in Magazinen aufgerollt vermodern zu lassen, dieselben in den Provinzialhauptstädten abwechselungsweise zur Schau zu stellen.

So wird derselbe Umstand — Mangel an Räumlichkeiten — der an einem Orte den vorhandenen Schatz von Kunstwerken selbst in der Substanz angreift anderwärts Veranlassung erweiterter Benützung und trägt so reichliche Zinsen!

\* Dr. Friedrich Kenner, Custos des k. k. Münz- und Antikencabinetts, hat soeben eine als Manuscript gedruckte biographische Skizze des Directors Joseph Ritter v. Arneth (gest. am 31. October 1863) veröffentlicht. Wir können diese Biographie allen jenen bestens empfehlen, die sich für den Director J. Ritter v. Arneth, so wie für die Geschichte der Anstalt während seines Directorates interessiren. Wie alles, was Dr. F. Kenner, einer der achtbarsten und strebsamsten jüngeren Gelehrten Oesterreichs, veröffentlicht, ist auch diese biographische Skizze, aus der wir seinerzeit einen Auszug mittheilen werden, fleißig und gewissenhaft gearbeitet und ganz gut geschrieben.

S. „Magyarország helynévtára, Ortlexikon des Königreiches Ungarn. Herausgegeben von B. R.“, verlegt bei Emich, Pesth, 1863. Seit Lipsky's trefflichem, aber schon 1808 herausgegebenem Repertorium ist ungeachtet mehrerer Versuche kein erschöpfendes Ortsverzeichnis von Ungarn erschienen, und die vorliegende Arbeit um so willkommener, als sie mit großem Fleiße durchgeführt ist und daher zur höchst erwünschten Quelle für das Land wird, in welchem die in letzter Zeit geschehenen durchgreifenden Aenderungen die Orientirung sehr erschweren. Sehr zweckmäßig theilt sich das Buch in zwei Theile, deren erster die Eintheilung des Landes bis zu den einzelnen Bezirken mit ihren zugewiesenen Ortschaften, die gerichtliche, kirchliche, militärische und finanzielle Eintheilung des Landes, der zweite aber das alphabetische Ortslexikon mit Angabe des Ortscharakters, des Comitates und Bezirkes, der Seelenzahl und herrschenden Sprache, der Diöcese, des Steueramtes, Ergänzungsbezirkes und der letzten Poststation enthält. Hierbei ist jeder Ort so oft aufgenommen, als er in den verschiedenen Idiomen Namen hat, ebenso folgt im ersten Theile stets eine deutsche Uebersetzung dem ungarischen Texte, so daß das Buch auch für der ungarischen Sprache nicht Kundige leicht benützlich wird. Erwünscht wäre



eine Erläuterung gewesen, welchen Quellen die Ziffern der Einwohner entnommen wurden, da diese von der letzten Zählung durchweg und erheblich abweichen.

\* In der letztabgehaltenen Sitzung des Ausschusses der Gesellschaft für Geschichte und südslawisches Alterthum in Agram machte der Präses der Gesellschaft, Hr. Ivan Kukuljević-Sakcinski, zwei Vorschläge, welche von dem Ausschusse einstimmig angenommen wurden.

In der Begründung wies der Antragsteller mißbilligend darauf hin, daß bis jetzt in Croatien die archäologische Forschung sich ausschließlich auf die griechische und römische Zeit beschränkt und das für die Kunde der nationalen Geschichte so wichtige Mittelalter vernachlässigt habe, und fuhr dann fort:

„Es wäre zweckmäßig, den Anfang mit dem Forschen nach den Gräbern unserer croatischen Könige zu machen. Aus der Geschichte Salona's (*Historia Salonitana Cap. XVI.* des Tomas Areli, Diaconus von Spalato), unseres gelehrten Geschichtsschreibers des 13. Jahrhunderts, ist bekannt, daß der größere Theil unserer Könige und Königinnen sammt dem großen König Kresimir in dem Vorhofe (Atrium) der Kirche des h. Stephan begraben wurde, welche Kirche die croatische Königin Helena auf den Ruinen der Stadt Salona bauen ließ.

Die erwähnte Kirche ist nun schon längst zerstört und man wußte bis jetzt nicht einmal den wahren Platz, wo sie gestanden. In neuerer Zeit jedoch fand man bei der Auffuchung römischer Alterthümer unter anderen verschiedenen Gegenständen auch das Fundament einer alten katholischen Kirche mit Mosaiken, Aufschriften und Bildern, und was das wichtigste ist, auch Säulen im byzantinischen Stil: somit klare Beweise, daß hier ein kirchliches Gebäude des Mittelalters gestanden. Es ist somit alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß hier die Kirche des h. Stephan gestanden haben mag. Bisher hat niemand bei dem Fundamente dieser Kirche oder unter demselben weiter gegraben und das eben wegen Mangel der hierzu nöthigen Mittel. Wir haben somit alle Hoffnung, daß, wenn hier die Kirche des h. Stephan wirklich gestanden, auch die Gräber unserer Könige im Vorhofe erhalten sind.“

Er schlug demzufolge vor, die Statthalterei um Bewilligung einer entsprechenden Summe Geldes aus irgend einer Fonds- oder Landescasse, das Dalmatiner Gouvernement um die Erlaubniß zur Nachforschung, die städtische Behörde von Spalato, die Dalmatiner Matica und den Lesevereine in Spalato um anderweitige Unterstützung des Unternehmens zu bitten.

Der zweite Vorschlag betrifft ebenfalls wichtige Alterthümer und Pretiosen aus den Zeiten der unabhängigen croatischen Herrscher, namentlich zwei sehr schön gearbeitete und reich verzierte königliche Kronen, zwei silberne Kreuze und einen silbernen Sarg, welche Kostbarkeiten nach dem Zeugnisse des Geschichtsschreibers des 16. Jahrhunderts, Dominik Zavorčić (Zavoreo), der croatische König Zvenimir der Peterkirche in Rom geschenkt hat und die noch im 16. Jahrhundert sich daselbst befanden. Der Vorschlag geht dahin, wegen dieser Gegenstände an das Ehrenmitglied der Gesellschaft, Herrn Augustin Reiner, Custos des vaticinischen Archivs, und an die Domherren der St. Hieronymus-Kirche, Stephan Milinarić und Johann Germeić nach Rom zu schreiben und sie zu ersuchen, daß sie sich bemühen mögen, auf die Spur dieser für die croatische Nation so wichtigen Alterthümer und Kostbarkeiten zu kommen.

\* Für Hermann Marggraffs Hinterlassene hat sich in Leipzig ein Comité gebildet (Dr. Ed. Brockhaus, Hofrath Martach, Prof. Wuttke u. A.) und erläßt nachstehenden Aufruf:

Am 11. Februar d. J. ist Hermann Marggraff in der Vollkraft seines Wirkens, erst 54 Jahre alt, in Leipzig gestorben. In ihm haben die deutsche Litteratur und der ganze deutsche Schriftstellerstand einen ihrer getreuesten und eifrigsten Hüter und Vertreter verloren. Hermann Marggraff, der sich durch seine lyrischen Gedichte und Balladen, durch humeristische Romane und Dramen, vorzugsweise aber als Litterarhistoriker und Kritiker einen ehrenvollen, in weiten Kreisen geachteten Namen erworben, hatte es sich, namentlich als langjähriger Herausgeber der „Blätter für litterarische Unterhaltung“, zur Lebensaufgabe gemacht, die deutsche Litteratur zu heben und ihr die Anerkennung zu erringen, auf welche sie den gerechtesten Anspruch hat. Das Leben, welches für ihn ein unausgesetztes Ringen und Mühen, Arbeiten und Sorgen war, ist ihm den Lohn für sein Streben schuldig geblieben: um so mehr ist es für alle, welche Marggraffs Namen kennen, zur Ehrenaufgabe geworden, an seine Hinterlassenen den Zell des Dankes abzutragen.

Hermann Marggraff hat außer seiner Wittve zehn noch sämmtlich unverjorgte Kinder, von denen das jüngste erst anderthalb Jahr alt ist, hilflos zurückgelassen. Zwar wird die Schillerstiftung, deren geistiger Schöpfer und eifrigster Förderer er war, sich seiner Hinterlassenen gewiß in entsprechender Weise annehmen, aber selbst wenn ihre Gabe, wozu gegründete Aussicht vorhanden, reichlich ausfällt, wird die Zukunft der Familie dadurch allein noch nicht gesichert. Dies zu erstreben, sind in Leipzig die Unterzeichneten zu einem Comité zusammengetreten, und wie sie bereits hier mit bestem Erfolg zu diesem Zwecke gewirkt haben, richten sie auch an alle wohlwollenden und edel denkenden Männer im übrigen Deutschland die Aufferberung und dringende Bitte, sie durch Beiträge in diesem Streben unterstützen zu wollen. Jede Zeitungsredaction wird solche gewiß gerne zur Beförderung an uns entgegennehmen. (Folgen die Unterschriften.)

D. (Vom deutschen Büchermarkte.) Unter den Novitäten der vergangenen Wochen sind es zwei, die wir besonders hervorheben möchten, da wir auf ihnen die Namen zweier hochgeachteter, unserer Stadt besonders nahestehender Dichter lesen. „Demetrius, eine Tragödie von Friedrich Hebbel“, ist das letzte, leider unvollendete Werk des vor kurzem hingeschiedenen Dichters. Ursprünglich eine Vollendung des Schiller'schen „Demetrius“ beabsichtigend, ließ Hebbel diesen Gedanken bald fallen, als er das Drama wirklich in Angriff nahm, um aus demselben Stoff ein neues, allein ihm angehörendes Kunstwerk zu bilden. Wie traurig ist es nicht, daß es ihm nicht vergönnt war, sein Werk zu vollenden, und daß gleich seinem ursprünglichen Vorbild auch sein Drama ein Torso geblieben ist. Die mit der Veröffentlichung des Nachlasses Hebbels von ihm beauftragten Herausgeber, Prof. Glaser und Emil Kuh, verdienen den lebhaftesten Dank für die baldige Publication. Die Einleitung enthält nach Mittheilungen, wie sie sich in Tagebuchaufzeichnungen, Briefen und mündlich überlieferten Aussprüchen vorgefunden haben, die Entstehungsgeschichte des Drama's. In anerkennenswerther Pietät veröffentlichten die Herausgeber das Drama in vollständig getreuer Wiedergabe des Manuscripts. Die Tragödie, die sich in ein Vorspiel und fünf Acte gliedert, bricht in der achten Scene des fünften Actes ab, ist aber doch so weit vollendet, daß wenigstens über die künftige Wendung des Helden kaum ein Zweifel bestehen kann. Ein Schema für die weitere Ausarbeitung hat sich nicht vorgefunden.

Es erregte die lebhafteste Freude und Spannung als vor längerer Zeit die Tagesblätter die Actiz brachten, daß nach jahrelangem Stillschweigen Anastasius Grün mit einer neuen Dichtung uns erfreuen werde. Jetzt liegt die sehnlich erwartete vor („Robin Hood, ein Balladenkranz nach altenglischen Volksliedern von Anastasius Grün“) und

führt uns in reizenden, den altenglischen Volksliedern frei nachgedichteten Balladen das Leben des populärsten Volkshelden Alt-Englands, des kühnen Jägers, des Räubers und Wildschützen vor. Die ein Viertel des Buches umfassende Einleitung enthält eine historische Untersuchung über das Leben Robin Hood's und die Entstehung der ihn feiernden Volkslieder.

Carlyle's bekannte „Biographie Friedrichs des Großen“, erhielt eine Fortsetzung (Band 7 und 8 der Ausgabe in Lauchnitz' Collection of british authors), welche den zweiten schlesischen Krieg, die Friedensjahre 1746 bis 1751 und die beiden ersten Jahre des siebenjährigen Krieges umfaßt und wie die früheren Bände reich ist an Briefen und Actenstücken. Die beiden Bände bilden den 700. und 701. Band der in aller Welt bekannten Lauchnitz' „Collection of british authors“, eines der großartigsten Unternehmen des deutschen Buchhandels, das nicht unwesentlich die immer größere Verbreitung englischer Litteratur in Deutschland gefördert hat.

Von größerem Werth als die ungemein zahlreich erscheinenden kleinen Broschüren über die schleswig-holstein'sche Frage ist eine gedrängte übersichtliche geschichtliche Darstellung der dänisch-deutschen Verwicklung, die wir von Prof. G. Majer in Heilbronn erhalten. Von den übrigen Schriften über denselben Gegenstand erregten die nachstehenden größeres Aufsehen und seien darum hier erwähnt: „Wend, der Kampf um Schleswig-Holstein“, „Wd. Schmidt, Schleswig-Holsteins Geschichte und Recht“ und „Prof. Hänel, die Garantien der Großmächte für Schleswig“.

P (Vom französischen Büchermarkt.) J. Janin, der bekannte Feuilletonist, scheint sich am Abend seines Lebens mit besonderem Eifer dem Studium des römischen Alterthums hinzugeben. Vor wenigen Jahren erschien von ihm eine Uebersetzung des Horaz und jetzt publicirt er: „La poésie et l'éloquence à Rome au temps des Césars“. In leichtem Feuilletonstil ist hier von Horaz, von Ovid, Plinius, Quintilian, Petronius und Martial die Rede. Die höchste Litteraturblüthe der römischen Welt ist mit Verliebe und mit jenen pikanten Bemerkungen erzählt, ohne welche ein derartiges Buch kein größeres Lesepublicum erlangen könnte.

Eine neue „Histoire contemporaine“ hat begonnen, deren Verfasser, A. Gauchard — irren wir nicht — schon früher sich durch Schriften über die französische Revolution bekannt gemacht hat. Er vertrat dabei den legitimistischen Standpunkt, scheint aber in neuerer Zeit den Umständen Rechnung getragen und sich über alle Parteien gestellt zu haben, um sein Urtheil sine ira et studio zu fällen. Wenigstens giebt er in der Einleitung die Absicht kund, sich durch keine wie immer geartete Rücksicht beirren zu lassen. Das Buch soll den Zeitraum umfassen „depuis la révolution de 1830 jusqu'à nos jours“ und dabei auch die sociale Bewegung, so wie jene in Kunst und Litteratur berücksichtigen. Der erste Band geht bis 1832. Als Augenzeuge der erzählten Ereignisse scheint es der Verfasser nicht für nöthig erachtet zu haben, Quellen anzuführen, wenn es auch auf der Hand liegt, daß Guizot's Memoiren jedenfalls viel Material liefern mußten.

Ein neues Buch von Flourens wird von den Freunden der Naturwissenschaften immer mit Interesse in die Hand genommen. Diesmal handelt es sich um eine Gegenschrift gegen die Theorie Darwins von der Entstehung der Arten. Darwins Behauptungen fanden bekanntlich viele Bewunderer, die wenigsten allerdings unter den eigentlichen Zoologen von Fach. Flourens zieht rücksichtslos gegen Darwin zu Feld und stützt sich dabei möglichst auf die Specialwerke bekannter Zoologen. Auch die *génération*

spontanée, die namentlich in Frankreich in jüngster Zeit mehrere Vertheidiger in dilettanten Büchern gefunden, wird als eine Phantasmagorie zurückgewiesen. Der Titel des Flourens'schen Buches heißt: „Examen du livre de M. Darwin sur l'origine des espèces.“

Von Tyndall's berühmtem Werk über die Wärme als bewegende Kraft erschien eine französische Uebersetzung: „La chaleur considérée comme un mode de mouvement. Traduit par l'abbé Moigno“.

In der Litteratur leichteren Schlages hat ein Band skandalvoller Enthüllungen unter dem Titel: „Mémoires d'une femme de chambre“ vor den Augen des Pariser Publicums Gnade gefunden. Eine Kammerfrau, welche die Geheimnisse ihrer Gebieterin ausplaudert und dabei bekannte und gefürchtete Persönlichkeiten der Kritik einigermaßen bloßstellt, ist kein neuer Gedanke, aber ein Gedanke, der von der Speculation von Zeit zu Zeit immer wieder mit Erfolg in Scene gesetzt werden kann. Beispiel: das erwähnte Buch, das in einer Woche sich bis zu drei Auflagen emporzuschwang, in seinem Außern jedoch auch alles vereinigt, um dem Stoffsuchenden Reiz zur Lectüre zu verursachen.

Der mehr als 80jährige Ch. P. de Kock publicirte jüngst in kurzen Zwischenräumen wieder drei seiner nun schon sehr zahlreichen Romane: „Les enfans du boulevard“ mit der Fortsetzung „Les petits-fils de Cartouche“ und „Les demoiselles de magasin“. Es wird wohl nicht bald wieder vorkommen, daß ein so hochbetagter Mann fortwährend die leichtfüßigste Art von Romanen cultivirt und daß derselbe, trotz einer fühlbaren Abnahme der Erfindungskraft, doch immer noch Leser genug findet.

## Sitzungsberichte.

### Auszug aus dem Protokolle

der 2. Sitzung der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, welche am 4. Februar 1864 unter dem Vorsitze Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten Dr. Joseph Alexander Freiherrn v. Helfert abgehalten wurde.

Der bisherige Correspondent in Leutschau, Herr W. Merklas, ist als Gymnasiallehrer nach Prag überetzt worden und erstattet hievon die Anzeige mit dem Ersuchen, ihn auch in seinem neuen Amtsorte in seiner Eigenschaft als Correspondent zu bestätigen.

Die Centralcommission, welche Herrn Merklas zu ihren thätigsten und eifrigsten Correspondenten zählt, erklärt dankbar auf dieses Ersuchen einzugehen.

Die Mittheilung des hochw. Herrn Probstes des Stiftes Klosterneuburg, daß der erst kürzlich zum Correspondenten ernannte Capitular, Kanzleidirector und Archivar des genannten Stiftes, Herr Florian Thaller, gestorben sei, dann die gleichzeitig vorliegende Anzeige von dem Tode des Conservators Bürgermeisters Grüner in Eger, werden unter Hinweisung auf die Verdienste, welche sich die beiden Verstorbenen um die Interessen der Centralcommission erworben hatten, mit Bedauern zur Kenntniß genommen.

Die Mittheilung des k. k. Staatsministeriums, daß die Kosten für die von der Centralcommission angeregte Restauration des Atriums an der Kathedrale in Varenzo als außerordentliches Bauersforderniß in den Veranschlag des Isrianer Religionsfondes für das Jahr 1865 einbezogen wurden, wird mit großer Befriedigung entgegen genommen.

Der Conservator in Graz, k. k. Postdirector Scheiger, berichtet, daß der Bauzustand der schönen Neuberger Kirche allerdings ein schadhafter, mehrfacher Herstellungen bedürftiger sei, und bestätigt, daß die Gruft Otto des Fröhlichen früher allgemein zugänglich und die darin ruhenden Gebeine profaner Berührung und selbst der Entfremdung ausgesetzt gewesen, welchem Unfuge jetzt aber durch die Schließung der Gruft abgeholfen sei.

Es wird beschloffen, sich wegen Sicherstellung der an der Kirche zu Neuberg vorfindenden Baugeschichten an Se. Excellenz den Herrn Statthalter für Steiermark zu wenden.

Die Mittheilung des Präsidenten, daß er durch ein an Se. Excellenz den hochw. Herrn Bischof von Szathmar, Dr. Haas, gerichtetes Schreiben die Anregung zu einer umfassenderen Darstellung der interessanten Holzkirchen in Ober-Ungarn gegeben habe, wird von der Commission verläufig zur Kenntniß genommen.

Ueber Antrag des Herrn Sectionsrathes Ritter v. Heufler wird beschloffen, anlässlich einer Notiz der „Oesterreichischen Wochenschrift“ (Nr. 5, 1864), in welcher auf den Verfall der alten Kaiserburg in Eger hingewiesen wurde, den Conservator für Böhmen, Grafen Franz Thun, auf den Zustand dieses hochinteressanten Baudenkmals aufmerksam zu machen und von demselben Bericht abzuverlangen.

Hiermit wurde die Sitzung geschlossen.

## K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung am 15. März 1864.

Herr k. k. Hofrath und Director W. Haidinger im Vorsitz.

Der Vorsitzende gedenkt in ehrfurchtvoller Trauer des erschütternden Verlustes Sr. Majestät des Königs Maximilian II. von Baiern, des Beschützers der Wissenschaften und Förderers insbesondere auch der geologischen Forschungen.

Mit der Vorlage des neuesten (30.) Bandes der Verhandlungen der kaiserlich leopoldinisch-carolinischen deutschen Akademie der Naturforscher verbindet Haidinger den Bericht rühmlichster Einwirkung des gegenwärtigen Präsidenten, geh. Rathes Dr. C. G. Carus in Dresden. Unter seiner Vermittlung wurde ein Haus in Dresden eigenthümlich für die Akademie angekauft mit besonderen Erleichterungen durch Se. Majestät den König von Sachsen, zur Aufstellung der werthvollen Bibliothek, welche nun von Bonn dahin überführt wird. Auch dessen wird rühmend gedacht, daß Präsident Carus die letzte Copenhagens'sche Medaille in der Ertheilung nicht mehr an die Lösung einer neu ausgeschriebenen Preisfrage geknüpft, sondern dieselbe in männlicher Zuerkennung des Werthes einer bereits geleisteten Arbeit an den Herrn Prof. Dr. Ernst Haeckel für sein wichtiges neues Werk über die Radiolarien (Berlin 1862, mit 35 Kupfertafeln) verliehen hat.

Die geologische Gesellschaft in London verlieh ihre Wollaston-Goldmedaille dieses Jahr (Sitzung vom 19. Februar) dem hochverdienten Forscher Sir Roderick Murchison, von dem auch die k. k. geologische Reichsanstalt so viele Anregung und Anerkennung erhalten. Das Ergebniß der Wollaston-Stiftung wurde Herrn Deshayes zuerkannt.

Haidinger wünscht als Gegenbild zu den vorhergehenden Mittheilungen, daß bei manchen Ereignissen in der Nähe doch über die wirklich umfassenden Arbeiten, welche durch die Mitglieder der k. k. geologischen Reichsanstalt ausgeführt wurden, nicht so ganz mit Still-schweigen hinweggegangen würde, wie unter Anderem bei einem am 8. März

d. S. in der Sitzung des niederösterreichischen Gewerbevereines von dem Präsidenten Herrn k. k. Hofrath Ritter v. Burg gestellten Antrage „auf Abführung einer gründlichen Untersuchung über den Brennwerth sämmtlicher im österreichischen Kaiserstaate vorkommenden fossilen Brennstoffe“, welcher „mit allgemeinem Beifalle zum Beschlusse erheben“ wurde. Haidinger erinnert daran, wie Herr Hofrath Ritter v. Burg selbst Mitglied der Comissionen der k. Akademie der Wissenschaften zu gleichem Zwecke im Jahre 1849 gewesen, wie später die Arbeiten in der k. k. geologischen Reichsanstalt folgten, und wie namentlich durch das bekannte und weithin als entsprechend anerkannte Werk des Herrn Karl Ritter v. Hauer „Untersuchungen über den Brennwerth der Braun- und Steinkohlen von den wichtigeren Fundorten im Bereiche der österreichischen Monarchie, nebst einigen statistischen Notizen und Angaben über ihre Lagerungsverhältnisse“, die Frage bereits so vollständig erledigt ist, daß man es hätte viel begreiflicher finden müssen, wenn der Herr Präsident des niederösterreichischen Gewerbevereines für Herrn Karl Ritter v. Hauer die Zuerkennung der größten ihrer Ehrenmedaillen beantragt hätte, als jenen oben genannten Antrag zu stellen und zur Annahme zu bringen, als ob in unserm Oesterreich dieses Feld der Forschung noch gänzlich unbearbeitet dazulegen hätte.

Herr k. k. Prof. Dr. R. Peters besprach die Versteinerungen der Krinoidenkalks von Fridland bei Villenfeld, aus dem Umbachgraben an der Enns und von Großau, westlich von Waidhofen an der Ybbs, welche bei der vorjährigen geologischen Aufnahme von Herrn k. k. Bergrath Pipold gesammelt wurden. Es sind größtentheils Brachiopoden der „Hierlachsichten“, so wie mehrere Species des außeralpinen Lias, die aus den Alpen bisher nicht bekannt waren. Nach diesen letzteren zeigen diese Schichten die innigsten Beziehungen zu dem mittleren Lias der außeralpinen Regionen und gestatten den Schluß, daß auch der Kalkstein des Hierlachsgebirges keineswegs ausschließlich dem unteren Lias gleichgestellt werden darf.

Herr k. k. Schichtmeister G. Freiherr v. Sternbach erläuterte einen geologischen Durchschnitt von Gros-Raming an der Enns in nördlicher Richtung durch den Pechgraben. Als tiefstes Glied treten in dem nördlichen Theile des Pechgrabens Sandstein und Schiefer der schlenführenden, dem Lias angehörenden Grestener Schichten zu Tage; sie werden von den Sandsteinen des mittleren Lias mit *Ammonites amaltheus* und *Posidonia Bronnii* überlagert; an einer anderen Bruchlinie, bei der Aschaalpe, treten noch die petrefactenreichen Hierlachsichten auf, während die Jura- und Kreidegebilde, namentlich dem Neocom angehörig, in dem ganzen Gebiete unregelmäßig, mit vielfach gestörten Lagerungsverhältnissen verbreitet sind.

Herr F. Babanek legte mehrere Gangstücke vor, die der k. k. Berggeschworne Herr S. Wala von Prizbram an die k. k. geologische Reichsanstalt eingeschendet hatte. Sie sind aus einem Grubenrevier der sogenannten zweiten Schieferzone, von welcher früher angenommen wurde, daß in derselben die Birkenberger Gänge nicht fortsetzen, sondern sie ein eigenes System von Gängen beherberge. Durch die neueren, von Herrn Wala bei der Adalbert-Maria-Grube vorgenommenen Ausrichtungsarbeiten ist jedoch das Fortsetzen der Birkenberger Gänge hinter die Lettenkluft, welche die erste Grauwackenzone von der zweiten Schieferzone trennt, sowohl auf mehreren Horizonten wie in mehreren Gruben außer Zweifel gesetzt worden. Die Gänge behalten auch in der Schieferzone denselben Charakter, auch bleibt der Silberhalt constant. Durch diese neuen Aufschlüsse ist das Prizbramer Grubensfeld bedeutend erweitert.

Auch zeigte Herr F. Babanek ein Stück des Minerals Greenockit, einer Verbindung von Cadmium und Schwefel vor, der im vergangenen Jahre auf dem Mariangange in der Adalbert-Maria-Grubenabtheilung in Prizbram gefunden wurde.

Herr Prof. Neuß bringt in Erinnerung, daß er diese Species von einem der Prizbramer Gänge bereits vor mehreren Jahren beschrieben habe.

Herr k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer theilt den Inhalt einer für das Jahrbuch bestimmten Abhandlung mit, welche Herr Dr. Cornet Ohjser, Stadtphysikus in Bartsfeld, eingesendet hatte: „Ueber die Mineralquellen des Zaroser Comitates“. Als Ergebniß eigener, durchaus an Ort und Stelle vorgenommener Beobachtungen giebt der Herr Verfasser darin Berichtigungen und Ergänzungen dessen, was in Betreff des Gegenstandes bisher veröffentlicht wurde. Im Ganzen zählt er 60 verschiedene Ortschaften auf, in deren Umgebung sich 143 Mineralquellen befinden. Mehr als die Hälfte derselben entspringen im nordöstlichen Theile des Comitates im Karpathenjandstein, alle sind kalt; die meisten Quellen sind Säuerlinge ohne Schwefelwasserstoffgehalt, ihnen zunächst an Zahl folgen süße schwefelwasserstoffhaltige Quellen, dann Säuerlinge mit Schwefelwasserstoff, Sodquellen (Czigelka), endlich Salzsoleen (Soovar).

Weiter legt Herr v. Hauer eine Reihe werthvoller Einsendungen von Petrefacten vor welche die k. k. geologische Reichsanstalt im Laufe der letzten Wochen erhalten hatte. Eine derselben, vom Smithsonian Institute in Washington, enthält 44 Arten aus der Kreideformation von New-Jersey und aus der Eocen- und Miocenformation größtentheils von Maryland; die zweite, von Herrn Prof. G. Seguenza in Messina, enthält 164 Arten aus den jüngeren Tertiärablagerungen von Sicilien; eine dritte, vom k. k. Regimentsarzt Herrn S. Rijchanek in Vicenza, besteht aus wohlhaltenen Eocen- und Triaspetrefacten aus den Venetianer Alpen. Allen Einsendern spricht der Vortragende den wärmsten Dank der Anstalt aus.

Herr k. k. Bergrath M. W. Lipold erläuterte mehrere geologische Profile aus dem Traisenthale in der Umgebung von Annaberg, Lürnitz, Lillensfeld und Traisen. Es geht aus denselben hervor, daß die im Innern der Kalkalpen bekannten Steinkohlenflöze der oberen Triasformation angehören und in Sandsteinen und Schieferthonen eingebettet liegen, deren Pflanzenreste mit jenen des Keupers übereinstimmen. Im Hangenden sowohl als im Liegenden dieser Kohle führenden Ablagerungen finden sich vorwiegend kalkige Gebilde, die ebenfalls noch durch eingeschlossene Petrefacte als der oberen Trias angehörig erwiejen sind. Unter der oberen Trias folgt die untere Trias, bestehend aus Guttenseiner Kalken und Dolomiten, Raasdawack und Werfener Schiefen, über ihr jüngere Formationen, Kößener Schichten, Lias u. s. w. Die Kohlenflöze dagegen, die am südlichen Rande der Wiener Sandsteinzone auftreten, gehören dem älteren Lias an.

Herr Heinrich Wolf legte Bohrproben aus dem artesischen Brunnen in dem Eisenbahnstationshofe in Wäslau vor, auf welchen er durch eine bei Herrn Generalmajor von Fligely erhaltene Notiz, so wie durch Nachrichten vom k. k. Kriegcommissär Herrn Letocha aufmerksam gemacht werden war. Für die Mittheilung der Proben selbst sind wir Herrn Inspector Johann Salzman und Herrn Ingenieurassistenten J. Grünwald zum besten Danke verpflichtet. Der Brunnen, dessen Bohrung am 2. October 1863 begonnen wurde, erreichte am 3. Februar 1864 in einer Tiefe von 505 Fuß eine Springquelle, die constant in eine Höhe von 8·8 Fuß über der Sohle des Brunnenhauses ausfließt. Das Wasser hat Schwefelwasserstoffgeschmack.

Wie die Bohrproben zeigen, steht das ganze Bohrloch in dem marinen (Badner) Tegel an, der nur sehr untergeordnete Zwischenlagen von Sand oder Schotter zeigt und in der Bohrung noch nicht durchstunten ist. In dem aus der größten erreichten Tiefe zu Tage gebrachten Tegel wurden durch Schlemmung zahlreiche Foraminiferen erhalten, die nach der Untersuchung von Reuß 25 verschiedenen Arten angehören und durchaus mit schon bekannten Formen des Badner Tegels übereinstimmen.

Bemerkenswerth ist die sehr bedeutende Mächtigkeit, welche dieser letztgenannte Tegel demnach erreicht; dieselbe übertrifft jene, der in den artesischen Brunnen in Wien nachgewiesenen Tegelattheilungen, des Hernalser und Inzersdorfer Tegels zusammengenommen.

Der Vorsitzende sprach den sämtlichen hochgeehrten Vortragenden seinen verbindlichsten Dank aus. Der vorgerückten Zeit wegen wurde der noch angekündigte Vortrag auf die nächste Sitzung verschoben.

### Ungarische Akademie.

Die philosophische, rechtswissenschaftliche und historische Classe hielt am 14. März eine Sitzung ab, in welcher das correspondirende Mitglied Balthasar Horváth mit einer Inauguraldissertation: über den Einfluß der österreichischen Justizreform auf das moralische und materielle Leben unserer Nation, seinen Sitz einnahm.

Nach ihm hielt das ordentliche Mitglied Jos. Purgstaller eine philosophische Abhandlung, in welcher er Fichte's, Schlegels und Hegels Ansichten „über die Idealität der Wesen“ analysirte.

Die Sitzung verwandelte sich hierauf in eine allgemeine, welcher durch den Präsidenten Grafen Emil Desjewsky die erfreuliche Mittheilung gemacht wurde, daß Se. Majestät der Kaiser geruht haben, der Bibliothek des Institutes behufs ihrer Completirung die Summe von 15.000 fl. aus dem Landesfonde allergnädigst zu bewilligen. Behufs Durchführung der Completirung wurde eine Commission ernannt, bestehend aus dem Grafen Desjewsky als Präses, dann den Mitgliedern Franz Toldy, Paul Balogh, Cyrill Horváth, Theodor Pauler, Gustav Wenzel, Joseph Stoczek, Joseph Szabó, Karl Ehan und den beiden Bibliothekaren.

Der Kassier zeigte an, daß die Stadt M. Theresiopel für den Akademiefond 10.000 fl. und für den Akademiepalast 5000 fl., und die Erben des Raaber Advocaten Joseph Zmeskál, als ein auf dem Sterbebette von ihm vermachtes Legat, 3000 fl. geschenkt haben.

Die Mitglieder Franz Rubinyi und Joseph Szabó werden ersucht, die nicht geordnete Mineralien- und Conchilienammlung des Institutes zu katalogisiren, werauf diese Sammlungen dem Nationalmuseum als Geschenk übergeben werden sollen.

### Sitzung der Gelehrten-Gesellschaft in Krakau.

In der Sitzung am Anfange des laufenden Monats verlas Prof. Michaël Koczynski einen ausführlichen Aufsatz über die hiesige akademische „Bursa“ in dem St. Barbara-Gebäude, welche seit fünf Jahrhunderten besteht. Er beginnt mit einer historischen Uebersicht des Entstehens, der Entwicklung und des allmäligen Verfalls der früher zahlreichen wissenschaftlichen Institute dieser Art (Bursy, Convicte) in Polen, erörtert den Stand ihrer Fonds mit genauer Angabe der Quellen, aus denen der Autor geschöpft, erwähnt auf Grund amtlicher Acten, wem das Eigenthumsrecht betreffs des St. Barbara-Hauses dient, geht dann auf die Angelegenheit über, welche neuerdings von den Regierungsbehörden in Betreff der Reorganisation oder der Aufhebung des Institutes entgegengelegten Falles angeregt worden und schildert schließlich den ganzen heutigen Stand der akademischen Bursa mit Beifügung von Bemerkungen über die Reform der Anstalt zum Behufe ihrer weiteren Erhaltung in verbesserter Gestalt, allein immer in solcher Form — schließt das in der „Chwila“ angegebene Resumé — „in welcher sie uns überantwortet die gottesfürchtige und aufgeklärte Wohlthätigkeit unserer Vorfahren. Die Publicirung dieser nützlichen Arbeit wird unzweifelhaft bald in den „Jahrbüchern“ der wissenschaftlichen Gesellschaft erfolgen“.



# Das gewerbliche Museum in Brüssel und dessen jüngste Reorganisation.

Von Dr. R. Sondorfer.

Die Museenfrage nimmt bereits seit einem Jahre mehr oder weniger das Interesse der Industriellen Oesterreichs in Anspruch. Das k. Handschreiben vom 7. März 1863, welches die Gründung eines österreichischen Museums für Kunst und Industrie anordnet, hat mit Recht in der industriellen Welt Oesterreichs die freudigsten Erregungen hervorgerufen. Unsere Koryphäen auf diesem Gebiete, ich nenne nur Prof. v. Citelberger, haben nicht unterlassen, durch Schrift und Wort auf die ungeheure Wichtigkeit dieser Schöpfung aufmerksam zu machen, uns über die Intentionen, die derselben zu Grunde liegen, aufzuklären und über das In- und Ausleben dieser Schöpfung das Nähere mitzutheilen. Mit gespannter Sehnsucht erwarten wir daher den jetzt wohl schon ziemlich nahe gekommenen Zeitpunkt, wo wir die ersten sichtbaren Theile dieser Schöpfung werden in Augenschein nehmen können.

Nebst den Beobachtungen über die Fortschritte auf diesem Gebiete in der Heimat ist es aber auch nothwendig, in der Ferne fleißig Rundschau zu halten, im Auslande, um zu wissen, welche Bestrebungen dort gemacht werden zur Hebung der vaterländischen Industrie. Dies ist um so mehr nothwendig, weil uns das Ausland, namentlich Frankreich, England und Belgien, in dieser Richtung längst überflügelt hat, und wir daher um so sicherer annehmen müssen, daß Verbesserungen in diesen Ländern, bereits gestützt auf vieljährige Erfahrungen, uns von Nutzen sein können. Gehen wir diesmal nach dem gewerbthätigen industriellen Belgien, nach seiner Hauptstadt Brüssel. Das dortige, schon seit vielen Jahren bestehende gewerbliche Museum wird gerade jetzt, in diesem Augenblicke einer bedeutenden Reform unterzogen, welche näher kennen zu lernen für uns gewiß von Interesse sein muß. Um die Tragweite dieser Reorganisation näher zu beurtheilen, will ich folgende drei Fragen der Reihe nach zu beantworten versuchen: 1. was hat dieses Museum bis jetzt geboten? 2. was waren die leitenden Principien der Commission, welche den Reorganisationsentwurf auszuarbeiten hatte, und 3. was wird das reorganisirte Museum uns bieten?

Früher sei nur noch erwähnt, daß ich das Museum in seiner bisherigen Ausdehnung aus persönlicher Anschauung kenne, und daß eine beständige Correspondenz mit meinem Freunde Herrn v. Grob, Professor am dortigen Museum, mich über die jüngsten Reformpläne in ihrem ganzen Detail vollständig informirte.

## I.

Ehe ich ein Bild zu entwerfen veruche über die bisherige Ausdehnung dieses gewerblichen Museums, mögen einige geschichtliche Notizen folgen. Das Museum scheint, wie ich einer Stelle des mir vorliegenden Reformprojectes entnehme, durch königlichen Beschluß vom 24. September 1832 gegründet worden zu sein. In diesem primitiven Zustande blieb es bis zum 7. April 1841, wo ein zweiter königlicher Beschluß dessen Reorganisation befehlt, damit der Entwicklung und dem Fortschritte der Industrie Rechnung getragen werde.

Nach diesem Beschlusse soll dasselbe nun enthalten:

- a. ein Depot von Modellen und Maschinen für Bauten, Künste und die Industrie;
- b. eine Sammlung von Entwürfen und Maschinenzeichnungen, welche stets das Neueste und Vollkommenste auf diesem Gebiete bringen, und
- c. eine technologische Bibliothek nebst einer Sammlung von gewerblichen Producten.

Wir ersehen daraus, daß hiedurch fast ausschließlich nur der gewerbliche Maschinenbau berücksichtigt wurde. Ueber die innere Einrichtung, welche die Artikel 3 bis 10 dieser königlichen Verordnung auseinanderlegen, will ich weiter nichts erwähnen, als daß das Museum unter die Aufsicht einer permanenten Commission gestellt wurde, der ein Director beigegeben war. Diese Commission bestand aus neun vom Könige ernannten Mitgliedern, die aus ihrer Mitte einen Präsidenten wählten. Der Director, der ebenfalls vom Könige ernannt wurde, war für sich selbstständig und hatte nur jedes Jahr dem Minister des Innern und dieser Commission zu rapportiren.

Auf Grund dieses königlichen Beschlusses erließ der Minister des Innern, Rothomb, vierzehn Tage später, am 21. April 1841, die nothwendigen Verfügungen zur Durchführung dieser Reorganisation, und es währte nicht lange, so war sie ins Leben getreten. In dieser Ausdehnung blieb das Museum mit wenigen Abänderungen bis zum jetzigen Augenblicke, wo es neuerdings einer bedeutenden Reorganisation unterzogen werden soll. Um nun beurtheilen zu können, was dieses gewerbliche Museum uns geboten hat, will ich meine persönlichen Anschauungen über dasselbe ein wenig skizziren.

Das hiezu eigens erbaute Gebäude ist sehr geschmackvoll und geräumig. Im ersten Stockwerke ist rechts und links von der Haupttreppe ein großer Saal. Der eine enthält die mathematisch-physikalische Sammlung, der andere einen Theil der technologischen. Der übrige Theil der technologischen Sammlung befindet sich in den sehr geräumigen Sälen zu ebener Erde. Im ersten Stockwerke, in den beiden Seitenflügeln, befindet sich überdies noch die Sammlung von Entwürfen und Zeichnungen und die sehr schöne, reichhaltige gewerbliche Bibliothek. Diese Sammlungen sind an einigen Tagen der Woche unentgeltlich jedermann geöffnet, an den anderen sind sie, namentlich den Fremden, gegen eine kleine Entschädigung an die Wartin des Portiers, die gleichzeitig dann den erklärenden Cicerone macht, immer zugäng-

lich. Zur Orientirung dient ein sehr praktisch verfaßter Katalog, welcher um den Preis von 1 Fr. zu bekommen ist. Um über die Größe dieser Sammlungen ein Bild zu bekommen, seien aus dem in französischem Texte verfaßten Kataloge die wichtigsten Daten angeführt.

Die mathematisch-physikalische Sammlung enthält 1254 Nummern, worunter 331 Apparate für die Theorie des Lichtes. Dieser Theil ist sehr reichhaltig und bietet, wenn sich auch darunter viele veraltete Instrumente vorfinden, doch auch viel neues, praktisches und interessantes. Die vielen älteren physikalischen Instrumente und Apparate, welche diese Sammlung enthält, geben dem Besucher Gelegenheit, den Entwicklungsgang dieser Wissenschaft wenigstens theilweise zu studiren. Die chemikalische Sammlung ist sehr unbedeutend, sie enthält nur 89 Nummern. Die technologische Sammlung, welche theils Maschinen und Werkzeuge, theils deren Modelle besitzt, besteht aus 618 Nummern. Die bedeutendsten Abtheilungen darunter sind: a. die 139 Nummern starke Abtheilung der verschiedenen Maschinen, welche angewendet werden in den Künsten, Gewerben und im häuslichen Gebrauch; b. die Agricultur- und Mühlenmaschinen, 109 Nummern u. m. a. Diese Sammlung bietet viel interessantes; so z. B. einige höchst sinnreich construirte Nähmaschinen, eine Copirmaschine à la miniature von Münzen u. dgl. von Wagener in Berlin, wovon ich auch ein Exemplar in der 13. Classe der preussischen Abtheilung auf der Londoner Weltausstellung erponirt sah. Besonders interessant schien mir eine sehr nette Sammlung von Modellen der verschiedensten Windmühlconstructions, ferner die verschiedenen Pflüge der Landwirthschaft, ungefähr 30 an der Zahl. Sehr nützlich für jene Besucher, welche dort Studien machen wollen, sind die vielen sehr hübsch ausgeführten Wandzeichnungen, welche Abbildungen der wichtigeren und interessanteren Maschinenmodelle dieser Abtheilung darstellen.

Die Bibliothek enthält im Ganzen circa 300 Werke über Mathematik, Physik Chemie, Technologie u. s. f. Außerdem hat sie noch fast alle erscheinenden periodischen Zeitschriften von gewerblichem Inhalte; sie hat 42 französische, 23 deutsche und 10 englische. Geht man aber diesen Theil des Kataloges genauer durch, so findet man, daß sonderbarer Weise keine dieser Zeitschriften complet ist. Größtentheils sind nur einzelne Jahrgänge vorhanden, und zwar fast durchgehends nur von den Jahren 1841 bis 1845, auch der Jahrgang 1841 der Zeitschrift des niederösterreichischen Gewerbevereines befindet sich darunter. Daraus läßt sich wohl der sichere Schluß ziehen, daß man im Jahre 1841, als das Museum reorganisirt wurde, ziemlich großartig diese Sache in Scene setzte, daß aber sehr bald dieselbe wieder fallen gelassen wurde.

Mit diesem Museum stand in den letzteren Jahren auch eine Gewerbszeichenschule in Verbindung, welche den speciellen Zweck hatte, junge Leute von 15 bis 20 Jahren, die bereits einige Jahre praktisch arbeiteten, im Maschinenzeichnen zu unterrichten. Der Cours dauerte zwei Jahre und es wurden nur immer zehn Zöglinge aufgenommen (aus Mangel an Raum, sagte man mir), welche täglich von 9 bis 11 Uhr zeichneten. Den Unterricht leitete mein oben genannter geehrter Freund,

Prof. v. Groß Die Schüler lernen im ersten Jahre die einfachsten geometrischen Constructionen, dann das Nothwendigste der darstellenden Geometrie (natürlich mehr auf praktischem Wege) und die Construction der Maschinentheile. Im zweiten Jahre zeichnen und construiren sie bereits vollständige Maschinen; schließlich werden sie noch unterrichtet im Aufnehmen von Maschinen nach Modellen, wo ihnen die technologische Sammlung sehr zu statten kommt. Die früher erwähnten Zeichnungen der technologischen Sammlung sind theilweise von ehemaligen Schülern dieser Schule ausgeführt.

Aus dieser kurzen Skizze über das Museum in seiner bisherigen Ausdehnung geht wohl zur Genüge hervor, daß dasselbe in keiner Richtung den Anforderungen der jetzigen Zeit entspreche. Es war wohl bedeutend besser als keines und wird für ein neues gewerbliches Museum, welches auf der Höhe der Zeit stehen soll, sehr viel brauchbares Material liefern, aber eine Umgestaltung desselben mußte eintreten, dessen man sich klar.

## II.

Aufgefordert vom Minister des Innern durch eine Depesche vom 25. October 1862, legte die leitende Commission des bisherigen Museums in einem Berichte an das Ministerium ihre Anschauungen über eine zeitgemäße Reorganisation dieses Institutes nieder, und diese will ich nun kurz besprechen, indem deren Kenntniß für uns von besonderem Interesse sein muß, da wir durch sie einen ziemlich genauen Einblick in die industriellen Verhältnisse Belgiens erhalten. Die leitende Commission erwähnt in ihrem Berichte zuerst, daß sie bereits in mehreren Eingaben an das Ministerium dargethan hat, daß das Museum den heutigen Anforderungen der Industrie nicht mehr entspricht, und daß sie daher um so lieber jetzt ihre Vorschläge mache. Sie erklärt sich mit dem Minister vollkommen einverstanden, daß es nicht nothwendig sei, am Museum eine Sammlung von gewerblichen Maschinen zu bilden, indem diese nur dann ihrem Zwecke entspricht, wenn der größte Theil der Maschinen arbeitet, und wenn die Sammlung immer durch alle auf diesem großen Gebiete gemachten Erfindungen und Verbesserungen completirt wird. Dies erfordert aber einerseits sehr geräumige Localitäten und andererseits ein zu beträchtliches Budget. Von diesem Standpunkte aus glaubt daher die Commission, es wäre sogar zweckmäßig, die bis jetzt der Sorge der Ackerbaucommission anvertrauten Ackerbaumaschinen in das Institut nach Gembloux zu transportiren, um dort zur Instruction der Zöglinge verwendet zu werden. Die Commission findet nach reiflicher Prüfung den Schwerpunkt der Reorganisation in folgenden drei Punkten: im industriellen Unterricht, in der Verbreitung der neuesten Erfindungen und in nützlichen Versuchen in der Industrie, und auf diese muß sie daher näher eingehen.

Der industrielle Unterricht, die Grundbedingung der Höhe der Industrie eines Landes, wird sich erstrecken müssen auf die zahlreichen Classen der kleinen Industriellen, welche nicht die nöthigen Kenntnisse besitzen, ihr Handwerk zu beurtheilen, geschweige denn, zu verbessern; ferner auf Fabrikleiter und Arbeiter, welche intel-

lizenzen genug sind, mit der Zeit Meister zu werden. Dieser Unterricht muß demgemäß in sich begreifen: Curse über Geometrie, Mechanik, Maschinenlehre, Elementarphysik, allgemeine Chemie, Technologie und gewerbliches Zeichnen. Sene Personen, welche sie zu besuchen wünschen, müssen sich verpflichten, sehr fleißig zu sein und allen an sie gestellten möglichen Forderungen Genüge zu leisten. Die Curse hingegen müssen so organisiert sein, daß sie von den Arbeitern ohne Zeitverlust und ohne erhebliche Opfer besucht werden können. An diese Curse hätte sich noch ein Kurs über industrielle Oekonomie und Conferenzen über die Erfolge in den Künsten und der Industrie anzuschließen. Zur Unterstützung dieses gewerblichen Unterrichtes sind unbedingt nothwendig: wissenschaftliche Sammlungen, eine gewählte Bibliothek mit einem Abends geöffneten Lesecabinet, Modelle der wichtigsten Maschinengattungen und an ihrer Seite zahlreiche Zeichnungen der hauptsächlichsten gewerblichen Maschinen.

Die schnelle Verbreitung der neuesten Erfindungen und Verbesserungen ist zu innig mit der Wohlfahrt der Industrie verbunden, als daß es noch nöthig wäre, über die Nothwendigkeit zu sprechen, diesem Gegenstand einen Theil der Mittel des Museums zu widmen. Es fragt sich nun, welches sind die Mittel zum Zwecke? Als die wirksamsten muß die Commission offenbar die Anbringung einer guten gewerblichen Bibliothek, die Veröffentlichung eines Journals und die Experimentirung bezeichnen. Die Bibliothek, zu deren Gründung ein großer Theil der bereits jetzt am Museum bestehenden Bibliothek verwendet werden kann, hätte sich vor allem mit gehaltvollen Werken zu versehen und dann dafür zu sorgen, daß sie nach und nach alle jene großen industriellen Publicationen erhält, welche für das Gedeihen der Industrie von großem Erfolge sind, die aber wegen ihres ungeheuren Preises sich gewöhnlich nur in den Händen einiger vom Reichthum bevorzugten Personen befinden. In dieser Richtung immer completirt, wird sie den unbemittelteren Arbeiter, den kleinen Gewerksmann dann immer in den Stand setzen, sich über die in seinem Fache auftauchenden Verbesserungen zu informieren und sich über dies und jenes für ihn Nothwendige zu belehren. Das zweite Mittel, die Veröffentlichung eines Journals, könnte dadurch leicht bewerkstelligt werden, daß man das bisher erscheinende „Bulletin du Musée de l'Industrie“ zweckmäßig umgestaltet. Dieses, z. B. als „Revue“ erscheinende Journal hätte dafür zu sorgen, daß die neuesten Erfindungen und Verbesserungen, welche der Industrie von Nutzen sein können, so schnell als möglich in einer dem Gewerksmanne verständlichen Form von ihr gebracht werden. Um endlich die Experimentirung möglich zu machen, muß am Museum ein großer Saal existiren, wo die verschiedenen Erfinder gegen gewisse Bedingungen ihre Erfindungen dem Publicum zeigen können und wo sie ihre neuen und verbesserten Maschinen nöthigenfalls auch arbeiten lassen können. Zu letzterem Zwecke müßte den Erfindern eine Dampfkraft zur Verfügung gestellt werden und hiezu könnte die bereits am Museum befindliche und erst kürzlich in guten Stand gesetzte Dampfmaschine benützt werden. Nach diesem zu urtheilen, wünscht also die Commission eine gewiß von Allen gebilligte permanente Ausstellung von

neuen und verbesserten Kunstproducten, indem sie noch hinzufügt, daß gleichzeitig den Fabricanten erlaubt werde, am Museum auch eine permanente Ausstellung von Manufacturproducten zu veranstalten.

Der dritte Punkt, die Ausführung von nützlichen gewerblichen Untersuchungen, ist theilweise schon in Thätigkeit begriffen. Der bereits am Museum angestellte Chemiker hat oft Gelegenheit gehabt, seine wissenschaftlichen Kenntnisse zu Gunsten der Industriellen in Anwendung zu bringen, und viele von diesen verdanken ihm Analysen und Rathschläge, die ihnen großen Nutzen brachten. Es wäre also nur nothwendig, dieses Laboratorium so zu erweitern, daß jene Personen, welche den Manipulationen folgen wollen, denselben beiwohnen können, und daß man größere Arbeiten auszuführen in den Stand gesetzt wird. Ferner wäre es vielleicht gut, solchen Personen, welche sich industriellen Untersuchungen, die sie zu Hause nicht machen können, unterziehen wollen, und die andererseits durch ihre Kenntnisse und durch ihren Charakter die nöthige Garantie bieten, die Mittel und Hülfquellen des Laboratoriums zur Verfügung zu stellen.

Diese hier in Kürze auseinandergesetzten Punkte sind nach der Ansicht der Commission einer unmittelbaren Ausführung möglich, sei es nun mit dem Antrag des Gouvernements oder durch einen Concurß der communalen Administration Brüssels. Gleichzeitig erlaubt sich die Commission, ihre Aufmerksamkeit auf die günstige Gelegenheit zu lenken, welche sich bei einer Reorganisation des Museums für die Schöpfung der schon längst projectirten „industriellen Gesellschaft“ bietet, obwohl vielleicht viele Industrielle vorbimein nicht alle jene Vortheile begreifen werden, welche eine mehr oder minder enge Vereinigung der großen Industrien des Landes mit dem Museum gewähren würde. (Während die Commission diesen Bericht ausarbeitete, wurden nämlich die ersten Schritte wegen Gründung einer großen industriellen Gesellschaft in Brüssel gemacht.)

Bezüglich der Administration des reorganisirten Museums schlägt die Commission dem Minister zwei Systeme vor. Das eine, welches, wie man sich ausdrückt, mit den constitutionellen Sitten mehr im Einklange steht, geht dahin, daß das Gouvernement die Leitung des Museums einer Commission von unabhängigen und aufgeklärten Männern anvertraue. Diese würden vom Könige ernannt und wären unbefehdet; ihr müßten alle Rechnungen, Programme u. s. w. vorgelegt werden. Ein Director stehe an der Spitze des Museums und functionire unter der doppelten Autorität des Ministers und der leitenden Commission. Im zweiten, praktischeren Systeme wird ein verantwortlicher Director in Vorschlag gebracht. Diesem wäre ein Rath von erfahrenen, unabhängigen Männern beizugeben, der bei allen Maßregeln consultirt wird, und der von Zeit zu Zeit die Sammlungen und Curse des Museums zu inspiciiren hätte. Die Commission entscheidet sich für das zweite System. Dies in Kürze über die leitenden Principien dieser Commission.

## D r a m a t i s c h e s.

1. J. Bayer: Von Gottsched bis Schiller. Vorträge über die classische Zeit des deutsche Drama's. Prag 1863, F. Mercy.
2. J. V. Reichmanns, w. k. p. H. zc., Litterarischer Nachlaß, herausgegeben von F. Dingelstedt Stuttgart 1863, F. G. Cotta.

(Schluß.)

Die eigentliche Glanzperiode des k. preussischen Theaters begann aber doch erst unter der Verwaltung Ifflands. Es werden uns (59 bis 62) die sämmtlichen Bühnenkräfte, die mit und unter Iffland wirkten, charakterisirt und dem hinzugefügt: „man sah Darstellungen zu dieser Zeit, sowohl im Einzelnen als im Ganzen, wie man sie kaum wieder gesehen hat“. Bei aller Vorliebe Reichmanns für Iffland wird aber auch sein schädlicher Einfluß nicht verschwiegen. „Ein großer Uebelstand war jedoch während dieser und schon der früheren Zeit eingerissen, dem der Director um so weniger steuern konnte, als er diesem Unwesen selbst mit Leidenschaft ergeben war; nämlich das Reisen der Schauspieler und ihr Gastiren auf anderen Theatern. Iffland war öfters drei Monate im Jahre abwesend und so geschah es natürlich, daß seine Untergebenen diesem Beispiele folgten; nur Fleck hielt es unter der Würde seiner Kunst, davon Gebrauch zu machen“ (86). Diese gerechte Vorliebe Reichmanns für Iffland erklärt sich dadurch, daß während Ifflands Verwaltung (1796 bis 1814) und durch die Vorzüglichkeit ihrer Leistungen Reichmann unwiderruflich für das Theater entschieden wurde.

Darum ist aber auch in seinem Nachlasse alles Iffland Betreffende mit Sorgfalt verzeichnet und leicht kann man sich aus diesen Daten mit Zuhülfenahme der Briefe dieses Buches ein vollständiges Charakterbild des eigenthümlichen Mannes entwerfen. Bei der Vielfältigkeit seiner Lebensrichtungen stand er ja mit dem Publicum, den Darstellern und Dichtern des Drama's in einem gleichberechtigten Verkehr und es war sicher keine Kleinkunst, dabei noch sich anzugehören. Der Eindruck den er auf das Berliner Publicum als Gast am 27. October 1796 machte, war für seine Berufung zur Direction entscheidend, wie das ein damaliges Urtheil ausspricht: „Er, wie kein Schauspieler vor ihm und kein besserer nach ihm, verstand es, die verschiedenen Charaktere, insoferne sie in dem Außern des Körpers sichtbar werden, durch Gang, Stellung, Bewegung, kurz durch Geberden und passendes Costüm auszudrücken und zu malen. Daß ihm dies auch in Charakteren, die aus der vornehmen Gesellschaft entnommen sind, vorzüglich gelang und gelingen mußte, wird dadurch begreiflich, daß er außer seiner großen von der Natur empfangenen Darstellungsgabe einen scharfen Beobachtungsgeist besaß und frühzeitig Gelegenheit erhalten hatte, in den vornehmen Zirkeln, selbst an fürstlichen Höfen wohl aufgenommen zu werden, um diesen Beobachtungsgeist immer mehr zu bilden und zu schärfen. Ein solcher Künstler mußte eine ungewöhnliche Sensation hervorbringen und die Wünsche des Publicums hatten ihn nicht allein zum theatralischen Mit-

gliede, sondern auch zum Führer unserer Bühne berufen, als man freudig vernahm, daß der König ihn wirklich dazu ernannt habe" (56). Aber nicht bloß das große Publicum und die damalige gebildete Welt Berlins war von Iffland entzückt, auch eine so verwöhnte Natur wie die Staël hat nur Bewunderung für ihn: „Es ist unmöglich, die Originalität und die Kunst der Charakterzeichnung weiter zu treiben, als Iffland es in seinen Rollen vermag. Ich glaube nicht, daß wir auf dem französischen Theater jemals ein mannigfaltigeres und überraschenderes Talent, als das feinige, noch einen Darsteller gesehen haben, der es wagt, die mit vielfachen Mängeln behafteten und lächerlichen Persönlichkeiten mit einem so treffenden Ausdruck wiederzugeben. Es giebt im französischen Lustspiel feststehende Muster geiziger Väter, lieberlicher Söhne, verschmigter Diener, betrogener Vormünder, aber die Iffland'schen Rollen können, wie er sie auffaßt, in keines dieser Muster, in keinen dieser Rahmen gezwängt werden: man muß sie alle bei ihrem Namen nennen, denn es sind Individuen, die sich durchaus von einander unterscheiden und in denen Iffland zu Hause ist. Seine Art, die Tragödie zu geben, ist nach meiner Meinung auch von großer Wirkung. Die Ruhe und Einfachheit in der Rolle des Wallenstein z. B. können aus dem Gedächtniß nicht schwinden. Der Eindruck, den er hervorbringt, ist stufenweise: man glaubt zuerst, daß seine scheinbare Kälte niemals das Herz wird bewegen können, aber im Fortgange wächst die Bewegung mit einem reißenden Fortschritte und das kleinste Wort übt eine große Macht aus, indem in dem Haupttone des Vortrages eine edle Ruhe herrscht, welche jede edle Schattirung zur Geltung bringt und doch die Färbung des Charakters mitten in den Leidenschaften bewahrt" (102). Und selbst der in Theaterangelegenheiten so sehr heikle und damals überhaupt schon stark reservirte Goethe schreibt (16. December 1800) an Iffland: „Lassen Sie unsere Hoffnung, Sie wenigstens in der ersten Hälfte des nächsten Jahres bei uns zu sehen, doch ja gedeihen! Sie wissen, wie sehr wir Sie schätzen und in welcher einen festlichen Zustand uns Ihre Gegenwart versetzt" (236). Ueber Ifflands poetische Productionen spricht sich freilich Goethe anders aus. Böttiger theilt in seinen „litterarischen Zuständen" Goethe's Urtheil über Ifflands Schauspiele mit, das hier seine Stelle finden möge, da es im Allgemeinen wenig bekannt sein dürfte. „Sie haben alle zwei Hauptfehler: 1. Alle moralischen Besserungen werden in seinen Stücken von außen herein — nicht von innen heraus bewirkt. Daher das Gewaltfame, unwahrscheinlich Zusammengedrängte und Ueberhäufte in seinen Stücken; wie der Commissär Wallmann in der „Aussteuer", wie der Staatschirurg Richter im „Scheinverdienst". Eben darum, weil alle Motive nur von außen herein, bloß zufällig zur Hauptentwicklung wirken, nicht aus dem Charakter selbst hervorgehen, braucht Iffland so viele Nebenfiguren und unnütze Ausstaffirungen zu seinen Stücken, weil er durch sie den Ausgang motiviren will. 2. Er setzt überall Natur und Cultur in einen falschen Contrast. Cultur ist ihm immer die Quelle aller moralischen Verderbenheit, wenn seine Menschen gut werden sollen, so kehren sie in den Naturzustand zurück; der Hagestolz geht auf seine Güter und heiratet ein Bauernmädchen u. s. w. Das ist ein ganz falscher



Gesichtspunkt, aus welchem er alle Cultur verunglimpft, anstatt zu zeigen, wie die Cultur von Auswüchsen gereinigt, veredelt und liebenswürdig gemacht werden könne" (59). Ebenjowenig wollten sich Sachkenner mit Ifflands Directionsbefähigung unbedingt einverstanden erklären, denn ein Brief, welcher im Jahre 1811 von einem Manne verfaßt worden, der die gründlichste Kenntniß und das gediegenste Urtheil über Theater und Theaterwesen besaß, heißt so: „Kurz ich wiederhole es: er ist ein sehr großer Schauspieler in komischen und ernst sentimentalen Rollen; überall aber, wo Kraft erfordert wird, sowohl auf den Brettern als bei der Direction, zeigt sich seine natürliche Schwäche, und folglich taugt er nach meiner Ansicht nicht zu einem Generaldirector sämmtlicher Schauspiele" (103).

Die richtige Mitte über den Menschen Iffland dürfte wohl aus dem hervorgehen, was Friedrich Schulz schreibt: „Iffland war ein rechtschaffener, aber auch ein guter Mann, was man so eigentlich einen guten Mann nennt; sein Gemüth war weich und beweglich. Ein guter Mann wird und muß nur zu oft seinen Eifer und seine Liebe für die Kunst und seinen Abichen gegen Mißbräuche der Schonung gegen Personen unterordnen, die der Kunst Ehre machen, aber an Mißbräuche gewöhnt sind. Genuß, tiefe Kenntniß und weiser Gebrauch seiner Kraft war die Eigenthümlichkeit seines Spieles als Schauspieler; Verjöhlichkeit und Milde die Seele seiner Dichtungen, und eben diese Eigenschaften charakterisirten auch seine Verwaltung und erhielten auch später in äußeren Stürmen, die dem ganzen Staate Gefahr drohten, die Bühne aufrecht und die Gesellschaft beisammen. Iffland wußte, daß Strenge und Nachgiebigkeit in ihrem kleinsten Uebermaße gleich schädliche Wirkung auf eine Anstalt machen müsse, die aus so verschiedenen ungleichartigen Elementen und untereinander sich widersprechenden Präensionen zusammengesetzt ist" (62). So erscheint das, was in dem vorigen Urtheile gar zu strenge gerügt wurde, mehr als eine, jedem Leiter, der Erpriestliches leisten will, nothwendige Accomodationsfähigkeit an die Menschen und Verhältnisse, wobei der Kern des Wirkens gar nicht afficirt zu werden braucht. In der That finden wir diese Kernhaftigkeit bei Iffland, denn selbst dem hochverehrten Schiller gegenüber spricht er sein Urtheil rückhaltlos aus, wo er sich von seiner Oedip-Bearbeitung wenig gedeihliches verspricht: „Es ist mit den griechischen Stücken eine eigene Sache, die hohe Einfalt taucht die leeren Köpfe vollends unter, und deren ist legio. Die Stürme der Leidenschaften in anderen Stücken reißen sie mit fort, machen sie zu handelnden Theilen und erheben sie gegen Willen und Wissen. Die Stücke aus der römischen Geschichte weichen wegen der Austerität der Sitten, des Starrsinnes in den Charakteren vollends ganz zurück und ich werde blaß, wenn ich Plebejer, Senatoren und Centurionen auf den ersten Bogen angefündigt finde" (223). Er kennt seine vorzugsweise auf das Praktische gerichtete Stellung und macht sie unterschieden geltend, wenn er auch gegen Schiller zuvor sich mit den Nothwendigkeiten derselben weitläufig rechtfertigt, ehe er schließt: „Nicht also, was ich fühle darf ich wollen, sondern es ist mein Weg, als Kaufmann zu gehen, und doch nicht dadurch den freien Sinn merklich zu verletzen" (221), Geringeren Geistern freilich tritt er

offener mit der Berechtigung seiner Persönlichkeit entgegen. So fertigt er einen albernen Brief H. v. Kleists über „Räthchen von Heilbromm“ ganz einfach ab: „Ich habe keineswegs, wie Sie mir schreiben, dem Hofrath Römer gesagt, es Ihnen mit der Aeußerung zurückzugeben, es gefiele mir nicht. Damit würde ich eine Gemeinheit begangen haben, die ich nicht erwiedere, auch wenn solche gegen mich gebraucht werden sollte“ (274). So läßt er sich durch keine Berufung Berners imponiren, seine „Wanda“ aufs eingehendste tadelnd zu besprechen und seinen Entschaid so zu formuliren: „Das Stück kann durch Eigenheiten Herrn v. Goethe angezogen haben und kann da, wo er und Etliche in einem kleinen Publicum Ton gebieten, aushalten. Mehr hat es nicht bewirkt. Vor einem großen Publicum kann es nicht aushalten und Ifland wäre Berners Feind, wenn jemals „Wanda“ in Berlin gegeben würde. Dies erkläre ich bedacht, empfunden und mit Freundschaft. Geben Sie uns, wie Schiller, Geschichtsstücke, würzen Sie diese mit der Gewalt erhebender Gefühle, mit der Weisheit der Erfahrung und stellen Sie die Charaktere mit den treuen festen Umrissen auf, wie Sie es so herrlich vermögen. Dann sind sie der Dichter der Nation“ (325). Am präcisesten replieirt er den intriguanten Wendungen Kopeue's. Da heißt es: „Wenn Journale auf pöbelhafte Art schmähen, so ist das kein Grund, weshalb Sie, wie Sie sagen, dem Vergnügen entsagen sollten, Ihre Schauspiele unter meiner Direction aufzuführen zu sehen. Das Eine und das Andere ist ohne alle und jede Verbindung, wie ich selbst ohne alle Verbindung bin und sein will“ (334). Oder: „Zu keiner Zeit würde ich mich auf das Begehren eingelassen haben, aber jetzt, nachdem Sie diesem Antrage auf eine so bestimmte Weise Mißfallen an meiner Bertheilung — denn Mißtrauen soll ich es doch nicht nennen müssen — voraussenden, kann ich es durchaus nicht, ohne einzuräumen, dem mein besseres Gefühl und Bewußtsein widersprechen, oder als Director eine Inconsequenz zu begehen, die unverzeihlich wäre“ (336). Oder endlich abweisend: „Sie können am besten wissen, welche und wie mannigfaltige Rücksichten einen Director leiten, hemmen, binden und führen müssen. . . . Als Mann von Ehre, dem die kleinen Behelze des Neckens und Untergrabens verhaßt sind müssen Sie wissen, daß ein Mann von Ehre sich das nicht erlaubt, und daß ein vernünftiger Mann das Schlechte meidet, weil es zum Schlechten unvermeidlich führt“ (339).

Daß unter der Leitung eines solchen Mannes, der die Sache, die er gründlich kannte, unbedingt zu behaupten verstand und nur in dem einen Falle von der mildesten Form abging, wo ihm die Sache selbst gefährdet erschien, das Berliner k. Schauspielhaus zu einer solchen Musteranstalt wurde, wie es das Wiener Hofburgtheater später eine Zeitlang war, begreift sich. Selbst Dichter genug, um nicht das Recht der Poesie dem falschen Geschmack des Publicums aufzuopfern oder falschen Dichterprätensionen nachzugeben, bei seinen Forderungen in den allermeisten Fällen im Stande, sie durch seine Schauspielerpraxis glänzend zu begründen, konnte er, umsichtig die Menschen und Verhältnisse in Rechnung bringend, eine höchst zufriedenstellende und beinahe unbegreifliche Wirksamkeit entfalten, wie er denn von

seinem Könige die Anerkennung erhielt: „indem ich Ihnen hiemit meine Zufriedenheit über Ihre auf das Beste dieser Anstalt gerichteten unablässigen Bemühungen zu erkennen gebe, übertrage ich Ihnen nunmehr als einen Beweis derselben und meines Vertrauens“ zc. (95), und es im Buche über ihn heißt: „so müssen wir gestehen, daß man nicht begreifen kann, woher derselbe die Zeit genommen, die sämmtlichen Ansprüche seines Wirkens gewissenhaft zu erfüllen“ (97).

Mit der Leitung des Grafen v. Brühl (1815 bis 1828) und dann des Grafen v. Redern bekommen Reichmanns Mittheilungen den Werth ausgezeichnete Memoiren; da war ja Reichmann nicht bloß Mitlebender, sondern Mitwirkender im besten Sinne. Und wenn man damit die Mittheilungen Holtey's in seinen „Vierzig Jahren“, namentlich über die spätere Periode zusammenhält, bekommt man eine Einsicht in die Berliner Theaterzustände, an welcher weder der Litterat noch der Praktiker etwas auszusagen fände. Zunächst jedoch war die Aufgabe des Grafen v. Brühl nach einem immer bedenklichen Interim keine ganz leichte: „Durch Sifflands langwierige Kränklichkeit und gutmüthige Schwäche war das Berliner Theater zuletzt in vieler Hinsicht auch in ästhetischem Werthe herabgekommen. Graf Brühl fand daher eine schwere Arbeit vor, welche ihn beinahe zurückgeschreckt hätte. Doch ging er muthig an seine reformirende Aufgabe, und Dank seiner Thätigkeit wie seiner Hingebung an die Sache, brach mit seinem Auftreten eine Zeit an, die sich den gefeierten Bühnenleitungen jener Tage bald an die Seite stellen durfte“ (109). Bald nach seinen, die Aufführungen betreffenden, kaum noch durchgeführten Reformen konnte er sich der freilich nur durch den Brand des alten Schauspielhauses (Mittags 29. Juli 1817) ermöglichten Herstellung neuer Aufführungsräume widmen und so seine Reform nach allen Seiten hin geltend machen. Was über die Berathungen mit Schinkel, über die sehr feierliche Grundsteinlegung, über die Benützung der besten Kräfte beim Baue, endlich über die pompöse Eröffnung des neuen Schauspielhauses auf dem Gendarmenmarke (von 127 bis 140) erzählt wird, verdient auch heute erwogen zu werden. Natürlich können wir nicht das sehr reiche und mustergültig zusammengestellte Detail dieser zwei Verwaltungsperioden in denen Reichmann selber thätig war, weitläufig durchgehen, aber die Urtheile eines Praktikers über Vergängliches und Bleibendes an den der Bühne übergebenen litterarischen Producten, über Besetzungen und Darstellungen der Rollen, über Gastspiele und stabile Engagements lesen sich um so angenehmer, als wir einer Menge von Namen begegnen, wie Grillparzer (125), Meyerbeer (135), Esclair (117), Charlotte Bauer (151), Henriette Sonntag (157) u. s. w., die uns aus persönlichen Eindrücken bekannt sind. Als Curiosum möge allenfalls hier folgende Zusammenstellung ihren Platz finden, weil sie den jetzt gelegenheitlich seiner Biographie viel genannten C. M. v. Weber betrifft. Reichmann erzählt nämlich (145), wie der „Freischütz“ seit seiner ersten Aufführung (18. Juni 1821) bis zur zweihundertsten (am 26. December 1840) ungefähr 94.000 Thlr. Reingewinn der Theaterleitung brachte, und diesem lebendigen Urtheil des Publicums gegenüber schrieb der sehr gelehrte Musiker Zelter, welcher Weber schon in seinem „Freischütz“

schwer angegriffen hatte, gleich nach der Aufführung der „Curyanthe“ an Goethe: „Die Musik der „Curyanthe“ setze ich über die des „Freischützen“ (den ich freilich nicht ausstehen kann), auch ist, wie in allen Weber'schen Compositionen, viel gesuchtes, geprigelttes, aus feinen Hüppchen zusammengesetztes, schwieriges und fremdes darin. Erstropfte Lebhaftigkeit und dazwischen gute Stellen und ein Fleiß, den ich mit Schrecken bewundere, weiß der ganze Bettel nicht verdient“ (154).

Die zweite Hauptabtheilung des Buches enthält unter dem Titel: „Fremdes“ eine Reihe (112 Nummern) von Briefen „classischer Dichter und Schriftsteller und der k. Hoftheaterverwaltung in Berlin“. Dingelstedt bezeichnet diese Briefe als „Illustrationen zur vorausgehenden Geschichte“ (197) und giebt an, daß der mit wenigen Ausnahmen hier zum ersten Male erscheinende Briefwechsel zum Theile aus Vermächtnissen Brühls an Reichmann, zum Theile aus den Archiven nicht nur des Berliner Theaters sondern auch des k. preußischen Hofes und Staates stamme, welche eine ausdrückliche Verwilligung König Friedrichs Wilhelm IV. für Reichmann auf sein Ansuchen und eine liebenswürdige Fürbitte Tiecks zugänglich machte. Die Briefreihe, obwohl sie wesentlich das in der ersten Abtheilung Gesagte unterstügt, hat aber auch für sich einen sehr bedeutenden Werth. Sie bietet nämlich eine Correctur gewisser litterar-historischer Doctrinen, denen man nicht oft genug entgegentreten kann, weil sie immer wieder aus der Fünstelverwässerung irgend eines Compendiums als neueste Entdeckung producirt werden. So wird z. B. immer wieder auf den überirdischen Idealismus Schillers recurriert, wenn irgend ein Dichterling sich nicht auf Erden zurechtfinden kann, weil er nichts rechtes gelernt hat. Und da haben wir vierzig zwischen Schiller und Iffland (dem man doch auch nicht alle poetische Berechtigung absprechen kann) gewechselte Briefe, darin aber keine Spur jener hochtönenden Phrasen, die den Dichter K. im Salon N. oder Z. zum bewunderten Orakel machen. Zwar wird die „Wallenstein-Suite“ (200 — giebt den richtigen Namen für die sogenannte Trilogie), „Maria Stuart“, „Wilhelm Tell“, die „Jungfrau von Orleans“, die „Braut von Messina“, „Die Maltheser“, „Turandot“ und „Dedip“ besprochen, aber nur von den ganz praktischen, dem Publicum zugewendeten Seiten aus. Den „Wallenstein“ z. B. will Schiller nicht früher in die Fremde entlassen, bis er ihm „die möglichste theatralische Gelentigkeit und Lebhaftigkeit gegeben“, wozu er „die Repräsentationen in Weimar“ benütze. Hinsichtlich des Lagers unterordnet er sich sogar mit den Worten: „Das Scandal wird genommen und nicht gegeben, aber das ist es eben, was ein solches Wagestück bedenklich macht“, — der Ansicht Ifflands, daß diese Partie unter den damaligen Umständen in Berlin nicht gegeben werden könne (206 bis 208). Die Decorationen (202, 224, 230), die Darsteller (204, 205, 211, 214, 215), die Costümirung (209, 210), die Zeitdauer (203, 210), das Honorar endlich zu wiederholten Malen, also lauter höchst äußerliche Dinge, aber unerläßliche Bedingungen für das Leben des Drama's und auch seines Dichters sind die Gegenstände des Briefwechsels. Nur dann und wann wird an die poetische Bedeutjamkeit erinnert, wie etwa, wo es sich darum handelte, ob Mad. Uuzelmann die Rolle der Johanna

übernehmen soll, Schiller schreibt: „Die kleine Figur, welche die größte Einwendung dagegen scheint, hat bei der Johanna, so wie ich sie in dem Stücke genannt habe, nicht so viel zu bedeuten, weil sie nicht durch körperliche Stärke, sondern durch übernatürliche Mittel im Kampfe überwindet. Sie könnte also, was dieses betrifft, ein Kind sein, wie der Oberon, und doch ein furchtbares Wesen bleiben“ (214). Und selbst dort, wo er seine poetische Sendung accentuirt, stellt Schiller sie in keinen Gegensatz zum wirklichen Leben, sondern will nur durch nichts anderes, als durch sie der Wirklichkeit gerecht werden: „Ich halte es allerdings für möglich, daß ich zweckmäßige Stücke für das Theater schreiben könnte, und da ich so gut Geld verdienen möchte als ein Anderer, so würde ich gar nicht gleichgültig dagegen sein. Aber für einen Zweck, der außer meinem poetischen Interesse liegt, habe ich mein Leben lang nichts thun können, und wenn ich mich also, wie ich hoffe, wünsche und will, in meinen künftigen Dramen den theatralischen Forderungen nähern soll, so muß die Kunst selbst mich dahin führen, denn ein wirklich vollkommenes dramatisches Werk muß nach meiner Ueberzeugung auch die Eigenschaft haben, allgemein und fortdauernd zu interessiren“ (216).

Mit dem Idealismus Schillers, wenn er landläufig einer vornehmen Entfremdung vom wirklichen Leben gleichgesetzt wird, ist es demnach nichts. Besser scheint sich der eben so oft von Goethe ausgelegte Realismus auch aus diesem Buche erweisen zu lassen. In der That finden wir in den fünf Briefen an Ifland und in den sechsundzwanzig zwischen Goethe und dem Grafen Brühl gewechselten Schreiben jene auf das scheinbar unbedeutendste Detail eingehende Gewissenhaftigkeit wieder, welche er als „des Lebens ernstes Führen“ vom Vater überkommen zu haben bekennt. Daß aber dabei „die Lust am Fabuliren“ nicht zu kurz kommt, welche einst alle Schranken der Wirklichkeit niederstürmen wollte, um dem Drange des übervollen Herzens Lust zu machen, erkennt man aus den Aeußerungen des Zweiundsiebzigers. Die sich selber genügende Schaffensfreude des Idealisten sehen wir in Folgendem: „Auch dient es zu größter Beruhigung, daß ich in der stillsten Klausur, so weit vom lebendigsten Leben entfernt, dasjenige zu produciren wußte, was dort in einem höchst bedeutenden Momente schicklich und erfreulich werden sollte“ (258). Und die idealistische Nichtberücksichtigung der Welt, die den Werther-Goethe charakterisirte, finden wir in diesen seinen spätesten Tagen: „daß ich in älteren Tagen mich immer mehr nach außen absondere und nach innen concentrire, wo ich dann die Freunde wiederfinde, mit denen ich, vor mehreren Jahren verbunden, manches Gute und Schöne gewirkt“ (259). Und endlich noch im Greisenalter und nach so vielen bitteren Erfahrungen, die ihm die Schaubühne eingebracht, nicht jener realistische Quietismus, der alles, was wirklich ist, vernünftig findet, sondern im 76. Lebensjahre das Selbstbekenntniß idealistischen Umgestaltungstriebes: „Selbst in meinen alten Tagen da ich jetzt manchmal das Theater besuche, fühle ich einen stillen Trieb und Wunsch, hie und da wieder einzugreifen und mit wenigen Andeutungen günstige Wirkung hervorzubringen“ (261). Man höre doch endlich einmal auf zu glauben, man habe ganze Männer erschöpft, wenn man sie

mit Schlagworten bewirft, die man sich noch dazu in der Rumpelkammer irgend eines Halbphilosophen ausborgen mußte.

Unter einer minder günstigen Beleuchtung präsentirt sich im Briefwechsel mit Iffland ein zweites Paar, nämlich die Romantiker A. W. Schlegel und E. Tieck, welche über sich wenigstens eine eben so gute Meinung hatten, wie über Goethe und Schiller. Den Mittelpunkt dieses Verkehrs, der sich übrigens auch auf die Aufführung von Schlegels „Son“ und Tiecks „Genovefa“ erstreckt, bildet das Lustspiel „Das Chamäleon“ von Beck, in dessen Persönlichkeiten die beiden Romantiker Parodirungen ihrer eigenen Bestrebungen erblickten. Die Conversation darüber, ob in die Aufführung des Lustspieles eingegriffen oder was sonst dagegen geschehen solle, geht durch beinahe alle 14 Briefe dieser Reihe, bis endlich Iffland, der Dichterpräntionen überdrüssig, sein Directionshausrecht gegen E. Tieck geltend macht; „Unerhört ist es, einen Geizigen, einen Verläumder, einen Intriguanen auftreten zu sehen, der dem Dichter und Künstler zuruft: haltet ein mit der Darstellung des Geizes, der Verläumdung, der Intrigue, sie paßt auf mich! . . . Ich konnte Sie in diesem Augenblicke nur für krank halten und wünschen, man hätte sie lieber an einen Arzt, als an mich gewiesen. Indessen behandelte ich Sie, wie einen achtungswürdigen Kranken . . . Sie haben mich mißverstanden. . . . Aber was ich Ihnen vielleicht nicht mehr schuldig bin, kann ich doch, meiner selbst willen, nicht aus den Augen setzen. . . . Die Bibliothek der hiesigen Schaubühne würde in einen leeren Raum verwandelt werden, wenn jeder mißtrauische Mensch das Recht hätte, alle Schauspiele daraus zu entlehnen, in welchen etwa ein einzelner Zug vorkommt, worin er einige entfernte Ähnlichkeit mit sich zu entlehne, glaubt und die theatralischen Vorstellungen würden zuletzt aufhören, wenn lauter solche Gebrechen dargestellt werden sollten, die im ganzen Lande nicht zu Hause sind“ (290).

Am schlimmsten endlich gestalten sich die litterarischen Angelegenheiten der vorletzten zwei, zu ihrer Zeit sehr vielfältig genannten Persönlichkeiten, auf welche sich der Briefwechsel erstreckt. Zuerst, wenn wir Kopsbue's Dünkelhaftigkeit auch da folgendermaßen auftreten sehen: „Es thut mir leid, daß Sie meine Johanna (von Montfaucon) nicht brauchen können. Ich glaubte, daß, wo man eine „Zauberflöte“, „Piccolomini“ u. s. w. darstellen kann, für meine Johanna auch Platz wäre“ (333), so begreifen wir die scharfe Abweisung von Seiten Ifflands, welche wir oben bei Ifflands Charakteristik anführten. Wir haben dort auch schon seine Bemerkungen gegen J. Werner vorgebracht und erhalten deren Rechtfertigung aus seinem Briefwechsel mit Iffland (17 Nummern). Der Mann gewinnt aus diesem litterarischen Hausarchiv nicht an Achtbarkeit in unseren Augen. Wir sehen factisch ein Chamäleon vor uns, so rasch wechseln die grellsten Färbungen seines Charakters. Die Selbstüberschätzung, mit welcher er sein „Kreuz an der Ostree“ Schillers „Wallenstein“ parallelisirt (300 bis 304), wird von dem Kleinmuth abgelöst, mit welchem er sich nach einer vom Publicum ungünstig aufgenommenen Darstellung der „Söhne des Thales“ äußert: „daß ich entschlossen bin, weder für die Berliner, noch für

irgend eine andere Bühne mehr irgend etwas zu schreiben und mich bei einer vielleicht sich bald darbietenden Veranlassung nicht nur aus Berlin, sondern wo möglich aus dem jetzt werthlosen Deutschland in irgend ein stilles Verhältniß zu retiriren“ (313). Die Leichtfertigkeit, mit welcher er einen vollständigen Berufswechsel behandelt: „Zudem habe ich wenig Bedürfnisse, keine Frau, noch Kinder und gesunde Arme, verhungern werde ich nicht! Mus miser est, antro qui clauditur uno!“ (314) sticht gar sehr von der hyperbolischen Art ab, die er (291, 294, 295, 299) gegen Iffland einhält, wenn er sein Lebensglück in der dramatischen Thätigkeit gefunden zu haben vergiebt. Wenn das alles und namentlich die letztere Manier Iffland satt bekommt, so hören wir, wenn auch indirect und milde, so doch deutlich genug seine Meinung über Werners Benehmen aus einem an ihn gerichteten Briefe: „Ich habe mir wahrlich nicht gedacht, daß der Dichter deshalb kriechen sollte, im Gegentheil, ich habe ihn mir mit Werth und Geradheit im Leben, sehr würdig erscheinend gedacht“ (308). Damit wir aber gar keinen das Theater betreffenden Punkt in dieser Briefreihe vermissen, mögen noch zwei von den Theaterleitungen häufig vorgebrachte Klagen auch da nachgewiesen werden. Zuerst die gewöhnliche Vorstandsklage vom Grafen Brühl: „Ich habe freilich meine schwere Aergerniß dabei und muß schwimmen und waten, um durch den theatralischen Schlamm und Schmutz, welcher mich umgiebt, durchzukommen. Das Schlimmste dabei ist aber, daß ich von meinen Untergebenen wenig unterstützt werde“ (340). Sodann die Klage über die Macht der Verhältnisse und Rücksichten, von denen die Uebnahme eines Drama's auf die Schaubühne beeinflusst wird, in dem Briefe Ifflands an Wolf über dessen „Preciosa“ (346).

Die dritte Hauptabtheilung des Buches bilden „Beilagen. Drei Chronologisch-statistische Tabellen, A. sämtlicher Neuigkeiten der k. Hofbühne zu Berlin von 1771 bis 1842, B. des Personalstandes derselben und dessen Gagenetats von 1790 bis 1827, C. der Dichtehonorare von 1790 bis 1810. Nach Reichmanns Aufzeichnungen zusammengestellt und geordnet durch H. Hsenburg, k. preuß. Oberstlieutenant a. D.“ Und schon diese letzte Hauptabtheilung allein würde wegen ihres reichen Materials an culturhistorisch und litterarisch wichtigen Daten Reichmanns Buch für jeden unentbehrlich machen, der sich mit dem Drama beschäftigt.

K. Th. Bratranek.

## König „Baumwolle“.

Ein Vortrag von Adolf Beer.

### II. Die Baumwolle consumirenden Staaten.

Unter den Baumwolle consumirenden Ländern steht England obenan. Zu welcher Zeit die Baumwollenfabrication daselbst begann, läßt sich mit Sicherheit

nicht nachweisen. Die allgemeine Annahme, daß der Beginn der Verarbeitung in das Jahr 1585 zu setzen sei, ist bloße Vermuthung. Schon im 17. Jahrhundert zeichnete sich Manchester durch seine Baumwollenarbeiten aus und die dort gefertigten „Fustians“ waren im ganzen Lande gesucht; die thätige, betriebsame Bevölkerung der Grafschaft Lancashire scheint sich schon damals mit großer Vorliebe diesem Industriezweige zugewendet zu haben. Bis in das 18. Jahrhundert machte die Fabrication sehr langsame Fortschritte und die Hauptursache der so langsamen Entwicklung scheint in den mangelhaften Spinnapparaten, welche feineres Garn zu liefern nicht im Stande waren, gelegen zu haben. Man erzeugte Barchent und andere Gewebe. Für ersteren war Boston der Hauptmarkt. Der Steigerung der Baumwollenfabrication verdankte Manchester seine im vorigen Jahrhundert immer mehr zunehmende commercielle Bedeutung.

Erst seit dem englisch-americanischen Kriege (1776) datirt eine neue Aera für diesen Industriezweig. Die meisten wichtigen Erfindungen, welche die ganze Betriebsart vollständig umwandelten, wurden in dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts gemacht, und mit aller den Engländern eigenthümlichen Energie und Consequenz warf man sich auf die Cultivirung dieser Manufactur. Schon 1816 konnte sich der englische Minister Lord Liverpool im Parlamente dahin äußern, „daß ohne Baumwollenindustrie England nie die Mittel gehabt haben würde, den Krieg so lange fortzusetzen, seinen Allirten Hülfsgelder zu gewähren und einen ehrenvollen Frieden zu schließen“. Das hervorragende Uebergewicht Englands über die anderen Nationen Europa's kann nicht in Abrede gestellt werden; seine Baumwollenindustrie ist durch Güte und Wohlfeilheit der Waare die erste der Welt.

Der Consum von Baumwolle steigerte sich von Jahr zu Jahr. Im Jahre 1781 verarbeitete England 5 Mill. Pfd., 1790 31, 1800 52, 1810 124, 1820 146, 1830 256, 1840 528 Mill. Pfd.; die Gesamteinfuhr des Rohstoffes war aber beträchtlicher, da ein Theil wieder reexportirt wurde, 1859 verarbeitete man 965·9 Mill. Pfd. Baumwolle, also wöchentlich durchschnittlich 18½ Mill. Pfd. Großbritannien consumirt um 48½ pCt. mehr Baumwolle als das gesammte übrige Europa und um 7½ pCt. weniger als Europa und Nord-America zusammen genommen. Die größten Mengen des Rohstoffes kamen aus den Vereinigten Staaten, diese lieferten zwischen 73 und 86 pCt. Der Hauptmarkt ist seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts Liverpool, wo  $\frac{11}{12}$  der brittischen Baumwolleneinfuhr ausgeladen werden. Seit 1845 bestanden Einfuhrzölle, welche dem Staatsschatze 683.000 Pfd. St. einbrachten.

England erzeugt alle Sorten baumwollene Gewebe, weiße, ungefärbte, gedruckte und gefärbte. Von der großen Bedeutung der englischen Baumwollenindustrie kann man sich eine klare Vorstellung machen, wenn man die Exportlisten vergleicht. Von der Gesamtausfuhr in den Jahren 1812 bis 1814 im Werthe von 40 Mill. Pfd. St. kam über die Hälfte auf Baumwollenstoffe; nach dem Frieden trat eine Aenderung ein und die Ausfuhr schwankte bis ins vierte Jahrzehnt zwischen 14 bis 18 Mill. Seit dieser Zeit stieg der Export mit geringen Unter-



brechungen alljährlich und erreichte 1850 die Höhe von 28·25 Mill. Pfd. St., während der Werth der Gesamtausfuhr 71·36 Mill. Pfd. St. betrug; 1860 stieg diese auf 135·8 Mill., wovon 52 Mill. Pfd. St. auf baumwollene Gewebe und Garn kamen. Die Zahl der Baumwollensfabriken war 1856 2210, von denen in England und Wales 2046, in Schottland 152, in Irland 12 sich befanden. Die Zahl der Spindeln wurde damals auf 25·6 Mill., unmittelbar vor dem Ausbruche des Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten auf 33 Mill. geschätzt. Webestühle waren 1856 370.195 im Gebrauch, gegen 3000 im Jahre 1814 und 100.000 im Jahre 1835.

Das Charakteristische der englischen Fabriken besteht darin, daß sie meist große Etablissements und deßhalb besser in der Lage sind, die Conjunctionen der Mode zu benützen. In England kommen durchschnittlich über 12.600 Spindeln auf eine Fabrik, in Frankreich 7580 und nur einige der elsäßischen Fabriken haben eine der englischen gleiche Spindelzahl. Mit dieser großen Ausdehnung der englischen Baumwollenindustrie steht das Aufblühen vieler Städte, welche im vorigen Jahrhundert noch unbedeutende Ortschaften waren, im innigsten Zusammenhange. Die Bevölkerung Manchester's, der Hauptstadt des Baumwollengebietes, wuchs seit 1776 bis 1851 um das 18fache. Die benachbarten Orte Bolton, Blackburn, Rochdale Oldham u. m. a. hatten 1770 etwa 3000 bis 6000 Einw., im Jahre 1861 zählte Bolton 70.396, Blackburn 63.125, Oldham 72.334, Rochdale 65.000 Einw. Die Baumwollensfabriken erstrecken sich nicht bloß über Lancashire, sondern auch über die benachbarte Grafschaft Cheshire und einen Theil von Yorkshire, Westriding genannt. In Schottland ist die Grafschaft Lanark Hauptsiß der Baumwollenindustrie, der hervorragendste Ort ist Glasgow, außerdem kommen nur noch Aberdeen und Paislay in Betracht. Schottland, besonders Glasgow liefert auch treffliche Stickereien.

In den Vereinigten Staaten Nord-America's, welche vor dem Ausbruch des Bürgerkrieges in der Verarbeitung der Baumwolle die zweite Stelle einnahmen, datirt die Baumwollenspinnerei seit 1643. Damals bezog man den Rohstoff aus Barbadoes. Die erste große Fabrik wurde 1791 zu Rhode-Island angelegt. Das schutzzöllnerische Gesetz von 1816 suchte die heimische Baumwollenindustrie zu begünstigen, damals gab es etwa 15 Fabriken in der ganzen Union, welche 11 Mill. Pfd. Baumwolle verarbeiteten; 1831 zählte man schon 795 Fabriken und besonders in den letzten zwei Decennien hat die Errichtung der Spinnanstalten rasch zugenommen. Die Zahl der Spindeln schätzte man schon 1849 auf 6 Mill., vor dem Ausbruche des Bürgerkrieges soll sie beinahe 12 Mill. betragen haben. Durch eine Anzahl praktischer Verbesserungen, welche an den Spinn- und Webemaschinen gemacht wurden, durch zweckmäßige Einrichtung der Fabriken, durch die außerordentliche Thätigkeit und Intelligenz der Arbeiter hat es die americanische Baumwollenindustrie dahin gebracht, daß sie in den gröberen Sorten mit England concurriren kann. Die größten Baumwollensfabriken befinden sich in den Neu-England-Staaten, vornehmlich in Massachusetts, Rhode-Island, Connecticut, Pennsylvanien und New-

York. Lowell ist das Manchester America's. Noch im Jahre 1815 eine Wildniß, erhob es sich innerhalb zweier Jahrzehnte zu einem bedeutenden Fabriksorte. Die Südstaaten begannen ebenfalls sich bei den Baumwollspinnereien zu betheiligen. Im Anfange unseres Jahrhunderts verspann man in America etwa 500 Ballen Baumwolle, 1810 30.000, 1815 0·27 Mill. Ballen. In dem Zeitraume von 1827 bis 1857 stieg der Baumwollenconsum in den freien Staaten Nord-America's von 0·44 Mill. auf über 3 Mill. Ctr.; 1850 betrug der Gesamtwertb der Baumwollenproduction America's 65·5 Mill., 1860 115·2 Mill. Dollars.

Unter den europäischen Ländern nimmt Frankreich hinsichtlich der Menge und des Wertes der verbrauchten Baumwolle den ersten Platz nach Großbritannien ein; an Mannigfaltigkeit der Fabricate, an Geschmack und Schönheit der Gewebe steht es fast ohne Rivalen da. Die Baumwollenfabrication in Frankreich datirt seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Man bezog damals den Rohstoff aus der Levante; Marseille war der Hauptstapelplatz für den Import. Die Fortschritte, welche dieser Industriezweig während des 18. Jahrhunderts machte, waren verhältnißmäßig unbedeutend, erst unter dem Consulate nahm die Zahl der Baumwollenspinnereien und Webereien zu. Die erste Spinnmaschine, welche in Frankreich in Gebrauch war, kam von England nach Gent und wurde von den Gebrüdern Bauwen dem ersten Consul zum Geschenk gemacht. Ein weiterer Fortschritt knüpft sich an den Namen Richard Lenoir's, des Erfinders des mechanischen Webestuhls. Der Consum an Baumwolle nahm unter dem Kaiserreiche um das Doppelte zu; eine weitere Steigerung konnte aus dem Grunde nicht eintreten, weil in Folge der Continentsperre der Verkehr mit America gelähmt und der Rohstoff deshalb nur schwer zu beziehen war. Die Gesetzgebung hinsichtlich der Garnausfuhr unterlag während der Revolutionsjahre mancherlei Schwankungen. Dem liberalen Zolltarife von 1791 folgte der mehr oder weniger restrictive vom 31. October 1796 (10. Brumaire V), der erst durch das Gesetz vom 13. März 1804 beseitigt ward. Bald jedoch trat eine abermalige Aenderung ein. Nach den Decreten vom 22. Februar und 30. April 1806 ließ man die Einfuhr von feinen Garnen zu, der Import niedriger Garnnummern war prohibirt. Ein allgemeines Einfuhrverbot ward 1809 erlassen, welches selbst nach der Restauration mit geringen Unterbrechungen bis zum Jahre 1834 in Kraft blieb. Die Regierung begünstigte durch Prämienertheilung den Export. Trog des Verbotes konnte man nicht alle und jede Einfuhr hindern und der Schmuggel stand, wie anderswo bei ähnlicher Gesetzgebung in voller Blüthe.

Frankreichs Baumwollenfabrication ist im Großen in drei Districten oder Gruppen vertheilt. Diese sind der Osten mit Mülhhausen, der Norden mit Rouen, der Nordosten mit St. Quentin, Koubair und Lille, als Mittelpunkten.

Der Osten fabricirt meist die feinen Waaren, welche an Schönheit und Reichthum des Gewebes und der Farben, so wie an Geschmack in ihren Dessins alle anderen Fabricate übertreffen. Man machte in Mülhhausen, dem Hauptorte dieser Artikel, im Jahre 1746 den Anfang mit Baumwollengeweben; erst 1800 kamen Maschinenspinnste in Anwendung und seit 1805 bürgerte sich das Schnellschiff-

chen ein. Im Jahre 1834 zählte man im östlichen Kreise 56 Spinnereien mit 700.000 Spindeln, 1846 88 Etablissements mit 1.14 Mill. Spindeln, 1856 waren 109 Spinnereien mit 1.49 Mill. Spindeln beschäftigt. Die Kraft der Maschinen, durch welche die Spindeln in Thätigkeit gesetzt wurden, belief sich auf 8219 Pferdekräfte, davon kamen 42.63 pCt. auf Dampf und 57.37 pCt. auf Wasser. Die Zahl der beschäftigten Arbeiter betrug 29.995; an Löhnen erhielten durchschnittlich die Männer 3, die Frauen 2 Fr., Kinder von 20 Cent. bis 1 Fr. den Tag.

Die größte Ausdehnung hat die Baumwollenindustrie im Departement Ober-Rhein erlangt, wo auch zuerst 1803 die Maschinenspinnerei eingeführt wurde. Im Departement der Vogesen wurde die erste Baumwollenspinnerei 1804 eingeführt, im Departement der oberen Saone 1818, die übrigen folgten erst 1825. Die Zahl der Webereien wird 1856 auf 136 im östlichen Kreise angegeben, welche 37.897 Hände beschäftigten, und zwar 25.104 bei Maschinen-, die übrigen bei Handwebestühlen. Hervorzuheben sind die vorzüglich eingerichteten Druckereien, mit denen Vorrichtungen zum Bleichen und Appretiren der Stoffe verbunden sind. Das bedeutendste Etablissement ist jenes von Dollfuß Mieg u. Comp. in Mühlhausen, welches alle Proceffe, die das Rohmaterial durchzumachen hat, als Spinnen, Weben, Färben, Drucken, Appretiren in sich vereint.

Die Gruppe der Normandie kann in Ansehung der Spindelzahl und des Bedarfes an Rohmaterial als die erste Frankreichs angesehen werden. Man schätzte den Bedarf an Baumwolle (1856) auf etwa 30 Mill., während ganz Frankreich 70 bis 72 Mill. Kil. consumirte; von der Gesamtzahl französischer Spindeln, die auf über 5 Mill. angegeben wird, kommen  $1\frac{1}{2}$  bis 2 Mill. auf die Normandie. Die Fabricate gehören meist den gröberen und schwereren Sorten an, doch werden für den algerischen Export auch schöne gebleichte Zeuge gefertigt. Die sogenannten Rouennaises aus gefärbtem Garn sind weltberühmt. Auch die Garnspinnstoffe dieses Kreises gehören den niedrigen Nummern zwischen 4 und 36 an, die Hauptmenge ist Nr. 26. Die Fabricate der Bretagne sind jenen der Normandie ähnlich. Dagegen werden im französischen Flandern die feinsten und kostbarsten Baumwollstoffe gefertigt, Tarare und St. Quentin, auch Lille und Valenciennes liefern Gewebe von außerordentlicher Schönheit. Geschmackvoll und sehr künstlich ist die Erzeugung von Tarlatans und Organdins zu Roben in Tarare. In Baumwollstickereien concurrirt es erfolgreich mit den feinsten, leichtesten und vollendetsten schweizerischen Artikeln, an Reinheit und Schönheit geschmackvoller Muster übertrifft er dieselben.

Außer in diesen Gruppen ist die Baumwollensfabrication auch in anderen südlichen und südwestlichen Departements ziemlich beträchtlich vertreten. Es bestehen in 42 Departements Spinnereien, in diesen und noch 5 anderen sind Webereien im Gange. Die Gesamtzahl der Spindeln beträgt  $5\frac{1}{2}$  Mill., im Durchschnitte kommen auf eine Spinnerei 7580, im Elsaß jedoch 12.500 Spindeln. Der Werth sämtlicher Baumwollenerzeugnisse wird auf 334 Mill. Fr. geschätzt. Der größte Theil der Rohstoffe wird aus den Vereinigten Staaten importirt, außerdem liefern

noch Aegypten, Brasilien und Ost-Indien beträchtliche Quantitäten. Die Hauptmärkte sind Marseille und Havre; letzteres versorgt auch noch die Schweiz mit Baumwolle. Die Ausfuhr an baumwollenen Geweben ist verhältnißmäßig unbedeutend; das größte Quantum wird nach Algier exportirt, sodann nach England und den Vereinigten Staaten Nord-America's. In den Jahren 1850 bis 1856 stieg die Ausfuhr nach England allein um etwas über 67 pCt. Der französisch-englische Handelsvertrag scheint in diesen Handelsbeziehungen eine totale Aenderung herbeizuführen, doch läßt sich bei der Kürze der Zeit noch kein endgültiges Resultat eruiren.

Die Baumwollenproduction der Schweiz nimmt hinsichtlich der Vorzüglichkeit der Fabricate eine hervorragende Stelle ein. Die englischen Erfindungen fanden hier schneller als in den anderen Ländern des europäischen Continentes Eingang und schon in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts waren eine Anzahl Fabriken in Thätigkeit, die in den letzten Jahren alljährlich zunahmen. Die schweizerischen Fabricate haben auf den Industrieausstellungen unbedingtes Lob geerntet. Das schweizerische Garn, dessen Solidität allbekannt ist, ist überall ein gesuchter Artikel. Man versuchte selbst die feinen Garnnummern tadellos herzustellen. Nur ein geringer Theil davon wandert ins Ausland, der größte Theil wird im Lande selbst zu den mannigfachsten Geweben verarbeitet, die sich durch Solidität und Dauerhaftigkeit auszeichnen. In den mittleren und ordinären Gattungen ist die Schweiz ein bedeutender Concurrent Englands, in den feineren Artikeln rivalisirt sie erfolgreich mit Frankreich.

Die einfachen und schweren Gewebe sind im Canton Thurgau heimisch, wo glattes Baumwollentuch, Kasztücher, Kattune, Bettzeuge, Barchent, Fosenstoffe u. s. w. fabricirt werden. Dieselben Stoffe werden auch im Canton Zürich in vorzüglicher Qualität verfertigt, daneben aber die feinsten Damenkleiderstoffe. Die feineren ganzwollenen und gemischten Stoffe sind in den Cantonen Aargau, St. Gallen und Appenzell heimisch; letzteres ist der Sitz der feinsten Mousselinfabrication. „Die schweizerischen Gewebe verbreiten den schweizerischen Namen in alle Welt. Selbst das Reich der Mitte ist den schweizerischen Baumwollensabricanten nicht mehr verschlossen. Stoffe von so wunderbaren Farben und Mustern, von so verschiedenartigen Feinheitsgraden werden hier bereitet, daß der Beschauer über den Umfang des menschlichen Erfindungsgeistes staunen muß, und nicht nur die Bedürfnisse aller Völker, sondern selbst die aller Stände werden hier befriedigt. Man sieht in schweizerischen Etablissements für die Bedürfnisse aller Länder der Erde, aller Klimate und Zonen arbeiten, das im fernen Süden erzeugte Material durch Gestalt und Farbe für diese so unendlich verschiedenartigen Bedürfnisse zurechten“. Für die Druckerei, worin der Handdruck noch immer überwiegt, sind Zürich, Glarus, Thurgau, Aargau, Schaffhausen und Neuenburg Hauptsitze. Die Appreturanstalten sind vorzüglich <sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Im Jahre 1844 gab es 131 Spinnereien mit 662.000 Spindeln, 1848 bloß 100 Spinnereien mit 450.000 Spindeln, die 240.000 Ctr. Garn verarbeiteten gegen 160.000 im

Die Einführung der Stickerei in der Schweiz datirt seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Diese schweizerischen Artikel haben durch Feinheit und Sauberkeit der Waare, durch Mannigfaltigkeit und Schönheit der Muster überall eine hohe Anerkennung gefunden. Hauptsächlich in St. Gallen und Appenzell ist dieser Industriezweig heimisch. Bis in die jüngste Zeit war die Handarbeit fast ausschließlich herrschend, seit 1855 hat auch hier die Maschinenfabrication Eingang gefunden, nachdem man auf der Pariser Ausstellung die Leistungen einer Stickmaschine kennen gelernt hatte. Das Verdienst der Erfindung gebührt Heilmann, der jedoch sein Patent nach England verkaufte, woher die Maschine unter dem Namen James Houlstworths zum Vorschein kam. Seit ihrer Einführung in die Schweiz hat sie wesentliche Verbesserungen erfahren.

Die Spitzenklöppelei die im vorigen Jahrhunderte großen Gewinn abwarf, beschäftigt auch heute noch viele fleißige Hände, besonders im Canton Neuenburg, wo sie zuerst durch französische Flüchtlinge nach Aufhebung des Edictes von Nantes Eingang fand. In den Cantonen Waadt und Genf, in Bern und Schwyz werden ebenfalls Spitzen verfertigt, die keinen geringen Ausfuhrartikel der Schweiz bilden.

In Deutschland wurden die ersten mechanischen Baumwollspinnereien in den Jahren 1784 bis 1794 in den Rheinlanden errichtet. Während der Continental-sperre erweiterten sich zwar die Spinnfabriken, auch durch die Gründung des Zollvereines erhielten sie eine mächtige Anregung, konnten aber dennoch keine bedeutende Ausdehnung gewinnen, und der Zollverein ist genöthigt, einen großen Theil seines Bedarfes aus dem Auslande zu beziehen. Man gab dem Drängen der Spinnereibesitzer nach und erhöhte den Schutz für Garn; in einigen Gegenden Deutschlands, wie in Baden, Württemberg, Baiern, Sachsen und Preußen ward der Speculationsgeist angeregt und mehrere Spinnereien wurden eingerichtet; wenn aber trotzdem die Spinnerei nicht den gewünschten Aufschwung nahm, so liegt dies hauptsächlich darin, daß man die neuen Erfindungen und Verbesserungen viel zu wenig benützte und, weil man sich durch einen Zoll geschützt glaubte, sich den Fortschritten des mitconcurrirenden Auslandes verschloß.

Dies muß besonders von Sachsen behauptet werden, wo bis zum Jahre 1839 alljährlich neue Spinnereien gegründet wurden und ohne Schutz trefflich gediehen. Selbst als nach 1815 die englischen Gespinnste die Märkte Deutschlands überfluteten, machten die sächsischen Spinnereien treffliche Geschäfte. Als die Spinnereibesitzer in den Jahren 1828 bis 1830 auf einen Schutz Zoll von 4 Thlr. auf fremdes Gespinnst drangen, fanden sie Widerstand von Seiten der Weber und Strumpfwirker und konnten mit ihrem Antrag nicht durchdringen. Der Beitritt zum Zollverein brachte einen Schutz von zwei Thlr. pr. Ctr.; die Baumwollspinnereien vermehrten sich ungemein rasch und einzelne Verbesserungen wurden eingeführt. Die Spin-

Jahre 1844; 1857 war die Zahl der Spinnereien auf 268 mit 1,350.000 Spindeln gestiegen. Einige von den jüngst errichteten Etablissements arbeiten mit 60.000 bis 70.000 Spindeln. Den Rohstoff bezog man früher größtentheils über Liverpool und Havre, später direct aus America.

nereien wuchsen, wie Wick sagt, wie Pilze aus der Erde; wenn ein Bauer oder ein Müller sich zu wohl fühlte, baute er eine Spinnerei; ihr Betrieb, meinte man, sei so leicht, wie dreschen und mahlen, die Wolle stecke man in die Schlagmaschine, und aus der Presse käme das Garn gebündelt hervor. Die bedrängte Lage, in der sich im Allgemeinen die Spinnereien 1839 befanden, bewog die sächsischen Spinnereibesitzer zu einer Bittschrift an das Ministerium, in welcher sie betonten, „daß durch einen höheren Zoll auf englische Garne allein Hülfe für die bedrängte Spinnerei zu erwarten sei“, und den Zustand derselben als einen hoffnungslosen bezeichneten. Die Ursache aber der prekären Lage und der Unmöglichkeit mit dem englischen Garne zu concurriren, lag aber hauptsächlich in der Anlegung unvollkommener Spinnereien, welche sich selten die mechanischen Verbesserungen aneigneten; während die Schweizer sich beeilten, so rasch als möglich sich die englischen Maschinen anzuschaffen, nahmen die sächsischen und anderen deutschen Spinner von den Fortschritten des Auslandes keine Notiz. Erst seit dem Ende der dreißiger Jahre, als der Maschinenbau in Chemnitz einen mächtigen Aufschwung nahm, bemühten sich die Maschinenbauer den Anforderungen vollständig zu entsprechen. Die sächsische Industrie litt überdies an Zersplitterung der Kräfte und Mittel, welche den Kleinbetrieb sehr begünstigte und Leuten ohne technische Kenntnisse die Begründung von Fabriken ermöglichte. Die Spinnereien haben in den letzten Jahren nicht zugenommen, wohl aber trat eine Erhöhung der Spindelzahl ein. Die Einrichtungen und die Betriebsmethode sind nicht gleichmäßig; die Triebkraft ist bei den meisten das Wasser. Seit dem Jahre 1850 ist eine wesentliche Besserung in der Betriebsmethode eingetreten. Actiengesellschaften begründeten eine Anzahl Spinnereien, welche den Fortschritten der Technik vollkommen entsprachen. Die erste Anlage dieser Art datirt zwar aus dem Jahre 1837, aber erst 1849 folgte die Spinnerei und Weberei in Ettlingen. Im Jahre 1858 zählte man schon 21 Fabriken, welche mit einem Actien-capital von 1345 Mill. Thlr. und 263 Mill. Prioritäten gegründet worden waren. Durch den Schutz nahm die Production in Deutschland die Richtung auf gröbere Nummern, da er für die feineren Nummern natürlich ein ungleich geringerer ist, als für die gröberen. Erst in dem vorigen Decennium hat sich der Unternehmungsgeist der deutschen Spinner auch den feineren Sorten zugewendet, und zwar mit sehr gutem Erfolge, und es stellt sich selbst nach den Aussagen der intelligenten Spinner mit Evidenz heraus, daß die deutsche Fabrication in diesem Gebiete auch ohne Schutz Zoll zu bestehen in der Lage ist. Die Actienspinnereien haben eine beträchtliche Dividende gezahlt und gedeihen vortrefflich. Die sächsische Spinnerei ist überflügelt worden und nur durch große Anstrengungen wird es ihr gelingen, ihre vormalige Stellung im Zollverein zu behaupten.

Die Baumwollenweberei hat sich in Deutschland in jenen Gegenden eingebürgert, wo früher das Leinengewebe heimisch war. Sie war jedoch am Ende des vorigen Jahrhunderts nur spärlich vertreten, da die Fortschritte dieses Gewerbes in Großbritannien nicht schnell genug in Deutschland Eingang fanden. In den Rheinlanden ging man schon ungefähr um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von der

gemischten Waare zu rein baumwollenen Fabricaten über und erst als die Continentalsperrre Großbritannien vom deutschen Markte ausschloß, nahm die Baumwollenfabrication in Sachsen einen großen Aufschwung. Nach der Aufhebung derselben eroberten sich Britten den deutschen Markt. Durch den Anschluß Sachsens an den Zollverein gewann die Manufactur daselbst unbedingt, wogegen man in Elberfeld und Berlin durch die Concurrenz der sächsischen Artikel genöthigt ward, sich auf die Fabrication feinerer Artikel zu verlegen. In der Lausitz, Schlesien, ferner im Voigtlande, in mehreren Gegenden Schwabens, Westphalens verbreitete sich ebenfalls seit dem Anfange unseres Jahrhunderts die Verfertigung baumwollener Zeuge. Beträchtliche Fortschritte machte man in Württemberg und Baden, unbedeutend waren und blieben die Baumwollenweberereien in Baiern und Thüringen. Ein Hauptübelstand der deutschen Weberei war von jeher der Mangel an Concentration und Centralisation und die geringe Anzahl mechanischer Webestühle. In der Baumwollensamtfabrication stand Sachsen ehemals obenan, in neuerer Zeit hat Hof den Vorrang gewonnen.

In der Fabrication der baumwollenen leichten Gewebe wird im Zollvereine wenig producirt, obwohl einige Fabricanten ausgezeichnetes leisten. In der Baumwollensamtfabrication, einem der schwierigsten, aber auch lohnendsten Gewerbe, sind einige vielversprechende Anfänge gemacht worden, und in Baden, Preußen und Baiern wurden einige Fabriken errichtet, die hinsichtlich ihrer Leistungen nur der englischen Fabrication nachstehen. Von besonderer Wichtigkeit ist die Fabrication der baumwollenen Castors, Catmuß und Lamas, wodurch die ärmere Bevölkerung einen billigen, dauerhaften und warmen Bekleidungsstoff erhält. Diese Artikel, deren Consumtion besonders in den nördlichen Gebieten zugenommen hat, werden in fast allen Zollvereinsstaaten fabricirt. Den ersten Platz behaupten die im Kreise Gladbach in Rheinpreußen verfertigten Manufacte, wo die Fabrication in den vierziger Jahren Eingang fand und selbst England kann sich hierin mit den deutschen Leistungen nicht messen. In der Fabrication von Beaverteens, Molesquins, Satintops, worin England das Vorzüglichste leistet, hat man es auch am Rhein (Gladbach), Baden (Ettlingen), in Hannover und in Sachsen zu hervorragenden Leistungen gebracht. Die Fabrication baumwollener Plüsch wird besonders in Preußen seit den letzten zwei Decennien schwunghaft betrieben. Besonders ausgezeichnetes leistet man in Westenstoffen. In Berlin, am Rhein und in Sachsen ist die Erzeugung dieser Artikel am lebhaftesten. Die Production von Piques und piqueartigen Artikeln hat in Sachsen, besonders in der Gegend von Hohenheim, in Preußen und in Württemberg Verbreitung, aber noch immer keine große Ausdehnung gefunden und der Zollverein importirt große Quantitäten, obwohl der Eingangszoll 50 Thlr. per Centner oder 35 pCt ad valorem beträgt. Hinsichtlich der Broderie stehen Sachsens außerordentliche Leistungen obenan, die Vorhänge und alles dazu gehörende concurriren erfolgreich mit französischen Fabricaten, die sie vermöge ihrer billigen Preise übertreffen. Auch in Württemberg ist dieser Industriezweig heimisch

Die Appretur der Baumwollenindustrie wird von einem großen Theile des industriellen Deutschlands vernachlässigt, was um so mehr zu bedauern ist, da sie die Verkäuflichkeit der Fabricate wesentlich hindert. Nur in einzelnen Ländern haben die Appreturanstalten Fortschritte gemacht, so in Baden, Baiern, Württemberg und Sachsen. „Was Appreturanstalten vermögen, wenn sie mit den richtigen Hilfsmitteln ausgestattet sind, wie sie auf die Hebung einer Industrie einwirken, sieht man augenscheinlich in den in Gladbach und Rheydt betriebenen. Die dortige Fabrication verdankt einzig und allein ihr Bestehen, ihren enormen Absatz und ihre ausgezeichneten Leistungen den dort begründeten Appreturanstalten. Diese Industrie findet hiedurch die Anerkennung, die ihr auf allen Weltmärkten zu Theil geworden“.

Ein wichtiger Zweig der deutschen Baumwollenindustrie ist die Strumpfmanufactur, in welcher das sächsische Erzgebirge eine hervorragende Stellung einnimmt. Sie wird meist auf Dörfern durch Hausindustrie betrieben. Die Einführung dieses Industriezweiges datirt seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts; der erste Strumpfwirker ließ sich in Limbach nieder. Die Zahl der gangbaren Webstühle wird gegenwärtig auf 25 000, die der Arbeiter auf 36.000 bis 38.000 geschätzt. Die Strumpfwirkermeister sind fast sämmtlich im selbstständigen Besitze ihrer Stühle. Sie stehen im Innungsverbände, halten Gesellen und Lehrlinge; Frauen und Kinder beschäftigen sich mit dem Nähen der Strumpfwaaren. Die Absatzquellen sind, mit wenigen Ausnahmen, America. Die Gesamtproduction beträgt gegenwärtig bei 3 Mill. Strümpfe. Außerdem wird die Strumpfwirkerei auch noch in den angrenzenden Theilen Sachsens, in Thüringen und Baiern betrieben. Ferner in Frankfurt a. M., Homburg, Nürnberg und in einigen Orten Württembergs.

Die Baumwollenindustrie kam in Oesterreich verhältnißmäßig früh auf. Schon am Ende des vorigen Jahrhunderts bestanden im Lande unter der Enns und in Böhmen mehrere Spinnereien und Druckereien. Die Regierung suchte durch ein fast prohibitives System die Baumwollenmanufactur gegen die Uebermacht ausgebildeter Fabrikstaaten zu heben und zu schützen. Am ausgedehntesten wird die Spinnerei in Nieder-Oesterreich und Böhmen, sodann in Tirol und Vorarlberg betrieben. Die meisten Spinnereien beschränken sich auf die Erzeugung der groben Garnnummern von 1 bis 40, während die Production feinerer Garne ohne Belang ist. Die Zahl der Spindeln hat seit dem vierten Jahrzehnt alljährlich zugenommen, ebenso die Intensität des Betriebes. Man zählte im Jahre 1841 988.238 Spindeln, gegenwärtig 1.7 Mill. Viele dieser Spinnereien beschäftigen sich nebenbei auch mit der Zwirnerei; ein Etablissement ausschließlich zu diesem Behufe — das größte auf dem Continent — besteht zu Haratitz in Böhmen mit 8000 Zwirnspindeln. Die österreichischen Spinner verdienen die Anerkennung, daß sie große Anstrengungen machen, dem heimlichen Bedarf zu genügen; indeß ist die Einfuhr fremder Garne noch immer beträchtlich. Die Weberei ist meist Lohnweberei und wird in vielen Districten als landwirthschaftliche Nebenbeschäftigung betrieben. Mechanische Webereien kamen erst in den letzten Jahren in Aufschwung. Man schätzt die Maschinenstühle auf 15.000. Am meisten verbreitet ist die Weberei in Böhmen,



Mähren und Schlesien. Die Zahl der Weber wird im Jahre 1860 auf 350 000 angegeben. Der Werth der jährlichen Production wird auf 100 bis 120 Mill. Gulden angegeben.

Wir können uns bei den übrigen Staaten kurz fassen. Für den Welthandel ist nur noch Belgien von Bedeutung, welches in den letzten Decennien die Baumwollenfabrication in ausgedehntem Maßstabe aufgenommen hat. Die Spinnereien sind vortrefflich und liefern der Weberei, welche in fast allen Zweigen Vorzügliches leistet, den ganzen Bedarf. Die Zahl der Spindeln beträgt beinahe eine Million. Der Hauptsitz der Industrie ist Flandern. Courtray, Tournay und Gent leisten in der Weberei Ausgezeichnetes; die Verfertigung ordinärer Gewebe überwiegt. — Holland hat erst seit der Losreißung Belgiens sich diesem Industriezweige zugewendet, indem von nun an ein großer Theil derjenigen Waaren, welche früher Belgien für die Colonien lieferte, in Holland verfertigt wurde. Man zählt im Ganzen 7 Fabriken mit 40.000 Spindeln. — Die romanischen Staaten, Spanien, Portugal und Stalien, liefern trotz der Fortschritte, welche man daselbst gemacht, nichts von Belang. Auch in den nordischen Gebieten, in Dänemark, Schweden und Norwegen nimmt die Verarbeitung der Baumwolle nur eine untergeordnete Stellung ein, obwohl in den letzten Jahren besonders in Schweden große Anstrengungen gemacht wurden, die Industrie zu heben. — In Rußland fand die Baumwollenindustrie seit dem Prohibitivtarife vom Jahre 1829 weitere Verbreitung und die Entwicklung derselben ist nur durch den großen Zollschutz, wodurch man jede fremde Concurrnz beseitigt, nützlich geworden. Die bedeutendsten Consumenten für die ordinären Fabricate sind die an Rußland grenzenden Nomadenvölker; es findet gegenwärtig ein bedeutender Export russischer Baumwollenstoffe nach der Kirgisenstepppe und dem nördlichen China statt.

Kein Industriezweig hat auf die socialen und politischen Lebensverhältnisse der Völker so durchgreifend eingewirkt, wie die Baumwollenindustrie. Besonders klar tritt dies hervor, wenn man die Entwicklung Großbritanniens, des mächtigsten Consumenten, und Nord-America's, des wichtigsten Producenten des Rohstoffes, aufmerksam betrachtet. Die Baumwolle verschaffte den Südstaaten ihre bisherige Bedeutung, mit ihr stand die Verbreitung der Sklaverei im innigsten Zusammenhange und hierin wurzelten jene Kämpfe zwischen dem Norden und Süden, welche früher auf der Tribune, jetzt auf dem Schlachtfelde durchgeföhrt werden. Auch Englands Geschichte ist mit der Baumwolle innigst verflochten. Die Reformen der vierziger Jahre, die Beseitigung der Getreidezölle, des Schutzes, die Anbahnung des Freihandels, das Nichtinterventionsdogma lassen sich mehr oder weniger aus dem Aufschwung, den die Baumwollenfabrication gewann, erklären. Der Baumwolleninteressen halber wurde mancher Streit mit der Union, der sonst schwerlich ohne Kampf beigelegt worden wäre, auf friebliche Weise geschlichtet. Der Bürgerkrieg in America hat in der Baumwollenproduction eine große Krise herbeigeföhrt, welche noch nicht überwunden ist.

S. Bericht der Handelskammer in Budweis. Budweis 1863. Obwohl theilweise eine gute Arbeit, in welcher namentlich die Abschnitte über Bergbau, Forstwirtschaft, Fabriken, Straßen- und Wasserbau sehr eingehend behandelt werden, machen wir doch dem Berichte mit Grund den Vorwurf mehr als entschuldbarer Verspätung. Er umfaßt die Periode von 1857 bis 1860, aber erst mit Beginn des laufenden Jahres gelangten die gedruckten Exemplare zur Versendung, blieben daher schon im Augenblicke des Erscheinens um mehr als drei Jahre hinter dem in Betracht gezogenen Zeitraum zurück und verlieren dadurch ungemein an Werth. Denn darin soll ja eben der Nutzen dieser Mittheilungen der Handelskammern bestehen, daß sie in möglichst kurzer Frist das Neueste über die Zustände ihrer Bezirke zur allgemeinen Kenntniß bringen. Fällt nun gar eine solche Publication in eine commercieell ungewöhnlich belebte Zeit, so ist das Nachhinken der Berichte um so weniger zu billigen. Was soll aber die mit 1860 abschließende eingehende Darstellung der Baumwollindustrie, wo eben seither durch den amerikanischen Krieg eine völlige Krise dieses Industriezweiges eingetreten ist, was soll eine Schilderung des gewerblichen Lebens heute, welche die ganzen Bemühungen und Erfolge der zweiten Londoner Weltausstellung nicht mehr in Betracht zieht? Ueberhaupt will sich beim Durchgehen des Berichtes, bis auf die oben benannten, mit Sachkenntniß und Gewandtheit gearbeiteten Abschnitte, die Ansicht des Zusammenraffens von Material, wie es eben vorlag, aufdrängen. So ist die tabellarische Darstellung der Wohlthätigkeitsanstalten gut am Plage, warum sind aber nicht die Verpflegten und Betheilten aufgeführt, um welche es sich doch in erster Reihe bei solchen Instituten handelt? Die gewerblichen Lehranstalten, das Vereinswesen fehlt ganz, und so steht zu gewärtigen, daß auch die wirklich guten Seiten des Buches weniger zur Anerkennung gelangen werden, als sie verdienen und das Ganze als etwas unvollständiges, hinter der Zeit zurückgebliebenes bei Seite gelegt werden wird. Jedenfalls aber wird die Budweiser Handelskammer erheblicher Anstrengung bedürfen, einen weiten Weg zu machen haben, um jenem Muster nahezu kommen, wie es vor nicht langer Zeit für drei Berichte commissienell aufgestellt wurde.

\* (Das neue Altarbild in der Wiener Pfarrkirche St. Ulrich.) Die Ausschmückung größerer Altäre durch entsprechende Bilder gehört zu den seltenen Erscheinungen; sie findet aber um so seltener statt, wenn das Altarbild fast riesengroße Dimensionen hat, aus dem einfachen Grunde, weil derartige Anschaffungen mit bedeutenden Opfern verbunden sind, mehr aber noch deshalb, weil nur selten die hiezu nöthigen künstlerischen Kräfte der Lösung einer so kolossalen Aufgabe gewachsen sind.

In der hiesigen Pfarrkirche der ehemaligen Vorstadt St. Ulrich, gegenwärtig zum siebennten Bezirke (Neubau) gehörig, deren Altarbilder ohne Ausnahme nicht sowohl einer Renovirung, als vielmehr eines vollständigen Ersatzes dringend benöthigen, wurde der Anfang zu diesem schönen Unternehmen bereits gemacht und zwei tüchtige Künstler hiefür gewonnen. Einer derselben, Herr Franz Dobiaschowsky, hat das ihm übertragene Bild vollendet und es befindet sich seit dem 17. d. M. bereits an seiner Stelle auf dem ersten Seitenaltare rechter Hand. Das Bild, 18'  $\frac{3}{4}$ " hoch und 11' 5" breit, mit mehr als lebensgroßen Figuren, stellt den Heiland am Kreuze dar, nachdem er seine letzten Worte gesprochen hatte und bereits verschieden war. Der Künstler hat es absichtlich und mit kluger Berechnung vermieden, zahlreiche Gruppen um das Kreuz zu versammeln und sich nur auf fünf Personen beschränkt, die dasselbe umstehen, nämlich links auf Maria, die Mutter des Herrn, und Maria Cleopha, rechts auf Johannes, den Lieblingssünger, und Longinus, den römischen Hauptmann zu Pferde, endlich auf Maria Magdalena, welche vom gewaltigen Seelenschmerze überwältigt, kraftlos am Fuße des Kreuzes zusammengebrochen

ist. Es sind nur diese wenigen handelnden Personen auf dem riesigen Bilde vertheilt, und doch ist die Wirkung auf den Beschauer eine gewaltige, ja eine ergreifende, und das Auge wendet sich unwillkürlich immer wieder der Hauptfigur, dem meisterhaft gezeichneten und gemalten Heilande zu, in dem sich das gesammte Interesse concentrirt. Der Gesamteindruck, den der Künstler gewiß auch beabsichtigte und der bei Heiligenbildern, besonders wenn sie Christum den Herrn zum Vorwurfe haben, als eigent'liches Geiz gilt, ist Ruhe, wengleich in den Umstehenden der tieffte Seelenschmerz sich fundgiebt. Zu dieser Stimmung paßt vollkommen der düstere Ton des unwölkten Himmels, von dem die beleuchteten Figuren des Vordergrundes sich klar und bestimmt abheben. Die bereits verfinsterte Sonnenscheibe verkündet die sich nahenden Schrecknisse, welche bei dieser welterschütternden Begebenheit die Erde in ihren Grundfesten erbeben machen und den römischen Centurio in die Worte austreten lassen: „In Wahrheit war dieser Gottes Sohn“, welche Uebersetzung sich in seinem Blicke und in der Bewegung seiner rechten Hand deutlich fundgiebt. Der Seelenschmerz der Gottesmutter, die zitternd und jehusüchtig die Hände nach ihrem Sohne ausstreckt, als wolle sie ihn nur noch einmal an ihr Mutterherz drücken, nur noch einmal den süßen Ton seiner Stimme vernehmen, ist rührend ausgedrückt, nicht minder glücklich das tiefe Weh, das die Seele des Jüngers Johannes und der Maria Cleopha durchzuckt, so wie der mehr wilde ungebundene Schmerz, der die Brust der am Kreuze niedergesunkenen Maria Magdalena zerreißt und dessen Wirkung der Künstler trefflich dadurch zu mildern verstand, daß er sie das Gesicht mit der rechten Hand bedecken läßt, während sie mit der linken eine dem Affect entsprechende Bewegung macht.

Es wird wohl schwer halten, an dieser herrlichen Schöpfung einen Verstoß gegen die Correctheit der Zeichnung und die Nichtigkeit der Linien zu entdecken, wie denn auch von einem so begabten Schüler Führichs und Kuppelwiesers kaum Minderes zu erwarten war; das Colorit ist durchaus harmonisch und gemäßigt, die Gewänder kriechen sich in eben so reichen als natürlichen Falten, und was das Gemälde zu einem wahrhaft kirchlichen stempelt, ist die schriftgemäße Darstellung der Handlung, deren Richtigkeit sich sogar bis auf die Farbe der Gewänder erstreckt und Zeugniß von gründlichen Studien in der Schrift und den Sägungen der christlichen Bildnerlei ablegt. Daß nicht kalte Berechnung, sondern warme Begeisterung für die gestellte Aufgabe und wahrhaft frommer Sinn dem Künstler die Farben mißte und den Zug des Pinsels leitete, erklärt sich aus dem Eindrucke, den das Kunstwerk auf den Beschauer macht und der diese Wirkung nie haben könnte, wenn der Künstler es nicht verstanden hätte, sein ganzes reiches Gemüth in das Werk seiner Hände niederzulegen. Es ist aber auch mit einer Liebe und Sorgfalt ausgeführt, die, weit entfernt von jeder Effecthascherei, es erlaubt, dasselbe in der nächsten Nähe und auf einige Schritte Entfernung und gerade da erst mit der größten Befriedigung zu betrachten, wovon ich mich zu überzeugen Gelegenheit hatte, als es mir vergönnt war, dasselbe am 19. Februar d. J. in dem Atelier des Künstlers aufgerollt zu sehen. Dermalen ist dies allerdings nicht mehr möglich, da es bei dem hohen Standpunkte, den es einnimmt, ein solches Betrachten in der Nähe nicht mehr gestattet, weshalb gerade das interessanteste Detail der Ausführung dem Beobachter entgeht. Zu verwundern bleibt es stets, wie es dem Künstler gelungen ist, die nöthige Harmonie und Haltung in das Bild zu bringen, da er doch während der Arbeit wegen des etwas niederen Locals, in dem er malte, das Bild nie mit einem Blicke übersehen, sondern nur kaum zur Hälfte aufrollen konnte.

Immerhin bleibt dieses Bild eine interessante und merkwürdige Schöpfung unseres verdienstvollen vaterländischen Künstlers, die ihm zum Ruhme und der Stadt Wien, insbesondere aber der Pfarrkirche St. Ulrich zur bleibenden Zierde, den Gläubigen zur wahren Erbauung dienen wird und auf welches ich mit diesen wenigen, bloß andeutenden

Zeilen alle Verehrer der christlichen Kunst, die sich für echte Erzeugnisse derselben interessieren, aufmerksam machen wollte.

Ich schließe meinen kurzen Bericht mit dem aufrichtigen Wunsche, daß unserem verehrten Künstler recht bald ein ferneres, gleich würdiges Feld zur weiteren Bethätigung seiner künstlerischen Meisterchaft angewiesen würde, und daß er in sich den freudigen Muth und die Kraft der Gesundheit fände, um sich der Lösung dieser eben so ehrenvollen als schwierigen Aufgabe zu unterziehen.

W-s-n.

## Sitzungsberichte.

### Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 16. März 1864.

Für die Commission für Herausgabe der Weisthümer sind eingelangt:

a. Von dem löblichen Landesausschusse von Tirol zwei Zuschriften mit der Anzeige, daß sich in dem Bezirke Brixen und in dem Markte Imst derartige Urkunden vorfinden, welche aber nur an Ort und Stelle benützt werden können.

b. Von dem Herrn Notar Hoch in Linz das Original der „Haft-Lading (wahrscheinlich aus dem Jahre 1608) des Marktes in der kurzen Zwettl“, im Mühlkreise, zur Benützung.

c. Von dem hochw. Domcapitel von Linz auf das Pantheiding von Windhaag sich beziehende Aufschreibungen zur Benützung.

Herr Dr. Friedrich Müller legt vor:

„Die Grundzüge der Conjugation des ossetischen Verbums, sprachvergleichend dargestellt.“

Vorliegende Abhandlung schließt sich an zwei vorhergehende, in welchen der Verfasser die armenische und neupersische Conjugation im Vergleich mit denen des Zend und Altpersischen behandelt, an. Es werden darin die Elemente, aus denen die ossetische Conjugation aufgebaut ist, zergliedert und dann sowohl ein vollständiges Paradigma als eine Uebersicht der aus dem indo-germanischen Sprachstamme mit Sicherheit erklärbaren Verba gegeben.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 17. März 1864.

Die Direction der „Ersten k. k. priv. Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft“ erklärt sich mit Zuschrift vom 12. März in Folge der Verwendung der k. Akademie der Wissenschaften mit Vergnügen bereit, dem correspondirenden Mitgliede Herrn Prof. Dr. Karl Peters auf seiner beabsichtigten wissenschaftlichen Reise nach der europäischen Türkei die Begünstigung der freien Fahrt auf den Schiffen der Gesellschaft von Wien nach Galacz und retour zu bewilligen.

Die „Société des Sciences Naturelles du Grand-Duché de Luxembourg“ dankt mit Schreiben vom 9. März für die Bethheilung mit dem akademischen „Anzeiger“.

Herr Prof. Dr. Unger legt eine Abhandlung „über einen in der Tertiärformation sehr verbreiteten Farn“ vor.

Dieses Farnkraut ist sowohl an mehreren Punkten Deutschlands als in der englischen Braunkohle zu Bovey Tracey gefunden worden, und zwar sind es sowohl Theile des Wedels als Rhizome, welche von demselben bekannt geworden sind. Der Vergleich mit jetzt lebenden Formen ist mit vielen Schwierigkeiten verbunden, da man bisher noch nicht so glücklich war, fructificirende Wedel zu finden. In einem Stücke des Rhizoms, das Prof. Unger aus der Sammlung des Herrn Prof. Klippstein zur Untersuchung erhielt und das aus Salzhausen stammt, war es möglich, auf die anatomische Structur des Stammes einzugehen. Es zeigte sich hieraus, daß das fragliche Farnkraut, welches den vorläufigen Namen *Pecopteris lignitum* Gieb. (Weer) führt, mit dem von Prof. Unger schon vor mehr als zehn Jahren beschriebenen Farn *Osmundites schenmizensis* derart übereinstimmt, daß man wohl Grund hat anzunehmen, beide Fossilien seien eines und dasselbe. Die Abhandlung wird von zwei Doppeltafeln Abbildungen begleitet.

Herr Prof. Seligmann legt Vermehrungen der Novara-Sammlung vor, erörtert seine Vorarbeiten zur Herausgabe der ihm anvertrauten Abtheilung des wissenschaftlichen Novara-Werkes und wahrt seine Priorität in Betreff einer von ihm gemachten Entdeckung an Raccschädeln. — Die Vorlagen sind die jüngst durch besondere Güte von Dr. Aquinas Ried, Arzt in Valparaiso, an Dr. v. Scherzer als Herausgeber des ethnographischen Materials gesendeten und von diejem dem Novara-Museum überlassenen Gegenstände: Eine vollständige Mumie von Atacama, 2 Mumien Schädel und verschiedene dazu gehörige Gräberfunde. Die Mumie ist höchst interessant wegen ihrer so seltenen vollkommenen Erhaltung und wegen einer höchst merkwürdigen Beigabe: der vollkommen kahle (von vorn nach rückwärts durch künstliche Zusammenpressung) abgeplattete Schädel ist jeltamer Weise mit einer perrückenartigen Mütze bedeckt, aus schwarzen langen Haaren, welche vollkommen den Charakter der Kopfschare der americanischen Stämme haben und künstlich und kunstgerecht in ein starkes Perrückenney aus Thierwolle eingewebt sind. Die Gräberfunde sind Thongefäße Werkzeuge, Gewebe u. s. w. Ferner kam eine Kiste mit einem wolligen Pflanzenstoffe gefüllt, nach Dr. Ried von einer *Altophila*, welche als blutstillendes Mittel in Süd-America benützt wird. Es sind die Streublättchen der Wedelkassen von verschiedenen Filicinen, welche auch in Asien und dem indischen Archipel zu ähnlichem Zwecke benützt werden. Sie wirken wahrscheinlich wie Watte, wenn auch diese Pflanzen reich an Gärbestoff sind. Es werden Versuche damit gemacht werden. Der Vortragende ging sodann auf seine Arbeiten über in Bezug der ihm von der k. Akademie übertragenen Herausgabe der anthropologischen und craniologischen Abtheilung des Novara-Werkes, so wie des noch nicht veröffentlichten Restes des medicinischen Materials. Die zahlreichen interessanten, während der Reise von Dr. Schwarz und Dr. v. Scherzer an lebenden Racentypen vorgenommenen Körpermessungen werden dabei ihre entsprechende Verwendung finden.

Der Vortragende hat im verflossenen Sommer zu jenem Zwecke eine Reise unternommen, um Schädelansammlungen in Mittel-Süd-Deutschland und der Schweiz zu untersuchen, er verfolgte dabei noch einen ganz speciellen, aber mit dem Studium der Anthropomorphologie der americanischen Völkerstämme innigst verbundenen Zweck: Nämlich die Untersuchung der langgestreckten Peruaner Schädel (von der sogenannten *Aymara-* oder *Liticaca-Race*) und der denselben in der Gestalt so ähnlichen, in Oesterreich, Deutschland, Frankreich und der Schweiz gefundenen, sogenannten *Avaren-Schädel*. Sie sind mehrfach besprochen, niemals erschöpfend behandelt worden. Bei diesen Untersuchungen gelang es ihm, eine Entdeckung zu machen, deren Priorität er sich hiemit wahrt: An den *Liticaca-Schädeln* allein (wir wollen sie so kurzweg nennen) findet sich nachfolgende *Abnormität*, welche an keiner anderen Race (auch nicht an den sogenannten *Avaren*) vor-

kommt (es wurden über tausend Schädel aller Racen von dem Vortragenden darauf untersucht): Der meatus auditorius externus ist mit Grostosen besetzt, rechts oder links, auch beiderseits, an der hinteren oder vorderen Wand oder auch an beiden Wänden glatte, knochenharte, meist breit auffigende, von Hanfforn- bis zur Erbsengröße das Lumen in verschiedener Weise umstaltende, verengende, ja fast verschließende Grostosen. Von sechs bis jetzt untersuchten Schädeln (mehr fand er nicht in allen diesen Sammlungen, Wien inclusive) haben fünf solche Grostosen. Die plattgedrückten Schädel nördlicher, wie südlicher americanischer Stämme, unter diesen auch die von Atacama, weisen wohl auch öfters eine eigenthümliche (schon bekannte) Veränderung in der Form des porus externus auf, er ist öfters mehr schiffsförmig und schief von oben und vorne nach unten und rückwärts gestellt, aber es findet sich keine Spur von Grostosen im Gehörgange, welche überhaupt als Krankheitfolgen auch von Ohrenärzten in so bedeutender Größe selten gesehen worden sind. Deslo auffallender ist ihr fast ausnahmsloses Vorkommen bei jenen Schädeln. Daß sie bei einem einzigen Schädel fehlen, glaubt der Vortragende aus der Beschaffenheit desselben erklären zu können; er bereitet eine ausführliche Monographie über die Titicaca- und Avaran-Schädel vor.

Der Secretär legt den soeben im Drucke beendigten 22. Band der Denkschriften der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vor. Derselbe enthält folgende Abhandlungen:

1. Abtheilung. Abhandlungen von Mitgliedern der Akademie.

Unger: Sylloge plantarum fossilium. Pugillus secundus. (Mit 12 Tafeln.)  
 Ettingshausen, C. R. v.: Beiträge zur Kenntniß der Flächenrissele der Farnkräuter. (Mit Darstellungen der Flächenrissele auf 24 Tafeln in Natursehldruck.)

Syrtl: Neue Wunderneze und Gesechte bei Vögeln und Säugethieren. (Mit 9 Tafeln.)

2. Abtheilung. Abhandlungen von Nichtmitgliedern.

Voigt: Beiträge zur Dermato-Neurologie nebst der Beschreibung eines Systems neu entdeckter Linien an der Oberfläche des menschlichen Körpers. (Mit 2 Tafeln.)

Pechmann: Die Abweichung der Lothlinie bei astronomischen Beobachtungsstationen und ihre Berechnung als Erforderniß einer Gradmessung. (Mit 4 Karten.)

Steindachner: Ueber eine neue Epicrates-Art aus Columbien. (Mit 1 Tafel.)

Die in der Sitzung vom 14. Jänner 1864 verzelegte Abhandlung: „Neue Theorie der ultraelliptischen Functionen“ von Herrn Dr. F. Prym, wird zur Aufnahme in die Denkschriften bestimmt.

Die Arbeit (eine Erweiterung und Fortführung der im März des vorigen Jahres erschienenen Inauguraldissertation desselben Verfassers) behandelt, auf dem Boden der Riemann'schen Functionstheorie stehend, die Darstellung algebraischer Functionen durch den Quotienten zweier  $S$ -Functionen für den Fall, daß die Argumente in den zweifach unendlichen  $S$ -Reihen ultraelliptische Integrale sind, und die Argumente der  $S$ -Function im Nenner sich von den Argumenten der entsprechenden im Zähler nur um Halbe der correspondirenden Periodicitätsmodulen unterscheiden.

Folgende Abhandlungen werden zur Aufnahme in die Sitzungsberichte bestimmt:

a. „Untersuchungen über die Entwicklungsgeschichte des Farbstoffes in Pflanzenzellen“, von Herrn Prof. Dr. Ad. Weiß. (Vorgelegt in der Sitzung am 25. Februar 1864.)

b. „Ueber kugelförmige Zellverdichtungen in der Wurzelhülle einiger Orchideen“, von Herrn Dr. S. Leitgeb. (Vorgelegt in der Sitzung am 10. März 1864.)

Berichtigung. Im Berichte der k. Akademie in Nr. 12 der „Wochenschrift“ Seite 381, Zeile 6 von unten soll es statt „die Herren A. und C. Schilbach und

Müller in Triest übersenden eine Abhandlung“, heißen: „Herr G. Schilbach, Uhrmacher in Triest, übersendet eine Abhandlung“.

### Auszug aus dem Protokolle

der 3. Sitzung der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, welche am 3. März 1864 unter dem Vorfisse Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten Dr. Joseph Alexander Freiherrn v. Helfert abgehalten wurde.

Die Anzeige des Herrn Präsidenten des Unterrichtsrathes, daß dieser seine Thätigkeit am 2. März d. J. begonnen habe, wird zur Kenntniß genommen.

Aus dem von dem Directorium des Prager Dombauvereines eingesendeten „Sahrbuch für das Vereinsjahr 1862, 3“ entnimmt die Centralcommission mit Befriedigung, daß die Thätigkeit dieses Vereines, sich vorläufig auf Restaurationsarbeiten beschränkend, bereits sehr bedeutende Resultate erzielt hat, die um so mehr eifreulich und anerkennenswerth sind, als der kauliche Zustand des ehrwürdigen Domes zu Prag sich stellenweise als ein den ferneren Bestand dieses Denkmales schwer bedrohender herausstellte.

Die Mittheilung Sr. Excellenz des Herrn Vicepräsidenten der Statthalterei in Prag, daß der Egerer Kreis, nachdem der Conservator für denselben, Magistratstath Grüner, gestorben ist, dem Conservator für Böhmen, Herrn Franz Grafen v. Thun in Prag, zugewiesen wurde, wird zur Nachricht genommen.

Gleichzeitig liegt eine Eingabe des Gymnasialdirectors zu Eger, Herrn V. Anton Frind vor, in welcher derselbe mit der Bitte um Zusendung der dem Gymnasium in Eger nicht zugekommenen Jahrgänge der „Mittheilungen“ das Anerbieten verbindet, die Zwecke der Centralcommission anstatt des verstorbenen Conservators Grüner fördern zu helfen. Dem diesfälligen Schreiben ist auch ein der Centralcommission gewidmetes Exemplar des ersten Bandes der von dem Herrn Einsender herausgegebenen „Kirchengegeschichte Böhmens“ beigegeben. Es wird dasselbe mit Dank entgegengenommen und beschloffen, der vorliegenden Eingabe durch Betheilung des genannten Gymnasiums mit den demselben abgehenden Jahrgängen der „Mittheilungen“ und durch Ernennung des Gymnasialdirectors Herrn V. Frind zum Correspondenten der Centralcommission zu entsprechen.

Der Conservator Süh in Salzburg berichtet über die angeblichen Kopfbasreliefs an der sogenannten Heidenwand bei Hallein und legt Photographieen nach den bezüglichen Felspartieen vor. Bericht und Photographieen werden dem Correspondenten Herrn Custos Dr. Kenner zur Begutachtung überwiesen.

Der großherzoglich badische geh. Hofrath Dr. Zell wendet sich als Freund des verstorbenen großherzoglich badischen Baudirectors Hübsch an den Herrn Präsidenten mit der Bitte, daß die Centralcommission das von Hübsch verfaßte Werk über „Altchristliche Kirchen“ in ihren Publicationen, so wie auch sonst auf geeignete Weise empfehlen möge.

Die Centralcommission beschließt mit Rücksicht auf die anerkannte Bedeutung und Vortrefflichkeit des bezeichneten Werkes, dem vorliegenden Ansuchen im Bereiche der Grenzen ihrer Wirksamkeit zu entsprechen.

Herr v. Steinbühl in Triest hat dem Herrn Präsidenten die photographische Abbildung eines von dem Grafen Cassis bei Aquileja aufgefundenen Marmorfigürchens, einen herauschten Faunknaben darstellend, übersendet, und berichtet, daß die k. k. Regierung die Entsumpfung der Umgegend Aquileja's energisch in Angriff genommen habe, von welcher Maßregel sich die heilsamsten Folgen für diese archäologisch so hochwichtige Stadt erwarten lassen.

Der Berichtstatter macht ferner auf die archäologische Ausbeute aufmerksam, welche das beinahe gänzlich verschollene Concordia erwarten lasse.

Herr v. Steinküchl bemerkt hierbei, daß der bekannte Duc de Luynes die Absicht haben soll, im Vereine mit Künstlern und Gelehrten eine antiquarische Reise ins adriatische Meer zu unternehmen, und daß daher die Gefahr drohe, die Monumente Aquileja's von französischer Seite ausgebeutet zu sehen, bevor Oesterreich die Gelegenheit benützt habe. Die eingesendete Photographie und der vorliegende Bericht werden mit lebhaftem Interesse und mit Dank entgegengenommen.

Das k. k. Finanzministerium hat sich mit Note vom 7. Jänner d. J., Nr. 62.244, an die Centralcommission gewendet, um deren Gutachten zu verlangen, ob die ärarische Burgruine von Bregenz auf dem sogenannten St. Gebharts-Berge wirklich einen solchen historischen Werth besitze, um ein für deren Erhaltung von den Staatsfinanzen zu bringendes Opfer zu rechtfertigen, da die Stadtgemeinde Bregenz diese Burgruine um den angebotenen Preis von 475 fl. und mit der Verpflichtung zur Erhaltung derselben ankaufen will, während bei der Veräußerung der Ruine im vorchriftsmäßigen Wege der öffentlichen Versteigerung und ohne Verpflichtung des Erstehers zur Erhaltung des Objectes in seinem gegenwärtigen Zustande ein namhaft höherer Kaufpreis erzielt werden könnte.

Dieses Geschäftsstück wurde dem k. Rathe Herrn Joseph Bergmann zur Berichterstattung übergeben, welcher heute seine diesfällige Aeußerung schriftlich einbringt. Laut derselben ist unter den fünf berühmten Burgen Vorarlbergs: Hohenbregenz, Hoheneis, Neuburg am Rhein, Alt-Montfort und Edattenburg zu Feldkirch, die erstgenannte die älteste und geschichtlich merkwürdigste. Der Felsgipfel, auf dem sich die Reste derselben erheben, wurde schon von den Römern befestigt und war später der Sitz der alten Grafen von Bregenz, aus deren Geschlecht der h. Gebhard, Bischof zu Constanz, dort geboren wurde, dessen Sterbetag (27. August) heute noch in dem Wallfahrtskirchlein auf dem sogenannten St. Gebhards-Berge feierlichst begangen wird. Ilha, eine Tochter des Hauses Pullendorf-Bregenz, war die Gemahlin Alkerts III., Grafen von Habsburg, daher Urgroßmutter des römischen Königs Rudolf I. Nach dem Erlöschen der Grafen von Alt-Bregenz kam die Burg (1157) an die Grafen von Montfort, im Jahre 1523 durch Kauf an den Erzherzog Ferdinand I. Vom Erzherzog Maximilian III. in den Jahren 1612 bis 1614 noch mehr befestigt, wurde dieselbe von den Schweden im Jahre 1647 erobert und zerstört.

Dem an diese Darstellung geknüpften Antrage des Herrn Referenten, bei dem k. k. Finanzministerium mit Rücksicht auf die hohe historische Wichtigkeit der Burgruine Hohenbregenz darauf einzurathen, daß diese Ruine mit dem innerhalb derselben gelegenen Grundstücke im Interesse der vaterländischen Geschichte der Stadtgemeinde Bregenz mit der Verbindlichkeit überlassen werde, sowohl für deren Erhaltung fortan Sorge zu tragen, als auch ohne höhere Genehmigung keine wesentliche Veränderung vorzunehmen, dieselbe auch niemals an einen Privaten zu veräußern, wird einstimmig beigetreten.

Schluß der Sitzung.

(Berichtigung.) In Nr. 12 der „Wochenchrift“ S. 367, vorletzte Zeile ist „1554“ statt „1564“ und S. 368, Zeile 21 von oben „Preuenhieber“ statt „Pruenenhieber“ zu lesen.



## John Law und sein Aufenthalt in Wien.

Finanzgeschichtliche Skizze von Prof. Dr. Franz Neumann.

Ein eigenthümlicher Reiz knüpft sich oft an den Rückblick in die Tage der wissenschaftlichen Kindheit. Wie jeder Mensch mit einer unläugbaren Vorliebe an die kleinen Ereignisse denkt, welche die ersten Jahre seines Selbstbewußtseins umgaben, so ist es auch immer von einem gewissen Interesse, einzelne Züge aufzufrischen aus jener Zeit, da die Erkenntniß einer allgemeinen Wahrheit erst aufzudämmern begann. Ob uns der Contrast zwischen einst und jetzt oder ob uns die Ueberzeugung vom Fortschritte dieses Interesse erweckt, das wollen wir dahingestellt sein lassen; genug, wenn es uns diesmal gelingt, mit einer Erinnerung an Law und an die Geschichte der ersten Zettelbanken die Aufmerksamkeit der Leser auf einige Augenblicke zu fesseln.

John Law de Lauriston ist ein Mann, dessen Lebensgeschichte auch ohne Rücksicht auf die bekannte französische Notenwirthschaft dem Biographen einen reichen, fast romanhaften Stoff bieten. Der Schwindel, welchen seine Ideen gewissermaßen ohne sein Verschulden in Frankreich hervorriefen, umgiebt leider auch sein ganzes individuelles Dasein. Der Sohn eines vermöglichen Goldschmiedes und Geldwechslers in Edinburgh, verließ er schon als zwanzigjähriger Jüngling seine Mutter, die Wittwe geworden war, und ging nach London. Duhautchamp schildert ihn als von schöner und hoher Statur, gefälliger und gewinnender Miene, bestechendem Benehmen; seine außergewöhnliche geistige Begabung erregte die glänzendsten Hoffnungen für seine Zukunft. Sein Aufenthalt in der Themse-Stadt beginnt mit großartigem Leichtsinne. Unter dem, ob begründeten oder unbegründeten Vorgeben, daß er von mütterlicher Seite mit dem alten Geschlechte der Herzoge von Argyll verwandt sei, verschafft er sich Eingang in die höchsten Kreise der Gesellschaft. Er pflegt der Liebe und des Spieles; in beiden gleich glücklich erwirbt er sich zwar manches Herz und viel Gold, bald aber wird er durch denselben Leichtsinne aller Errungenschaften verlustig. Seine Schulden übersteigen sein Vermögen und ein aus Liebeshändeln entstandenes Duell, in welchem sein Gegner fällt, zieht ihm die Todesstrafe zu. Vom Könige begnadigt, entflieht er aus dem Gefängnisse und durchreißt als 24-jähriger Flüchtling (1695) einen Theil der Continentalstaaten.

Um den inneren Mechanismus der damals in voller Thätigkeit stehenden Amsterdamer Bank recht genau kennen zu lernen, tritt er in die Dienste des dortigen englischen Residenten und kehrt zu Anfang des 18. Jahrhunderts, mit reichen Erfahrungen ausgestattet, wieder nach Schottland, in seine Heimat zurück. Der Gegenstand zwischen dem regen Handel, den er in England und Holland beobachtet, und

dem langjamen, schleppenden Verkehr seines Vaterlandes ruft in ihm die übertriebensten Illusionen von dem unbegrenzt günstigen Einflusse der Banken und der Geldsurrogate hervor. Er entwirft zuerst ein Memoire: „Proposals and reasons for constituting a council of trade in Scotland“ und dann eine Denkschrift über das Geld und den Handel (Money and trade considered with a proposal for supplying the nation with money. Edinburgh 1705) und unterbreitet diese Projecte, deren erstes ein idealer Entwurf der Centralisation des Staatshaushaltes in den Händen einer Bank ist, dem schottischen Parlamente, das eben mit der Reorganisation der verfehlt angelegten Edinburgher Bank beschäftigt war.

Seine damaligen Vorschläge bestanden aus einem sonderbaren Gemenge wahrer und falscher Grundsätze; er anerkennt den Unterschied zwischen Gebrauchswerth und Tauschwerth und geht von dem ganz richtigen Gedanken aus, daß der Tauschwerth der Dinge von zwei Momenten bedingt sei: von der Menge der angebotenen Waare und von der Menge des verfügbaren, vorhandenen Geldes. Nun sagt Law, es hänge nicht von der Willkür des Menschen ab, den ersten Factor mit dem wirklichen Bedürfnisse stets in Einklang zu bringen, aber es hänge allerdings von unserer Willkür ab, dafür zu sorgen, daß der zweite Factor, nämlich die Geldmenge mit der Nachfrage gleichen Schritt halte. Um das Geld, den wahren Reichthum der Nationen — wie Law mit den Mercantilisten glaubt — beliebig zu vermehren, müsse man nur von dem Vorurtheile abgehen, daß es einzig in Gold und Silber bestehen kann. Im Gegentheile, diese Edelmetalle sind für die Verwendung zum Geld am wenigsten passend, weil sie einen bedeutenden Gebrauchswerth haben, mithin zu hundert anderen Zwecken dienen können. Das Geld, welches Laws Ideal erfüllt, dürfe lediglich aus einer solchen Materie gemacht sein, welche gar keinen reellen inneren Werth hat und erst durch Abstraction einen imaginären Tauschwerth erhält.

Diesem Zwecke soll nun das Papier am meisten entsprechen, weil es sich leicht transportiren läßt, gar nichts kostet und je nach Bedarf beliebig vermehrt werden kann. Law wurde zu solchen Irrthümern durch die factischen Verhältnisse des damaligen Münzwesens verleitet, indem man bei den Landesmünzen nie auf den Feingehalt Rücksicht nahm, sondern sie je nach Bedarf mit höherem oder niederem Nennwerth prägen ließ. Indem er eine Landesbank als das Institut zur Ausgabe solchen Papiergeldes empfahl, glaubte er dadurch ein Mittel zum unbegrenzten Reichthum der Staaten entdeckt zu haben. Die Bank hätte nichts zu thun, als Noten mit Zwangsseurs auszugeben, mit diesen Noten das Discountgeschäft im Großen einzuleiten und dieselben von solchen Personen wieder einzulösen, welche dafür keine andere Verwendung finden konnten. Auf diese Art wird das Geld nie zu theuer, nie zu billig werden und stets im Gleichgewicht stehen zur Gütermenge.

Dieser Vorschlag wurde vom schottischen Parlament zurückgewiesen; sei es, daß man die Mängel desselben erkannte, sei es, daß man Vorurtheile gegen Laws Persönlichkeit hegte. Eben so erfolglos waren seine Versuche, in England der „neuen Entdeckung“ Eingang zu schaffen und Law durchzieht in den folgenden zehn Jahren

fast ganz Europa, um der Leidenschaft des Spieles zu fröhnen und nebstbei allen Souverainen, deren Staaten durch die Kriege Ludwigs XIV. in starker finanzieller Zerrüttung lagen, seine Ideen zu unterbreiten.

So kam Law nach Brüssel und Paris. Thiers<sup>1</sup> erzählt uns, er habe dort bei der berühmten Duclos Pharaos gespielt und sei nie mit weniger als 100.000 Livres an den grünen Tisch getreten, ja er habe sich eigene Metallstücke im Werthe von 18 Louisd'or fabriciren lassen, um schneller abrechnen zu können. Sein auffälliges Glück im Spiel zog ihm bald die polizeiliche Verweisung aus Paris und ganz Frankreich zu und er besuchte nun (1708 bis 1715) Italien und Deutschland.

Da starb am 1. September 1715 Ludwig XIV.; Law kehrte schon einige Monate vorher nach Frankreich zurück, um sogleich zur Hand zu sein, weil er sich den Herzog von Orleans, Regenten während der Minderjährigkeit Ludwigs XV., günstig gestimmt wußte. Die Finanznoth war dort aufs höchste gestiegen; die unter den wunderlichsten Bezeichnungen emittirten Obligationen der französischen Regierung hatten ein Disagio von 70 bis 80 pCt.; die Bewucherungen des Staatsschatzes überschritten alles Maß; die Staatsschulden beliefen sich auf 2½ Milliarden Livres und man rieth dem Regenten als einziges Auskunftsmittel den Staatsbankerott. Keine Hülfe schien mehr möglich.

Diesen Augenblick erfaßte Law, um sein lange durchdachtes und lange verschmähtes Project neuerlich zur Ausführung zu empfehlen. Als der Herzog von Orleans die glänzende Schilderung Laws angehört hatte, soll er sich davon so viel versprochen haben, daß er ihm antwortete: „Ist's Gott, der Sie schickt, so bleiben Sie; ist's der Teufel, so gehen Sie nicht!“<sup>2</sup> Seine aus jener Zeit stammenden „Mémoires sur les banques“ enthalten vielen lehrreichen Stoff. Er hatte seine Vorschläge in dem wesentlichen Punkte abgeändert, daß er den Banknoten keinen Zwangscours beilegen und sie nur bei den königlichen Cassen als Zahlungsmittel verwenden wollte.

Als seine weitgehenden Ideen zur Gründung einer Staatsbank im Finanzrathe verworfen wurden, begnügte er sich mit der im nächsten Jahre (1716) erhaltenen Erlaubniß, auf seine eigenen Kosten eine Privatbank auf Actien zu gründen, deren Hauptgeschäft das Discoutiren und die Annahme von Gelddepots, deren vorzüglichstes Recht die Notenausgabe war. Law selbst verfügte über ein Vermögen von nahezu 2 Mill. Livres, und hierin, so wie in den ganz rationellen Grundzügen der Organisation erblickte man eine solche Garantie, daß der Herzog von Orleans persönlich das Protectorat der neuen Bank annahm. Der Fond derselben betrug 6 Mill. Livres und bestand aus 1200 Actien zu je 5000 Livres. Die Einzahlung dieser Beträge konnte zu drei Viertheilen in Staatsobligationen erfolgen und nur ein Viertel mußte bar erlegt werden.

<sup>1</sup> Histoire de Law in der Encyclopédie progressive, Paris 1826, und separat gedruckt bei M. Levy Frères, 1858.

<sup>2</sup> S. Horn, Jean Law, Leipzig 1858, S. 42 ff.

So begann Law's finanzielle Laufbahn, auf der er in kürzester Zeit bis zum Gipfel eines kaum geträumten Glückes hinaufgeschwindelt wurde, um eben so rasch in das traurigste Elend herabzustürzen.

Sein Institut fand allseitige Theilnahme, der Wirkungskreis desselben wurde bald auf die *Escomptes* aus den Provinzen ausgedehnt, Law aber blieb bei dieser ruhigen und gesicherten Thätigkeit nicht stehen. Er ließ sich das Privilegium der *Compagnie d'Occident* übertragen, bekam damit den ausschließlichen Handel nach Westindien in die Hände und erhielt vom Regenten das Eigenthum aller Ländereien zugesagt, welche in Louisiana, am Mississippi besetzt wurden. Er leitete deshalb die Emission neuer 200.000 Stück Actien, diesmal nur zu 500 Livres ein.

Bald danach (1718) wurde die Bank durch bare Hinauszahlung der Actionäre in eine Staatsanstalt (*Banque Royale*), die Mississippi-Gesellschaft aber durch königliche Edicte in die *Compagnie des Indes* mit den übertriebensten Handelsvorrechten umgewandelt, dieser letzteren überdies das Münzregal, d. h. das Münzverschlechterungsrecht auf 9 Jahre verkauft und es wurden unter mancherlei Kunstgriffen Actien zweiter und dritter Serie ausgegeben. So entwickelte sich in der berühmten *Rue Quincampoix* das traurigste Beispiel der Agiotage, das die Geschichte kennt; eine Menge einzelner Börsereizmittel und daneben die Ausschließung der Gold- und Silbermünzen bei gewissen Zahlungen an öffentlichen Cassen, die Pachtung der Staatsgüter und schließlich die leichtfertige und doch so glänzende Conversion der französischen Staatsschuld in Actien der *Compagnie des Indes* bewirkte, daß diese letzteren um das Zwanzigfache ihres Nominalwerthes, nämlich das Stück um 10.000 Livres und noch höher verhandelt wurden<sup>1</sup>.

Dieser Erfolg machte Law zum Abgott des Volkes und des königlichen Hofes; abgesehen von dem rein egoistischen Interesse, das sich an die Bekanntschaft mit einem Manne knüpfte, welcher ein Stück Papier um 500 Fr. verkaufte, während man für dasselbe Stück Papier in der *Rue Quincampoix* sogleich um 9500 Fr. mehr erhielt, abgesehen von diesen schmutzigen Vortheilen der Freundschaft Law's, zollte man ihm und seinem Genie wahre und ungeheuchelte Bewunderung. Der alte Adel drängte sich in seine Salons und Vorzimmer und nahm ihn als ebenbürtig auf. Sein Sohn durfte mit dem kleinen Ludwig XV., mit welchem er in gleichem Alter stand, tanzen lernen. Seine Tochter, ein Mädchen von 8 Jahren, gab einen Ball, zu welchem geladen zu sein, die höchste Aristokratie für eine Ehre hielt. Der päpstliche Nuntius war der erste, welcher dort erschien und das jugendliche Hausfräulein in die Arme schloß. Herzoge und Prinzen wollten sich diesem Kinde verloben lassen!

Law selbst, welcher sich in seinem unerwarteten Glücke nie übermüthig gezeigt haben soll, wurde an die Stelle d'Argenson's zum Finanzminister von Frankreich

<sup>1</sup> Die Kritik der übertriebenen Angaben Thiers u. A., welche von einem Course von 18.000 bis 20.000 Livres per Actie sprechen, findet sich in der Sammlung der *Économistes financiers du XVI<sup>e</sup>le siècle*, p. 439, notice historique sur Law (von G. Daire). Uebrigens behauptet auch Horn a. a. D., daß die Actien am 5. Jänner 1720 den Cours von 18.000 £. gehabt hätten.

ernannt und vom Protestantismus zur katholischen Religion bekehrt. Seine Herrlichkeit, sein Glanz und seine Macht waren wie ein Traum an ihn herangetreten, wie ein Traum entflohen sie auch, es folgte ihnen ein trauriges, nüchternes Erwachen.

Die ruhigere Anschauung über die wahre Natur derjenigen Werthe, welche Law aus Papier geschaffen hatte, lehrte das große Publicum bald, in welcher haltlosen Lage es sich befand; die versprochenen Interessen der Mississippiens blieben aus und man begann mit derselben Ueberstürzung zu realisiren, mit welcher man anfänglich sich in das gefährliche Unternehmen eingelassen hatte. Die Zwangsmäßigkeiten, welche die edlen Metalle ganz aus dem Verkehr verdrängen und nur Papiergeld erhalten sollten, und die gleichzeitige Vermehrung der Notennmenge von 1 Milliarde auf 2½ Milliarden Livres dienten nur dazu, um die Angst zu vergrößern, und die Regierung konnte dem bekannten Edicte vom 21. Mai 1720 kaum mehr ausweichen; jenem Edicte, das die allmälige Entwerthung der Actien und Banknoten auf nahezu die Hälfte des ursprünglichen Nominalbetrages<sup>1</sup> verordnete, daher die Erklärung eines eigentlichen Staatsbankrottes war.

Die öffentliche Gunst ward zum Volkshaffe gegen Law; nur mit Mühe konnte er sich vor den Ausbrüchen der rohen Leidenschaft retten; er ward verhaftet und zur Verantwortung gezogen. Man verlangte von ihm Rechnungslegung, indem man hoffte, auf ein schreckliches Chaos zu stoßen; allein wie groß war das Erstaunen, als man die bewundernswürdigste Ordnung fand. Ein deutscher Biograph Laws, der für ihn nicht so eingenommen ist, als der Franzose Thiers, berichtet, daß sich Law persönlich im Conseil verteidigte und dabei die künftig nöthigen Maßregeln mit einer Klarheit andeutete, welche sogar seine erbittertesten Feinde in Bewunderung versetzte über den glänzenden und reichen Geist dieses Mannes<sup>2</sup>.

Zwar wurde er nach wenigen Tagen wieder in Freiheit gesetzt, das zusammengefallene Kartenhaus konnte aber nicht mehr aufgebaut werden. Gegenüber dem allgemeinen Mißtrauen vermochte Law nicht mehr zu helfen. Nach mancherlei verfehlten Versuchen wurden im November 1720, also gerade ein Jahr nach dem Beginne des Schwindels, alle Banknoten in Rentenscheine oder Rentenactien umgewandelt und damit dem Systeme der letzte Streich versetzt. Law suchte dem Schauplatze seiner mißlungenen Pläne zu entfliehen; im Wagen des Herzogs von Bourbon verließ er am 7. December 1720 Frankreich und nahm seinen einstweiligen Aufenthalt in Brüssel. Kaum war er fort, als man sein Vermögen an Landgütern und Actien confiscirte, ohne ihm je die geringste Unehrllichkeit der Gebarung, ohne ihm je die Pflicht des Schadenersatzes nachweisen zu können.

Und was war sein Lohn für die gutgemeinte Einführung der Banknoten in Frankreich? Man weiß mit Bestimmtheit, daß er nur ein Vermögen von 800

<sup>1</sup> Die Actien der Mississippi-Gesellschaft wurden nach einem bestimmten Zeitraum auf  $\frac{1}{2}$ , die Noten auf die Hälfte des Emissionswerthes reducirt.

<sup>2</sup> S. Raumers historisches Taschenbuch, neue Folge, 7. Jahrgang, Geschichte der Law'schen Finanzoperationen, von A. Kurzel, S. 539 ff.

Louisd'or und wenige Juwelen mit sich nahm, die ihm einst, als er im Glücke war, geschenkt wurden. Gewiß zierte ihn also damals die vollste Uneigennützigkeit <sup>1</sup>. Und eben so arm, als er über die Grenzen Frankreichs floh, finden wir ihn später, und bei seinem Tode in Venedig, wo er bisweilen, um sich und den Seinen den Lebensunterhalt zu decken, jenen Diamant in Leihhäusern verpfänden mußte, der noch heute unter dem Namen „Le Régent“ berühmt ist und ihm einst vom Herzog von Orleans verehrt wurde.

So endete der Mann im Jahre 1729 im Glende; der Mann, von welchem Voltaire sagt, daß er „innerhalb vier Jahren vom Schottländer Franzose, vom Protestanten Katholik, vom Abenteurer einer der größten Herrschaftsbefitzer, vom Geldwechsler Staatsminister geworden war“.

Wir haben es versucht, bisher das Leben Law's in wenigen Zügen zu zeichnen und die Hauptpunkte seiner mit dem Namen des „Systemes“ belegten Finanzpläne zu beleuchten. Wir kommen zu demjenigen Theile unserer Skizze, der Law's Anwesenheit in Wien und die Untersuchung betrifft, ob seine, damals in ganz Europa Aufsehen erregenden Ideen auf den Staatshaushalt der österreichischen Erbländer einen Einfluß genommen haben.

Alle Biographen John Law's, voran der erste französische Herausgeber seiner Werke, Etienne de Senovert <sup>2</sup>, dann Dezob de la Moquette in der „Biographie universelle“ (v. 23, p. 467—472), A. Thiers in der früher bezogenen Monographie, Eugène Daire in der ebenfalls erwähnten „Notice historique sur Jean Law“ <sup>3</sup> und A. Kurzel in „Raumers historischem Taschenbuche“ (n. 8 7, S. 429) <sup>4</sup> erzählen, daß Law, als er wegen seines auffälligen Spielglückes Paris und Frankreich verlassen mußte, auf seinen Reisen zunächst Venedig und Turin besuchte, dem Herzog Victor Amadeus von Savoyen sein Bankproject vorlegte und über dessen abschlägige Antwort („Je ne suis pas assez riche pour me ruiner“) nach Wien reiste, wo der Kaiser eben mit der Errichtung einer Bank

<sup>1</sup> Er selbst konnte daher mit vollem Rechte an den Herzog von Bourbon schreiben: „Esopé fut un grand exemple de désintéressement; cependant ses ennemis l'accusèrent d'avoir des trésors dans un coffre qu'il visitait souvent: ils n'y trouverent que l'habit qu'il avait avant d'être dans la faveur du prince. Si j'avais sauvé mon habit, je ne changerais pas d'état avec ceux qui sont dans les premiers emplois; mais je suis nu; on veut que je subsiste sans biens, et que je paye des dettes sans en avoir les fonds.“ (Lettre datée de Londres le 25 août 1724.) Von dem großen Vermögen, das er nach Frankreich mitgebracht hatte, erhielt er nichts mehr zurück. In einem seiner lettres justificatives sagt er: „Je suis à présent insolvable, en France et chez l'étranger, j'ai sacrifié jusqu'aux intérêts de mes enfants, que j'aime tendrement et qui méritent ma tendresse; ces enfants, qui étaient recherchés par les plus grandes familles de France, sont aujourd'hui sans biens et sans établissement“.

<sup>2</sup> Discours préliminaire de l'édition des oeuvres de Law. Paris 1790, Buisson.

<sup>3</sup> Économistes financiers du XVIIIe siècle. Paris 1851, Guillaumin u. Comp., S. 422.

<sup>4</sup> Nur Horn a. a. D. S. 42 zieht die Anwesenheit Law's in Wien in Zweifel, ohne für seine Meinung weitere Gründe anzugeben. Wir werden in der Folge zeigen, daß er im Unrecht ist.

beschäftigt war. Law habe auch hier seine Vorschläge erfolglos unterbreitet und sich von da nach Schottland begeben <sup>1</sup>.

Da im ersten und zweiten Decennium des vorigen Jahrhunderts in Wien mehrere Bankinstitute rasch nacheinander geschaffen wurden, indem man den ursprünglichen leopoldinischen Banco del Giro (1703) durch die Wiener Stadtbank (1705) zu ersetzen suchte und im Jahre 1714 daneben die sogenannte Universal-Bancalität ins Leben rief, und da jedem dieser Bankpatente ein oder mehrere, bisweilen auch anonyme Projecte zu Grunde lagen, so scheint es uns nicht überflüssig, zu erforschen, ob und inwieferne eine der erwähnten Banken durch Law's gleichzeitiges Auftreten beeinflusst sein konnte.

Vorerst ist historisch erwiesen, daß Law's erste Monographie über das Geldwesen aus dem Jahre 1705 stammt, und daß er erst im Jahre 1708 über den Landesverweisungsbefehl des damaligen Polizeilieutenants und späteren Ministers d'Argenson Frankreich verließ, Italien und Deutschland bereiste und bei dieser Gelegenheit auch Wien besuchte; es entfällt somit jede Vermuthung einer Einflusnahme seiner Ideen auf die Gründung des Banco del Giro und der Stadtbank.

Diese Institute hatten eben so wie Law's erster in Schottland vorgelegter Entwurf ihr Vorbild in den damals in mehreren Handelsstädten wirksamen Banken. Das bezügliche Patent Kaiser Leopolds I. vom 15. Juni 1703 erklärt ausdrücklich, daß der Banco del Giro in Wien „nach Muster der an unterschiedenen anderen fürnehmen Haupt- und Reichstädten, nämlich zu Venedig, Hamburg, Amsterdam, Nürnberg und anderen, mit größtem Vortheil und Nutzen des gemeinen Wesens heilsam practicirenden“ Anstalten errichtet werden soll.

Aus diesem gemeinsamen Muster, welches der Law'schen Idee und den österreichischen Bankpatenten zu Grunde lag, erklären sich eine Reihe von Uebereinstimmungen zwischen beiden. So gingen die österreichischen Finanzmänner von denselben mercantilistischen Anschauungen aus, als Law; sie erklärten es als eine der Aufgaben des Banco del Giro: „das Auserlandegehen der baren Geldmittel“ zu verhüten. Ferner erschien ihnen der Zwangscurs der Assignationen („Giro-Zettel“), eben so wie anfangs Law der Zwangscurs der Noten unumgänglich nöthig. Endlich wurde, nach der Modification, die das erste Bankpatent durch die am 3. Juni 1704 erflossene „Banco del giro-neue Ordnung“ erhielt — die Einhebung und Verwaltung gewisser Gefälle der Bank unmittelbar und ganz unabhängig zugewiesen <sup>2</sup>

<sup>1</sup> „Il alla trouver l'empereur à Vienne. L'empereur s'occupait en ce moment de l'établissement d'une banque. Law s'empessa de lui soumettre ses idées, ne réussit pas mieux qu'auprès des autres princes auxquels il les avait déjà présentées“ etc. . . . . Thiers I. c. „Law unternahm eine Reise durch Deutschland und zeigte sich am Hofe zu Wien; doch niemand begriff eigentlich seine Idee, und überall wies man ihn als einen gefährlichen Gauner zurück (?)“ A. Kurlhel a. a. D.

<sup>2</sup> Vgl. hierüber J. v. Pauers Beiträge zur Geschichte der österreichischen Finanzen. Wien 1848. S. 103 ff., dann über die Geschichte des österreichischen Bankwesens vom Anfange des 18. Jahrhunderts bis 1750: Dr. J. Biedermann die Wiener Stadtbank im 20. Bande des Ar-

und in dieser Beziehung findet sich wieder eine gewisse Aehnlichkeit mit demjenigen, was Law zur selben Zeit seinen Landsleuten für die Reform der Edinburgher Bank vorzuschlug.

Trotz dieser kleinen Analogieen finden wir auch eine Reihe principieller Verschiedenheiten, namentlich darin, daß Law eine Zettelbank mit dem Rechte des *Es-compte*geschäfts, Oesterreich eine eigentliche Girobank ohne Zettelausgabe und mit Assignationen gründete, und so können wir — wie bereits gesagt — mit Zuversicht annehmen, daß sowohl der Inhalt dieser beiden Patente, als auch die Umgestaltung des *Banco del giro* in die Wiener Stadtbank, welche mit Patent vom 24. December 1705 (publicirt am 8. März 1706) angeordnet wurde, von jedem directen Einflusse der Law'schen Idee frei und nur von den allgemeinen wirtschaftlichen Erfahrungen, so wie von den Irrthümern und Irrlehren der damaligen Zeit getragen war. Ueberdies ist mit vieler Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß der Urheber des dem *Banco del giro* zu Grunde liegenden Planes ein Priester, Namens Abbat Norbis war <sup>1</sup>, und der hatte sicherlich von Law und seiner Existenz damals keine Ahnung; die Uebergabe der Verwaltung der Bankgeschäfte und Bankrevenue an die Stadt Wien aber war ein nothgedrungener Schritt, der auf Anrathen des Grafen Gundaker Starhemberg geschah und noch viel weniger mit Law in Verbindung gebracht werden darf.

Dagegen könnte man sich zu der Meinung verleiten lassen, daß die Gründung der sogenannten „Universal-Bancalität“, welche durch Patent Kaiser Karls VI. am 14. December 1714 erfolgte, von den Ideen des Schottländers eher beeinflusst war. Abgesehen von dem Zusammentreffen der Zeit, in welcher Law Wien besucht haben konnte und in welcher jenes Gesetz erlassen wurde, regt auch der Umstand zu einer ernstern Nachforschung an, daß im Jahre 1712 dem Kaiser ein Bankproject „von nicht mehr bekannter Seite“ überreicht wurde, welches auf kaiserlichen Befehl der Begutachtung mehrerer Hofkammerräthe unterzogen worden war, zu einem Patente vom 24. März 1713 Anlaß gab und mit dem späteren Statute über die Universal-Bancalität manche Aehnlichkeit hatte <sup>2</sup>.

Alle Vermuthungen, alle Hoffnungen auf eine etwaige finanzgeschichtliche Entdeckung weichen aber vor demjenigen zurück, was Law selbst in einem der an den Herzog von Orleans gerichteten „*Mémoires sur les banques*“ mittheilt. In der zweiten dieser höchst interessanten Denkschriften, die ohne Zweifel aus dem Jahre 1715 stammt, wendet der Verfasser zur Unterstützung seiner Vorschläge auch das Beweismittel an, daß er dem Regenten Frankreichs die guten Erfolge der in

Archives für Kunde österreicherischer Geschichtsquellen, herausgegeben von der k. Akademie der Wissenschaften 1858. S. 341 bis 445.

<sup>1</sup> Biedermann a. a. O. S. 352.

<sup>2</sup> Wir entnehmen diese Thatsachen dem Manuscripte des zweiten Heftes des „Versuches einer Geschichte des österreichischen Staatscredits- und Schuldenwesens, von Karl Schwabe v. Walfenfreund, Wien bei C. Gerolds Sohn“, welches uns der Herr Verfasser gütigst zur Einsichtnahme überlassen hat.



Europa damals schon bestehenden Banken schildert. Er sagt, es sei ein Irrthum, wenn man den Einwurf erhebt, als könnten Banken nur in Republiken oder beschränkten Monarchien, wie England, mit Erfolg bestehen; im Gegentheile, es haben sich die Banken „auch in Rom, Neapel, in Schweden, in Wien“ bewährt.

Was insbesondere die Bank von Wien betrifft, so stellt Law im Verlaufe seiner Denkschrift dem Herzog von Orleans dar, das der deutsche Kaiser von der Nützlichkeit eines solchen Institutes überzeugt sei; er schildert zur Bekräftigung dessen die eben damals geschaffene Universal-Bancalität in der ausführlichsten Weise, indem er die Grundzüge des Patentens vom 14. December 1714 auseinanderlegt <sup>1</sup>.

„Se. kais. Majestät habe beabsichtigt, in Ihre Finanzen eine bessere Ordnung zu bringen, dem Wucher zu steuern, das Vertrauen, den Credit und den Handel wieder aufzurichten, die Contributionen zu vermindern, Ihren Staaten die Steuerlast zu erleichtern u. s. w. In dem Bewußtsein, daß zur Erreichung dieses Zweckes kein Mittel so geeignet sei, als die Errichtung einer Bank, habe Se. Majestät beschlossen, nach dem Rathe Ihrer Minister eine Generalkank in Ihren Staaten zu errichten und dieser die nachfolgenden Vortheile und Privilegien einzuräumen.“

Nun geht Law auf die einzelnen Bestimmungen des besagten Patentens ein, indem er sie unter vier Gesichtspunkte bringt.

Erstens habe Se. kais. Majestät in allen Erbländern zu Gunsten der Bank verschiedene Taxen aufgelegt (folgt die Aufzählung der Urthen); zweitens macht Se. Majestät der Bank gewisse Geschenke (die Restanten u. s. w.); drittens hat Se. kais. Majestät den Gedanken, die Bank zu Ihrer Cassierin zu machen, indem angeordnet ist, daß überhaupt alle Einkünfte, welche bar einfließen, sowohl Militär- als Cameralgefälle, durch die Bank laufen sollen; viertens gewährt der Kaiser dem Institute eine Reihe von Privilegien, die aufgezählt werden.

Eben so berichtet Law über die Regie und Verwaltung der Bancalität in ziemlich eingehender Art und knüpft daran die Bemerkung: „Dieses Project zeigt den lebhaften Wunsch Sr. kais. Majestät, den Credit in den Erblanden einzuführen und es zeigt die ernste Absicht, denselben auch zu erhalten. Derjenige aber, der diese Bank vorgeschlagen hat, versteht nichts davon. Sie ist aus mehreren verschiedenen Gedanken zusammengesetzt, die sie verwirrt machen und die ihren Erfolg verderben könnten. Auch werden die in Vorschlag gebrachten Mittel nicht dem entsprechen, was sich Se. Majestät von diesem Institute erwartet“.

„Man hat alles zusammengerafft, was man nöthig hielt, um der Bank Credit zu schaffen, und der Kaiser hat alles bewilligt; aber da man das Wesen des Geldes und des Creditens nicht gründlich kannte, kann dieses Project, trotz derjenigen großen Vortheile, welche Se. Majestät gewährte, mißlingen.“

<sup>1</sup> Das Patent findet sich im Cod Austr. Pars tertia p 765 bis 770 „Bancalitäts-Institutum“ und ist bei weitem unklarer, als die logische Auseinandersetzung Laws.

„Nichtsdestoweniger läßt mich die Willensfestigkeit, welche der Kaiser bei Allem zeigt, daß er unternimmt, glauben, daß er bei dieser Anstalt mit der Zeit Erfolge haben wird. Mit dem vierten Theile der Vortheile und Privilegien die Se. kais. Majestät zugestanden hat, verpflichte ich mich, in Seinen Staaten eine Bank zu errichten und den Credit dort weiter zu bringen, als in England oder Holland, trotz des großen Unterschiedes, welcher gegenwärtig zwischen dem Handel dieser Staaten und jenem der Erbländer besteht.“

Er fügt zum Schlusse hinzu, daß er „bis jetzt nicht erfahren habe, daß die Wiener Bank das Mißtrauen vermehrt oder das Silber verdrängt habe“ <sup>1</sup>.

Aus diesen Worten Law's geht mit der größten Sicherheit hervor, daß der Kaiser Karl VI. von seinen Vorschlägen durchaus nichts benützt hatte, sondern ganz anderen Rathgebern gefolgt war. Was aber insbesondere den Zeitpunkt der Anwesenheit Law's in Wien betrifft, so dürfte derselbe — wenn sich auch kein besonderes Interesse an diese Untersuchung knüpft — in den Winter 1714 auf 1715 verlegt werden. Denn jenes Statut der Bancalität, mit welchem Law so sehr vertraut ist, erschien, wie erwähnt, erst am 14. December 1714, und im Sommer des Jahres 1715 kehrte Law schon wieder nach Frankreich zurück, um nach dem 1. September, dem Todestage Ludwigs XIV., sogleich dem Regenten seine Anerbietungen zu machen. Es läßt sich also fast mit Gewißheit schließen, daß Law zur Zeit der Errichtung der Bancalität in Wien war, sonst hätte ihm bei den damaligen Communicationsverhältnissen jenes Patent nicht so genau bekannt sein können, welches kaum wenige Monate vorher veröffentlicht worden war. Auch deutet seine Bemerkung über den Charakter Kaiser Karls VI. auf einen persönlichen Besuch <sup>2</sup>.

Wir sind durch diesen kleinen Rückblick in eine längstvergangene Zeit zwar zu keinem positiven, wohl aber zu dem negativen Resultate gelangt, daß John Law am Hofe Kaiser Karls VI. in Wien war, daselbst seine Projecte unterbreitete, aber unbeachtet wieder fortzog, und daß die gleichzeitigen österreichischen Bankprojecte mit ihm nichts gemein hatten. Möge uns diese historische Erinnerung auch darum verziehen werden, weil Oesterreich zwar viel später, aber dennoch eben so wie Frankreich und England von jener Bewegung ergriffen wurde, die mit der Law'schen Zettelbank ihren Anfang nahm, die in den Wiener Bancozetteln, in den französischen Assignaten und der englischen Bankkrise sich in sehr bedenklicher Weise fühlbar machte und noch lange nicht ihren Abschluß erreicht hat.

---

<sup>1</sup> S. die bezüglichen Stellen in der Ausgabe von Law's Schriften. „Economistes financiers du XVIIIe siècle. p. 546 und 576 s.

<sup>2</sup> Das „Wienerische Diarium“ aus den Jahren 1714 und 1715, welches als Vorläufer der heutigen „Wiener Zeitung“ stets eine Liste der „Ankunft derer Hohen und Niederen Standes-Personen“ enthielt, läßt den Namen Law's nicht finden. Indes beschränkte sich jene Liste nur auf „Standespersonen“, und zu diesen hat man John Law, wenn er auch „de Lauriston“, also ein Edelmann war, wahrscheinlich nicht gerechnet.

## Denkschrift über die Entwicklung der Seidenzucht in den nördlicheren Ländern.

Von Dr. C. Goldhaus und Dr. R. Panzer.

(Wien 1864.)

S. Die Cultur der Seidenraupe, des Maulbeerbaumes und deren vielfach versuchten Surrogate zählt bereits eine Litteratur, welche, zusammengestellt, eine recht artige Bibliothek bilden würde. Besonders in der letzten Zeit, wo die verheerende Raupenpeste die seidenzüchtenden Länder aufs härteste betraf und die Seidenproduction derselben zum Theile bis auf den fünften Theil des früheren Ertrages reducirte, erschienen zahlreiche Bücher und Abhandlungen, welche als Ergebnis fleißiger und umfassender Untersuchungen dem Uebel zu steuern oder den Schaden, wenn er zu einem constanten erwachsen sollte, durch die Einführung neuer Raupengattungen zu mindern versuchten. Und in der That ist der Gegenstand der höchsten volkswirtschaftlichen Ob Sorge würdig. Die Seidenzucht bildet, wenn rationell betrieben, eine Einnahmequelle für das Land, welche bis zu einer ungeahnten Höhe anzuwachsen fähig ist, ohne die bisherige Benützung des Grundes und Bodens zu beeinträchtigen. Sie hält den Landmann nicht von seiner Hauptbeschäftigung ab, indem die Pflege der Raupe vom Auskriechen bis zur Einspinnung in eine Zeit fällt, in welcher die wichtigeren Feldarbeiten ruhen, der Betrieb in kleinerem Umfange erfordert keinerlei kostspieligen Apparate und besonderen Locale, da die Raupe, wie vielfache Erfolge beweisen, auch in der gewöhnlichen Scheuer gezüchtet werden kann, diese aber unmittelbar vor der Ernte leer von Feldfrucht ist und den Raum bietet. Und doch lohnt die Seidencultur bei rationellem Vorgange die aufgewendete Mühe glänzend. In den südlichen Ländern, woselbst sie seit längerer Zeit eingebürgert ist, wurde sie die Quelle hohen Wohlstandes. Aber auch die nördlicheren Länder, deren Eignung zur gleichen Culturart bis zur scandinavischen Halbinsel hinauf durch ausgedehnte, gelungene Versuche außer Zweifel steht, gehen mit der Förderung dieses Industriezweiges einem schönen, lohnenden Ziele entgegen. Wie die Denkschrift bemerkt: „handelt es sich um die Begründung eines Erwerbszweiges, der Fleiß und Ausdauer reichlich lohnt, der manchen Gegenden durch Etablierung von Filanden und Mouliniranstalten für den Entgang anderer Erwerbszweige Ersatz bieten kann, und dadurch, daß der Seidenbau für Armen- und Correctionshäuser sehr empfehlenswerth ist, auch für die Armenpflege hohe Wichtigkeit hat. Die Seidenzucht giebt Personen, die zu schwerer Arbeit nicht brauchbar sind, wie Knaben, Mädchen, Frauen und Leuten von schwachem Körperbau, eine rentable Beschäftigung. Sie alle waren bisher in der Volkswirtschaft größtentheils nur Verzehrer und sollen jetzt durch die Aufnahme des Seidenbaues in den Rang der Erwerbenden treten“.

Sind daher alle Anstrengungen, welche zur Ausbreitung dieses gegenverheißenden Culturzweiges gemacht wurden, in vollem Maße gerechtfertigt, so muß dies

vorzugsweise von den österreichischen Ländern gesagt werden, da diese die Eignung hiezu in eminenterer Weise bieten, dabei aber noch der Umstand eintritt, daß die Monarchie mit der Abtretung der Lombardei jenes Kronland verlor, welches die beste Seide und die größte Quantität derselben erzeugte. Das Streben, den Seidenbau in den nicht italienischen Ländern in höherem Maße durchzuführen, hat daher derzeit, wo ein Theil der zur Webwaarenfabrication nöthigen Seide aus dem Auslande bezogen werden muß, eine um so größere Bedeutung.

In der That hat es auch an solchen Bemühungen seit längerer Zeit und besonders in den letzteren Jahren nicht gefehlt, und eine der verdienstlichsten Arbeiten hiezu ist das vorliegende Buch, welches mit voller Sachkenntniß den Stand der Seidenzucht in den österreichischen Provinzen sowohl, als in den übrigen nördlichen Ländern behandelt, durch die eingehende Darlegung der schönen bis jetzt errungenen Resultate zu neuen umfassenden Versuchen anspornt und mit großem Fleiß darstellt, was in und außer Oesterreich in der Seidenzucht erreicht worden ist und erreicht werden kann.

Die Kaiserin Maria Theresia war es, welche zuerst, in Würdigung der Vortheile, welche die italienischen Länder und Süd-Tirol seit langem aus dem Seidenbaue zogen, dieselben auch den nördlichen Ländern zuwenden wollte. Unter ihr, wie unter Kaiser Joseph und Franz I. erschien eine Reihe darauf bezüglicher Verordnungen, 1763 wurden zum ersten Male Belohnungen für die Zucht des Maulbeerbaumes ausgesetzt. Aber erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, diejem Industriezweige durch entsprechende Anregung und Versuche rasche Ausbreitung zu verschaffen, und es giebt demal kaum eine Provinz des Kaiserstaates, in welcher die Seidenzucht nicht mehr oder weniger gelungene Erfolge aufzuweisen hätte. Theils zu diesem Zwecke geschaffene Vereine, wie in Linz, Troppau, Brzesan, Graz, mehrere in Böhmen, theils Sectionen der landwirthschaftlichen Gesellschaften, wie in Nieder-Oesterreich, wo die seit 1855 bestehende Seidenbausection eine ungemein erspriechliche Thätigkeit entfaltet, Galizien u. a., endlich neben dem gemeinnützigen Wirken aufgeklärter patriotischer Privaten die Anregungen und Unterstützungen der Staatsbehörden haben es dahin gebracht, daß der Seidenbau allenthalben wenigstens die Stufe des Versuches überschritten hat und dessen rentable Entwicklung bei zweckmäßiger Behandlung sicher steht. Gegenwärtig reicht die Seidencultur Oesterreichs bis an die nördlichsten Grenzen und bis zu solchen Höhenlagen, in welchen man es früher für unmöglich gehalten hätte, den Maulbeerbaum und die Seidenraupe dauernd fortzubringen. Sa es stellte sich heraus, daß, wenn nur sonst die Pflege und Reinhaltung sorgfältig ist, in den minder warmen Gegenden ein werthvolleres Product erzielt wird, sowohl an Feinheit, Elasticität und Stärke des Fadens, als auch besonders an Gesundheit des Raupensamens. Schon haben sich deßhalb zahlreich Franzosen und Italiener nach Nieder- und Ober-Oesterreich, Steiermark, Böhmen und Schlessien zum Ankauf gesunder Graines gewendet.

In Nieder-Oesterreich insbesondere ist die Seidenbausection der Landwirthschaftsgesellschaft seit einem Jahrzehnte unablässig thätig, die Landbevölkerung mit

dem neuen Industriezweige bekannt zu machen und als unumgängliche Vorbedingung die Verbreitung des Maulbeerbaumes zu bewirken. Zu diesem Zwecke wurden verschiedener Orten, in Baden, Enzersdorf an der Fischa, zu Sachsendang, im Marchfelde, in Abgersdorf u. kleine Musterzuchten durchgeführt, die Bezirksvereine und Schuldirectionen zur Besichtigung eingeladen, bei den Versammlungen der ersten Cocons und Seide zur Anschauung gebracht und eine große Anzahl populärer Anleitungen zur Maulbeer- und Raupenzucht mit illustrierenden Tafeln an Landwirth und Dorfschulen vertheilt. Die Zahl der von 1856 bis 1860 vertheilten Maulbeerseplinge betrug 78.000, außerdem wurden Preise ausgesetzt und bei der in Piesing im September 1863 erfolgten landwirthschaftlichen Ausstellung 20 Medaillen und 18 Geldpreise bis zu 20 fl. für Maulbeerpflanzungen und Baumschulen an Gemeinden, Private und Schullehrer, und 20 Preise zu einem Silbergulden an Schulkinder vertheilt. Die Anstrengungen trugen auch Früchte, bereits besitzt die Provinz über eine Million Maulbeerbäumchen und erzeugte im Jahre 1862 bei 50 Ctr. Cocons, in 68 Orten wird dormal Seidenzucht betrieben und dies nicht von vereinzelt Liebhabern, sondern vielfach, wie z. B. in Bruck a. d. L. 22 Züchter namentlich aufgeführt werden, neben welchen noch andere Grundbesitzer sich mit diesem Industriezweige beschäftigen. Die Behörden sind in der Angelegenheit nicht zurückgeblieben, das Aerar und die Statthalterei unterstützten die Verbreitung der Seidenzucht durch jährliche Beiträge.

Eine höchst interessante Partie des Buches bilden die Mittheilungen über die Acclimatisationsversuche neuer Raupenarten. Scheinen auch die erfahrenen Verfasser jene exorbitanten Erwartungen kaum zu theilen, nach welchen die Götterbaum- oder Alanthusraupe bestimmt wäre, einst die Baumwolle in Oesterreich entbehrlich zu machen, und rathen dieselben an, über derlei Experimenten nicht die Hauptaufgabe, die Zucht der Maulbeerraupe zu beeinträchtigen; so bleiben doch die Versuche mit den neuen Raupengattungen interessant und wichtig, um so mehr, als die zur Nahrung derselben dienenden Pflanzen in Oesterreich mit weniger Mühe und Gefahr gezogen werden können, ja theilweise wild wachsen.

„Wenn alle Kräfte zusammenwirken“, schließt der Bericht, „so kann es nicht fehlen, daß wir das große Ziel erreichen. Wir sind auf dem rechten Wege, und sollen uns durch die Erfolge, welche wir selbst und unsere Nachbarländer bereits erzielt haben, angeeifert fühlen, mit Ausdauer und Beharrlichkeit fortzugehen“. Ein herzliches Glückauf! zu solch' wackerem Streben, das dem volkswirthschaftlichen Erblühen der Monarchie so guten Vorschub zu leisten bestimmt scheint, wenn es gleich noch mancher Mühen bedürfen, lange Zeit verstreichen wird, bis dicke Saat zur ergiebigen Ernte gedeihen wird. Anerkennung und volles Lob aber verdienen die Männer, welche jetzt schon, wo der eben in der ersten Entwicklung begriffene Industriezweig in den nördlichen Ländern mit den zahllosen Hindernissen des Indifferentismus und der Unkenntniß zu kämpfen hat, muthig für sein Erblühen eintreten. Und dies haben die Verfasser mit großer Sachkenntniß, mit unermüdetem Fleiße bei Ansammlung der Ergebnisse in- und ausländischer Seidenzuchten, so wie im

Anhänge durch eine klare, allgemein verständliche Darlegung der rationellen Baum- und Raupencultur gethan. Möge ihnen die Freude werden, alle ihre Erwartungen in nicht allzulanger Frist verwirklicht zu sehen.

## Das gewerbliche Museum in Brüssel und dessen jüngste Reorganisation.

Von Dr. R. Sondorfer.

### III.

Auf Grund dieses Berichtes wurde nun die Reorganisation des Museums vom Könige und der gesetzgebenden Versammlung jüngst wirklich beschlossen. Die Grundprincipien dieses königl. Beschlusses sind die in obigem Berichte ausgesprochenen. Der Zweck und die Institution sind in 25 Artikeln angegeben. Nach diesen zu schließen, wird das reorganisirte Museum in sich begreifen: eine gewerbliche Schule, ein chemisches Laboratorium, eine gewerbliche Bibliothek und einen Saal zur Ausstellung und zum Probiren der neuen Producte, welsch' letzterem sich noch ein eigenes Locale für fertige Geräthschaften anschließen wird. Die Organisation dieser gewerblichen Schule ist in einem eigenen Gesetze, bestehend aus 37 Artikeln, auseinandergesetzt. Was das chemische Laboratorium betrifft, so wird dasselbe so eingerichtet sein, daß es einerseits allen Anforderungen der Industrie entspricht, andererseits aber jungen Chemikern es möglich macht, ihre Ausbildung vom gewerblichen Standpunkte aus zu vervollkommen. Diese jungen Leute müssen jedoch jene theoretischen Kenntnisse nachweisen, welche nothwendig sind, um den ihnen anvertrauten praktischen Arbeiten sich mit Erfolg unterziehen zu können. Außerdem wird es Privatpersonen gestattet sein, Untersuchungen und Analysen vorzunehmen oder vornehmen zu lassen, welche sie im Interesse der Industrie unternehmen zu müssen glauben.

Die Bibliothek hat allen Anforderungen der Industrie Genüge zu leisten. Sie wird außer den gewerblichen Werken noch eine Sammlung von Modellen und Maschinenzeichnungen enthalten, welche mit den neuesten Erfindungen immer gleichen Schritt zu halten haben. Die Tage und Stunden, an welchen dieselbe dem Publicum geöffnet sein wird, werden erst bekannt gegeben.

Von Wichtigkeit sind Art. 6, 7 und 8. Sie lauten: „Die Industriellen werden zugelassen, in einem Saale des Museums die neuesten Producte ihrer Fabrication auszustellen. Es können auch hier die Naturproducte und Fabricate des Auslandes (les produits naturels ou les fabricats de l'étranger), welche kennen zu lernen dem Lande nützlich ist, ausgestellt werden. In einem zweiten Locale steht den belgischen und fremden Fabricanten eine Dampfkraft zur Verfügung, um ihre ausgestellten Maschinen arbeiten lassen zu können. Jedesmal, wenn es die Nützlich-

keit erfordert, sind dem Museum Conferenzen gestattet, sei es, um wichtige Entdeckungen in der Industrie oder neue Producte des In- und Auslandes bekannt zu machen.

Das Museum steht unter der hohen Aufsicht einer Commission von 7 Mitgliedern, welche vom Könige ernannt werden. Das Personal des Museums bildet ein Director, die Professoren der industriellen Schule, ein Chemiker, welcher Vorstand des Laboratoriums ist, ein Mechaniker, welcher Conservator der Sammlungen ist, ein Bibliothekar, die Präparatoren und eine für den Dienst hinreichende Anzahl von Aufsehern; dieselben werden ebenfalls vom Könige ernannt mit Zustimmung der Commission. Die Ueberwachungscommission ist überhaupt beschließende Behörde; sie inspiciert nach ihrem Gutdünken, bestimmt die verschiedenen Institutionen und ist gleichzeitig Bervollkommnungsrath für den industriellen Unterricht.

Die Functionen des Directors sind hingegen folgende; Er ist der Chef aller Dienste des Institutes, dirigirt die Administration, unterbreitet der Commission seine Vorschläge für die Redaction des Budgets, autorisirt die Auslagen und visirt die Rechnungen. Alle Functionäre und Beamten des Museums sind ihm untergeordnet. Er dient als Vermittler zwischen dem Personale und dem Minister des Innern oder der Ueberwachungscommission. Außer seinen administrativen Leistungen ist derselbe verpflichtet, entweder die oben angeedeuteten Conferenzen zu leiten oder die Arbeiten des chemischen Laboratoriums zu führen. Jährlich im December hat er ferner durch Vermittlung der Commission dem Minister einen detaillirten Bericht über die am Museum vollendeten Arbeiten und den Stand der Einrichtung zu überreichen.

Der vorletzte Artikel dieses Gesetzes ordnet noch an, daß dem Museum eine industrielle Gesellschaft einverleibt werden könnte, welche zum Zwecke hat, die nützlichen Erfindungen der Industrie auszuforschen und zu belohnen, die neuen Fortschritte, welche sich in Belgien entwickeln, zu studiren und die Anwendung der Kunstindustrie zu verbreiten.

Nun zur industriellen Schule. Dieselbe wird am Museum gegründet mit Zustimmung der Commune. Die Kosten werden vom Staate und der Commune gemeinschaftlich getragen. Dafür stehen auch der Commune gewisse Rechte zu. Eine Commission von 5 Mitgliedern ist nämlich mit der Ueberwachung dieser Institution beauftragt, und diese Commission besteht aus dem Bürgermeister oder dessen bevollmächtigtem Stellvertreter, aus zwei Mitgliedern der leitenden Commission des Museums, welche vom Minister bestimmt werden, und aus zwei Abgeordneten, welche vom Gemeinderathe gewählt werden. Diese Commission wird alle zwei Jahre zur Hälfte derart erneuert, daß die Neuwahl immer ein vom Minister ernanntes und ein vom Gemeinderath gewähltes Mitglied trifft. In ihren Verhandlungen giebt bei Stimmengleichheit die Stimme des Präsidenten den Ausschlag. Diese Commission bearbeitet das Budget, beschließt die Rechnungen, giebt ihre Zustimmung zur Ernennung des Personals, bearbeitet das Project zur Vorschrift für die innere Ordnung und übt eine strenge Ueberwachung über die Studien und die

Disciplin. Das Budget und die Rechnungen werden dem Gemeinderathe und dem Minister des Innern zur Approbation vorgelegt. Die Mitglieder der Commission haben ferner die Locale, die Sammlungen und die Classen der Schule zu besichtigen; sie prüfen oder lassen die Zöglinge prüfen und versichern sich von der genauen Einhaltung des Programms.

Der Director des Museums ist gleichzeitig Director der Schule. Die Professoren werden auf Vorschlag der Commission und mit Zustimmung des Gemeinderathes vom Könige ernannt; das übrige Personal der Schule, die Präparatoren und Aufseher hingegen vom Minister des Innern. Wie mir Herr van Grob brieflich mittheilte, dürften die Professoren bis nächsten October bereits alle ernannt sein, so daß mit dem nächsten Studienjahre die Industrieschule schon ihre Thätigkeit beginnen wird.

Der an dieser Schule erteilte Unterricht wird in sich begreifen:

1. Die Elemente der Algebra und der Elementargeometrie, letztere speciell vom Standpunkte ihrer Anwendung in den Gewerben, in der Aufnahme von Plänen und im Niveliren.

2. Die descriptive Geometrie in ihrer Anwendung zum Aufnehmen von Maschinen, Steinschnitt etc.

3. Das Linearzeichnen, mitinbegriffen die Construction der Maschinentheile, die Zusammenfügung und Construction der Maschinen.

4. Das ornamentale Zeichnen, welches in sich begreifen wird das Zeichnen von Blumen nach der Natur, die Composition von ornamentalen Gruppen, von Blumen, Trepfäen etc.; das Zeichnen pour dentelles et broderies, pour indiennes, perses, impressions, rubans, galons etc., pour damassés de tous genres, tapis, châles, velours etc.; mit den nothwendigen Studien über dessen Anwendung in den Gewerben.

5. Die Elemente der Physik mit ausschließlicher Entwicklung der Theorie des Dampfes, der Construction der Defen und Rauchfänge, der Theorie der Electricität in ihrer speciellen Anwendung auf Telegraphie, Uhren, Galvanoplastik, Motoren etc. und der Theorie des Lichtes und dessen Anwendung auf Optik.

6. Die Elemente der gewerblichen Mechanik; specielles Studium der lebendigen und Kraftmotoren, die Arbeiten mit der Kraft des Windes und des Wassers, Mühlen, hydraulische Pressen, Turbinen, Pumpen etc.

7. Die Kenntniß der Dampfmaschinen, der fixen und beweglichen Maschinen, Locomotiven und Dampfschiffe, specielles Studium der Dampfgeneratoren etc.

8. Die Elemente der organischen und unorganischen Chemie, ausschließlich vom Standpunkte der nützlichsten Gewerbszweige, wie: féculerie, boulangerie, amidonnerie, brasserie, distillerie, fabrication et raffinage de sucre, papeterie, huiles, savons, bougies, vernis, acides, produits chimiques, verrerie, poterie, porcelaines, faïences, blanchiment etc.

9. Die gewerbliche Oekonomie und Gesetzgebung.

10. Die Elemente der gewerblichen und commerciellen Rechnungen.



11. Die Gesundheitslehre, speciell vom Standpunkte der Industrie.

Zur Completirung dieses Unterrichtes dient eine Bibliothek, das chemische Laboratorium, ein physikalisches Cabinet und die übrigen noch dazu gehörigen Materialien.

Diese einzelnen Curie sind sehr zweckmäßig auf drei Jahre vertheilt. Die Schule ist vorzüglich für junge Leute, welche sich der Industrie widmen wollen; jedoch kann die leitende Commission auch anderen Personen die Erlaubniß geben einen oder mehrere dieser Curie zu besuchen, vorausgesetzt, daß die Localitäten es gestatten. Hier sei jedoch gleichzeitig bemerkt, daß die ordentlichen Zöglinge immer den Vorzug haben. Um als ordentlicher Zögling aufgenommen zu werden, muß man wenigstens 14 Jahre alt sein, correct lesen und schreiben können, von der Arithmetik so viel wissen, als in den Elementarschulen gelehrt wird und die Kenntniß der Anfangsgründe des Zeichnens nachweisen. Die Fähigkeit der aufzunehmenden Zöglinge wird von den Professoren unter Vorsitz des Directors in einer Specialcommission festinimt. Will einer von den Zöglingen gleich in das zweite oder dritte Studienjahr eintreten, so muß er selbstverständlich die Kenntnisse des ersten respective zweiten Jahres besitzen und nachweisen.

Welch' bedeutendes Endziel sich diese Schule setzte, geht schon theilweise aus der Prüfungsform hervor. Die Aufnahms-, Fortgangs- und Austrittsprüfungen werden nämlich mündlich und schriftlich gehalten. Mit Ausnahme des Zeichnens wird dem Candidaten aus jedem Gegenstande eine Frage schriftlich gestellt. Die schriftliche Prüfung kann 3 Stunden dauern. Die mündliche Prüfung dauert für jeden Candidaten  $\frac{1}{2}$  Stunde. Der Jury müssen wenigstens zwei Zeichnungen von jedem Candidaten vorgelegt werden. Die Prüfung ist nicht als genügend zu betrachten, wenn der Candidat in einem Gegenstande ausgezeichnet antwortet, in mehreren anderen jedoch nur ungenügende Kenntnisse besitzt.

Die Fortgangs- und Austrittsprüfungen finden alljährlich im October statt. Zu dem Zwecke versammeln sich die Mitglieder der Commission, der Director und die Professoren und berathen über den Stand der Schule, über die allenfalls zu ergreifenden Maßregeln und über die Prüfungen. Zeugnisse über die Fähigkeiten der Schüler können den Zöglingen erst wenn sie ihre Studien beendet haben und in den Gegenständen, die in den Curien des dritten Jahres gelehrt werden, geprüft sind, ausgestellt werden. Dieselben werden vom Director und den Mitgliedern der Jury unterzeichnet und von der leitenden Commission visirt.

Die Disciplin scheint nach Art 30 und 31 sehr streng gehandhabt werden zu müssen; denn die Commission ist eben von dem Grundsätze ausgegangen, und dies mit Recht, daß die aus der Schule austretenden Zöglinge tüchtig ausgerüstet seien mit den nöthigen gewerblichen Kenntnissen. Ueberhaupt zeigt der ganze Organisationsentwurf dieser Schule, daß er nicht nur von tüchtigen Männern verfaßt wurde, sondern daß Regierung und Commune in pecuniärer Hinsicht keine Mittel scheuten, um allen gerechten Anforderungen, welche die Industrie an eine solche Schule zu stellen berechtigt ist, zu entsprechen. Bei dem ganzen Werke tritt der edle

Gedanke in den Vordergrund, daß man es wirklich mit der Sache ernst meint. Um die Schüler noch mehr aufzumuntern, hat die leitende Commission beschlossen, am Schlusse des Schuljahres immer Preise und Anerkennungen auszutheilen an jene Schüler, welche sich durch Fleiß, gute Erfolge und Aufführung besonders hervorthaten. Die Preise bestehen in mathematischen Instrumenten, gewerblichen Werken zc.

Zum Schlusse noch einige Worte über das Budget. Die Ausgaben bilden die Besoldung des Personals, die nöthigen Summen zur Erhaltung und Verbesserung der Sammlungen und die Heizungs- und Beleuchtungskosten. Diese Ausgaben werden gedeckt durch die Subvention der Commune und durch den Staat. Das Budget muß immer am 1. September von der leitenden Commission festgestellt und dann dem Gemeinderathe und dem Minister des Innern zur Genehmigung vorgelegt werden.

Dieses hier nun kurz Skizzirte läßt wohl zu der Hoffnung berechtigen, daß das Museum in seiner neuen Gestalt der belgischen Industrie von großem Nutzen sein wird. Wie mir van Groß ebenfalls mittheilte, so ist man gerade jetzt mit der Einrichtung der Schule und der Wahl der Professoren beschäftigt, und soll namentlich bei diesen auf eine vorzügliche Befähigung Rücksicht genommen werden.

Nur Eines ist auffallend, daß die Kunstindustrie bei dieser Reorganisation ganz leer ausging. Uebrigens glaube ich muthmaßen zu dürfen, daß in dieser Richtung ebenfalls bald noch Schritte werden gemacht werden.

---

## Die neuen Erwerbungen im Museum des Louvre seit dem Jahre 1850.

---

Die Kunstschätze, welche wir heutzutage in den großen Museen und öffentlichen Sammlungen angehäuft und geordnet vorfinden und benutzen, haben eine eigenthümliche und bedeutungsvolle Geschichte.

Es hat eine Zeit gegeben, wo diese Gegenstände dem wirklichen Leben, dem praktischen Bedürfnisse dienten, wo die Schlösser und Kirchen Museen im besten Sinne des Wortes waren und die Bewohner und Besucher derselben in Folge des beständigen Gebrauches und der Anschauung wohlgeformter Geräthe, Gefäße und Bilder unbewußt einer besseren Geschmacksrichtung folgten.

Hierauf bemerken wir eine Periode, in welcher die Kunstschätze allmählig dem Leben entfremdet, in wenigen „festen Händen“ vereinigt und gleichsam hermetisch nach außen verschlossen wurden; eine Zeit, wo man wenig Werth darauf zu legen schien, ob und wie diese Schätze benutzt wurden, aber sehr eiferjüchtig darauf war, das Kostbarste, das Seltenste zu besitzen. „Beati possidentes“ war die Parole dieses Zeitraumes.

Mit den letzten Decennien ist für die Museen eine neue, dritte Periode angebrochen. Die Aufgabe derselben ist, die angesammelten Kunstschätze vergangener Jahrhunderte dem praktischen Leben zwar nicht unmittelbar, aber mittelbar wieder zurückzustellen. Der Charakter dieser Zeit ist also der, daß der Besitz der Kunstschätze zwar ebenfalls in wenigen Händen concentrirt bleibt, der Genuß aber wieder allgemein wird.

Mit diesen Bemühungen, die vorhandenen Kunstschätze einer immer größeren Benützung zuzuführen, und mit der steigenden Erkenntniß des hiedurch auf die künstlerische und gewerbliche Production ganzer Länder ausgeübten Einflusses geht gleichzeitig das Bestreben Hand in Hand, diese Sammlungen fortwährend zu vermehren, wahrnehmbare Lücken immer mehr auszufüllen, zu ergänzen und durch systematische Einrichtung und Ordnung ihren Nutzen zu erhöhen.

Diese Sammlungen werden so durch die Größe ihrer Aufgabe und der zur Erreichung derselben erforderlichen Mittel direct oder indirect zu Nationalmuseen.

In diesem Punkte nun steht Frankreich obenan. Dort allein ist, wie die politische, so auch die Centralisation der Kunst in der Metropole wirklich angestrebt und erreicht worden. Die Sammlungen des Louvre in Paris sind das vollständigste und zugleich besteingerichtete Nationalmuseum für Kunst und Kunstindustrie in Europa. Diese Vollständigkeit und systematische Ordnung datirt jedoch erst aus den letzten 10 bis 15 Jahren und ist zum großen Theile den Bemühungen des jetzigen Cheidirectors Grafen v. Nieuwerkerke zu verdanken.

Die Sammlungen des Louvre haben seit dem Jahre 1850 eine außerordentliche Bereicherung erfahren und in noch höherem Maße durch die gänzliche Neugestaltung der inneren Organisation an Nützlichkeit gewonnen.

Die Inventarien, welche früher von untergeordneten Beamten verfaßt waren und keine klaren und scharfen Beschreibungen und charakteristischen Bezeichnungen der Expositionsgegenstände enthielten, sind gegenwärtig den competentesten Männern anvertraut. Und während die Galerien früher dem Publicum nur an gewissen Tagen zugänglich, und daher im Allgemeinen weniger benützt worden waren, sind dieselben gegenwärtig dem freien Besuche des Publicums täglich geöffnet.

Was andererseits die Erweiterung der Sammlungen betrifft, welche in allen Abtheilungen, jedoch in verschiedenem Umfange hervortritt, so wollen wir nur einige der Hauptpunkte eingehender beleuchten:

#### 1. Departement der ägyptischen Alterthümer.

Ein Theil der hieher gehörigen — bereits im Jahre 1850 bedeutenden — Sammlungen, namentlich seltene Pergamente und Holztafelphage, war damals wegen Mangel an Raum nicht öffentlich exponirt. Heutzutage ist auch die Mehrzahl dieser Objecte in einer für das Studium geeigneten Weise aufgestellt. Die Zahl der Monumente und verschiedenen Gegenstände alter ägyptischer Kunst, welche dem Museum des Louvre zwischen den Jahren 1850 und 1857 einverleibt wurden, hat 8695 Piecen betragen. Davon wurden 290 Stück dem Staate zum Geschenk gemacht, 2441 rühren von eigenen Erwerbungen her und 5964 wurden in Aegypten

in Folge einer von der Regierung unterstützten wissenschaftlichen Expedition aus der Erde gegraben. Seit dem Jahre 1857 wurden 243 in diese Abtheilung fallende Kunstgegenstände durch Schenkung und 612 Piecen durch Kauf erworben.

## 2. Departement der Antike und der modernen Sculptur.

### a. Sammlungen assyrischer, griechischer und römischer Alterthümer.

Gerade diese Sammlungen haben sich in den letzten 10 bis 15 Jahren in außerordentlicher Weise vermehrt, sowohl durch Erwerbung einzelner Stücke und ganzer Serien aus den für diese Ankäufe bewilligten Fonds, als durch die Einreihung der Museen Napoleons III., welche insbesondere aus Kunstschätzen aus Klein-Asien bestehen. In Folge dieser Erwerbungen wurde beispielsweise die Sammlung von Bronzearbeiten so umfassend, daß ihr ein eigener Saal eingeräumt werden mußte.

### b. Sculpturen des Mittelalters, der Renaissance und der neuen Zeit.

Diese Sammlung enthält gegenwärtig beiläufig 400 Sculpturwerke (Originale). Eine eigene americanische Sammlung wurde aus Sculpturen und Gefäßen Mexico's und Peru's gebildet, welche theils durch Geschenke, theils durch Ankäufe an das Museum des Louvre gekommen sind.

Die Abtheilung der antiken und modernen Sculpturwerke zusammengenommen ist seit dem Jahre 1850 um beiläufig 3000 Kunstgegenstände vermehrt worden.

Bemerkenswerth ist noch, daß das Atelier des Museums für die Erhaltung und Restauration der Vasen und Statuen u. s. f. zu sorgen hat, welche in großer Anzahl als Zierde der kais. Schlösser und Gärten aufgestellt sind.

## 3. Abtheilung für die Kunstgeräthe des Mittelalters und der Renaissanceperiode.

Diese Section des Museums ist diejenige, welche seit dem Jahre 1850 die meiste Bereicherung erfahren hat.

Mit Decret vom 15. Februar 1852 gründete Louis Napoleon, damals noch Präsident der Republik, ein Museum mit der besonderen Widmung, jene Gegenstände aufzunehmen, welche nach authentischen Nachrichten früheren Herrschern von Frankreich angehört haben, Gegenstände dieser Art wurden allenthalben ausgeforscht, den verschiedenen Museen, Bibliotheken und Staatsétablissements, in welchen sie bisher vereinzelt aufbewahrt wurden, entnommen, und in eigenen Sälen des Louvre vereinigt. Man findet hier die Waffen Childebrands, den Stuhl Dagoberts („le fauteuil“ du Dagobert entspricht jedoch gar wenig den heutzutage mit diesem Ausdrucke verbundenen Begriffen von „Comfort“), das Schwert und die Horen Karl des Großen und zahlreiche dergleichen Gegenstände von historischem Werthe bis zu den reichen Erinnerungen an Napoleon I. („précieux reliquaire de la Dynastie“). Selbstverständlich bildet diese Sammlung einen der Hauptziehungspunkte des Louvre für das große Publicum, dessen patriotisches Gefühl durch dieselbe in gleicher Weise, wie durch die Besichtigung der historischen Gemälde in Versailles gestärkt und gehoben wird.

Abgesehen von dieser Abtheilung ist das Museum von Geräthen des Mittelalters und der Renaissance durch zahlreiche Einkäufe aus den dafür bestimmten Fonds und durch Geschenke bereichert worden. Eine einzige, dem Museum von einem Privaten zugewendete Sammlung von Kunstobjecten dieser Kategorie umfaßt 15.000 Piecen aller Art.

Diese Gegenstände von tausend Formen, an welchen die Museen des Louvre so reich sind, wie keine zweite Sammlung der Welt, zeigen den Punkt, wo sich die Kunst auf eine so leichte, ungezwungene Art mit der Industrie verbindet, und drücken mehr als große Gemälde und Sculpturwerke den Geschmac ihrer Zeitperiode aus. Die moderne Industrie findet in diesen Sammlungen reiche Vorräthe von Modellen und, was noch mehr ist, zahlreiche Vorbilder für decorative Kunst und Ornamentik.

#### 4. Departement für Gemälde Zeichnungen und Stiche.

Die Galerien des Louvre, des Luxembourg und in Versailles enthalten zusammen bei 10.000 Gemälde aller Schulen. Sie sind im letzten Decennium um beiläufig 100 Bilder verschiedener Meister, insbesondere der bis dahin schwach vertretenen spanischen Schule vermehrt worden. Die Collection von Zeichnungen, welche im Jahre 1850 bei 35.000 Piecen enthielt, wurde um circa 1150 Stück vermehrt. Besonders werthvolle Zeichnungen werden in wohlverschlossenen Läden aufbewahrt und wöchentlich nur einmal für zwei Stunden geöffnet.

Auf diese Weise werden die beiden unerläßlichen Zwecke des Museums — Erhaltung der Kunstschätze — und möglichst ausgedehnte Benützung derselben — vereinigt erreicht.

Die Kupferstichsammlung des Museums besitzt 11.000 bis 12.000 Platten im Eigenthum; die aus dem Verkauf der Abdrücke erzielte Summe betrug im Jahre 1847 nicht einmal 1000 Fr. und fiel 1848 auf 624 Fr. Im Jahre 1851 belief sie sich auf 4722 Fr., 1852 auf 7354 und 1853 auf 15.341 Fr., welche Höhe sie seither durchschnittlich einhält. Die ertheilten Bestellungen betragen bereits über 300.000 Fr.

#### 5. Museum der Gypsabgüsse.

Von dem doppelten Wunsche geleitet, den Kunstsin in den Manufacturstädten zu bilden und zur Vermehrung und Verbesserung des Zeichnenunterrichtes in Frankreich beizutragen, hat man auch das Atelier der Gypsabgüsse einer vollständigen Reorganisation unterworfen.

Öffentliche Institute, Bibliotheken und Schulen beziehen die Gypsabgüsse und Abdrücke seit 1850 um einen sehr mäßigen Preis.

Die wissenschaftlichen Sammlungen des Louvre, wie z. B. das Marinemuseum, welches Schiffsmodelle, Pläne von Häfen u. dgl. enthält, und das damit in Verbindung stehende ethnographische Museum gehören nicht in den Kreis der gegenwärtigen Betrachtung.

T.

## M e m o i r e n l i t t e r a t u r .

1. Erinnerungen aus meinem Leben. Von Wilhelm Ghezy. 1. und 2. Bändchen. Schaffhausen, Hurter'sche Buchhandlung.
2. Aus früherer Zeit. Von Arnold Ruge. 3. Band. Berlin, Franz Duncker.
3. Schleswig-holstein'sche Erinnerungen, besonders aus den Jahren 1848 bis 1851. Von Otto Fock. Leipzig, Veit u. Comp.

B. Für die Geschichtschreibung sind die Aufzeichnungen deutscher Schriftsteller nur selten eine Fundgrube. Ja, man muß, wenigstens bei der Generation, welche jetzt in dem Alter steht, um auf ein „Leben“ zurückblicken zu können, noch froh sein, wenn das culturhistorische Material in solchen Werken sich nicht ausschließlich auf das Capitel Theater bezieht. Die am Webstuhle der Zeit standen und berichten könnten, wie die Fäden der Politik geschlungen wurden, sind meist nicht geneigt, aus der Schule zu plaudern, und die Anderen, die gerne plaudern, wissen meist nur von litterarischen Coterien und Fejden, von verschollenen Bühnengrößen und Coulissenintriguen zu erzählen. Von öffentlichem Leben war freilich in den Perioden, welche die während der letzten Jahre erschienenen Schriftstellermemoiren schildern, wenig die Rede, aber es ist bezeichnend für die Autoren, daß sie gewöhnlich auch von dem Wenigen nichts wissen oder nichts wissen wollen. Und zwar gilt das ganz besonders von den Oesterreichern, welche ihre Denkwürdigkeiten der Oeffentlichkeit übergeben haben. Sie erlebten die inhaltreichsten Epochen vom Anfange des Jahrhunderts, den Zerfall des deutschen Reiches, die französischen Invasionen, die Congreßzeit u. s. w., aber so bald sie ihre persönlichen Beziehungen zu den Weltereignissen kurz abgefertigt haben, kehren sie immer aufathmend zu dem zurück, was ihrem Herzen nahesteht, und die Bewegung der Geister, welche dem Jahre 1848 vorausging, blieb von ihnen rollends ganz unmerklich.

Je mehr eine jüngere Generation an die Reihe kommt, ändern sich diese Verhältnisse. Wer als Knabe oder Jüngling die Erhebung von 1813 miterlebte, bewahrt schon von daher ein lebendigeres Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten. Eindrücke solcher Art auf ein jugendliches Gemüth verschwinden nie wieder gänzlich. Das fühlt man z. B. aus Ghezy's Memoiren heraus. Auch er ist Belletrist, so zu sagen durch Geburt und Erziehung dazu prädestinirt, aber sein Blick geht doch schon in den ersten, seine Kinder- und Jünglingsjahre behandelnden Bänden seiner Erinnerungen weit über den Horizont der Castelli, Bäuerle und Consorten hinaus, so daß man von der Fortsetzung manchen schätzbaren Beitrag zur socialen Geschichte seiner Zeit erwarten darf. Das ruheloße Wanderleben seiner Mutter, der bekannten Dichterin Helmina v. Ghezy, brachte ihn frühzeitig in die mannigfachsten Berührungen und gab ihm Gelegenheit, Welt- und Menschenkenntniß in einem Alter zu sammeln, in welchem Andere noch nichts als das elterliche Haus und die Schule kennen lernen. Die Gestalt seiner Mutter selbst ist eine höchst charakteristische Illustration zur Geschichte der Romantik in Deutschland.

Eine Tochter der einst berühmten Karfchin verheiratete sich an einen Herrn von Klendke, wurde aber von demselben verlassen, noch ehe sie einer Tochter, Helmina, das Leben gegeben hatte. Vater und Tochter sollten sich niemals sehen; in späteren Jahren lud Helmina ihren in Hamburg lebenden Vater zu einem Besuche in ihrem damaligen Wohnorte Heidelberg ein, unternahm aber, als dieser bereits unterwegs war, plötzlich eine Rheinreise, wurde durch eine Krankheit ihres zweiten Sohnes länger aufgehalten, als ihre Absicht gewesen, und als sie endlich nach Heidelberg zurückkehrte, war ihr Vater schon wieder weitergezogen. Diese Episode ist für beide Theile so bezeichnend, daß man über hundert andere Extravaganzen der Dichterin sich kaum noch wundern kann. Helmina heiratete den berühmten französischen Orientalisten Chezy, den Herausgeber des „Kalidasa“, aber auch diese Ehe wurde getrennt, als die beiden Söhne noch im zartesten Alter standen und ein dritter erst geboren werden sollte. Die Beschreibung der nun folgenden abenteuerlichen Kreuz- und Querzüge durch Deutschland wäre sehr ergötzlich, wenn man sich des Gedankens entschlagen könnte, daß der eigene Sohn das Bild der Mutter mit einer Rücksichtslosigkeit, ja Unbarmherzigkeit zeichnet, als schriebe er einen psychologischen Roman. Daß er so über sie schreiben kann, beweist am schlagendsten, wie wenig Talent zur Mutter Helmina hatte, man kann sehr wohl nachempfinden, wie die kindlichen Gemüther sich unter einer so verkehrten Behandlung, dem directen Gegentheile aller Erziehung, verhärtet und verbittert haben; aber trotzdem bleibt es schwer begreiflich und mehr als peinlich, daß ein Mann an der Schwelle der Sechsziger jene Eindrücke noch immer nicht verwinden kann, daß das Wohlwollen und die Gerechtigkeitsliebe, welche er jedem Andern gegenüber walten läßt, nur verstummen, wenn er von seiner Mutter spricht.

Mit decidirten Politikern haben wir in den beiden anderen Werken zu thun. Die ersten Bände von Ruge's Memoiren wurden in diesen Blättern bereits erwähnt. Der vorliegende dritte berichtet über des Verfassers Untersuchungs- und Strafhaft, seine Rehabilitirung, Beginn der pädagogischen Laufbahn in Halle, Heirat und Reise nach Italien. Ilse's Geschichte der Demagogenuntersuchung in den zwanziger Jahren, welche mit Gewalt aus jugendlichen Schwärmern, die zum Theil schon für die Befreiung des Vaterlandes mitgekämpft hatten, Hochverräter machen wollte, wird durch die persönlichen Erlebnisse Ruge's in Berlin und Köpenick wesentlich vervollständigt. Pikant ist Ruge's Conflict mit einer damals sehr mächtigen Persönlichkeit. Er war aufgefordert worden, sich über das Wesen der Burschenschaft, welcher er angehört hatte, schriftlich auszulassen, hatte dies, seiner Versicherung nach, mit aller Aufrichtigkeit gethan, aber die Untersuchungscommission natürlich nicht befriedigt. Bei einer Vernehmung hielt ihm „ein kleiner, unansehnlicher Mensch“, den er nicht kannte, vor, er sollte doch mehr Achtung vor der Wahrheit haben. Das war dem jungen Philosophen zu stark, und da er doch einmal seinen Kopf verspielt zu haben glaubte, hielt er dem Mitgliede der Untersuchungscommission eine donnernde Philippica, welche starke Zweifel gegen die Wahrheitsliebe des Fragers selbst ausdrückte. Der war aber niemand Anderer, als

der Minister v. Kamptz! Eine zweite Begegnung mit demselben Manne möge man in dem Buche selbst nachlesen. Lichtbilder aus dieser trüben Zeit sind die charakterfesten und unabhängig gesinnten Justiz- und Polizeibeamten, mit welchen Ruge durch seine sechsjährige Gefangenschaft zusammengeführt wurde, vor Allen sein Vertheidiger, der Justizrath Hänisch in der kleinen Festung Kolberg, welcher, selbst einer ganz anderen Weltanschauung als Ruge zugethan, sich desselben mit echter Humanität annahm, eine köstliche Staffagefigur der „Schwammklöpfer“, d. i. Halbinvaliden, Murich, welcher das Soldatenleben unter Georg Czerny begonnen und, immer desertirend, unter österreichischen, preußischen und dänischen Fahnen fortgesetzt hatte. Die ersten Jahre nach Ruge's Befreiung, 1830 u. ff., sind dadurch nicht bloß für seine Entwicklung von entscheidender Bedeutung, daß sie den nachmaligen Bannerträger des Jung-Hegelianismus zuerst mit der Hegel'schen Philosophie bekannt machten. Bei Gelegenheit seiner italienischen Reise behandelt er natürlich auch die italienische Frage vorausgreifend in ihrer neuesten Phase — in welchem Geiste, das braucht von dem Freunde Mazzini's nicht gesagt zu werden. In seiner Abneigung gegen Oesterreich findet er sogar „den ganzen Weg von Venedig bis Wien höchst langweilig“, und es ist wahrhaft befremdend, daß er vor sich selbst einzugestehen wagt, Wien habe ihn und seine Frau „höchlich befriedigt“.

Otto Fock's schleswig-holstein'sche Erinnerungen sind recht à tempo erschienen. Als er sie niederschrieb, ahnte er nicht, wie schnell seine zuversichtliche Voraussage einer neuen Erhebung für die Rechte der Herzogthümer in Erfüllung gehen sollte; ebensowenig konnte er voraussehen, von welchen Kräften der Kampf werde ausgefochten werden. und da diesmal nicht das Volk von Schleswig-Holstein selbst als Hauptacteur auftritt, ist auch noch nicht die Möglichkeit der Beurtheilung gegeben, ob dieses Volk aus der ersten Bewegung dieselben Lehren gezogen hat und zu beherzigen gewillt ist, die sich dem Geschichtschreiber jener Bewegung ergaben. Fock nämlich stellt sich nicht so ganz auf die Seite derjenigen, welche es am bequemsten finden, den intervenirenden Großmächten alle Schuld für den traurigen Ausgang des Krieges von 1848 bis 1851 aufzubürden. Sehr richtig bemerkt er, daß das Loos des Landes und Volkes nicht so vollständig und durchgreifend von außen her hätte entschieden werden können, wenn die leitenden Männer ihrer Aufgabe gewachsen und das Volk selbst rührig und entschieden genug gewesen wäre, „um die Führer vorwärts zu treiben, wenn sie zauderten, und sie auf die richtige Bahn zu bringen, wenn sie abwichen“. Das Eine wie das Andere wurzelte aber zum großen Theile in der allgemeinen Unklarheit über das Ziel der Bewegung. Diese Unklarheit wird am besten gekennzeichnet durch „die Fiction vom unfreien Könige“: während man in offener Empörung gegen den König von Dänemark war, redete man sich ein, der König werde von seiner Regierung zu einer Politik gezwungen, welche er selbst als ungerecht verurtheile, und auf diese Weise gelangte man zu dem guten Glauben, man kämpfe eigentlich für den Herzog von Schleswig-Holstein, welcher zufälliger Weise zugleich König von Dänemark war. Und dieser Aberglaube saß merkwürdig fest. Noch manches Jahr nach der Pacification er-



zählten mir Holsteiner, König Friedrich habe mehr als einmal sich von den Dänen zu den Deutschen flüchten wollen.

Die Litteratur über jene Bewegungsjahre ist bündereich genug. Männer, welche in der Administration oder im Heere eine Rolle spielten, freiwillige Kämpfer, Touristen, welche den Feldzug wie eine Bergnützungsreise mitmachten, haben ihren Antheil an den Ereignissen mehr oder weniger aufrichtig und unbefangenen dargelegt. Für eine wirkliche Geschichte ist aber der Moment noch nicht gekommen, noch ist zu viel unaufgeklärt und noch stehen wir den unser nationales Empfinden so lebhaft berührenden Ereignissen zu nahe, um mit der erforderlichen Kälte zu prüfen und zu urtheilen. Was unseren Autor insbesondere — wie die meisten seiner Vorgänger — zum Geschichtschreiber untauglich macht, das ist sein markirter Parteistandpunkt; an dem Willen, Gerechtigkeit zu üben, fehlt es ihm nicht. Außerdem aber geben ihm mancherlei Umstände einen großen Vorzug vor allen Anderen. Fock ist kein Schleswig-Holsteiner, aber ihn brachte auch nicht erst der Ausbruch des Krieges ins Land. Auf Rügen geboren und von Haus aus zum Theologen bestimmt, wandte er sich im Jahre 1843 nach Kiel, weil damals in Preußen einem Theologen von seiner — der Tübinger — Richtung die akademische Laufbahn so gut wie verschlossen war. Er kamte mithin Land und Leute schon aus beinahe fünfjährigem Aufenthalt, als der Tod Christians VIII. und die Februarrevolution den Dingen dort eine entscheidende Wendung gaben. Er nahm an den bekannten Versammlungen von Nortorf und Rendsburg, wie an der Errichtung der provisorischen Regierung Theil, wurde als diplomatischer Agent nach Schwerin geschickt (die Mission hatte hauptsächlich darum keinen Erfolg, weil er von der provisorischen Regierung und nicht vom Herzog von Augustenburg abgesandt war), redigirte theils allein, theils mit Theodor Dtschhausen die „Schleswig-holstein'sche Zeitung“, nachmalige „Zeitung für Norddeutschland“, trat nach Idstedt, als Noth an Mann war, in das schleswig'sche Heer ein, und war in den Jahren 1850 und 1851 Mitglied der Landesversammlung. Auf diese Weise in den Stand gesetzt, über die Bewegung in ihren mannigfachsten Erscheinungen als Augenzeuge und Mitthandelnder zu berichten, hat er auch die gesammte einschlägige Litteratur gewissenhaft studirt und mit Kritik benützt. Wer in diesem Augenblicke das Bedürfnis fühlt, sich über den ersten Act des schleswig-holstein'schen Drama's zu unterrichten — und in dieser Lage werden Viele sein, da das politische Interesse in jenen Jahren zu vielseitig in Anspruch genommen wurde — der wird sich durch die gründliche und lebendige Darstellung des Verfassers gewiß befriedigt finden. Ganz besonders darf aber auf die Charakteristiken hervorragender Persönlichkeiten verwiesen werden, welche entweder schon jetzt wieder auf dem Schauplatze erschienen sind oder im Laufe der Zeit wieder auf denselben geführt werden könnten: der Herzog von Augustenburg (Water), der Prinz von Moer, Graf Reventlou-Prees, Beseler, Dtschhausen, Francke Samwer, Ahlmann u. s. w.

\* Von den „Berichten und Mittheilungen des Wiener Alterthumsvereines“ wurde in jüngster Zeit der siebente Band veröffentlicht. Derselbe enthält eine Abhandlung über die Burg Aggstein in Nieder-Oesterreich, von F. Reiblinger, mit einer Baubeschreibung von A. R. v. Perger, ferner Studien zur Geschichte der k. k. Gemäldegalerie im Belvedere zu Wien von Anton Ritter v. Perger (S. 99 bis 168) und das Grab des Grafen Adolf zu Schwarzenberg in der Augustiner-Kirche zu Wien, von Adolf Berger. Mit dem Bande wurde gleichzeitig ein Plan der Türkenbelagerung vom Jahre 1863, von Heinrich Schmidts, vervielfältigt von A. Gamesina, beigegeben, zu welchem ein von dem letzteren gearbeiteter Text für den achten Band der Vereinspublication in Aussicht gestellt ist.

Halten wir uns vor Augen, daß die Aufgabe des Vereines darin besteht, in seinen Schriften den Werth von Kunstdenkmälern wissenschaftlich zu erörtern, so scheint uns dieselbe in dem vorliegenden siebenten Bande nicht ganz befriedigend gelöst zu sein. Reiblingers Burg Aggstein hat bei der bekannten Gründlichkeit des Verfassers gewiß einen bestimmten wissenschaftlichen Werth, aber für den Kunst- und Alterthumsfreund kann das erschreckend breite historische Detail kein Interesse haben. Auch liegen uns Epigonen die poetischen Empfindungen der Wiener Romantiker, wie sie in den „Rittern der blauen Erde“ ihren vollen unverfälschten Ausdruck gefunden haben, heute etwas ferne und wir hätten daher allerdings lebhaft gewünscht, wenn Reiblinger seinen im Jahre 1827 in Hormayers Archiv zuerst erschienenen Aufsatz über die Ruinen von Aggstein, welcher der vorliegenden Abhandlung zu Grunde liegt, auch formell umgearbeitet haben würde. Die in der Abhandlung verwaltende Sentimentalität, großgezogen in Mathisson-Fouqué'schen Verjes, ist doch ein längst überwundener Standpunkt und hier um so weniger am Platze, als nachgewiesen wird, daß die gegenwärtigen Ruinen der eigentlichen Reste von Aggstein einem Baue angehören, welcher dem 15. Jahrhundert angehört und von dem älteren Kuenring'schen Bau kein Stein mehr vorhanden ist, was wir übrigens — nach den vorliegenden Zeichnungen, wenigstens mit Rücksicht auf die Capelle, bezweifeln. Entfällt mithin die bisherige Annahme, daß die Ruinen der Burg Aggstein noch der Babenberger Zeit angehören, so nimmt es sich etwas sonderbar aus, bei Betrachtung der Ruinen sich in die Schreckenszeit der Kuenringe zu vertiefen und von den grauenhaften Scenen zu sprechen, deren Zeuge diese Ruinen waren, während doch diese die Ueberreste eines Baues sind, welcher wenigstens 200 Jahre später entstanden ist. Pergers Studien zur Geschichte der Gemäldegalerie im k. k. Belvedere sind eine recht verdienstvolle Zusammenstellung alter Inventarien über Ankäufe oder Vermächtnisse von Bildern und werden demjenigen vortreffliche Dienste leisten, welcher die Herausgabe eines neuen, den gegenwärtigen kunstwissenschaftlichen Anforderungen entsprechenden Cataloges unternimmt. Ob solch' eine Zusammenstellung von urkundlichen Materialien ohne irgend eine Bearbeitung dem Bedürfnisse eines Leserkreises entspricht, welcher die Resultate von Forschungen oder doch die Mittheilung von Quellen in einer Form verlangt, die es ihm möglich machen, den Werth und die Bedeutung derselben zu würdigen, scheint uns in hohem Grade zweifelhaft zu sein. Bergers Aufsatz über das Grab des Grafen Adolf zu Schwarzenberg beschäftigt sich endlich mit einem Denkmale der Augustinerkirche in Wien, welches seit langer Zeit nicht mehr besteht und über welches auch keine verläßlichen Abbildungen vorhanden sind. Was den von A. Gamesina veröffentlichten Plan der Stadt Wien zur Zeit der zweiten Türkenbelagerung betrifft, so behalten wir uns vor, darauf zurückzukommen, wenn der hiezu gehörige Text vorliegt, welcher nach Ablauf eines Jahres zu erwarten steht.

K. W.

\* (Organisationsstatut für das k. k. polytechnische Institut.) Der Entwurf eines Organisationsstatuts für das k. k. polytechnische Institut in Wien, verfaßt von dem Professorencollegium dieser Anstalt, als Manuscript gedruckt bei Friedrich

und Moriz Förster in Wien, 1864, enthält neben dem eigentlichen Organisationsstatute die Motive zu demselben, den Einbegleitungsbericht an das k. k. Staatsministerium und im Anhange die Verfassung des k. k. polytechnischen Institutes vom Jahre 1816.

Der Entwurf des Organisationsstatuts handelt von den allgemeinen Bestimmungen in Bezug auf Zweck, Fachrichtung und Lehrgegenstände des Institutes; von den Lehrplänen für die einzelnen Fachschulen; von den Zuhörern; von den Staatsprüfungen; von der Leitung des Institutes; von den Lehrkräften; von den Lehrmittelsammlungen, Laboratorien und der Bibliothek, und endlich von dem Kanzlei- und Hauspersonal. Hierzu treten in drei Beilagen: die Programme der Lehrgegenstände, die Disciplinarrordnung und der Erfordernisausweis für das Institut.

Ohne in eine erschöpfende Erörterung des ganzen Planes einzugehen, wollen wir auf einige Hauptpunkte desselben die Aufmerksamkeit lenken.

Nach § 1 soll das Institut für die Zukunft reine Lehranstalt sein, verliert also den Charakter eines Conservatoriums für Industrie und Gewerbe und beschränkt seinen Wirkungskreis als technische Kunstbehörde. Die zu § 1, S. 83 u. ff. angeführten Gründe, insbesondere der Umstand, daß bei dem täglich wachsenden Umfange der aufgenommenen Lehrgegenstände der Unterricht allein die volle Thätigkeit des Lehrpersonals in Anspruch nehme, erklären die Ansicht, daß jede die Unterrichtszwecke beeinträchtigende Wirksamkeit des Institutes auszuschließen sei. Dagegen spricht sich das Professorencollegium (S. 89 bis 97) für die Belassung der astronomischen Werkstätte am Institute aus.

Nach § 2 zerfällt das Institut in sieben Fachschulen: für den Hochbau, für den Straßen- und Wasserbau, für den Maschinenbau, für die Gießerei, für das Berg- und Hüttenwesen, für die Chemie und für Handel und Staatswirthschaft. Hinsichtlich der aufgenommenen Fachrichtungen dürfte nur die Fachschule für Berg- und Hüttenwesen einiges Bedenken erregen, ungedachtet nicht zu verkennen ist, daß sie sich mit dem Organismus eines großen polytechnischen Institutes in zweckmäßige Verbindung bringen lasse. Dagegen dürfte es vorzügliche Befriedigung gewähren, daß die bisher stiefmütterlich behandelte commercielle Abtheilung in eine vollständige Fachschule für Handel und Staatswirthschaft übergehe, deren Wirksamkeit der Industrie nicht minder als dem Handel zugutekommt.

Was insbesondere die in den einzelnen Fachschulen aufgenommenen Lehrfächer (§ 6) anbelangt, so finden alle Lehrgegenstände, welche für die höchste theoretische und, wie weit es thunlich ist, auch praktische Ausbildung in denjenigen Wissenschaften, die in das Gebiet einer Fachgruppe gehören, sorgen, ihre vollständige Vertretung. In der vorgeschlagenen Einrichtung der Fachschule für Hochbau findet auch der architektonische Theil der Civilbaukunst Berücksichtigung.

Durch die in E (§ 6) angeführten Fächer der commercieell-staatswirthschaftlichen Abtheilung wird die Administrativbildung für Industrie und Handel im Privat- und öffentlichen Verkehr naturgemäß auf gleiche Stufe der Höhe, wie jene der rein-technischen gestellt.

Die Aufnahme der deutschen Litteratur, der wichtigeren fremden Sprachen sammt ihrer Litteratur, der philosophischen Propädeutik und der Aesthetik sichert in Gemeinschaft mit einigen unter E (§ 6) genannten Fächern einem höheren Grade humanistischer Bildung, die so häufig bei Technikern vermißt wurde, die zeitgemäße Pflanze.

Die Vertheilung der Zuhörer in ordentliche und außerordentliche (§ 17 u. ff.), von denen letztere mit geringerer Vorbildung und mit Abweichung von dem gewöhnlichen Unterrichtsgange die Vorlesungen hören können, dagegen nicht alle Rechte der ordentlichen Hörer erlangen, findet in den Bedürfnissen des praktischen Berufslebens seine Rechtfertigung.

Das im § 30 festgesetzte Unterrichtshonorar erscheint bei dem Umstande, als der § 34 nachgewiesener Mittellosigkeit die halbe oder ganze Befreiung von dessen Entrichtung zusichert, keineswegs zu hoch gegriffen.

Von besonderer Wichtigkeit scheint uns die beantragte Einführung von Staatsprüfungen (§ 40 u. ff.), welche den Nachweis zu liefern haben, daß der Candidat die vollständige Kenntniß aller Prüfungsgegenstände in theoretischer und praktischer Beziehung, und zwar in jenem Umfange besitze, in welchem dieselben an der betreffenden Fachschule gelehrt werden. Das über die bestandene Prüfung auszufertigte Diplom liefert ein verläßliches Zeugniß über das Gesamtwissen des abgewählten Hörers einer Fachschule und über seine Befähigung für seinen Beruf. Die vorgeschlagene Einrichtung der Staatsprüfungen soll gegen Ueberbürdung des zu prüfenden Candidaten schützen, ohne der Besorgniß Raum zu geben, daß es minderere Befähigung oder minder gründlicher Ausbildung gelingen werde, ein Diplom zu erlangen.

Die Leitung des Institutes (§§ 58 bis 74) äußert sich in doppelter Richtung. Das ganze Institut wird vom Professorencollegium, jede Fachschule als solche zunächst von dem Fachschulcollegium geleitet. An der Spitze des Professorencollegiums steht der auf die Dauer eines Jahres von dem Professorencollegium aus den ordentlichen Professoren des Institutes gewählte Rector; an der Spitze des Fachschulcollegiums ein Vorstand, den die Professoren der betreffenden Fachschule aus ihrer Mitte auf die Dauer von zwei Jahren wählen. Die zu § 59 (S. 176 bis 179) angeführten Gründe für die jährliche Wahl des Rectors gehen aus einer sachkundigen Anschauung der Verhältnisse hervor, obwohl für einen mehrjährigen Wirkungskreis des Rectors bei einer Anstalt, welche häufigere, den Fortschritten des praktischen Geschäftslebens folgende organisirende Arbeiten erfordern dürfte, nicht unwichtige Gründe geltend gemacht werden könnten.

Die Gehalte der ordentlichen Professoren werden im § 76 mit 3000 fl. bis 4000 fl. bemessen. Die zu diesem Paragraph S. 187 u. ff., insbesondere S. 190 angeführten Gründe verschaffen die Ueberzeugung, daß die Erlangung dieser Gehalte im Interesse einer ungeschwächten, für Privat- und öffentliche Zwecke fruchtbringenden Wirksamkeit des Institutes gerechten Wünschen begegnen würde.

Das durch die dormalige Durchsicht des vorliegenden Entwurfes gewonnene Gesamtbild läßt den Eindruck in uns zurück, daß wir es hier mit einem streng durchdachten Plane zu thun haben, dessen eingehenderer Prüfung durch unabhängige Sachmänner sich dieses Blatt seinerzeit unterziehen wird.

S. Rechenschaftsbericht des Unterstützungs- und Pensionsvereines für Unterlehrer in Wien vom Jahre 1863. Die Ergebnisse dieses Vereines im abgelaufenen Jahre bieten ein glänzendes Beispiel des Nutzens von derlei Verbindungen zur socialen Selbsthilfe. Vor wenigen Jahren aus kleinem Anfange hervorwachsend und durch geringe Beiträge unterstützt, gebietet der Verein dormal schon über ein Capital von 43.585 fl., aus dessen Interessen er 18 Wittwen, 1 Lehrer, 3 Waisen, so wie 14 erkrankte Mitglieder zu unterstützen vermochte.

S. Der Bericht der Grazer Handels- und Gewerbekammer für die Jahre 1860 bis 1862 (Graz 1863) entwirft ein sehr genaues und in seinen Resultaten erfreuliches Bild der industriellen Zustände des Kammerbezirkes. Nach allen Richtungen giebt sich reges Leben und Streben zum Bessern kund, das seiner Früchte nicht entbehrt. So hat sich die Zahl der Fabriksétablissements seit 1859 um 11 gehoben, die Handlungsgewerbe sind um 469, darunter 174 Gemischtwaarenhandlungen, die Erzeugungsgewerbe um 1774, darunter 820 Wirthe und Weinschenken, 306 Schuhmacher, 198 Schneider u. gestiegen. Auch der Kohlenbergbau hebt sich stetig, die Ausbeute ist 1862 gegen das genannte Jahr auf 5 von 3·1 Mill. Ctr., die Arbeiterzahl auf 3650 von 2593, der Productionswerth loco Grube auf 583.000 von 387.000 fl. gestiegen, und ähn-

lichen mehr oder weniger raschen Aufschwung zeigen alle Zweige der agricolen, industriellen und Handelsthätigkeit. Wenn zu so günstigen Erfolgen eine Reihe von Factoren, die günstige Situation des Kammerbezirkes, der unverdrossene Fleiß seiner Bewohner und Anderes thätig ist, so darf ein weiterer wichtiger Hebel nicht übergangen werden, die wackere Bemühung der Handelskammer selbst. Mit Genugthuung kann dieselbe im vorliegenden Berichte hinweisen, daß sie eine der ersten gewesen, welche die Einführung einer freien Verfassung als den wichtigsten Hebel auch des commerciellen Wohles der Bevölkerung bezeichnete, und auch der jüngste Bericht formulirt nicht weniger als siebenzehn gut motivirte Wünsche der Kammer. Daß sie es aber auch bei solchen nicht bewenden läßt, zeigt ihre Bemühung zur Errichtung einer Handelsakademie in Graz, um welche sie nicht nur einschritt, sondern bereits 36.000 fl. zur Dotirung in ihrem Schosse zeichnete. Musterhaft ist im Anhange des Berichtes die Statistik des Vereinswesens behandelt, bei welchem sämmtliche derlei Anstalten ausführlich und mit ihren Gehahrungsergebnissen besprochen werden.

(Die erzbischöfliche Bibliothek in Erlau.) Seit dem beträchtlichen Zuwachs an Büchern, welche diese Bibliothek durch die Vermächtnisse der Erzbischöfe Franz Xaver Fuchs, Baron Stephan Fischer, Johann Ladislaus Pyrker, und durch die Ueberlassung von Büchern aus der Privatbibliothek des jetzigen Erzbischofs Bartakewics erfuhr, ist der Bücherstand derselben gegenwärtig folgender: an religiösen Büchern befinden sich dajelbst 9345 Werke in 12.949 Bänden, an rechtswissenschaftlichen 5316 Werke in 6292 Bänden; an medicinischen 851 in 875 Bänden; an historischen 4674 in 8371 Bänden, an philosophischen 2831 Werke in 3662 Bänden, an philologischen 7730 Werke in 11.616 Bänden, vermischte Werke 416 in 1503 Bänden, Werke in selteneren Sprachen geschrieben 168 in 226 Bänden. Die Bibliothek besteht daher im Ganzen aus 31.331 Werken in 45.449 Bänden, worunter 372 Werke im Manuscript; an Sprachen sind in derselben 38 vertreten. Als Curiosum besitzt die Bibliothek das Vaterruser in 625 Sprachen und Dialecten gedruckt. An Duplicaten sind 1020 Werke in 1300 Bänden vorhanden. 2 pCt. der Gesamtziffer der Bibliothek entfallen auf defecte Werke, 6 pCt. auf alte Druckwerke.

(V. 3.)

h. Die drei letzten Hefte der „Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen“ bieten einige recht schätzbare Arbeiten, darunter namentlich einen längeren Aufsatz: „Mansfeld und die Stadt Schlaggenwald“ aus dem Nachlasse des leider zu früh verstorbenen A. Kohl, dessen Eifer für vaterländische Geschichte eigentlich den ersten Impuls zur Gründung des deutsch-historischen Vereines gegeben hat. Das vorliegende Bruchstück seiner umfassenden Jugendarbeiten ist ein interessanter Beitrag zur Geschichte des böhmischen Aufstandes im dreißigjährigen Kriege. J. Wolf giebt die Skizze einer Selbstbiographie aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, welche sich in dem unweit Eger gelegenen Schlosse Kinsberg vorgefunden hat. Dieselbe rührt von einem jener politischen Sachwalter von Profession her, die als Kanzler, Räte u. dgl. bald diesem, bald jenem Herrn dienten, und in der damaligen Politik das waren, was die Condottieri und Landsknechte in der Kriegsführung jener Zeit. Virgil Gschmann liefert einen weiteren Beitrag über heidnische Reminiscenzen in den Volkssagen Böhmens; der unterrichtete Forscher weiß für seinen Gegenstand stets geeignete Analogieen und höhere Gesichtspunkte zu finden.

h. Prof. S. Huber in München veröffentlicht unter dem Titel: „Die Idee der Unsterblichkeit“ (München 1864) ein kleines Buch, in welchem er die Resultate seines philosophischen Denkens und eines crusten Lebensganges in ziemlich populärer Weise niederlegt und seine Ueberzeugungen namentlich an den Einwürfen der Gegner kritisch prüft.

\* Die autographirten Publicationen der Böglinge der Architekturschule an der hiesigen Akademie der bildenden Künste nehmen einen erfreulichen Fortgang und gewinnen immer mehr Beden sowohl unter den Architekten als unter Kunstfreunden und Archäologen. Unter den jüngst publicirten Aufnahmen finden wir die Michaels-Capelle zu Rajchau, die Loggia dei Lanzi in Florenz, Geräthschaften aus dem Museo burbonico in Neapel, die Pfarrkirche zu Käsmarkt, die Kirche zu Kirchdrauf (in der Zips), der Marien-Altar in der Negydi-Pfarrkirche zu Bartfeld, die Hof facade im Schlosse von Bleis, die Kirchen zu Göß und Deutsch-Altenburg, den Leuchter aus der Pfarrkirche zu Bartfeld, das Concurasproject der Architekten van der Müll und von Siccardsburg zum Opernhause in Wien, das Project der großen Oper in Paris. Die Böglinge der Architekturschule, die eine musterhafte Thätigkeit entwickeln, erfreuen sich einer Subvention von Seite der Staatsregierung, der besten Unterstützung der Akademie und sind im Begriffe sich als Verein zu constituiren. Das anspruchsvolle, auf erhöhte Fachbildung gerichtete Streben der jungen Männer hat denselben auch zahlreiche Freunde außerhalb der Schule gewonnen.

D (Vom deutschen Büchermarkt.) Wir haben in unseren Berichten schon mehrmals Gelegenheit gefunden, auf die Resultate eines neu erwachten Eifers für die Erforschung und Herausgabe der Geschichtsquellen zur deutschen Specialgeschichte hinzuweisen; wir erinnern z. B. nur an die Chroniken der deutschen Städte, die deutschen Jahrbücher, deren Veröffentlichung wir der anerkannten Munificenz des verstorbenen Königs von Baiern verdanken. Heute liegen uns die ersten Bände zweier neuen Unternehmungen vor, welche sich diesen würdig zur Seite stellen und von denen namentlich das nachstehende allen Geschichtsforschern um so willkommener sein wird, als es bestimmt ist, einem lange gefühlten Mangel in würdiger Weise abzuhelfen. Es ist ein „Codex diplomaticus Saxoniae regiae. Im Auftrage der sächsischen Staatsregierung herausgegeben von C. G. Versdorff“. Der Plan dieses großartig angelegten Unternehmens ist folgender: Dasselbe wird in drei Haupttheile zerfallen, von denen der erste die Geschichte des regierenden Hauses, der zweite die geistlichen Stiftungen und die größeren Städte, der dritte die kleineren Städte, Dörfer, einzelne Familien u. s. w. umfassen wird. Begonnen wurde mit der Herausgabe des zweiten Haupttheiles, dessen erster Band, auch unter dem Titel: „Urkundenbuch des Hochstiftes Meissen, 1. Band“ erschienen, die Urkunden desselben bis zum Jahre 1356 enthält. Für rasche Fortführung des Unternehmens ist durch die Bewilligung bedeutender Summen durch die Stände gesorgt.

Eine zweite Quellenammlung zur Geschichte des deutschen Mittelalters verdanken wir der rühmlich bekannten Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin; sie betitelt sich: „Bibliotheca rerum germanicarum, ed. Phil. Jaffé“. Das Unternehmen, dessen einzelne, ihrem Inhalte nach in sich abgeschlossene Theile entweder nach einem localen Gesichtspunkte zu bilden sind oder sich an eine historisch hervorragende Persönlichkeit anzuschließen haben, oder endlich zur Aufstellung einer bedeutenden Zeitperiode beitragen sollen, ist bestimmt, eine neue Sammlung kritisch bearbeiteter Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters in seinem Rahmen zu vereinigen. Der erste Band enthält die **Monumenta Corbeiensia**, die Denkwürdigkeiten der Benedictinerabtei Korbej in Schlesien.

An weiteren Novitäten brachten uns die vergangenen Wochen eine neue Untersuchung über die in neuester Zeit vielfach angeregte Sage von Tell von Dr. H. v. Liebenau: „Die Tell-Sage zu dem Jahre 1230, historisch nach den neuesten Quellen beleuchtet“, sodann „Studien über das Nibelungenlied“, zum Theile aus dem Nachlasse von Karl Mosler, zum Theile von dem Herausgeber Nicola Mosler, dem Sohne des Genannten herrührend.

Ludwig Nohl, der erst im vergangenen Jahre eine Biographie Mozarts herausgab, beschenkt uns jetzt mit dem ersten Bande einer Biographie Beethovens, welcher die Jugend Beethovens oder die Jahre 1770 bis 1792 umfaßt. Ihm sollen zwei weitere Bände folgen: Beethovens Mannesalter, 1793 bis 1814, und Beethovens letzte Jahre, 1815 bis 1827. Herr Nohl rühmt die reiche Förderung, die ihm bei seinen Studien in unserer Stadt von verschiedenen Seiten zu Theil geworden ist.

P. (Vom englischen Büchermarkt.) In der Weltgeschichte spielen die Kanonen eine immer größere Rolle, und die Armee hat zuletzt die größten Chancen des Sieges für sich, deren Kanonen am weitesten tragen und am sichersten treffen. Wir finden daher in Folge der zunehmenden Wichtigkeit der Geschütze auch eine in allen Sprachen zunehmende Kanonenliteratur und erwähnen als das neueste Product derselben „The story of the guns, by Sir J. Emerson Tennent“ mit Illustrationen im Text.

Die neuesten, zur Feier des Shakespeare-Jubiläums herausgekommenen Bücher heißen: „Shakespeare, his birthplace, home and grave: a pilgrimage to Stratford-on-Avon. With photographic contributions, by E. Edwards“, ein sehr elegant aussehender Band, zur Festgabe besonders geeignet, ferner: „Life portraits of Shakespeare: with an examination of the authenticity and a history of the various representations of the poet, by J. F. Friswell“, ebenfalls ein Prachtband, mit Photographieen ausgestattet; „Songs and sonnets from William Shakespeare. Selected and arranged by H. Staunton“, mit hübschen Illustrationen; „Shakespeare jest books. Reprints of the early and very rare jest books supposed to have been used by Shakespeare. Edited with notes by W. Carew Hazlitt“, eine Publication, welche von großem Werthe für Shakespeare-Freunde ist, da diese Jest books schon außerordentlich selten und sehr theuer sind. Auch das schöne Buch von Clarke: „Shakespeare characters“, das unlängst erschien, kann man noch zu den Jubiläumswerken zählen. Zwei glänzend und solid ausgestattete neue Octavausgaben von Shakespeare's Schriften sind in der Publication begriffen, von welchen die eine Mr. Clarke, die andere Mr. Dyce herausgibt, beide Literaten, deren Befähigung für ein solches Unternehmen allgemein anerkannt wird. Dann ist zu erwähnen: „The Reference Shakespeare: a memorial edition of Shakespeare's plays, containing 1600 references compiled by J. B. Marsh“ (in Manchester gedruckt) und: „Shakespeare, the first folio of 1623, reproduced under the immediate supervision of Howard Staunton, from the originals in the libraries of Bridgewater House and the British Museum“, eine Prachtausgabe in Folio mit Photolithographien, in 16 Lieferungen, deren erste bereits vorliegt.

Wir können diese kleine Shakespeare-Revue nicht schließen, ohne unsere Erwartung auszusprechen, daß auch Mr. Halliwell, der bekannte Shakespeare-Kenner, durch das Jubiläum an eine Pflicht gemahnt wird, deren Erfüllung eine Ehrensache für ihn und für England ist, eine besonders persönliche Ehrensache für Mr. Halliwell, weil er sich die ganze von ihm auf 20 Bände in Großfolio berechnete Ausgabe der Werke Shakespeare's schon vor zehn Jahren mit nicht viel weniger als tausend Gulden (nach österreichischem Gelde) für jedes Exemplar vorausbezahlen ließ. Fünf Bände dieser großartigsten aller erschienenen Shakespeare-Ausgaben sind publicirt, und unlängst trat Mr. Halliwell seinen Subscribenten gegenüber mit dem eigenthümlichen Aufsinne auf, statt der versprochenen und bezahlten 20 nur 15 Bände geben zu wollen. Öffentlich wird er sich seiner Verpflichtung jetzt besser erinnern, denn alle von ihm so trefflich aufgeführten Gründe dafür,

daß Shakespeare eigentlich nur 15 Bände haben sollte, können die eine Thatsache nicht widerlegen, daß er, d. h. Mr. Halliwell, der genaue Kenner, Shakespeare-Material-Besitzer, Sammler und Gentleman vor zehn Jahren 20 Bände anzeigte und sich bezah-  
len ließ.

Im Ganzen ist die Bewegung auf dem englischen Büchermarkt schon seit Monaten ziemlich unbedeutend, wenigstens nur selten durch wichtige Erscheinungen gehoben. Die Reiseliteratur wird demnächst in dem bereits angekündigten Werke Gifford Palgrave's eine interessante Bereicherung erfahren. Palgrave war 18 Jahre von England abwesend und brachte mehrere Jahre in Arabien zu, dessen unzugänglichste Theile er durchforschte: er ging von Gaza im südlichen Syrien aus durch Nord- und Central-Arabien direct nach Et-Schatif am persischen Golf und von da in das kleine Königreich Oman im östlichsten Winkel von Arabien. Bei den Wahabiten auf dem Centralplateau Arabiens verweilte er sieben Wochen. Palgrave's Buch dürfte viel interessantes über bisher ganz unbekannte Länderstrecken bringen.

Ben Dickens wird Ende April ein neuer Roman: „Our mutual friend“ erscheinen.

---

## Sitzungsberichte.

### Deutsch-historischer Verein in Böhmen.

In der letzten Sitzung der vierten Section für Handel und Gewerbe verlas der Obmann, Herr Dr. Vanhans einen längeren Aufsatz, der die Einführung und Ausbreitung der Glasindustrie der Phönizier, Römer, Aegypter und anderer Völker betrifft. Es wird der venetianischen Glasfabrication des Weiteren gedacht, da sie mehrere Jahrhunderte den Markt von Europa beherrschte. Durch italienische Glasarbeiter, die, um sich Edelsteine zu holen, nach Böhmen gekommen waren, dürfte die Glaserzeugung zuerst in Böhmen bekannt geworden sein. Im Jahre 1504 läßt sich schon mit Gewißheit eine Glashütte zu Ober-Kreibitz bei Haida nachweisen, doch einzelne noch vorhandene Urkunden lassen vermuthen, daß die Glaserzeugung noch weit früher in Böhmen bekannt sein mochte. In zünftiger Weise wurde nun die Kunst der Glaserzeugung vom Vater auf den Sohn vererbt und streng war jede Auswanderung der Glasarbeiter verboten. Im Laufe der Zeiten entstanden nach und nach mehrere Glashütten, so in Kammitz, Preshkau, Falkenau und namentlich auf den Kinsky'schen Gütern. Im Allgemeinen wurde früher in Böhmen nur gewöhnliches Glas erzeugt; das Malen und Vergolden desselben war auf einer sehr primitiven Stufe und die venetianische Waare noch tenangebend; nichtsdestoweniger breitete sich der Handel mit böhmischem Glas und farbigen Perlen bald in andere Welttheile aus, bis erst in neuerer Zeit die belgische und französische Cencurrenz die böhmische Waare vom Markte verdrängte. Der verlesene Aufsatz enthält außerdem noch recht interessante Details über die älteren Arten der Glaszubereitung, über einzelne Familien, die oft lange Zeit im Besitze derselben Glashütte waren, über das Leben der Glasarbeiter u. a. m. Wegen der Wichtigkeit der Glasindustrie für das Volksvermögen waren die Glasarbeiter von Militärdiensten befreit, und erst in dem Franzosenkriege wurde dieses Privilegium aufgehoben. Schließlich ver sprach der Obmann, aus dem vorliegenden Aufsatz mit Zuhilfenahme mehrerer anderen Quellen zwei Aufsätze für die „Mittheilungen“ zu machen.

(Bohemia.)



## Der Gesandtenmord in Teheran.

(10. Februar 1829.)

Eine Episode aus der neuesten Geschichte Persiens <sup>1</sup>.

Von O. S. W.

Einer der Artikel des für Rußland so glorreichen Friedensvertrages von Turk-mantschai (22. Februar 1828) setzte die Aufstellung wechselseitiger Gesandtschaften fest, um die neubegründete Eintracht zwischen den Höfen von Petersburg und Iran diplomatisch zu pflegen und zu befestigen. Die erstere Macht hatte an der baldigen Verwirklichung dieser Stipulation ein um so größeres Interesse, als es sich für selbe handelte, auf diese Art, durch Vermittlung ihres Bevollmächtigten, mehrere der ihr günstigsten, noch unerfüllt gebliebenen Tractatsbedingungen zur Wahrheit zu machen, und orientalische Cabinete es bekanntlich zu allen Zeiten meisterhaft verstanden, die ihnen vom Sieger auferlegten drückenden Verpflichtungen durch den passiven Widerstand, welchen sie der Ausführung derselben entgegensetzten, möglichst abzuschwächen und ihrer praktischen Wirksamkeit zu entkleiden.

Schon wenige Monate nach erfolgter Ratification der Friedensurkunde erschien daher der russische Gesandte und bevollmächtigte Minister Alexander Griboie-doff als Bürge der wiederhergestellten internationalen Verbindungen zu Teheris, von wo er, nach vierwöchentlichem Aufenthalte am Hoflager des persischen Kron-erben und Prinzen-Statthalters der Provinz Aserbeidschan, Abbas Mirsa, sammt den mitgeführten reichen Geschenken an Kristalllustern und Gefäßen aus Malabaster und Malachit, unter allen erdenklichen Ehrenbezeugungen, nach der Reichshauptstadt Teheran weiterbefördert wurde.

Griboiehoff, russischer Staatsrath und Geichwisterkind des Marschalls Paske-witsch-Criwanaki, späteren Fürsten von Warschau, hatte den letzten Feldzug gegen Persien im Hauptquartiere dieses seines angeheirateten Verwandten mitgemacht, an den früheren Waffenstillstands- und späteren Friedensverhandlungen thätigen Antheil genommen und das ruhmvolle Vertraginstrument nach St. Petersburg überbracht, für welche Leistungen ihm, auf Anempfehlung Paskewitschs, der neu geschaffene

<sup>1</sup> Die Notizen über diesen bisher in seinen Einzelheiten wenig bekannten Vorfall sind zum großen Theile den in meinem Besitze befindlichen zwei persischen Chroniken „Rausat essefa“ und „Nassich ettewarich“ (3. Band) entnommen. Die biographischen Notizen über Griboiehoff entstammen der Vorrede eines in russischer Sprache abgefaßten belletristischen Werkes desselben die mir durch die Güte einer russischen Dame in Uebersetzung mitgetheilt wurde, welche ich hiemit bitte, hiefür meinen verbindlichsten Dank zu genehmigen.

Posten eines stetigen Vertreters seines Hofes in dem besiegten Lande zu Theil geworden war.

Durch längeres Verweilen in Tiflis und am Hoflager Abbas Mirza's mit Sprache, Geschichte, Litteratur, Sitten und Gewohnheiten der Perser wohl vertraut, auch sonst fein gebildet, aufgeweckt und unerschrocken, schien er ganz der Mann, die ihm anvertraute schwierige Aufgabe glücklich zu Ende zu führen. Allein eben die nähere Bekanntschaft mit Land und Leuten hatte die Täuschungen zerstreut, in welchen der phantasiereiche und poetisch begabte<sup>1</sup> junge Mann — er zählte damals erst 33 Jahre — über die Zustände und den wirklichen Charakter Irans und seiner Bewohner befangen gewesen war; die glänzenden Waffenthaten seiner Landsleute im letzten Kriege hatten ihn mit Stolz und mit Verachtung des gedemüthigten Gegners erfüllt; Ehrgeiz und übertriebener Eifer, diese beiden gefährlichsten Fallstricke unreifer Diplomaten, und wohl auch Selbstgefühl über die so früh errungene hervorragende Stellung hatten offenbar seinen gesunden Sinn umnebelt und ließen ihn in der fremden Regierung, die wieder zum Freunde zu machen ein Mitzweck seiner Sendung war, nur den überwundenen und ohnmächtigen Feind erblicken, welchem das Uebergewicht seines Cabinets auch ferner fühlen zu lassen er sich vollends berechtigt glaubte.

Schon in Tauris hatte er eine Probe selbstwilligen Auftretens abgelegt, indem er, ohne um die Zustimmung der persischen Centralregierung auch nur anzufragen, in Ghilan (am Südwesthaupte des caspischen Meeres) ein russisches Consulat errichtete, wozu er (laut Art. 9 des Hauptvertrages von Turkmanichai) allerdings das unzweifelhafte Recht besaß, wodurch er jedoch die Perser gleich anfangs gegen sich mißstimmte, da gerade diese Provinz, der Nähe der russischen Flottenstation und der nicht minder naheliegenden Besorgniß halber, Rußland möge es gelingen, sich dort eine Partei zu schaffen, den Machthabern in Teheran als ein für den Aufenthaltswort eines politischen Agenten dieser Macht höchst ungeeigneter Ort erscheinen mußte.

Die (am 11. Jänner 1829) stattgehabte Antrittsaudienz beim Schah gab Griboiedoff Gelegenheit sein „*Vae victis*“ noch lauter zu betonen.

Wie anderswo, ist es auch im Orient Hofsitte, die Repräsentanten fremder Mächte, bevor sie bei dem Monarchen eingeführt werden, in einem der Voräle des Palastes einige Zeit warten zu lassen. Im Serai der osmanischen Sultane zu Constantinopel war dieses „Antichambriren“ noch im Anfange des laufenden Jahrhunderts mit der nach unseren Begriffen verlegenden Ruthat verbunden, daß die Bank, worauf der eintretende Gesandte die erste Kiste hielt, auch von Trabanten des Großherrn, die, nach morgenländischem Gebrauche, zugleich Henkerdienste verrichten, zu demselben Zwecke benützt wurde.

<sup>1</sup> Er schrieb, unter andern, ein Lustspiel unter dem Titel: „Das Unglück zu viel Geist zu haben“, welches noch heute in Rußland geschätzt wird.

Das persische Ceremoniel, minder anstößig, beschränkt sich hingegen auf eine bloße Geduldprobe, die überdies durch Darreichung von Erfrischungen und Pfeifen verfüßt wird und somit jedenfalls nicht strenger erscheint als jene, welche auch in europäischen Vorzimmern auferlegt zu werden pflegt.

Eine andere morgenländische Gepflogenheit will, daß man vor dem Eintritte in das Zimmer die Schuhe ablegt und in Socken zur Thüre ingeht. Mit noch größerer Gewissenhaftigkeit wird diese Sitte, welche übrigens, laut Bibelstellen, bis in das graueste Alterthum zurückreicht und in den staubigen oder kothigen Straßen orientalischer Städte, so wie in den Matten und Teppichen, mit welchen die dortigen Fußböden belegt sind, noch heutzutage eine gewisse Berechtigung findet, dann befolgt, wenn es sich um den Besuch bei einem Höhergestellten handelt, in welchem Falle das Unterlassen derselben gerade so anstößig erschiene, als das Aufbehalten des Hutes seitens eines Europäers beim Eintritte in einen Salon. Gegenüber dem Landesherrn, welchem in Persien, wie zu Darius Zeiten, so noch heutzutage nahezu abgöttische Verehrung gezollt wird, wäre eine derlei Vernachlässigung gleichbedeutend mit Hochverrath und Majestätsbeleidigung und würde an Einheimischen ohne Zweifel mit augenblicklichem Tode geahndet werden.

Griboiedoff, eingedenk des dem letzten Tractate angehängten geheimen Separatprotokolls <sup>1</sup> das dem Repräsentanten des siegreichen Rußland besondere ceremonielle Vorrechte einräumte, glaubte sich in beiden Richtungen über die herkömmliche Etikette hinaussetzen zu sollen. Schon im Wartzimmer, wo man ihn wahrscheinlich länger als er wünschte, aufhielt, sprach er sich über diesen Punkt heftig gegen die ihn umgebenden Minister und Höflinge aus, und als er in das eigentliche Audienzgemach eintreten sollte, weigerte er sich auf das bestimmteste, an seiner Fußbekleidung

<sup>1</sup> Das Friedensinstrument von Turkmantschai besteht aus zwei verschiedenen Verträgen und zwei Separatconventionen, nämlich dem eigentlichen Hauptvertrage, dem Handelsvertrage, der Convention über die Kriegsentschädigung und der Convention über das Gesandtschaftsceremoniel. Der Text des Hauptvertrages allein ist bisher publicirt worden (Martens, Supplément Bd. 11, 2); die übrigen drei Documente wurden bisher der Oeffentlichkeit vorenthalten, befanden sich jedoch in wortgetreuer, nach einer Abschrift des persischen Originals angefertigter Uebersetzung in Händen des Verfassers dieses Aufsages. Die bezüglichen Stellen aus der Convention über das Gesandtschaftsceremoniel lauten: „Am Eingange des königlichen Palastes oder der Umhüllung der königlichen Zelte (Seraperde) wird der (russische) Gesandte vom Pferde absteigen und sich in das Gemach des ersten Wesirs oder das Zelt des obersten Befehlshabers der Truppen begeben, wo er, bis zum Eintritte des Königs in den Audienzsaal, einige Augenblicke ausruhen wird“, und

„... es soll unter keinem Vorwande vom Gesandten oder einem seiner Beamten verlangt werden, daß sie irgendwelche Veränderung an ihrer Tracht und Kleidung vornehmen. Der Gesandte und sein Gefolge werden jedoch Sorge tragen, sich mit einem paar Ueberschuhe zu versehen, um dieselben bei ihrem Eintritte (in den Audienzsaal) abzulegen.“

Griboiedoff wollte, wie den persischen Quellen zu entnehmen, weder überhaupt warten, noch auch in Bezug auf die Fußbekleidung sich dem Inhalte des Schlusssages dieser letzteren Stipulation bequemen, sondern scheint sich an den Vordersatz gehalten zu haben, welcher, allein genommen, ihn allerdings berechtigte, einzutreten, ohne irgendwelche Veränderung an seiner Tracht und Kleidung vorzunehmen.

eine Veränderung vorzunehmen. Endlich eingelassen, redete er zu dem Könige in „grober und hochmüthiger Sprache“, welche durch Zeichen und Winke zu milderer Tonart herabzustimmen die anwesenden persischen Großen sich vergeblich bemühten. Wie unpassend ein solches Benehmen war, — bemerkt einer der Chronisten, welchen wir diese Einzelheiten entnehmen — bedarf keiner weiteren Versicherung, denn, war auch Fethali Schah im letzten Kampfe besiegt worden, so hatten ja auch andere tapfere und mächtige Herrscher, wie namentlich Karl XII. Peter dem Großen und dieser selbst der hohen Pforte gegenüber, Aehnliches erlebt, ohne daß hiedurch der schuldigen Ehrfurcht gegen ihre Personen Eintrag geschehen wäre. Trotzdem — heißt es dort weiter — setzte der beleidigte Monarch „der rehen Härte wohlwollende Weichheit, der schneidenden Kälte herzzgewinnende Wärme entgegen“, was jedoch „den festen jungen Mann“ nicht abhielt, in der bisherigen Weise fortzufahren.

Dank dieser Mäßigung des persischen Monarchen blieb denn auch der leidige Ceremonielstreit ohne weitere Folgen.

Bedrohlicher aber gestaltete sich die Lage, als der russische Vertreter dieselbe überstrenge Pünktlichkeit, welche er in Sachen der Etikette an den Tag gelegt hatte, auch auf seine geschäftliche Aufgabe übertrug, deren wichtigster Theil, wie bereits angedeutet, darin bestand, die noch nicht ausgeführten Friedensstipulationen zur praktischen Geltung zu bringen.

Eine derselben (Art. 13) bestimmte nämlich die Losgabe und Ueberlieferung an Rußland sämmtlicher in persische Kriegsgefangenschaft gerathenen und in Folge dessen als Sklaven verkauften russischen Staatsangehörigen beiderlei Geschlechtes, und zwar nicht nur jener aus dem letzten Feldzuge, sondern „aus welcher Epoche es immer sei“, also auch aller derjenigen, die während der langjährigen Kämpfe seit Anfang des Jahrhunderts und noch früher bei Gelegenheit des im Jahre 1795 von dem Vorgänger Fethali Schahs unternommenen Raubzuges nach Georgien von dort fortgeschleppt worden waren und deren letzteren Gesammtzahl allein, nach einer damaligen Schätzung, auf 15.000 Seelen veranschlagt worden war. Aehnliche, auf die Rückgabe christlicher Sklaven bezugnehmende Artikel waren nun zwar allerdings eine bei Friedensschlüssen zwischen europäischen und mohammedanischen Mächten hergebrachte Sache, stießen aber nichtsdestoweniger in der Ausführung regelmäßig auf erhebliche Schwierigkeiten, wie, unter Anderem, um das letzte derartige Beispiel aus der vaterländischen Geschichte anzuführen, die Unterhandlungen zwischen der k. Internuntiaturs und der Pforte nach dem Sistower Frieden (1791) darthun, durch welche, trotz der redlichsten und ausdauerndsten Bemühungen des hiebei theilhaftigen kais. Commissärs, nur ein unvollständiges Resultat erreicht werden konnte. Noch ungleich häßlicher erwies sich das Unternehmen im gegenwärtigen Falle, da seit dem erwähnten Raubzuge nach Georgien mehr als drei Jahrzehnte verflossen, die meisten der damals Weggeschleppten zum Islam übergetreten und namentlich die Weiber, seit lange an Mohammedaner verheiratet, selbst Mohammedanerinnen und Mütter und Großmütter von Mohammedanern geworden waren. Die Auslieferung von Individuen aber, die freiwillig oder gezwungen den Mohammedanismus angenommen haben,

an die Todfeinde des Propheten und seiner Lehre, erschien jedem „Rechtgläubigen“ zu allen Zeiten als eine so frevelhafte Ungeheuerlichkeit, daß auch die despotischen Regierungen des Orients derlei fremde Anforderungen nie ohne den äußersten Widerwillen zu unterstützen wagten. Deshalb wurde auch den auf die Auswechslung solcher Kriegsgefangenen bezüglichen Tractatsstipulationen meistens eine Clausel beigefügt, welche Convertiten von der Verpflichtung gegenseitiger Rückgabe ausschloß, womit aber im Interesse der Sache selbst in der Regel wenig gewonnen war, indem die Streitfrage, ob solche Conversionen aus freiem Antriebe oder aus Furcht erfolgt seien, noch immer zu langwierigem Gezänke ein offenes Feld darbot.

Gerade dieses schwierige und seiner Natur nach vorsichtsvolle Mäßigung erheischende Geschäft war es nun, welches Griboiedoff, den weißen Spruch Talleyrands nicht beherzigend, mit überstürzendem Eifer zum Abschluß zu bringen sich bemühte. Hierbei fehlte er übrigens nur in der Form, denn der Sache nach stand er offenbar in vollem Einklange mit dem von seiner Regierung im Orient überhaupt befolgten Systeme einer doppelten Eroberungspolitik, von welcher die sogenannte „friedliche“ darin besteht, die christlichen Unterthanen Persiens und der Türkei ihrem mohammedanischen Herrn abwendig zu machen und zur Auswanderung nach Rußland oder wenigstens zur Annahme der russischen Schutzgenossenschaft zu bewegen. Hierdurch erreicht sie den zweifachen Vortheil, einerseits dem mohammedanischen Staate einen Theil seiner gewerbsleißigsten und steuerkräftigsten Elemente zu entziehen und andererseits sowohl ihre eigenen, meist entvölkerten Grenzprovinzen zu füllen, als auch sich in den mohammedanischen Staaten selbst eine eifrige Propaganda für ihre Pläne heranzuziehen. Religionsgemeinschaft und die unleidlichen Bedrückungen, welchen die Christen in islamitischen Reichen bis in die neueste Zeit ausgesetzt waren, erklären und rechtfertigen den außerordentlichen Erfolg, womit sie bisher <sup>1</sup> diese „conquêtes pacifiques“ betrieb. Mit diesem Hintergedanken war überdies im Friedenstractate von Turkmantschai <sup>2</sup> die Freizügigkeit der Bewohner von Aserbeidschan stipulirt und auch wirklich schon im vorigen Jahre die Ueberfiedlung mehrerer tausend armenischer Familien

<sup>1</sup> Ein Hauptmittel der Russificirung solcher christlicher Unterthanen Persiens und der Türkei war und ist der Erlaß oder Verkauf sogenannter Schuttpässe, mit welchen in früherer Zeit auch die Gesandtschaften anderer Regierungen im Orient Mißbrauch trieben. In Folge des jedem fremden Unterthan oder Schützling, kraft der Tractate, dort zustehenden Anpruches auf die ausschließliche Jurisdiction seiner vaterländischen Behörde, genügte und genügt zum Theil noch heute ein solcher Paß, den damit Bethelkten von allen Verpflichtungen gegen seine bisherigen orientalischen Autoritäten zu entheben. Erst in neuester Zeit wurden in Constantinopel sogenannte Purificirungscommissionen niedergesetzt, welche die Aufgabe haben, die Unterthanstitel zu untersuchen und so dem alten Unwesen zu steuern. Die Blätter des „Journal de Constantinople“ vom December des verfloffenen Jahres meldeten das Ergebniß der zwischen der Pforte und der russischen Gesandtschaft in dieser Beziehung dort gepflogenen Unterhandlungen in langen Verzeichnissen von Armeniern und Griechen, welche, durch Anfügung eines „off“ oder „vitsch“ aus türkischen Unterthanen in russische verwandelt, nunmehr ihre liegenden Güter in der Türkei zu verkaufen und auszuwandern haben.

<sup>2</sup> Art. XV des Hauptvertrages.

in die neu erworbenen Grenzgebiete veranlaßt worden <sup>1</sup>. Was so gut begonnen hatte, sollte Griboiedoff nun fortsetzen, wobei ihm noch der besondere Umstand zu statten kam, daß die zum Islam Convertirten seiner Einwirkung nicht entzogen waren, indem Rußland, seiner Uebermacht vertrauend, die hieauf bezügliche gewöhnliche Clausel aus dem Vertrage ausgeschlossen hatte.

Außerdem wurde dem Gesandten eine wesentliche Vorbedingung, nämlich die Entdeckung des Aufenthaltsortes der zu erlösenden Sklaven, durch einen Zufall erleichtert. Ein aus Erivan gebürtiger armenischer Verschnittener Namens Jacub, der im Harem des Königs bedienstet war, schuldete dem persischen Fiskus Geld, und, um der Zahlung zu entgehen, flüchtete er in das Hotel Griboiedoffs, unter dem Titel seiner Herkunft aus einer nunmehr Rußland angehörigen Stadt Schutz und Schirm seines neuen Oberherrn ansehend. Von ihm erhielt der Gesandte eine Liste der in Teheran befindlichen christlichen Sklaven älteren und neueren Datums und auf Grund dieses Verzeichnisses brachte er seine Reclamation bei der persischen Regierung an.

Diese zeigte sich im Interesse des lieben Friedens ziemlich willfährig und vermittelte die Auslieferung von mehreren der bezeichneten Individuen, darunter auch einiger Frauen. Zwei dieser letzteren, beide bereits Mütter islamitischer Kinder, stammten aus dem Harem des persischen Würdenträgers und Verwandten des königlichen Hauses Allahjar Chan, der, noch unter dem Eindrucke der Strafe für sein Verhalten während des letzten Feldzuges <sup>2</sup>, sich beeilt hatte, der russischen Reclamation zu entsprechen, um seinem Monarchen nicht neuen Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben. Diese beiden Frauen fühlten sich, wie es scheint, durch den, wider Willen, eingetretenen Wechsel ihrer Stellung nicht befriedigt und ihre, Eigenschaft als Islamitinnen vorschützend, fanden sie Mittel die mohammedanische Geistlichkeit für ihr Schicksal zu interessiren und deren Dazwischenkunft zu Gunsten ihrer Wiederbefreiung aus den Händen ihres officiellen Erlösers in Anspruch zu nehmen. Mittlerweile hatte übrigens dieser, dank den Localkenntnissen des genannten Agenten Jacub, seine Nachforschungen auch auf Privathäuser ausgedehnt, die er — so wenigstens behauptet einer der einheimischen Berichterstatter — nach georgischen und armenischen Sklaven durchstöbern ließ, welches Verfahren die Bevölkerung selbst gegen ihn aufreizte und der aufmerksam gewordenen Priesterschaft deren Beistand sicherte.

(Schluß folgt.)

<sup>1</sup> Siehe hierüber eine Correspondenz zwischen Paskewitsch, dem russischen Obersten Lazarew und dem Kronprinzen Abbas Mirja bei Martens: *Nouveaux supplémens etc.* Band 3, Göttingen 1842, S. 303.

<sup>2</sup> Er hatte, als Militärgouverneur von Tauris, die Besetzung dieser Stadt durch die Russen nicht verhindern können, und deshalb, auf Befehl des Schah, vom Kronprinzen eigenhändig die Bastonade erhalten.

## Friedrich Hebbel.

### III.

R. Z. Mit der Rückkehr nach Deutschland hatte des Dichters Sturm- und Drangperiode ihr Ende erreicht, aus der Ansiedlung in Wien und der Begründung des eigenen Herdes war der Genuß einer geordneten Welt und ein dauernder Lebensboden gewonnen. Es hätte wunderbar zugehen müssen, wenn den in schrankenloser Ueberfülle Schwelgenden der tägliche Anblick einer, was man auch sagen mag, an die Befriedigung eines in Sachen des Anstandes empfindlichen Geschmacks gewiesenen und gewöhnten Bühne, welche zugleich die vorzüglichste in Deutschland war, nicht zur Einsicht über die Grenze des auf den Brettern Erlaubten gebracht hätte. Der Philosoph, der einsame Denker in seiner Studirstube, der Schriftsteller, der Dramatiker in seinem nicht für die Aufführung bestimmten Werke mag das geschlechtliche Problem nach allen Seiten hin rücksichtslos beleuchten; die Naturseite desselben verträgt nun einmal weder eine laute, noch viel weniger eine sichtbare Darstellung. Um Judith und Magdalena für die Bühne zulässig zu machen, hatte der Dichter in ihrer Theaterbearbeitung die wahren Motive ihrer Handlungsweise so verschleiern müssen, daß dieselbe für den Tiefgehenden nahezu unverständlich ward. Genosera erschien nur verkleidet als „Magellone“ vor den Lampen; die pathologische Begründung der Katastrophe der „Julia“ schloß dieselbe auch beim besten Willen unerbittlich von der Scene aus. Sollte das sociale Problem als solches, aber ohne eigenen Schaden auf diejer auftreten, so mußte die Motivirung desselben in einer der Naturseite fernstehenden, aber doch nicht minder tragisch wirksamen Weise geschehen, und das Schicksal Mariamne's, der Gemahlin des Herodes, war dazu wie geschaffen.

Barbarische Völker gaben und geben noch heutzutage dem Todten seine Lieblingsbesitzthümer, seine Waffen, sein Pferd, seine Gattin ins Grab mit. Der pontische Mithridates im Alterthum ließ seine Lieblingsgemahlin, die schöne Griechin Monime, erwürgen, damit sie nach seinem Tode seinen Erbfeinden, den Römern, nicht in die Hände falle. Der „Gallier“ in der Villa Ludovisi ermordet sein Weib und stößt hierauf sich selbst das Schwert in die Brust. Es giebt keinen Act des Mannes, der geeigneter wäre an den Nagel zu legen, daß auch die geliebteste Frau von ihm als bloße Sache angesehen werde, deren Genuß er keinem Andern gönnt.

Herodes, an den Hof des Triumphirs berufen, um sich vor diesem zu verantworten, ahmt das Beispiel des Mithridates nach. Als seine hochherzige Gemahlin Mariamne während seiner Abwesenheit von ungefähr in Kenntniß kommt, der Fürst habe Befehl ertheilt, sie hinzurichten, wenn er nicht mehr von Antonius zurückkehren sollte, erstarrt ihr Herz. Sie wäre freiwillig ihm nachgestorben; gezwungen ihm in den Tod folgen zu müssen, setzt in ihren Augen die liebende Gattin zur gekauften Waare, zur Sclavin herab. Durch das Gebot, das über sie wie über des Mannes bewegliches Eigenthum verfügt, ist Beider Ehe für Mariamne

innerlich bereits getrennt, auch wenn sie äußerlich fortbestünde. Herodes kehrt zurück; der Moment, den vielleicht nicht einmal ernstgemeinten Auftrag ins Werk zu setzen, ist nicht eingetreten; aber Mariamne's Liebe zu ihm ist unheilbar vernichtet. Das Leben, das sie nur einem Zufall verdankt, hat für sie keinen Werth mehr; das Aufgeben desselben ist ihr nur mehr ein Mittel, sich an dem selbstsüchtigen Gemahl zu rächen. Der falschen Anklage, welche sie mit dem Tode bedroht, und von der sie durch ein Wort sich zu retten im Stande wäre, setzt sie beharrliches Schweigen entgegen. Sie will sterben, damit Herodes, der sie noch nach seinem Tode besitzen zu wollen sich vermaß, den Schmerz empfinde, sie zur gerechten Strafe bereits bei Lebzeiten zu verlieren.

Judith raubt dem Manne, der sie, obgleich ohne Widerstand, gemißbraucht hat, das Haupt. Mariamne dem, der sie als bloßen Besitz zu behandeln gewagt hat, sein vermeintliches Eigenthum. Sene erschlägt den Verführer, während er noch im süßen Nachtraum des Genusses befangen ist; diese fügt dem Eifersüchtigen dadurch, daß sie ihn nöthigt, sie enthaupten zu lassen, die quälendste Herzenswunde zu. Das in seinem Heiligsten, in dem Gefühl seiner Persönlichkeit beleidigte Weib übt Vergeltung an dem Beleidiger, die Eine auf Kosten ihrer Liebe, die Andere ihres Lebens. Der Ruhm ihrer That hat für Sene, das Dasein für diese keinen Preis mehr; Judith hat den Mann ihrer Wahl durch ihren Rächeract äußerlich, Mariamne hat ihn durch die erfahrene Enttäuschung längst innerlich für immer eingebüßt.

So ist die Fürstin Judäas, der Verschiedenheit der äußeren Umgebung ungeachtet, in Allem das Spiegelbild der jüdischen Heroine, nur, wie der Frevler selbst, den sie sühnt, in minder grobsinnlicher Gestalt. Die Stelle der physischen Entehrung nimmt hier eine bloß moralische Entwürdigung ein; nicht wie bei Judith die leibliche, sondern die geistige Reinheit des Gattenbandes ist bei der letzten Makkabäerin unwiderruflich entweiht. Das sociale Problem ist nach dem Wendepunkte des Dichters sein Lieblingsthema wie vorher; aber das ethische Motiv, welches der Handlung zu Grunde liegt, ist ein unendlich verfeinertes geworden. Vielleicht lag gerade darin der Grund, warum daselbe Publicum, welches die Judith zu verstehen glaubte, für ein Zartgefühl, wie Mariamne's keinen Sinn zu besitzen schien.

Die in der angetrauten Gattin verletzte Menschenwürde erzeugt auch die tragische Katastrophe in der „Agnes Bernauerin“ (1855), nur daß es nicht der Gemahl, sondern der Vater desselben ist, welcher die erstere angreift. Herodes verfügt mit seinem Weibe, der Herzog von Baiern mit jenem seines Sohnes, als wäre die Frau eine Sache, die sich geben und nehmen läßt. Sener erstreckt den eingebildeten Besitzwillen noch über die Grenze hinaus, jenseits welcher die Möglichkeit des Besitzes mit dem Leben selbst aufgehört hat; dieser sieht in der Standesungleichheit den Grund, welcher das niedrig geborne Weib dem hochgeborenen Manne gegenüber der Fähigkeit beraubt, als Person seinen Willen geltend zu machen. Den richtigen Satz, daß die Ehe nur zwischen Gleichen möglich sei,



verkehrt der deutsche Herzog dahin, daß in verschiedenen Ständen Geborne Ungleich seien. Der Adelige, der nur sich als Person ansieht, setzt eben darum den Bürgerlichen zur bloßen Sache herab. Diese echt deutsche Erbkrankheit giebt dem Drama die Färbung, den Kern desselben aber bildet das sociale Problem. Kein Mann, sei er Fürst oder Bauer, kann mehr oder weniger thun, als seine ganze moralische, nicht Standespersönlichkeit in der Ehe zu Gunsten des anderen Theiles aufgeben, um sie im Weibe, das seinerseits, sei es Prinzessin oder Bürgermädchen, daselbe thut, wiederzugewinnen. Die Niedriggeborne so gut wie die Königstochter hat die gleiche Person zu vertuschen, und die Hingabe derselben an den geliebten Mann läßt sich nur wieder mit dessen Person, nicht als Sache durch eine Sache, einen Erfaß an Gold, Besitz, Rang und äußere Ehre wett machen. Die Weigerung der Bernauerin, die freiwillige Gabe ihrer Gunst sich bezahlen zu lassen, ist ihr berechtigtes Pathos; der geistige Ehebruch, dessen sie sich schuldig zu machen fürchtet, wenn sie den mit dem liebenden Gemahl oder Person mit Person geschlossenen Ehebund dadurch entweicht, daß sie dem Vater desselben sie als Kebsweib des Sohnes zu behandeln gestatte, läßt sie den Tod in den Wellen der Auflösung ihres Ehebandes vorziehen.

In „Herodes und Mariamne“ verwundet der Gatte, in der „Agnes Bernauerin“ der Vater des Gemahls das Weib als Person, beidemale nicht durch einen wirklichen physischen Act, wie in der „Judith“, sondern durch eine geistige Geringsachtung. Zwischen dem körperlichen Mißbrauch und der moralischen Herabsetzung aber ist noch eine Zwischenstufe möglich, auf welcher es nicht bei der letzteren bleibt, aber doch nicht bis zu jenem kommt, die niedrige Schätzung des Weibes als Person zwar zu einem physischen Gewaltact führt, der aber nicht in physische Befleckung ausartet.

Wenn die reale Verletzung des Weibes, wie in „Oyges und sein Ring“ (1856) in nichts mehr besteht, als in dem Blick, welchen der Gatte im Rausch einen Andern auf die enthüllte nackte Schönheit der Gattin thun läßt, so scheint sie allerdings einen sehr verzeihlichen, wenn sie, wie in den „Nibelungen“ (1861) bis zur gewaltsamen Brechung des jungfräulichen Widerstandes fortschreitet, einen schon ernstern Charakter an sich zu tragen; die tragische Katastrophe ist in jenem Falle schwerer, in diesem leichter begreiflich zu finden.

Wie Mariamne durch den Befehl, der sie dem Herrn nachsendet, so fühlt sich Rhodope, die Gemahlin des Königs Randaules von Lydien, als Weib durch den Blick entweicht, welchen ihr Gatte einem fremden Manne auf ihren entblößten Körper verstatet, oder besser gesagt, zu welchem er diesen genöthigt hat. Nur dem vermählten Gemahl gebührt dieser Anblick; wer sein genossen, wie Oyges, muß ihr seine Hand reichen, denn durch seinen Tod würde die Schmach der Befleckung durch das Auge eines Mannes, der nicht ihr Gatte ist, doch nicht von ihr genommen. Um dies zu erreichen, muß aber erst Randaules aus dem Wege geräumt werden; die in den strengen Haremsbegriffen des Orients Aufgewachsene ist darüber außer Zweifel. Wer den Schleier, welchen zu heben nur dem Gemahle verstatet

ist, frevlerisch zerreißt, hat das Recht des Gatten verwirkt, die Ehe gebrochen. Des äußersten Schrittes, des Preisgebens ihres Leibes zum geschlechtlichen Genuße bedarf es nicht; die Ehre der Gattin und des Weibes ist schon durch die prahlerische Ausstellung ihrer verborgenen Reize unwiderbringlich geschändet. Der Blick des fremden Auges ist ein Flecken auf ihrem Leibe, der nicht einmal mit dem Blute des Frevlers, nur mit dem Trauf der Vermählung abgewaschen werden kann.

Die Königin erreicht ihren Zweck. Kandaules wird ermordet, Gyges ihr Gatte. Der ihres Anblickes unerlaubt genossen hat, darf es nun erlaubter Weise thun; er ist ihr kein Fremder mehr. Aber nun fühlt sie, daß er es ihr auch längst früher nicht mehr gewesen sei. Ihren Gemahl hat durch sie die gerechte Strafe erteilt; gegen sich selbst mag sie nicht minder streng erfunden werden. Ihr heimliches Wohlgefallen an Gyges, als sie noch die Gattin eines Andern war, ist für ihr feinfühliges Gewissen ein Makel an ihrer Seele und diesen löst nur der selbstgewählte Tod. Am Hochzeitsaltare, als vermählte Gattin des Gyges ersticht sie sich.

Der Dichter hat recht gethan, diese fast überempfindliche Keuschheit durch die Verlegung in morgenländische Sitte und Strenge psychologisch verständlich zu machen. Die handgreifliche Beschimpfung der weiblichen Natur, die bei der Judith, der Magdalena, der einem unvermögenden Manne angetrauten Julia in voller sinnlicher Derbheit vorlag, ist hier beinahe zu einem Nichts, einem vorüberfliegenden Schatten, zum bloßen Gesehenwerden verflüchtigt. Welcher Abstand von der Magdalena, die den Einen liebt und dem Andern sich hingiebt, von der Julia, die des Einen Frau heißt und die eines Andern ist, bis zu der Gattin des Kandaules, die durch die äußere Beflecktheit, sei es auch nur durch den Blick eines Andern, ihre eheliche Reinheit auf solche Weise besudelt glaubt, um zur erhabensten Entrüstung, zur unbeugsamsten Vergeltung, zur gewissenhaftesten Selbstjühne getrieben zu werden!

Ein Dichter, welcher in der Geschichte nach Stoffen herumspürte, die seinem socialen Lieblingsproblem eine neue Seite darboten, mußte, auch wenn er nicht in seiner Jugend das Volkabuch von Siegfried gelesen, auch wenn er nicht in der Rolle der Chriemhild das erste Mal seine künftige Gattin gesehen hätte, zuletzt bei den „Nibelungen“ anlangen. Den Kernpunkt der Sage macht die Rache des Weibes aus, dessen Gürtel durch einen Andern für den Gatten gelöst worden ist. Dem Starken beugt sich das widerstrebende Weib; nicht aber dem Schwächling, für welchen ein Anderer an seiner Statt siegt. Dem Manne Siegfried würde das Weib Brunhilde, wie Judith dem Holofernes sich unterwerfen, denn beide Geschlechter sind von Natur zur Ergänzung durch und für einander bestimmt. Daß aber Siegfried Brunhilden wie eine Sache behandelt, deren Besitz er Gunthern verschafft, um dafür dessen Schwester zu erhalten, daß er sie verhandelt ohne, ja gegen ihren Willen, das ist die Schmach, die er in ihr dem Weibe anthut, und für die sie an ihm, wie Judith an dem Assyrier, ihr Geschlecht rächt.

Von diesem Gesichtspunkte aus angesehen, mußte aus den „Nibelungen“ ein Trauerspiel hervorgehen, dessen Heldin Brunhild eine veränderte Auflage der Judith,

der Mariamne, der Rhodope darstellte Judith tödtet den Mann, der und weil er sie unterjocht, Brunhild den, welcher und weil er sie für einen Andern überwunden hat. Mariamne rächt sich an dem Gemahl, den sie uneingestanden liebt, weil er mit ihr zu seinen, Brunhild an dem Manne, den ihr das Schicksal bestimmt hat, weil er zu Gunsten eines Andern mit ihr als Sache verfügt hat. Die Königin von Lydien läßt den Gatten ermorden, durch dessen Schuld ein Profaner ihre verborgensten Reize, die von Burgund den Mann, der, ohne ihr Ehemann zu sein, ihre Schwäche gesehen hat. Judith und Brunhild schlagen durch die Sättigung ihrer Nachsucht sich selbst die tiefsten Wunden. Die schöne Wittwe von Bethulien sitzt bei den Lob- und Triumphgefängen ihres Volkes Tage und Nächte zerrauften Haares auf dem Fußboden und bestreut ihr Haupt mit Asche; das Weib König Gunthers schließt sich in Siegfrieds Grabmal ein und trauert den Rest seines Daseins über, wie ein Steingebild des Jammers. Auf beiden lastet das gleiche tragische Verhängniß (in Hebbels Auffassung), gerade denjenigen am grimmigsten verfolgen zu müssen, der unter dem ganzen männlichen Geschlechte der allein ihrer Würdige, der Mann ihrer Bestimmung und ihres Lodbasses zugleich ist.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß diese wahrverwandte Seite das Interesse des Dichters für die Sage, wenn nicht geweckt, doch bestärkt hat. Er hätte wohl sonst kaum im Widerspruch mit dem deutlichen Heldengedicht die nordische Fassung wieder hervorgezogen, in welcher der Nede Siegfried und die Walkyre Brunhild vom Geschick für einander vorherbestimmt sind. Im deutschen Epos ist Siegfrieds Zug mit Gunther nach Isenland nichts als ein ritterliches Abenteuer; in der nordischen Sage ist es sein düsteres Verhängniß, das ihn nochmals in die Nähe der jemtigen treibt, in welcher er seine vom Schicksal ihm verlobte Braut bereits zu ahnen begonnen hat. Indem er, dem Zuge seines Herzens folgend, Chriemhilden wählt, bricht er zugleich das geheimnißvolle Band, das ihn von Anbeginn her an Brunhilden fesselt. Nicht bloß leichtsinnig, wie im deutschen Epos, ist er mit Rath und That bereit, Gunthern zu einer Braut wider deren Willen zu verhelfen, mit Bewußtsein verschenkt er Brunhilden, sein ihm von Lofe zugewiesenes Weib, weil er kein Herz zu ihr fassen kann, als wäre sie sein verfügbares Eigenthum, an Gunther und schafft ihm zugleich, der sie nicht selbst zu erobern vermag, deren wirklichen Besitz.

Siegfrieds Unrecht gegen Brunhild in der nordischen liegt tiefer als in der deutschen Version der Nibelungen Sage. Seiner Schicksals ehe mit Brunhild schiebt er aus männlicher Machtvollkommenheit die Wahl ehe mit Chriemhild unter, zu welcher er nur mittelst des Bruches der ersteren zu gelangen im Stande ist.

Allerdings macht dieses Unrecht zugleich wieder sein Recht aus. Er ist nicht wie Brunhilde, die Hellatochter, ein Geister-, sondern ein wirkliches, obgleich riesiges Menschenkind, das auch wie andere seinesgleichen frei wählen und lieben will. Siegfrieds Verlöbniß mit Brunhild stammt aus der Dunkelheit des Fatums; in seiner Liebe zu Chriemhild leuchtet der Lichtpunkt der Freiheit auf, die jener blinden Macht Hohn spricht. Wahl ehe bricht zwar die Schicksals ehe, aber sie darf sie

brechen. Siegfried, in Brunhildens, der Verschmähten Augen schuldig, ist in Chriemhildens, der Gewählten, eben dadurch freigesprochen. Dem Zwang der Vorher- setzt er den Drang der Selbstbestimmung, der eifigen Laune des Verhängnisses die warme Empörung des Herzens entgegen. Die Götter haben ihn, ohne zu fragen, an Brunhild vergabt; durch seine Freiwahl Chriemhildens beweist er ihnen, daß sich das Herz nicht wie eine Sache vergeben lasse.

Wenn er nur nicht auch seinerseits wieder Brunhilden, gleich als wäre sie sein Eigen, einem Andern verleihe! Was er vom Schicksal nicht duldet, soll Brunhilde von ihm, dem Menschenkinde, erdulden; die Zwangshe, welcher er sich für seine Person zu entziehen kein Bedenken trägt, muthet er eben so unbedenklich Brunhilden zu. Sein erstes Unrecht an Brunhilden, der Bruch der Schicksalhe, ist durch das Recht, welches die Wahlhe ihm gewährt, kaum zu nichte gemacht, so begehrt er schon ein neues, nur durch seinen Tod zu sühnendes, gegen sie, indem er sie listig und gewaltfam an Gunther überliefert. Gegen das Fatum lehnt er, der Einzelne, sich auf; sie soll sich seine, des Einzelnen, Willkür gefallen lassen. Der Mann, der sich selbst nicht vom Schicksal unterdrücken läßt, bietet zur Unterdrückung des Weibes seinerseits willig die Hand!

In der Judith hatte der Dichter den Gegensatz beider Geschlechter im Sinne der Hegel'schen Naturphilosophie als die Bedingung dargestellt, unter welcher allein der an sich freie und geschlechtliche Geist äußerlich in der Natur sich zu verleblichen vermöge. In der nordischen Fassung der Nibelungensage bot der Gegensatz zwischen Schicksals- und Wahlhe ihm den Anlaß dar, im Sinne der Hegel'schen Geistesphilosophie den Inhalt der Weltgeschichte, die aus der Hülle eines bewußtlosen Verhängnisses durch das Unrecht und Unrecht der Willkür hindurch, als erleuchtete Vorsehung sich offenbarende Weltvernunft in einem den drei Momenten dieses Fortschrittes gemäß in drei Theile gegliederten typischen Gesamtbilde vorzuführen <sup>1</sup>.

Das sexuelle Problem gewährt nur mehr den Anknüpfungspunkt für das „deutsche“ Trauerspiel, in dem sich der geistige Gehalt der Weltgeschichte spiegeln sollte. Die Form der dramatischen Trilogie paßte sich der logischen Trichotomie der Hegel'schen Dialektik an, für die umfassende Aufgabe, welche das Wort des Aristoteles, daß die Poesie philosophischer als die Geschichte sei, wahr machen zu sollen schien, reichten die enge gezogenen Schranken eines Theaterabends nicht aus. Einmal ins Rollen gerathen durch den Bruch des Fatums, sollte das Rad der Handlung nicht eher stillstehen, bis der dialektische Abschluß, die Einheit der Gegensätze

<sup>1</sup> Diese Zellen waren längst geschrieben, als in einem biographisch sehr interessanten Vortrage des Herausgebers des Hebbel'schen Nachlasses, Herrn E. Riß, mitgetheilt wurde, Hebbel sei nie in der Lectüre der Hegel'schen Logik über die ersten Seiten hinausgekommen. Wer in der Zeit der vierziger Jahre aufgewachsen, weiß, daß man damals nicht gerade Hegel's eigene Schriften zu lesen brauchte, um von allen Seiten her von Hegel'schem Geiste angeweht und damit gleichsam unwillkürlich getränkt zu werden. Zum Ueberflus stand Rößcher, auf welchen Hebbel in dramaturgischen Dingen viel gab, gänzlich unter Hegel'schem Einfluß.

erreicht, Schicksalsbestimmung und Wahlfreiheit in der Vorsehung, das düstere Götter- und heidnische Rechtenthum im christlichen Helden, Theodorich, verjöhnt wäre.

Der Ablauf der Dichtung war dadurch vorgezeichnet. Der erste Theil, das Vorspiel, vom Schatten des blinden Verhängnisses durchweht, das sich in der Vorherbestimmtheit Siegfrieds und Brunhilds für einander ausspricht, liefert das Fundament des Ganzen. Dramatisch als Handlung war davon nur der wirkliche Bruch des Einzelnen mit seiner Bestimmung zu verwenden; dieser tritt daher erst als Erzählung Siegfrieds auf, wie er Brunhilden verschmäht habe, dann im vollendeten Gegenlag dazu als plötzlich aufflammende freie Wahlliebe zu Chriemhild. Das germanische Einzelbewußtsein, der ritterliche Recke macht seine Wahlfreiheit geltend; das ist sein Recht; aber ohne die der Andern, des Weibes Brunhild, gelten zu lassen, das ist sein Unrecht. Daraus entsteht eine Herrschaft der Willkür, der tobenden Leidenschaften, bei welchen die bloße physische Macht die Stelle des Rechtes vertritt, abwechselnd Gunther mit Siegfrieds Beistand Brunhilden, diese mit Hagens Hülfe Siegfrieden, Chriemhilde mit der Hunnen und Gothen Schwertern den Burgundern obliegt. Das Verhältniß ist hier, der zweiten Periode der Hegel'schen Philosophie der Weltgeschichte entsprechend, dieses, daß jeder Theil gegen den andern in gewissem Sinne Recht, in einem andern Unrecht hat, durch jenes zum augenblicklichen Siege, durch dieses zum sofort erfolgenden Untergange durch das Nächstfolgende reif ist, und diese ihnen immanente Dialektik sie wie die aufeinander folgenden Phasen der wirklichen Geschichte nach einander vernichtet. So hat Siegfried Recht, wenn er die ihm aufgenöthigte Braut fahren läßt, und sich die seine freikürt; Brunhild hat Recht, wenn sie sich nicht wie eine Sache von Siegfried an einen Ungeliebten und ihrer Unwerthen vergeben läßt; Chriemhilde hat Recht, wenn sie Hagens und ihrer Brüder Treulosigkeit gegen Siegfried nicht straflos läßt. So bewegt sich der Wellenschlag der Ereignisse, wie der dialektische Puls der Hegel'schen Weltgeschichte im fortwährenden Austausch und Verschlingenwerden tactmäßig durch die beiden letzten Theile der Trilogie fort und erreicht dort sein Ende, wo in einem Verhängniß, das zugleich Wahl, in einer Willkür, die zugleich Schicksal ist, in einem bewußten freiwilligen Gefäß der Gottheit, einem wahren „Nitter vom Geiste“, Vorher- und Selbstbestimmung zusammenfallen. In dem christlich-germanischen Helden Theodorich vereinbart sich der Einzelne wieder mit dem Allgemeinen, wie er im heidnisch-germanischen Recken Siegfried sich gegen dasselbe empört, giebt seine eigenwillige Sonderaction wieder in jenem auf, wie er sie in diesem begonnen hat. Zugleich aber wird der christliche Held durch sein erklärtes Handeln im Namen eines Andern („des, der am Kreuze starb“) von diesem Moment an eben so undramatisch, als der heidnische Recke durch seinen Bruch mit dem Schicksal dramatisch wurde. Die dramatische Dichtung nimmt mit Theodorich's Resignation eben so naturgemäß ein Ende, als sie mit Siegfrieds Dpposition ihren Anfang nahm.

Der Kreislauf der Hegel'schen Geschichtsphilosophie ist geschlossen. In dem Rahmen der Trilogie drängt sich das Drama des Weltgeistes zusammen, das mit der einseitigen Auflehnung des Einzelnen (des heroischen Subjects) gegen das Allgemeine (das Schicksal) beginnt und mit dem Bewußtsein des Einzelnen, gottesfülltes irdisches Gefäß zu sein, schließt. Theodorich ist der von den Schlacken des reckenhaften Eigensinns gereinigte, in der Demuth des Christen wiedergeborene Siegfried.

Das „Evangelium“ seiner Jugendzeit, die Hegel'sche Philosophie, ist es, was uns aus den Dichtungen Hebbels entgegenklingt. Es verdient Bewunderung, wie er das nackte Knochengeriüst dichterisch zu beseelen und mit so reichen Gewandfalten zu bekleiden gewußt hat, daß der verborgene Kern dem Auge manches Verehrers und vielleicht seinen eigenen unkenntlich blieb. Vielleicht wäre sie auch bei ihm, wie die Kant'sche bei Schiller, bei längerem Leben zum bloßen künstlerischen Ferment herabgesunken, wie sie in den „Nibelungen“ noch der Gehalt seiner Form war. Ein Kind seiner Zeit, reichte der Dichter in seinem umfassendsten Werke seine Hand auch der Philosophie seiner Zeit, deren wissenschaftliche Mängel ihn, den Poeten, nichts angingen, deren angebliche Totalität und wenigstens scheinbar systematische Abrundung den Künstler, der vor Allem das in sich geschlossene Ganze sucht, ästhetisch bestechend an sich zog.

## Deutsche Rechtsprüchwörter.

Unter Mitwirkung der Professoren J. C. Bluntschli und A. Maurer gesammelt und erklärt von Eduard Graf und Mathias Dietherr.

—1— Es dürfte kaum ein anderes Volk geben, das sich mit den Deutschen an Reichthum in Sprüchen messen könnte; bildet doch die Spruchdichtung einen eigenen und nicht eben armen Zweig unserer älteren Litteratur. Bei der beschaulichen, reflectirenden Natur dieses „Volkes von Denkern“ ist das nicht zu wundern. In kurzen, inhaltreichen Sätzen faßte es seine Erfahrungen und Anschauungen zusammen, und als ein kostbares Vermächtniß übertrug sie der Vater auf den Sohn und dieser wieder auf den Enkel bis in die spätesten Tage. Der reiche Schatz, den sich das Volk in diesen Sprüchen gesammelt, blieb auch nicht unerkannt. Seit Johannes Agricola (1529) hat man sich immer wieder bemüht, sie zu sammeln, und namentlich seit die deutsche Alterthumswissenschaft ihre jungen Flügel zu regen begann und mit ihr ein tieferes Interesse für alles, was im volkstümlichen Boden wurzelt, haben verdiente Forscher dem deutschen Sprüchwort ihre Aufmerksamkeit zugewendet, ein Wander hat dreißig Jahre gesammelt, um dem Volke seinen Reichthum in möglichster Vollständigkeit zurückzugeben.

Nicht derselben Aufmerksamkeit wie das Sprüchwort im Allgemeinen hatte sich bisher das Rechtsprüchwort zu erfreuen, und doch durfte bei dem tiefgehenden Rechtsbewußtsein des deutschen Volkes ein umsichtiger Garbenbinder auch auf diesem Felde reiche Ernte hoffen; freilich war die Arbeit hier auch schwieriger, wenn man echte Rechtsprüchwörter, d. h. im Munde des Volkes lebendige Rechtsregeln bringen und nicht mit bloß von den Juristen zu ihrer Bequemlichkeit zurechtgemachten sprüchwörterähnlichen Rechtsätzen vermengen wollte; auch drängte sich nirgends vielleicht so wie hier die Nothwendigkeit einer gründlichen Erklärung auf, denn wenn auch, wie das Sprüchwört selbst sagt: „das Recht alt ist und hergekomen manchen Tag“, so macht doch auch „and're Zeit and'res Geschmeid“ und „was in Ungewohnheit ist, kömmt zu Schuhen“ und vieles im Rechtsleben, was unseren Ahnen ganz geläufig war, ist uns unverständlich geworden. Seitdem Eisenhart (1792) zuerst in deutscher Sprache deutsche Rechtsprüchwörter herausgegeben, ist dies Buch wohl viel benützt und wieder abgedruckt worden, aber einen bedeutenden Schritt vorwärts hatte man nicht gethan, auch fehlte diesem Werke selbst der echt deutsche Geist. Auch hier, wie in so vielem anderen, gebührt Jakob Grimm das Verdienst der Anregung, des ersten Wurfs. Er hat seinem Aufsatze „über Poesie im Recht“ eine gute Zahl echter Sprüchwörter eingeflochten und hier, wie namentlich in seinen deutschen Rechtsalterthümern, durch die praktische Benützung derselben auf den hohen Werth der deutschen Rechtsprüchwörter hingewiesen. Die erste, wissenschaftlichen Anforderungen genügende Sammlung gab uns Hillebrand, der jedem der 373 Sprüchwörter seines Buches einzeln seine Erklärung mit auf den Weg gab. Aber das waren doch immer nur einzelne Perlen aus dem großen Schatze, die nur nach umfangreicheren Sammlungen Verlangen erregten. Die Juristenfacultät der Ludwig Maximilians-Universität kam daher einem wissenschaftlichen Bedürfnisse entgegen, indem sie am 26. Juni 1857 die Preisaufgabe stellte, die deutschen Rechtsprüchwörter, die sich in den Rechtsquellen des 13. und 14. Jahrhunderts finden, zu sammeln, zu ordnen und kurz zu erklären. Sie gab die nächste Veranlassung zu der hier zu besprechenden schönen Sammlung. Eduard Graf und Mathias Dietherr lieferten jeder eine Bearbeitung der Preisfrage, die beide von der Facultät sehr günstig beurtheilt wurden. Es wurde hierauf bei der allgemeinen Commission für königliche Förderung der Wissenschaften der Plan zu einer umfassenden Sammlung und Bearbeitung der deutschen Rechtsprüchwörter angeregt und unter Leitung der Prof. Bluntzli und Maurer ausgeführt.

Wir begrüßen die schöne, von echt deutschem Fleiß und Gründlichkeit zeugende Arbeit mit freudigem Danke. Die Mühe der sechs Jahre, die die Verfasser darauf verwendet, ist durch die reichste Ernte belohnt. 3698 Sprüchwörter sind in dem Buche zusammengetragen, eine Zahl, die die Sammlung unstreitig zur vollständigsten macht und einen schönen Beweis liefert, wie tief das Rechtsbewußtsein in der Seele des deutschen Volkes Wurzel geschlagen. Allerdings sind manche von den aufgenommenen Sprüchwörtern keine Rechtsprüchwörter in engerer Bedeutung, sondern allgemeine Lebensregeln, die auch auf Rechtsverhältnisse Anwendung finden, so z. B.

Sprüche wie: „Einen Fuß in Ören kann niemand wehren“ oder „Geben ist seliger als Nehmen“ u. a. Dagegen hätte manches, was nur in den Erläuterungen seine Stelle gefunden, unbedenklich in die Reihe der Sprüchwörter aufgenommen werden dürfen. Aber bei solchen Arbeiten kann es nie fehlen, daß nicht über die Grenzen, die man sich zu stecken habe, Zweifel entstünden, und die Verfasser thaten ganz gut daran, lieber Einiges zu viel zu geben, als etwa Gefahr zu laufen, Hiehergehöriges aus allzugroßer Aengstlichkeit vermessen zu lassen.

Da der Inhalt des Buches ein zu reicher ist, um in dieser Zeitschrift sich auf Einzelheiten einlassen zu können, so müssen wir uns bescheiden, im Allgemeinen über das darin Geleistete zu berichten. Die Anlage der Arbeit ist eine sehr übersichtliche und bequeme. Sämmtliche Sprüchwörter gruppiren sich in eifß Capiteln, jedes derselben mit mehreren Unterabtheilungen. Es sind folgende: I. Recht und Geseß. 1. Rechtsbegriff. 2. Gewohnheit. 3. Geseß. 4. Mannigfaltigkeit der Rechte. 5. Widerstreit der Rechte. II. Die Stände. 1. Kaiser und König. 2. Adel. 3. Freiheit und Eigenschaft. 4. Dienstleute. 5. Fortpflanzung. III. Sachenrecht. 1. Arten von Sachen. 2. Almende: Wald und Weide. 3. Gemeinde. Wirthschaft. Leihe. 4. Nachbarschaft: Zaun, Ueberhang, Ueberfall. 5. Gewehre-Besitz. 6. Liegendes Gut. Nöherecht. 7. Fahrhabe. 8. Pfandreht. 9. Reallasten. 10. Regale. IV. Familienrecht. 1. Ehe. 2. Eheliches Güterrecht. 3. Eltern und Kinder. 4. Mundschaft. 5. Gesinde. V. Erbrecht. 1. Erbe. 2. Erbrecht der Familie. 3. Erbgang. 4. Gradesnähe. 5. Erbeinsetzung. 6. Erbnunfähige. 7. Erbtheilung. 8. Haftung der Erben. VI. Bedinge. 1. Entstehung. 2. Aufhebung. 3. Bestärkungsmittel. 4. Preis und Waare. 5. Kauf. 6. Dienstvertrag. 7. Bestand und Leihe. 8. Schadenersag. 9. Verhältniß mehrerer Bedinge. VII. Das Ungericht. 1. Recht und Unrecht. 2. Wille und That. 3. Persönliche Haftung. 4. Theilnahme. 5. Strafe im Allgemeinen. 6. Buße, Wette, Wehrgeld. 7. Talia. 8. Strafe an Leben, Leib und Ehre. 9. Ungericht an Leben, Leib und Ehre. 10. Ungericht am Gut. 11. Untreue in Wort und That. 12. Heimsuchung. 13. Leibesnoth und Sinnverwirrung. 14. Bgnadigung. VIII. Gericht. 1. Einleitung. 2. Eigenschaften des Richters. 3. Urtheile. 4. Hülfsproceoren. 5. Befassung. 6. Parteirechte. 7. Zuständigkeit. 8. Verfahren. 9. Beweis. 10. Eid und Gottesgericht. 11. Urtheil. IX. Staatsrecht. 1. Reich und Länder. 2. Pflicht und Recht der Unterthanen. 3. Gemeinde und Handwerk. 4. Deßentlicher Haushalt. 5. Amtleute. 6. Regierungswaise. 7. Völkerecht. X. Kirchenrecht. 1. Geistliche Würde. 2. Geistlich Gut. 3. Geistliche Zucht. XI. Ehenrecht. Damit man aber bei dieser Anordnung gleichwohl im Stande sei, jedes Sprüchwort schnell aufzufinden, ist am Schlusse des Buches ein sorgfältiges Register gegeben, in dem die Parömien nach ihren Schlagwörtern alphabetisch geordnet sind. Die bei Rechtsprüchwörtern eben so nothwendigen als häufig schwierigen Erklärungen sind jedesmal am Schluß einer Gruppe beigegeben, es sind kleine Abhandlungen, die eine Reihe zusammengehöriger Parömien behandeln; es geschieht das bei aller Gelehrsamkeit mit einer Annuth und Frische der Darstellung, daß gewiß jeder Gebildete sie mit größtem Vergnügen



lesen wird. Daß freilich bei dieser Methode Manches noch dunkel bleiben mußte, namentlich die historische Erklärung eines oder des andern Sprüchwortes nicht eingehend genug ist, das werden sich die Verfasser selbst nicht verhehlen; dazu wäre es nothwendig gewesen, jede einzelne Parömie für sich zu behandeln, wie das Hillebrand wohl bei seinen 373 Nummern thun konnte, nimmermehr aber ein Werk, daß über 3000 Sprüche zu erklären hat. Hier war der eingeschlagene Weg der einzig mögliche. Im wesentlichen ist doch das zum Verständniß Nöthige geboten und Einzelheiten müssen besonderen eingehenden Abhandlungen vorbehalten bleiben. Unter dem Texte sowohl der Sprüchwörter als der Erklärungen sind die Verweisungen auf die Quellen und Hülfschriften gegeben, und zwar sind die Sprüchwörter aus den Quellen meist wörtlich aufgeführt, und so gleich der Beleg für ihre Fassung im Text gegeben. Die Zahl der benützten Hülfsmittel ist, wie das acht Seiten in kleinstem Druck umfassende Verzeichniß nur der Abkürzungen ausweist, eine erstaunliche und flößt, wie die ganze Arbeit, Achtung ein vor dem seltenen Fleiß und der Gründlichkeit der Verfasser.

Ehe wir von dem schönen Buche scheiden, möchten wir doch gern unseren Lesern einigen Einblick geben in seinen reichen interessanten Inhalt; da der Umfang des Werkes eine auf Einzelnes eingehende Besprechung hier nicht gestattet, begnügen wir uns, ein Hauptstück herauszugreifen, das wohl auf besonderes Interesse rechnen darf, das Familienrecht. Die sittliche Grundlage alles Familienlebens bildet die Ehe. Es ist ein seit Tacitus oft hervorgehobenes Lob der Deutschen, daß sie die Ehe heilig und rein halten, wie kein anderes Volk; lag dieser Zug schon in ihrer Natur, so war es nicht anders möglich, als daß die Einwirkung des Christenthums gerade in diesem Punkte eine sehr tiefgehende war. Dieses schöne Bewußtsein von der Heiligkeit der Ehe finden wir in einer Reihe von Sprüchwörtern ausgesprochen, die in den beiden gipfeln: „Die Ehe ist der Orden aller Orden“, und „Ehe ist kein Verlußt der Sangfrauschaft“. Aus dieser hohen Anschauung geht auch der allbekannte Spruch hervor „die Ehen werden im Himmel geschlossen“, der sie also geradezu unter den besonderen Schutz der Vorsehung stellt, wozu aber der gesunde Volkshumor, da gleichwohl viele Ehen trotz dem Himmel schlecht ausfallen, den Nachsatz fügte: „aber die Thorheiten werden auf der Erde bezangen“. Ganz entsprechend der christlichen Anschauung sieht das deutsche Sprüchwort die Ehe als die innigste Vereinigung der beiden Gatten an, daher das bekannte „Mann und Weib Ist ein Leib“ auch so gefaßt „Ein Mann — ein Weib, Zwei Seelen und ein Leib“, aber daß doch nicht bloß an den Leib, sondern auch an geistige Vereinigung gedacht wird, zeigen Sprüche wie „Was die eine Hand thut, das hat die andere wohlgethan“ oder „Was die rechte Hand thut, weiß die linke“. Die Folge dieser innigen Vereinigung ist unbegrenzte Theilnahme des Weibes an den Rechten und der Standeslehre des Mannes. Denn „Ist das Bett beschritten, Ist das Recht erstritten“ und „Ritters Weib hat Ritters Recht“ (nur der Fremdling trat nach altdeutscher Rechtsanschauung in Stand und Recht der Frau ein),

„Des Mannes Ehre ist der Frauen Ehre“ und „Des Mannes Ehre schönt das Weib“, dagegen ist aber der „Weiber Schande auch der Männer Schande“ und „Was ich gegen den Mann sprech', das sprech' ich auch gegen die Frau“, nur „Hauslehre liegt am Weib und nicht am Mann“. Eine weitere Folge dieser innigen Vereinigung, wonach „der Mann das Haupt ist und die Frau sein Leib“, ist aber auch die Verpflichtung des Mannes, für die Frau wie für sich selbst zu sorgen, was das Sprüchwort in den verschiedenen Fassungen ausdrückt, wie „Der Mann ist schuldig, sein Weib zu verhegen“, „Der Mann muß seine Frau kassen und führen“, „Der Mann muß seine Frau thun (d. h. eben für sie sorgen), bis auf den Kirchhof“. Die Frau soll sich aber auch mit des Mannes Gewähr für ihr Vermögen begnügen und die Bürgschaft eines Dritten rechtlos sein. Daher ist „für einen Bräutigam gut Bürge sein“, denn aus der rechtlich unzulässigen Bürgschaft kann dem Bürgen kein Schaden erwachsen. Da aber die Ehe nach dieser Anschauung ein so heiliges, wichtiges Verhältniß ist, soll sie auch keinem Zwang unterliegen, sondern mit voller Willensfreiheit eingegangen werden: „Ehe liegt im schlichten Willen“ und „Zur Brautlieb kann man niemand zwingen“, sondern „Sede Nistel nehm' den Mann nach ihrem Muth (Gefallen)“, denn „Gezwungene Ehe Bringt nur Wehe“, Anschauungen, die freilich schon nicht mehr ganz dem ältesten deutschen Recht entsprechen, nach dem die Ehe ein Kauf war und der Freier dem Vater oder Vormund des Mädchens, der allein über dieses die Verfügung hatte, den Kaufschilling erlegen mußte, wenn er sie haben wollte. Die von uns hier angeführten Sprüche zeigen schon spätere Verquickung deutscher und christlicher Anschauung. Da die Wichtigkeit des Schrittes Vorsicht gebot, so sollte auch „Anwerbung noch keine Verbindung machen“ und ein Rücktritt immer noch möglich sein, aber doch nur bis zu einem gewissen Punkt, denn „Ist der Finger berlinget, So ist die Jungfrau bedinget“ und „Was der Mann gelobt, Ist er schuldig mit Recht“. Wir übergehen manche andere Vorsichtsermahnungen, da sie nicht alle auch Rechtsprüchwörter sind, und gehen auf die Ehehindernisse über, Verwandtschaft und geistliche Sippe und Gelübde. Darüber sagen die Sprüchwörter: „Heirat ins Blut, Thut selten gut“, „Der Taufstein scheidet“ und „Gevatterschaft hindert zwar am ehelichen Leben, giebt aber keine Erbschaft“ (dagegen heißt es freilich auch „Meines Gevatters Kind nehm' ich wohl“), „Wenn die Frau todt ist, hat die Schwägerschaft ein Ende“, „Heimlich Gelübde scheidet keine Ehe“, „Offenbar Gelübde scheidet alle Ehe“.

„Der Mann ist das Haupt und die Frau sein Leib“, ihm ergiebt sie sich rückhaltlos: von diesem Standpunkt gehen die Bestimmungen aus, die das deutsche Rechtsprüchwort über eheliches Güterrecht giebt. Danach sollen „alle Dinge sein in des Mannes Gewalt“ und „Ein Weib vertraut Dem Manne beid' Gut und Haut“, denn „An Weibern liegt keine Macht“, „Eine Frau hat während der Ehe nichts, als den blauen Himmel und den Spinnrocken“, daher „verliert, wer mit Frauen kauft, sein Kaufgeld“. Nur für die Sphäre der Hauswirthschaft muß natürlich eine Ausnahme gelten und da „ist die Frau über ein Diebli Meister“

daß aber dies „Diesli“ nicht sehr hoch steht, ersieht man aus dem Spruch: „Ein Weibermarkt ist 5 Schilling werth“ und an der Bestimmung der Weisthümer, wonach „keine Frau ihrem Manne mehr verlieren mag, als 18 Pfennige“. Wie die Ehe überhaupt die innigste Einheit zweier Naturen darstellt, so soll auch zwischen den Gatten die innigste Vermögenseinheit gelten: „Ein Gut Und ein Blut“ oder „Ist die Decke über den Kopf, so sind die Eheleute gleich reich“, ja selbst auf die Schulden des Mannes soll sich diese Gemeinschaft erstrecken, denn „Die den Mann traut, die traut auch die Schuld“. Doch gab es Bestimmungen, die die Frau unter Umständen von dieser Verpflichtung los sagten. Die Gütergemeinschaft konnte sein für alle Zukunft auch über die Dauer der Ehe hinaus, auf solche deuten die Sprüche: „Leib an Leib, Gut an Gut“, „Schopf um Schopf“ u. a., oder nur für Lebensdauer; in Bezug auf diese heißt es: „Es haben Mann und Weib kein gezwieiet Gut zu ihrem Leib“. Darnach regeln sich dann auch die Erbschaften. Interessant sind die Bestimmungen über Brautschlag, Leibgedinge und Morgengabe. Der Brautschlag, das von der Frau dem Manne zugebrachte Vermögen, fiel, wenn die Gemeinschaft nur für Lebenszeit war, bei des Mannes Tode wieder an die Frau zurück oder an deren Angehörige, und zwar in seiner urprünglichen Größe, denn „Weibergut soll weder wachsen, noch schwinden“ und „Was theuer in den Sack kam, geht theuer wieder heraus“ (ausnahmsweise „Gewinnt Weibergut halben Nutzen und verliert halben Schaden“ oder „Ehegeld gewinnt nur die Besserung“), daher heißt es auch „Brautschlag sei ein Gottesheller“, von dem niemand reich werde. Das Vermögen der Frau sollte vollkommen gesichert bleiben, daher „geht der Brautschlag auch vor jeder Schuld“, Lieblohn und Miethzins etwa ausgenommen. Ein Ausfluß der Innigkeit des ehelichen Lebens, wie es das deutsche Gemüth verlangt, ist das Leibgedinge, Leibzucht oder Witthum, das die Existenz des Weibes auch nach des Mannes Tod sicherstellen soll. „Leibgedinge ist der Frauen Leben“ und „Leibzucht kann den Frauen niemand brechen“, ja selbst wenn „eine Frau ihre Ehre verliert, verliert sie nicht auch ihr Gut“ und „Rechte Leibzucht der Frauen ist an eigen“ und nicht an Fahrhabe, um es sicherer zu stellen. Erst nach der Frau Tod „geht Leibgedinge wieder an des Mannes Erben“ oder wie es heißt „Widerlage falle nieder“. Ist das Witthum nur für Lebensdauer der Frau, so fällt die Morgengabe, die der Mann ihr nach der Brautnacht giebt, in ihr volles Eigenthum. „Morgengabe soll man daher (der Sicherheit wegen) auf die Erde legen“, d. h. in liegendem Gut bestellen und „sie mag eine Frau wohl behalten auf den Heiligen (Eid) ohne Zeugen“, wenn sie ihr streitig gemacht wird. Um nicht zu weitläufig zu werden, übergehen wir einige hiehergehörige Punkte und wenden uns sofort zu dem rechtlichen Verhältniß zwischen Eltern und Kindern. Jedes eheliche Kind „behält das Recht seines Vaters“, denn „jedes Kind ist seines Vaters“ und „Ehe beweist Kinder“. Als echtes Ehekind gilt jedes in gültiger Ehe erzeugte, denn „Wo rechte Ehe ist, da werden rechte Ehekinder“ und „Die Mutter sagt's, der Vater glaubt's und ein Narr zweifelt daran“. Selbst Brautkinder, d. h. solche, die zwar nicht nach geschlossener Ehe, aber doch einem gültigen Verlöbniße erzeugt

sind, sind in ihren Rechten den Ehekindern gleich, denn „Brautleute sind vor Gott schon Eheleute“. Uebrigens hatte der Vater nach älterem Recht die Freiheit, das Kind anzuerkennen oder nicht und es dann auszusetzen, denn „Niemand ist schuldig, die Kuh mit dem Kalb zu behalten“. Das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern soll das liebender Sorge und ungeheuchelter Pietät sein, daher „kann kein Vater seinen Sohn schelten“ und nur „Unflätige Art Speit in den eigenen Bart“. Die Eltern sind verpflichtet, für das Kind zu sorgen, bis es „zu seinen Jahren kommt“, denn „Kostgeld schreit vor aller Welt“ und „Kostgeld geht vor allen Schulden“, auch vor Gericht hat der Vater sie zu vertreten: „Wer einen in Haft hat, der muß dafür antworten“, nur „Was ein Bastard verbricht, gelten die Mägen (Verwandten) der Mutter, nicht des Vaters“, denn für die Mutter ist es eigentlich kein Bastard, sondern rechtes Kind, da ja „die Mutter allezeit gewiß ist“ und „keine Mutter einen Bastard trägt“. Söhne und Töchter gelten, wenn sie unechte Kinder sind, im Allgemeinen gleich, doch ist ein gewisser Vorrang der männlichen Nachkommen nicht zu verkennen, denn da nur diese die Familie forterhalten, die Töchter aber durch die Heirat aus derselben treten, heißt es „Töchter sind wie fahrende Habe“. Die Vertretung der Familie nach außen, die Mundtschaft, ist Sache des Mannes, „Der Mann ist daher des Welches Bogt und Meister“, eben so wie der Kinder. Da die Mundtschaft neben vielen Rechten auch heilige Pflichten einschließt, die möglichst gewahrt sein müssen, heißt es „Der Kaiser ist aller Eltern Vormund“; sonst ist „der Vater der nächste Vorstände“ und „des Sohnes Richter“. „Wo aber kein Vater lebt, da ist der Bruder dem Vater gleich“, und zwar giebt hier das Alter den Ausschlag: „Der älteste Bruder ist des jüngsten Richter“. Im Allgemeinen gilt der Grundsatz: „Der Kinder nächster Vatermag ist ihr Bogt“, aber „Von Weibeswegen mag niemand Vormund sein“, nur wenn der Vater schon einen Vormund bestellt hatte, konnte der natürliche, durch die Verwandtschaft berufene übergegangen werden: „Der gemachte Vormund geht vor der gebornen Mundtschaft“. Der Vormund war nur verpflichtet, das Gut der Mündel unvermindert zu erhalten, und „Kindergut ist eisern Gut“ und „Elternloies Gut mag weder wachsen noch schwinden“, wonach der Vormund berechtigt gewesen zu sein scheint, die Früchte für sich zu behalten. Die Mundtschaft endet, wenn das Kind „zu seinen Jahren“ gekommen, d. h. für sich selbst sorgen kann. Da der Jüngling erst dann eine Heirat schließen konnte, heißt es „Heirat macht mündig“ und „Eigen Feuer und Rauch macht den Wirth und Bauer mündig“. Nicht so bei dem weiblichen Geschlecht, denn die Jungfrau tritt aus des Vaters oder des Vormunds Gewalt in die Mundtschaft des Mannes. Das Weib konnte nach altdeutscher Rechtsanschauung nie mündig werden, mit der Zeit änderte sich dies und heutzutage „steht eine Jungfrau für einen Mann“, d. h. eine volljährige Tochter kann ihre Rechte ohne Vormund wie der mündige Sohn vertreten. Zum Schlusse noch einige Sprüchwörter über die Stellung des Gesinnes, das das altdeutsche Recht ja auch zur Familie zählt. „Wer dienet, ist so gut, als wer lohnet“. Der Lohn soll im Verhältniß zur Arbeit stehen: „Se gebient, so gelohnt“, denn „Um

Dank dient niemand" und „Liedlohn soll man vor allen Schulden zahlen“. Dagegen wird wieder Ergebenheit und Treue der Dienstleute gefordert: „Weß Brot wir essen, des Liedlein singen wir" und „Gesinde soll weder finden noch verlieren“. Aus dem Dienstverhältniß austreten können die Dienstleute nicht so ohne Weiteres, selbst „Wer freien will, muß erst ausdienen“, doch sind andere Sprüche milder, sie sagen; „Freien geht vor Leihen" und „Ehe bricht Miethe“.

Wir haben uns mit dem Capitel Familienrecht eingehender beschäftigt um dem Leser einen Einblick in die reiche Fülle des in dem Buche enthaltenen Materials zu geben, und wir hätten des Anziehenden und Interessanten selbst aus diesem Abschnitt noch viel mehr geben können. Wir hoffen und wünschen, daß das Buch einer recht großen Theilnahme bezeugen möge, und nicht bloß bei den Gelehrten, die es lesen müssen, weil es in ihr Fach schlägt, sondern bei allen Gebildeten; an Interesse kann es nicht fehlen, denn wie ein Sprüchwort sagt: „Recht ist für jedermann" und „Jedermann soll sein Recht wissen“.

---

## Botanische Litteratur.

Die Vegetationsverhältnisse des Pinzgaues im Herzogthume Salzburg. Von  
Dr. Anton Sauter.

Angezeigt von Dr. A. Kerner.

---

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß es nahezu dreißig Jahre bedurfte, bis die zu Anfang unseres Jahrhunderts durch Humboldt geschaffene Pflanzengeographie auch auf österreichischem Boden ihre Wurzeln schlug und ihre Blüthen entfaltete. Man hätte zwar glauben sollen, daß die Botaniker in einem Lande wie Oesterreich, welches innerhalb seiner Grenzmarken eine so außerordentlich reiche Gliederung und Abstufung der Vegetationsverhältnisse zeigt, durch die von Humboldt ausgegangene Anregung alsbald von ihrem einseitigen naturhistorischen Standpunkte auf andere Bahnen gelenkt, und daß namentlich die heimischen Alpen als das Ziel eingehender pflanzengeographischer Untersuchungen ins Auge gefaßt worden wären; aber leider ist dies nicht der Fall gewesen. Die Jacquin'sche Schule fand in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts ihre einzige Aufgabe in der Pflege der descriptiven Botanik, und selbst die glänzenden pflanzengeographischen Resultate, welche damals der Schwede Wahlenberg von seiner Karpathenreise mitbrachte und in seinem 1814 zu Göttingen veröffentlichten Werke niederlegte, vermochte keine Aenderung in den Geist der damaligen Wiener Schule zu bringen.

Die erste pflanzengeographische Arbeit, welche in Oesterreich, und zwar von einem Oesterreicher erschien, erblickte erst im Jahre 1826 das Licht der Oeffentlichkeit. Es war dies die „Geographisch-botanische Schilderung der Umgebung Wiens

von A. Sauter" und wir haben daher in A. Sauter den Mann zu begrüßen welcher die Pflanzengeographie auf österreichischem Boden einbürgerte.

Sauter war, als er die genannte Arbeit publicirte, 26 Jahre alt und hatte damals gerade seine medicinischen Studien beendet. Das Geschick führte ihn bald darauf, im Jahre 1828, als Bezirksarzt nach Ribbüchel, im Jahre 1830 nach Bregenz, 1831 nach Zell am See, 1836 nach Mitterfill, 1839 nach Nied, 1840 nach Steier und 1849 nach Salzburg und er hatte somit, wie kaum ein zweiter österreichischer Botaniker Gelegenheit, die nördlichen Alpenketten vom Bodensee bis hinab an das Kahlengebirge von seinen so mannigfachen Standquartieren aus zu besuchen und zu erforschen. Und wahrlich Sauter hat diese Gelegenheit nicht unbenützt gelassen. Jede freie Stunde wurde von ihm benützt, um die Flora der Alpen zu studiren und die Resultate seiner Studien der botanischen Welt durch litterarische Arbeiten bekannt zu machen. Keiner der jetzt lebenden österreichischen Botaniker hat die nördlichen Alpen genauer durchstöbert und sich mit den Vegetationsverhältnissen derselben vertrauter gemacht, als er, und mit Freude begrüßen wir daher eine jüngst von ihm publicirte Schrift, in welcher ein Theil seines reichen Wissens über die Flora der Alpen zu Nuß und Frommen der Pflanzengeographen niedergelegt erscheint.

Die Arbeit ist in den „Mittheilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 1863“ enthalten und führt den Titel: „Die Vegetationsverhältnisse des Pinzgau's im Herzogthume Salzburg“. Nach einer allgemeinen Schilderung der Naturbildung, der klimatischen, geognostischen, orographischen und hydrographischen Verhältnisse des Pinzgau's giebt der Verfasser eine Besprechung der Eigenthümlichkeiten der einzelnen Gebirgszüge und weiterhin eine bündige Charakteristik ihrer Vegetationsverhältnisse. Die Pflanzenwelt wird nach vier Regionen behandelt, von denen Sauter die erste von den Hauptthälern bis auf die sonnseltigen Gehänge der Gebirge zu 3500' als Region des cultivirten Landes, die zweite von 3500' bis 5500' als Region der Schwarzwälder und Voralpen, die dritte von 5500' bis 8000' als Alpenregion und endlich die vierte von 8000' an nach aufwärts als Schnee- und Eisregion bezeichnet. Nachdem noch der Einfluß der geognostischen Unterlage auf die Pflanzenwelt erörtert wird, folgt dann eine Aufzählung aller bisher im Pinzgau beobachteten Pflanzenarten unter gleichzeitiger Angabe der Standorte und Fundorte.

Wie kaum ein anderes Gebiet unseres Alpenlandes ist nun gerade das Pinzgau geeignet, das Vorkommen und die Verbreitung der Alpenpflanzen zu erläutern. Kalt Thonschiefer und krystallinische Schiefer streichen dort mit mächtigen Ketten fast parallel von Westen nach Osten nebeneinander und geben durch den Gegensatz ihrer Pflanzendecke Aufschluß über den Einfluß der Bodenunterlage auf die Vertheilung der Gewächse. Von niederen Kalkbergen, deren Gipfel weit unter der Holzgrenze zurückbleiben, bis zu den mächtigen Stöcken der Centralkette, deren beeiste Kämme sich zu 11.000' Seehöhe emporthürmen, stuft sich hier das Alpenland auf dem engen Raume von 48 Quadratmeilen ab und veranlaßt durch diese reiche Gliede

runge des Bodens eine eben so reiche Gliederung der Pflanzendecke. Sauter hat nun sowohl den Einfluß der Unterlage auf die Vegetation, als auch die Höhen-  
grenzen der Pflanzen auf das gewissenhafteste berücksichtigt. Fast jeder aufgezeichneten  
Pflanzenart wurden von ihm Notizen über die geognostische Beschaffenheit der  
Fundorte und über die oberen und unteren Grenzen beigelegt.

Wir besitzen wohl auch mehrere andere floristische Arbeiten über österreichische  
Alpengebiete, welche Angaben über geognostische Verhältnisse des Substrates der  
Pflanzen und über die verticale Verbreitung der Pflanzenarten enthalten. Sie haben  
aber fast alle einen compilatorischen Charakter. Die Autoren dieser Werke haben  
die meisten Gegenden der von ihnen besprochenen Florenbezirke in der Regel gar  
nicht gesehen und ihre Bemerkungen aus den verschiedensten, mitunter sehr unlau-  
teren Quellen zusammengetragen. Kein Wunder daher, daß viele Angaben benach-  
barter Floren so wenig mit einander übereinstimmen und oft geradezu in Wider-  
spruch stehen; kein Wunder auch, daß man in neuerer Zeit auf pflanzengeogra-  
phische Angaben in Floren fast gar kein Gewicht mehr legt und sie gewöhnlich für  
ebensowenig berücksichtigenswerth hält, als die den Fundorten conventionell beige-  
legte Blüthezeit. Für den Pflanzengeographen sind das sehr fatale Mißstände, da  
ja schließlich doch die Localfloren die Basis seiner Studien sein sollen und er nur  
selten in der Lage ist, zu entscheiden, welche von den widersprechenden Angaben  
benachbarter Floren die richtige sein dürfte.

Bei Berücksichtigung dieses Mißstandes tritt der Werth der Sauter'schen  
Schrift erst in das rechte Licht. Alles, was da geschrieben steht, ist das Ergebnis  
eigener unbefangener Anschauung, ist das Resultat der Studien eines wahrheits-  
liebenden geistreichen Mannes, der, von Jugend auf der Botanik mit leidenschaft-  
licher Liebe und unermüdblichem Eifer zugethan, seit dreißig Jahren die nördlichen  
Alpen von den Ufern des blauen Bodensee's bis hinab zu den Vorbergen des  
Wiener Beckens durchforschte und auf unzähligen Bergwanderungen sein geübtes  
Auge der Erforschung der alpinen Pflanzenwelt zuwandte. Gäbe es ähnliche Ar-  
beiten aus allen Theilen des österreichischen Alpenlandes, so hätten wir damit für-  
wahr auch eine Pflanzengeographie unserer Alpen.

---

\* Das zweite Doppelheft (März und April) der „Mittheilungen“ der k. k. Cen-  
traalcommission enthält Aufsätze von Karl Dreischer: „Beiträge zur Geschichte des Kir-  
chenbaues in Schlesien“, jedoch nur mit Berücksichtigung des preussischen Theiles  
des genannten Landes; von Ernst Birk „Ueber den Hofmaler Kaiser Ferdinands I.,  
Jakob Seisenegger“ und von A. Camarina „Ueber drei Tapetenmuster aus dem  
Anfange des 15. Jahrhunderts“, von denen der erste mit einer Tafel und mehreren  
Holzschnitten und der dritte mit drei Farbentafeln ausgestattet ist. In einer längeren  
Notiz polemisiert A. Ritter v. Perger gegen einen Aufsatz W. Lübke's über den An-  
theil Peter Wischers an den Standbildern des Grabdenkmals Maximilians I. zu Inns-  
bruck mit nicht sehr glücklichen Argumenten.

\* In der am 31. März abgehaltenen außerordentlichen Sitzung der ungarischen Akademie wurde der Bericht des Comité verlesen, welches zur Beurtheilung der um den Karácsenyi-Preis von 200 Ducaten concurrirenden zehn Dramen ernannt werden war. Von den eingesendeten Dramen entsprach keines den Anforderungen, der Preis wurde also nicht vertheilt. Ein Trauerspiel jedoch, „Joseph II.“, wurde von allen fünf Preisrichtern als solches hervorgehoben, welches belobt zu werden verdient.

\* Vom Archiv český ist das 24. Heft erschienen. Dasselbe enthält mehr als vierzig wichtige Actenstücke, Landtagsbeschlüsse, königliche Entscheidungen u. s. w. aus den Jahren 1478 bis 1499. Viele derselben sind speciell für die Geschichte des zwischen den königlichen Städten und den Herren und Rittern wegen des Bierbrauens und anderer Rechte entstandenen Streites von großem Interesse. Unter den Beschlüssen und Verordnungen jener Zeit, welche in dem vorliegenden Hefte mitgetheilt werden, sind auch viele gegen das Sichankaufen u. von Ausländern gerichtet; eigenthümlich ist, daß man trotz dieser Antipathie gegen das Fremde dieses doch in die Sprache einbringen ließ, wie die deutschen Ausdrücke šuc (Schuß), gselšak, jorgelt, die wir mitten in czechischen Urkunden dieses Heftes wiederholt finden, beweisen. Dem Geschichtsforscher und Rechtshistoriker werden durch die in diesem Hefte enthaltenen Actenstücke und Documente sehr wesentliche Behelfe für die Kenntniß der politischen und culturhistorischen Verhältnisse Böhmens und Mährens in der so bewegten Vladislaw'schen Zeit erschlossen.

\* Einem amtlichen Ausweise über den Stand der Unterrichtsanstalten in der Provinz Verona entnehmen wir folgende Einzelheiten:

„Das k. k. Obergymnasium in Verona ist in seinen Räumlichkeiten vergrößert worden; hiedurch wurde der Ueberfüllung einzelner Classen vorgebeugt und eine bessere Aufstellung der naturhistorischen und physikalischen Sammlungen ermöglicht.

Von 114 Gemeinden haben bereits 57 die Erklärung abgegeben, sich mit einem Jahresbeitrag an den Kosten theilnehmen zu wollen, welche die Umgestaltung der Unterrealschule Verona's in eine Oberrealschule erheischen würde, und man hofft, daß auch die anderen sich dem Unternehmen anschließen werden. Auch die Errichtung einer Gefangenschule mit einem Kostenaufwande von nicht ganz 200 fl. steht in Aussicht.

404 Schüler haben im abgelaufenen Schuljahre das k. k. Gymnasium in Verona frequentirt, von denen 29 die Maturitätsprüfung mit gutem Erfolge machten. Das Communaluntergymnasium zählte 193 Schüler.

Es bestehen ferner 1 Realschule mit 4 Jahrgängen, 3 Hauptschulen, worunter 1 für Mädchen; 339 Knaben-, 39 Mädchen-, 29 Abend- und Sonntagsschulen. Die Elementarschulen wurden von 12.500 Knaben und 2300 Mädchen unter einer in 11 Bezirken lebenden, 230.000 Seelen zählenden Bevölkerung besucht. Diese Bezirke zählen 114 Communen in 2 Städten, 3 Vorstädten, 32 Marktflecken und 250 Dörfern.“

h. Vom „Urkundenbuch der Stadt Freiburg im Breisgau“ erscheint eine neue Folge unter dem Separattitel: „Der deutsche Bauernkrieg. Gleichzeitige Urkunden, herausgegeben und eingeleitet von Dr. H. Schreiber“. Die erste Abtheilung umfaßt das Jahr 1524. Obgleich Quellenansammlungen zur Geschichte des großen deutschen Bauernkrieges aus verschiedenen Gegenden erschienen sind, so ließen dieselben doch dessen ersten Schauplatz meistens unberührt; das Thal des Oberrheins nämlich mit seinem Hintergrunde, den Alpen — einerseits den patriarchalischen Schwarzwald, seit uralter Zeit den Eidgenossen der Schweiz befreundet, andererseits den Tura und die Vogesen. Zur Ausfüllung dieser Lücke und dadurch zu einer gründlicheren Kenntniß der größten Volkserhebung in Deutschland trägt vorgenanntes Werk bei. Die darin gegebenen Stücke



bestehen aus dem Briefwechsel von Städten in der Schweiz und am Oberrhein, dessen Häden schon wegen der Nähe des Kriegsschauplatzes in Freiburg, der damaligen Hauptstadt von Vorder-Oesterreich, zusammenlaufen. Ferner enthalten sie Schreiben der Bauernhäuptlinge und ihrer Häufen, welche hier mit ihren Ansichten von Menschenrechten, bürgerlicher und kirchlicher Freiheit, mit dem Drucke, worunter sie leiden, mit ihrem Haffe, ihren Drohungen, ihrem Uebermuth und ihrer Verzweiflung nicht etwa wie unbestimmte Schattenbilder, sondern als lebendige Gestalten mit aller Naturkraft und Entschiedenheit auftreten. Diese Urkunden liefern überdies zahlreiche Aufschriften von Fürsten, Adligen und Geistlichen, mit deren Befürchtungen, geheimen Maßregeln, Musterungserollen, Klagen über Verwüstungen von Schlössern und Klöstern, sodann Bekenntnisse gefangener Rädeleführer, Protokolle über deren Hinrichtungen, Urtheben, Verträge, Landschaftungen u. s. w. Hiernach bietet die Quellsammlung ohne fremdartige Beimischung jedem Freunde der Geschichte ein eben so zuverlässiges als lehrreiches Tagebuch der damaligen verhängnißvollen Zeit.

\* In einer zu Berlin erschienenen Broschüre: „Die englisch-französische Garantie vom Jahre 1720“ nimmt Prof. Dr. G. Beseler die Streitfrage über die Bedeutung dieses Staatsactes neuerdings wieder auf, gestützt auf eine Reihe diplomatischer Correspondenzen, welche im dritten Hefte der in den Jahren 1848 bis 1851 zu Kopenhagen erschienenen antischleswig-holstein'schen Fragmente des Prof. A. S. Krieger enthalten und bisher unbeachtet geblieben sind. Er widersetzt die dänische Auslegung der Garantie und hat die wichtigsten Documente zur Beurtheilung der Streitfrage abgedruckt.

\* In der fürstlich Fürstenberg'schen Bibliothek wurden jüngst die vier Papierbände des „H. Stephanus thesaurus graecæ linguæ.“ Paris 1572, untersucht und nach Entfernung der inneren Papierverkleidung der Einbände 87 Spielkarten, angefertigt von Hans Forster in Wien, aufgefunden. Der Fund ist in kunstgeschichtlicher Beziehung nicht ohne Interesse. Forster lebte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts als Kartenmaler zu Wien und seine Arbeiten zeigen durch die kräftige Zeichnung und die Kenntniß der figurativen Kunst den hervorragenden Standpunkt, auf welchem dieser Industriezweig zu jener Zeit in Wien war. Auch H. M. Ritter v. Hauslab ist im Besitze einer Reihe sehr werthvoller Forster'scher Karten, welche Prof. v. Sittelberger im Jahre 1860 in den archäologischen Mittheilungen der k. k. Centralcommission eingehend gewürdigt hat.

\* In dem Wäldchen zwischen Lizec und Městec in Böhmen wurde von einigen Tagelöhnern beim Stöckern unter einem Stocke ein Topf mit Gold- und Silbermünzen gefunden. Die Silbermünzen sind von Wenzel IV. und Karl IV. (böhmische Groschen), dann kleine altbairische, Salzburger und österreichische.

\* In Preßburg hat sich ein Verein zur Restauration des St. Martin-Domes gebildet, dessen Fond gegenwärtig 7056 fl. 91 kr. beträgt. Se. Eminenz der Cardinal-Primas von Ungarn wurde ersucht, das Protectorat des Vereines zu übernehmen. Die Kosten der Restauration sollen im Wege von periodischen Sammlungen gedeckt werden.

D (Vom deutschen Büchermarkt.) Aus dem ganzen Material, welches uns zu dem heutigen Berichte vorliegt, erwähnen wir als die wichtigste Erscheinung die Beschreibung einer Reise durch das Innere der europäischen Türkei, die der berühmte Reisende Heinrich Barth im Herbst 1862 unternommen hat. Die kurze, aber, wie der Verfasser rühmt, interessante und an mannigfachen Ergebnissen reiche Rundreise durch das

südöstliche Gebirgssystem Europa's, dürfte um so mehr eine dankenswerthe Bereicherung der geographischen Litteratur bilden, als gegenwärtig die europäische Türkei, in der älteren geographischen Litteratur eine gleiche hervorragende Stellung einnehmend; wie jetzt die Länder Inner-Africa's und Süd-America's, der civilisirten Welt unbekannter ist, als diese.

Unter dem vielversprechenden Titel: „Shakespeare in seinen höchsten Charaktergebilden enthüllt und entwickelt“ veröffentlicht Prof. Röttscher einen Beitrag zur Feier des 300jährigen Geburtsjahres Shakespeare's; abgesehen von einigen Anthologien, die erste Festschrift zu dem Jubiläum des großen Britten, das kein so allgemeines Interesse in Deutschland zu finden scheint, als man es von seiner „zweiten Heimat“ erwarten durfte. Zwei Monographien zur Geschichte des deutschen Theaters liegen vor in der „Biographie Fr. Ludw. Schröders von L. Brunier“ und „Zur Geschichte des Theaters und der Musik in Leipzig, von Dr. Kneschke“. Beide Schriften dürften vieles von allgemeinem Interesse für die Geschichte des deutschen Theaters darbieten, da in Hamburg und Leipzig die Bühne sich einer Blüthe und der reichen Unterstützung einer kunstsinuigen Bevölkerung erfreute, wie man sie jetzt vergeblich suchen wird. Nur hinsichtlich der Musik hat sich Leipzig seinen alten Ruhm zu bewahren gewußt durch seine berühmten Gewandhausconcerte, deren Geschichte einen großen Theil der genannten Schrift von Kneschke ausmacht.

„Deutsche Zustände und Interessen“ betitelt sich eine Sammlung verschiedener Abhandlungen von Friedr. Giehne, früher Redacteur der „Donau-Zeitung“.

Mit welch' großem Interesse das deutsche Volk dem Gang der Kriegereignisse folgt, beweist, daß kaum zwei Monate nach Beginn der Feindseligkeiten wenigstens ein Duzend verschiedener Schilderungen des Feldzuges erschienen sind, die sämmtlich Abfaß finden, ob schon sie nicht viel mehr als eine Zusammenstellung verschiedener Zeitungscorrespondenzen enthalten können. Eine Ausnahme macht hievon vielleicht nur: „Der deutsch-dänische Krieg 1864, politisch-militärisch beschrieben von W. Rüstow“, dem als Militärschriftsteller bekannten früheren badischen Officier und späteren Garibaldischen Oberst. Weitere kriegsgeschichtliche Werke sind: „Die Kriegführung der Dänen in Sütdland, dargestellt an General Rye's Rückzug im Jahre 1849, nach Vorträgen des dänischen Majors Bed, bearbeitet von Seubert“, eine „Geschichte des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges, von Ferd. Pfister“, hauptsächlich die Geschichte der an ihm theilnehmenden deutschen Truppen berücksichtigend, und schließlich „Studien über die Operationen und Tactik der Franzosen im Feldzug 1859 in Italien, von dem k. k. Generalmajor v. Mollinary“.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Der Graf Falloux veröffentlicht gerade das vierte Buch aus dem Nachlaß der Madame Swetchine. Dasselbe führt den Titel: „Correspondance de R. P. Lacordaire et de Madame Swetchine“ und enthält alle Briefe, welche der berühmte Kanzelredner in den Jahren 1833 bis 1858 mit seiner Freundin, der bekannten geistreichen und frommen Russin wechselte. In einer Vorrede giebt Graf Falloux einen kurzen Rückblick auf die Politik der französischen Regierung, durch welchen sich ein feiner Tadel über die Verwicklungen im Orient und in Italien zieht. Er sagt, weder die orientalische, noch die italienische Frage seien trotz des vielen Blutes, das geflossen ist, gelöst, und man werde andere Lösungen versuchen müssen, als die bisher angestrebten, aus welchen weder für die Welt, noch für Frankreich Heil erwachsen sei. Mit dem vorliegenden Bande ist das Material aus dem Nachlaß der Madame Swetchine noch lange nicht erschöpft. Graf Falloux, der testamentarisch von Madame Swetchine zur Herausgabe dieser Schriften autorisirt wurde, dürfte nach und nach noch andere Briefwechsel jener Dame publiciren.

Von Alph. Sobez erschien: „*La France sous Louis XV. (1715—1774)*“. Das Buch soll eine Geschichte der Ursachen der französischen Revolution oder eine Aufzählung dessen enthalten, was das sogenannte *ancien régime* allmählig so in Mißcredit brachte, daß eine vollständige Umwälzung in allen Verhältnissen erfolgen mußte. Der Verfasser gedenkt dies in 6 Bänden auseinanderzusetzen, welche sich über die Regierung Ludwigs XV., die den nächstliegenden Grund zum Umsturz gab, verbreiten und ein ganz unparteiisches, auf sorgfältig gesammelte Quellen gestütztes Bild der Zeit und ihrer Sitten entfalten sollen. Der erste Band enthält als Einleitung die Geschichte der Regierung Ludwigs XIV. und der Regentschaft und schließt mit dem Jahre 1717.

Von dem bekannten Werke G. Fraissinets über Japan wurde eine zweite von B. A. Mallebrun revidirte und mit mehreren Capiteln vermehrte Ausgabe in 2 Bänden veranstaltet: „*Le Japon. Histoire descriptive des moeurs, coutumes et de la religion*“, 2 Bände. In der neuen Ausgabe sind die verschiedenen Ereignisse, welche seit zehn Jahren Japan mehrmals zum Schauplatz europäischer Expeditionen machten, nachgetragen.

Das vielgelesene, mit dem scharfen Hautgout litterarisch-kritischen und socialen Scandals versehene Buch „*Mémoires d'une femme de chambre*“ erlebte in einigen Wochen sechs verschiedene Auflagen und dürfte noch eine Zeitlang seine Zugkraft bewahren. Die Franzosen haben jetzt die Gewohnheit, derlei stark gewürzte Sachen mit mehr oder minder decolletirten photographischen Portraits versehen in die Welt zu schicken, eine Industrie, die einstweilen merkwürdiger Weise noch nicht ins Deutsche übersetzt worden ist. Es schadet dabei einem solchen Buche durchaus nicht, daß immer sofort nach seinem Erscheinen das Geräusch durch die Presse geht, die Polizei habe Beschlagnahme aufgelegt.

Nach heftigem Sträuben und Schmollen veröffentlicht nun doch Alexander Dumas Sohn seine jüngste Komödie „*L'ami des femmes*“, von der es noch kürzlich hieß, sie werde ganz bestimmt nie gedruckt werden.

---

## Sitzungsberichte.

### Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe  
vom 31. März 1864.

Das wirkliche Mitglied Prof. P. Hlasiwetz übermittelt eine vorläufige Notiz: „*Ueber einige Harze*“, um sich und Dr. Barth den Anspruch auf eine umfassende Untersuchung dieser Substanzen zu wahren. In derselben wird mitgetheilt, daß ein von den Genannten bei dem Guajak, dem Galbanum und Ammoniakgummi eingeschlagenes Verfahren der Zerfetzung, welches dort die sogenannte Protocatechusäure und das Resorcicin auffinden ließ, auch bei der Benzoe, dem Harz von *Calamus draco*, dem Gummigutt, der *Asafötida* und Myrrha zu Resultaten führt, die einen näheren Aufschluß über die chemische Natur und vielleicht auch die physiologische Bedeutung dieser Harze zu geben geeignet ist. In der Notiz heißt es weiter:

Wir erhielten aus der Benzoe eine, so viel uns bis jetzt scheint, noch nicht bekannte krystallisirte Säure.

Zwei neue Substanzen liefert das Drachenblut, davon die eine sehr schön krystallisirt, die andere, von der Natur einer Säure, sich durch gewisse Farbenvariationen auszeichnet.

Ganz ähnliche, zum Theil schon krystallisirte Körper entstehen aus dem Gummigutt, aus dem wir überdies einmal unter Verhältnissen, die wir nur noch nicht vollkommen in unserer Gewalt haben, auch Phloroglucin darstellten.

Die Asafötida und die Myrrha endlich geben Säuren, die derjenigen, die wir aus Guajak gewannen, so sehr gleichen, daß ihre Identität wahrscheinlich ist.

Wir hoffen, da die Methoden der Darstellung dieser Körper ziemlich einfach sind, und sie selbst von scharf charakterisirten Eigenschaften, in nicht zu langer Zeit der k. Akademie die Einzelheiten unserer Arbeit vorlegen zu können.

Herr Prof. Dr. Felinek, Director der k. k. Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus, übersendet ein an die k. Akademie der Wissenschaften gerichtetes Schreiben des Reichsrathsabgeordneten und Custos des krainischen Landesmuseums zu Laibach, Herrn Karl Deschmann, über einen am 21. Februar d. J. im Reifnitzer Bezirke und den angrenzenden Gebieten stattgehabten merkwürdigen Fall von rothem Schnee. Herr Director Felinek übermittelt gleichzeitig Proben eines Staubes, welcher gerade einen Monat früher (in der Nacht vom 21. zum 22. Jänner) in österreichisch und preussisch Schlesien gefallen ist. Nach einem beigelegten Schreiben des Prof. Dr. Cohn in Breslau wurden in Schlesien wohl 350 Quadratmeilen mit diesem Staube bedeckt. Um sich von der Menge desselben eine Vorstellung zu machen, genüge die Mittheilung, daß in Ratibor auf 12 Quadratfuß Schnee  $8\frac{1}{2}$  Loth Staub, also auf die Quadratmeile 130.000 Centner, am Groß-Steblitz sogar 250.000 Centner Staub auf die Quadratmeile gefallen sind. In Breslau war die Quantität geringer; doch war auch hier Alles gleichmäßig überhäuft.

Herr Dr. Boué berichtet über die neuen geographischen Karten Serbiens, namentlich über Kilo's Karte vom Kujesewazer Kreise und über Obradovitsch's Karte vom Wäpser Kreise, zwei wichtigen Grenztheilen Serbiens. Dr. Boué knüpft daran mehrere Berichtigungen über die geologischen Classificationen verschiedener Gebilde der Türkei nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft und insbesondere der geologischen Entzifferung der deutschen Alpen- und Karpathengeologie.

Nach den von ihnen gesammelten Petrefacten und gemachten Beobachtungen vermuthet Dr. Boué jetzt nicht nur viele Neocomien in Ober-Mesien und selbst im Balkan unter dem Orbitalitenkalk, sondern er findet 1. auch Gosau-Schichten im westlichen Serbien und im Scutari-Becken; 2. Dachsteinkalk in mehreren Gebirgen, besonders in der Metoja und in Bosnien; 3. vielleicht selbst die Hurlah-Schichten bei Miltschewo; 4. selten karpathischen Klippenkalk im Südwesten Serbiens; 5. wie im Banat Trias-sandstein und Kalksteinentblösungen oder Erhebungen mit überliegendem Lias, Jurakalk und Neocomien im südöstlichen Serbien und nordwestlichen Bulgarien, so wie selbst möglichst in Süd-Bosnien zwischen Seniga und Tschainiga u. s. w.; 6. ein großes Grün-sandgebilde und weiße obere Belemnitenkreide im östlichen Bulgarien; 7. ein bedeutendes Terrain von eocen-karpathischem Sandsteine mit Fucoiden in der Mitte Serbiens, so wie in anderen Theilen der nördlichen und centralen Türkei mit metallführenden Porphyren, wie in Ungarn. In Thessalien, in Nord-Albanien wären sie von vielen jaspis-artigen Schichten, Serpentin und Diablaggesteinen begleitet.

Wahrscheinlich werden, wie in Oesterreich, ähnliche Fucoidensandsteine in der Türkei auch anderen Gebilden angehören, wie z. B. diejenigen im Balkan. Die Gebirge des Banates setzen mit allen ihren Gliedern und Metallschätzen bis über Budna Glava und den Rtaga im östlichen Serbien. Dem Erratischen ähnliches sah Dr. Boué nur bei Kleinen See (Rikaweg?) im Gruzathal, nordöstlich von Prokletia.

Das wirkliche Mitglied Herr Prof. Kner spricht zuerst über das Vorkommen der sogenannten Thymusdrüse bei Fischen, und zwar insbesondere bei Stachelflossern. Die von den vergleichenden Anatomen als solche, wahrscheinlich mit Unrecht gegebene Drüse liegt

an der hinteren Wandung der Kiemenhöhle, nahe unter dem oberen Winkel der Kiemen-  
spalte und mündet in jette meist mit einfacher, rundlicher oder spaltförmiger Oeffnung,  
die häufig von wulstigen Rändern und ausgedehntem Drüsensecrete umgeben ist, und  
hiedurch oft auffallend groß erscheint. Stannius gedenkt ihrer außer den Knorpelfische  
nur von wenigen Knochenfische und führt mit Ausnahme von *Lophius* bloß Gattungen  
als Beispiele an, die der Ordnung der Weichstoffer angehören, nämlich *Gadus*, *Peta* und  
*Pleuronectes*. Bei Bearbeitung der *Nevara*-Fische fand nun Kner, daß auch unter  
den von ihm bereits untersuchten Stachelstoffer nicht nur eine große Anzahl von Gat-  
tungen diese Drüse gleichfalls besitzt, sondern daß sie bei vielen sogar stärker entwickelt  
ist, als er sie bei den genannten Gattungen der Weichstoffer fand. Als Beispiele hoch-  
gradiger Ausbildung werden insbesondere die Gattungen *Priacanthus*, *Therapen*, *Di-*  
*agramma*, *Dentex*, *Caesio*, *Cantharus* und *Sargus* hervorgehoben und zugleich bemerkt,  
daß junge Exemplare die *Thymus* häufig nicht stärker als ältere, oft ansehnlich große,  
entwickelt zeigen, wonach die von Stannius geäußerte Vermuthung, sie mache wohl  
nach dem Alter ihre vor- und rückschreitenden Phasen durch, sich kaum bestätigen dürfte.  
Kner verspricht schließlich, auch bei den von ihm diesfalls bisher noch nicht untersuchten  
Familien der Stachelstoffer auf diese Drüse seine Aufmerksamkeit zu lenken. — Hierauf  
theilt Kner eine zweite Beobachtung mit, die sich auf die Schwimmblase der Stachel-  
stoffer bezieht. Es gilt nämlich seit geraumer Zeit als ein für die Stachelstoffer bezeich-  
nendes anatomisches Merkmal, daß ihre Schwimmblase, wenn sie überhaupt eine solche  
besitzen, eines Luft- oder Ausführungsganges ermangelte. Aus der Entwicklungsgeschichte  
der Fische ist aber bekannt, daß die Schwimmblase sich, und zwar schon sehr frühzeitig,  
als Ausfülpung der oberen oder dorsalen Wandung des Darmrohrs zu bilden beginne,  
rasch an Umfang zunehme, sich aber dabei vom Darne immer mehr abspinnere und zu-  
letzt bei *Physostomen* im Verhältnisse zu ihrer Höhlung nur mittelst eines engen *Ductus*  
in denselben ausmünde. Nachdem somit die Schwimmblase morphologisch den Lungen  
gleichzusetzen ist, und auch jede wesentlich aus denselben Häuten und Geweben besteht, so  
läßt sich a priori vermuthen, daß auch die Schwimmblasen, die später keinen Luftgang  
zeigen, sich doch auf die gleiche Weise entwickelten, wie jene, die bleibend durch einen weg-  
samem *Ductus* mit dem Darmrobre in Verbindung stehen, und daß folglich, wenn auch  
nicht stets, doch sehr häufig die Ueberreste des einstmaligen Verbindungsganges der  
Schwimmblase mit dem Darmcanale auch bei Stachelstoffer nachzuweisen sein werden.  
Diese Vermuthung fand Kner auch in der That bereits bei mehreren Gattungen von  
*Acantopteren*, die bisher von ihm in dieser Hinsicht untersucht wurden, bestätigt und er  
hebt vorläufig als Beispiele insbesondere die Gattungen *Holocentrum* (*spiniferum*)  
und *Caesio* (*erythrogaster*) hervor, indem bei diesen der ehemalige *Ductus* nicht völlig  
obliterirt und zu einem Ligamente wird, sondern als sehr dünner Canal weggam bleibt,  
welcher deutlich aus einer äußeren fibrösen und einer inneren Epithelialische besteht,  
welche letztere man sogar durch ein Loch an der Ventralseite der Schwimmblase in sie  
eindringen und als deren innere Auskleidung sich fortsetzen sieht.

Herr Director v. Littrow legt überdies eine von Herrn Dr. S. Frischauf, Assi-  
stent der hiesigen Sternwarte, mit Benützung aller bisher bekannt gewordenen Beobach-  
tungen durchgeführte Berechnung der Bahn des am 11. April 1863 von Dr. Klinker-  
fers in Göttingen entdeckten Kometen (1863 II.) vor, aus der sich ergibt, daß  
man einstweilen keinen Grund hat, von der parabolischen Hypothese abzugehen.

Herr Director v. Littrow überreicht die Fortsetzung seiner Arbeiten über physische  
Zusammenkünfte von Asteroiden für das laufende Jahr.

Mit Außerachtlassung der Planeten: *Maja*, *Pete*, *Panopäa*, *Eurydice*, *Freia* und  
*Eurynome*, für welche keine oder doch zu mangelhafte Ephemeriden vorhanden waren, er-  
gab sich unter den übrigen 73 Himmelskörpern dieser Gruppe als die einzige bedeutend-

dere Zusammenkunft des Jahres 1864 die vom Verfasser schon in der allgemeinen Behandlung des Problems (Denkschriften 16. Band) hervorgehobene Combination Parthenope-Melpomene, welche Asteroiden gegen drei Monate in einer wechselseitigen Distanz unter 0.1 der halben großen Erdbahnhaxe bleiben und Anfangs December auf 0.037 einander nahekommen, was immerhin eine gewisse Beachtung verdient da jene beiden Planeten zu den größeren ihrer Art gehören.

## K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung am 5. April 1864.

Herr k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer im Vorfitz.

Herr k. k. Hofrath und Director W. Haidinger gedenkt des Ereignisses, welches alle Gemüther mit gerechter Trauer erfüllt, nämlich des kurz nach dem Tode Sr. Majestät des Königs Max II. erfolgten Verlustes Ihrer durch ihre huldreiche, wohlwollende Wirksamkeit unvergesslichen, verklärten k. k. Hoheit der durchlauchtigsten Frau Erzherzogin Hildegarde.

Aber auch in unserem näheren Kreise hatten wir einen neuen Verlust. Diesesmal Johann Karl Hocheder, Secretär im k. k. Finanzministerium, verewigt am 15. März Morgens 7 Uhr im 64. Lebensjahre. Haidinger giebt einen Abriß seiner Lebensverhältnisse. Eine biographische Skizze ist für das Jahrbuch bestimmt.

Hierauf wird zuerst über eine Adresse berichtet, welche von Seite der k. k. geologischen Reichsanstalt an den hochverdienten Forscher Anni Boué vorbereitet und zur siebenzigsten Wiederkehr des Tages seiner Geburt (16. März 1794) übersendet wurde. Der Director und die Mitglieder der k. k. geologischen Reichsanstalt, vor Allen mit dem Werthe seiner Forschungen vertraut, hatten auch in erster Linie die Verpflichtung, ihm an einem in seiner Lebensgeschichte so wichtigen Tage einen feierlichen Ausdruck der Anerkennung darzubringen.

Herr Director Haidinger berichtet auch über die Jubelfeier des hochverdienten Botanikers, geh. Rathes R. Fr. Ph. v. Martius in München, am 30. März 1864. Unter Anderem wurde ihm eine Goldehrenmedaille überreicht, die in Wien von Herrn Prof. R. Radnizky gravirt und im k. k. Hauptmünzamt ausgeführt worden war. Herr Director Fenzl überreichte die Medaille und ein begleitendes Widmungsalbum persönlich in München an Martius. Auch die k. bairische Akademie der Wissenschaften hatte eine Goldmedaille überreicht. Director Fenzl überbrachte eine Adresse der k. Akademie der Wissenschaften in Wien. Unter den vielen auszeichnendsten Ehrengeschenken glänzt auch das Ritterkreuz des kais. österreichischen Leopold-Ordens.

Aus einem Schreiben des Herrn Prof. Krejci in Prag an Herrn Bergrath Leopold theilt Herr Director Haidinger mit, daß auf Veranlassung des Erstleren und des Herrn Prof. Koristka die erforderlichen Geldmittel zu speciellen naturwissenschaftlichen Forschungen in Böhmen durch das Nationalmuseum und die patriotisch-ökonomische Gesellschaft sichergestellt werden.

Derselbe legt ferner das werthvolle Geschenk „Die Riffon“ von Herrn Gustav Schwarz v. Mohrenstern vor, Fortsetzung einer Gesamtarbeit über die Riffoiden, von welcher der erste Theil in einer Sitzung der k. k. geologischen Reichsanstalt besprochen wurde.

Herr k. k. Kriegskommissär A. Letocha hatte die Fossilien aus dem oberösterreichischen Teigel oder Schlier von Ottmang gesichtet und geordnet.

Auch das erste Heft des Jahrbuches der k. k. geologischen Reichsanstalt wird von Herrn Director Haidinger vorgelegt. Es enthält außer den Sitzungsberichten noch eine wichtige größere Arbeit von Herrn Dr. G. Stache über die Cocengebiete von Inner-Krain und Istrien, und kleinere Beiträge der Herren Dr. A. Maderung, Staatsrath G. Ulich, Bergrath M. W. Lipold, so wie chemische Untersuchungen von den Herren Karl Ritter v. Hauer, Dr. G. Laube, A. Hofmeister, B. v. Winkler.

Herr Dr. K. Peters erstattete Bericht über das Ergebnis der Präparation eines Stückes von der Knochen- und Feuersteinbreccie aus der Grotte von Eyzies (Dordogne) im südwestlichen Frankreich. Das Kreidalksteingebiet der Dordogne ist, wie die Herren Lartet und Christy gelehrt haben, eine der reichsten Fundstätten von Ueberresten aus der älteren Steinzeit, aus jener Periode, in der das Rennthier in Begleitung des Menschen schaarenweise das südwestliche Europa bewohnte. Der Boden der oben genannten Grotte war von einer ziemlich mächtigen Ablagerung bedeckt, die aus Rennthier-, Gemsen-, Pferde- und anderen Knochen, mit Feuersteinsplittern und Feuersteinwerkzeugen, aus erdigen und kohligen Ueberresten ehemaliger Feuer und einigen, zum Theil als Geräthe, zum Theil zur Verwendung am Feuerplatze geeigneten fremden Gesteinsmassen besteht. Die k. k. geologische Reichsanstalt und das von Herrn Prof. Suez gegründete geologische Cabinet der Universität verdanken Herrn Lartet die Zufindung zweier ansehnlicher Blöcke von dieser Breccie, aus denen eine Anzahl instructiver Knochenpräparate, Pfeilspitzen, Messerchen und andere von Menschenhand erzeugte Feuersteinformen gewonnen wurden. Das Vorkommen des Höhlenbären in der Grotte von Eyzies ist sichergestellt, doch scheint aus der Untersuchung des einzigen, im Blocke der k. k. geologischen Reichsanstalt gefundenen Knochens hervorzugehen, daß sich derselbe schon vor der Ablagerung der zahlreichen Rennthier- und Hirschreste an Ort und Stelle befand.

Nager-, Vogel- und insbesondere Fischknochen sind unter die Gelenksstücke und Splitter der von Menschenhand zertrümmerten Röhrenknochen von Wiederkäuern eingestreut, auch unbearbeitete Fragmente von Austernschalen wurden gefunden. Die bisherigen Publicationen über die Steinzeitreste der Dordogne beziehen sich mehr auf die Erzeugnisse von Menschenhand, namentlich auf merkwürdige in Stein geritzte Thierbilder aus der Grotte von Eyzies, doch unterliegt es keinem Zweifel, daß die Forschungen der Herren Lartet und Christy auch über die anderen Seiten dieses hochwichtigen archäologisch-geologischen Gebietes Licht verbreiten werden.

Herr Dr. G. Laube legte einige Mineralien vor, welche von dem k. k. Oberbaudirector L. Liebenauer in Innsbruck an Herrn Hofrath Haidinger eingesendet und von diesem Herrn Dr. Laube zur näheren Untersuchung übergeben wurden. Dieselben rühren vom Greinen im Zillerthal in Tirol her und wurden von Herrn Liebenauer als Pseudomorphosen von Glorit nach Strahlstein oder Turmalin bezeichnet.

Herr k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer legte die auf die k. k. Generalquartiermeisterstabs-Specialkarte im Maße von 2000 Kftr. auf einen Zoll reducirte geologische Aufnahme der Umgebungen von Trentschin, Pöstian und Neutra, das Ergebnis der Arbeiten der dritten Section der k. k. geologischen Reichsanstalt, zur Ansicht vor. Das ganze Gebiet zerfällt in geologischer, so wie in orographischer Beziehung in mehrere scharf geschiedene Abschnitte, deren einen, das Snover-Gebirge, Herr Dr. Stache in Gesellschaft des Bergingenieurs Herrn B. Winkler und des Volontairs Herrn Dr. K. Hofmann bearbeitete, während die übrigen, das mährische Grenzgebirge zwischen dem Klancenica- und dem Blava-Bach, das Gebirge östlich von Trentschin, nnd das Hügelland südlich vom Snover-Gebirge bis zur Donauenebene, Herr v. Hauer selbst in Begleitung der Bergingenieure Herrn Fr. Poděpny und S. Čermak und des Volontairs Herrn Dr. A. Maderung untersuchte. Von diesen letzteren Gebieten nun besteht das erste in seiner nordwestlichen Hälfte aus Karpathen-Sandstein, in den südwestlichen vorwaltend aus

abwechselnden Zonen von Neocomfleckmergeln und Sandsteinen, dann aus Surafalken, Piasgesteinen, endlich Quarziten und rothen Sandsteinen. Im Gebirge östlich von Trentschin herrschen Piasfleckmergel und Piasfalksteine, dann Neocomdolomite vor; neu ist die Auffindung einer ausgedehnten Partie von marinem Miocenkalk östlich vom Trentschiner Schloßberg und von einer kleinen Partie Melaphyrtuff innerhalb der Schloßruinen von Trentschin. Das Hüggelland südlich vom Inovecgebirge besteht aus Löß, unter welchem nur dem östlichen Waagufer entlang schmale Streifen von Miocensandstein hervortauchen.

Herr Dr. G. Stache gab im Anschlusse an den ersten Theil seines Berichtes über die geologischen Verhältnisse des Inovec-Gebirges, der die den Kern des Gebirges bildenden krystallinischen Gesteine behandelte, eine Uebersicht der verschiedenen Sedimentarstrichten, welche diesen mittleren Gebirgsstock unlagern. Ein Theil dieser Schichten, und zwar insbesondere nur einige Formationsglieder der paläozoischen und mesozoischen Periode, sind wegen des gänzlichen Mangels von organischen Resten und einer überdies hinzutretenden großen Unregelmäßigkeit ihrer Lagerungsverhältnisse nicht mit völliger Sicherheit in die Folge der bekannten Schichtenreihe einzureihen, und es ist daher die Bestätigung für die denselben zugewiesene Stellung erst von den Erfahrungen zu erwarten, welche die diesjährige Sommeraufnahme in den anschließenden Gebieten hoffen läßt. Dagegen ist die Vertretung einer Reihe von Schichtengliedern aus verschiedenen Formationen durch Auffindung charakteristischer Versteinerungen außer Frage gestellt. Besonders hervorzuheben ist das, wenn auch beschränkte Auftreten von sicheren Triassschichten (Virgloriatalk oder wirklichem oberem Muschelkalk) an der Schloßruine von Beckov, die zerriffene, aber ziemlich allgemeine Verbreitung der rätischen Formation durch die kalkigen Köffener Schichten, das Vorkommen sicherer Piaschichten in Form von Kalken, Sandsteinen und Mergelschiefeln, von älteren Kreidekalken und Mergelschiefeln (Neocom) sowohl als von jüngeren der Kreideformation angehörenden Delemiten, ferner die Auflagerung von alttertiären Dolomitbreccien, Kalken und Sandsteinen mit Nummuliten über diesen letzteren, und endlich die randliche Verbreitung von jungtertiären Sandsteinen und von Kalktuffen längs dem von dem Waagfluß berührten tiefsten Westrande des Gebirges. Durch die Spalten und Klüfte der gegenüber von Pityán unter das Flussbett der Waag verflachenden tertiären Sandsteine dringen die heißen schwefelreichen Heilquellen des berühmten Curortes theils unter dem Niveau des Flussbettes, theils aus der bunt gemischten jungen Schotterdecke der Insel, auf welcher sich die Badeanstalt befindet, hervor. Aus welchen tieferen Schichten und aus wie großer Tiefe die Quellen ihren ersten Ursprung nehmen, darüber lassen sich bei der angedeuteten besondern verdeckten Art ihres Erscheinens nur Vermuthungen hegen.

Herr G. Paul schilderte die Lagerungsverhältnisse, welche ein, südlich vom Markte Miedling bei Wien, unmittelbar an der Grenze zwischen den miocenen Ablagerungen des Wiener Beckens und den hier aus Hauptdolomit bestehenden Uferbildungen erdöffneter Steinbruch zeigt, und theilte die Resultate mit, welche Herr F. Karrer aus der Foraminiferenfauna einiger dieser Localität entnommenen Tegelproben gezogen hatte. Herr Karrer war durch Untersuchung der Foraminiferen der Leithakalkbildungen zu derselben Ansicht gelangt, welche schon Herr Prof. Sueß in seinem „Boden von Wien“ ausgesprochen hatte, daß man nämlich innerhalb der Leithakalkbildungen zwei verschiedene Faunen zu unterscheiden habe, von denen die tiefer gebildete durch das Vorwiegen der Bryozoen, die höhere durch das massenhafte Auftreten der Amphisteginen charakterisirt ist. Das Vorkommen bei Miedling bildet ein typisches Beispiel für die erste (untere) Leithakalkfauna, welche durch das Vorwiegen einiger Foraminiferengenera nicht nur vom oberen Leithakalk (Amphisteginenkalk), sondern auch von dem Badner Tegel deutlich unterschieden ist.



## Die Shakespeare-Feier in Deutschland.

In demselben Augenblicke, wo englische Parlamentsredner und Publicisten uns die Freundschaft gänzlich und für immer aufkündigen und nichts unterlassen, was das deutsche Nationalgefühl verletzen kann, bereitet ganz Deutschland mit jener Einmüthigkeit, deren wir wenigstens in unpolitischen Dingen fähig sind, die Jubelfeier des größten Dichters der Britten vor. Der Wettstreit ist kaum geringer als im Herbst des Jahres 1859, keine Stadt und kein Städtchen will zurückbleiben, das größte wie das kleinste Theater legt ein Festkleid an und die Pressen liefern so viele Bücher jedweden Umfanges, als ob wir eben jetzt erst anfangen, uns mit Shakespeare zu beschäftigen. Aber wir wollen uns nicht einer Tugend berühen, welche diesmal außer dem Spiele bleibt. Es ist kein neuer Triumph unserer Objectivität, wäre William Shakespeare eben nur ein englischer Dichter, wenn auch der größte, wir würden heute schwerlich dem Selbstgeföhle unserer theuren Stammverwandten neue Nahrung geben, mag zehnmal die Kunst kein Vaterland haben. Wenn gegenwärtig Shakespeare noch nicht in dem Maße gemeinschaftliches Eigenthum der ganzen Welt ist, wie die alten Classiker, so haben wir doch triftige Gründe, gleichen Antheil wie die Engländer an diesem Besitze geltend zu machen.

Shakespeare ist unser durch unsere Liebe. Er ist ein deutscher Classifier geworden, seine Werke stehen in jeder Hausbibliothek neben Schiller und Goethe, Hamlet, Lear, Richard III. u. sind unserem Volke eben so vertraute Erscheinungen, wie Posa, Wallenstein und Franz Moor. Und darum darf es niemanden beirren, wenn sich etwa heute in Prologen und Trinksprüche hohle Phrasen und erkünstelter Enthusiasmus breit machen, die Theilnahme der Nation ist echt und aufrichtig. Wir haben die verschiedenen Stadien des Shakespeare-Cultus durchlaufen; von dem befremdeten Anstaunen durch die fanatische Schwärmerei selbst für jede Schwäche, jeden Fleck an den Kunstwerken hindurch gelangten wir zu der wahren, dauernden Liebe und Bewunderung, welche auf vorurtheilsfreier Erforschung seines Wesens beruhen. Wir wissen seine Größe viel zu gut zu schätzen, als daß ein deutscher Schriftsteller sich der Affectation des französischen Dichters schuldig machen würde, ein Werk über Shakespeare anonym erscheinen zu lassen, „weil kein Name würdig sei, neben jenem zu stehen“, und unsere jungen Dramatiker glauben auch nicht mehr, daß die rechte Nachfolge Shakespeare's in dem Nachäffen der Ungeschlichkeiten und Kraftausdrücke bestehe.

Shakespeare ist unser durch unsere Arbeit. Im Studium seiner Werke waren wir der übrigen Welt um ein Jahrhundert, den Engländern selbst um ein halbes voraus. Seit Lessing ihn für uns entdeckte, Schröder ihn lebendig machte, hat in

Deutschland die Forschung nie geruht, und unparteiische Engländer erkennen willig an, wie viel sie in Textkritik und Erläuterung der deutschen Wissenschaft zu danken haben. Und mit der Wissenschaft ging die Kunst der Darstellung Hand in Hand, auch die deutsche Bühne hat sich den Dichter erobert, und während das englische Theater alte Traditionen fortzuschleppte, halfen deutsche Künstler uns seine Schöpfungen verstehen.

Shakespeare ist unser durch unser Dankgefühl. Er befreite das deutsche Drama aus den französischen Fesseln, wir lernten an ihm anstatt der willkürlichen von Paris dictirten Gesetze die natürlichen kennen und begreifen, das gewordene Recht in der dramatischen Kunst. Und unsere Dichter gingen nicht umsonst bei ihm in die Schule, während sein Vorbild in England fruchtlos blieb.

So ist das gesammte gebildete Deutschland längst eine große „Shakespeare-Gesellschaft“, und wir haben wahrhaftig nicht nöthig, jenes englische Institut nachzuahmen. Oder glaubt man wirklich, durch eine allgemeine Association mit Haupt- und Zweigvereinen, Präsidenten, Vicepräsidenten, Ausschüssen und Generalversammlungen mehr zu erreichen, als in den abgelaufenen hundert Jahren die geräuschlose Arbeit Einzelner oder die freie Vereinigung Gleichstrebender geleistet haben? Der äußeren Anregung bedürfen wahrhaftig die deutschen Gelehrten und Schriftsteller nicht, und die Verbindung zwischen den Berufenen aller Nationen braucht nicht erst geschaffen zu werden. Deren Namen wird man auch schwerlich in den neuen Shakespeare-Vereinen begegnen.

Welche Zwecke setzt sich denn die Gesellschaft? Zum Glück liegen die Statuten bereits vor, aber das Programm enthält theils Ueberflüssiges, theils Bedenkliches. Bedenklich erscheinen die „neuen Ausgaben“, da wir eine vollkommen eingebürgerte Nachdichtung besitzen, deren neue Auflagen bekanntlich, so weit es gebeten ist, die Resultate neuerer Forschung berücksichtigen. An Uebersetzungen nach Schlegel-Dief ist ohnehin kein Mangel, aber keine hat das Musterwerk verdrängt. Eine Shakespeare-Bibliothek; wo? In Wien, in Berlin, in Weimar? Sollen etwa die fürstlichen und Universitätsbibliotheken in Deutschland ihre Schätze zusammentragen an einen neutralen Ort, wo sie schließlich niemanden nützen würden? Anregung zu Theatervorstellungen lautet recht schön, die Anregung, welche der Vater der Gesellschaftsidee, Franz Dingelstedt, durch die Aufführung sämmtlicher Historien giebt, verdient dankbare Anerkennung. Aber gegen die Einführung eines weimar'schen Coder müßten wir uns doch verwahren nach dem, was begeisterte Referenten uns über die Zurichtungen und Hinzudichtungen Dingelstedts erzählen. Und vor allen Dingen suchen wir vergeblich zu erforschen, welche Dienste dabei Vereine von — Shakespeare-Liebhabern leisten sollen. Eine Dictatur wird die Gesellschaft nicht erlangen, und wenn sie wirklich dazu käme, so wäre es um so schlimmer!

Den durch die heutige Feier veranlaßten Bemerkungen eine Uebersicht der Gelegenheitslitteratur anzufügen, müssen wir uns versagen, da sie viel mehr als den verfügbaren Raum in Anspruch nehmen würde. Dagegen behalten wir uns

vor, die Schicksale Shakespeares in Wien in einem eigenen Aufsatze zu besprechen.

## Die Durchbohrung des Mont-Cenis.

Von F. Bönches.

(Schwierigkeit der örtlichen Verhältnisse. — Unzulänglichkeit der gewöhnlichen Hülfsmittel. — Bohrmaschine. — Comprimirte Luft als Motor. — Colladen. — Mauß. — Grandis, Gratoni und Seneiller. — Princip, nach welchem bei dem Tunnelbau vorgegangen wird. — Südseite des Tunnels. — Nordseite des Tunnels. — Kosten und Dauer des Baues. — Vorschlag des Ingenieurs Fontenay.

Der durch den Berg Cenis führende Tunnel beginnt auf französischer Seite bei Modane und endigt auf italienischem Boden bei Bardonecchia. Seine Länge wird 12.700 Meter (1.67 österr. Meilen, von Wien bis Brunn) betragen, mithin an Ausdehnung die längsten bekannten Tunnels um mehr als das Sechsfache übertreffen. Das zu durchstoßende Gestein ist Quarzit und verlangt selbstverständlich die Anwendung von Pulver. Die Angriffspunkte des langen Tunnels bilden nur dessen Endpunkte, da die bedeutende Höhe des den Scheitel überdeckenden Bergrückens (über 5010 W. F.) die Herstellung von senkrechten Schächten (Luft- oder Treibschächten) nicht gestattet: ein höchst ungünstiger Umstand, der nicht nur die Beendigung des ganzen Werkes sehr verzögert, sondern auch für die genügende Ventilation künstliche Mittel erheischt.

Bei so außerordentlichen Schwierigkeiten reichten die heute zu ähnlichen Arbeiten angewendeten Hülfsmittel nicht mehr zu, wollte man die Vollendung des Werkes nicht auf Jahrzehnte hinauschieben. Dreißig Jahre würden kaum genügen, wollte man auf gewöhnliche bergmännische Weise vorgehen, d. h. sich des Meißels und des Hammers bedienen, bei welchen erfahrungsgemäß der tägliche Fortschritt von einem Angriffspunkte aus 0.60 Meter (gegen 23") beträgt. Der Meißel mußte daher durch Bohrmaschinen und der von Menschenhand geführte Hammer durch eine mächtigere, continuirlich wirkende Kraft ersetzt werden. Könnte diese Kraft nicht der heute Alles bewegende Dampf sein? fragte man sich kleinlaut, als man einen Motor suchte, um die Niesenarbeit zu bewältigen. Die Anwendung des Dampfes hätte die Feststellung von Dampfkesseln vor dem Tunnel oder innerhalb desselben nothwendig gemacht, von welchen aus der Dampf in Leitungsröhren der Bohrmaschine zugeführt worden wäre. Damit wäre der Uebelstand verbunden, daß der Dampf durch eine lange Leitung sich sehr abgekühlt und von seiner Spannkraft verloren haben würde; andererseits wären dadurch für die Ventilation neue Schwierigkeiten entstanden. Glücklicher ist der Gedanke des Prof. Colladon in Genf, welcher zuerst die Anwendung der comprimirten Luft als Ersatzmittel für den Dampf vorgeschlagen. Weil nämlich die comprimirte Luft bei gleicher Spannung ebensoviel Kraft wie der Dampf zu entwickeln im Stande ist und auch deren Ver-

brauch zur Ventilation des Tunnels die ausgezeichnetsten Dienste leistet, und ferner die Luft ein Mittel ist, welches zu jeder Zeit und an allen Orten kostenfrei zur Verfügung steht, so folgt daraus, daß die Anwendung dieses Motors alle Bedingungen vortrefflich erfüllt.

Aber wie nun Luft comprimiren? war die neue Frage, wie auf die billigste und leichteste Art? Das überall im Gebirge reichlich vorhandene Wasser bot seine Hilfe bereitwilligst an und wurde zweckmäßig benützt wie wir bald ausführlicher sehen werden. Nachdem nun der Motor gefunden war, handelte es sich um die Construction der Bohrmaschinen, respective um einen Apparat, durch welchen die Bohrer in Bewegung gesetzt werden sollten, um die Minenlöcher zu graben, Man hat in dieser Beziehung zahlreiche Erfindungen und Versuche gemacht, bis man endlich an das Ziel kam, eine zweckentsprechende Bohrmaschine zu construiren.

Die erste Idee dieser Anwendung von Maschinen rührt vom Ingenieur Mauß her, beruht jedoch auf ganz anderen Gegeben, als die Maschinen, welche heute im Mont-Genis verwendet werden. Mauß schlug nämlich die Anwendung einer Bohrmaschine vor, welche durch außerhalb des Tunnels liegende Wasserräder bewegt würde, deren dynamische Kraft mittelst Drahtseilen auf die rasch arbeitenden Steinbohrer hätte fortgepflanzt werden sollen. Die Bohrmaschine sollte nach dem ganzen Umfange des definitiven Tunnelprofils das Gestein auf die Dicke von einigen Centimetern herausmeißeln, den so entstandenen ringsum gelösten Kern in horizontale Schichten trennen und dann mittelst einzutreibender Keile vollends loslösen. Die Anwendung von Keilen hätte zum Zwecke, die Sprengung mit Schießpulver zu umgehen und daher die zur Ventilation notwendige Luft auf das Minimum zu reduciren, welche mittelst Ventilatoren oder Windrädern zugeführt werden sollte.

Dieses Project wurde im Jahre 1849 einer technischen Commission zur Prüfung überwiesen und von derselben für gut befunden. Gleichwohl mögen nachträglich aufgetauchte Zweifel über die genügende Luftzuführung den oben erwähnten Genfer Professor veranlaßt haben, eine neue Methode der Tunnelbohrung zu erfinden, welche er sich unter dem 30. Juni 1855 patentiren ließ und die im Wesentlichen darin besteht, mittelst Luftpumpen stark gepresste Luft in den Tunnel zu treiben, um theils als Kraft zum Betriebe der Steinbohrer, theils zur Ventilation des Stollens verwendet zu werden. Auf diesen Grundsätzen beruhen die heute in Anwendung stehenden Bohrmaschinen, welche von den Ingenieuren Grandis, Graton und Comeller construirt sind. Nur die Comprimirung der Luft ist nicht die von Celladen vorgeschlagene, sondern geschieht durch Wasser, wobei wohl zum ersten Male nicht bloß der hydrostatische Druck, sondern auch die sogenannte lebendige Kraft der bewegten Wassersäule zum stärkeren Comprimiren der Luft benützt wird, wie wir später genauer berichten werden.

Die Anwendung der comprimirten Luft als bewegende Kraft kann bis jetzt nur zu den Versuchen gezählt werden. Das Studium des wenig gekannten Motors sowohl, als auch die Construction der anzuwendenden neuen Maschinen forderte daher geraume Zeit, und heute noch kann man nicht behaupten, in der Combination

der durch die Mechanik gebotenen Hülfsmittel bei dem Systeme angelangt zu sein, welches in der kürzesten Zeit und mit den geringsten Kosten den größten Nuseffect erzielt. Die Schwierigkeit wird noch überdies durch die ungleichen Verhältnisse vermehrt, welche sich bei Bardonecchia und bei Modane zur Benützung darbieten. An beiden Orten begann man vor fünf Jahren die Arbeit auf die gewöhnliche Art des Steinbohrens und seit kaum zwei Jahren dürften die in Bardonecchia aufgestellten Compressionsmaschinen die Bohrer in Bewegung setzen und seit kaum einem Jahre ein Gleiches in Modane der Fall sein. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß am Ende des verflossenen Jahres von der ganzen Länge des Tunnels kaum 1000 Meter auf französischer und 1400 Meter auf italienischer Seite gebohrt waren. Um zu diesem Resultate zu gelangen, mußten 55.100 Minen gesprengt werden, wozu nicht weniger als 18.400 Kilogramme Pulver und 73.300 Meter Zündschnüre verbraucht worden sind.

Die Arbeiten sind, wie schon erwähnt, an beiden Enden des Tunnels gleichzeitig begonnen worden und im Allgemeinen ist das Princip, nach dem vorgegangen wird, folgendes: Die Bohrmaschinen, welche die Minenlöcher graben, werden durch auf 5 Atmosphären zusammengedrückte Luft in Bewegung gesetzt, welche in einer eisernen Röhre in den Tunnel geleitet wird. Die Zusammenpressung der Luft geschieht durch Wasser, welches, an einem höhergelegenen Orte gesammelt, mit der seiner Fallhöhe entsprechenden Kraft herabstürzt und, einen Druck auf die stets neu zugeführte Luft ausübend, diese comprimirt und sie in große Cylinder preßt, aus welchen selbe in den eben erwähnten Röhren in den Tunnel geleitet wird, sowohl zur Bewegung der Bohrmaschinen, als auch zur Ventilation des Tunnelraumes. Dieses Princip wird nun auf beiden Seiten des Tunnels in verschiedener, durch die Verhältnisse gebotener Weise zu erreichen gesucht. In Bardonecchia besitzt man einen natürlichen Wasserdruck durch einen höher gelegenen Bach, in Modane muß dieser Druck erst künstlich geschaffen werden. Die Vorrichtungen sind daher auf beiden Seiten verschieden. Wir werden beide beschreiben und wenden uns zuerst nach Bardonecchia, auf die

### Südseite des Tunnels.

Hier gewahren wir zwei in verschiedener Höhe nebeneinanderstehende Häuser. Das obere bildet ein Sammelbecken für das Gebirgswasser, welches in einem drei Kilometer langen, gemauerten Canal zugeleitet wird. Der Canal liefert eine mittlere Wassermenge von 0.6 Kubikmeter per Secunde mit einem disponiblen Gefälle von 26 Meter, so daß also der theoretische Effect dieser Wasserkraft 208 Pferdekkräfte beträgt. Es kann jedoch dem Canal eine bedeutend größere Wassermenge zugeleitet und der Effect auf 800 bis 900 Pferdekkräfte gesteigert werden. Das untere Haus ist das Compressionshaus und birgt in seinem geräumigen Innern zehn Luftcomprimirungsapparate, deren gußeiserne, 0.60 Meter weite Fallröhren mit den oberen Enden in das 26 Meter höher liegende Wasserbassin münden, durch welches den Compresseurs das nöthige Kraftwasser geliefert wird.

Wir wollen versuchen, die Operation der Luftverdünnung in ihren Hauptzügen zu beschreiben und heilen uns vor allem, zu sagen, daß jeder Apparat aus dem eben erwähnten Fallrohre, ferner dem eigentlichen Compressor und dem Luftreservoir besteht. Letzteres ist ein mächtiger Cylinder aus Eisenblech von 150 Meter Durchmesser und gegen 8 Meter Länge, welcher auf dem Boden des Gebäudes liegt und zur Aufnahme der comprimirten Luft dient. Eine aufsteigende Röhre setzt das Luftreservoir mit dem Compressor in Verbindung, welcher ein senkrechter, gegen 4-50 Meter hoher Cylinder von 0.66 Meter Durchmesser ist. Dieser communicirt wieder durch eine horizontale, etwa 3 Meter lange Röhre von 0.60 Meter Durchmesser mit der Fallröhre, welche aus dem höher gelegenen Reservoir Wasser zuführt und an dem unteren Ende durch das Ventil geschlossen ist. Dieses Ventil hat die Aufgabe, die in der Fallröhre enthaltene Wassersäule abwechselnd vom Apparate abzusperren und mit demselben in Verbindung zu setzen. Fügen wir noch hinzu, daß der Compressor an dem höchsten Punkte auch ein Ventil besitzt, welches dazu dient, der zusammengedrückten Luft Ausgang zu verschaffen und sie durch die oben erwähnte Röhre in das Luftreservoir zu führen, so haben wir Alles gesagt, um das Spiel der Ventile erklären zu können, durch welches Wasser und Luft in den Röhren auf einander wirken. Nun, wie geschieht dieses Spiel?

Ist der Compressor mit atmosphärischer Luft gefüllt und seine Verbindung mit dem Luftreservoir durch das letztgenannte Ventil unterbrochen, so wird, wenn man das Ventil der Fallröhre plötzlich öffnet, das Wasser mit der seiner Druckhöhe entsprechenden Geschwindigkeit in den Compressor strömen und die darin befindliche Luft zusammenpressen, bis sie einen solchen Grad von Dichtigkeit erreicht hat, daß sie das Ventil gegen das Luftreservoir öffnen und in dasselbe einströmen kann. Ist dieses geschehen, so schließt sich das Ventil gegen das Luftreservoir und das Fallrohr, welches das Wasser zuführt, und es öffnen sich zwei andere, noch nicht genannte Ventile, welche dem in den Compressor getretenen Wasser Austritt und an dessen Stelle der Luft Eintritt gestatten, damit sie von der durch das neuerdings geöffnete Ventil der Fallröhre herabstürzenden Wassersäule zusammengedrückt und in das Luftreservoir geschafft werden könne u. s. f. Das Spiel der Ventile wird durch einen besondern Mechanismus geregelt, welcher wieder durch comprimirt Luft in Bewegung gesetzt wird und es findet die Wirkung der Compressionsmaschinen mit erstaunlicher Regelmäßigkeit statt, welche 5 Spiele per Minute vollführen. Nur ist das Schlagen der Ventile sehr heftig und dürfte auf deren Dauer höchst nachtheilig einwirken. Störungen finden nur dann statt, wenn das Wasser Unreinigkeiten enthält, wodurch die Bewegung und der dichte Schluß der Ventile beeinträchtigt wird und einerseits bedeutende Kraftverluste und andererseits nachtheilige Stosswirkungen eintreten.

So weit die Erzeugung der comprimirt Luft und nun die Art und Weise, wie selbe in den Tunnel zu den Bohrmaschinen geschafft wird. Die 10 Luftreservoirs, welche, wie erwähnt, in dem tiefer liegenden Gebäude sich befinden, stehen durch kleine Röhren mit dem Hauptleitungsröhre in Verbindung, welches, aus dem

Compressionshaufe tretend, auf kleinen Mauerpfählern ruhend, die Höhe hinaufgeführt wird, um die Bohrmaschinen in dem Tunnel zu erreichen. Der Röhrenleitung folgend, gelangen wir zu der südlichen Tunnelöffnung, welche 1335 Meter über dem Meere sich befindet. Das Portal, in welches wir treten, ist jedoch nicht dasjenige, durch welches einst die Züge fahren werden, da die definitive Bahnare in einer Entfernung von 200 bis 250 Meter von den beiden Tunnelmündungen einwärts die jetzige gerade Linie verlassen wird, um in Curven von 50 Meter Radius in die beiderseitigen Thäler zu treten. Die beiden, 200 bis bis 250 Meter langen geraden Strecken an den beiden Tunnelenden werden später überflüssig und sind demnach bloße Hülfsгалerien zur Sicherung der geraden Richtung der Tunnelare, zum bequemen Eindringen von Luft und Licht, wie zur Erleichterung der Ventilation, welche ohne Zweifel in geraden Räumen leichter vor sich geht, als in gekrümmten. Der Tunnel wird auf seine ganze übrige Länge geradlinig und steigt von der Südseite mit 0·5 Mm. per Meter bis ungefähr in die Mitte des Tunnels, um alsdann mit 21·86 Mm. per Meter gegen Norden zu fallen und mit diesem Gefälle in das Thal bei Modane auszutreten. Wenn man sich die Schwierigkeit der durch die örtlichen Verhältnisse nicht gebetenen Gegensteigung schuf, so geschah es nur, um ein Gefälle für die Ableitung aller sich zeigenden Wasser herzustellen. Die zu diesem Zwecke bestimmte Rinne ist 5' tief und befindet sich in der Are des Tunnels. Mehrere Röhren liegen im Augenblick darin und führen Bohrmaschinen und Arbeitern Luft, Wasser und Gas zu. Letzteres wird aus der Gasfabrik zugeleitet, welche zur Beleuchtung des Tunnels sowohl als auch der Werkstätten und der Bureaux des Stationsgebäudes eingerichtet ist.

In den Tunnel führen drei enge Geleise, auf welchen das in Wagen geladene losgebrochene Gestein herausbefördert wird. Wir begegnen deren mehreren, welche in dem schon ausgemauerten Tunnel bequem und frei sich fortbewegen können. Je weiter wir jedoch vordringen, desto beengter wird der Querschnitt des Tunnels. Hier versperren große Haufen Quadersteine den Weg, welche in der Nähe des Tunnels gebrochen und zur Ausmauerung der Widerlager bis zur Kämpferhöhe des Gewölbes verwendet werden, und bald erscheinen Gerüste und Lehrbogen, auf denen aus Backsteinen das Gewölbe ausgeführt wird. Das Schieben der Rollwagen, das Zuführen des Materials, das Rufen der Arbeiter, das Klopfen der Hämmer, das Krachen der Balken, alles dieses bildet ein sinnverwirrendes Getöse, und der dieses Chaos' Ungewohnte hat alle Mühe, mit der Grubenlampe in der Hand sich durch die engen Gäßchen zwischen den Gerüstbäumen hindurchzuwinden. Bald hören auch die Gerüste auf und an die Stelle der Mauerung treten die Ausbrucharbeiten für die Erweiterung des vom Sohlstollen durchzogenen Profiles, von dessen Ende her schon das Krachen der auf den Stein stoßenden Bohrer vernehmbar wird. Auf beiden Seiten sind Hunderte von Arbeitern beschäftigt, mittelst Meißel und Hammer Löcher in den harten Fels zu bohren, welcher in der unregelmäßigsten Form das Innere des Tunnels zu einer Grotte umwandelt, deren Querschnitt sich allmählig verengt und uns endlich zu der schmalen Gasse des ursprüng-

lichen Sohlenstolles und zu dem auf einen niederen Rollwagen geladenen Rahmgestelle führt, welches die 8 Bohrmaschinen trägt, für deren jede die comprimirte Luft in Guttaperchaschläuchen zugeführt wird, welche von der Hauptleitung gespeist werden. Hinter diesem Rollwagen steht der Wasserwagen, dessen Reservoir mit den in eine feine Spitze auslaufenden, auf den Bohrmaschinen befestigten Röhren communicirt, um durch dieselben den Bohrlöchern einen continuirlichen Wasserstrahl zuzuführen. 6 Arbeiter bilden die Bedienungsmannschaft für die 8 Bohrmaschinen und stehen auf ihrem Posten. Nun werden die nöthigen Hähne geöffnet und die comprimirte Luft setzt das ganze System der Bohrmaschinen in Bewegung, von denen jede 180 bis 220 Schläge in der Minute auf das Gestein macht, Die Arbeiter überwachen den Gang der Maschinen, leisten die erforderliche Nachhülfe, besorgen das Schmieren und wechseln, wenn nöthig, die Bohrer aus. Ist ein Bohrloch auf die gehörige Tiefe gebracht, so wird die betreffende Maschine abgestellt und durch Heben oder Senken, Verschieben nach rechts oder links, Drehung um einen gewissen Winkel, sei es in verticalem oder horizontalem Sinne in eine neue Lage eingestellt, um ein zweites Bohrloch zu beginnen. Auf diese Weise wird fortwährend operirt, bis jede der 8 Maschinen 9 bis 10 Löcher gebohrt hat, so daß auf dem ganzen Profil des Stollens 70 bis 80 Minenlöcher, möglichst zweckmäßig vertheilt, hergestellt werden.

Die Herstellung eines Bohrloches von 0.60 bis 0.70 M. Tiefe erfordert je nach der Härte des Gesteines 20 bis 30 Minuten, und es würden also, wenn die Bohrarbeit ohne Unterbrechung fortgesetzt werden könnte, sämmtliche 70 bis 80 Bohrlocher in höchstens drei Stunden vollendet sein. Aber die Verstellung der Maschinen, das Auswechseln der Bohrer u. s. w. nehmen so viel Zeit in Anspruch, daß hiefür nie weniger als 5, meistens aber 6 Stunden erforderlich sind. Zur leichteren Lösung des Gesteines, respective zur Erhöhung der Wirksamkeit der Minen, wurden an einigen Stellen des Stollenquerschnittes mehrere Löcher in einer Reihe ganz dicht nebeneinander gebohrt und der dazwischen liegende Kern mit größeren Bohrern, die sich nicht drehen, herausgeschlagen, um hiedurch die sonst compacte Angriffsfläche des Gesteines in einzelne Abtheilungen zu zerlegen, welche von den Minen um so leichter gelöst werden. Die einzelnen Bohrlöcher werden nun getrocknet, geladen und das Maschinengestell sammt dem Wasserwagen gegen 80 bis 90 Meter weiter zurückgeschoben, bis über jene Stelle hinaus, wo sich die starke hölzerne Thüre befindet, welche zum vollständigen Abschluß des Stollens dient, um beim Loschießen der Minen die Arbeiter und Maschinen vor Beschädigungen durch vorgeschleuderte Steinstücke zu schützen. Das Begräumen des Gesteines nimmt abermals eine verhältnißmäßig sehr lange Zeit von 5 bis 6 Stunden in Anspruch und wird daher in 24 Stunden nur einmal geschossen. Es ist nicht zweckmäßig gefunden worden, behufs Deffnung der Passage für die großen Materialtransportwagen in den Stollen das Maschinengestell nach jedesmaligem Abschießen aus demselben herauszufahren, sondern dasselbe bleibt während der Dauer des Materialtransportes da, wohin es vor dem Abschießen gebracht wurde, und geschieht die Fortschaffung



der gelbsten Steinmassen auf kleinen 0.1 Kubikmeter haltenden Wägeln, die sich an dem Maschinengestelle verüber auf einer neben der eigentlichen Schienenbahn sich hinziehenden Hülfsbahn von 0.40 Meter Spurweite bewegen und den Schutt bis vorne ins ausgeweitete Tunnelprofil bringen, wo derselbe erst von den großen, 1.7 Kubikmeter haltenden Transportwagen aufgenommen wird, um mittelst Menschen oder Pferden außerhalb des Tunnels geschafft zu werden.

Die Manier, welche für den Ausbruch des Tunnelgesteins befolgt wird, ist im Allgemeinen dieselbe, welche bei Sohlstollenbetrieb befolgt wird, und besteht aus folgenden Operationen:

Die Bohrmaschinen werden bloß zu der Herstellung des in der Are und an der Sohle des Tunnels getriebenen Stollens benützt. Ist dieser fertig, so weitet eine Arbeitergruppe von 2 bis 4 Bohrpartieen den über dem Stollen befindlichen Raum aus. Hinter dieser Gruppe folgt eine zweite von ebenfalls 3 bis 4 Bohrer, die den Raum herstellt, welcher den Tunnelfirst bildet. Das aus diesen zwei Ausbrüchen gewonnene Material wird durch eine in der Sohlstollendecke befindliche Oeffnung in die unten stehenden Transportwagen geladen und auf der provisorischen Schienenbahn fortgefahren. Nachdem so der Tunnelfirst erreicht ist, folgt eine dritte Arbeiterpartie nach, die durch den Ausbruch der beiden Seiten das obere Segment des Tunnelprofils vervollständigt. Endlich werden von der vierten und letzten Colonne auch die Seitenwände ausgebrochen und so das Profil auf seinen ganzen Querschnitt ausgeweitet. Es ist einleuchtend, daß mit dem einmal getriebenen Stollen beliebig viele Angriffspunkte zur Ausweitung des ganzen Profils dargeboten sind, um die Arbeitskräfte derart vermehren zu können, daß diese Ausweitung mit dem Vorrücken des Nichtstollens immer Schritt hält. Den Ausbruchsarbeiten folgt unmittelbar die Mauerung zuerst der Widerlager und dann des Gewölbes. Das Tunnelgestein zeigte sich insofern bisher recht günstig, als in demselben noch keine Wasserader aufgeschlossen wurde. Die ganze bisher (Mitte 1863) durchbrochene Länge ist mit Ausnahme weniger Stellen durchaus trocken. Noch bleibt zu erwähnen übrig, daß der tägliche Fortschritt des Sohlstollens in 24 Stunden durchschnittlich 1.20 Meter beträgt.

(Schluß folgt)

## Der Gesandtenmord in Teheran.

(10. Februar 1829.)

Eine Episode aus der neuesten Geschichte Persiens.

Von G. S. W.

(Schluß)

Die mannigfaltigen Schlagwörter, deren man sich im civilisirten Abendlande bedient, die Massen zu bewegen, waren und sind im mohammedanischen Oriente, mit Ausnahme von zweien, unbekannt. „Hunger“ und „Bedrohung des Glaubens“

lauten die einzigen hinreichend kräftigen Zauberformeln, um die große Menge aus ihrem lethargischen Schlafe aufzuwecken, welche Thatsache im Abgange eines gebildeten und vermögenden Mittelstandes, der befähigt wäre, sich für Fragen anderer Art zu interessieren, und in dem durch den Koran gepredigten Quietismus überhaupt ihre Erklärung findet. Deutung und Benützung der letzteren Formel liegt der Natur der Sache nach ausschließlich in den Händen der Ulema (Geistlichkeit), welche sie, je nach ihrer Ansicht und ihrem Interesse, bald zu Gunsten der Regierung, bald wider dieselbe anwendet.

Im gegenwärtigen Falle stellten sich dieselben offen auf die Seite der Volksstimmung, da von den durch Vertragsartikel gebundenen politischen Machthabern ohnedem keine Unterstützung zu erwarten stand. Sie schickten daher einen vertrauten Boten in das russische Hôtel, um den Gesandten aufzufordern, die letztgenannten Sclavinnen herauszugeben und weiteren Nachforschungen zu entsagen. Wir Geistliche — argumentirte der Unterhändler — haben mit Krieg und Frieden nichts zu schaffen, dürfen aber andererseits als Hüter der religiösen Satzungen und Gebräuche nicht schweigen, wenn es auf einen offenbaren Angriff auf diese unserer Obhut anvertrauten Güter abgesehen ist. Als solcher aber müsse das Verhalten des Gesandten angesehen werden, denn Frauen, die schon seit so langer Zeit dem Islam angehörten und Mütter und Großmütter von Mohammedanern geworden wären, wieder ihren früheren Religionsgenossen ausliefern, heiße gewissermaßen auch ihre ganze Nachkommenschaft und somit einen großen Theil der mohammedanischen Gemeinde dem gleichen Schicksale preisgeben. Hätte der Schah, um sich im Besitze seines Reiches zu erhalten, derlei Vertragsverbindlichkeiten eingegangen, sei es seine Sache; sie selbst, die Ulema, aber könnten von ihrem Standpunkte aus deren Einhaltung nicht gestatten, da sich sonst alle Mohammedaner Persiens gegen sie erheben und ihnen Achtung und Gehorsam verweigern würden.

Griboiedoff jedoch ließ sich durch die Vorstellungen des Clerus von seiner, sei es in Folge geheimer Instructionen oder, was wahrscheinlicher, eigener Hartnäckigkeit, nun einmal eingenommenen schroffen Haltung ebensowenig abbringen, als er dem Staatsoberhaupt selbst gegenüber sich in dieser Beziehung Rücksicht auferlegt hatte. Er fuhr den Unterhändler hart an und jagte ihn endlich unter Schimpfreden bei der Thüre hinaus.

Auf die Nachricht von diesem fehlgeschlagenen Vermittlungsversuche sammelte sich die Geistlichkeit in den Moscheen, wo sie, vorzüglich auf das laute Drängen des einflussreichen Imam Gadschi Mirza Meisib, die Anwendung gewaltthätiger Drohmassregeln beschloß. Die ohnedem schon russenfeindliche Stadtbevölkerung, durch fanatische Prediger noch mehr aufgeregt, gerieth in Bewegung, die Läden und Gewölbe wurden geschlossen und Pöbelhaufen, durch Zuzüge aus der Umgegend vermehrt, umlagerten bald die Wohnung des Gesandten, mit lautem Geschrei die Auslieferung der darin zurückgehaltenen beiden Frauen begehrend. Vergebens schickte der Schah mehrere seiner Söhne und andere Große mit militärischer Begleitung ab, die tumultirende Menge zu zerstreuen. Auf, wie ein einheimischer Chronist versichert, nahezu 100.000 Mann angewachsen, entgegenete sie die Abmahnungen mit dem Rufe, sie werde die Schärfe ihrer Waffen

gegen den König selbst kehren, wenn dieser es wagen sollte, für die Feinde des Glaubens Partei zu nehmen.

Trotzdem ist es, und die einheimischen Gewährsmänner versichern es auch ausdrücklich, nicht anzunehmen, daß die Geistlichkeit bei Anzettelung des Aufstandes weiter zu gehen beabsichtigt habe, als den Gesandten einzuschüchtern, um ihn hinsichtlich ihrer Auslieferungsforderung zur Nachgiebigkeit zu vermögen. Auch hatte sie ihren Willen bereits durchgesetzt, indem Griboidoff, das Aergste besüchtend, endlich doch die beiden verlangten Frauen in Begleitung des Eunuchen Sakub zum Thore hinausließ und der Menge überantwortete, als einer der bei ähnlichen Anlässen so zu sagen zur Regel gewordenen unglücklichen Zwischenfälle die Scene plötzlich zur blutigsten Entwicklung steigerte.

Um nämlich dem Pöbel den Eintritt zu wehren, hatte Griboidoff die Thore seines Hotels verrammeln und sein theils aus eigenen, theils aus von der persischen Regierung ihm beigegebenen Leuten bestehendes Gefolge von etwa 200 Mann auf dem flachen Dache des Hauses postirt, um im äußersten Falle die Angreifer durch Geschützfeuer zu vertreiben. Von dort aus fiel nun unerwartet <sup>1</sup> ein Flintenschuß in die versammelte Menge, der einen mohammedanischen Jungen todt hinstreckte. Der Anblick des frischen Blutes äußerte auf den kaum beruhigten Pöbel dieselbe Wirkung, welche er auf das gezähmte Raubthier hervorbringt. Als erste Repressalie wurde der noch in Mitte des Volkes zurückgebliebene Unheilstifter Aga Sakub in Stücke gehauen, sein Kopf auf eine Stange gesteckt und im Triumph umhergetragen. Ein allgemeiner Sturm auf das Haus folgte, das Thor wurde eingeschlagen, der Gesandte nebst 37 Personen seiner Begleitung niedergemetzelt, das Hôtel selbst demolirt und — so weit ging die Erbitterung der rasenden Menge — der Grund des Hauses selbst umgewühlt und in Haufen geworfen. Nach vollbrachtem Nachwerke zerstreuten sich die Massen mit großer Schnelligkeit nach allen Seiten, so daß es nicht gelang, die eigentlichen Häufelührer kennen zu lernen. Achtzig der Angreifer blieben als Leichen auf dem Plage. Vom Personale der Gesandtschaft entging nur der erste Secretär, Malzoff <sup>2</sup>, dem allgemeinen Verderben. Im Hôtel (oder anderswo?) verborgen, vertraute er sich einem Mohammedaner an, der ihn in Sicherheit brachte. Sobald der Schah von seiner Rettung Kunde erhielt, ließ er ihn zu sich rufen, überhäufte ihn mit Geschenken und schickte ihn unter sicherem Geleite nach Tauris. Die Leichname der erschlagenen Russen wurden auf königlichen Befehl in einer der armenischen Capellen der Hauptstadt beerdigt, von wo jener des Gesandten später nach Tiflis übertrag en und dort beigelegt ward <sup>3</sup>.

Ungeheuer war der Schrecken des Hofes und aller persischen Regierungsorgane über die unter ihren Augen verübte Selbstjustiz und blutige Verletzung der Doppel-

<sup>1</sup> Dem „Nassich ettewarich“ zufolge hätte Griboidoff zu feuern befohlen.

<sup>2</sup> Derselbe ist gegenwärtig Rath im kais. Ministerium des Aeußern zu St. Petersburg.

<sup>3</sup> Dort setzte ihm seine Frau, eine georgische Fürstin, einen Denkstein mit dem schönen Epitaph: „Deine Thaten und Dein Ruhm werden ewig im Gedächtnisse der Russen leben; warum aber hat meine Liebe Dich überlebt?“

pflcht des Gast- und Völkerrechtes. Ein augenblicklicher Wiederausbruch der Feindseligkeiten schien unvermeidlich und mußte um jeden Preis vermieden werden. So dachte vor Allem der Kronprinz, der in seiner Statthaltertschaft Merbeidichan dem Angriff des kaum versöhnten mächtigen Nachbarn zunächst ausgesetzt und überdies aus persönlichem Interesse für den Frieden gestimmt war. Kaum hatte er daher durch Malzoff Kenntniß von dem Ereignisse erhalten, als er eine dreitägige Trauer für die gesammte Garnison von Lauris anordnete, während welcher Zeit außerdem zur Erhöhung des Eindruckes die Gerichtslocale und Verkaufsgewölbe geschlossen blieben. Zugleich ließ er sich von dem Geretteten eine Erklärung des Inhaltes ausstellen, daß sein Chef, der getödtete Gesandte, die Katastrophe durch sein eigenes unangemessenes Betragen selbst heraufbeschworen habe und, auf dieses Document sich stützend, richtete er ein sehr verbindliches Schreiben an Paskewitsch, worin er das Betragen Grikoiedoffs und die Heterereien der Geistlichkeit, welche, vom Religions-eifer verführt, des schuldigen Gehorsams gegenüber der Staatsgewalt vergessen habe, als Veranlassungen des geschehenen Unglückes bezeichnete, die persische Regierung, welche nicht einmal die beim Attentat Betheiligten aufzufinden vermöge, von jeder Schuld rein zu waschen versuchte, die Hoffnung aussprach, Rußland werde diese Entschuldigungen nach Billigkeit würdigen, sich bezüglich der zu leistenden Genugthuung dem Ausprüche des russischen Oberfeldherrn unbedingt unterwarf und schließlich, falls Paskewitsch selbst sich hierüber nicht aussprechen wolle, an eine freundschaftliche Vereinbarung zwischen den beiderseitigen Staatsoberhäuptern appellirte. Malzoffs Erklärung wurde diesem Schreiben beigelegt und er selbst als Träger desselben nach Tiflis befördert, von wo er die Reise nach St. Petersburg fortsetzte.

In Teheran hingegen war man, wie es scheint, keineswegs so veröhnlich gestimmt<sup>1</sup>, als am Hoflager des Kronprinzen, der vom nordischen Nachbar nicht nur Alles zu fürchten, sondern auch Alles zu hoffen hatte, indem Rußlands vermöge des letzten Tractates neu bekräftigte Anerkennung seiner Person als Kronerben allein ihm die ungestörte Nachfolge auf dem väterlichen Throne sicherstellte. In der Umgebung des Schah machten sich nämlich gerade die entgegengesetzten Einflüsse geltend und seine übrigen Söhne, die in Abbas Mirsa's von Rußland garantirter Thronfolge ein unübersteigliches Hinderniß für ihre eigenen ehrgeizigen Absichten erblickten, drangen in den alten Monarchen, den gleichzeitigen Krieg zwischen dieser Macht und der Pforte zu benützen, um in einer abermaligen Schilderhebung die früheren Scharten auszuweihen und vielleicht die abhanden gekommenen Provinzen zurückzugewinnen. Osmanische Agenten und englische Einflüsse sollen Fethali in dieser Richtung zu bestärken beigetragen und auch wirklich kriegerische Rüstungen stattgehabt haben, um bei einem etwaigen Erfolge der Waffen des Sultans alsbald auch selbst die Feindseligkeiten wieder zu eröffnen.

<sup>1</sup> So bei Fonton („La Russie dans l'Asie mineure, S. 402). Die persischen Quellen erwähnen hievon nichts.

Was Naskewitsch anbelangt, so lag ihm begreiflicher Weise Alles daran, sich gleichzeitig mit dem zweiten Feldzuge gegen die Pferte, zu dem er eben Vorbereitungen traf, nicht auch den persischen Angriff auf den Hals zu laden. Dazu waren ihm die Verhältnisse zwischen den beiden persischen Residenzen Teheran und Tauris wohlbekannt, daher er sein Antwortschreiben<sup>1</sup> an den Kronprinzen so abfaßte, daß es einerseits diesen in seinen friedfertigen Gesinnungen bestärkte und andererseits durch die Mäßigkeit der gestellten Satisfactionsforderungen der Centralregierung selbst die Annahme derselben erleichterte.

„Der großmächtige Schah, Ihr Vater“ — heißt es in diesem eben so schlau berechneten, als würdig gehaltenen Actenstücke — „will Krieg anfangen. Angenommen, daß Sie, seinen Befehlen gehorchend und den Umtrieben Ihrer Brüder nachgebend, die Operationen beginnen, werden Sie doch im Königreiche nicht mehr als höchstens 60.000 Mann streitfähige Mannschaft aufbringen. Unsere Grenzprovinzen haben nun allerdings keine anderen Vertheidiger, als die Truppen, welche die Festungen besetzt halten. Sie werden daher im Monate Juni in das offene Land eindringen und dasselbe verheeren können; dagegen wird es Ihnen nicht gelingen, die festen Plätze zu nehmen. Denn, Eure Hoheit haben bereits aus Erfahrung kennen gelernt, daß die russischen Truppen dieselben nie freiwillig übergeben und Mundvorrath ist, wie ich versichern kann, daselbst im Ueberflusse vorhanden. So werden Ihre Erfolge unweit der Grenze ihr Ziel finden, denn, furchtbare, vom Feinde besetzte Positionen im Rücken lassend, werden Sie sich nicht entschließen können, weiter vorzurücken. Meinerseits verammle ich 25.000 Mann unter den Mauern von Kark, marschiere gegen die Türken, schlage sie am Saganluk, nehme Erzerum und rücke im October, wenn die Gebirge mit Schnee bedeckt sind und Ihnen die Möglichkeit der Verbindung mit dem Seriasker abgeschnitten ist, über Bajasid und Chei gegen Tauris. In dieser Jahreszeit sind die Truppenecontingente des Schah und Ihrer Brüder bereits in ihre Heimat zurückgekehrt. Sie werden daher einzig und allein mit den Truppen aus Aserbeidschan mir gegenüberstehen; ich werde das Land erobern, um es nie wieder herauszugeben. Hiemit ist auch alle Hoffnung, jemals den Thron Ihres Vaters zu besteigen für Sie verloren. Noch vor Ablauf eines Jahres wird die Dynastie der Kadsharen aufgehört haben zu regieren. Was im letzten Kriege geschah, wird auch jetzt geschehen. Zählen Sie weder auf die Versprechungen der Engländer, noch auf die Versicherungen der Türken! Der Sultan ist in der gefährlichsten Lage. Unsere Flotte blockirt die Dardanellen und schneidet Constantinopel die Lebensmittel ab. Der Admiral Rumanı steht jenseits von Burgas. Adrianopel sieht mit Schrecken den Augenblick seines Falles voraus. Der Wille des Kaisers wird unter allseitigem Zusammenstreifen ausgeführt und zwar durch Truppen, deren Muth Europa kennt. Die Engländer werden Sie nicht vertheidigen; ihre Politik hat kein anderes Interesse als das ihrer Besitzungen in Indien. Wir können in Asien ein Königreich erobern, ohne daß sich jemand deshalb beun-

<sup>1</sup> Ebenfalls bei Zouten S. 405.

rubigt fühlt. In Europa kann jeder Zoll Erde blutige Kriege hervorrufen; die Türkei ist zum europäischen Gleichgewichte nothwendig, aber die europäischen Mächte kümmern sich wenig darum, wer in Persien herrscht. Ihre politische Independenz ist in unserer Hand. Alle Ihre Hoffnung muß auf Rußland beruhen; dieses allein kann Ihren Untergang beschleunigen; dieses allein Sie stützen."

Nicht minder offen, männlich und staatsklug lauten die Rathschläge, womit dieses merkwürdige Actenstück schließt: „Da Eure Hoheit — heißt es dort — meine persönliche Meinung zu kennen wünschen, werde ich dieselbe mit jener Aufrichtigkeit aussprechen, die Hochdieselben bereits an mir schätzen lernen konnten. Um die Erinnerungen an das Attentat, welches Dieselben so sehr bedauern, auszulöschen, giebt es nur ein Mittel, nämlich hinsichtlich des vom Pöbel von Teheran verübten treulosen Verrathes, die Verzeihung unseres großen Monarchen anzuflehen. Diesen Zweck können Sie erreichen, indem Sie mir einen Ihrer Brüder oder Söhne nach Tiflis senden, von wo ich ihn als Botschafter nach Petersburg weiterbefördern werde. Ich nehme es auf mich, diesen Schritt seitens meines Souverains genehmigen zu machen. Um gleichzeitig Rußland einen Beweis jener Abhänglichkeit zu liefern, deren Sie uns so oft versicherten, müssen Sie dahin wirken, daß die Politik des Schah eine andere Richtung nehme. Sie müssen der Türkei den Krieg erklären, in ihr Gebiet eindringen und Wan angreifen. Ich meinerseits verspreche Ihnen hierzu Waffen und Geschütze und werde Ihnen mit meinen Truppen beistehen, diese Eroberungen durchzuführen" u. s. w.

Diese Sprache, unterstützt von den Vorstellungen des Ueberbringers, Fürsten Andakheff, Adjutanten Pastewitsch, that die beabsichtigte Wirkung.

Die Allianz gegen die Türkei kam zwar nicht zu Stande und in Teheran glaubte man auch in Bezug auf die Abbitte möglichst wohlfeil durchzukommen, indem man die verlangte außerordentliche Botschaft nach Petersburg nicht, wie Pastewitsch angedeutet hatte, einem Prinzen des königlichen Hauses, sondern einem Würdenträger von verhältnißmäßig niederem Range anvertrauen wollte. Doch kam der Kronprinz dieser offenbar ungenügenden Maßregel zuvor, und noch ehe der neu ernannte Botschafter in Begleitung eines jüngeren Bruders Abbas Mirza's in Tauris anlangte (3. Mai), um die weiteren Modalitäten der Mission zu besprechen, hatte Chosru Mirza, des Thronerben siebenter Sohn, mit seinem Gefolge bereits die Reise nach Tiflis angetreten. Sethali Schah, hievon benachrichtigt, machte nothgedrungen gute Miene zum bösen Spiele, doch hatten die hiedurch nöthig gewordenen Veränderungen in der Abfassung der Creditive noch längere Verzögerungen zur Folge, daher das nachgesendete, für Kaiser Nikolaus bestimmte königliche Entschuldigungsschreiben den Prinzen erst in Nowgorod erreichte.

In der russischen Hauptstadt wurde der fürstliche Diplomat mit Auszeichnung empfangen, ja beim Einzuge gab ihm — wie die einheimischen Chronisten mit Selbstgefühl erwähnen — der Czar sogar die Ehre, ihn einige Schritte voraus reiten zu lassen. Auch scheint er sich, trotz der Schamröthe, welche dem nach orientalischer Art erzogenen jungen Manne der Anblick der unverschleierten russischen

Hofdamen anfänglich auf die Wangen trieb, schließlich in seiner neuen Lage recht wohl befunden zu haben, da sich sein Aufenthalt am Czarenhofe bis ins nächste Jahr verzog. Während der ganzen Dauer desselben wurde, so weit ging die rücksichtsvolle Höflichkeit des kaiserlichen Gastfreundes, der Name Grikoiedoff nicht ausgesprochen und ihm vor seiner Abreise als wahrhaft kaiserliches Abschiedsgeschenk eine der noch ausständigen Kriegsentschädigungsraten ganz erlassen, eine andere auf Jahresfrist verlängert.

Um dagegen durch einen Act der Sühne am Orte der geschehenen Muthat selbst die Genugthuung noch auffälliger und vollständiger zu machen, war mittlerweile auch ein russischer Gesandter, Fürst Dolgoruki (im Juli 1829), in Teheran erschienen und hatte die Verbannung des geistlichen Hauptanführers des Attentates, Mirsa Meisih, und die Festnehmung und Hinrichtung eines gewissen Misakulibeg verlangt, welcher verlässlichen Anzeigen zufolge am Tage von Grikoiedoffs Ermordung, am Schauplatze der That mit einem blutigen Messer gesehen und dann flüchtig geworden war. Derselbe wurde auch wirklich bald darauf ergriffen und auf öffentlichem Plage vom Leben zum Tode gebracht.

Größeres „Kopferbrechen“ verursachte dem Schah die Ausweijung des fanatischen Imam, da derselbe bei den Massen in Ansehen stand und seine Schüler ausgestreut hatten, man wolle ihn, sobald er die Stadt verlassen haben werde, festnehmen und an Rußland ausliefern. Mehrere Male ließ ihn der Monarch zu sich entbieten und beschwor ihn persönlich, im Interesse des Staatswohles sich für einige Zeit aus der Hauptstadt zu entfernen, bei welchen Ueberredungsversuchen ein anderes angesehenes Mitglied des Priesterstandes den König unterstützte. Aber auch nachdem er selbst sich hierzu geneigt erklärt hatte, wollte ihn sein besorgter Anhang nicht ziehen lassen. Denn, als er, von der Regierung gedrängt, sich endlich wirklich zur Abreise anschickte und seine Abschiedsbesuche machte, rottete sich das Volk zusammen und die Bewegung wurde so drohend, daß die Thore der Citadelle, worin der königliche Palast, geschlossen und auf den Wällen Geschütze aufgefahren werden mußten. Trotzdem dauerten die Ansammlungen fort, und schon wollte Fethali Schah, auf das Höchste erbittert, eine allgemeine Niedermeßlung anordnen, als es gelang, Mirsa Meisih verkleidet aus der Stadt zu schaffen und hiemit auch dem letzten Wunsche des beleidigten Nachbarn gerecht zu werden.

„So“ — schließt einer der einheimischen Erzähler, welchem die obigen Einzelheiten größtentheils entlehnt sind — „gelang es, das zum zweiten Male aus dem Schlummer aufgeschreckte Kriegsunheil wieder einzuschläfern und der Schah gewann die nöthige Muße, seine dem Ei gleich weiß glänzenden Gedanken aufs Neue den inneren Uebelständen des Reiches zuzuwenden.“

## Die Schlacht bei Kulm 1813.

Von Joseph Alexander Freiherrn v. Helfert.

(Wien 1863. K. k. Hof- und Staatsdruckerei.)

Es mangelt wohl nicht an Beschreibungen jener merkwürdigen Schlacht, welche vor einem halben Jahrhundert so viel beitrug, die noch kurz vorher allgewaltige Stellung Napoleons I. in Deutschland zu untergraben; aber auf Mittheilungen von verschiedenen Seiten gestützt, die größtentheils an mitten in der wilden Brandung des Kampfes empfangene Eindrücke und Erinnerungen sich knüpfen, war es bisher schwer, sich aus diesen, in oft wesentlichen Punkten einander widersprechenden Darstellungen ein einheitliches Bild jener mächtig bewegten Vorgänge zu schaffen. Es bedurfte einer scharfen kritischen Sichtung, um Zeit und Vertiklichkeit nach Möglichkeit festzustellen und auch den mitwirkenden Persönlichkeiten ihren richtigen Platz anzuweisen, die denselben zugefallene und factisch gelöste Aufgabe aufzufinden und zu bezeichnen.

Der Verfasser der eben genannten kleinen Schrift hat unter Prüfung und Vergleichung der vorhandenen Quellen diese schwierige Klärung der Thatfachen unternommen; er hat den in den Schlachtberichten oft höchst verworren angezeigten Stundengang auf ein richtiges Medium zurückgeführt und durch eine der Schrift angehängte Uebersichtskarte das ausgedehnte Schlachtfeld auch illustriert. Was wir aber an seiner Schrift als ein Verdienst hervorheben müssen, ist, daß sie die Mitwirkung österreichischer Kriegsführer und Truppen an dem Siege von Kulm, eine Mitwirkung, die sonderbarer Weise in den bisherigen Schilderungen sich meist überaus kurz und unbefriedigend angedeutet findet, unbeschadet der Verdienste Anderer, in das gebührende Licht stellt. „Wir wollen uns nicht mit fremden Federn schmücken, aber wir wollen auch nicht länger dulden, daß man uns die unserigen ausrupfe!“

Zunächst werden die für den Gang der Kulmer Schlacht so wichtigen Voreignisse dem Leser in einem nöthigen Ueberblicke vorgeführt und daraus der Schluß gezogen, daß die Ehre der Tage vom 26. August bis in die Morgenstunden des 29. dem Prinzen Eugen von Württemberg, russischem Generallieutenant, gebührt. Die tapfere Gegenwehr in dem Gefechte bei Kriezschwitz, der Marsch von Zehista über Berg-Gießhübel und Hellendorf nach Peterswalde, der Wettkampf mit den vielfach überlegenen, von allen Seiten nachdringenden und hereinbrechenden Truppen Vandamme's, zur Gewinnung der großen Heerstraße nach Böhmen, der Muth, die Ausdauer, die Entschlossenheit, die Lebendigkeit und Geistesgegenwart, womit der Prinz in einem fast drei Tage und drei Nächte hindurch unausgezeigten Marschiren und Schlagen zuletzt den großen Preis des Kampfes zu erringen wußte, alles das sichert ihm einen gefeierten Namen in der Geschichte jener ereignißvollen Tage.

Die Schlacht bei Kulm ist eine „Schlacht des Zufalls, im Ganzen unzusammenhängend“ genannt worden. Unsere Schrift bestreitet mit guten Gründen die



Richtigkeit dieser Bezeichnung und weist darauf hin, daß die Hauptbegebenheit vom 30. August, die vom Fürsten Schwarzenberg genau vorhergesehen und berechnet war und für welche der russische Heerführer Barclay die bestimmtesten, im Laufe der Schlacht der Hauptsache nach durchaus eingehaltenen Anordnungen traf, jenen Namen durchaus nicht verdiene; hingegen biete der erste Schlachttag (29. August) in der That die interessante Erscheinung, daß beide Gegner nicht nur ihre eigentliche Aufstellung erst während des Gefechtes entwickelten, sondern selbst die Truppen mit denen sie dieselbe ausfüllten, größtentheils erst im Laufe der ereignißvollen Stunden erhielten.

Dieser erste Schlachttag brachte starke Verluste, aber auch bereits wichtige Erfolge, so daß Fürst Schwarzenberg auf der Wahlstatt des 29. August voraus- sagte: „morgen wird einer der schönsten Tage sein“. Noch am Abend des 29. trafen Fürst Schwarzenberg und Graf Radetzky die Anordnungen für die Schlacht des folgenden Tages. Der General en Chef der russisch-preussischen Truppen, Barclay de Tolly, sollte die Oberleitung übernehmen und unter seine Befehle wurden die österreichischen Divisionen Colloredo und Bianchi, so wie die Cavaleriebrigade Sorbenburg gestellt; der heroische Entschluß des preussischen Generals Kleist, sich im Rücken Vandamme's über Rollendorf den Weg zu der verbündeten Armee zu bahnen, wurde in den Schlachtplan miteinbezogen. Der Feind müsse, so lautete im wesentlichen der von Radetzky's eigener Hand geschriebene, von Schwarzenberg unterzeichnete Befehl an den General Barclay, von Kulm bis Peterswalde zurückgedrängt werden, während die Colonne des Generals Kleist über das Gebirge her im Rücken des Feindes mitwirken und von den Höhen herab nachdrücklich handeln werde. Auch an Colloredo, an Bianchi u. A. wurden die Befehle von Radetzky's Hand geschrieben, vom Fürsten Schwarzenberg unterfertigt und gelangten noch am 29. spät Abends oder in der Nacht vom 29. auf den 30. an die Orte ihrer Bestimmung, Beweise genug, daß das große Ereigniß vom 30. August nichts weniger als eine „Schlacht des Zufalls“ war.

Die österreichischen Heerführer, welche der Befehl Schwarzenbergs auf das Feld der Ehre rief, dankten diese Auszeichnung zumeist dem Umstande, daß sie ihre Corps unter den ersten, und zwar in einem vergleichsweise leidlichen Zustande durch die Schluchten des Erzgebirges herabgebracht hatten und mit denselben dem Kulmer Schauplatz zunächst standen; sie verdienten aber auch diese Auszeichnung, da sie zu den tapfersten und entschlossensten Generalen der k. k. Armee zählten. Es waren: Hieronymus Graf Colloredo-Mannsfeld, Friedrich Freiherr v. Bianchi, Prinz Friedrich zu Hessen-Homburg und Prinz Ferdinand von Sachsen-Coburg.

Die entscheidende Aufgabe des Tages, nämlich den linken Flügel der Franzosen zu umgehen und durch rasche Vorrückung gegen Aufschine und Arbesau Vandamme den Rückzug auf der Rollendorfer Straße abzuschneiden, fiel dem rechten Flügel zu, welchen die Oesterreicher unter Colloredo bildeten, dem auch die Reiterei des Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg, der russische General Knorring mit

seinen tatarischen Uhlanen, Kaiserin-Kürassieren und einem Kosakenregiment nebst vier Geschützen reitender Artillerie zugewiesen waren.

Um Vandamme's Anordnungen für den 30. August zu beurtheilen, darf nicht übersehen werden, daß er sicher darauf rechnete, von den nahen Abtheilungen des französischen Heeres, das noch vor wenigen Tagen einen Sieg erfochten hatte, nicht im Stiche gelassen zu werden. Diese Voraussetzung zugestanden, konnte Vandamme's Aufstellung am 30. August als vortheilhaft gewählt gelten, nur daß sie von einer Seite eine Blöße bot. Der linke Flügel der Franzosen zunächst der Kulmer Straße und über die Wapplingsberge hin bis an die Abhänge der Höhe von Strisomitz war nämlich nicht gehörig versorgt. Daß Vandamme diese letztere Höhe nicht ganz besetzt und ausreichend gesichert hatte, war sein folgenschwerer Fehler.

Beide Feldherren hatten es auf eine Umgehung des jenseitigen linken Flügels abgesehen und gingen mit ihrem rechten angriffsweise vor. Welchem von beiden das beabsichtigte Unternehmen glückte, der hatte den Tag gewonnen. Gelang es Vandamme, so stand ihm der Weg nach Prag offen. Die Verbündeten hatten, was ihnen an kampffähigen Truppen zu Gebote stand, auf das Kulmer Schlachtfeld gesendet; waren sie da geschlagen, so konnte die geringe Abtheilung des FML. Ledebere, welche Fürst Schwarzenberg aus Vorsicht bei Lobositz aufgestellt hatte, den Siegeslauf Vandamme's kaum aufhalten, und ohne Zweifel würde Napoleon nicht länger gesäumt haben, den glücklichen Handstreich seines Unterfeldherrn nachdrücklich auszubenten.

Gelang dagegen der Plan der Verbündeten, hielten die Russen bei Pristen und am Gebirge festen Stand, glückte den Oesterreichern unter Colloredo die Unternehmung gegen Aufschie und Arbesau, und traf Kleist mit seinen Preußen zur rechten Zeit bei Telnitz ein, dann war Vandamme mit seinem ganzen Corps wie in einem Neze gefangen und nur Trümmer davon konnten im günstigsten Falle durch Wälder und Schluchten entkommen.

Dank der heldenmüthigen Ausdauer der Truppen der Verbündeten und der gewissenhaften Durchführung des Planes der Schlacht trat der letztere Fall ein und der großartige Kampf endigte mit dem vollständigen Siege der Verbündeten, mit der Niederlage und Vernichtung der Franzosen auf der Wahlstatt von Kulm. Vandamme selbst fiel den Verbündeten in die Hände, als er, die Karte von Sachsen in der Hand, einen rettenden Ausweg gegen die Thalschlucht von Sernitz hin suchte.

Die Nachricht vom Siege bei Kulm traf überall gleichzeitig mit der Nachricht der Siege von Großbeeren und von der Ragbach ein und in Wien hielt am 4. September der k. k. Generaladjutant Oberstlieutenant Graf Paar als Ueberbringer der dreifachen Siegesbotschaft seinen feierlichen Einzug.

Das Nachspiel der Schlacht bei Kulm und der letzte Versuch dieser Art von Seite der Franzosen waren die Gefechte bei Kninitz und Arbesau am 17. und 18. September. Jene wie diese waren der erste entschiedene Erfolg, den die drei großen Verbündeten im gemeinsamen Zusammenwirken gegen die Allgewalt Napoleons I. errungen. Mit Recht verlor daher, selbst nachdem die größere That von

Leipzig geschehen und der schließliche Erfolg von Paris erkämpft war, die Schlacht von Kulm nicht an der hohen Bedeutung, die man ihr gleich in den ersten Tagen beigemessen hatte.

H. M.

## Neue Romane und Erzählungen.

(„Bilder aus dem Leben“ von Marie Helene. — „Erziehung und Ehe“ von A. Cesmar — „Französisches Leben“ von A. Wartenburg. — „Albrecht von Brandenburg“ von Paul Stein.)

Die Bücherwelt, die in unseren Tagen so ziemlich abseits der wirklichen Welt sich entwickelt, hat auch Blut und Thränen und will auch, daß man ihre Tagesgeschichte schreibe; die Tagesgeschichte der Bücherwelt, die Kritik, muß sich aber natürlich eben so bescheiden in den Hintergrund ziehen wie ihr Gegenstand. Es wird gelebt und geliebt, gekämpft und gestorben in zahlreichen Romanen und Novellen und diese imaginäre Welt hat doch den Ehrgeiz, zu der wirklichen Welt zählen zu wollen, denn jedes neu erscheinende Buch möchte — ein Ereigniß sein. Einem belletristischen Buch ist das schon lange nicht gelungen und wenig Aussicht ist vorhanden, daß es einem solchen bald wieder gelingen werde. Das hindert nicht, daß die Welt noch immer trauliche Ecken, stille Winkel hat, von denen Telegraphen und Zeitungen nicht das Mindeste zu erzählen wissen, und daß in den unbeachteten Ecken und Winkeln Leute lauern, die sich damit vergnügen, Romane und Novellen zu lesen. Kann die Tagesgeschichte auf Vollständigkeit Anspruch machen, wenn sie nicht wenigstens die Existenz solcher Leute und solcher Bücher feststellt?

So hat z. B. die Reihe kleiner Bücher, die in der Ueberschrift aufgeführt ist, sämmtlich aus dem Verlag von F. W. Grunow in Leipzig, ihre kleine Lesewelt gefunden. „Bilder aus dem Leben“ von Marie Helene, sind der Frau Ottilie v. Goethe gewidmet, in herzlich schlechten Versen, die zur Folie dienen für die ziemlich anmuthige Prosa der dargebrachten kleinen Erzählungen. Es sind in diesen wirklich einige Lücken angebracht, aus denen sich Aussicht gewinnen läßt auf das Leben, wie es sich, offener Widersprüche und geheimer Schmerzen voll, namentlich für die sogenannten gebildeten Stände gestaltet. Das gilt zumeist von der ersten Erzählung, deren französischer Titel „simple histoire“ mit dem viel bezeichnenderen: „Maria und Martha“ vertauscht werden könnte. Der abgelebte Gutsherr mit seiner dem Idealen zugeneigten Frau — der junge geistvolle Baron mit einer Gattin, die nur Sinn hat für Haus und Wirtschaft — das sind zwei Paare von so lebendigem Contrast, daß derselbe nothwendig zu einem Conflict führen muß. Er wird sehr hübsch dadurch gelöst, daß die wirtschaftliche Baronin, sobald sie die Hinneigung ihres Mannes zu der idealistisch gesinnten Frau des Gutsherrn entdeckt, von dieser selbst, gerade der Poesie und dem Ideal zulieb, die Abhülfe begehrt und erhält.

„Alle moralischen Urtheile müssen falsch und hohl ausfallen, wenn ihnen nicht die stete Beziehung zu den besonderen Umständen des einzelnen Falles Licht giebt.“ Das außerordentlich wahre Wort der englischen Schriftstellerin Eliot kann doch der „psychologischen Skizze“, der sie hier zum Motto dient, „Aus dem Volksleben“ betitelt, den Anstrich einer ungesund und selbst unmoralischen Sentimentalität nicht nehmen. Die übrigen drei Erzählungen rechtfertigen den Wunsch, der Verfasserin in einem so anspruchlosen Wirken wieder zu begegnen, wobei sie ihrer Bescheidenheit nicht mehr den seltsamen Einfall zu gestatten hätte, ihrem Buch Gedichte von anderen Autoren beizumischen, in der Meinung, es dadurch anziehender zu machen.

Der dreibändige Roman „Erziehung und Ehe“ ist zu breit ausgezogen, in seinen verschiedenen Theilen ungleich gearbeitet und darum auch ungleichen Werthes. Die zweite Abtheilung war früher als selbstständige und zwar preisgekrönte Novelle im Leipziger „Familien-Journal“ abgedruckt und ist in der That, besonders in der ersten, größeren Hälfte, so lebendig, mit so natürlicher Frische geschrieben, daß man um des Theiles willen das Ganze hinnehmen kann und an jenem einen Besitz hat, wenn dieses nicht befriedigt.

„Französisches Leben“ von Wartenberg fesselt durch die fast dramatisch zugespitzte Darstellung von drei sehr verschiedenen Momenten aus dem Leben der Frau von Maintenon. Dieser feinen Arbeit, die das Buch eröffnet, schließt sich, wenn nicht an schriftstellerischem Werth, doch an Interesse für den Leser die Skizze an, die den Schluß bildet und das Ende des berühmten Verfassers der „Paroles d'un croyant“, des Abbé Lammenais schildert.

„Albrecht von Brandenburg“ ist ein geschichtlicher Roman in drei Bänden, einer von jenen Romanen, die sich eigentlich ganz und gar der litterarischen Kritik entziehen und vielmehr für ihr fruchtbares Gedeihen, welches wieder nur auf dem großen Antheil weiter Lesekreise beruht, eine kulturhistorische Erklärung in Anspruch nehmen würden. Wenn Leute, die den geringsten Sinn für geschichtliche und poetische Wahrheit haben, sich von solchen Büchern mit einem gewissen Schauer abwenden — so kann „Albrecht von Brandenburg“ mit strenger Gewissenhaftigkeit allen jenen Lesern dringend empfohlen werden, die sich bewußt sind, an den Romanen von Louise Mühlbach eine vergnügliche Lectüre gefunden zu haben.

—s—m.

## Die akademische Kunstausstellung.

‡ In wenigen Tagen wird die von der Akademie der bildenden Künste veranstaltete Ausstellung von Kunstwerken der öffentlichen Beschäftigung eröffnet werden. Seit der letzten Ausstellung dieser Art ist ein Zeitraum von fünf Jahren verstrichen, ein Zeitraum, welcher für die Fortschritte der Kunst überhaupt von nicht großer Bedeutung ist, innerhalb dessen aber sich manche Umgestaltung unserer Kunst

Verhältnisse im Stillen vorbereitet und schon vollzogen hat, auf die wir um so mehr mit einigen Worten hinweisen müssen, weil deren Beachtung für den Charakter solcher Ausstellungen von wesentlicher Bedeutung ist. Die Zeit ist vorüber und möge sie nie mehr wiederkehren, wo die Kunst die bloße Dienerin gesellschaftlicher Interessen war, wo das ganze Kunstleben in dem engen Rahmen einer Ausstellung sich zusammenfassen ließ, wo das, was sonst die Abzweigung einer in frischer Kraft aufstrebenden Entwicklung war, zu dem Ganzen sich ausweitete. Die Bestrebungen sind ernstere, die Ziele größere geworden. Die Kunst ist daran, die ihr gebührende Stellung wieder zu erringen. In dem Zusammenwirken einzelner Künste zur Lösung großer monumentaler Aufgaben erfüllt sie ihre wahre Bestimmung. Diese Ansicht macht sich von Tag zu Tag mehr geltend und verwirklicht sich in Schöpfungen, die nicht bloß den Zeitgenossen zum Genuße dienen, sondern als Zeugen einer schöpferischen Kraft auf unsere Nachkommen sich zu vererben die Aufgabe haben. Diesen Bestrebungen gegenüber, die von Stunde zu Stunde mehr Wurzel fassen, steht eine Künstlerschaft, die, herangezogen unter dem Einflusse ungefunder Traditionen, losgelöst von den großen Aufgaben der Kunst, fast ausschließlich jenen kleineren Kunstgebieten sich verdingte, welche ihre Pflege auf den Kunstvereinen fanden und den Markt im Auge behalten mußte, für welchen sie ausschließlich thätig war. Das Kunstvereinsleben jedoch, diese Thatsache möge kein Künstler aus dem Auge verlieren, ist im Absterben begriffen, es hat seine Mission erfüllt, in der Zeit mangelnden Kunstsinnes hat es mühsam Quellen des Erwerbes aufgesucht und eröffnet, hat in künstlichem Aufbaue Künstler und Publicum zu vermitteln gesucht und bildete so die Brücke für bessere Zeiten. Diese wir hoffen es, sind hereingebrochen und „Chronos“ verschlingt seine eigenen Kinder. Hinter dieser classischen Metapher birgt sich aber eine Summe getäuschter Existenzen, auf die wir nur mit tiefem Schmerze zurücksehen, die wir aber nicht wegläugnen können. Die sich vollziehende Umwandlung unseres Kunstlebens wird aber ohne Zweifel auch jenen Kräften, die nicht die Wege zum höchsten Gipfel einschlagen, Raum und Gelegenheit bieten, sich zu bethätigen, vorausgesetzt, daß sie jene Sfortlichkeit, jenes Gefühl selbstständiger künstlerischer Größe zum Opfer bringen, welches in vielen Fällen ganz tüchtige Kräfte zur Unthätigkeit verdammt und in Bahnen gefesselt hält, auf welchen schmerzliche Enttäuschung zum steten Begleiter wird.

Mit diesen Betrachtungen, die wahrlich keine müßigen sind, wenden wir uns der diesjährigen Ausstellung zu, die nur zu sehr für die theilweise Entmutigung Zeugniß giebt, die in unsere künstlerischen Kreise eingebracht ist und deren Umsichgreifen zu verhindern die Aufgabe Aller ist, die darauf Einfluß zu üben berufen sind. Ohne einer Kritik der einzelnen Werke vorgreifen zu wollen, beschränken wir uns vorerst darauf, auf einzelne Erscheinungen hinzuweisen, welche das Interesse des Publicums in tieferer Weise anzuregen und zu fesseln geeignet erscheinen.

In den Vordergrund stellen wir Prof. Rahl's Gemäldecyclus. Es ist seit einer Reihe von Jahren das erste Mal, daß Rahl mit einer ganzen Folge von Kunstwerken vor das Publicum tritt. Rahl's Name wurde in jüngster Zeit fast

mit jeder Kunstschöpfung in Verbindung gebracht, die auf monumentalem Gebiete in Aussicht gestellt wurde, und mit gutem Grunde konnte von jenen Kreisen, die dem Künstler und seinem Schaffen nicht näher standen, nach der Berechtigung einer so bevorzugten Stellung gefragt werden. Wir meinen, daß diese Frage in dem Entwurfe seine genügende Lösung findet, welchen Rahl für die im Auftrage des Baron Sina auszuführenden Frescogemälde angefertigt hat. Es spricht aus diesem Entwurfe ein solcher Reichthum geordneten künstlerischen Denkens in Verbindung mit einer so meisterhaften Gewalt des Colorits, daß wir diesen Entwurf dem Bedeutendsten beizählen, was auf dem Gebiete der historischen Kunst unserer Zeit geleistet wurde. Es war keine leichte Aufgabe, eine Reihe von Gruppen in einer solchen Anordnung darzustellen, daß, wir möchten sagen die architektonische Gliederung in ungehindertem Flusse erhalten und die Gefahr einer Monotonie vermieden werde. Der volle Genuß dieses Werkes wird nicht bloß durch die Sinne vermittelt, er setzt, wie alle echten großen Kunstwerke, Sammlung des Geistes voraus, und wir wollen nicht in Abrede stellen, daß jene verbildeten Geister, die sich ihre Erholung aus dem Anblicke der süßlichen Ländeleien und Cofettereien der Aferkunst holen, den Anforderungen, mit welchen Rahl's Werk an den Beschauer herantritt, nicht gewachsen sind. Rahl's Schaffen will eben mit einem Maßstabe gemessen werden, der nichts mit dem Gewöhnlichen zu thun hat — leider aber ist dies das Gewohnte und sein Gegentheil nur zu häufig — ein Fremdes. Neben diesem Frieße verdienen die vier großen historischen Gemälde Rahl's unsere volle Aufmerksamkeit.

Einen zweiten Cyclus von Kunstwerken verdanken wir den Kräften des Kunstinstitutes, in dessen Räumen die Ausstellung stattfindet. Es sind dies die Miniaturen, welche von den Professoren der Akademie im Allerhöchsten Auftrage Sr. Majestät für jenes handschriftliche Missale ausgeführt wurden, welches als kaiserliches Geschenk Sr. Heiligkeit dem Papste überreicht zu werden die Bestimmung hat und nunmehr seiner Vollendung nach jahrelangen Vorarbeiten zugeführt wird. Die Vorführung dieses schönen Werkes verdanken wir der Gnade Sr. Majestät des Kaisers, nach Höchstdessen Anordnung auch dem Publicum der Genuß der Besichtigung dieses Prachtwerkes vor dessen Absendung nach Rom eröffnet werden soll. Manche unserer Leser werden sich noch des handschriftlichen, mit Initialen und Miniaturen reich geschmückten Gebetbuches erinnern, welches von den Professoren der Akademie Ihrer Majestät der Kaiserin anlässlich Allerhöchstihrer Vermählung überreicht wurde. Es war dies der erste Versuch, in größerem Umfange von jenen Kunstmitteln Gebrauch zu machen, welche das ganze Mittelalter hindurch zur Ausschmückung von Handschriften verwendet wurden und welche erst den mechanischen Künsten der Vervielfältigung der Bücher weichen mußten. Schon dieser erste Versuch erregte die Theilnahme aller Kunstfreunde, und wir zweifeln nicht, daß auch die nunmehr ausgestellten Blätter, mit einer erhöhten Sicherheit des Schaffens ausgeführt, die ungetheilte Bewunderung der Beschauer für sich in Anspruch nehmen werden. Wir haben es nicht mit einer bloßen Nachahmung ab-

gelebter Kunstformen zu thun, wie dies vielleicht in dem exclusiven Gelüste der Archäologen liegen könnte, sondern mit neuen Schöpfungen, deren ornamentaler Theil mit feinem Kunstgeföhle und in meisterhafter Durchbildung den stilistischen Anforderungen gerecht wird und ein durchaus einheitliches Gepräge darlegt, während die figuralischen Darstellungen eine Reihe künstlerischer Individualitäten von hervorragender Geltung repräsentiren. Ein Werk ähnlicher Art dürfte seit Jahrhunderten nicht ins Leben gerufen worden sein und es bildet ein seltenes Denkmal des Zusammenwirkens künstlerischer Kräfte auf einem Gebiete, das einem solchen Einflusse bis nun ferne lag.

Noch müssen wir aus der Anzahl der vorgeführten Kunstwerke auf einzelne Erzeugnisse der Plastik hinweisen, die unsere besondere Aufmerksamkeit verdienen. Die Bildhauerei findet nur ausnahmsweise Eingang in die Markthallen der Kunstvereine, und auch dann nur in jenen abgeschwächten Statuetten u. s. f., die der Industrie näher stehen, als der Kunst und ihre Mission vollständig erfüllt haben, wenn ihnen ein Plätzchen in einem Salon oder auf einem Büchergestelle eingeräumt wird. Die Plastik im großen Stile, um uns eines oft mißbrauchten Wortes an rechter Stelle zu bedienen, findet leider in unserer Zeit nur sehr geringe Pflege und häufig tritt der Fall ein, daß es zur Lösung der hie und da auftauchenden Aufgaben an Kräften fehlt, die volles Vertrauen verdienen. Neu heranretende Talente können daher auf unsere Theilnahme einen erhöhten Anspruch erheben, und wir sind in der Lage, auf zwei solche Talente hinweisen zu können, deren Werke die Ausstellung zieren. Es sind dies K. Kundmann aus Wien und Begas aus Berlin. Kundmann, ein Schüler der Wiener Akademie, hat sich, mit einem kaiserlichen Stipendium unterstützt, zum Behufe seiner weiteren Ausbildung in das Atelier des Prof. Hähnel in Dresden begeben und von dort, nach mehrjährigem Aufenthalte, die vorgeführte lebensgroße Gruppe „Der barmherzige Samaritaner“ eingeschendet. Es ist dies das Werk eines fertigen Künstlers, der eine strenge Schule durchgemacht. Die Anordnung und Gruppierung ist reiflich durchdacht, die Durchbildung liebevoll und naturgetreu, nirgends ein Haschen nach Effect, ein Hinausgehen über die Grenzen der Plastik. Wir wünschen sehr, daß dieses gebiegene Werk in Marmor ausgeführt werde, und glauben, daß seine Anbringung in der Stiegenhalle des neu erbauten Rudolf-Spitales völlig am Plage wäre.

Ein Künstler ganz anderer Art ist Begas, dessen Name in jüngster Zeit in Deutschland oft genannt wurde. Es fiel uns schwer, die Schule zu bezeichnen oder auch nur anzudeuten, aus welcher Begas hervorgegangen sein könnte. Sein Wirken ist durchaus selbstständig und originell, er giebt sich dem Leben in seiner ganzen Fülle hin und sucht dasselbe künstlerisch zu gestalten. Er mag damit hie und da über die Grenzen der Plastik hinausgreifen und das Malerische der Darstellung mehr ins Auge fassen, als es sein sollte, allein große künstlerische Wirkung und Unmittelbarkeit seiner Werke läßt sich nicht in Abrede stellen. Wir lassen uns solche Specialitäten gerne gefallen, insoferne sie nur nicht den Anspruch erheben, ihr Kunstprincip zur allgemeinen Geltung zu bringen. Begas ist ein Talent ersten

Ranges und, wie uns scheint — Autodidakt seiner Kunstrichtung nach. Kleinere Geister fügen sich gerne den Traditionen der Schule, innerhalb welcher selbst mittelmäßige Talente Einiges zu leisten vermögen, was den Schein wirklicher Kunst an sich trägt; bevorzugtere Geister fallen jedoch unvermeidlich in den Stadien des Ringens und Strebens einer Epoche anheim, wo sie sich durch die Schulregeln beengt und gehemmt fühlen, wo sie dieselben durchbrechen, um ihre gährenden Gedanken zum unverfälschten Ausdrucke bringen zu können. Viele gehen in dieser Epoche zu Grunde, nur wenige geklärt aus derselben hervor. Begas scheint uns in diesem Gährungsproceß begriffen zu sein; sein dermaliger Aufenthalt in Rom, wo ihm die reichen Ueberreste einer großen Kunstergangenheit in jedem Augenblicke entgegentreten und ihn an die ewigen Gesetze der Kunst mahnen, dürfte ihn vor jenen Gefahren bewahren, denen er ohne solche Anregungen ausgesetzt wäre. Von den beiden ausgestellten Gruppen: „Pan tröstet die Psyche“ und „Die Faunenfamilie“ geben wir unbedingt der ersteren den Vorzug. In der Gestalt der Psyche ist eine Jungfräulichkeit ausgeprägt, wie wir sie bisher gesehen zu haben uns kaum erinnern können, und diese Gestalt allein legt das eminente Talent des Künstlers an den Tag. „Die Faunenfamilie“, ein origineller Vorwurf, streift in der Ausführung hart an das Barocke, birgt aber eine Summe Lebens in sich, die das Werk des Künstlers immerhin in hohem Grade interessant macht.

Auf eine Besprechung der weiteren Werke dieser Ausstellung werden wir nach erfolgter Eröffnung derselben zurückkommen.

---

\* Dr. Ludwig August Frankl, von dem soeben „Mynenbilder“ erschienen sind, bereitet die Herausgabe einer Schrift über Friedrich Hebbel, mit dem er durch lange Jahre innig befreundet war, vor, welche weniger ein litterarisches, als vorzugsweise menschliches Lebensbild des Dichters geben wird.

S. Verhandlungen der k. k. statistischen Centralcommission im Jahre 1863. Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistik. 10. Jahrg. 3. Heft. Wien 1864. Die durch Allerhöchste Entschliessung vom 31. Jänner 1863 ins Leben gerufene, am 3. März constituirte statistische Centralcommission nimmt ihrem Wesen nach eine doppelte Stellung ein. Sie ist Behörde, als welche ihr die Obforge und Einflussnahme auf alles, was von den Bureaux des Inlandes in statistischer Hinsicht geleistet wird, wie der Verkehr mit den gleichen Anstalten des Auslandes obliegt; sie ist aber zugleich wissenschaftlicher Areopag, in welchem sich, wie die exacten Wissenschaften in der k. Akademie, das Gediegenste der speciellen Doctrin gruppirt. In beiden Richtungen ist die Commission zu tiefeingreifender Wirksamkeit berufen und diese wird mit Aufmerksamkeit im Inlande wie von außen verfolgt. Es war daher sehr angezeigt, die Verhandlungen der Sitzungen, welche sich in den Tagesblättern nur schwer verfolgen lassen, in besonderer Ausgabe zu vereinigen, und es geschah dies, ungeachtet der Beigabe sehr zahlreicher und complicirter Tabellenformularen so rasch, daß bereits zwei Monate nach Jahresluß das stattliche Heft in den Buchhandel gelangt.

Nach demselben haben im Jahre 1863 zehn Sitzungen der Commission stattgefunden, in welchen außer einer großen Anzahl größtentheils durch den Präsidenten erfolgter



Mittheilungen zehn aus den Mitgliedern niedergesetzte Specialcomités nach Abschluß ihrer Arbeiten Bericht erstatteten. Diese betrafen die Berathung des Budgets der Commission, den Entwurf einer Geschäftsordnung, die Regulirung der statistischen Arbeiten der Staatsbuchhaltungen, die Arbeiten der Staatsrechnungsbehörden zur Finanzstatistik, die Regulirung der künftigen statistischen Publicationen, die Eisenbahnstatistik, die Regelung der Montanstatistik, die Unterrichtstatistik, den Entwurf einer Instruction zur Erhebung der industriellen Production durch die Handels- und Gewerbekammern und die Normen über Form und Inhalt des großen Tabellenwerkes. Fast bei allen Anlässen waren umfangreiche Instructionen und Tabellenformulare zu entwerfen und von der Commission festzustellen, wie dergleichen höchst eingehend durchgeführt, über Eisenbahn- und Unterrichtstatistik dem Hefte beigegeben sind. Außerdem erstatteten mehrfach einzelne Mitglieder Bericht über ihnen zugewiesene Gegenstände, wie Dr. Ficker bezüglich der Uebernahme der Reden'schen Mappen und seiner Wirksamkeit als Delegirter beim fünften statistischen Congresse in Berlin. Und das alles geschah in der Zeit von zehn Monaten. Wahrlich eine Thätigkeit, auf welche die Commission mit Befriedigung zurückblicken kann und welche der Verwaltung wie der Wissenschaft die schönsten Früchte verheißt.

\* Von Prof. Dr. Alphonse Huber, der im vorigen Jahre bei Gelegenheit des Tiroler Jubelfestes eine populäre „Geschichte der Margaretha Maultasch und der Vereinigung Tirols mit Oesterreich“ (Innsbruck, Wagner) veröffentlicht hat, ist nun das schon damals angekündigte größere, streng wissenschaftliche Werk: „Geschichte der Vereinigung Tirols mit Oesterreich und der vorbereitenden Ereignisse“ (Innsbruck, Wagner) erschienen, das ohne Zweifel einen der werthvollsten Beiträge zur Tiroler Geschichte bildet.

\* „Der königliche Wald Hvozď oder das Gebiet der königlichen Freibauern im Böhmerwalde“ betitelt sich eine Abhandlung des Dr. J. A. Gabriel, welche in gedrängten Umrissen die Geschichte jenes merkwürdigen Landstriches, der sich durch die jetzigen Bezirke Schüttenhofen und Neuern, knapp an der Grenze gegen Baiern, in dem dort ziemlich rauhen Böhmerwalde hinzieht, schildert, und die Kämpfe, die die sogenannten Freibauern von Stable und Haidl bis hinauf nach St. Katharina mit den angrenzenden Dominienbesitzern um ihre Freiheiten bis an unsere Tage zu bestehen hatten, verführt

\* Die von dem Museumscurator in Brünn, Albin Heinrich, hinterbliebene Büchersammlung, welche bei 3000 Bände, größtentheils naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Inhaltes zählt, beabsichtigt der Centralausschuß der Ackerbaugesellschaft für das Museum zu erwerben..

\* In der letzten Sitzung des „Ateneo veneto“ las Prof. Bartolommeo Cecchetti den ersten Theil der Einleitung zu seinem Werke, betreffend die Gesetzgebung über die Glasfabrication zur Zeit der venetianischen Republik. Nach seinem Dafürhalten haben die Venetianer schon im 7. Jahrhunderte unserer Zeitrechnung ausgezeichnetes auf diesem Industriegebiete geleistet; die Documente über Emailschmelze reichen jedoch nicht über das 14. Jahrhundert zurück. Die Glasfabrication und so auch die sie betreffenden Gesetze gliedern sich nach drei verschiedenen Kategorien. Bei der Schilderung der ausgezeichneten Glasarbeiten von Murano erinnerte der Vortragende an die große Mühe, die sich Colbert gab, die Arbeiter zur Ueberfiedlung nach Frankreich zu vermögen.

V. Unter der Menge von Gelegenheitschriften für den 23. April d. J. begegnen wir einem kleinen Hefte: „Shakespeare. Nach authentischen Quellen und eigenen For-

schungen von A. v. Winterfeld". Nach dem Tone der Darstellung, dem Umfange und Preise der Schrift gehört sie zu den Erscheinungen, welche die Wißbegierde des größeren Publicums befriedigen wollen und verdient vor vielen derartigen den Vorzug, da der bekannte Velletrist sich nicht damit begnügte, Wahrheit und Dichtung, wie sie seit Jahrhunderten bunt gemischt sich fortgepflanzt haben, abermals als „das Leben des Dichters“ aufzutischen, sondern in der That bemüht war, zu prüfen und zu sichten. Die Mehrzahl der Märchen, welche immer ein Biograph dem anderen nachschrieb, bezeichnet er als solche, ohne sich auf den kritischen Beweis einzulassen. Leider scheint er die Untersuchungen von Charles Knight, Delius u. A. nicht gekannt zu haben, er würde sonst nicht die durch nichts bewiesenen Erzählungen vom finanziellen Ruin des John Shakespeare, des Vaters unseres Dichters, und von Williams unglücklicher Ehe aufgenommen haben, während er den ganzen romantischen Aufputz der Jugendgeschichten, die Metzger-, Schulmeister-, Wilddiebs- und Pferdejugenlaufbahn Shakespeares mit Recht verwirft. Sonderbar ist es auch, daß er, der Tradition gemäß, Shakespeare nie über ein untergeordnetes Rollenfach emporsteigen läßt, gleichzeitig aber der Angabe des John Davis von Hereford gedenkt, daß Shakespeare gewöhnlich Könige spielte (und die „Könige“ in Shakespeare's Stücken gehören doch selten zu den untergeordneten Personen), sogar erwähnt, er selbst habe in einem Cabinet in Stratford, das mehrere Reliquien von Shakespeare enthält, auch ein Portrait in ganzer Figur gesehen, das den Dichter in der Rolle des Petruschko in „Der Widerspänstigen Zähmung“ darstellt. Ganz dankenswerth im Hinblick auf den Leserkreis, für welchen die kleine Schrift berechnet ist, erscheinen die Mittheilungen über die Theater Einrichtungen zu Shakespeares Zeit, und auch andere Kreise werden gern die Zusammenstellung der bekannten Bildnisse und Büsten des Dichters entgegennehmen.

\* Von der reichhaltigen isländischen Sagenjammlung: „Íslenzkan Þjóðsögur og alftintýri. Safnadhefir Jón Arnason“ ist soeben der zweite Band erschienen (Leipzig, Hinrichs). Legte schon der erste Band für den Reichthum und den dichterischen Gehalt der isländischen Sagen ein glänzendes Zeugniß ab, so bestätigt der nun vorliegende Band, daß die Sagen der Isländer sich an Mannigfaltigkeit, Schönheit und innerem Werth mit denen anderer Gauen gar wohl messen können. Füllt der erste Band schon 666 Seiten Großoctav, so bleibt der zweite hinter seinem Vorgänger (581 S.) nicht weit zurück. Dieser enthält Legenden (S. 1 bis 66), historische Sagen (S. 66 bis 159), Nachtersagen (Útilegumannasögur) (S. 160 bis 304), Märchen (S. 305 bis 516), Schwänke (S. 517 bis 544), Aberglauben, Sitten und Gebräuche (S. 545 bis 581). Am eigenthümlichsten sind die zahlreichen Nachtersagen. Es herrscht in Island der Volksglaube, daß im Innern der Insel überhaupt oder doch in gewissen Gegenden dort Leute eigenen Schlags leben, welche man als útilegumenn bezeichnet. Sie bilden eine eigene wohlorganisirte Gesellschaft, welche mit der bürgerlichen nur ausnahmsweise und vorübergehende Berührungen hat, dagegen neue Flüchtlinge gerne in ihre Mitte aufnimmt. An diese Nachter, wie man das isländische útilegumenn verdeutschen kann, hat sich eine Menge von Elfen- und Riesensagen abgelagert. Auch die Sagen von Waldleuten, wilden Männern haben den ursprünglichen Stock dieser Räuber- und Nachtersagen sehr erweitert. Einen noch größeren Raum füllen die Märchen (alftintýri), die an Reichthum und kindlicher Naivetät ihres Gleichen suchen. Sehr viele bilden nur Varianten zu unseren allbekanntesten deutschen Kinder- und Hausmärchen, enthalten aber eigene, oft sehr alterthümliche Züge. Zu wünschen wäre gewesen, daß sich der Herausgeber manchmal etwas weniger pedantisch an die ihm zugegangenen Aufzeichnungen gehalten hätte. Es hätte der urkundlichen Treue keinen Abbruch gethan, wenn er in Fällen, wo drei oder vier verschiedene Recensionen vorlagen, die beste ausgewählt und dieselbe mit den in den übrigen, etwa besser oder reicher vorgetragenen Nebenzeugen vervollständigt hätte. Indessen bietet jedenfalls das eingehaltene Verfahren die Garantie größtmöglicher Treue im Wie-

bergeben der vorgefundenen Traditionen. Großes Interesse gewährt der letzte Abschnitt, welcher Volksaberglauben und Gebräuche enthält. Dadurch ist uns ein ganz neues werthvolles Material zur nordischen Sittenkunde geliefert. Das vorliegende, nun abgeschlossene Werk bildet eine Hauptquelle für nordische Mythologie, Sitten- und Sagenkunde und muß deshalb von jedem, der dafür Sinn hat, mit Freuden begrüßt werden. Zu wünschen wäre, daß endlich ein gutes isländisches Wörterbuch, dessen Anschaffung jedem ermöglicht wäre, ans Licht treten möchte. Gerade das schwierige Verständnis des letzten Theiles dieser Sammlung macht ein solches höchst wünschenswerth.

\* (Aus London.) Die Frühjahrssaison für die Litteratur beginnt unter günstigen Auspicien, wenn in einer Woche neben Thackeray's letztem Erzeugnisse neue Werke von Dickens, Tennyson und Browning angekündigt werden können. Die unbenannte Erzählung Thackeray's, „Denis Duval“, deren Form eine autobiographische ist, wird in den nächsten Nummern des „Cornhill Magazine“ erscheinen: ein neuer Roman von dem Verfasser der „Pickwickier“ soll am 1. Mai ans Tageslicht treten; Tennyson's neues Gedicht ist der Vollendung so nahe, daß es in kurzem wohl aus der Presse der Herren Dixon u. Comp. an die Oeffentlichkeit gelangen wird. Die Natur dieses neuen Geschenkes der Muse des Poeta laureatus ist noch unbekannt: wie es heißt, soll es sich auf eine frühe Periode der englischen Geschichte, nicht lange nach König Arthurs Tafelrunde, beziehen. Robert Browning hat einen neuen Band Gedichte druckbereit. Ferner ist ein englischer Dichter, dessen Name seinerzeit bekannt werden wird, mit einem Essay über die „Persönlichkeit Shakespeare's“ beschäftigt, welcher in der nächsten Nummer der „Quarterly Review“ erscheinen soll. Von einem Mitgliede des historischen Vereines von Lancashire und Cheshire, Mr. F. J. Jeffrey, entworfen, erscheint bei Longman u. Comp. eine „Genealogische Karte“, welche die Verdrängung des Königs Christian IX. auf den Thron von Dänemark gegen die Ansprüche des Augustenburger's auf die Herzogthümer nachweist.

\* In dem Shakespeare-Hause in Stratford hat man nach einem neuen und sehr hübschen Plane eine Bibliothek aufgestellt, welche alles, was von und über Shakespeare hier und in allen Ländern geschrieben worden, in sich fassen soll: die verschiedenen Ausgaben des Textes, Uebersetzungen, Commentare, Biographien u. s. w. Es sind bereits mehrere hundert Bände geschenkt worden. In Deutschland, auf dessen Boden eine nicht minder reiche Shakespeare-Litteratur erwachsen ist, als in England, wird diese sinnige Bestimmung des Geburtshauses des Dichters gewiß Anklang finden. Die deutsche Buchhandlung von Williams u. Morgate in London ist gerne erbötig, Zusendungen entgegenzunehmen und an das Stratford Comite zu übermitteln.

S. „The statesmans year-book. A statistical, genealogical and historical account of the states and sovereigns of the civilised world. For the year 1864. By Frederick Martin. London 1864.“ Obwohl der praktische Engländer ähnliche Nachschlagewerke, wie das „Gothaer Taschenbuch“ und „Annuaire de l'économie politique“ schon längst besaß, ja derlei Keepsackes so recht eigentlich englische Erfindung sind, so muß das für das laufende Jahr zum ersten Male erscheinende „Jahrbuch des Staatsmannes“ doch eine sehr verdienstliche Arbeit genannt werden. In sieben feststehenden Abschnitten (Staatsoberhaupt, Verfassung und Verwaltung, Kirche und Schulwesen, Einnahmen und Ausgaben, Heer und Flotte, Bevölkerung, Handel und Verkehr) werden nicht nur die Staaten Europa's, sondern die civilisirten Reiche der übrigen Erdtheile, 7 americanische, 3 asiatische und 6 australische, höchst anschaulich beschrieben, durch geschichtliche Rückblicke in ihrem socialen Anwachs beleuchtet und bis zu den Er-

gegnissen der jüngsten Zeit statistisch dargestellt. Durch die letztere Eigenschaft und die sorgfältigste Auswahl in der Benützung der Quellen heft sich „The statesmans year-book“ über ähnliche Sammelwerke empor. Wir geben nur das Urtheil über Oesterreich, bei welchem, obwohl es nach der alphabetischen Anordnung an erster Stelle in dem 700 Seiten umfassenden Buche erscheint, doch noch der Staatsvoranschlag für 1864 und auch sonst die neuesten Daten aufgenommen sind. Als Quellen hiezu dienten Goernigs „Statistisches Handbüchlein“, aus welchem manche Partie, besonders die Gebietsveränderungen seit 1780, wörtlich übergegangen sind, sonst wurden die „Statistischen Tafeln“, Dr. Arnsteins Werk über die Weltausstellung und amtliche Schriften benützt, und wir sind in der ganzen Darstellung Oesterreichs nicht auf einen belangreichen Fehlgriff gestoßen. Solche Correctheit bei Behandlung des Landes, das in ausländischen Büchern nur zu häufig bisher die Rolle Aschenbrödel spielte, erregt Vertrauen für das Buch im Ganzen und läßt es in dem Maße an Interesse gewinnen, als es zu Territorien vorschreitet, über welche Nachrichten sonst spärlich vorliegen, wie die im Buche behandelten außereuropäischen Länder.

\* Die Räuber-, Geistes- und Mitternachtsböhlenromane, welche vor einem halben Jahrhundert in Deutschland dem Publicum schauerndes Entzücken bereiteten, jetzt aber nur noch in obskuren Leihbibliotheken aufzutreiben sind, scheinen sich, um ihr Geschlecht nicht aussterben zu lassen, über den Canal geflüchtet und wirklich in England eine neue Heimat gefunden zu haben. Zum Beweise dienen die Titel einiger Erzählungen, welche gegenwärtig in den vielen kleineren Wochenchriften erschienen oder angekündigt sind: „Der rothhandige Hugo oder der Erbe von Osmond Hall“; „Das Auge des Basilisten“; „Der Schmugglerhauptmann oder die Hexe auf dem Moor von Eccleston“; „Die Königin der Nacht oder das Geheimniß der rothen Loge“; „Der gefagte Bsewicht oder einer Mutter Rache“, vom Verfasser von: „Nan Darrell, oder des Räuberhauptmanns Tochter“; „Das Geheimniß der Höhle Merlins“ vom Verfasser „der Tochter der Mitternacht oder der weibliche Spion“; „Mazepa oder eines Zwergen Rache“; „Senny Diver, die hochherzige Räuberin“; „Black Beß oder der Ritter von der Straße“; „Des Geistes Geheimniß, eine Schreckenögeschichte“. Noch mehr als ein Duzend ähnlicher Titel oder Doppeltitel — denn das sind sie wie ihre deutschen Verwandten fast regelmäßig — könnten wir aufzählen.

\* Architekt Hanjen, welchem Wien schon eine Reihe tüchtiger Bauten verdankt, hat nunmehr auch den ehrenvollen Auftrag erhalten, das Palais Sr. k. Hoheit des Erzherzogs Wilhelm auszuführen. Die Lage dieses Palais an der Ringstraße, gegenüber dem Stadtparke, ist eine sehr glückliche und es wird dasselbe, in Verbindung mit dem Ausstellungsgebäude der Gartenbaugesellschaft und dem Curjalon eine monumentale Baugruppe bilden, welche wir zu den glücklichsten der ganzen Neuanlage auf den Stadterweiterungsgründen rechnen dürfen.

\* Die Grundpläne für das neue Künstlerhaus, welches auf dem freien Plage zwischen der Handelsakademie und dem neu zu erbauenden Musikconservatorium zu stehen kommt, sind nach langen Verhandlungen nunmehr definitiv festgestellt. Architekt Weber arbeitet bereits an den Plänen für die Fagaden. Es freut uns, mittheilen zu können, daß nicht nur die gesellschaftlichen Bedürfnisse der Künstlerchaft, sondern auch die höheren Bedürfnisse der Kunst ihre Befriedigung finden werden. Im heurigen Jahre soll der Bau der Fundamente begonnen und vollendet werden. Die ganze Bauperiode dürfte drei Jahre umfassen, so daß es im Jahre 1867 der Benützung übergeben werden kann.

\* Freunde tirolischer Naturschönheiten machen wir aufmerksam auf das „Album“, welches jüngst in der lithographischen Anstalt von Kienu in Bozen erschienen ist. Im gelungenen Farbendrucke bietet es die Ansichten der schönsten Stellen bei Meran und Bozen. Besondere Anerkennung verdienen die Bilder: das Schloß Plomta bei Meran, der Johanniskofel im herrlichen Sarntthale und die Partie aus dem Eggenthale. Herr Seelos hat sein Talent gezeigt, die Landschaften von ihrem rechten Standpunkte aus aufzufassen, und das Album wird gewiß allen Fremden die das deutsche Süd-Tirol bereisen, eine willkommene Erinnerungsgabe sein.

\* Das Jellacic-Monument in Agram, mit dessen Ausführung Bildhauer Fernhorn in Wien betraut wurde, wird den Ban Jellacic in Nationaltracht zu Pferde darstellen. Der gedachte Künstler ist soeben mit der Vollenbung des Modelles im Großen beschäftigt und der Metallguß wird noch im Laufe dieses Jahres erfolgen; eben so wird an der Adaptirung des Materiales für das Piedestal aus Moslowaner Granit gearbeitet. Der verfügbare Gesamtfond beträgt 41.246 fl. 24 kr. Dagegen betragen die Kosten und Auslagen: für das Modell des Monumentes 10.000 fl., für den Guß 36.000 fl., für das erforderliche Metall 14.200 fl., für die Granitmasse zum Piedestal und die Verfrachtungskosten des Materials, so wie des Denkmals 11.000 fl., zusammen 90.000 fl., woraus hervorgeht, daß noch bei 49.000 fl. erforderlich sind.

D. (Vom deutschen Büchermarkte.) Die verfloßene Woche hat die reiche Litteratur über Mexico abermals um zwei hervorragende Erscheinungen vermehrt. Es sind das zunächst der erste Band der „Reisen in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexico“, von Baron J. W. v. Müller, ein umfangreiches, auf drei Bände berechnetes Werk, von denen die beiden ersten die einfache Erzählung der Reiseerlebnisse mit eingeflochtenen Beobachtungen über Menschen, Thiere und Pflanzen enthalten sollen, während die rein wissenschaftlichen Untersuchungen dem dritten Bande vorbehalten sind. Das zweite Werk über Mexico bildet den vierten Band der rühmlich bekannten „Anthropologie der Naturvölker“, von Prof. Th. Waig in Marburg, welcher, nachdem die vorhergehenden Bände Land und Leute Nord-America's behandelt haben, in seinem reichhaltigen Inhalt wohl die umfassendste, auf gründlichen Studien beruhende culturgeschichtliche und ethnographische Schilderung der Völker Central-America's darbietet.

Weitere Neuigkeiten im geographischen Fach, welches in unserem heutigen Berichte eine hervorragende Stelle einnimmt, liegen uns vor in „Böhmen, Land und Volk“, eine von mehreren Fachgelehrten bearbeitete Monographie, die jetzt ihren Abschluß gefunden hat. Beigegeben ist eine recht deutlich gearbeitete, die Sprachgrenzen bezeichnende Karte. Das letzte Heft der von Zeit zu Zeit erscheinenden Ergänzungshefte zu der trefflichen geographischen Monatschrift, der von Petermann redigirten „Mittheilungen“ aus F. Verthe's geographischer Anstalt, enthält aus der Feder des Prof. Koziska, eine durch Farbendruckbilder und eine Höhenkarte erläuterte Schilderung der hohen Tatra in den Central-Karpathen. Dieselbe Verlagsbehandlung, deren kartographische Erzeugnisse hinsichtlich ihrer technischen Vollenbung unerreicht dastehen, veröffentlicht soeben eine von Berghaus, Stülpnagel und Petermann gezeichnete Karte von Oesterreich in 2 Blättern. Abgesehen von größeren Specialkarten, erinnern wir uns keiner neuen Erscheinung der Kartographie, die wir, was Genauigkeit und Sauberkeit der Zeichnung betrifft, mit dieser Karte vergleichen möchten; man betrachte nur die beigegebenen ethnographischen, statistischen und physikalischen Kartenstizzen, die, mit minutöser Sorgfalt gezeichnet, trotz des kleinen Maßstabes ein vollkommen übersichtliches und deutliches Bild gewähren.

Eine Statistik der Gewerke im Großherzogthume Baden, erschien im Auftrage des badischen Handelsministeriums, bearbeitet von Dr. Rud. Diez, in einem starken, an 800 Seiten umfassenden Bande. Ein weiteres statistisches Werk über Oesterreich, Preußen, Deutschland und die Schweiz von Ad. Franz, das, in Lieferungen erscheinend, in kritischen Journalen eine sehr günstige Beurtheilung fand, ist jetzt zum Abschlusse gediehen.

Schließlich sind es noch einige historische Novitäten, die wir zu erwähnen haben, nämlich abermals eine „Geschichte Schleswig-Holsteins bis zum Jahre 1848“, von F. Bremer in Lübeck, ferner „Neue kulturhistorische Bilder aus der Schweiz“, von Prof. Denbrüggen in Zürich, und „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“, von Franz Reym, 2. Band, womit dieses, auf den Resultaten der neueren Forschungen katholischer Historiker beruhende Werk vollendet ist.

P. (Vom französischen Büchermarkte.) P. F. A. Maury hat seine vor einiger Zeit begonnene Arbeit über die französischen Akademien fortgesetzt, indem er einen zweiten Band veröffentlichte: „Les Académies d'autrefois; l'ancienne Académie des inscriptions et belles-lettres“. Am Schlusse dieser ziemlich gründlichen Geschichte befindet sich eine analytische Tabelle über die erwähnten Thatsachen und Arbeiten und ein alphabetisches Register der Mitglieder der Akademie.

Von dem Artikel Fr. Baudry's über die Gebrüder Grimm, welcher in der „Revue Germanique“ stand, ist ein Separatabdruck unter dem Titel: „Les frères Grimm, leur vie et leurs travaux“ erschienen.

Die eben so gelehrte als verdienstliche Arbeit Aug. Digot's: „Histoire du royaume d'Austrasie“ liegt in vier Bänden jetzt vollständig vor. Sie schließt mit der Errichtung des occidentalischen Kaiserreiches durch Karl den Großen und ist eines der wenigen Bücher von Belang, die in der französischen Provinz erscheinen. Das provinzielle Gepräge (die Vaterstadt des Buches ist Nancy) tritt im Aeußeren noch stark genug hervor und Perrin in Lyon scheint in der That der einzige Buchdrucker in der französischen Provinz, welcher den Verlegern der Hauptstadt ebenbürtig zur Seite steht, ja dieselben häufig übertrefft.

Ein nettes Buch, das Deutschland und Oesterreich gehörig den Fetz liest, betitelt sich: „De Paris à Bucharest, par V. Duruy“. Der erste Theil reicht von Paris bis Wien und spricht de omnibus rebus et de quibusdam aliis. Wissenschaft, Kunst, Leben, Politik, Geschichte und Geographie — alles wird in dem Buch berührt und mit einer Phrase des Mitleids oder des Hohnes für Deutschland und der Bewunderung für „cette chère et grande France“. Der französische Wiß über die kleinen Staaten Deutschlands ist unerschöpflich, d. h. es ist eigentlich immer daselbe, was da gesagt wird: aber die Franzosen sind förmlich zu beneiden, über die reine naive Freude, mit der sie immer wieder dieselben Späße aufzischen und komisch finden. Die deutsche Langsamkeit, die deutsche Träumerei, das Tabakrauchen, Sauerkraut, les Durchlaucht, dann daß die deutschen Soldaten eine andere Kopfbedeckung tragen, wie die Franzosen — das ist vollends gar komisch! Mitunter bekommt auch Goethe eines weg, dem Herr Duruy seine Anerkennung als poëte allemand zu verweigern scheint. In Bezug auf Geographie finden wir manche schätzenswerthe Bemerkung, z. B. „La forêt noire nennen die Deutschen „Schwarzwald“, was daselbe sagen will, wie forêt noire“. Gerade als ob ein deutscher Weltweiser schreiben wollte: „Heinrich den Vierten nennen die Franzosen Henri quatre, was daselbe sagen will, wie Heinrich der Vierte“. Auch die geographische Notiz, daß die Franzosen zweimal in Wien waren, wird mit triumphirender

Betonung losgelassen, während wir nirgends in dem Buch die leiseste Erwähnung von dem zweimaligen Einmarsch der Oesterreicher in Paris finden. Ungemein erheiternd ist ferner das aufrichtige Erstaunen des Franzosen, wenn er auf deutschen Monumenten Siege über Frankreich erwähnt findet, von welchen er nie etwas gehört hat, als ob es die Schuld der Deutschen wäre, daß in den französischen Schulen weniger ausführlich von den französischen Niederlagen, aber desto gründlicher von den französischen Siegen die Rede ist!

Eine der komischsten politischen Declamationen mit einem Anflug von Sentimentalität giebt Herr Duruy in Baiern von sich. Er sagt da einigen Baiern, daß sie unrecht haben, sich zu Oesterreich zu halten, da sie diesem seine Eisenbahnen bauen helfen mußten und dafür nur österreichische Banknoten erhielten (!!!), während Frankreich den Baiern ein so schönes Land — die Pfalz? — gegeben, also Anspruch auf den Dank Baierns habe. „On ne me répondit rien“, fügt der Franzose hinzu, „j'avais touché à un point douloureusement sensible“. Welche Fülle von reizendem Blödsinn im engsten Rahmen!

Herr Duruy erwähnt in seinem Buche, daß die Deutschen unter ihren wenigen guten Eigenschaften sich den Sinn für die Poesie erhalten haben, während die Franzosen jetzt, so zu sagen, zu männlich und ernst auf die Welt kämen, um sich an Versen zu ergötzen. Trotzdem haben wir einen neuen Band in gekundener Rede vor uns von Aug. Barbier, dem bekannten Verfasser der „Lambes“. Unter dem Titel „Silves“ bringt Herr Barbier eine Anzahl von Gedichten, welche er seit seiner Jugendzeit bei verschiedenen Gelegenheiten und zerstreut publicirte und die, nach der Ansicht des Verfassers, insofern für das Publicum Interesse haben werden, als sie den Entwicklungsgang des Dichters veranschaulichen.

Ferner erwähnen wir von J. A. Argie; „Les six mariages de Henri VIII“, eine nochmalige, wie es scheint, für einen größeren Leserkreis berechnete Erzählung jener trübseligen und blutigen Geschichte. Ebenfalls populär gehalten ist: „Les mystères de la police“. Man findet darin eine Art von Geschichte der französischen Polizei von 1666 an bis zur Revolution und eine Erwähnung der eigenthümlichen Begebenheiten, die seinerzeit die französische Gesellschaft lebhaft beschäftigten und mitunter in Dunkel gehüllt blieben. Die Quellen dieser Schrift dürften hauptsächlich in den „Mémoires tirés des archives de la police, par Penchet“, in der „Bastille dévoilée“, in den „Biographies des lieutenants de police, par St. Edme“ u. s. w. zu suchen sein.

## Sitzungsberichte.

### Versammlung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft

am 6. April 1864.

Vorsitzender im Beginne der Sitzung Herr Siegfried Reiffel, später Se. Durchlaucht Fürst Colloredo-Mannsfeld.

Herr Joseph Kerner hielt einen Vortrag über zwei neue von ihm beobachtete Blendlinge, nämlich einen Bastard zwischen *Androsaca glacialis* und *A. obtusifolia*, welchen er *A. Ebneri* nannte, und einen Hybriden zwischen *Hieracium aurantiacum* und *H. Auricula*, welche er mit dem Namen *H. tirolense* belegte. Beide Novitäten

wurden von dem Herrn Vortragenden im letzten Sommer auf den Alpen Tirols beobachtet.

Herr J. Zurazka sprach über eine neue Art von *Mota*. Sie wurde in Galizien beobachtet, nach dem Herrn Entdecker U. Rehnanni genannt und steht der *U. crispula* am nächsten.

Herr Dr. J. Schiner erörterte das Flügelgeäder der Dipteren und schlug vor, die gleichwerthigen Adern und Zellen auch bei allen Dipteren gleich zu benennen und dementsprechend die wichtigsten Modificationen des Aderverlaufes. Ferner theilte Herr Dr. Schiner die Grundzüge eines neuen, in seinen großen Umrissen von Herrn Friedrich Brauer aufgestellten Systems der Dipteren mit.

Herr Dr. H. W. Reichardt berichtete über einen von ihm und Herrn E. v. Palaczky unternommenen botanischen Ausflug nach dem Maltathale in Kärnten. Der vordere Theil dieses landschaftlich sehr schönen Thales hat eine ganz gewöhnliche montane Flora. Von Interesse für den Botaniker sind nur die zahlreichen Wasserfälle, weil an ihnen sich viele Alpenpflanzen, tief herabsteigend, und viele seltene Moose finden. Aus diesem Grunde wurde dem hintersten Theile dieses Thales, dem sogenannten großen und kleinen Glende besondere Aufmerksamkeit geschenkt. So wie landschaftlich schöner, ist auch das kleine Glend botanisch viel reicher, als das große.

Herr Georg Ritter v. Frauenfeld sprach hierauf über drei neue Arten von Paludinen, bestehend aus: *Vivipara eximia* aus China, *V. bullata*, welche in den Nummulitenschichten von Mattsee in Ober-Oesterreich und *Hydrobia elegantissima*, die in den Cenozoischichten von Arapatak in Siebenbürgen vorkommt; ferner über *Paludina concinna* und die mit ihr vereinten Arten. Weiter theilte Herr Ritter v. Frauenfeld mit, daß der seltene *Cossonus ferrugineus* im Prater gefunden wurde und legte schließlich neue ichthyologische Mittheilungen des Herrn Dr. F. Steindachner vor, in denen einer näheren Besprechung unterzogen werden: *Scophidon Capœta*, *S. Sieboldi*, *Chromis Dumerilii*, *Chr. niloticus*, *Chr. lætus*, *Chr. Güntheri*, *Chr. aureus*, *Serranus Ongus*, *Heterodon hystacinus* und *Acerina Schratzer*.

## Naturwissenschaftlicher Verein zu Graz.

Sitzung am 30. März 1864.

Prof. Dr. Fr. Unger zeigt in seinem Vortrage über die Saftleitung in den Pflanzen, daß die Aufnahme und Fortführung des rohen Nahrungsaftes sich nicht vollständig durch die Diffusionsgesetze erklären lassen, daß aber auch die durch Prof. Dr. Böhm neuerlichst aufgestellte Theorie, nach welcher der Luftdruck das Steigen des Saftes bewirke, nicht hinreicht, um alle Phänomene bei der Saftvertheilung der Pflanzen zu erklären. Prof. Unger sieht, auf Versuche gestützt, in der Smbibitionsfähigkeit der Zellmembran die einzig zulässige Ursache, aus der sich alle auf Saftbewegung bezüglichen Erscheinungen ungezwungen ergeben. Nicht die Capillarität der Gefäße, nicht die Diffusion der Zellflüssigkeit, ebensowenig die Saugwirkung der Transpiration bewegen den rohen Nahrungsaft von der Wurzel bis zu den Gipfeln der höchsten Bäume, sondern die Anziehungskraft des Zellstoffes für Wasser und wässrige Lösungen, welche in den molecularen Interstitien dieser Substanz sich überall leicht und rasch verbreiten, wo Elementartheile vorhanden sind und sich gegenseitig berühren. Es ist also gleichsam das mehr leblose Gerüste des Pflanzenkörpers, das zu dieser wichtigen Function berufen ist.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer.      Druckerei der k. Wiener Zeitung.



# Ueber die Bedeutung einiger Zweige der Naturwissenschaften für polytechnische Institute.

Von Dr. Julius Wiesner.

Die Umgestaltung der polytechnischen Schulen Oesterreichs ist durch die vor kurzem begonnene Wirksamkeit des Unterrichtsrathes und durch die in diesen Blättern bereits angezeigte Publication des vom Professorencollegium des Wiener polytechnischen Institutes redigirten Entwurfes <sup>1</sup> zur Tagesfrage geworden. Die dringend nothwendigen Reformen dieser Hochschulen der realen Wissenschaften werden für lange Zeit ihren Einfluß auf unser industrielles Leben geltend machen und können Decennien hindurch für Oesterreich ein Segen oder eine Last werden. Eine vorurtheilsfreie, gründliche Besprechung derjenigen Wissenszweige, welche die Zwecke des Polytechnicums fördern, scheint uns deßhalb im gegenwärtigen Augenblicke dringend geboten.

Das Professorencollegium des Wiener Polytechnicums hat an die Spitze seines Programms den Grundsatz gestellt, daß das Institut die Aufgabe hat, dem angehenden Techniker die höchste theoretische Ausbildung in jenen Fächern zu geben, welche er sich für seinen praktischen Beruf wählte, und gleichzeitig berufen ist, Lehrer für die technischen Mittelschulen heranzubilden. Auf diesem unantastbaren Grundsatz ruht das ganze Gebäude der Vorschläge. Den dringenden Anforderungen der Zeit entsprechend proponirt der Entwurf, das Polytechnicum in Fachschulen zu gliedern. Nichtsdestoweniger beantragt derselbe Lehrfächer, welche keiner Fachschule einverleibt werden, z. B. die Landwirthschaftslehre, die in zwei Jahreskursen vorgetragen werden soll. Es schließt sich an diese Inconsequenz die Frage, warum das Professorencollegium es unterlassen hat, die Nichtbeantragung einer landwirthschaftlichen Fachschule zu motiviren <sup>2</sup>, da doch beispielsweise im Entwurfe die Gründe auseinandergesetzt werden, warum es unstatthaft erscheint, am Wiener Polytechnicum eine nautische Fachschule zu errichten.

Da nun das Polytechnicum dem angehenden Techniker, z. B. dem technischen Chemiker die höchste theoretische und, so weit dies in der Schule möglich ist, auch praktische Ausbildung geben, Lehrer für Realschulen heranbilden soll, und durch ausgedehnte landwirthschaftliche Vorlesungen die, wenn auch nicht im Entwurfe direct ausgesprochene Aufgabe sich stellte, junge Männer auf den landwirthschaft-

<sup>1</sup> Entwurf eines Organisationsstatutes für das k. k. polytechnische Institut in Wien. Als Manuscript gedruckt. Wien 1864, bei M. Förster. Angezeigt in Nr. 15 1864 d. Zeitsch., S. 464.

<sup>2</sup> Die Bemerkungen auf S. 100 des Entwurfes, die übrigens auch im grellen Widerspruche mit den auf die Errichtung einer mentanistischen Fachschule bezugnehmenden Motiven (S. 100 bis 105) stehen, können unmöglich als Begründungen gelten.

lichen Beruf vorzubereiten, so ist es wohl gestattet, zu untersuchen, welche Vorschläge der Entwurf betreffs Vertretung der naturwissenschaftlichen Fächer enthält. Wir wollen uns bloß darauf beschränken, zu prüfen, ob die Propositionen des Professorencollegiums in Bezug auf die botanischen Wissenszweige den Zwecken der Schule und den Anforderungen der Zeit entsprechen.

Rechnen wir von der ganzen Pflanzenkunde die descriptive Botanik, welche schon in der Mittelschule gelehrt wird, ab, so bleibt der anatomisch-physiologische und der entwicklungsgeschichtliche Theil der Pflanzenkunde zurück, Wissenszweige, die nur an Hochschulen vorgetragen werden können. Jene Kenntnisse der beschreibenden Botanik, mit welchen ausgerüstet der absolvirte Realschüler oder Gymnasiast das Polytechnicum bezieht, reichen für den praktischen Beruf des Technikers und selbst des Landwirthes vollkommen aus. Der angehende Lehrer der Realschule muß aber die descriptive Botanik vom Standpunkte der Entwicklungsgeschichte aus kennen lernen, deswegen muß, wenn das Polytechnicum auch Lehrer der Naturgeschichte bilden will, systematische Pflanzenkunde in Verbindung mit Morphologie an demselben vorgetragen werden. Anatomie und Physiologie der Gewächse, welche für den angehenden Lehrer der Naturgeschichte unentbehrlich sind, haben aber noch für den angehenden Landwirth und ebenso für den Techniker aus mehrfachen Gründen eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Die Anatomie der Pflanzen bildet nämlich die wichtigste Grundlage für die technische Mikroskopie, die Physiologie der Gewächse ist hingegen fast die einzige Basis für jenen Theil der Landwirtschaftslehre, welche sich mit der Pflanzencultur beschäftigt. Gehen wir näher in die Sache ein.

Man hat die Mikroskopie in den verfloffenen Jahren am Polytechnicum keineswegs ignorirt, ja es wurden sogar durch den jetzigen Professor der chemischen Technologie einige Zeit hindurch besondere Vorträge über diesen Gegenstand am Institute abgehalten. Hierauf bekamen die Techniker in den Vorträgen über Zoologie, Botanik und chemische Technologie, hin und wieder wohl auch in den Vorlesungen über Chemie und Physik Mikroskope und mikroskopische Objecte zu sehen. Im Wintersemester des laufenden und des letzterfloffenen Studienjahres hielt der Verfasser am polytechnischen Institute Vorträge über praktische Pflanzenanatomie. Wenn auch bei dieser Gelegenheit die Studirenden nicht nur mit der Lehre vom Baue der Pflanzen vertraut gemacht, sondern auch im Anfertigen von leichteren phytotomischen Präparaten, im Beobachten und Messen am Mikroskope unterrichtet wurden, so war doch die Zeit viel zu eng bemessen, als daß ein näheres Eingehen in die praktische Mikroskopie möglich gewesen wäre. Wie wenig man für das genaunte Fach, wir möchten sagen von Amtswegen gethan, beweist auch der Umstand, daß die Sammlung von Mikroskopen in dem mit Recht weltberühmten technologischen Cabinet des Wiener Polytechnicums als eine sehr mangelhafte zu bezeichnen ist.

Und dennoch liegt die Wichtigkeit der Mikroskopie auf der Hand. Eine große Reihe von technisch verwendeten Producten des Pflanzen- und Thierreiches — die populärsten von ihnen sind wohl die Holzarten und Gespinnstfasern — kommen entweder

in einer Form in die Hand des Technikers oder Industriellen, oder sind, wie die Stärkearten, von Haus aus so beschaffen, daß nur ein Eingehen in ihre feinere Anatomie Aufschlüsse über ihre wahre Natur verschafft. Die naturhistorische Charakteristik bietet hier keinerlei Anhaltspunkte zur Bestimmung; ja selbst die Reactionen des Chemikers werden an diesen, aus organischen Substanzen zusammengesetzten Körpern in den meisten Fällen scheitern. Der Chemiker, der über die Natur dieser Stoffe oft ein maßgebendes Urtheil abgeben soll, wird zur Erklärung genöthigt sein, daß hier bloß das Mikroskop Aufschluß zu geben vermag. Mikroskope fehlen selten in chemischen Laboratorien, weit öfter hingegen fehlt hier die Kenntniß der Handhabung dieser Instrumente und noch häufiger ein Verständniß mikroskopischer Objecte.

Dies alles sind bekannte Dinge, und dennoch ließ das Professorencollegium des Wiener Polytechnicums in seinem Entwurfe die Mikroskopie vollständig unberücksichtigt. Wir bezeichnen dies als einen nennenswerthen Fehler. Wir wissen durch eigene Anschauung der Verhältnisse, daß durch die Vorführung von mikroskopischen Objecten in Vorlesungen nichts erreicht wird. Bloßes Ansehen der Objecte bringt keinen Nutzen. Dieselben müssen mit Ruhe und Ausdauer studirt werden. Die Studirenden müssen selbst präpariren und am Mikroskope beobachten lernen, und damit sie der wahrhaft großen Schwierigkeit des Selbstunterrichtes im Mikroskopiren enthoben werden, muß ihnen die Schule hülfreich die Hand bieten.

Man würde uns jedoch mißverstehen, glaubte man, wir rathen bloß die Einführung praktischer Uebungen am Mikroskope oder vielleicht gar nur die praktische Durchnahme technisch verwendeter Objecte an; mit diesen allein ist nicht geholfen. Will man die Schüler im Untersuchen und nicht im Herumrathen anleiten, so muß Methode in den Unterricht kommen. Mit dem praktischen Unterrichte in der Mikroskopie müssen Vorlesungen über die Theorie und Prüfung der Mikroskope ferner über Histologie der Pflanzen und über einzelne Theile der thierischen Gewebelehre in Verbindung gebracht werden. Die Vorträge über die Theorie und Prüfung der Mikroskope, in welchen man die Studirenden auch mit den verschiedenartigst construirten Mikroskopen, ihren Nebenapparaten und mit der Entwicklungsgeschichte dieses Instrumentes bekannt machen könnte, würden nicht nur für jene Studirenden, deren zukünftiger Beruf Kenntnisse in der Mikroskopie fordert, sondern auch für angehende praktische Optiker von hohem Nutzen sein. Die Vorträge über Histologie sind im Unterrichte in der Mikroskopie unerläßlich, indem eine mikroskopische Untersuchung organisirter Körper — und nur für diese gewinnt das Mikroskop seine große Bedeutung — ohne Kenntniß ihrer feineren Anatomie eine fruchtlose Spielerei ist, die der formalen Ausbildung der Studirenden eher schadet als nützt und selbstverständlich für den Techniker keinen praktischen Werth hat.

Der umsichtige Lehrer der Mikroskopie wird einige Kenntnisse über die Physiologie des Sehens als wesentliche Bedingung eines erfolgreichen Arbeitens am Instrumente ansehen; er wird, wenn physiologische Optik in keinem naturwissenschaftlichen Lehrgegenstande des Polytechnicums besprochen wird, in seinen einleitenden

Vorträgen einige ausgewählte Partien über die Dioptrik des Auges (z. B. über die Brechung der Strahlen im Auge, über die Mechanik der Accomodation, über entoptische Erscheinungen u. s. w.) und aus der Lehre über Gesichtsempfindungen (z. B. über Farben- und Lichtintensitätsempfindungen, über die kleinsten wahrnehmbaren Bilder u. s. w.) durchnehmen. Dieser Cylus von Vorlesungen über physiologische Optik könnte auch jenen Studirenden der Technik, die nicht gerade specielle Ausbildung in der Mikroskopie suchen, aber dennoch viel mit optischen Instrumenten zu thun haben, z. B. den Hörern der geodätischen Fachschule, zugutekommen.

Zur Beiprechung des Verhältnisses der Pflanzenphysiologie zum Polytechnicum übergehend, erachten wir es für nothwendig, zu untersuchen, ob der landwirthschaftliche Unterricht ohne entsprechende naturwissenschaftliche Grundlage seinen Zweck erfüllt.

„Wenn die stärker werdende Bevölkerung“, sagt Rob. v. Mohl, „oder die Erhöhung der Staatslasten zwingen, oder die Ausbildung und Verbreitung der Naturwissenschaften einladet, durch Anwendung rationelleren Verfahrens eine Steigerung des Ertrages der Feldgüter zu bewerkstelligen, so tritt die Nothwendigkeit und Möglichkeit eines wissenschaftlichen Unterrichtes klar hervor“.

Die Nothwendigkeit und Möglichkeit eines wissenschaftlichen Unterrichtes in der Landwirthschaft — und nur von dieser spricht Mohl im Citate — beide sind vollauf vorhanden. Denn, fragen wir vorerst, ist es möglich, durch Vortrag der nackten Landwirthschaftslehre — die keine Wissenschaft ist und von der allein keine Rede sein kann, wenn von einem wissenschaftlichen Unterrichte in der Landwirthschaft gesprochen wird — fragen wir, kann durch diese Lehre allein dem Studirenden die Möglichkeit geboten werden, sich jenes Ausmaß gründlicher Kenntnisse zu verschaffen, jenes Verständniß der Vorgänge im Felde und in der Wirthschaft sich zu erwerben, das er sein ganzes Leben hindurch benötigt und das ihm auf immer fehlt, bringt er es nicht aus der Schule mit? Wir müssen diese Frage verneinen. — Sehen wir uns die landwirthschaftlichen Lehrbücher an, die ein treuer Abdruck der landwirthschaftlichen Vorlesungen sind, und wählen wir hiezu die besten bekannten Bücher dieser Lehre; wir werden eine große Reihe mehr oder minder gut geordneter Erfahrungen in ihnen zusammengestellt finden, vergebens werden wir aber in denselben eine wissenschaftliche Erklärung und Begründung der aufgezählten Erfahrungen suchen.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit einem praktischen Beispiele der Agricultur zu. Ueber die Saat der Gewächse steht in den Lehr- und Handbüchern vieles, und viel für den angehenden Landwirth höchst Schätzbares kann derselbe in den Vorträgen über Landwirthschaft hören. Wer aber belehrt den Studirenden über das Wesen der Keimung, über die Keimfähigkeit der Samen, über die chemischen und physikalischen Bedingungen der Keimung; wer lehrt ihn, sich orientiren über die Wahl des Saatkorns, über Werth und Bedeutung des Einquellens und der Weizmittel? Wie kann der Studirende ein richtiges Urtheil bekommen über die zweckmäßigste Tiefe der Unterbringung der Saat, über die zu wählende Saatzeit

bet verschiedenen Samen und gegebenen äußeren Verhältnissen? Selbstverständlich läßt den Studirenden hier einerseits die Landwirthschaftslehre mit ihrer oft einseitigen Empirie und andererseits die Chemie, Physik und Naturgeschichte im Stich. Trotz seiner vielfachen Studien, die der strebsame, der Landwirthschaft sich zuwendende Jüngling vielleicht am Polytechnicum durchmachte, ist seine Ausbildung dennoch eine höchst mangelhafte zu nennen; all' die für ihn so wichtigen Momente der Pflanzenkultur bleiben ihm unlösbare Räthsel. Und die Möglichkeit, Antwort auf diese für den Landwirth wichtigen Fragen zu erhalten, ist dennoch vorhanden, denn die Pflanzenphysiologie hat bereits die Grundfragen der Samenkeimung gelöst; es muß dies jeder gestehen, der die neueste Litteratur der Physiologie genauer kennt.

Wir glauben nicht, daß man etwas Erhebliches wird einwenden können gegen die Wichtigkeit pflanzenphysiologischer Vorträge an einer Hochschule, an welcher eine landwirthschaftliche Lehrkanzel existirt, und so schreiten wir zur Beantwortung der Frage: Was kann die Pflanzenphysiologie für die allgemeine wissenschaftliche Ausbildung der Techniker leisten?

Wirft man einen Blick auf die exacten Fächer der physiologischen Botanik, auf die Lehre von den chemischen und physikalischen Vorgängen im pflanzlichen Organismus, so muß man sich gestehen, daß hier bereits ein bedeutendes Stück Arbeit vollendet daliegt, daß eine große Reihe physikalischer und chemischer Beobachtungsergebnisse hauptsächliches Eigenthum der Pflanzenphysiologie geworden sind; so die mit Hilfe der thermo-elektrischen Nadel gemachten Auffindungen über Eigenwärme der Pflanze, werthvolle Thatsachen über die Fluorescenz der Pflanzenfarbstoffe und ihren Zusammenhang mit der Eigenwärme der Pflanzen, so die Entdeckung krystallisirter und organisirter Proteinkörper im Zellinhalte, die Aufschlüsse über den stofflichen Charakter der Stärke, die wichtigen Thatsachen über Nahrungsmittel und Ernährung der Pflanzen u. s. w. Alle diese werthvollen Errungenschaften, die dem naturwissenschaftlich durchgebildeten Techniker, ganz besonders dem Hörer der chemischen Fachschule nicht fremd sein dürfen, finden am zweckmäßigsten ihre Besprechung in der Pflanzenphysiologie.

Zu diesem Nutzen, die chemischen und physikalischen Kenntnisse der Studirenden zu vervollständigen, gesellt sich noch ein anderer Werth der Pflanzenphysiologie, indem sie die Belehrung schafft über die Erscheinungen im Leben der Pflanze, die jedes Gebildeten Interesse in Anspruch nehmen. Die Physiologie der Pflanzen erfreut sich noch nicht jener Popularität, die sich die Geologie in den letzten Decennien errungen. Die innigen Beziehungen der Geologie zur physikalischen Geographie sind allgemein bekannt; die Beziehungen der Physiologie der Pflanzendecke zu ihr, im engen wissenschaftlichen Kreise gewürdigt, werden im Allgemeinen noch übersehen. Es fehlt in der Pflanzenphysiologie nicht an Forschern, wohl aber noch sehr an Verbreitern gründlichen Wissens. Aber wir glauben, es wird nicht lange währen, so werden die von Tag zu Tag sich häufenden Entdeckungen und Erfahrungen auf dem Gebiete dieser Wissenschaft sich auch nach außen Bahn brechen. Wie der

Professor der Geologie von der Lehrkanzel herab sagen kann, daß gleich der Geschichte des Menschengeschlechtes jene der Erde zu den Grundelementen wahrer Bildung zählt; ebenso muß bald die Zeit heranrücken, in welcher man von demselben Orte herab sagen kann: Auch die Lehre vom Leben der einzelnen Pflanze und vom Leben der Pflanzendecke, welche mit Gesetzmäßigkeit sich ändert und die im Kampfe mit der Natur und dem Menschen großartigen, auf die klimatischen Verhältnisse der Erde mächtig wirkenden Veränderungen unterworfen ist; auch die Lehre vom Leben der Pflanze und von der Geschichte der Vegetation in der Jetztzeit muß von jedem Gebildeten gekannt sein.

Wir glauben im Vorhergehenden gezeigt zu haben, daß neben der für Lehramtsandidaten der Naturgeschichte unentbehrlichen Systematik und Morphologie noch die Mikroskopie und die Physiologie der Pflanzen ihre selbstständige Vertretung unter den Lehrfächern des Polytechnicums beanspruchen.

Sehen wir nun nach, welche Vorschläge der Entwurf in Bezug auf die botanischen Wissenszweige enthält. Auf S. 50 desselben lesen wir, daß im Sommersemester jedes Studienjahres in wöchentlich vier Vorlesestunden die gesammte Botanik gelehrt werden soll. Wenn wir nämlich den daselbst niedergelegten Index der abzuhaltenden Vorträge verallgemeinern, so finden wir, daß in diesem vierstündigen Collegium: Anatomie, Morphologie, Physiologie und Systematik, ferner noch Einiges über Krankheiten der Gewächse, über Pflanzenpaläontologie und Pflanzengeographie vorgetragen werden sollen. In wöchentlich einer Uebungsstunde sollen „die Methoden der Untersuchung des Baues der Pflanzen und ihrer Theile, mit Rücksicht auf deren Entwicklung, die Handhabung des Mikroskopes und anderer Hilfsmittel gezeigt, so wie der Gang der systematischen Bestimmung der Pflanzen gelehrt und zahlreiche Bestimmungen einheimischer Gewächse aus den verschiedensten Familien vorgenommen“ werden.

Wir halten eine gründliche und wissenschaftliche Durchführung dieses Programmes — und nur eine solche ist an einer Hochschule statthaft — in der so kurz bemessenen Zeit für unmöglich, wie wir denn auch die Idee, Vorträge über eine solche „Gesamtbotanik“ zu halten, unvereinbar finden mit dem dringend notwendigen Principe der „Theilung der Arbeit“, welches in der Errichtung von Fachschulen seinen Ausdruck erhalten soll.

Blicken wir auf das eidgenössische Polytechnicum in Zürich, dessen Organisation jeder neu zu gründenden oder neu zu gestaltenden technischen Hochschule gegenwärtig als Muster dienen kann, und halten wir die dortigen Einrichtungen den Vorschlägen des Entwurfes entgegen, so werden wir erkennen, wie groß die Kluft zwischen den beiden ist. Im Sommersemester 1863 wurden am Züricher Polytechnicum folgende botanische Vorträge gehalten:

In der chemischen Fachschule:

1. Specielle Botanik, Prof. Heer, 6 Stunden durch die Woche.
2. Uebersicht der für Oekonomie und Gewerbe wichtigen Pflanzen, Prof. Heer, 3 Stunden durch die Woche.

3. Oekonomische Botanik, Prof. Cramer, 4 St. durch die W. in der Forstschule  
In der 6. Abtheilung (für Lehramtsandidaten):
4. Kryptogamen, Prof. Cramer, 2 Stunden durch die Woche.
5. Mikroskopische Demonstrationen, Prof. Cramer, 2 Stunden durch die Woche.
6.                    Übungen                    "                    "                    "                    "                    "                    "

Die hier aufgeführten sechs Lehrgegenstände umfassen lange nicht die gesammte Botanik und dies ist auch im Hinblick auf die Zwecke des Polytechnicums gar nicht nothwendig. Gerade die Universalität, welche das Programm des Entwurfes anstrebt, ist dessen Grundfehler; eine Beschränkung der allgemeinen Umrisse des Programms erscheint uns dringend geboten. In welcher Weise diese Beschränkungen durchgeführt und eine Umgestaltung des Lehrplanes vorgenommen werden soll, hierfür glauben wir im Vorhergehenden die Grundlinien vorgezeichnet zu haben.

Es ist wohl kaum nothwendig, hervorzuheben, daß, wenn die hier vorgeschlagenen Aenderungen des Programmes der botanischen Vorlesungen vorgenommen werden würden, ähnliche Umgestaltungen auch das Programm der zoologischen Vorträge, welches übrigens nach unseren Anschauungen im Entwurfe bedeutend glücklicher behandelt ist, erfahren müßte, dann aber muß der ohnehin ganz und gar unzeitgemäße Antrag des Entwurfes, eine Lehrkanzel für Zoologie und Botanik zu errichten (oder vielmehr die bestandene in ihrem gegenwärtigen Wirkungskreise zu belassen) von selbst fallen.

Erst dann, wenn jedes naturgemäß selbstständige Fach in unseren anzuhoffenden polytechnischen Schulen durch einen eigenen Fachgelehrten vertreten ist, wird die Errichtung der so dringend nothwendigen Fachschulen wahren Nutzen bringen.

---

## Die Durchbohrung des Mont-Cenis.

Von F. Böhmes.

---

(Schluß.)

### Nordseite des Tunnels bei Modane.

Die Arc bildet hier die einzige disponible Wasserkraft Dieses Gebirgswasser zieht sich in der tiefsten Thalsohle fort und liegt gegen 110 Meter tiefer als die Tunnelmündung. Ein natürliches Gefälle zur unmittelbaren Benützung für die Compresseurs steht also hier nicht zu Gebote, wie auf der südlichen Seite bei Bardonechia; es mußte daher ein künstliches Gefälle geschaffen werden. Zu diesem Zwecke wurde das Wasser der Arc in einem Canale von 400 bis 500 Meter abgeleitet und dadurch ein Gefälle von ungefähr 6 Meter gewonnen, Dieser Canal ist längs dem Bette, der Arc beinahe parallel mit demselben angelegt, hat eine Breite von 6 bis 7 Meter und führt bei günstigem Wasserstande eine Wassermenge von 5 bis 6 Kubikmeter per Secunde.

Die so gewonnene Wasserkraft wird dazu benützt, um 6 oberflächliche Wasserräder in Bewegung zu setzen. Jedes der 4 Räder steht mit 2 Wasserpumpen in Verbindung, welche letzteren dazu bestimmt sind, das zum Betriebe der Compresseurs nöthige Wasser zuerst in den Druckkessel und von hier durch die 4 Druckröhren in das 25 Meter über den Admissionsventilen der Compresseurs liegende Reservoir zu treiben. Von diesem Reservoir führen 10 Fallröhren zu den 10 im angebauten Comprimirhaus befindlichen Compresseurs, welche genau so construirt sind, wie die in Bardonechia. Die Höhe der wirkenden Wasseräule ist mithin 25 Meter und man hofft mittelst derselben, mit Rücksicht auf die lebendige Kraft, welche die plötzlich in Bewegung gebrachte Wasseräule zur Wirkung bringt, eine Luftpressung von 5 Atmosphären zu erreichen.

Durch die Nothwendigkeit der künstlichen Herstellung des für die Compresseurs erforderlichen Gefälles, wodurch die Anlage der Wasserräder, Pumpen, des Druckkessels, der Druckröhren und des Reservoirs bedingt wurde, mußte natürlich in Modane die ganze Einrichtung viel complicirter und kostspieliger werden, als in Bardonechia, wo ein hinreichendes natürliches Gefälle zur Verfügung steht. Die Anlagekosten dieser Einrichtungen sind in der That außerordentlich groß, und es steht sehr in Frage, ob nicht durch einfachere Mittel der Zweck erreicht werden kann, die für den Betrieb des Tunnelbohrens nothwendige comprimirte Luft zu erzeugen. Someiller hat vielleicht aus dem Grunde eine neue, auf ganz anderen Grundsätzen beruhende Compressionsmaschine construirt, welche der erwähnten kostspieligen Anlagen nicht bedarf, über deren Wirkungsweise indessen noch nicht ausgedehnte Erfahrungsergebnisse vorliegen, da sie kaum seit einem Jahre sich im Betriebe befindet. Diese Maschine besteht in einer einfachen Luftpumpe und sind bisnoch versuchsweise 2 derselben in Modane aufgestellt, welche von zwei Wasserrädern in Bewegung gesetzt werden. Wir haben oben erwähnt, daß 6 solche Räder auf der Nordseite des Tunnels etablirt sind, von denen 4 das Speisewasser für die Compresseurs in das Reservoir treiben. Die 2 übrigbleibenden sind es nun, deren dynamische Kraft dazu verwendet wird, die von Someiller construirten 2 Apparate in Bewegung zu setzen und in denselben Luft zu comprimiren, und zwar auf folgende Weise:

Die Bläuelstange des Wasserrades setzt den Kolben eines horizontal liegenden Cylinders in Bewegung, welcher an beiden Enden mit verticalen cylindrischen Aufsätzen versehen ist. Der horizontale und einer der verticalen Cylinder sind stets mit Wasser gefüllt und ist das Volumen des in einem der verticalen Aufsätze befindlichen Wassers gleich dem Volumen des vom Kolben bei einem Schube durchlaufenen Raumes. Befindet sich in dem einen der verticalen Aufsätze Wasser, so ist der andere mit Luft gefüllt, welche durch die an dem oberen Theile des Aufsatzes angebrachten Ventile eintreten kann. Nun wird das vor dem Kolben befindliche Wasser in diesen Raum gepreßt, dadurch die hier befindliche Luft comprimirt und durch eine Röhre in das Luftreservoir getrieben. Bei der rückgängigen Bewegung des Kolbens findet dasselbe Spiel auf der anderen Seite statt und so wird auf diese Weise bei



jedem Schube eine Luftmasse comprimirt, welche gleich ist dem vom Kolben durchlaufnen Raume.

Die Versuche, welche mit den neuen Compressionspumpen vorgenommen worden sind, haben befriedigende Resultate geliefert. Die Bewegung der Kolben und das Spiel der Ventile findet mit großer Ruhe und Regelmäßigkeit statt, und der erreichte Nugeffect stellt sich auf 65 bis 70 pCt., während die Compresseurs in Bardonechia kaum 60 pCt. geben. Bei 8 Doppelhuben per Minute und 5 Atmosphären Luftspannung, für welche die Pumpen construirt sind, tritt nicht die geringste Störung ein. Aus allem diesem geht hervor, daß der neue Compressionsapparat vollständig geeignet ist, seinem Zwecke zu entsprechen und dessen ökonomische Vortheile gegenüber den Compresseurs nicht hoch genug anzuschlagen sind.

Dieses ist in kurzen Zügen die Darstellung des gegenwärtigen Standes und Betriebes der Alpendurchbohrung am Mont-Genis. Wir fürchten jedoch, unserer Mittheilung den Vorwurf der Unvollständigkeit zuzuziehen, wenn wir nicht in wenigen Worten der Kosten und der Dauer gedenken, welche dieses Riesenwerk unseres Jahrhunderts beanspruchen wird

Sämmtliche bei den Arbeiten am Mont-Genis angewendeten Maschinen und mechanischen Einrichtungen sind von dem Cockerill'schen Etablissement in Seraing mit großer Solidität und Sorgfalt ausgeführt. Der Preis einer Bohrmaschine beträgt 2000 Fr.; die ganze Anlage aber, die comprimirte Luft zu erzeugen und in den Tunnel zu leiten, kostet auf der Nordseite allein über 2 Mill. Fr. Was die gesammten Herstellungskosten des Tunnels betrifft, so lassen sich kaum auch nur annähernde Vorausbestimmungen machen, da im Verlaufe der Arbeiten Zwischenfälle eintreten können, deren Tragweite nicht zu berechnen ist und durch welche die bisherigen Anhaltspunkte für die Bausumme total verändert werden. Berücksichtigt man die höchst wahrscheinlich eintretende Nothwendigkeit, den Tunnel nach seiner ganzen Länge ausmauern zu müssen und hiezu die im Ausbruch gewonnenen Steine nicht benützen zu können, ferner die weiten Transporte der Abtragsmassen, den Holzverbau, die ziemlich hoch stehenden Arbeitslöhne (4 Fr. für einen Minensprenger), den enormen Preis des Pulvers u. s. w., so werden die Kosten für den laufenden Meter durchschnittlich nicht unter 2500 Fr. anzuschlagen sein, was einer Totalsumme von nahe 28 Mill. Fr. entspricht. Rechnet man hiezu die Anlage- und Unterhaltungskosten der verschiedenen Gebäude und die außerordentlich hochlaufenden Zinsverluste während der Bauzeit, so werden die muthmaßlichen Gesamtkosten auf 45 bis 50 Mill. Fr. geschätzt werden müssen.

Was die Dauer der Arbeiten am Mont-Genis bis zum Vollenden des Tunnels betrifft, so giebt uns der oben erwähnte tägliche Fortschritt von 1·20 Meter den besten Maßstab an die Hand, um bei einem ungestörten Gange der Arbeiten das Jahr berechnen zu können, in welchem dieselben zum Schlusse gelangen werden.

Es ist dieses das Jahr 1874. Nimmt man aber für das mittlere Vorrücken täglich den noch nicht erlangten Werth von 1·80 Meter an, so stellt sich die Zeit zur Erreichung der Tunnelmitte auf nahezu sieben Jahre — immerhin ein Resultat, für welches nur die Größe und Tragweite des zu erreichenden Zweckes Trost gewähren kann. Die Vermehrung des täglichen Vorrückens des Sohlenstollens auf 1·80 Meter liegt nicht außer dem Reiche der Möglichkeit, wenn man durch rascheres Abräumen der gelösten Massen so viel Zeit gewinnt, daß alle 24 Stunden dreimal geschossen werden kann, statt bloß zweimal, wie es gegenwärtig geschieht. Die täglichen Fortschritte aber auf 3 Meter zu erhöhen, wie man schon längst hofft und behauptet, wird wohl nie erreicht werden; es müßte denn eine ganze Umgestaltung des jetzigen Betriebes durch Anwendung neuer Hülfsmittel geschaffen werden.

Diese Hülfsmittel würden vor Allem in der Vermehrung der Angriffspunkte gefunden werden, welche sich bei dem Mont-Genis — wie Eingangs dieser Mittheilung erwähnt worden — bloß auf die 2 Mundlöcher des Tunnels beschränken, da die große Höhe des Gebirges über der Tunnelsohle die Anlage senkrechter Schächte nicht zulässig macht. Um diese Angriffspunkte zu vermehren, schlägt der bekannte französische Civilingenieur Tony Fontenay vor, von jeder Seite der Wasserscheide mittelst einer Anzahl geneigter Schächte, die also vom Terrain in der Richtung von den Tunnelenden nach der Mitte zu fallen, bis zur Tunnelsohle zu gehen. Die Zahl der so gewonnenen neuen Angriffspunkte könnte noch durch secundäre Stollen vermehrt werden, welche unter stumpfen Winkeln gegen die obigen Schächte geneigt getrieben würden. Von jedem dieser Stollen aus hat man 2 Angriffspunkte für den Tunnel und man kann so die Arbeit gegen die heute nur von den zwei Mundlöchern aus betriebene erheblich beschleunigen. Die Herstellung dieser geneigten Schächte ist einfacher, die Arbeiter können darin ohne Aufzugsmaschine verkehren und die Förderung des Materials geschieht durch stehende Dampfmaschinen. Der Erfinder dieser Idee ist so sehr von deren Ausführbarkeit überzeugt, daß er sich der italienischen Regierung gegenüber erboten hat, die in der Mitte des Mont-Genis liegenden 5000 Meter Länge in entreprise zu nehmen, mit der Verpflichtung, solche eben so schnell fertig zu schaffen, wie 5000 Meter von jeder Mündung zu 2500 Meter vollendet werden. Zu dem Ende sollen auf jeder Seite der Mitte 4 große schräge Stollen, vom Terrain ab zur Tunnelsohle gegen die Mitte fallend, getrieben werden, die sich unten in mehrere Zweige theilen. Bei der Wichtigkeit, welche eine sichere und rasche Durchstoßung hoher Wasserscheiden für die Eisenbahntechnik noch einst erlangen wird, wäre die Ausführung dieses Anerbietens von höchstem Interesse und kein Zweifel, daß die für die Beendigung des riesigen Werkes geforderte Anzahl Jahre bedeutend verkürzt würde.

Wie dem auch sein mag, so steht außer allem Zweifel, daß das großartige Werk der Durchbohrung des Mont-Genis, welches einen so bedeutenden Aufwand von Geld und Intelligenz in Anspruch nimmt, von gutem Fortgange begleitet ist und seiner Vollendung sicher entgegengeht. Und damit ist ein Ziel erreicht, welches

beweist, daß selbst Alpenketten kein unüberwindbares Hemmiß für die Kunst des Ingenieurs bilden.

## Die Chroniken der fränkischen Städte.

### Nürnberg. 2. Band.

(2. Band der „Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert“. Auf Veranlassung und mit Unterstützung Sr. Majestät des Königs von Baiern Max II. herausgegeben durch die historische Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften. Leipzig 1864.)

⊙ Die in dem vorliegenden zweiten Bande Nürnbergischer Chroniken enthaltenen originalen Aufzeichnungen aus der ersten Hälfte bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts, sind, streng genommen, nicht Chroniken zu nennen; sie gehören vielmehr auch jener Classe historischer Schriften an, welche die Herausgeber bereits im ersten Bande als Denkwürdigkeiten im engeren Sinne bezeichnet haben. Der Zweck ihrer Abfassung ist noch nicht die Geschichte der Stadt. In nüchternen, rein thatfächlicher und eben so anspruchsloser Form geben die Verfasser Nachrichten von dem, was sich innerhalb ihres Gesichtskreises und zu ihren Lebzeiten zugetragen hat. Unterscheiden sie sich durch ihre Form- und Planlosigkeit, durch den Mangel jeder subjectiven Färbung ganz wesentlich von dem, was man heute unter Memoiren versteht, so sind sie andererseits doch auch sehr verschieden von einer bloß urkundlichen Berichterstattung, wie sie wohl häufig in officiellen Actenstücken daneben einhergeht; denn diese hat ihren Zweck in dem Berichteten selbst, während dort der äußere und innere Antheil des Autors die Mittheilung bedingt.

Das erste Stück von Endres Lucher, welches die Jahre 1421 bis 1440 umfaßt, führt mit Recht den Titel „Memorial“; es bringt durchaus nur Selbsterlebtes, öffentliche und persönliche Angelegenheiten durcheinander, anders als wie in der im ersten Bande abgedruckten Chronik aus R. Sigmunds Zeit, welcher es vielfach zur Ergänzung dient.

Der „Zug nach Lichtenburg“ im Jahre 1444 schildert in lebendiger Erzählung ein einzelnes Ereigniß: den winterlichen Feldzug der Nürnberger in Gemeinschaft mit den Rotenburgern und Windsheimern nach den Schlössern einiger Raubritter des bayreuthischen Oberlandes, nahe bei der thüringischen Grenze. Der Bericht ist sicher aus erster Quelle geschöpft und nahezu gleichzeitig niedergeschrieben. Ueber den Verfasser aber sind die Herausgeber getheilter Ansicht, indem Dr. v. Weech in demselben mit Bestimmtheit einen Augenzeugen und möglicherweise Erhard Schürstab, der als Mitglied des Kriegsausschusses und Kriegshauptmann dabei war, vermuthet, beide Annahmen aber und namentlich die letztere von Prof. Hegel in Abrede gestellt werden.

Wenn uns hier das Bild einer städtischen Fehde mit mehreren vom Adel vorgeführt wird, wie sie in Veranlassung, Hergang und Abschluß für viele andere

als Beispiel dienen kann; so enthält nun die weiter folgende Beschreibung des Markgrafenkrieges von 1449 und 1450 die Geschichte einer großen Begebenheit, welche ihrer eigentlichen Bedeutung nach gleichfalls nichts anderes, als eine Stadtfehde gegen die „Herren“ war, aber in den weitesten Dimensionen, die eine solche überhaupt annehmen kann. Der eigentliche „Kriegsbericht“ hat in seiner höchst trockenen Aufzeichnung der einzelnen Vorkommenheiten nach der Zeitfolge einen ganz officiellen Charakter und unterscheidet sich in der Form der Darstellung durchaus nicht von den ihm angeschlossenen „Ordnungen“, welche den Nachkommen überliefern sollten, was alles von Seiten des Stadt- und Kriegeregiments, sowohl vor dem Kriege als während desselben befohlen und beobachtet worden, sei es zum Zwecke der Ausrüstung des Heeres oder der Vertheidigung und Verpflegung der Stadt oder ihrer polizeilichen Sicherheit; ferner was für Schaden von dem Feinde angerichtet, welche Belohnungen ertheilt worden, endlich woran Mangel gewesen ist oder was man übersehen hat, damit man in Zukunft sich danach richten und wo möglich es besser machen möge.

Kein Zweifel, daß alle diese Schriftstücke des gleichen amtlichen Ursprunges sind. Eine andere Frage aber ist, mit welchem Rechte man bisher Erhard Schürstab als Verfasser, entweder nur des Kriegsberichtes oder auch der Ordnungen genannt hat; denn es ist kein zwingender Grund dafür vorhanden. Dennoch ist ein persönlicher Einfluß oder unmittelbarer Antheil von seiner Seite bei der uns vorliegenden Sammlung von Schriften über den Markgrafenkrieg nicht in Abrede zu nehmen. Wahrscheinlich ist, daß E. Schürstab, der seiner ganzen Stellung nach dazu am besten befähigt war, die in der mit seinem Namen bezeichneten Handschriftenreihe enthaltene Sammlung von Kriegsbericht und Ordnungen veranstaltete, ferner, daß hier der Kriegsbericht unter seinem Rathum die jener Reihe eigenthümliche Redaction erfuhr. Dies bezeichnen die Herausgeber auf dem Titel mit dem Ausdruck: *zusammengebracht von E. Schürstab.*

Von diesen drei Stücken, welche den Hauptinhalt des vorliegenden Bandes ausmachen, sind nur die beiden ersten noch unedirt, das dritte aber schon vor einigen Jahren von Baader in Nürnberg unter dem Titel: „Erhard Schürstabs Beschreibung des ersten markgräflichen Krieges gegen Nürnberg“, in den „Quellen zur bairischen und deutschen Geschichte“, Band 8, herausgegeben worden. Der hohe Werth der vorliegenden Publicationen liegt aber nicht sowohl in der bloßen Mittheilung der Quellschriften, sondern in der allseitigen gründlichen Bearbeitung derselben. All' die Vorzüge, welche wir bereits bei dem Erscheinen des ersten Bandes hervorgehoben haben, kommen im gleichen Maße diesem zweiten zu und haben sich die Herren v. Kern und v. Weech im historischen Theil, Lerer in der Textkritik und im Glossar um die Wissenschaft wohlverdient gemacht.

Ein sehr umfangreiches Material von gleichzeitigen Actenstücken und Relationen wurde von dem zuerst genannten Mitarbeiter zu einer zusammenfassenden Darstellung der zwischen Nürnberg und Markgraf Albrecht geführten Kriegs- und Friedensverhandlungen in der ersten Beilage benützt. Die zweite Beilage giebt eine

übersichtliche Zusammenstellung der Feinde Nürnbergs nach landschaftlichen Gruppen, in welchen sich neben den Fürsten eine sehr große Zahl von deutschen Adelsfamilien vertreten findet, und der historisch-genealogische Gewinn dieser Arbeit soll erst recht nutzbar gemacht werden durch das alphabetische Personenregister am Schlusse des Bandes, welches wie zur Auffindung der Namen zugleich zu deren Erklärung in moderner Schreibung dienen soll, bisher aber noch ausständig ist. Die fünfte Beilage enthält einige wichtigere Urkunden im Wortlaut, die dritte einen Bericht über die Schlacht bei Willenreuth — beide von Dr. v. Kern bearbeitet. In der vierten Beilage hat Prof. Hegel selbst von der Bevölkerungszahl und im Zusammenhange damit von den Handwerksverhältnissen und der Ausbildung der Zunft- und Meisterprivilegien in Nürnberg gehandelt, woran sich, gleichwie an die im ersten Bande gegebenen Ausführungen über das Patriciat, über Stadthaushalt, und Münze, Erörterungen über dieselben in anderen Städten wiederkehrenden Verhältnisse sehr wohl anknüpfen lassen.

Und damit der trefflichen Ausstattung dieser Stadtchronik nichts fehle, was ihre Benützung erleichtern kann, ist derselben auch noch eine detaillierte Gebietskarte beigelegt, in welcher die Grenzen der verschiedenen Herrschaften, so wie die Ortsnamen bis auf die regellose Schreibung genau nach den Urkunden und originalen Texten der Zeit wiedergegeben sind; auch auf die damaligen, später durch Zurückdrängung des Waldes, Austrocknung von Weihern veränderten Terrainverhältnisse wurde dabei Rücksicht genommen.

Wie lange wird es wohl noch währen, bis auch österreichische Städte, Gegenden und Provinzen ein solches Material für ihre Topographie und Culturgeschichte besitzen werden? Die Publicationen dieser „historischen Commission bei der königl. Akademie der Wissenschaften“ geben uns den besten Fingerzeig, auf welchem Wege das Ziel zu erreichen ist, und daß dieser Weg nur mit vereinten Kräften betreten werden kann.

---

## Pfeiffers „Germania“.

(8. Jahrgang. 2., 3., 4. Heft. Wien, C. Gerolds Sohn.)

—1— Während Moriz Haupts „Zeitschrift für deutsches Alterthum“ ihre Leser still und stumm schon über zwei Jahre auf ein Lebenszeichen vergebens warten läßt, schreitet ihre jüngere Genossin, die „Germania“ rüstig auf dem betretenen Wege vorwärts. Sie hat bereits den achten Jahrgang vollendet, dessen zweites bis viertes Heft uns hier beschäftigen soll, wobei wir aber der Kürze halber nur die größeren und wichtigeren Beiträge herausheben wollen.

Das zweite Heft umfaßt außer dem ziemlich reichen Abschnitt „Litteratur“ vier Beiträge. Der erste davon ist eine „Legende von der h. Katha-

rina von Alexandria" aus einer Handschrift der Wiener Hofbibliothek herausgegeben von Joh. Lambel (S. 129 bis 186). In der Einleitung sucht der Herausgeber den mitteldeutschen Ursprung der Legende nachzuweisen und setzt, indem er Versbau und Reim bespricht, die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts als die Zeit ihrer Entstehung an. Außerdem werden darin sieben andere deutsche Bearbeitungen, zum Theile ungedruckte aus Handschriften der Wiener Hofbibliothek, eine lateinische ebendasselbst und „Sieben Tagzeiten“ der Heiligen aus einer Klosterneuburger Handschrift besprochen. Die Anmerkungen enthalten zum größten Theile Parallelstellen aus einer lateinischen Prosalegende, die der Herausgeber als die Quelle des deutschen Gedichtes vermuthet. Der zweite Beitrag von Fr. Pfeiffer (S. 187 bis 196) bringt zwei „Prager Bruchstücke des Nibelungenliedes“, das eine aus der dortigen Universitätsbibliothek, das andere aus Safarik's Nachlaß, beide nach der Vermuthung des Herausgebers zu einer Handschrift gehörig. Karl Bartsch theilt S. 196 bis 208 eine Bearbeitung der interessanten „Bruchstücke aus dem Rosengarten“ mit, die schon W. Grimm in der Berliner Akademie in diplomatisch getreuem Abdruck veröffentlicht hatte. Alois Lütolf stellt S. 208 bis 216 „Heimdall und Wilhelm Tell“ zusammen, den Wächter und Berather der nordischen Götterwelt, der zum Götterkampf in das mächtige Gjallarhorn bläst, den Stammvater der Hohen und Niederen, den Urheber der Stände und den Retter eines bedrängten Volkes, der freie Männer schafft und überall mit Rath und Hülfe bei der Hand ist. „Es ist vornehmlich die ideale Stellung, welche Wilhelm Tell dem bedrängten Volke (Asen) und seinem Feinde (Loki) gegenüber hat, die uns an Heimdall gemahnt“. „Das weite Meer befährt Heimdall und ein trefflicher Steuermann ist der Tell“ u. s. w. Der Verfasser nimmt in dem nordischen Namen, wozu schon J. Grimm geneigt war, Composition an aus heim anklingend an himin (Himmel) und thallr verwandt mit thöll (pinus), woraus sich der Name Wilhelm Tell entwickeln mochte, um so leichter, als Heming, Heime u. dgl. Namen in der Sage sehr verbreitet sind und Tell als Personennamen in Allemannien sehr alt und verbreitet war, und Uri auch sonst mythische Erinnerungen treu bewahrte. Zur Localisirung der Sage mochte die in Zusammensetzungen wie Talefab, Telliberg, Tellentrüti häufig vorkommende Bezeichnung Tal, Dal für eine „furchenartige Vertiefung des Erdbodens“ das ihrige beitragen. Aus einer in einer Telle gelegenen Capelle konnte leicht die Tellscapelle werden.

Der Abschnitt „Litteratur“ bringt eine Recension von A. Mussafia über „Messire Gauvain ou la vengeance de Raguidel ed. Hippeau“, als dessen Verfasser Mussafia den bekannten Raoul de Houdenc vermuthet (S. 217 bis 222). Darauf folgt ein „Bericht über die Sitzungen der germanistischen Section der 21. Philologenversammlung“ (vgl. Zeitschr. f. österr. Gymn. 1862, S. 804 bis 808) von Karl Bartsch (S. 222 bis 228) und eine sehr dankenswerthe und sorgfältige „Bibliographische Uebersicht des Jahres 1862“, von demselben (S. 228 bis 256).

Das dritte Heft beginnt mit einem eingehenden Aufsatz von Adolf Holzmann über „Das gothische Adjectivum“ und seine Declination in ihrem wirklichen

Vorkommen in der gothischen Bibelübersetzung und ihre sprachgeschichtliche Erklärung (S. 257 bis 268). Feodor Bsch weist die Familie des Dichters Eberhard von Gerone aus einer Reihe von Urkunden vom Jahre 1242 bis 1398 nach (S. 268 bis 270). Conrad Hofmann theilt (S. 270 bis 272) eine Bearbeitung des bekannten „Wessobrunnengebets“ mit, worin einige Stellen schärfer und richtiger gefaßt werden als bisher. Nur der Versuch, den prosaischen Anhang als alliterierende Verse zu fassen und herzustellen, scheint uns verfehlt und überhaupt unmöglich. Hofmann legt übrigens selbst kein Gewicht darauf und bezeichnet ihn selbst witzig „bis auf weiteren Beweis als Übung im Versmachen“. Eine sehr interessante Mittheilung ist „Das älteste deutsche Passionspiel“, von Karl Bartsch (S. 273 bis 297), schon früher abgedruckt in den „Beiträgen zur Geschichte und Litteratur“, von H. Kurz und P. Weissenbach (Narau 1846), aber fast vollkommen unbekannt und unbeachtet geblieben, denn außer Wackernagel schweigt jede Litteraturgeschichte darüber. Die Bruchstücke (denn leider ist das Stück nicht ganz erhalten) sind von doppeltem Interesse, da sie einerseits Reste des ältesten deutschen Passionsspieles sind, indem Versbau und Reim mit solcher Sorgfalt behandelt sind, daß sie bestimmt auf den Anfang des 13. Jahrhunderts weisen, aus dem auch die Handschrift stammt, und andererseits hierin offenbar der Versuch eines höflich gebildeten Dichters vorliegt, das Passionspiel der deutschen Poesie zu gewinnen, der sehr geschickt ausgefallen ist und bedauern läßt, daß er keine Nachfolge gefunden, was der Entwicklung unseres Drama's nur hätte nützen können. Die Heimat des Gedichtes ist, wie der Herausgeber aus der Sprache nachweist, die Schweiz. Die in der Einleitung sorgfältig beschriebenen Bruchstücke sind aus dem Kloster Muri und befinden sich gegenwärtig in Narau auf der Cantonsbibliothek. Interessant ist, daß die Blätter der Handschrift nicht können verbunden, sondern müssen lose gewesen sein, indem man nicht von rechts nach links, sondern von unten nach oben umschlagen muß, was beweist, „daß das Stück zum Aufführen gedichtet und eingerichtet war“. Auf drei kleine Mittheilungen von A. Virlinger und N. Köhler folgt S. 307 bis 330 ein Aufsatz von Karl Bartsch über „Konrad von Fußesbrunnen und Konrad von Heimesfurth“ mit steter, theils berichtigender, theils ergänzender Berücksichtigung einer Halle'schen Doctordissertation von Aug. Gompert. Das Resultat, in dem beide im wesentlichen stimmen, ist, daß Konrad v. Fußesbrunnen als Verfasser der „Kindheit Jesu“ nicht anzuzweifeln ist, aber nicht identisch mit Konrad v. Heimesfurth sein kann, dem Verfasser von „Mariä Himmelfahrt“ und wahrscheinlich auch der „Urstende“. Interessant gerade für ein größeres Publicum ist der Aufsatz von Reinhold Bsch ein „Ein pessimistischer Zug in der Entwicklung der Wortbedeutungen“ (S. 330 bis 354). Der Verfasser versteht darunter die Erscheinung, daß die Bedeutungen einer Anzahl Worte „im Laufe der Zeit einen unedleren, niedrigeren, oft sogar schimpflichen Inhalt gewinnen“ und giebt dafür eine Reihe von Beispielen. So hat das Wort „Pfaffe“ vom lat. papa stammend, im Althochdeutschen durch clericus glossirt und im Mittelhochdeutschen auch von sehr gelehrten Laien als Ehrenname gebraucht, sammt seinen Ableitungen phafflich,

wofür wir „pfäffisch“ gebrauchen und phafheit (= Geiftlichkeit), das uns ganz entchwunden ift, allmählig, wohl nicht ohne Einfluß der Reformation, die Bedeutung eines Schimpfwortes angenommen. Das Wort „Knecht“ bedeutete in der alten Sprache Knabe, Knappe, und wie noch heute das englische knight Ritter, Kriegsmann, Held. Der Begriff des Dieners gehört späterer Entwicklung an. Umgekehrt hat „Schalk“, das eigentliche alte Wort für Diener, Slave, eine mildere Bedeutung erhalten. Bekannt ift, wie das schöne Wort maget (Magd) in der alten Sprache gleich Jungfrau und regelmäßig fogar für die h. Maria gebraucht, feine edle Bedeutung verloren hat, und bei uns nur mehr in feiner zusammengezogenen Form „Maid“ (nhd. meit) in der Poesie und in dem Diminutiv „Mädchen“ feinen urfprünglichen Sinn gerettet hat. Gerade umgekehrt nahm „Dierne“ neben der urfprünglichen Bedeutung „Dienerin“ allmählig die von „Mädchen“ an. Eine ähnliche Wandlung der Bedeutung wie maget machte „Bube“, urfprünglich „Knabe, Kind“, ohne den mindesten Nebenbegriff, wie er fich bei uns in „Büberei, bubenhaft“ ausgebildet hat, durch. Weiter „Mensch“, in der alten Sprache sowohl Masculinum als Neutrum in gleicher Bedeutung, während bei uns „das Mensch“ einen erniedrigenden Begriff involviret. Interessant ift die Entwicklung der Bedeutung in dem Worte „elend“. Aus dem Begriffe „von der Heimat fern, heimatlos, fremd“ entwickelte fich der des Unglücks, der Armut und zuletzt gar die Bedeutung „schlecht, gering“. Das Wort „feig“ (veige) bedeutet urfprünglich nur „dem Tode verfallen, todt, unselig“. Die heutige Bedeutung ift eine spätere Entwicklung und die alte Sprache gebraucht dafür zage, das in unserem „zaghaft, verzagt“ einen viel milderen Sinn angenommen hat. Frech vertrat im Mittelhochdeutschen den Begriff edler Kühnheit, stolzen Muthes, und in Mundarten hat fich noch heute etwas von dieser Bedeutung erhalten, aus der fich erst in der Folge unsere heutige entwickelte; diejelbe Wandlung der Bedeutung erfuhren die Worte: Frevel, Hochmuth, Hoffarth. List (vom gothischen laisja, lehre) bedeutet im Mittelhochdeutschen: „Wiffen, Weisheit, Kunst“, woraus wahrſcheinlich durch die Uebergangsbedeutung „Kunstgriff“ eine Anwendung im ſchlimmen Sinn fich entwickelt. Selbft unser „Reid“ involviret in der alten Bedeutung „Haß, feindlicher Wettſtreit“ doch einen edleren Begriff als heutzutage, wo kein Moralift mehr mit dem „welfchen Gaſt“ ſagen könnte, Reid könne ſowohl ein Fehler als eine Tugend ſein. Daß „Schimpf“ urfprünglich „Schertz“ bedeutete, ift aus der noch im 16. Jahrhundert geläufigen Redensart „Schimpf und Ernſt“ bekannt. Sa ſelbſt unsere heutige Bedeutung von „ſchlecht“ ift erſt eine spätere Entwicklung; das urfprüngliche hat ſich in der Redensart „recht und ſchlecht“ erhalten. Namentlich war ſolch' ein Zug zur unedleren Bedeutung leicht möglich bei Worten, die Verhältniſſe der Geſchlechter bezeichneten, und ſo finden wir es wirklich in „Münne, geil“ (urfprünglich „froh, heiter“) u. a. In der Wortbildung weiſen die adjectiviſchen Bildungen mit —iſch einen ſolchen peſſimiſtiſchen Zug auf, z. B. „kindiſch“ gegenüber von „kindlich“. Wir haben uns bei dieſer Beiſpielen länger aufgehalten, da wir ihnen ein Intereſſe für einen größeren Leſerkreis zutrauen und werden über die noch übrigen Beiträge kürzer ſein



können. Derselbe H. Wechstein stellt (S. 355 bis 362) die Eigenthümlichkeiten der „Sprache Heinrichs v. Krolowiz“ zusammen. Karl Bartich theilt (S. 363 bis 369) „Zum altfranzösischen Gref“ eine sehr sorgfältige Untersuchung über das Femininum des Part. Perf. von Verben der 1. Conj. auf *ie* und *iee* mit. Unter den übrigen kleinen Beiträgen von A. Lübben, Raßmann, Zingerle und Schenk heben wir „Ein neues Siegfrieds-Mährchen“ aus Kurhessen hervor, mitgetheilt und nach seiner sagengeichtlichen Bedeutung erklärt von Raßmann.

Im vierten Hefte setzt Ad. Holzmann (S. 385 bis 414) seine bereits im ersten Bande der „Germania“ begonnene Arbeit über „Die alten Glossare“ fort. Freunde und Kenner der romanischen Sprachen machen wir auf die im Anhang zum ersten Mal veröffentlichten, höchst wichtigen und interessanten Glossen (S. 405 ff.) aufmerksam. F. B. Zingerle handelt (S. 414 bis 420) über „Frau Saelde“, die Glücksgöttin im altdeutschen Glauben, wie sie in der „Krone“ des Heinrich von dem Türlein vorkommt. San Marte (A. Schulz) theilt (S. 421 bis 461) eine „Vergleichung von Wolframs Parzival mit Albrechts Titurel in theologischer Beziehung“, als deren Ergebniß er hinstellt, „daß bei der Kritik und dem Verständniß von Wolframs Gedicht der evangelisch-theologische, dagegen von Albrechts Wert der römisch-kirchliche Standpunkt festgehalten werden und maßgebend sein muß“, wobei der „religiöse Geist und die evangelische Auffassung des Gegenstandes“ als Eigenthum des deutschen Dichters gefaßt wird, das dieser nicht bei seinen welschen Vorbildern vorfand und „womit er seiner Zeit um mehrere Jahrhunderte voran-eilte“, und „daß zwischen Parzival und Titurel nur eine gewisse Verwandtschaft des rohen Stoffes, aber nicht die geringste Gemeinschaft des Geistes, der sie erschuf, stattfindet“. Als einen Beitrag „zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache“ und zum Zeugniß für den bewußten Gebrauch eines bestimmten Dialektes theilt H. Wechstein (S. 462 bis 464) die gereimte Vorrede Benedict Edelbecks zu seiner Beschreibung des 1575 in Zwickau abgehaltenen Armbrüstschießens mit, worin der Verfasser, ein geborner Böhme, des österreichischen Dialektes sich bedient und vor seinen Lesern sich entschuldigt, daß er nicht ihren meißnischen Dialekt spreche; dazu fügt (S. 464 und 465) der Herausgeber nach einer Mittheilung F. M. Wagners eine Stelle aus Johann Raschs „Kirch Gottes“, worin die österreichische Mundart entschieden über Luthers Sprache gestellt wird. Auf sprachliche Erläuterungen „zu Genesis und Exodus“ von F. Wech und J. Diemer folgen von A. Holzmann „Emendationen zu Beowulf“ und eine Besprechung der „Farbensymbolik“ in der älteren Litteratur von Zingerle. Abweichend von der heutigen Bedeutung der Farben ergibt sich etwa folgendes: Weiß ist die Farbe der Hoffnung und der Mäßigkeit, von der der Uebergang zur heutigen Bedeutung der Unschuld leicht war; Gelb bedeutet erfüllte, gewährte Liebe, daher Bruder Berthold gegen diese Farbe im Puz der Frauen so sehr eifert, aber auch schon Neid; Grün ist nicht die Farbe der Hoffnung, sondern bedeutet Anfang der Liebe; Roth und Blau sind, wie noch jetzt, die Farben der Liebe und Treue, Schwarz bedeutet neben Trauer, Leid und Tod auch Zorn. Durch Zusammenstellung dieser Farben dehnte

man deren symbolische Bedeutung noch weiter aus. Der Band schließt mit zwei Recensionen Holzmanns und S. Siegels.

## **De la monnaie de papier et des Banques d'émission**

par **Ad. d'Eichthal**, ancien député, ancien régent de la Banque de France, ancien administrateur de la société général du Crédit Mobilier.

(Paris 1864. Guillaume et Cie.)

Tg. Bereits im Jahre 1847 hatte Herr v. Eichthal Gelegenheit, das Institut der Bank von Frankreich gegen heftige Angriffe, welche es damals von Ledru-Rollin und Mauguin zu erfahren hatte, in glänzender und erfolgreicher Weise in Schutz zu nehmen. Seinem Einflusse und dem Léon Fauchers in Verbindung mit den Rückwirkungen der Februarereignisse des Jahres 1848 auf den Credit der Bank gelang es bekanntlich auch die Anordnung der Vereinigung der departementalen Banken mit der Bank von Frankreich herbeizuführen. Schon im Beginne des Monats Februar hatten die Principien der Einheit des Papiergeldes und der Centralisation des Bankwesens in eine einzige Bank in den beiden genannten Dekonomen hervorragende Vertreter gefunden. In der That waren auch diese Principien in den letzten 15 Jahren in Frankreich die factisch herrschenden. Erst die Vereinigung Savoyens mit Frankreich hat hierin eine Aenderung hervorgerufen, indem die savoyische Bank nicht nur ihre selbstständige Stellung behauptete, sondern auch den Bemühungen des französischen Gouvernements, eine thatsächliche Vereinigung mit der Bank von Frankreich herbeizuführen, durch einen Vertrag mit dem Banquier Pereire, welcher durch massenhafte Vermehrung der Actien die Bank von Frankreich hinderte, alle emittirten Actien aufzukaufen, erfolgreichen Widerstand leistete. Die Frage, in welchem Sinne die Angelegenheit ihrer Lösung entgegenzuführen sei, ist es, welche Herrn v. Eichthal in der vorliegenden Schrift beschäftigt.

Man sieht, es ist zunächst eine Frage von individuellem Interesse. Allein Herr v. Eichthal unterzieht bei Erörterung derselben die oben angedeuteten Principien der Einheit des Zettelbankwesens und des Papiergeldes einer neuen und eben so geistvollen als gründlichen Prüfung, indem er gleichzeitig die Verhältnisse der Bank von England und der Bank für Indien zum Vergleiche heranzieht und überdies einige, wie uns scheint, beachtenswerthe Vorschläge rücksichtlich der Reorganisation der Bank von Frankreich hinzufügt. In letzterer Beziehung ist insbesondere hervorzuheben, daß er analog der englischen Einrichtung die Theilung der Bank von Frankreich in eine Abtheilung für die Papiergeldemission und in eine Abtheilung für die eigentlichen Bankgeschäfte befürwortet. Daß übrigens selbst in einer Schrift von so entschieden gouvernementaler Färbung, wie die vorliegende, die

Nothwendigkeit einer größeren Unabhängigkeit der Bank von der Regierung sehr entschieden betont wird, ist immerhin charakteristisch und beachtenswerth. Namentlich wünscht der Verfasser für Einzelnes von vorneherein festgestellte gesetzliche Anordnungen und nicht eine administrative Genehmigung von Fall zu Fall. „Derartige Anordnungen hätten den doppelten Vortheil, die Verantwortlichkeit der Regierung zu vermindern und den Bankcredit zu erhöhen, indem sie eine Beeinflussung ausschließen, die keineswegs in allen Fällen gefahrlos ist“.

Noch haben wir zu erwähnen, daß ein Anhang nach französischem Muster Auszüge aus Reden und Schriften namentlich englischer Staatsmänner und Nationalökonomien enthält, soweit sie der Anschauung des Verfassers günstig sind. Die französische Einrichtung hat mehr als einen Vorzug vor dem schwerfälligen Notenapparat, mit welchem deutsche Schriften dieser Art überlastet sind. Vom Standpunkte der Bequemlichkeit verdient sie wenigstens bei Gelegenheitschriften ganz entschieden Nachahmung.

## Kenner Fried., Dr., „Joseph Ritter v. Arneth“.

(Eine biographische Skizze. Als Manuscript gedruckt. Wien 1864.)

Während die gelehrten Arbeiten des im Späthommer des Jahres 1863 verstorbenen Directors des k. k. Münz- und Antikencabinetes Joseph Ritter v. Arneth in fachmännischen Kreisen sich einer verhältnißmäßig großen Verbreitung und ungetheilten Anerkennung erfreuten, entzog sich seine organisatorische Thätigkeit als Vorstand des gedachten Institutes bisher vollständig einer allgemeinen Würdigung. Dr. Fr. Kenner, Custos des genannten k. k. Institutes, hat es, wie schon in diesen Blättern kurz erwähnt wurde, unternommen, in einer als Manuscript gedruckten Broschüre, eine Biographie Arneths zu entwerfen, und darin vorzugsweise dessen Bestrebungen für das k. k. Institut eingehend zu erörtern, eine Aufgabe, welche der Verfasser auf das glücklichste gelöst hat und deren Ergebnis auch in weiten Kreisen bekannt zu werden verdient.

Arneth trat bereits im Jahre 1811 in das k. k. Münz- und Antikencabinet ein und seine Thätigkeit für dasselbe umfaßt daher einen Zeitraum von mehr als 50 Jahren. In der ersten Zeit seiner Studien schwankte er noch zwischen verschiedenen wissenschaftlichen Richtungen und theilte den Drang jener Epoche zu einer encyclopädischen Bildung. Bald jedoch wandte er sich — einen kurzen Zeitraum abgerechnet — mit Entschiedenheit einem bestimmten Fachstudium zu und seine ausgebreiteten Kenntnisse sowie sein lebhafter empfänglicher Sinn für alle edleren Erscheinungen des Lebens bewahrten ihn vor einer gewissen Einseitigkeit, welche so häufig die Fachgelehrten für den Endzweck jeder wissenschaftlichen Forschung stumpf und unempänglich macht. In dieser Beziehung bleibt es ein Verdienst Arneths, den

Werth der Monumente in ihrer Wichtigkeit für das Geschichtsstudium frühzeitig erkannt und so der Alterthumskunde jenen Standpunkt angewiesen zu haben der ihr gebührt. Berücksichtigt man, daß dies zu einer Zeit der Fall war, in welcher der Archäolog dem Historiker so fremd gegenüberstand als hätten beide nicht die geringsten Berührungspunkte, zu einer Zeit, wo man in Berlin und Göttingen die gelehrtesten Abhandlungen über Kunstwerke nur auf Grundlage der nothdürftigsten bildlichen Darstellungen schrieb, ohne je die Originale gesehen zu haben, so fällt diese erleuchtete Erkenntniß um so mehr in das Gewicht.

Erfüllt von diesem Geiste, konnte Arneht auch nicht die innere Einrichtung der gelehrten Anstalt, welcher er angehörte, zusagen. An der Spitze des k. k. Münz- und Antikencabinetes standen seit den Zeiten der Kaiserin Maria Theresia ausgezeichnete Männer und eine Reihe großer und glücklicher Erwerbungen hatte die Bedeutung des ersteren ungemein gehoben, aber die Organisation der Anstalt war nicht frei von dem Charakter des bloßen Dilettantismus und einseitiger Liebhaberei. Sowie die Alterthumskunde selbst im Begriffe war, sich zu einer systematischen Wissenschaft umzugestalten, ebenso wollte nun Arneht der k. Anstalt den alten Charakter einer Curiositätenkammer gänzlich abstreifen und in ein übersichtlich geordnetes Museum für Kunst und Wissenschaft umgestalten. Die Epoche, in welcher dies geschah, fällt zwischen die Jahre 1833 bis 1845, nachdem er schon früher in untergeordneter Stellung darauf hinarbeiten versucht hatte. Seine wiederholten, auf den Neubau eines Museums gerichteten Vorschläge hatten keinen Erfolg, und was Arneht schon vor 20 und 30 Jahren angestrebt, scheint erst in nächster Zukunft sich verwirklichen zu wollen. In Bezug auf die Einrichtung der Sammlungen befreite er zunächst jene der griechischen Münzen von jener Verwirrung, in welche sie durch die Anwendung des Neumann'schen Systemes gebracht wurde und so wie bei den römischen Münzen kehrte er auch hier zu dem Eckhel'schen Systeme zurück. Die Gegenstände des Antikencabinetes ordnete er nach den Zweigen der Technik der Kleinkünste und nach stofflichen Gruppen, so zwar, daß auch örtlich auf jeden der Säle eine bestimmte Gattung der Kunsttechnik entfiel und diese sowohl einzeln für sich je ein selbstständiges übersichtliches Ganze ausmachten als auch in ihrer örtlichen Folge die Steigerung der Kleinkunst von der Keramik zur Toreutik, in dieser wieder von den feineren Bronzearbeiten zur Münzstempel- und Steinschneidekunst veranschaulichten. Die getrennten und fast unzugänglichen Sammlungen der Marmorwerke, Sarkophage und Inschriftsteine, dann der ägyptischen Alterthümer, welche theils im Souterrain des Theatrum im Volksgarten, theils in einem Privatgebäude der Johannesgasse aufgestellt waren, wurden in den Räumen des unteren Belvederes vereinigt und sammt der dort befindlichen Ambraser-Sammlung unter eine Leitung gestellt. Rücksichtlich des Besuches der Sammlungen war das Augenmerk Arnehts dahin gerichtet, denselben durch Beseitigung aller Beschränkungen möglichst zu fördern und durch Anfertigung von Catalogen das Verständniß zu erleichtern. Da mit dem Jahre 1828 die Epoche der großen Erwerbungen abschloß, so suchte Arneht auch eine Abänderung der

Fundgesetze zu erwirken, um dadurch die wichtigsten Fundobjecte für die Anstalt zu gewinnen und das Cabinet zu einer Centralanstalt des Kaiserstaates zu erheben.

Alle diese und andere in die Organisation der Anstalt tief eingreifende Unternehmungen finden wir in der veröffentlichten Broschüre ausführlich und mit Pietät für das Andenken des verdienstvollen Gelehrten erörtert. Für seine Zeit hatte Arneht Ausgezeichnetes als Vorstand der Anstalt geleistet und das steigende Interesse für dieselbe war die schönste Anerkennung seiner Leistungen. Wenn heute die Ansprüche andere sind als in jener Epoche und Arneht sich in seinen letzten Jahren denselben gegenüber theilweise passiv verhielt, so lag dies in seiner Individualität, welche nur gelehrte Bedürfnisse zufrieden zu stellen versucht hatte. Gegenwärtig hat sich der Gesichtskreis in Bezug auf den Werth und die Bedeutung der Sammlungen von Kunstdenkmalen bedeutend verändert; diese sollen nicht nur mittelbar sondern auch unmittelbar in Berührung mit dem Leben treten und dieses berechnete Streben verlangt aber auch Kräfte, die nicht nur den idealen sondern auch realen Gehalt der Gegenwart zu erfassen vermögen.

K. W.

Der Bergwerksbetrieb im Kaisertume Oesterreich 1862. Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistik, 10. Jahrgang 4. Heft. Wien 1864.

Wenige Tage nach unserer Anzeige der „statistischen Uebersichtstafeln“, (8. Heft S. 225 der „Wochenschrift“) erfolgt bereits durch die k. k. statistische Centralcommission die Ausgabe dieser, 11 Druckbogen umfassenden Monographie über die Montanergebnisse und rechtfertigt so aufs glänzendste die für die Thätigkeit der Commission ausgesprochenen Erwartungen. Die vorliegende Arbeit ist eine Fortsetzung der früher vom Finanz- und Handelsministerium herausgegebenen Jahresberichte über den Bergwerksbetrieb der österreichischen Monarchie, deren Bearbeitung nunmehr an die statistische Centralcommission übergegangen ist und von dieser jährlich in den statistischen Mittheilungen veröffentlicht werden wird. Die eingehende Beurtheilung dieser Schrift muß dem Fachmanne überlassen bleiben, doch ist schon hier mit Anerkennung hervorzuheben, daß der Bericht für 1862 in mehrfacher Hinsicht reichhaltiger als seine unmittelbaren Vorgänger ist. Derselbe umfaßt eine sehr klar und anschaulich gearbeitete Zusammenstellung der von den Berghauptmannschaften gelieferten Berichte, wobei die zweckmäßige Aenderung eingetreten ist, daß an die Stelle der früheren Eintheilung nach Ländergruppen eine sachliche getreten ist, welche unter sieben Abschnitten den Stoff gruppirt und dabei jedesmal die Ergebnisse nach den Berichten sämmtlicher Berghauptmannschaften bespricht, was die Uebersicht gleichartiger Vorkommnisse ungemein fördert. Die Tabellen, welche den ausschließlichen Inhalt der Berichte für 1859 bis 1861 bildeten, sind im neuesten Berichte bloß als Anhang gegeben und auch hiebei ist durch die schon im Texte eingehend besprochenen Nachweisungen der Freischürfe eine Bereicherung erfolgt.

Uebersicht der Waaren Ein- und Ausfuhr des allgemeinen österreichischen Zollgebietes und Dalmatiens, im Sonnenjahre 1863. Herausgegeben von der k. k. statistischen Centralcommission. Wien 1864.

Da die großen detaillirten Tabellen über den Handel Oesterreichs erklärlicher Weise längere Zeit zur Beschaffung und Prüfung des Materiales, wie zur Drucklegung bedürfen, so hat das statistische Bureau schon seit 1856 die regelmäßige Ausgabe einer kürzeren Uebersicht der Hauptergebnisse, unmittelbar nach dem Jahreschlusse veranstaltet, deren Redaction für 1863 nunmehr nach einer vierjährigen durch administrative Umgestaltungen hervorgerufenen Unterbrechung, wieder an die statistische Centralcommission zurückgelangt ist. Wenngleich diese Uebersichten nur die wichtigeren Waarengattungen umfassen und daher mit ihren Ziffern gegen die später veröffentlichten Details erheblich zurückstehen, so erfüllen sie doch völlig ihren Zweck, indem nur der Handelszug im Großen, nicht aber der tägliche Kleinverkehr der Grenze für den Kaufmann von Interesse ist, überdies aber die Schnelligkeit des Erscheinens der Arbeit erhöhten Werth giebt. Die Anlage der Tabellen ist jener der Vorjahre gleich: der Sache nach bieten sie durch Anwendung der von der Centralcommission ermittelten, der Gegenwart entsprechenden Waarenwerthe wesentliche Verbesserung. Als Gesamtergebnis ergibt sich der Werth der Einfuhr von 262·3, der Ausfuhr von 303·0 Mill. Gulden, erstere hat gegen das Vorjahr um 1·1 Million zugenommen, die Ausfuhr dagegen ist um 18·4 Millionen zurückgegangen, wovon die geringere Verendung von Weizen, Hafer, Mehl und Deliaat, in Folge der Missernte in Nieder-Ungarn, Ursache ist. S.

Die Adria und ihre Küsten, mit Betrachtungen über Triest als Badeort, nebst einer Erörterung über das Seewasser und dessen heilbringende Wirkung. Von Dr. F. A. Ritter v. Goracuchi, Triest 1863.

Eine Oratio pro domo sua, aber geistvoll und ungemein lebendig geschrieben. Dem Verfasser ist es darum zu thun, die Vorzüge von Triest als Badeort ins rechte Licht zu stellen, die heilkräftigen Wirkungen der Seebäder, welche dort in vollerm Maße genossen werden können, als in den durch Süßwasser abgeschwächten Lagunen Venedigs, zu preisen und auch sonst die Stadt als den Ort herauszuheben, wo den Fremden Gesundheit Comfort und Vergnügen blühe, wie nicht leicht anderswo. Wird doch zu diesem Behufe selbst die berüchtigte Bora zu einem Winde gemacht, der allerdings einzelne Tage im Jahre stark bläst, aber bei einigen Vorsichtsmaßregeln selbst Kranke nicht beschwert und überdies seit 40 Jahren die bedeutendsten Fortschritte in Verfeinerung der Sitte gemacht hat. Zum Nachweis der Salubrität Triests werden auch statistische Tabellen ins Gesicht geführt, welche die große Zahl der zu hohem Alter Gelangenden erweisen und die lebenden Individuen mit mehr als 80 Jahren, mehr als 400 an der Zahl, werden namentlich aufgeführt. Welchen Antheil die im Alter über 70 Jahren Gestorbenen an der Gesamtsterblichkeit haben, hat der Verfasser nicht angegeben; denn Triest steht in dieser Hinsicht mit 7·25 pCt. erst an der 15. Stelle unter den österreichischen Großstädten.

Abgesehen von den zum Theil unbegründeten Aufpreisungen der Seestadt, ist das Buch eine interessante, spannende Lectüre und namentlich dem Reisenden zu empfehlen, welcher die Küsten der Adria besucht. Das Capitel über das Meer selbst, seine Bewegung, Bodengestaltung, Inseln Pflanzen- und Thierwelt; ferner die Rundfahrt längs der Küste der Adria sind ungemein ansprechend geschrieben und zeigen von eben so großer Liebe zum Gegenstand als umfassenden Studien und einer durch langjährigen Aufenthalt bereicherten Selbstbeobachtung. S.

\* Die Generalversammlung des St. Stephans-Vereines in Pest hat beschlossen, die Herausgabe der Encyclopädie nach einem neu ausgearbeiteten Plane fortzusetzen.

\* Se. k. k. Apostolische Majestät haben den Ankauf der nachfolgenden, auf der so eben eröffneten akademischen Kunstausstellung vorgeführten Gemälde, und zwar für den allerhöchsten Hof, allergnädigst zu genehmigen geruht

Schönbrunner Karl aus Wien, „Versuchung des h. Antonius“.

Schön Alois in Wien, „Markt in Constantinopel“.

Schaeffer August in Wien, „Herbstabend im Walde“.

Kiedel Karl in Wien, „Die Vorleserin“.

Schlesinger Karl in Düsseldorf, „Heueinfahren bei herannahendem Unwetter“.

Kerzinel Paul in Wien, „Motiv vom Hintersee bei Berchtesgaden“.

Fettel Eugen in Wien, „Hintersee bei Berchtesgaden“.

Halaska Ludwig in Wien, „Kirchenruine“.

Holzer Joseph in Wien, „Buchenpartie im Gebirge“.

Nowopacki Johann in Wien, Kloster Camaldali bei Frascati“.

Zimmermann Max in München, „Waldlandschaft“.

Mayer Ludwig in Wien, „Christus und die Samaritanerin am Brunnen“.

Heinlein Heinrich in München, „Nach einem Gewitter auf dem Ampezzaner-Gebirge“.

Haushofer Max in Prag, „Die blaue Gumppe im Rheintal“.

Kriehuber Joz. in Wien, „Waldlandschaft“.

Pallemant Sigm. jun. in Wien, „Scene aus der Schlacht bei Gollin“.

Fill Johann in Wien, „Heimziehende Kreuzfahrer im Kloster um Gastfreundschaft ansuchend“.

Pöffler Leopold in Wien, „Die Rückkehr aus der Sklaverei. Episode aus der polnischen Geschichte des 17. Jahrhunderts“.

\* Seit 18. d. M. sind im großen Saale der Handelsakademie in Wien die Pläne für das Gesellschaftsgebäude der Musikfreunde ausgestellt. Im Ganzen liegen fünf Projecte vor, entworfen von den Architekten Abel, Adam, Hansen, Käsner und Weber, welche insgesammt im Renaissancestil entworfen sind. Bei Beurtheilung der Pläne kommen zunächst zwei Momente in Betracht, die Mittel und die Bedürfnisse der Gesellschaft, und auf die vorzunehmende Auswahl hat wohl zunächst dasjenige Project Anspruch, welches beiden Richtungen am besten entspricht. An gelungenen Einzelheiten in dem Aufbaue der Fagade ist wohl das Hansensche Project das tüchtigste: ob aber, wie gesagt, der Fond sich dazu stark genug fühlt, eine solche Architektur zu bestreiten und ob ferner die Eintheilung und Verwerthung der Räumlichkeiten am zweckentsprechendsten ist, überlassen wir der Beurtheilung von Sachmännern.

\* Herr Paul Pretsch, der Erfinder einer Methode, Photogravirien auf Kupferplatten zu übertragen und davon Abdrücke zu erzielen, welche in ihrer Wirkung den geschabten Blättern zunächst stehen, hat von dem Staatsministerium einen Unterstützungsbetrag zum Zwecke der Vervollkommnung dieser Erfindung erhalten. Zugleich wurde dieselbe zunächst jenen größeren Instituten zur versuchsweisen Anwendung empfohlen, deren Publicationen mit artistischen Beilagen begleitet sind.

\* Die Wiener Kunstgenossenschaft veranstaltet zum Besten der Gablenz-Stiftung eine Lotterie, deren Gewinnstgegenstände ausschließlich in Kunstwerken bestehen, die zu diesem Zwecke theils von den Künstlern unentgeltlich überlassen, theils von dem leitenden Ausschusse dieser Genossenschaft auf der akademischen und Kunstvereinsausstellung angekauft werden. Die Lose selbst werden verschiedene Ansichten aus den Kriegsergebnissen der österreichischen Armee in Schleswig-Holstein, und zwar in Holzschnitt ausgeführt, enthalten.

\* Der Director der Berliner Gemäldegalerie, Dr. G. F. Waagen, ein eben so ausgezeichnete Kunstkenner als feiner verständiger Schriftsteller, hat seeben (in München

bei Bruckmann) ein größeres Werk unter dem Titel: „Die Gemäldeammlung in der k. Eremitage in St. Petersburg, nebst Bemerkungen über andere dortige Kunstsammlungen“ veröffentlicht. Wir werden über dieses Werk demnächst ausführlich in diesem Organe berichten. Durch Dr. Waagens Buch erhalten wir zum ersten Male Kenntniß von den Petersburger Schätzen.

\* Die neueste Präsidentenwahl der k. k. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie, welche auf einen Naturforscher in der Residenz Sachsens gerichtet worden ist, dürfte das naturwissenschaftliche Leben in Deutschland nicht unbedeutend erhöhen. Die reichhaltige Bibliothek der Akademie fand sich bisher verschlossen und größtentheils in Kisten verpackt, folglich für die Mitglieder ganz unzugänglich, im Schlosse zu Poppelendorf bei Bonn. In Erwägung dieser Umstände wurde es eine der ersten Sorgen des neuen Präsidenten, hier Abhülfe zu schaffen, und schon der Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha erbiet sich, dieser Bibliothek einen Raum zur Aufstellung und Benützung in der Beste Coburg anweisen zu lassen. Aber so dankbar man dies hochherzige Anerbieten erkannte, so fand doch ein anderer Vorschlag des Präsidenten, geh. Rathes C. G. Carus, in dem unlängst in Dresden versammelten Adjunctencollegium einstimmigen Beifall. Es war dies der Plan, in Dresden ein Haus anzukaufen und so diese naturwissenschaftliche Bibliothek hier, in dem vielbesuchten Dresden, im Centrum von Deutschland, ja, von Europa aufstellen zu wollen, wodurch alle, auch die in weiter Peripherie zerstreut wohnenden Mitglieder, bei den gegenwärtig so sehr erleichterten Transportmitteln, am besten in den Stand gesetzt würden, sie benützen zu können, denn eine Bibliothek ist ja die Seele eines Vereines.

Se. Majestät, der alle wissenschaftlichen Bestrebungen so theilnehmend fördernde König Johann hatte die Gnade, der Akademie ein auf zehn Jahre lang unverzinsliches Capital von 3000 Thln. zu verwilligen, so daß durch Zinsfuß von nur 900 Thln. das erst vor vier Jahren erbaute, angenehm und ruhig gelegene Haus in Besitz genommen werden konnte. Die Bibliothek enthält an 30.000 Bände, deren Benützung und Auswahl der anwesende Bibliothekar und Secretär der Akademie, Herr Müller, in aller Weise erleichtert.

\* Prof. Sembera in Prag will ein echtes Bildniß Bizza's aufgefunden haben welches sich in einem zu Ende des 16. Jahrhunderts zu Köln herausgegebenen Werke bei einer Abbildung der Stadt Gaslau vorgefunden hat.

\* Nach einem Ausweise des Linzer Dombaurvereines war im Jahre 1863 die Zahl der Mitglieder 85.902 und der Wohlthäter 1604. Die Einnahmen betragen 47.425 fl. 20 kr.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Einer der eifrigsten Forscher in belgischer Geschichte ist Theodor Juste, von welchem gerade in Brüssel wieder ein neues Buch in zwei Bänden erschien: „Histoire des États généraux des Pays-Bas (1465 bis 1798)“. Es braucht nicht erst darauf hingewiesen zu werden, daß dieses Buch auch für Oesterreich von besonderem Interesse ist. Die Darstellung scheint eine leidenschaftslose, nur auf die geschichtliche Wahrheit gestützte zu sein. Der Verfasser läßt Herrn Gachard, dem bekannten Historiker, dessen Arbeiten häufig die des Herrn Juste ergänzen oder in gleicher Richtung gehen, volle Gerechtigkeit widerfahren. Dabei gewinnt die Litteratur der belgischen Geschichte immer größere Ausdehnung, und da es in den Niederlanden, in welchen schon früh ein ausgezeichnetes Communalwesen blühte, nicht an Archiven mit handschriftlichen Schätzen fehlt, so bietet sich dem Geschichtsforscher immer



wieder neuer Stoff. Durch die Publication der „Collection de mémoires relatifs à l'histoire Belge“ von welcher schon etwa ein Duzend Bände in solcher Ausstattung vorliegt, werden dergleichen Arbeiten wesentlich unterstützt.

Ein großartiges Werk über vergleichende Statistik kam in Paris unter folgendem Titel heraus: „Statistique morale de l'Angleterre comparée avec la statistique morale de la France d'après les comptes de l'administration de la justice criminelle en Angleterre et en France, les comptes de la police de Londres, de Liverpool, de Manchester etc. et d'autres documents, par A. M. Guerry“, in Großfolio. Dieses Prachtwerk enthält 17 große Karten, auf welchen mit Schattungen die Anzahl der Verbrechen in den betreffenden Departements und Grafschaften anschaulich gemacht ist. Statistikern wird das erwähnte Werk sehr willkommen sein; es leidet indes an dem Fehler einer allzu kostbaren Ausstattung und eines verhältnißmäßig hohen Preises, was einer weiteren Verbreitung hinderlich sein muß. Justus Vertes in Getha hat bereits mehrmals gezeigt, wie man solche Bücher auch einem größeren Publicum zugänglich macht, ohne der Nettigkeit des Heußerers Eintrag zu thun.

Der unermüdlche Allan Kardec sandte wieder ein spiritistisches Buch in die Welt: „L'imitation de l'Evangile selon le spiritisme contenant l'explication des maximes morales du Christ, leur concordance avec le spiritisme et leur application aux diverses positions de la vie“. Der Verfasser dieses und anderer eigenthümlicher Büchlein hat schon so viel für den Spiritismus bewiesen, daß es ihm nicht schwer halten wird, auch aus der Bibel sich Material zur Stützung seines Gebäudes zu holen.

Zum Schluß erwähnen wir des neuen Buches von Victor Hugo, das den Titel „William Shakespeare“ führt und schon seit einiger Zeit als weltersehnter Ereigniß angekündigt war. Nach einer kurzen Durchsicht zu urtheilen, scheinen so ziemlich alle socialen und politischen Fragen in diesen einen Band über Shakespeare mit hineingezogen zu sein. Victor Hugo liebt es, wie Napoleon I., mit Massen und in großen graniternen Zügen zu wirken. Es tauchen dabei ganze Gestaltenreihen großer Männer von Orpheus bis auf — Nadar emper und die Vertheilung von Licht und Schatten erfolgt in Pinselstrichen, die über Jahrtausende und über ganze Welttheile gehen. Das Buch ist eine echt französische Eigenthümlichkeit und trotz der großen Theilnahme Englands und Deutschlands an dem Shakespeare-Jubiläum, trotz der vielen Publicationen, welche dabei in die Lesewelt gesandt werden, kann man doch sagen, daß Victor Hugo's Buch einzig in seiner Art sein wird. Die großen Schlagwörter steigen darin massenhaft emper; aber es könnte auch eben so gut „Le Monde“, oder „L'art“, oder „Le humanité“ oder „Les esprits“ heißen. „William Shakespeare“ bietet nur die Handhabe zu Betrachtungen im Lapidarstil. Das Buch ist England mit folgenden Worten gewidmet: „Je dis à l'Angleterre la vérité; mais comme terre illustre et libre, je l'admire, et comme asile, je l'aime“.

B-tz. (Vom polnischen Büchermarkt.) Es liegt uns eine ganze Reihe interessanter Erscheinungen vor, von denen der größte Theil auf österreichische Verlagsorte fällt — sicherlich eine bemerkenswerthe Thatsache. In Lemberg ist zunächst der vierte Band der von dem groß. Ossolinskischen Institut herausgegebenen „Bibliotheka Ossolinskich“ in den Buchhandel gelangt. Der Inhalt ist ein überaus reichhaltiger, und, wenn wir von dem Vielen nur die Artikel: „Die polnischen Dichter des 17. Jahrhunderts“, „Bisher ungedruckte Poesien von Simon Simenowicz“, „Nachrichten über Polen zur Zeit Michaels I und Johannis III., nach den Memoiren des Marquis de Pompenne“, „Briefe von Johann Mazepa“, „Fürst Adrian Piariski und sein Tagebuch

über die Expedition gegen Kolecz im Jahre 1657" hervorheben, so dürfte unsere Behauptung gerechtfertigt sein. Von der „Beschreibung Volhyniens“ („Opis Volynia“), herausgegeben von Thaddäus Georg Czecki, ist die zweite Lieferung erschienen. Der Verfasser beabsichtigt in dem ganzen Werke eine historisch-statistisch-archäologische Beschreibung der zwölf Kreise Polhyniens zu geben, ähnlich den Werken, die man über die Ukraine von Kulikowski, über Litthauen von Dyzkiwicz besitzt. Er hat zu dem Zwecke die Vertlichkeit, die Sitten und Gebräuche des Volkes studirt, die Landesarchive durchforcht und viele Legenden und Sagen, ja selbst Grabchriften gesammelt. Die Erzählungsform ist die der Reisebeschreibung, augenehm gewürzt durch Mittheilung von Volksliedern und historischen Anekdoten. — Eine werthvolle Arbeit hat der Lemberger Theologie-Professor Dr. L. Solecki geliefert, indem er die „Katholische Ethik“ des Paderborner Bischofes Dr. Konrad Martin ins Polnische unter dem Titel „Etyka katolicka“ übersezte. — Auch mehrere politische Werke sind in Lemberg herausgekommen, von denen die Marjan Ghyliniski's unter dem Titel „Austriya a Polska“ („Oesterreich und Polen“) Auffehen gemacht.

In Krakau hat der bekannte polnische Schriftsteller J. K. Turcki einen Roman „Zycie bez jutra“ („Ein Leben ohne Aussicht“) herausgegeben, welcher seine Grundidee mit Victor Hugo's „Misérables“ gemein hat. Ebendasselbst erschien im Verlage der Karl Wild'schen Buchhandlung eine in fünf Farben chromo-lithographirte Karte des alten Polens, auf welcher die Grenzen vom Jahre 1772 als auch die früheren verzeichnet sind. Werthvoll für den Historiker wird diese Karte noch besonders dadurch, daß auf derselben die alten Handelswege und Tatzarenzüge genau angegeben sind. Es sind zu derselben vom Verfasser, Johann Topolnicki, die besten Quellen nach Zaneni, Pelewel und Wrotnowski benützt worden, so daß sie den kartographischen Werken über Polen von Ghrzanowski und Wrotnowski an die Seite gestellt werden kann und außerdem noch billiger im Preise und handlicher für den Gebrauch ist.

## Sitzungsberichte.

### Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 30. März 1864.

Der Commission für die Herausgabe österreichischer Weisthümer werden zugesandt:

- a) Von dem löbl. Landesauschuß von Tirol, Mittheilungen des fürstlich-erzherzoglichen Ordinariates zu Trient und des Pfarrers Thaler in Kuens.
- b. Von Herrn Thomas Gzegan, Gemeindebeamten in Zwittau, Anerbieten Abschriften von Urkunden des dortigen Communalarchives einzusenden.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 13. April 1864.

Der Commission für Herausgabe österreichischer Weisthümer wurden eingesandt:

- a. Durch den löbl. Landesauschuß von Tirol, Mittheilungen des hochw. Herrn Georg Linkhauser, Regens des Knabenseminars zu Brixen und k. k. Conservators, über zwei in seinem Besiz befindliche derartige Documente.

- b. Von dem Stifte Kremsmünster, die Abschrift eines Ehehaft-Erbeiding.
- c. Von Herrn Haas, Bürgermeister zu Braunau, Abschriften zweier Urkunden.
- d. Von dem Stifte St. Paul in Kärnten, drei Urbare im Originale.
- e. Von der Direction der gräflich Henckel v. Donnerstamfischen Eisenwerke zu Wolfsberg in Kärnten, Verzeichniß der im dortigen Archive befindlichen Acten aus der Periode Bambergs.

Das wirkliche Mitglied Dr. Pfizmaier legt vor: „Die Eroberung der beiden Yue und des Landes Tschao-sien durch Han“.

Zu den dem heutigen Mittellande einverleibten, in dem Zeitraume der früheren Han noch von südlichen Fremdländern bewohnten Gegenden gehörten nebst den schon in einer früheren Abhandlung des Verfassers besprochenen südwestlichen Fremdgebieten das südliche und das östliche Yue, welche unter der gemeinschaftlichen Benennung „die beiden Yue“ zusammengefaßt wurden.

In dem südlichen Yue, welches im Ganzen den heutigen Landschaften Kuang-tung und Kuang-si entspricht, zählte man bis zur Eroberung fünf unabhängige Könige, unter welchen der „Beruhiger“ Tcho, ein Statthalter des ehemaligen Tschin, der erste.

Das östliche Yue entsprach der heutigen Landschaft Fo-kien. Die zwei Könige dieses Landes, Nachkommen des berühmten Königs Keu-tschien von Yue, waren durch Tschin abgesetzt, durch Han jedoch wieder eingesetzt worden, wobei der eine derselben zum Könige von Min-yue, der andere zum Könige des östlichen Ngou ernannt wurde. Hü-schen, der letzte König von Min-yue, zog das östliche Ngou an sich und nannte sich König des östlichen Yue. Derselbe verlor in nicht ferner Zeit sein gesamtes Land an Han.

In ähnlichen Verhältnissen wie die beiden Yue befand sich das in dem heutigen Mittellande zum größten Theile nicht inbegriffene, von einem mit den Hing-nu verwandten Volkstamme bewohnte Land Tschao-sien, welches jedoch nicht das heutige gleichnamige Tschao-sien oder Korea, sondern die Gegend der nordwestlich von Korea gelegenen Landschaft Sching-king nebst einem Theile von Tsching-te oder Se-ho, ingleichen einem kleinen Theile des östlichen Pe-tschili. In diesem Lande hatte sich Muan, ein Flüchtling aus Han, niedergelassen und sich daselbst zum Könige aufgeworfen, in welcher Eigenschaft er auch von Han anerkannt wurde. Man zählt im Ganzen drei Könige von Tschao-sien, unter welchen Neu-tschü, ein Enkel des Königs Muan, der letzte.

Die vorgelegte Abhandlung enthält die Einzelheiten der durch Han bewerkstelligten Eroberung dieser Länder. Die Veranlassung zur Einmischung und schließlich Eroberung war bei dem südlichen Yue die Tödtung des Königs Hing und der Gesandten von Han, wodurch der von diesem Könige beabsichtigte Anschluß an Han vereitelt wurde. In dem östlichen Yue war König Hü-schen, in Tschao-sien König Neu-tschü, der erstere aus offener Feindseligkeit, der letztere durch die treulohe Gewaltthat eines Gesandten gereizt, in das Gebiet von Han eingefallen.

Die Eroberung selbst erforderte indessen die größte Anstrengung von Seite Hans, dessen Heere, besonders in Tschao-sien, öfters geschlagen wurden, während die völlige Unterwerfung überall nur in Folge von Empörung im Innern des feindlichen Landes zu Stande kam.

Herr Prof. Siegel legt vor ein ihm von Herrn Prof. Maaßen in Graz eingekauftes, von demselben in der Domcapitelbibliothek zu Novara aufgefundenes, ungedrucktes Capitulare des Kaisers Lothar.

Daselbe ist in einem der letzten Monate des Jahres 846 zu Stande gekommen aus Anlaß des Ueberfalles von Rom und der Plünderung der St. Peters-Kirche durch die Saracenen. Der Kaiser dringt darin auf strengere Handhabung der Kirchenzucht, Erstattung der geraubten Güter an die Kirchen in seinem Reiche und Erbauung einer

Mauer um die heimgesuchte Stadt. Ferner ordnet er darin für den Frühling des folgenden Jahres einen Kriegszug an nach Benevent gegen die Saracenen und Mauren.

Das correspondirende Mitglied Freiherr Ottolar v. Schlehta legt einen Aufsatz vor, betitelt: „Die Kämpfe zwischen Persien und Rußland in Transkaukasien seit 1804 bis 1815“. Dieselben — heißt es in der Einleitung — sind an und für sich und verglichen mit den damaligen gleichzeitigen Riesenschlachten in Europa, allerdings nur von geringer Bedeutung, gewinnen aber durch den Umstand welthistorisches Interesse, daß sie den ersten Grund zur Rivalität zwischen England und Rußland im Osten gelegt haben, einer Rivalität, welche ohne Zweifel bestimmt ist, auf das Schicksal Asiens und vielleicht des Erdballs entscheidenden Einfluß zu üben. Ausführlicheres über diese Epoche war bisher nicht vorhanden. Fontenè (La Russie dans l'Asie mineure) und Dubeur (Univers, Perse) Netizen beschränken sich auf wenige Blätter. Der Verfasser selbst schöpfte zum größeren Theile aus bisher unbenützten persischen Quellen. Ueberdies bildet die Abhandlung eine Episode einer von ihm begonnenen größeren Arbeit über die moderne Geschichte Persiens, daher auch der Schwerpunkt der Erzählung, sachgemäß, in dieses letztere Land verlegt wurde. Dem Aufsatz ist die aus dem persischen Originaltexte angefertigte Uebersetzung des, was den Inhalt seiner Artikel anbelangt, bisher unveröffentlicht gebliebenen englisch-persischen Allianzvertrages vom Jahre 1814 beigegeben.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe  
vom 14. April 1864.

Herr Dr. J. R. Lorenz dankt mit Schreiben vom 12. April für die ihm zu seinen Brackwasserstudien bewilligte Subvention von 350 fl., und Herr Dr. F. Steindachner mit Schreiben vom 13. April für die ihm zur wissenschaftlichen Erforschung der Fauna Spaniens gewährte Unterstützung von 300 fl. ö. W.

Herr R. Günsberg, Adjunct der Chemie an der k. k. technischen Akademie zu Lemberg, übersendet eine Abhandlung: „Ueber das Verhalten von Dextrinummi gegen Hühnereweiß“.

Wird einer Commission zugewiesen.

Das correspondirende Mitglied Herr Prof. Dr. C. Wedl machte vorläufige Mittheilungen über die im histologischen Laboratorium von Herrn Dr. Basilius Rosow aus St. Petersburg angestellten Experimente über die Durchschneidung des Sehnerven bei Kaninchen. Der Vortragende erörterte vorerst die hiebei gepflogene Operationsmethode, welche sich durch ihre Einfachheit und Zweckmäßigkeit empfiehlt, indem nach Eröffnung des Conjunctivalsackes in einer geringen Entfernung vom oberen Hornhautrande bloß der musculus rectus superior und retractor bulbi verletzt werden, die hinteren Ciliarnerven und Gefäße hingegen verschont bleiben. Im Allgemeinen wird so wie bei der Strabismusoperation vorgegangen, und der mittelst eines stumpfen Hakens gefaßte Sehnerv mittelst einer krummen Scheere vollständig durchschnitten.

Nachdem Herrn Dr. Rosow die Lösung der Frage über die Erscheinungen nach der Durchschneidung des Sehnerven in der ersten Reihe seiner Experimente nicht gelingen wollte, indem störende Blutungen und Panophthalmie mit Schrumpfung des bulbus eintraten, wobei in zwei Fällen ein Schwund des Glaskörpers beobachtet wurde, war die zweite Reihe der an sieben Kaninchen ausgeführten Versuche von dem erwünschten Erfolge begleitet. Die nach der Operation eintretende entzündliche Reaction verschwand in den sieben Fällen nach wenigen Tagen vollständig, so zwar, daß man das kranke von dem gesunden Auge nur durch die beträchtlich erweiterte Pupille zu unterscheiden vermag. Die

intact verbleibenden durchsichtigen Medien des operirten Auges gestatten eine eingehende ophthalmoskopische Untersuchung, welche in Bezug der Sehnervenausstrahlung insbesondere bei dem gewählten Versuchsthier von Belang ist.

Die Resultate der Experimente fasste Herr Dr. Kosow in folgende Punkte zusammen:

1. Die Durchschneidung des Sehnerven ist am Kaninchen ohne Verletzung der hinteren Ciliarnerven und Gefäße ausführbar und hat keinen weiteren schädlichen Einfluß auf die übrigen Gebilde des Auges.

2. Die Circulation des Blutes in den Retinalgefäßen wird nach der vollständigen Durchschneidung des Sehnerven nicht unterbrochen; es stellt sich wohl anfangs eine venöse Hyperämie ein, welche aber im Verlaufe der Zeit verschwindet.

3. Die Retinaelemente zeigen selbst 39 Tage nach der Durchschneidung des Sehnerven durchaus keine wahrnehmbare Abnormität, mit Ausnahme einer beginnenden Atrophie der Sehnervenausstrahlung. In einem zwölf Tage nach der Operation untersuchten Falle, wo die ophthalmoskopischen Erscheinungen von Retinitis vorhanden waren, behielten die Netzhautelemente gleichfalls ihre normalen Eigenschaften.

4. Die ophthalmoskopischen Veränderungen beschränken sich in einem Falle (51 Tage nach der Operation) auf eine geringe Undeutlichkeit der Contouren der Pupille, auf eine unbedeutende Verengerung der Retinalgefäße und eine weniger markirte Ausstrahlung des Sehnerven.

5. Die nach Durchschneidung des N. opticus constant erweitert bleibende Pupille (insbesondere auffällig bei weißen Kaninchen) verengert sich nach Anwendung von der Calabarbohne gerade so im normalen Auge.

Die noch nicht abgeschlossenen Untersuchungen hofft Herr Dr. Kosow mit nächstem zu ergänzen.

Herr Dr. A. Friedlowsky, Professor an der k. k. Wiener Universität, übergibt eine Abhandlung: „Ueber Perinealhypospadië bei einem Widder“.

Bei der Seltenheit, mit der Hemmungsbildungen des Urogenitalsystemes bei Thieren vorzukommen pflegen, erlaube ich mir, der geehrten Classe folgenden Fall mitzutheilen und um die Publicirung desselben in den Schriften der k. Akademie zu bitten.

Es fand sich an einem Widder, welchen die anatomische Anstalt von Herrn Dr. Lenk erhielt, dicht vor dem After eine ovale Oeffnung, deren Längendurchmesser zu ihrem Querdurchmesser sich wie 3" : 2" verhielt; durch den aus ihr abfließenden Urin war sie als abnorm gelegene Harnröhrenmündung charakterisirt und erwies sich als das Ende des Beckenstückes der Urethra. Von dem vordern Umfang dieser Oeffnung gelangte man zu einer seichten, etwa 1" langen, mit Schleimhaut bekleideten Rinne, welche von zwei Hautwällen eingegränzt war, die sich zur Naht des Hodensackes vereinigten. Vom Gliedtheil der Harnröhre war keine Spur zu finden, mit Ausnahme eines feinen, kurzen, imperforirten Appendix an der unteren Seite der Eichel, auf welchen das sonst über 1" lange, pfriemenförmige Ende der Urethra reducirt war. Das Beckenstück der Harnröhre war vollkommen normal gebildet und endete, wie früher bemerkt wurde. Was die zum Urogenitalsystem in Beziehung stehende Muskulatur anbelangt, so umfaßte der sphincter ani nicht nur den Anus, sondern auch die abnorme Urethralmündung; der m. accelerator urinæ et spermatis war nicht wie gewöhnlich auf das Beckenstück der Harnröhre beschränkt, sondern hob sich noch über 1/4" über die Insertion des Aufrichters der Ruthe nach vorne hin. Die Afterruthenbänder waren jederseits durch losgerissene Bündel des Harnschnellers verstärkt.

Die dem Zeugungsgeschäfte vorstehenden Drüsen waren vollkommen normal; nur war der linke Hoden noch im Leisten canale befindlich, was bei einem ausgewachsenen Thiere nicht ohne Interesse ist, da beim Embryo des Schafes der descensus testicul

schon in der fünfzehnten Woche zu geschoben pflegt, und zwar auf beiden Seiten zu gleicher Zeit. Ich will nur noch dreier vollkommen symmetrisch gelegener Lymphdrüsen erwähnen, von denen eine zwischen den beiden Platten der Bauchfellfalte lagerte, welche den säherigen Theil der vasa deferentia constant verbindet; die beiden anderen waren, in gleichen Abständen von der ersten entfernt, ebenfalls durch Bauchfellfalten an die Samenleiter geheftet. Ob sie beim Widder constant vorkommen, kann ich nicht behaupten; bei einem anderen männlichen Widderkauer (Antilope dorcas) aber habe ich sie in ähnlicher Weise gesehen.

Nach den im Verbergebenden gegebenen anatomischen Daten hat man es mit einer Perinealhypospadiä und Verlegung der Harnröhrenmündung in die Aftergegend zu thun; wie der Schafmeister angiebt, soll das Thier sich keineswegs springlustig gezeigt haben.

Wird einer Commission zugewiesen.

Herr Dr. Gustav Fischer, Custosadjunct am k. k. Hofmineralien cabinet, überreicht eine neue Folge seiner Beobachtungen an Pseudomorphosen. Während er früher auf die chemische Untersuchung der Umwandlungsproducte meist verzichten mußte, war ihm dieselbe jetzt durch die Unterstützung der k. Akademie und durch die Güte der Herren Prof. Schrötter und Director Hörnes möglich gemacht.

Die Beobachtungen betreffen die Fälle:

Zinnerz nach Quarz. Es ist dies der von Breithaupt beschriebene Stannit, den der Vortragende in der Form des Quarzes beobachtete und durch die chemische und mineralogische Untersuchung als ein Gemenge von Zinnerz und Quarz erkannte.

Gelbeisenstein nach braunem Glaskepf. Der pseudomorphe Gelbeisenstein hat die Zusammensetzung des Limonites und ist klei durch Farbe und lockere Textur von diesem unterschieden.

Eisengies nach Eisenglanz von Felsöbanya.

Eine neue Umwandlungsphase des Vivianites. Der Wassergehalt des Minerals hat sich um mehr als die Hälfte vermindert, das Eisenoxydul höher oxydirt, wodurch eine metallähnlich glänzende Pseudomorphose entstand.

Die Labradorit-Pseudomorphosen im antiken grünen Porphyr. Diese werden durch eine eisenoxydreiche, im übrigen feldspathähnliche Substanz gebildet, welche Chlorofelsit genannt wurde.

Beigtit nach Biotit.

Klinodler, Diopsid und Grossular nach Vesuvian. Eine Zerlegung der Vesuvian-substanz in drei andere Verbindungen unter Austausch von Magnesia gegen Kalk und Aufnahme von Wasser.

Der letztere Fall giebt dem Vortragenden Gelegenheit, über die von Scheerer als „Perimorphosen“ aufgeführten Umbildungen zu sprechen, deren pseudomorphe Natur indeß von dem Ersteren auf Grundlage vergleichender Beobachtungen behauptet wird.

Wird einer Commission zugewiesen.

## Jahresversammlung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft.

Am 9. April 1864.

Vorsigender Se. Durchlaucht Fürst Colloredo-Mannsfeld.

Die Versammlung wurde durch eine Rede des Herrn Präsidenten-Stellvertreters, Prof. und Director Dr. Eduard Fenzl, eröffnet, an welche sich die Berichte der beiden Herren Secretäre Georg Ritter v. Frauenfeld und Dr. Reinhardt und des Rechnungsführers Surazka anschließen, eröffnet.

Von den in diesen Berichten enthaltenen Daten über die Wirksamkeit der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft im Laufe des Jahres 1863 sind folgende als besonders wichtig hervorzuheben: Der k. n. ö. Landtag bewilligte der Gesellschaft gegen die Widmung ihrer Sammlungen und ihrer Bibliothek zu einem nied. österr. Museum eine Subvention von 800 fl. für das Jahr 1863 bis 1864. Zahlreiche hochgestellte Persönlichkeiten und wissenschaftliche Notabilitäten traten der Gesellschaft als Mitglieder bei. Der Jahrgang 1863 ist über 1400 Seiten stark und mit 25 Tafeln ausgestattet. Neben dem wurde noch Brauers meisterhafte Monographie der *Desfriden* unentgeltlich beigegeben. Der Umfang, welchen die Geschäfte der Gesellschaft erreichten, machte es nothwendig, daß auf Antrag der Direction der Ausdnuß um 12 Mitglieder verstärkt wurde.

Die Sammlungen wurden bedeutend vermehrt und an Geschenken sind namentlich eine vom k. Staatsministerium gespendete Collection von *Zeethieren* und *Algen*, welche Herr *P. Titius* sammelte, so wie eine Spende von 5000 Pflanzen von Herrn *Ked* in *Aistersheim* zu erwähnen. Im Laufe des verfloßenen Jahres wurden 9 *Lehranstalten* mit 40 *Wirbelthieren*, 4300 *Insecten*, 2700 *Mollusken*, 90 *Crustaceen* und *Radiaten*, so wie mit 5000 Pflanzen theilt.

Auch die Bibliothek wurde bedeutend vergrößert, so daß sie am Ende des Jahres 1462 selbstständige Werke und 244 periodisch erscheinende Schriften aus allen Theilen der Welt zählte.

Die Einnahmen betragen im Jahre 1863 7208 fl., die Ausgaben 6419 fl.

Die Reihe der wissenschaftlichen Vorträge eröffnete Herr *Theodor Kotschy* und berichtete über den *Libanon* und dessen *Alpenflora*. Einige einleitende Worte gaben ein Bild über die plastische Gestaltung der Erdoberfläche von *Syrien*. Dieses Land, welches durch seine folgenreiche Geschichte so entschiedenen Einfluß auf die ganze übrige Welt genommen hat, zeigt seiner natürlichen Lage nach ein 1000 bis 2000 Fuß hoch gelegenes Binnenland von weiter, gleichförmiger Ausdehnung in Ost, ein schmales niedriges Küstenland in West und zwischen beiden ein Gebirgsland von wechselnd mannigfaltiger Gestaltung und Erhebung bis zu 9500 Fuß.

Die Gruppen *Amanus*, *Libanon*, *Antilibanon* werden nach ihrer geognostischen Verschiedenheit und Abweichung in ihren Formen durch eine charakterisirende Schilderung kurz berührt. Schließlich werden die aus der *Wiener Flora* im *Alpenland* des *Libanon* lebenden Pflanzen genannt und alle dort lebenden Thiere erwähnt. Die Schilderungen der Gegenden im hohen *Libanon*, so wie die übrigen Ergebnisse werden aus den Druckschriften ersichtlich.

Herr *Georg Ritter v. Fauensfeld* las einen von Herrn *J. Finger* eingesendeten Aufsatz: „*Schwalbenplaudereien*“, in welchem in geistreicher Weise und genauer Litteraturkenntniß die wichtigsten Daten über die *Schwalben* zusammengestellt werden.

Herr *Prof. F. Simony* lieferte Beiträge zur *Pflanzengeographie* der *Ostalpen*. In denselben besprach der Herr Vortragende namentlich die *Flora* des *Dachsteines* und des *Kadstädter Tauerns*.

### Ungarische Akademie.

In der Sitzung vom 18. April hielt Herr *Prof. Telfy* seinen Antrittsvortrag über den Verfasser der „*Ilias*“. Er suchte darin die Gründe zu widerlegen, welche den *Philologen* und *Historikern* gegen die Meinung angeführt werden, daß die beiden griechischen Epopöen „*Ilias*“ und „*Odysee*“ von Einem Dichter verfaßt wurden, und daß dieser Dichter *Homer* sei.

Hierauf las Herr Bérczy den Antrittsvortrag des Herrn Madách vor. Den Gegenstand desselben bildete die Frau, besonders vom ästhetischen Standpunkt.

Herr Stephan Szabó, der Uebersetzer Homers, hat eine Uebersetzung der Werke von Hesiodus zur Prüfung der Akademie eingeseudet. Das Manuscript war den Herren Szepessy und Paul Hunfalvy übergeben worden; es wurde nun ihr Gutachten vorgelesen. Herr Szepessy erklärte die Uebersetzung für sehr gelungen und empfahl sie der Akademie zur Herausgabe, bloß einige Anmerkungen könnten gestrichen werden. Auch Herr Hunfalvy empfahl die Uebersetzung zur Herausgabe, fand jedoch darin einige leicht zu verbessernde Mängel und erklärte sich für die gänzliche Streichung der etymologischen Erörterungen.

### Deutsch-historischer Verein in Böhmen.

Der Vorsitzende, Prof. Höfler, erwähnt einer Zuschrift, in welcher Herr Prof. Jansen mittheilt, daß er zu Rom ein interessantes Manuscript, betreffend die Hussitenkämpfe in Böhmen, aufgefunden habe. Der Redacteur der Zeitschrift „Egeria“ übergab der Abtheilung ein Manuscript, welches gewissermaßen eine Fortsetzung der von Herrn v. Urbanstedt verfaßten Arbeit über die Abstammung der Egerländer in philologischer Beziehung bildet. Aus dem beiliegenden Schreiben ist die interessante Thatsache zu entnehmen, daß der altdeutsche Dichter Spervogel von Geburt ein Egerer war, und somit der älteste bekannte deutsche Dichter Böhmens ist, und daß Ersterer an der Abfassung einer Grammatik des Egerer Dialectes arbeitet. Herr Prof. Dr. Höfler besprach nun die vom Herrn Prof. Scheinpflug verfaßte „Geschichte des Klosters Dřezg“, welche bis auf den heutigen Tag fortgesetzt ist. Der eigentlichen Klostergeschichte schließt sich eine Reihe von selbstständigen Beilagen an, welche das innere Leben des Stiftes, seine Leistungen auf kirchlichem und wissenschaftlichem Gebiete, für die Bodencultur u. s. w. betreffen, und eine Masse von werthvollen Detailmittheilungen enthalten, die mit einem wahren Ameisenfleiß aufgesucht und verarbeitet wurden und ein höchst genaues Bild von der vielseitigen und eingreifenden Thätigkeit der Stiftsherren durch eine Reihe von Jahrhunderten darbieten, wie man es für die anderen Stifter Böhmens nur wünschen kann. Schließlich empfiehlt der Vorsitzende die Herausgabe des Werkes durch den Druck und die Ueberlassung der erwünschten Abkürzungen an den Verfasser selbst, welcher Ansicht die Versammlung einstimmig beipflichtet.

In der Sitzung der zweiten Section für Rechtsgeschichte behandelte der Präsident des Vereines, Herr Dr. Pelzel, in einer längeren Abhandlung die Frage, ob es in Böhmen im Mittelalter Geschwornengerichte gegeben hatte. Zunächst verlas der Vortragende einen Aufsatz über altslavisches Recht aus Palacký's „Dejiny národa českého“, in dem die vom Serbencár Dřezg an im 14. Jahrhundert daselbst eingeführten Geschwornengerichte (poroty von porota nach dem Schwur) behandelt werden, und weiterhin der Schluß gezogen wird, daß auch in Böhmen derartige poroty bestanden hätten. Dem entgegen wies der Vortragende unter Anführung zahlreicher Quellen nach, daß in Böhmen eigentliche Geschwornengerichte (poroty) wie in Serbien nicht bestanden hätten; die in Böhmen bestehenden duševnici waren nicht Geschworne, sondern nahmen die Aussage, welche sie bezeugten, nur auf ihre Seele. Dagegen waren die deutschen Schöppenhöfe als Urtheilfinder eine Art Schwurgericht. Außerdem enthielt der Vortrag noch mehrfache Schilderungen einzelner Proceßformen, so z. B. des „Überfiedmen“, das sich seit dem 12. Jahrhundert in Böhmen vorfindet. Es bestand dies darin, daß jeder, der notorisch eines Verbrechens geziehen wurde, sich davon durch ein Gottesurtheil reinigen mußte.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schwetzer.      Druckerrei der k. Wiener Zeitung.



## Ueber Methode und Behandlung der Geschichte der Plastik.

In jedem Gebiete der Wissenschaft ist es von Zeit zu Zeit nöthig, die Methode zu untersuchen, nach welcher geforscht wird, und aus dem Kreise der That- sachen und ihrer Erzählung auf das Gebiet der Principien der Kunst selbst über- zugehen. Die Nothwendigkeit solcher principieller Erörterungen wird heutigen Tages von allen, welche sich für Kunst interessiren, lebhaft gefühlt. Der Künstler, der Kunstforscher und der gebildete Kunstfreund sind bei dieser Frage gleichmäßig betheilig. Der Künstler kann sich nicht damit begnügen, wenn man in der Ge- schichte der Kunst bei der Beurtheilung einzelner Werke angiebt, was schön oder nicht schön ist, er verlangt tiefer gehende Erörterungen über das Wesen der Kunst selbst, die nichts mit allgemeinen culturhistorischen Uebersichten und flüchtigen Bemerkungen über Kunst und Kunsttechnik gemein haben. Kunstforscher kommen bei ernstern Studien immer bei dem Punkte an, wo sie darauf angewiesen wer- den, die Principien der Kunst im Großen zu erörtern. Winkelmann hat seiner „Geschichte der Kunst des Alterthumes“ in richtiger Würdigung dessen, was zur tieferen Einsicht in die Kunstwerke selbst nöthig ist, umfassende Erörterungen theo- retischer Natur vorausgeschickt, welche Gottf. Herder in geistreicher Weise als eine Metaphysik der Kunst, geschöpft aus den Werken des Alterthums, bezeichnet. F. C. v. Rumohr hat seine „italienischen Forschungen“ mit einer umfassenden Abhandlung über „Theorie und Geschichte neuerer Kunstbestrebungen“ eingeleitet und dadurch eigentlich Leben und Licht seinem Werke verliehen. Ohne diese um- fassenden theoretischen Erörterungen wären Winkelmann und Rumohr nicht so einflußreich und bedeutend geworden, als es beide, insbesondere Winkelmann, waren und sind. Dr. E. Schorn hat zweimal, in seinen „Umrisen zur Theorie der bildenden Künste“ und seiner Schrift über „die Studien der griechischen Künstler“ das Gebiet der Theorie betreten; in neueren Zeiten ist dies nicht bloß in dem großen Geschichtswerke Schnaase's, sondern auch auf besonderen Gebieten mehr als einmal geschehen, in jüngster Zeit in glänzender und geistreicher Weise von Gottf. Semper in seinem Werke „über den Stil in den technischen und tektonischen Künsten“.

Die Theorie der bildenden Künste hat eine eigene große Geschichte; Künstler und Kunstgelehrte, Philosophen und Antiquare haben glänzende Beiträge zu der- selben geliefert, und wenn es auch in Deutschland eine Zeit gegeben hat, wo nach dem Schiffbruche der Aesthetik der speculativen Philosophie theoretische Erörterun- gen über Kunst in Mißcredit gekommen waren, so glaube ich doch, daß gegen- wärtig, wo wir die Zeit der Herrschaft dieser Schule schon hinter uns haben, der

Augenblick gekommen ist, wo das Publicum, Künstler sowohl als Laien, theoretischen Betrachtungen über Kunst in höherem Grade, als es bisher der Fall war, Aufmerksamkeit schenken werden. Diese Bemerkung hat sich mir in jüngster Zeit, besonders bei der Lectüre von Dr. W. Lübke's „Geschichte der Plastik“ aufgedrängt, und mich umsomehr veranlaßt, dieselbe auszusprechen, als eine Stelle in der Vorrede des verdienstvollen Buches den Schreiber dieser Zeilen, wenn auch indirect, zur Erörterung dieser Fragen auffordert.

Auf dem Gebiete der Plastik wird das Bedürfniß nach derartigen Untersuchungen ganz besonders bemerkbar. Deutsche, Italiener und Franzosen sind vorzugsweise durch das Studium der Plastik zur Erörterung der Kunstprincipien gedrängt worden. In der Architektur ist das Eingehen auf theoretisch-principielle Erörterungen am wenigsten zu umgehen, und eigentlich nie von tüchtigen Forschern und Architekten ignorirt worden. Für diese ist das Aussprechen von Principien ein Bedürfniß. Sie scheiden sich deshalb im Leben wie in der Theorie scharf, weil jedes künstlerische Schaffen in der Architektur auf ein bestimmtes Eingehen auf die Principien der Baukunst hindrängt. Allerdings giebt es auch da Eklektiker, die nach dem Vorbilde der Kugler'schen Behandlung der Architekturgeschichte jedem Stile gerecht zu werden sich bemühen und den Eklekticismus aus den Büchern auch auf das Leben hinüber tragen; allerdings hat sich in unserem Jahrhundert der Gleichberechtigung, dieses staatlichen Ausgleichsmittels gegen die Principienstürmer aller Nationen und Confessionen, im Bauleben die Gleichberechtigung aller Stile recht breit gemacht und eröffnet uns eine schöne Herrschaft eklektischer Ideen; — aber trotzdem trennen sich die energischeren Geister klar und bestimmt; Gothiker und Anhänger der Renaissance treten sich in scharf geschnittenen Umrissen entgegen, und bekämpfen und befestigen sich nicht durch Ausgleich- und Gleichberechtigungstheorien, sondern durch ein genaues Eingehen auf die Principien der einzelnen Stilarten. Die einstige Herrschaft einer gesunden Architektur wird die Frucht dieses Principienkampfes sein, welcher die Gegenwart bewegt.

Auf dem Gebiete der Geschichte der Malerei wird der Geschichtsschreiber ferner den Standpunkt nicht mehr festhalten können, den Kugler mit eben so großer Liebenswürdigkeit als Sicherheit eingenommen hat. Man darf, wenn von der Kugler'schen Auffassung der Malerei die Rede ist, nicht vergessen, daß Kugler von Studien der Architektur bei seinen Bestrebungen ausging, nie Kenner oder Sammler im eigentlichen Sinne des Wortes war und die Anforderungen, welche von dieser Seite kamen, nicht in dem Maße würdigen konnte, wie Rumohr seiner Zeit. Auch war es damals, als Kugler zu arbeiten anfing, in erster Linie um historische Anordnung und eine derselben entsprechende Systematik auf einem an Thatfachen sehr reichen, aber sehr verworrenen Gebiete zu thun. Er hat diese Ordnung erreicht, und in den undurchdringlichen Wald von Bildern und Meistern aller Schulen und aller Jahrhunderte Wege gebrochen, durch die uns eine geordnete Ueberschau der Thatfachen möglich geworden ist. Er hat dieses Resultat durch ein verständiges und consequentes Festhalten an einem Principe

erreicht, daß der Geschichtswissenschaft entnommen ist und die ruhige historische Auffassung der Entwicklung der Kunst wesentlich erleichtert. Alle anderen Betrachtungsweisen wurden durch sein Auftreten in den Hintergrund gedrängt. Aber die innere Geschichte der Kunst wurde unter dieser Anschauung vernachlässigt, die Einsicht in das Wesen der Kunst selbst, insoweit es abseits anderer historischer Wandlungen auf unwandelbaren Basen ruht, gehemmt. Als reiner Historiker ist Kugler allen jenen Fragen aus dem Wege gegangen, welche von Künstlern und Kunstfreunden als reine Kunstfragen erörtert werden, deren Wiederaufnahme man nicht den Aesthetikern als solchen überlassen kann und zu deren Behandlung Jene vorzugsweise berufen sind, welche sich mit den Kunstwerken selbst als Antiquare, Kunstforscher, Künstler beschäftigen. Dieselben lassen sich von der Geschichte der Kunst nicht ablösen. Der Theoretiker kommt auf diese zurück, wie der Kunsthistoriker von ihnen ausgehen muß. Wir wissen sehr gut, mit welchen Schwierigkeiten solche Untersuchungen verbunden, und wie Wenige berufen sind, in solchen Fragen ein Wort mitzureden; aber wir haben auch andererseits die Erfahrung gemacht, insbesondere Künstlern gegenüber, daß die eklektische Auffassung der Kunst, zu welcher der Standpunkt Kuglers und seiner Schule hindrängt, dem Künstler gegenüber verwirrend und abschwächend, dem Publicum gegenüber abstumpfend wirkt. Wie anders ist dies der Fall bei den italienischen Forschungen Rumohrs, wo die historische Kritik mit der ästhetischen in höchst bedeutsamer Weise vereinigt ist und Ueberzeugungen geschaffen werden, die, wie es doch die Geschichte thun soll, durch das Leben zu führen im Stande sind. Betrachtungsweisen der Art, wie sie in einer äußersten Richtung von Burger in Frankreich und John Ruskin in England Kunstwerken gegenüber in Anwendung gebracht wurden, sind Künstlern jetzt in viel höherem Grade Bedürfnis, als jene, welche historisch-objectiv nichts anstreben, als die höchste historische Unparteilichkeit auf der einen, und ästhetische Nüchternheit auf der andern Seite. Eine ganze Reihe von Fragen, welche sowohl das Verhältniß der Kunst zum Leben, als zur praktischen Kunst berühren, sind in den Hintergrund gedrängt, oder ganz vergessen worden. Selbst die Bemühungen von Künstlern, auf die productive Kunst durch Theorien über Technik und Perspective, über Composition und Farbenlehre Einfluß zu nehmen, finden in der neueren Auffassung der Kunstgeschichte, wie sie eben Kugler geschaffen hat, keinen Platz.

Was von Architektur und Malerei gesagt wurde, gilt in noch höherem Grade von der Sculptur. Prof. Dr. W. Lübke hat in richtiger Würdigung der Schwierigkeit der Sache selbst seine Geschichte der Plastik einen „Versuch“ genannt, und ein Versuch wird sie wohl bleiben, nicht bloß mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten, welche eine zusammenhängende Geschichte der Plastik als solche bietet, sondern auch mit Rücksicht auf die Methode, welche unser geehrter Freund diesem seinen Werke zu Grunde gelegt hat.

Wir wollen zuerst jene Fragen berühren, welche sich auf den zuerst erwähnten Punkt beziehen, um dann die Frage zu erörtern, ob es nicht passend gewesen

wäre, die Methode der Darstellung einer erneuerten Prüfung zu unterziehen. Uns scheint die Idee, eine zusammenhängende Geschichte der Plastik von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart zu schreiben, an und für sich keine glückliche. Die Geschichte der Plastik bietet nicht eine Reihenfolge von selbstständigen und in sich zusammenhängenden Darstellungen, um eine fortlaufende Geschichte derselben mit Glück durchzuführen, sie tritt nur in sehr seltenen Perioden als selbstständige Kunst auf, sie ist mit dem gewerblichen Kunstleben der Völker in so innigem Zusammenhange, daß sie sich von diesem gar nicht trennen läßt. Durch Jahrhunderte hindurch ist sie ein dienendes Glied der Architektur gewesen; es fehlt jedes Verständniß für ihre Leistungen, wenn sie nicht mit derselben zugleich in innige Verbindung gebracht wird. Die Zeiten ihres Verfalles lassen sich gar nicht anders entsprechend darstellen, als in der innigsten Verbindung mit den anderen Künsten, speciell der Malerei. Es giebt keine zusammenhängende Geschichte der Plastik in dem Sinne, wie es eine zusammenhängende Geschichte der Architektur giebt. Zudem muß man bemerken, daß ohne ein vollständiges Eingehen auf alle Zweige der kleinen Plastik, sowohl als der gewerblichen, eine Geschichte der Plastik niemanden befriedigen wird. Dies sind Erwägungen formeller Natur, zu denen noch einiges Sachliche hinzutritt.

Die Welt der Plastik ruht wesentlich auf dem Ideal; wer dem Publicum den Schlüssel zum Verständniß ihrer Geschichte eröffnen will, der muß dasselbe in das Wesen dieser Welt einführen. Eben so nothwendig ist es, die technische Seite der Plastik ausführlich zu erörtern und die Einflüsse des Materiales auf die Formen, die für die Beurtheilung plastischer Kunstwerke selbst maßgebend sind, in systematischer Weise zu erörtern; beiläufig so, wie es Winkelmann in den ersten Büchern seiner „Geschichte der Kunst des Alterthums“ oder R. D. Müller in der zweiten Abtheilung der „Archäologie der Kunst des Alterthums“ gethan haben. Dann ganz besonders, wenn es gilt, ein größeres Publicum in die Plastik und ihre Geschichte einzuführen, sind Erörterungen der Art, wie wir sie eben angedeutet haben, ein unabweisliches Bedürfniß. Fehlt unserem Publicum vielfach überhaupt eine tiefere Einsicht in das Wesen der Kunst, so gilt dies vorzugsweise mit Rücksicht auf die Plastik. Wenn es gegenwärtig, und vorzugsweise in der Plastik gilt, das Verständniß der einzelnen Kunstwerke, sowohl in ihrer historischen Bedeutung, als in der zur Kunst selbst wesentlich zu fördern, so muß ein anderer Weg versucht werden, als der, welchen Lübke in seinem eben genannten Werke gegangen ist. Der Kunsthistoriker steht dem Publicum und dem Gegenstande gegenüber auf einem ganz anderen Standpunkte, als der eigentliche Historiker, und die rein historische Methode läßt sich, wenn man den Anforderungen des Gegenstandes gerecht werden will, nicht pure et simpliciter auf das Gebiet der Kunstgeschichte übertragen.

Die Anforderung, durch die Geschichte Ueberzeugungen zu wecken, hat gar nichts mit jener Tendenzmacherei gemein, die in vielen modernen kunstgeschichtlichen Werken hervortritt. Uebrigens war Lübke selbst mehr als einmal genöthigt, auf

Fragen einzugehen, welche berechnet sind, nicht bloß Thatsachen zu geben, sondern auch gewisse Ueberzeugungen dem Publicum beizubringen. Es wäre viel besser gewesen, wenn diese Erörterungen, die übrigens — was wir Prof. Sübke nicht übel nehmen — in den Schlußcapiteln nicht einmal tendenzloser Natur sind, in umfassender und selbstständiger Weise an die Spitze des Werkes gestellt worden wären.

Wenn wir unsere Ansicht über die Behandlung und Methode der Geschichte der Plastik in wenigen Worten zusammenfassen wollten, so würden wir erstens auf diesem Felde den Weg einer monographischen Behandlung dem einer zusammenhängenden kunstgeschichtlichen, der alle Perioden und alle Individualitäten zusammenfassen will, unbedingt vorziehen, zweitens halten wir es für unerläßlich, daß bei Abhandlungen, welche die Geschichte der Plastik — sei es ganzer Völker oder bestimmter Perioden und einzelner Zweige der Plastik — umfassen, in einleitender Weise auf alles das Rücksicht genommen wird, was zur Erörterung der Principien der Plastik mit Hinblick auf den speciell zu behandelnden Gegenstand nöthig ist. Wenn der verehrte Verfasser der „Geschichte der Plastik“ das Verhalten des Publicums zu seinem letzten Werke einigermaßen aufmerksam beobachtet, so wird er finden, daß es ein ganz anderes ist, als es bei anderen Arbeiten der Fall war. Es bringt wenig Verständniß zu dem Gegenstande selbst mit, und sucht in demselben nicht bloß eine historische Würdigung in der hergebrachten Weise. Wie viel erfolgreicher würde Sübke's „Geschichte der Plastik“ sein, wenn sie, statt einer vollständigen Geschichte, eine Reihe von Monographien vorführen würde, in welchen das Neue, was insbesondere im Mittelalter und der Renaissanceperiode vorkommt, selbstständig verarbeitet, ohne jenen Ballast längst bekannter Thatsachen, vorliegen würde, ohne welchen sich eine allgemeine Geschichte einmal nicht geben läßt, und wenn ästhetische Erläuterungen in dem angeedeuteten Sinne in entsprechender Weise in Verbindung gebracht worden wären. Irren wir uns nicht, so sind es vorzugsweise diese zwei Forderungen, welche sowohl Künstler, als auch das fachgelehrte und gebildete Publicum jenen gegenüber stellen werden, welche künftig die Geschichte der Plastik werden behandeln wollen.

R. v. G.

## Anastafius Grün, „Robin Hood“.

Ein Balladenkranz nach englischen Volksliedern.

Stuttgart. 1864. Cotta.

Seit Anastafius Grün seinen ersten Einzug in unzähligen Herzen trotz Alledem und Alledem gefeiert, ist seine Dichtung an uns in mancherlei Wandlungen vorübergegangen. So verschieden aber und oft beinahe unvereinbar ihre Klänge scheinen mögen, so ist doch in allen bei aufmerksamerer Betrachtung ein Grundton

nicht zu verkennen. Und wir dürften auf wenig Widerbruch stoßen, wenn wir die bald mehr bald minder präcisen Auslautungen dieser Tonart in die Worte: „Selbst ist der Mann!“ — übertragen.

Schon in seinen unbefangenen Grüllingen, in den „Blättern der Liebe“, fehlt nicht die Mammesthräne als eine Berufung auf die Festigkeit des Gemüthes, welche keines seiner Erlebnisse verichwinden läßt Gleich darauf aber oder beinabe gleichzeitig führt uns Ananias Grün in dem großen Abnennen von Oesterreichs Größe jene Gestalt vor, welche er darum sich zum Besingen wählt, weil sie die letzte einer glänzenden Reihe, nämlich der des Ritterthums war. Der letzte Ritter ist eben ein ganzer Mann mitten in einer halbverweisenden halb unfertigen Umgebung, dessen Ibatkraft sich um so schärfer von dem Mechanismus ihrer Welt abhebt. Und nicht lange währte es, so hatte der Dichter dem Mechanismus seiner Welt direct den Krieg erklärt. Er flüchtet sich als „Spaziergänger“ ins Freie, weil er weiß, wie übel die Frage: „Dürft' ich wohl so frei sein, frei zu sein?“ im Salen angebracht wäre, und den immer wiederkehrenden Seufzer gepreßter in ihrer Geisterheimat unheimlich gewordenen Herzen läßt er nach seiner Art so auslauten: „O dann such' ich auf den Bergen Licht und frische Luft und Stille“. Die ganze Welt mit allen ihren Formen erscheint ihm als ein Haufe „Schutt“ und den heitern Mondesglanz läßt er als den Nachtgeist der Sonne sich darüber aussprechen!

„Ich bin das Licht! — die Welt liegt noch in Nächten!  
 Ich bin die Freiheit! — Sie ist voll von Anekden!  
 Ich bin die Liebe! — Sie ist haßestrunken!  
 Ich bin die Wahrheit! — Sie in Trug verunkelt!“

Es war das die Sturm- und Drangperiode unseres Dichters und ihm zur Seite, innigst befreundet, gab Lenau Kunde von dem im Vaterland erwachenden Ringen und Streben. Die Ansichten jedoch, welche sich Beiden auf dem Wege zum gemeiniamen Ziele erschließen, sind von wesentlich verschiedener Färbung. Vor Grüns Auge steigt selbst bei der Erinnerung an ein Todesgebilde nur das Tröstende auf;

„Und denk ich Dein, seh ich noch immer  
 In eine Frühlingslandschaft mild,  
 Auf der der Abendröthe schimmer  
 Im Scheidegrube sanft verquilt.“

Lenau dagegen gewahrt im heitersten Abenddämme nur Traurigkeit, die milden Ausgleichungen desselben erinnern nur an das Versterbene, und der beruhigten Landschaft gegenüber hat er nur die Worte:

„Friedhof der entschlafnen Tage,  
 Schweigende Vergangenheit!  
 Du begrubst des Herzens Klage,  
 Ach! und seine Seligkeit.“

Der düsteren Anschauungsweise Lenau's erscheint die Gegenwart wie der vom Wahnsinnsfieber Geächtete, voll von Thränen und Schauern, und die Erde so trostlos, daß darüber selbst

„Der Himmel ließ, nachdenkend seiner Trauer,  
Die Sonne läßig fallen aus der Hand“,

während bei Grün aus derselben Anschauung des Sonnenunterganges die Mahnung sich losringt

„Du aber, heit'res Herz im Thale,  
Nun Deine hellen Tage blüh'n,  
Bewahre sorgsam ihre Strahle,  
In Deinen Nächten nachzugüh'n.“

Darum auch, bei aller Selbstgewißheit der Zukunft, deren Frühlingsveilchen nicht abzulängnen sind, erscheint sich Lenau wie das sie darreichende Bettelkind:

„So bringt dem Nachgeschlechte unser Leid  
Die Frühlingsgrüße einer bessern Zeit.“

Grün dagegen läßt sich auch durch die ihn noch umwehenden Winterschauer, welche nur dürre Blätter aufwirbeln, nicht einschüchtern, auf die Frühlingsfreudigkeit zu hoffen, denn:

„Sei auch von einst'gen Lenzesreichen  
Uns noch kein schön'res Pfand zu schau'n,  
Scheints doch kein übles Frühlingszeichen,  
Daß schon die alten Kater miaun!“

Beide, von Sagenen umschürt, die sie um so unerträglicher empfinden, weil sie ihre Unhaltbarkeit vorfühlen, flüchten zur Natur; dort angelangt aber hat Lenau nur die Klage:

„Furchtbar schweigend stand mir gegenüber  
Die Natur, stets wilder, fremder, trüber.“

Grün dagegen frohlockt:

„Mich dünkt, als ob Natur mir allerwegen  
Hielt eine große, lichte Freud' entgegen.“

Ihm wird die Natur zum ewig sprudelnden Gesundbrunnen gegen die Verstimmungen und Siechthümer der Gesellschaft, und fast möchte es scheinen, daß diese Naturfreudigkeit in Grüns Gedichten zu üppig sich um alle Regungen des Gemüthes schlingt. Es möchte so scheinen, wenn man eben nur die Außenseite, die Umrankung gewahr würde, wenn man in den allwärts aufspringenden Blüthen nicht die unhemmbare Triebkraft des Herzens zu erkennen im Stande wäre. Die aber bleibt nicht verborgen; aus den Rosengewinden und Myrtenumhüllungen blüht unversehens das Schwert, das rechte Wort zur rechten Stunde, sei es als der Verdächtigung abwehrende, sei es als der nach vorwärts offen hinweisende Klang der Zeiten. Selbst wo der Dichter die Vögel als Romanzero interpretirt, weiß er in ihrem Singen und Schweigen an die Unscheinbarkeit aber Unbetribbarkeit, an die

Unermüdblichkeit und Wohlthätigkeit, an die Vollkraft und Nachhaltigkeit männlichen Selbstbewußtseins und Strebens zu erinnern. Und wo romantischer Voreingenommenheit die Gegenwart nur als „der Prosa Weltreich“ erscheinen will, bekennt er sich zum „Amt der Poesie“, welche den Triumph des Mechanismus dem Menschengenoste dienstbar macht.

Unterdessen hatten sich unmerklich die Zeiten geändert; das politische Lied, durch manches Jahr sehr ungern vernommen, war seit N. Beckers Rheinlied officiell geworden; und seit Herweghs Sängerschaft paulten Lebendige und Scheinlebendige so lustig auf der großen Kriegstrommel herum, als wenn sie ihr Leben lang von keinen Virtuosen und Tänzerinnen wären gratificirt worden. Anastasius Grün, welcher damals, als das Schweigen Gold war, seine Stimme erhoben hatte, ging auch jetzt seinen eigenen Weg. Das was ihm einst Herzensangelegenheit gewesen, war jetzt Gassenlärm; angeekelt sagt er über diese Aftergebilde politischer Reimerei:

„Papiet Dein rauschender Mantel, dein Herzblut Druckerschwärze,  
So wird das Lied gewinselt vom großen Zeitenschmerze.“

Natürlich wurde sogleich die Anklage auf Apostasie erhoben; die Menge begreift es ja ohnehin nie, warum derselbe Dichter nicht nach dem ersten Werther ein Duzend anderer Brüder in die Welt schickte, um so leichter ist es ihr plausibel zu machen, daß, wer von sich selber abgefallen sei, das Mitlaufen auf der breitgetretenen Heerstraße als unnütz bezeichnet. Er mochte immer versichern:

„Wem ihren Strahl die Freiheit einmal durchs Herz gegossen,  
Abfällt der nie und nimmer trotz sonderer Kampfgenossen“,

er blieb doch, wenn nicht etwa geradezu eidbrüchig, wenigstens ein überwundener Standpunkt. Die Geißelhiebe, die er den aufgepußten Worthelden, den Nibelungen im Frack zugemessen, brannten zu grimmig durch ihr dickes Fell, und der verzeiht nicht, der seine ganze Bedeutung verliert, wenn es wahr ist, was dort gesagt wird:

„Und der „schönen That in Worten“  
Könnten wir beinah' entrathen,  
Was uns noth thut aller Orten  
Ist ein schönes Wort in Thaten.“

Soviel ist übrigens gewiß, Anastasius hatte in den „Nibelungen im Frack“ einen von seiner bisherigen Bahn sehr verschiedenen Weg betreten. Bisher hatte seine Dichtung aus der allgemeinen Zeitströmung geschöpft und für die allgemeine Umstimmung getönt. Nun ist es ein winziges Pünktchen in der Welt, eine „Marotte“, für welche der Dichter unser Interesse fordert. Allein nicht bloß der ernste Forscher darf behaupten: „Wer einen Erdenwinkel absolut kannte, begriffe und schildern könnte, der würde der sein, der die Natur verstünde, wie sie lebt und ist“, — auch der Humor kann geltend machen:

„Dir möcht ein Wicht mein Riese, dein Rief' ein Zwerg mit sein.“



Der Frack steht zwar den Nibelungen schlecht zu Gesicht, aber auch im Frack findet man zuweilen ein ungebrochenes Selbstbewußtsein und eine nicht mit Glacehandschuhen angreifende Thakraft. Dem Dichter ist es gegeben die Gegenjase der wirklichen Welt in der ewigen Bedeutung des Ideals verschwinden zu machen, indem er aus ihren Eigenthümlichkeiten die „Harmonie des Alls“ heraushören läßt. Und wir finden ihn seit den Nibelungen im Frack bis jetzt auf dem Wege, welcher zwar nur ein einzelnes Menichendasein umkreist, aber auch so ein Abbild des großen Kreislaufes der Welt darbietet. Zuerst wird uns zwar ein ganz kleines Herrlein mit einer wo möglich noch kleineren Passion vorgeführt; allein es ist sein eigener Mann, der sich gegen den Anprall der Welt unbeirrt in seiner Richtung zu erhalten vermag; der Dichter hat dem Musiker so viel von der eigenen Blut mitgetheilt, oder in ihm davon so viel entdeckt, daß er ruhig sagen kann:

„Gleich gilt mir's, ob unhöflich die Welt ihn Narren nenne,  
Daß nur des Himmelsfeuers ein Theil durchs Herz ihm brenne.“

Die Selbstständigkeit ist freilich bis zur Spitze der Eigenheit emporgetrieben; allein diese Eigenheit ist in der schlimmsten Periode deutscher Franzosenachafferei endlich eben so vollberechtigt, wie die Einkehr des Dichters zum freien Singen aus dem wüsten weil zielunbewußten Gassenlärm nach der Freiheit.

Derselbe Zug, das Eigenthümliche in seiner Bedeutung fürs Allgemeine zu bewahren, hat Anastasius zur Uebersetzung der „Volkslieder aus Krain“ geführt, nachdem sich die Wahrnehmung nicht abweisen ließ, „daß der selbstständige poetisch-schaffende Volksgeist allmählig und überall durch die Eroberungen der wachsenden Cultur verdrängt werde; die eigenthümlichen alten Volksfitten weichen den allgemeineren Formen des neueren Culturlebens“. Und der gleichzeitig publicirte „Pfaff vom Kahlenberg“, der seinem einstigen, nun vom Wahnsinn umbüfterten Kampfgenossen gewidmet ist, zeigt uns den Dichter in seiner völlig geklärten Weltanschauung. Auch in seiner Sturmzeit ein zwar entschiedener nie aber roher Kämpfer ist er in dieser Dichtung auf jenem seltenen Höhepunkt angelangt, auf welchem der Menich seiner Doppelnatur gemäß das Ideale und das aus seinen Schlacken geläuterte Irdische mit gleicher Hingebung erfaßt. Er hat sich aus dem Drange der Zeiten sein „rosenfarben Panier“ gerettet, weil er es zur rechten Stunde in dem Verschluß des Gemüthes zu bergen wußte, denn:

„In eig'ne Tiefen taucht die Seele  
Hinunter vom Gewirr der Zeit.“

So vermag er denn in den Tagen rings aufsteigender Umwölkung den Seel- forger des Kahlenberger Dörfchens als den Bannerträger seiner Weltverföhnung auszusenden.

Die vom Humor vollbrachte Weltverföhnung ist nämlich das Thema dieser Dichtung Anastasius Grüns. Sein Lebensprincip hören wir aus den Worten des Pfarrers:

„Sei nicht dem Strome gleich, der rollt,  
Jedwedem Eindruck weich und hold.“

Seine Naturfreudigkeit ist dahin gelangt, die dichtende Menschenseele als Urborn der Naturbeseelung und das Naturleben als Symbol der Geisterwelt zu fassen. Denn einerseits sieht er die Natureristenzen als Supplicanten an die Seele sich wenden:

„Verblühend spricht zu ihr die Blüthe,  
Verduftend ruft zu ihr der Duft,  
Verklingend steht der Klang in der Luft,  
O wahr' uns ein Dasein in Deinem Gemüthe“;

andererseits bietet sie dem Leben des Herzens einen verklärenden Spiegel dar:

„Natur ist Freude, Glanz und Licht!  
Dem Tod tritt sie mit Blüh'n entgegen,  
Der Trauer mit dreifachem Segen,  
Mißtönen mit des Wohllauts Beben,  
Dem Welken mit urewigem Leben;  
Schönheit ist selbst ihr Schmerzenskrampf,  
Ein Lächeln selbst ihr Todeskampf.“

Diese Abrundung und zugleich Ausweitung der Weltanschauung wird aber wesentlich durch die Uebergangszeiten bedingt. In einer solchen Epoche spielt darum der „Pfaff vom Kahlenberg“ Anastasius Grüns. Das Ritterthum ist schon so weit von seinen Institutionen abgekommen, daß selbst sein bester Sänger sich nicht scheut, mit den Bauern handgemein zu werden und diese wieder lassen sich durch den ersten besten Herläufer zum Vergessen der heilsamsten Lehren verleiten. Die altehrwürdigen Rechtsurkunden werden nur noch von Wenigen in ihrer vollen Bedeutung erkannt, und die Nothwendigkeit einer Neuerung nur durch Hinweis auf Raub und Gewaltthat widerwillig zugestanden.

Man lebt zwar noch an den „Urmenschen und Alpengeistern“ neu auf, ist aber dabei nicht mehr so unbefangen, auch das Schlechte und Verkrüppelte ohne weiters, weil es ein naturwüchsiges ist, gelten zu lassen, und freut sich, als „Fundator“ auf die Verbreitung der Cultur hinwirken zu können. Selbst in den höchsten Uebungen und Regionen ist Vieles schadhast, aber die Eigensiebe will dessen kaum geständig werden, und noch weniger das kleinste Opfer zur würdigen Erscheinung des Heiligen sich auferlegen. In solchem unklaren Gähren und Ringen der Zeiten fehlt es natürlich nicht an Mißgriffen und Ausschreitungen über die kaum noch erkennbaren Grenzen des rechten Menschenverkehrs, der Einzelne ist um so mehr auf sich angewiesen, je weniger ein wechselseitiges Einverständnis oder dieses nur um augenblicklicher Erfolge willen zu erzielen ist. Da gedeihen denn die Knorren und Schrullen in allen Ständen und Berufsarten; man wächst aus, weil kein Maß für das freudige Einwachsen dargeboten ist. Und so schlägt aus dem Streben, sich über die Natur und Menschheit überall ins Klare zu setzen, auch überall der Humor durch, welcher die Dinge, die kaum noch eines Ernstes werth sind, so lange dreht und wendet, bis sie richtig auf dem Kopfe stehen, oder bis auch im Schlimmsten noch eine Annäherung an das Beste nicht abzulängnen

ist. Nichts hält dem alldurchstöbernden Humor Stand, das Herbstes weiß er durch ein Bitteres zu würzen, aber auch die Uebergangstürme durch ein Deltröpfchen zu beruhigen. Selbst die Todesqualen steigert er, sie im ganzen Lebensverlaufe nachweisend:

„Ein stückweis Sterben ist das Leben  
Das letzte Stück nur fällt ins Grab“,

und doch wieder ist das Grab die Freudenpforte der Betrachtung, denn:

„Ein süßes Loos ist Sterben, Scheiden,  
Dran sich die großen Herzen weiden;  
Ein Leben voll zerstreuten Glanzes  
Erst rundet's in Ein Bild, Ein Ganzes.“

Und der Dichter erweckt dann aus der anbrechenden Nacht, hier der des Faustrechtes, die Gestalt, welche mit den verwitternden Todtenschädeln einer glänzenden Vergangenheit ihr Spiel treibt und in den rings aufsteigenden Zorngewittern des auslaufenden Mittelalters nur „die Zeit der trüben Moste“ erblickt, aus welcher eine geläuterte Menschheit hervorgehen soll

In eine ähnliche Uebergangszeit wie mit dem „Pfaff vom Kahlenberg“ führt uns Anastasius Grün mit seinem soeben publicirten „Robin Hood“. Wie jener Seelsorger so ist dieser Waldbläufer vor allem „Selbst ein Mann“, und auch wie jener ein Humorist, nur freilich nach seiner Façon. Beide erreichen durch Abschüttelung aller ihrem Ideal gegenüber ihnen als hinfällig erscheinenden Lebensformen den Punkt, an welchem sie mit Tod und Grab eben auch nur spielen; der Geistliche, seiner theoretischen Aufgabe entsprechend, durch das Abfertigen, der praktische Waldmann durch das Dreinschlagen auf die widerborstigen Existenzen. Das scheint uns das Band zu sein, welches die beiden letzten, der Zeit und den Stoffen nach sehr auseinander liegenden Dichtungen Anastasius Grüns zusammenhält, der rothe Faden, der sich von seinen ersten poetischen Anfängen bis jetzt verfolgen läßt: die Lebensfülle der Begeisterung heiter, weil selbstgewiß, als Lebensberechtigung abgelebten oder unfertigen Formen gegenüber geltend zu machen.

Was speciell den Robin Hood betrifft, so hat Anastasius Grün der Dichtung, welche sich mit ihm beschäftigt, eine Einleitung vorangeschickt, durch die er diesen nicht immer fein säuberlich verfahrenen Fremdling der guten Gesellschaft recommendirt. Er erzählt uns von der Beliebtheit dieser Gestalt in England seit den ältesten Tagen, und „wir werden kaum einen finden, dessen Volksthümlichkeit und Beliebtheit an Höhe und Dauer jene überträfe, deren sich der Name Robin Hood bei dem Volke Englands noch bis zum heutigen Tage erfreut“, Er weist dies nach, indem diesem Manne der erste Mai als Robin Hoods day gewidmet, sein Bild auf unzähligen Wirthshauschildern zu finden gewesen und er unzählige Male besungen worden sei, denn „jedes Handwerk wollte sein eigenes Robin Hood-Lied besingen, und so finden wir den Helden im Zusammentreffen mit einem Gerber, einem Töpfer, einem Fleischer, einem Schäfer, einem Färber, einem Kesselflicker

n. A. m.“ Er bringt uns Alles, was über die Herkunft des Mannes, die Balladengestaltung und Umgestaltung seiner Thaten historisch zu ermitteln war und wie sich nach und nach „die Gestalt Robin Hoods hervorbildete, als die eines echten Frei- und Landbassen, eines wahren germanischen Gau- und Freimannes; . . . eines Kämpfers für das alte angelsächsische Recht, die Gesetze Edward des Bekenners, und für die neuen in der magna charta verbrieften Freiheiten“. Er führt uns endlich mit Thierrv's Worten die Schilderung jener Zustände vor, aus welchen eine solche Gestalt hervorgehen konnte, nämlich die ersten Zeiten nach der Normanneneroberung Englands. „Man darf nicht auf der einen Seite Wilhelm als König und Despoten sich vergegenwärtigen und auf der andern Seite vornehmere oder niedrigere, reichere oder ärmere Unterthanen, sämmtlich Bewohner Englands und somit sämmtlich Engländer ihm gegenüberstellen; man muß sich eher zwei ganz verschiedene Völkerchaften vor Augen halten, nämlich Engländer durch Abstammung und Herkunft und Engländer durch feindlichen Einfall, beide in ein und dasselbe Land sich theilend und doch auf demselben Boden streng gesondert. Oder man vergegenwärtige sich vielmehr zweierlei Länder unter ganz verschiedenen Verhältnissen; das Land der Normänner reich und abgabensfrei, das Land der Sachsen arm, dienstbar und mit Grundzinsen bedrückt; das erstere voll geräumiger Paläste und gemauerter, mit Schießcharten veriebener Burgen, das andere besäet mit Strohhütten und ärmlichen verfallenden Wohnstätten, jenes bevölkert von Glücklichen und Müßigen, von Rittern und Edlen, dieses bewohnt von Männern des Mühsals und der Arbeit, von Ackerleuten und Handwerkern; in dem einen die Ueppigkeit und der Uebermuth, in dem andern das Elend und die Mißgunst; doch nicht die Mißgunst des Armen beim Anblick fremden Reichthums, sondern die des Beraubten dem Räuber gegenüber. Endlich um das Bild vollständig zu machen, sind beide Länder gewissermaßen eines von dem andern durchschlungen, sie berühren sich in allen Punkten und sind doch schärfer getrennt, als wenn das Meer zwischen ihnen wogte. Jedes hat seine ihm eigenthümliche, dem andern gänzlich fremde Sprache; das Französische ist die des Hofes, der Schlösser, der reichen Abteien, kurz aller Orte, wo die Macht und die Pracht herrschen, während das alte Landesidiom am Heerde des Armen und Leibeigenen sich heimisch erhielt.“

Das sind denn freilich Uebergangszustände welche einen Rückzug des Begabteren aus der Gesellschaft erklären, aus welchem Rückzug sich alsbald ein Kampf auf Leben und Tod ergeben muß. Der neugegründeten Staatsform gegenüber ist ja der Flüchtling, wenn auch von ihm gerühmt wird, daß er „nie außer im ehrlichen Kampfe einen Menschen getödtet, nie die Mißhandlung eines Weibes geduldet und nie einem Armen etwas entzogen“, ein völlig Rechtloser (ontlaw) von Allen zu Bekämpfender. Er seinerseits mag sich ganz gut gefallen lassen, ein ontlaw zu sein und zu heißen; er findet ja der Anlage seines Stammes gemäß bald Kameraden, die ihm die Lebenserhaltung ermöglichen helfen. Der Dichter hat ganz Recht, wenn er bei der Schilderung dieser Existenz an „Streiflichter von Ideen, Spuren von Kämpfen, welche die Menschheit seit Jahrhunderten bewegen“

erinnert. Dieselben Rechtslosen und Geächteten haben als Varäger (vargr, zugleich Wolf und flüchtiger Verbrecher) den russischen Staat gegründet und den byzantinischen Thron bewacht, als Wikinger (vikingsr, Seeräuber, Kämpfer) die amerikanischen Küsten lange vor Columbus besucht, Sicilien, Neapel, die Normandie zum Eigen ihrer Stammhäuptlinge gemacht. Und bis zum heutigen Tage könnte an einem guten Theile der nordamerikanischen Squatters Robin Hood seine richtigen Brüder erkennen, deren zwar nicht sehr erbauliche aber um desto wirksamere Doctrinen Sealsheld den Richter im Cajütenbuche entwickeln läßt.

In fünf und zwanzig Balladen hat uns Anastasius Grün die höchst autonome Persönlichkeit Robin Hoods von der Geburt bis zum Tode, so wie die wirren Zustände der Gesellschaft, aus und zwischen welchen sie sich entwickelte und erhalten konnte, vorgeführt. Dem Ganzen dieser Balladensammlung gegenüber drängt sich die seit Wolfs Homer-Untersuchungen oft ventilirte Frage auf, nämlich die nach der Entstehung des sogenannten Volksepos. Ohne hier darauf eingehen zu wollen, möchten wir doch auf einige Wahrnehmungen aufmerksam machen. Herder für seinen Eid, Macpherson für seinen Ossian haben so wie Anastasius Grün für diesen Robin Hood alte Volksgedänge vor sich gehabt; „der Stoff, das Material des Gedichtes, das saugt sich nicht aus dem Finger“. Aber ohne Herder, Macpherson und Anastasius Grün wäre das Material eben nur Material geblieben; und mag man es dem Gold und Elfenbein gleich hoch im Werthe schätzen, auch Gold und Elfenbein wären ohne Phidias nicht zu einem olympischen Zeus zusammengewachsen. Für die Ostentation der Hellenen, nicht aber für das Ideal des Zeus hatte das kostbare Material eine Bedeutung; und die Zerfaserung der Nibelungen und der Gudrun, der Ilias und Odyssee umgeht die Grundfrage ebenso, wie wenn ein gelehrter Alexandriner vor jener olympischen Statue weitläufige Excurse über africanische Elephantenjagden und die Goldwäschereien am Pactolus zur Erklärung von Phidias' Gestaltungsraft vorgebracht hätte. Mag man immerhin sehr deutlich Einschiebungen älterer und neuerer Stoffpartieen u. s. w. nachzuweisen im Stande sein, die Einheit des Dichters und nicht etwa bloß Redacteurs wird damit eben so wenig in Frage gestellt, wie die Existenz Hugo's von Trimberg wegen der sehr mannigfaltigen Ausgaben seines Renners bestritten werden kann. Denn das ist bei der Volkseposuntersuchung die Grundfrage: ist zu seiner Entstehung ein Dichter nothwendig, oder ein Compiler, ein Redacteur zureichend? Und die Frage beantwortet sich von selbst, wenn die Einheit des Grundtones in der Behandlung des Stoffes nicht abzuläugnen ist. Der Stoff an sich ist weder poetisch noch unpoetisch, er gewinnt erst seinen „Werth durch künstlerische Gestaltung“; und die künstlerische Gestaltung ist die Einheit des Grundtones, der Gefühlsweise und Weltanschauung, in welcher nur der Dichter, nie aber der Dichterling das Selbstbekenntniß niederlegt: das ist Geist von meinem Geiste.

Diesen Geist vom seinem Geiste hat aber Anastasius Grün an allen Punkten seines Robin Hood erkennbar gemacht. Der Spaziergänger wird den Walbläufer schwerlich verläugnen wollen, der „Wohl ohne Land von der eigenen Hand“

sich sein Dasein schafft. Schutt giebt es in dem damaligen England die Hülle und Fülle bis in die höchsten Schichten der Gesellschaft, muß doch der König bekennen:

„So lerne der Hof vom Wald“.

Mit Schönrednerei ist weder den eigenen, noch den fremden Nöthen abgeholfen, dazu haben auch diese freien Kumpane zu wenig vom Frack und zu viel vom Nibelungenthum an und in sich. Aber weder durch das Klopfen noch das Geklopftwerden lassen sie sich in ihrer Frohmüthigkeit beirren, und nur darum sind sie im Gefolge Robin Hoods, weil der ihren eigenen Weg geht. Die Eigenkräftigkeit gegen den Feudalmechanismus charakterisirt ihn als den letzten Ritter seines Volkes, und in den Liedern über ihn wurde darum alles versammelt, was es an einzelnen Zügen von unbrechbarer Selbstständigkeit in sich selber fand, und was wir am Dichter als sein Princip: Selbst ist der Mann! bezeichneten.

Der Charakter Robin Hoods und seiner Zeit ist dann weiter mit vollendeter plastischer Kraft hingestellt. Nur mit wenigen aber vollkommen zureichenden Strichen werden uns die resoluten Waldgesellen und ihre unbeholfenen Gegner umrissen, und jede Ballade für sich ist ein abgerundetes, deutliches Bild. Die Handlung, nicht die Zeichnung ist echt episch, die Hauptsache in der Darstellung dieser Dichtung. Dabei werden wir, und zwar wieder epischer Forderung gemäß, mit kurzer Mahnung, aber ganz entschieden in die Scenerie verlegt, die uns umgeben soll. Von Robin Hoods Geburt

„Es war im lieben, grünen Wald,  
Wo die Lilien blüh'n im Rund“, —

bis zur Todesermüdung

„Am Ufer dort, wo Ginster wächst“, —

erinnert uns der Dichter durch die Nennung von frischem Laub und blüthenvollen Nesten, vollem Sonnenschein und Nachtigallenliedern, entknospten Lilienkronen und Hagerosen an die schattige Waldeskraft, aus der es sich so frisch zu Thaten ausschreiten oder in sie von ihnen zurückkehren läßt. Die Naturfreudigkeit Grüns klingt überall durch; wie sie aber hier mit all ihrer hellen Pracht dem Menschlichen untergeordnet ist, möge in einem einzigen Beispiele nachgewiesen werden:

„Wenn grün und sonnig Busch und Flur,	Walddrossel sang und hielt nicht ein,
Die Blätter frei und lang,	Sie sang so laut vom Ast,
Ist's lustig durch den Wald zu geh'n,	Daß Robin Hood im grünen Wald
Erfüllt vom Vogelsang.	Erwacht aus seiner Raft.“

Das ist ein Balladenanfang, in welchen man die frischen Stimmen der Bursche und Mädchen mit einfallen zu hören glaubt; diese eine Stelle allein genügt für die Zuerficht, Anastasius Grün werde uns die Frage: „Wann werdet ihr Poeten des Dichtens einmal müd?“ noch oft beantworten.

F. Th. Bratranek.

## Kerner A.: Die Cultur der Alpenpflanzen.

(Innsbruck 1864. Wagner.) Angezeigt von R. F. Peters.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Pflanzenwelt ist die weite Verbreitung der nordischen Arten über alle Breiten der Erdoberfläche.

Die ältere physische Geographie in der Gestalt, die Humboldt und seine Zeitgenossen ihr gegeben hatten, begnügte sich damit, die Thatsachen, so weit sie damals bekannt waren, zusammenzufassen und die klimatischen Analogieen (die Aehnlichkeit der Lebensbedingungen) anzudeuten, die zwischen der arktischen Zone und den Hochgebirgen bestehen. Die moderne Wissenschaft mußte um einen Schritt weiter gehen. Anstatt die Identität, oder die innigste Verwandtschaft der Pflanzen zweier oder mehrerer Regionen als eine Consequenz analoger Lebensbedingungen stillschweigend hinzunehmen, betrachtet sie die wahre Specie als ein lebendiges Ganzes und deren sämtliche Vertreter, an welchem Punkte der Erdoberfläche sie sich befinden mögen, als die Abkömmlinge einer Stammart, deren ursprünglicher Standort (Mittelpunkt) sich trotz der Weitläufigkeit und der Undeutlichkeit der jeweiligen Verbreitungsgrenzen in manchen Fällen sehr genau bezeichnen läßt.

Es versteht sich von selbst, daß sich die Forschung hiebei nicht auf den gegenwärtigen Stand der Dinge beschränken konnte, der nur allzu selten die wesentlichen Erklärungsmomente seines Werdens in sich trägt, sondern in die jüngstverflossenen geologischen Perioden zurückgreifen mußte.

Auf keinem Gebiete des Wissens ist ihr dies so leicht und sind bedeutende Ergebnisse so rasch und sicher erreicht worden, wie in der Frage über die Verbreitung und den genetischen Zusammenhang der arktischen Flora oder, um mit Hinweisung auf das Hauptstammgebiet derselben einen engeren Ausdruck zu gebrauchen, der arktisch-skandinavischen Flora, die für die Naturforschung im Bereiche der Alpen eine so überaus hohe Bedeutung hat.

Durch das bloße Studium der Ablagerungen auf diesem Territorium und an den Nordgrenzen des mitteleuropäischen Hochlandes, ganz unabhängig vom Pflanzen- und Thierleben, wie es uns jetzt in tausendfältigen Gestalten innerhalb enger Grenzen entgegentritt und stellenweise in Fossilresten seine Spuren früherer weiter Verbreitung zurückgelassen hat, ist die Wissenschaft zur Kenntniß der klimatischen Verhältnisse gelangt, die in einzelnen Zeiträumen der Diluvial- oder Driftperiode in Europa und in einem großen Theile von America herrschten, zugleich zur Kenntniß der Vertheilung von Land, Süßwasser und Meer, durch welche ein von der Gegenwart so auffallend verschiedenes Klima bedingt wurde.

Als nun die genauere botanische Untersuchung hinzukam und nachwies, daß die Alpen nicht weniger als 496 von 616 arktisch-europäischen Phanerogamen beherbergen, und daß sich eine nicht geringe Zahl derselben an manchen Stellen der größeren mitteleuropäischen Gebirgskörper befinde, da gelangte die Wissenschaft

auf diesem Gebiete zu einer Sicherheit, wie sich deren nur wenige Fächer der naturhistorischen Forschung rühmen können.

Die Fortschritte der Länderkunde, verbunden mit eben so umfassender als strenger kritischer Untersuchung der außereuropäischen Flora, namentlich jener Gruppen der südlichen Halbkugel, die mit denen der nördlichen Hemisphäre als enge verschwistert seit längerer Zeit bekannt waren, führten zu Identificationen und durch diese zu Folgerungen, vor deren Großartigkeit die Naturforscher noch vor zwei Jahrzehnten zurückgebebt wären. Um nur eine kurze Andeutung davon zu geben, will ich erwähnen, daß Hooker in seiner berühmten Abhandlung über diesen Gegenstand<sup>1</sup> nachweisen konnte, daß von obiger Anzahl arktischer Arten, wovon 586 in Skandinavien heimisch sind, 450 die Alpen, 126 das mittelländische Meer überschreiten und 26, davon 20 skandinavische, das südliche Africa bewohnen.

Auch in den östlichen Festländern zeigt die skandinavische Flora eine große Ueberlegenheit. Ihre Phanerogamenzahl beläuft sich im Himalaya auf 300 gegenüber 106 asiatisch-arktischen, deren Phanerogamenflora überhaupt nur 233 zählt, im tropischen Asien auf 20 gegenüber 0, in Australien (und Neuseeland) auf 60 gegenüber 5.

Welch' eine riesige Kette von Verbindungen in meridionaler und in südöstlicher Richtung ergibt sich aus diesen Zahlen! Wie merkwürdig ist nicht die große Menge skandinavischer Phanerogamen am Himalaya, die uns eine nicht geringere Verwandtschaft seiner Pflanzenwelt mit unseren Alpen zeigt, als wir sie im Schichtenbau beider Hochgebirge zu erkennen angefangen haben? Wie auffallend nicht die beträchtliche Anzahl nordischer Arten in den australischen Gebirgen, wohin allem Anscheine nach viele von ihnen nur auf festen Brücken fortwandernd gelangen konnten?

Die Pflanzenkunde hat uns in dieser Beziehung, von unumstößlichen Thatsachen ausgehend, Ziele gesteckt, die von der geologischen Forschung nur sehr langsam erreicht werden können<sup>2</sup>. Giebt es doch auf unserem heimatlichen Boden, ich

<sup>1</sup> Outlines of the Distribution of Arctic Plants: Transact. of the Linnean Society, XXIII. 2, pag. 251.

<sup>2</sup> Bezüglich der skandinavischen Arten in Australien entnehmen wir den von Hooker zusammengestellten Tabellen, daß doch die große Mehrzahl dieser fernem Ueberreste aus einer früheren Periode Arten angehört, die sich in Mitteleuropa auf geringen Höhen heimisch gemacht haben. Ich nenne hier beispielsweise: *Cardamine pratensis*, *Capsella bursa pastoris*, *Sinapis arvensis*, *Raphanus raphanistrum*, *Brassica rapa*, *Trifolium pratense*, *Lotus corniculatus*, *Alchemilla vulgaris*, *Geum urbanum*, *Lythrum salicaria*, *Tasaxacum dens leonis*. Die Höhe der Verbindungsbrücken zwischen Hochasien und den australischen Festländern muß demnach keineswegs eine sehr bedeutende gewesen sein, so wie denn auch die Verbindung nicht eine unwandelbar vollständige gewesen sein dürfte, wie etwa heutzutage die Landenge von Panama, als zufälliger Ueberrest der Brücke, über welche die arktischen (americ.) Arten nach Süd-America wanderten. — Wichtig ist das Vorkommen von vier Potamogetonarten, die sämtlich am Himalaya, in den Alpen und im nordöstlichen America vertreten sind. Nur wenige Arten sind „Alpenpflanzen“ im gewöhnlichen Sinne des Wortes. — Die neuseeländischen Alpen, die erst vor



meine zwischen dem baltischen Meeresgürtel und der Sahara noch so vieles zu thun. Das vergleichende und geologische Studium der germanischen Flora allein (im Sinne von H. C. Watson) ist eine Aufgabe für Generationen. Von woher stammt sie? Welchen Raum hat sie innegehabt, derweilen die Niederung unseres Festlandes von einem reichen Meere und von großen Süßwasserseen, das Berg- und Hügelland von der skandinavischen Flora bedeckt war? Wie viel von der mitteleuropäischen Flora ist eingewandert, wie viel ist neben der großen Menge akklimatisirter Arten durch Abänderung der leicht variablen Organe aus jener hervorgegangen?

Mit dieser letzten Frage verlassen wir das Gebiet der naturhistorisch-geologischen Forschung und treten in den Bereich der Physiologie im weiteren Sinne. Sie muß uns Aufschluß darüber geben, was aus den phanerogamischen Pflanzenarten der Glacialperiode werden konnte, als die Isotherme von 32 Grad F aus unseren Breiten an das Nordende des bothnischen Meerbusens und ans weiße Meer zurückwich. Gingen sie sämmtlich zu Grunde bis auf jene 496, die sich entlang den Rändern der Gletscher ins Hochgebirge flüchteten und jene 616, die sich zum Theil in der germanischen Landschaft erhalten haben, zum Theil auf ihre Stammsitze in Lappland und Finnmarken beschränkt sind?

Daß dem nicht so ist, haben scharfsinnige Beobachter schon vor Jahren gezeigt, indem sie nachwiesen, daß, abgesehen von den unverändert akklimatisirten Species, manche Arten unserer Niederung, die im Norden heutzutage nicht mehr existiren, nichts anderes als veränderte Abkömmlinge von alpinen Species sind, oder, wie man sich ehemals unrichtig ausdrückte, daß einzelne Alpinen nur Varietäten von Bewohnern des niederen Berglandes seien. Diese Thatsachen können nur auf einem Wege völlig aufgeklärt und weiter verarbeitet werden, durch sorgfältige und zweckmäßige Zucht der Alpenpflanzen und durch Versuche, die verjetzten Repräsentanten guter Species durch allmälige Veränderung ihrer Lebensbedingungen in andere Formen überzuführen. Da sind wir nun am Gegenstand des vorliegenden Büchleins von 162 inhaltreichen Seiten.

Schon vor Jahresfrist erzählten uns Freunde, die auf ihren Ausflügen Innsbruck berührt hatten, von den kleinen Schöpfungen, die sich Prof. Kerner in dem botanischen Garten der Universität erlaube, von Hügeln aus Gesteinen der Centralkette, die, bedeckt mit neucultivirten Alpenpflänzchen, nichts geringeres bedeuten sollten, als den Dexthaler Gebirgsstock, die Ortlesgruppe und das Hochgebirge zwischen dem Ziller- und Gifaktal, von anderen Hügelreihen daneben, welche die nördlichen und südlichen Kalkalpen des schönen Landes Tirol vorstellen. Diese Steinhäufen, sorglich verwahrt gegen Sonnenbrand, aber den frühesten Strahl des Morgenlichtes wie den letzten Purpurschein der Abendsonne einsaugend, trügen die Charakterpflanzen der Gebirgsgruppen, die sie im Kleinen repräsentiren; die Wege

kurzem von Europäern betreten wurden, müssen demnächst eine neue Welt von Glacialpflanzen erschließen und werden die große Frage über die Bedeutung der antarctischen Region in der Driftperiode ihrer Lösung näher bringen.

inzwischen hätten die Anordnung der Tiroler Thäler — so erzählte man uns und mehr dergleichen. Wir, die wir wußten, die Jahresdotation des botanischen Gartens in Innsbruck sei erst im Jahre 1856 auf 300 fl. erhöht worden und nur gerüchtweise von einer neuerlichen Erhöhung auf 800 fl. im Jahre 1861 gehört hatten, schenken der ganzen Erzählung keinen rechten Glauben. Dies umsoweniger als wir einen botanischen Garten in frischer Erinnerung hatten, der bei einer Dotation von 4000 fl. in der Zucht von Fröschen (von Fröschen, gegen welche die vielbesprochenen Quacker des Wiener Stadtparkes Pygmäen genannt werden müssen) und von deren langbeinigen und schwimmfüßigen Erbfeinden viel mehr als in der Kultur der officiellen Pflanzen Hervorragendes leistete, zugleich eines anderen botanischen Gartens gedachten, dessen Alpenanlage in der Gestalt einer zierlichen Wendel so manches Jahr Zummel- und Schauplatz unserer kindlichen Spiele war und füglich sein durfte, weil sie, im kühlen Schatten eines artigen Gehölzes angebracht, wohl von mancherlei Unkraut, doch gewiß von keiner Alpenpflanze bestanden war. Auch wußten wir, daß unser gelehrter Freund, mit wichtigen Abhandlungen beschäftigt, erst einen Fuß auf die Tiroler Alpen gesetzt, den anderen noch im ungarischen Tieflande und in den Karpathen hat. Kurz, wir hielten die Berichte aus Innsbruck für gemüthliche Uebertreibungen des Reisenden, die vielleicht ihren letzten Rhododendronrausch noch nicht recht verschlafen und einige Dugend Enzian- und Monitbüsche für eine Art von pflanzengeographischem Kronlandsgarten angesehen hatten.

Da kam uns bald darauf eine kleine Broschüre zur Hand, „der botanische Garten der Universität zu Innsbruck“ betitelt. Die Sache verhält sich wirklich so; auch mit den 800 fl. hatte es seine Richtigkeit, denn der Verfasser (Kerner selbst) nennt diese Summe ausdrücklich, um sich unter Hinweisung auf die Dotation des Gartens in Kiew (70.000 fl.) zu entschuldigen, daß er in der kurzen Zeit und mit geringen Mitteln nicht mehr habe ausrichten können.

Der schöpferische Pflanzenforscher ließ uns nicht lange darüber im Zweifel, wie viel an seiner Alpenanlage geschmackvoller Landschaftsgärtnerei zukomme, wie viel der physiologischen Untersuchung als Experimentalapparat zu dienen bestimmt sei. Sein neuestes Werkchen giebt uns vollen Aufschluß über seine Absichten und die zur Erreichung derselben angewendeten Methoden. Zugleich ist es ein kurzgefaßtes Lehrbuch der allgemeinen Physiologie der Alpenpflanzen, aus dem der Laie eben so gut wie der Sachverständige die Lebensbedingungen derselben kennen und einsehen lernt, warum sich so viele Arten der Glacialflora im Hochgebirge, einzelne an niederen Standorten erhalten konnten und wie es möglich sei, die große Mehrzahl derselben in der Niederung der Art zu cultiviren, daß sie dem Anfänger ein treffliches Mittel zu botanischen Vorstudien, dem Freunde der Alpenflora einen leicht erworbenen Genuß, dem Forscher ein kostbares Material zur beständigen Beobachtung und zu Versuchen bieten.

Wie erfolgreich die Innsbrucker Anlage in dieser Beziehung zu wirken ver-  
spricht, ergibt sich schon daraus, daß in der kurzen Frist von 2 bis 2½ Jahren

5 alpine „Species“ in außeralpine umgesetzt wurden, darunter zwei Arten, die der strenge Hooker als echt skandinavische anerkannt<sup>1</sup> und eine (der bekannte *Aster alpinus* L.), die bisher als eine spezifische Pflanze der Alpen und Karpathen betrachtet wird<sup>2</sup>.

Prof. Kerner ist von dem allgemein naturgeschichtlichen oder geologischen Theil der erwähnten Aufgabe ganz durchdrungen. Alle Moorbeete, Schutzdecken, Springbrunnen, Schneewälle u. dgl. mühevolltes Weiwerk, das er mit seinem trefflichen Gärtner, Herrn Zimeter anführte um seine Pflänzlinge zu schützen, und sie in ihrer Entwicklung bis zu dem Augenblicke zurückzuhalten, wo die langen Tage des vorgerückten Frühlings dem Lichtbedürfnisse der Sprossen der Alpenzinnen einigermaßen genügen können und ihnen ausreichende Luftfeuchtigkeit zu schaffen, — dieser ganze culturistische Apparat, den Kerner in geschmackvolle Formen zu kleiden wußte, wurde erfunden und ins Werk gesetzt, um wissenschaftlichen Zwecken von der höchsten Wichtigkeit zu dienen. Im schönen Bewußtsein, ein großes Werk begonnen zu haben, darf der Verfasser sagen (S. 2): „Wir werden durch Culturversuche schließlich eine sehr bedeutende Zahl jener Gewächse, die gegenwärtig unsere Ebenen bevölkern, zu den Pflanzen der benachbarten Hochgebirge in nähere Beziehungen bringen können und wichtige Beiträge für die Geschichte unserer modernen Pflanzenwelt zu liefern im Stande sein“.

Durch eben diesen Ausspruch fand sich der Berichterstatter zu der Andeutung der geologischen Fragen berechtigt, deren am Eingang dieser Besprechung gedacht wurde. Das Buch selbst beschäftigt sich nicht mit der Erörterung der Verbreitungsverhältnisse, insoferne sie das Gebiet der Alpen selbst überschreiten.

Von hohem wissenschaftlichen Werthe sind die Capitel 3 und 4 (S. 10 bis 54) worin die Lebensbedingungen der Alpenpflanzen in der alpinen Region und in niederen Gegenden besprochen werden. Wie sich von selbst versteht, sind die Modalitäten, nach welchen die einzelnen Agentien, Licht, Wärme, Wasser, Luftdruck unter der einen und der anderen Bedingung auf die Pflanzen wirken, der hauptsächlichste Inhalt dieser Abhandlung.

Wir erfahren daraus, daß das Gedeihen der Alpinen keineswegs durch höhere Temperaturgrade gehindert wird, daß sie vielmehr die heiße Jahreszeit im Sommerschlaf eben so gut überdauern, wie den langen Winter ihrer ursprünglichen Heimat, wenn nur die Feuchtigkeit der Luft eine bedeutende und die Erleuchtung während der kurzen Vegetationsdauer eine genügende ist. Hinsichtlich der Bodentränkung muß ihnen der Nebel und der starke Thau durch passende, gleichmäßig wirkende Mittel (feuchte

<sup>1</sup> *Potentilla frigida* Vill. ist nach Hooker Glied einer ganzen Reihe von Formen, die mit geringen Eigenthümlichkeiten der Einzelnen den ganzen arktischen Gürtel umspannt und sammt den zahlreichen Abarten der *P. verna* L. auf eine Stammart zurückgeführt werden dürften. (l. c. p. 326.)

<sup>2</sup> Hooker vermuthet, daß die sibirische Art *A. flaccidus* Bunge mit *A. alpinus* ident sei und erklärt ausdrücklich, daß letztere in Skandinavien nicht gefunden werde. (l. c. p. 332.)

Umgebung mittelst Torfmoosen, Springbrunnen, sehr sanfte Niesel u. dgl.) ersetzt werden.

Was den Luftdruck betrifft, dessen mit der Erhebung des Bodens abnehmende Intensität für eine wesentliche Bedingung des niederen Wachstums und des Gedeihens der Alpinen gehalten wurde, so lehrt nicht nur die Erfahrung, daß die Pflanzen den höheren Luftdruck der Zuchtstationen leicht ertragen, es war dies im vorhinein zu erwarten, da ja dieselben Species in der Diluvialperiode als Bewohner des deutschen Hügellandes an eine zum Theil noch geringere Seehöhe gewöhnt waren als Zuchtorte, wie Innsbruck, München, oder Breslau und Kew sie darbieten und ihre Physiognomie an den skandinavischen Küsten noch heutzutage dieselbe ist, wie auf dem 8000 Fuß hohen Rücken unserer Hochgebirge (Seite 27).

Eine ausführliche Besprechung des Verfahrens, welches im 6. bis 11. Capitel (Seite 73 bis 162) beschrieben und so viel als nöthig durch Holzschnitte erläutert ist, würde uns hier zu weit führen und wäre auch überflüssig, da ja das Werkchen binnen kurzem in den Händen aller Freunde der Alpenflora sein wird. Ich beschränke mich deßhalb auf die Bemerkung, daß die wichtige Lehre von den „Pflanzenformationen“, wie sie Kerner in seinem größeren Werke „Das Pflanzenleben der Donauländer“ entwickelt hat, den ganzen culturhistorischen Theil durchzieht und daß derselbe nicht wenige Bemerkungen von allgemein naturwissenschaftlichem Interesse enthält. So z. B. im Artikel über den „Boden“ eine Fülle von Beobachtungen über den Einfluß des Kalkgehaltes auf das Leben der Alpinen mit einer tabellarischen Uebersicht der Erfahrungen, die Kerner im Anschlusse an die Forschungen Sendtner's darüber theils in den Culturen theils an den ursprünglichen Standorten gewonnen hat und die ihn zu weiteren Versuchen über die ursprüngliche Identität der zahlreichen vicarirenden Species der Schiefergebirgs- und der Kalkalpen führen werden.<sup>1</sup>

Die Aufzucht aus Samen wurde in der Innsbrucker Anstalt noch nicht in größerem Maßstabe geübt, weshalb der Verfasser die Anweisungen eines auswärtigen Praktikers (N. Moe, Velledning til Dyrkning af glaciale . . . Planter, Christiania 1862) hier einschaltet (Seite 137). Doch verheißt diese Art von Cultur, die sich auch auf skandinavische Originalspecies anwenden läßt, wichtige Resultate. Nachdem der Export lebender Pflanzen, Dank der Energie der Herren Kerner und Zimmerer, bereits im Schwunge und die Innsbrucker Verpackungsmethode eine so vortreffliche ist, daß die Sendungen eine Dauer von 14 Tagen ohne Nachtheil aushalten, so dürften Parallelversuche mit arktischer Zucht von Christiania oder Stockholm via Breslau oder Göttingen und mit Alpinen in

<sup>1</sup> Kerner geht dabei von den Rhododendronarten aus, bezüglich welcher er nachgewiesen hat, daß *Rh. hirsutum* auch auf Kalkboden sich mit zunehmender Mächtigkeit der Humusschichte (welche die Pflanzen von der Unterlage unabhängig macht), zuerst in *Rh. intermedium* Tausch, dann in die Schiefergebirgspecies *Rh. ferrugineum* umwandelt. (Seite 84 u. f.)

nicht ferner Zeit zustandekommen und gar manche über die Identität einzelner Arten noch bestehende Zweifel lösen <sup>2</sup>.

Der wissenschaftliche Schwerpunkt der Alpinenzucht liegt aber unstreitig in der fortgesetzten Analyse der mitteleuropäischen Flora, die, vom Norden her so erfolgreich in Angriff genommen, nun auch von Seiten der Alpenländer und zwar auf experimentalem Wege untersucht werden muß. Es versteht sich von selbst, daß dabei die nicht arktischen Alpenpflanzen, namentlich jene, die auch in den Karpathen heimisch sind, eine Hauptrolle zu spielen haben und daß neben diesen Versuchen eine kritische Sichtung der Alpenflora (ihrer zahllosen Subspecies und vicarirenden Formen) mit aller Strenge und nach modernen (geographischen) Grundrissen vorgenommen werden müsse. Auf diesem Wege wird es gelingen, die Charaktere der (eingewanderten „germanischen“ Flora genauer festzustellen, zugleich einige Aufschlüsse über den Ursprung derselben zu erhalten. Freilich eine Riesenaufgabe, selbst wenn sie in enge Grenzen beschränkt bleibt, doch zweifeln wir nicht, daß der Gründer der Alpinencultur in Innsbruck sein redlich Theil zur Lösung derselben beitragen werde. Allerdings können seine Sammler nicht gleichzeitig am Clarence Peak (Fernão da Po) und am Altai botanisiren wie die Sendlinge des Gartens von Kew, was aber in und von der freundlichen Tiroler Hauptstadt aus geschehen kann, das wird er unternehmen und durchführen. Einen wesentlichen Beitrag an litterarischen und an Geldmitteln dürfte der Export lebender Pflanzen liefern und wir wollen hoffen, daß eifrige und geschmackvolle Blumenzüchter geneigt sind, die sinnlose Farben- und Blätterpracht mancher Salontische durch den sphagnumumhüllten Kasten voll zierlicher „Kinder des Lichts“ zu ersetzen und in dem Ueberwinden der Schwierigkeiten bei deren Erhaltung ein größeres Vergnügen finden werden, als im kümmerlichen Durchbringen erotischer Warmhauspflanzen.

Schließlich wünschen wir allen Jünglingen des Hortus oenipontanus, besonders seinen Alpenen, ein glückliches Gedeihen. *Crescant, florescant!*

## Joseph Dominik Della Bona.

Gestorben am 8. Jänner 1864.

Auf dem Gebiete der Geschichtsforschung ist es nicht Jedem gegönnt, Werke zu schaffen, die ihm den Lorbeerkranz auf die Stirne drücken; die Thätigkeit zahlreicher Männer beschränkt sich darauf, Werksteine zu dem mächtigen Baue herbei zu schaffen. Deshalb aber darf das Wirken derselben nicht mit Stillschweigen übergangen werden, da sie mit unermüdlischem Sammeleifer die weitverbreiteten aber oft tief verborgenen und meist unscheinbaren Zeugnisse verklosterter Jahrhunderte zu Tage fördern, und den auf

<sup>2</sup> Das Verzeichniß der in Innsbruck zur Verendung (im März und October) bereitgehaltenen Pflanzen weist schon mehr als 650 Arten auf.

ihrer Grundlage entstehenden Geschichten bleibenden Werth verleihen. Zu den letztgenannten Männern zählte Desj. Dem. Della Bona, der am 8. Jänner d. J. zu Görz, in seiner Vaterstadt, im 73. Jahre aus diesem Leben schied.

Wir weisen sogleich auf sein vorzüglichstes Verdienst hin, wenn wir sagen, daß er aus seinen eigenen Mitteln, ohne eigennützigte Absicht und aus Liebe zur Sache selbst ganz allein die reichhaltigste dort bestehende Sammlung älterer heimischer Urkunden zu Stande brachte. Dies ist um so anerkennenswerther, als es ihm nicht allein den Fleiß vieler Jahre kostete und er viele derselben geradezu vor Vernichtung rettete, sondern es auch in Görz gar kein öffentliches Archiv giebt, das in die Zeit von 1500, der Periode der Selbstständigkeit der Grafschaft zurückreichte. Das Archiv, welches ohne Zweifel einst bestand, mag wohl bei Gelegenheit der Besetzung von Görz im Jahre 1508 durch die Venetianer entweder vernichtet oder, was uns wahrscheinlich dünkt, nach Venedig gebracht worden sein, obgleich es dort — so viel wir wissen — bisher nicht aufgefunden, vielleicht auch nicht genügend gesucht wurde. Dieser Mangel ist ein gleich empfindlicher Nachtheil für die Specialgeschichte des Landes wie für die allgemeine deutsche und österreichische des 13. und 14. Jahrhunderts insbesondere, da die Grafen von Görz um die Mitte des ersteren eine hervorragende Stellung in den südöstlichen Ländern des Reiches gewannen und im Beginne des 14. Jahrhunderts jene Rolle zu spielen bestimmt schienen, welche dann den Habsburgern zufiel. Heinrich II. von Görz, Sohn Albrechts II., der mit Rudolf von Habsburg, als der deutschen Königskrone werth, unter deren Bewerbern genannt worden war, herrschte außer in seinen erblichen Besitzungen in Görz, im Pustertale, in Istrien und in der windischen Mark, thatsächlich auch als Generalcapitän in Friaul, als Podesta in Triest und als Reichsverweser in Treviso, seine Hand sogar bis nach Padua ausstreckend, und wurde durch seine Macht, die er mit Glück und Geschick gebrauchte, eine kräftige Stütze der Ghibellinen in Ober-Italien, gegen die sich die guelphisch gesinnten Patriarchen von Aquileja nur mit Mühe behaupteten, während sein Vetter, ein anderer Heinrich, den durch seinen Vater und Großvater Meinhart IV. und den III. von Görz-Tirol erworbenen Ländern Tirol und Kärnten die böhmische Königskrone und den Titel des Königs von Polen hinzufügte, und sie beide gemeinsam die Regalien über Aquileja, Trient und Brixen ausübten. Diese Periode ist aus diesem Grunde für die Entwicklungsgeschichte des österreichischen Staates von besonderem Interesse, weil sie einer der vielen Belege ist, daß das Bedürfniß nach Vereinigung jener Länder, welche wir heute unser Gesamtvaterland nennen, damals schon sich fühlbar machte, und daß alle dahin zielenden Schritte nur naturgemäße Aeußerungen desselben waren. Aus derselben Zeit finden wir eben dort den ersten Anlauf zur Weltendmachung jenes namentlich für Oesterreich bedeutungsvollen, in unseren Tagen zum Schlagworte der politischen Parteien gewordenen aber auch bereits vielseitig als berechtigt erkannten Princips der Gleichberechtigung der Nationalitäten verzeichnet, da nämlich Albrecht III. von Görz im Jahre 1325 zu Mitterburg einen Grenzberichtigungsvertrag mit der Republik Venedig und dem Patriarchen von Aquileja schloß, über welchen die Urkunde in drei Exemplaren, und zwar mit Ausschluß der damals bei ähnlichen Anlässen allgemein gebräuchlichen lateinischen Sprache, einem deutschen, einem italienischen und einem slavischen ausgefertigt worden sein soll.

Kehren wir jedoch zu unserem eigentlichen Gegenstande zurück und bemerken wir, daß Della Bona es sich nicht genügen ließ, die Schätze die er gesammelt hatte, aufzuhäufen, sondern, allerdings in spätern Jahren erst, auch bemüht war, dieselben so wie seine reichen historischen Kenntnisse weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Seine Arbeiten zeichnen sich durch Nüchternheit und Gewissenhaftigkeit aus, die es ihm niemals gestatteten, Behauptungen aufzustellen, ohne diese nicht meist auch durch getreue Angabe der Quellen, aus denen er schöpfte, zu bekräftigen. Dennoch dürfen wir, um unparteiisch zu sein, es nicht verschweigen, daß seine Arbeiten theilweise das Gepräge der Isolirtheit

an sich tragen, indem er außer Verkehr mit Fachgenossen und unberührt von dem Geiste, welcher der modernen Geschichtsschreibung eigen ist, in einer kleinen Provinzstadt lebte. 1853 erschien sein „*Sunto storico delle Principate Contee di Gorizia e di Gradisca*“, ein kurzer Abriss der Geschichte dieser Grafschaften seit dem ersten Vorkommen ihrer Namen, der seinen Zweck vollkommen erfüllt, indem er in bündiger, gedrängter und leichter Darstellungsweise die bemerkenswerthesten bezüglichen Ereignisse dem Leser vorführt. Im Jahre 1856 verließen zwei Arbeiten Della Bona's die Presse. In der „*Strenna cronologica per l'antica storia del Friuli e principalmente per quella di Gorizia sino all'anno 1500*“ bietet er trotz der schmucklosen, wie es schon der Titel besagt, chronikhaften Form ein recht interessantes, brauchbares und sehr vollständiges Handbuch der Landesgeschichte jenes Zeitraumes, während die von ihm neu bearbeitete und mit vielen werthvollen Zusätzen bereicherte „*Istoria della Contea di Gorizia*“ Morelli's, von der bisher nur ein Band am Schlusse des vorigen Jahrhunderts erschienen war, eine umfangreiche und lichtvolle Schilderung der gesammten Entwicklung seiner Heimat seit dem Jahre 1500 liefert. Da dieselbe mit dem entscheidenden Wendepunkte ihrer Geschichte, mit dem Anschlusse an die österreichischen Lande anhebt, enthält sie natürlich mit Ausnahme der Erzählung der bedeutenderen austro-venetianischen, auf heimlichem Boden geführten Kriege der Jahre 1508—1509 und 1616—1619 nur das unbedingt nothwendige über die allgemeinen, zur Genüge bekannten Welt- und Staatsbegebenheiten, veranschaulicht aber dagegen in um so eingehenderer Weise die administrativen, socialen und national-ökonomischen Zustände des Landes in ihrer fortschreitenden Ausbildung bis in unser Jahrhundert und bringt als Beigabe die Biographiien aller Söhne des Landes, die sich in irgend einer Richtung hervorthaten.

In dieselben Jahre fallen mehrere kleinere Abhandlungen über die erloschenen vaterländischen Familien der Ungerspach, Reiffenberge und Dornberge wie auch über eine Görzer Geldmünze aus der Zeit Heinrich's II., welche in Schweizer's in Triest erschienenen „*Notizie peregrine di numismatica e d'archeologia*“ veröffentlicht wurden. Wir können hinzufügen, daß er bei der rastlosen Thätigkeit und der in so hohem Alter seltenen Geistesfrische, die ihn kennzeichneten und die er bis in seine letzten Tage zu bewahren das Glück hatte, noch manche andere Arbeiten unternahm, die sich gewiß in seinem Nachlasse — vielleicht unvollendet — vorgefunden haben. Mögen dieselben in berufene Hände kommen und uns nicht verenthalten bleiben.

Bei alledem gingen seine Kräfte dem Gemeinwohl nicht verloren, wofür seine langjährige Wirksamkeit als Leiter des Verfassamtes, als Gemeinderath, als Ausschußmitglied der Ackerbaugesellschaft zu Görz und seine wiederholte Berufung als Vertrauensmann der Regierung laute Zeugenschaft ablegen.

Seine Mitbürger, die in großer Zahl hinter seinem Sarge trauernd einherzritten, könnten sein Andenken nicht besser ehren, als indem sie, in seinem Geiste fortfahrend, durch Gründung eines Vereines zur Pflege und Förderung der vaterländischen Geschichts- und Landeskunde, wie er in beinahe allen österreichischen Ländern bereits besteht, manches in dieser Hinsicht Versäumte nachholen und so auch dem von dem Landtage durch Botirung einer Summe für ein zu schaffendes Landesmuseum gegebenen Anstöße durch allgemeine Theilnahme nachhaltige Kraft verleihen wollten.

## Die böhmische Litteratur im Jahre 1863.

Die „Wochenschrift“ hat im verflossenen Jahre, Nr. 11, eine Uebersicht der böhmischen Litteraturproducte des Jahres 1862 mitgetheilt: die nachstehenden Zeilen bringen einen gleichen Bericht für das Jahr 1863.

Die schöne Litteratur weist in diesem Jahre weniger Erscheinungen gegen das Vorjahr auf. Mit Gedichten sind zum ersten Male aufgetreten: J. Martinec: „Mladému pokolení“ (dem jungen Geschlechte), B. Šembera: „Z mladých náder“ (Aus junger Brust), und Fr. Vlna: „Zvíkov“ (Klingenberg, episches Gedicht in fünf Gesängen), S. Neruda gab eine Gedichtensammlung „Arabesky“ heraus, während J. C. Wocels historische Gesänge „Přemyslovci“ (die Přemysliden) in zweiter und B. Zabolonský's Liebeslieder und didaktische Gedichte „Básně“ in vierter Auflage erschienen.

Pospišils „Theaterbibliothek“ (Divadelní biblioteka) ist zum 41., Mikuláš' „Theaterdilettant“ (Divadelní ocholáck) zum 6. Hefte des II. Bandes vorgeschritten; Beide Sammlungen bringen zunächst Uebersetzungen deutscher und französischer Dramen. Um den Fingerrhutischen Lustspielpreis bewerben sich 16 Concurrenzstücke; die Zuerkennung ist noch nicht erfolgt. Erwähnt mag auch der dramatische Versuch eines Naturdichters, Dvorak, sein, der die Geschichte der Drahomíra in drei Acten bearbeitet hat.

Auf dem Gebiete der Geschichte ist vor Allem ein Unternehmen anzukündigen, welches, nach dem Plane zu urtheilen, eben so umfangreich und wichtig, wie nach der Leitung, unter welcher es steht, und nach den Mitteln, die ihm zur Verfügung gestellt werden, erfolgreich zu werden verspricht. Es ist dies die vom Landesarchivar, Prof. Gindely ins Leben gerufene Herausgabe der „Monumenta historiae bohemica“ (Staré paměti dějin českých), einer Sammlung, welche alle Quellen der böhmischen Geschichte, in so weit selbe noch nicht veröffentlicht sind, umfassen soll. Als zur Publication bestimmt werden namentlich angeführt: Bisher unedirte Chroniken und Geschichtsschreiber, sämtliche Landtagsverhandlungen und Beschlüsse bis zum Jahre 1648; Ueberbleibsel der im Jahre 1541 durch Brand zerstörten Landtafel, die sich anderwärts erhalten haben; Urkundensammlungen; die Correspondenzen des katholischen und des utraquistischen Confistoriums, endlich Schriften der böhmischen Brüder; die Herausgabe hat mit den Decreten der Brüderunität (Dekreta jednoty bratrské) begonnen; hierauf sollen folgen einerseits die Memoiren des Hrn. Wilhelm Slawata, andererseits die Aufzeichnungen des Paul Skala ze Jhoře beide aus der stürmischen Periode vor dem Jahre 1620; die Herausgabe der umfangreichen Memoiren Slawata's besorgt Joz. Jireček, die nicht minder reichhaltigen Aufzeichnungen des Paul Skala Prof. Karl Tieftrunk. Als Specialschriften sollen erscheinen: „Quellen des böhmischen Rechtes bis zum Schlusse des 13. Jahrhunderts“, von Dr. Herm. Jireček, „Apologie der Pelixena von Peltawic“, von Dr. Gindely. Die Herausgabe dieser Quellen ist durch die Munificenz einiger Mitglieder des hohen böhmischen Adels, des Erzbischofs von Prag an der Spitze, ermöglicht worden. Die Publicationen erscheinen in Heften bei J. Kober in Prag.

Palach's „Archiv český“ ist zum 3. Hefte des 5. Bandes gediehen; das Heft enthält Correspondenzen aus dem 15. Jahrhundert (in den ersten zwei Heften ist die Wladislaijche Landesordnung böhmisch und lateinisch abgedruckt). — Prof. Tomek ließ eine neue (die dritte), umgearbeitete Auflage seiner „Geschichte des Königreiches Böhmen“ (Děje království českého), Malý aber die zweite, gleichfalls umgearbeitete „Geschichte des böhmischen Volkes“ (Dějepis národu českého) erscheinen, während Zapš „Illustrierte böhmisch-mährische Chronik“ (Česko-moravská kronika), in Heften erscheinend und mit Originalillustrationen von Peter Meixner versehen, bis zum Schlusse des 13. Jahrhunderts vorgeschritten ist. Die zweite Auflage der „slawischen Alterthümer“ (Starozitnosti



slovanské“ von P. S. Šafárik ist mit dem zweiten Bande abgeschlossen, welcher einige, in dem litterarischen Nachlaß des Verfassers vorgefundene Beiträge zu der zweiten Abtheilung der *Alterthümer*, (Culturgeschichte) mit enthält. Das von Mikowec begonnene Werk: „*Archäologische Denkmale Böhmens*“, wird von Zap fortgesetzt. Die unter der Redaction des Letzgenannten stehende archäologische Zeitschrift „*Památky*“ hat ihren 10. Jahrgang abgeschlossen; bemerkenswerthe Artikel haben zu diesem Jahrgange geliefert: Conservator Beneš, Prof. Tomek, Dr. Gabler, Archivar B. Brandl, Dr. Frübaut, Pfarrer Blaják, Joh. Miltner, A. Rybička u. a.

Die Rechtsgeschichte ist in diesem Jahre durch die „*Geschichte des slavischen Rechtes in Böhmen und Mähren*“ (Slovanské právo v Čechách na Moravě) von Dr. Herm. Zireček vertreten; der erste Band umfaßt den Zeitraum bis zum Schlusse des 10., der zweite die Periode bis zum Schlusse des 13. Jahrhunderts; jedem Bande ist ein Kärtchen beigegeben. Der nächste Band, das 14. Jahrhundert umfassend, soll laut Vorrede im Jahre 1865 erscheinen.

Wichtig für die Geschichte der neueren böhmischen Litteratur ist die Correspondenz des verstorbenen Prof. Čelakowský (Sebrané listy). Als Leitfaden zur Orientirung in der Litteraturperiode, welche mit den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts anhebt, soll das von Douča und Urbanek redigirte „*Bibliographische Lexikon*“ (Knihopisný slovník) dienen.

Was ältere Schriften betrifft, so ist die Königinhofer Handschrift in vierzehnter Auflage erschienen und die Herausgabe der aus dem 15. Jahrhundert stammenden Bearbeitung von Rhazes' „*Rundlehre*“ (Ranné lekarství) unter Urbens und W. Staněks Leitung veranstaltet worden. Bibliothekar Hanuš hat eine Sammlung kleinerer litterarischen Piecen aus früheren Jahrhunderten unter dem Titel: „*Malý výbor*“ publicirt. Die zunächst für Litteraturgeschichte bestimmte Museumszeitschrift hat zahlreiche Artikel und Abhandlungen von S. Zireček, Bibliothekar Hanuš, Red. Vitátke, W. Rebecký, Palacký, Herm. Zireček, A. Rybička, Joh. Riš u. A. gebracht.

Als historische Monographien verdienen Beachtung: Solars „*Geschichte der Stadt Humpoleč*“, Spatný's „*Geschichte der böhmischen landwirthschaftlichen Gesellschaft*“, Pluskals „*Untersuchungen über die Lage des alten Belehrad*“. Die Belehrader Jubiläumfeier hat überhaupt eine kleine Litteratur hervorgerufen; nicht weniger als 20 Schriften unterschiedlichen Inhaltes sind aus Anlaß des Erinnerungsjahres 1863 sowohl in Mähren wie in Böhmen herausgegeben worden.

Die St. Prokopius-Häredität zur Herausgabe guter theologischer Werke hat ihre Thätigkeit mit der Publicirung einer umfangreichen Schrift, nämlich der Erklärung des Evangeliums Matthäi, von Dr. Sušil in Brünn, begonnen und bereitet eine Anthologie aus der älteren kirchlichen Litteratur Böhmens vor. Zvonar setzt die Herausgabe der Denkmale altböhmischer Musik fort. Die Nepomucenische Häredität hat ihre Mitglieder mit einem gut ausgestatteten Canzonale theilt.

Die philosophische Litteratur hat ein Werk des Dr. Jos. Dastich: „*Grundlagen der praktischen Philosophie im Sinne der allgemeinen Ethik*“, (Základové praktické filosofie) aufzuweisen.

Auf dem Gebiete des praktischen Rechtes sind zwei Sammelchriften zu verzeichnen: Dr. Štarda's „*Sammlung österreichischer Gesetze*“ (Sbirka zákonů rakouských) und Prof. Šembera's „*Staatsrechtliche Gesetze Oesterreichs*“, zugleich ein Jahrbuch des böhmischen Landtages.

Eine namhafte Bereicherung hat die Lexikographie aufzuweisen; hier sind folgende Publicationen zu verzeichnen: Joh. Orts und Fr. Svátěks „*Topographisch-statistisches Lexikon von Böhmen*“, Mareš' „*Vollständiges Lexikon der Musik*“, Bysofky's „*Materialien zu einem Wörterbuche der Technologie*“, Karl P. Scheils „*Deutsch-böhmische*“

ches Waarenlexikon"; „Wörterbuch der medicinischen Terminologie", herausgegeben vom Träger böhmischen Vereine der Aerzte; Jos. Rants „Böhmisch-deutsches und deutsch-böhmisches Taschenwörterbuch" (neue Ausgabe), Fr. Spatný's „Deutsch-böhmisches Wörterbuch für Wirtschaftsbeamte, Thierärzte, Technologen, Forst- und Waldmänner" (2. Aufl.).

Die große, unter Dr. Fr. Nieggers Hauptredaction erscheinende Encyclopädie: „Slovník naučný" hat den dritten Band mit lit. Ch. abgeschlossen und ist der vierte zur lit. K. vorgeritten. Mehr als 120 ständige Mitarbeiter bethätigen sich an diesem Nationalwerke, das in Kober's Verlag erscheint.

Die lebhafteste Thätigkeit, welche in der Schullitteratur bereits im Jahre 1862 hervorgetreten war, hielt auch im Jahre 1863 an.

Auch jene Litteratur, welche den Bedürfnissen des praktischen Lebens unmittelbar dient, ist stark vertreten, ohne daß uns jedoch gestattet ist, darauf näher einzugehen.

Besondere Erwähnung verdienen einige Uebersetzungen aus anderen Litteraturen; Goethe's „Faust" fand an J. G. Kollar einen gleich trefflichen Dolmetsch wie die altspanischen Romane an Dr. Čejka und Nebestý („Kytice ze španělských románů"). „Don Quixote" wurde von Dr. Vichl übersezt und erscheint in einer mit Originalzeichnungen von Guido Manes ausgestatteten Ausgabe heftweise bei Kober. Nebstdem wurden einige Romane als Afakere's „Familienschronik", Kraszewski's „Teufel", Kerzeniowski's „Kollotacya" und „Der Buckelige" publicirt. Shakespeare's Dramen sind nahezu vollständig erschienen. Zelený's Uebersetzung von Macaulay's Geschichte schreitet rüstig fort. Ebenso die Herausgabe der griechischen und lateinischen Classiker („Bibliotheka klassiků").

\* Von Alfred Ritter v. Arneht's Werke: „Maria Theresia's erste Regierungsjahre" wurde im Verlage der k. k. Hofbuchhandlung W. Braumüller der zweite Band ausgegeben. — Dieselbe Verlagsbuchhandlung kündigt für die nächste Zeit das Erscheinen einer sehr bedeutenden Anzahl theils neuer theils die Fortsetzung schon früher begonnener wissenschaftlicher Werke an, aus welchen wir hervorheben: Dr. A. Beers „Allgemeine Geschichte des Welthandels" 3. Band, auch unter dem Titel: „Geschichte und Statistik des Handels im 19. Jahrhundert", Ottocar Lorenz' „Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert" 2. Band, Dr. R. Perkmann „Einleitung zur Culturgeschichte Oesterreichs", Dr. J. B. Weiß „Lehrbuch der Weltgeschichte" 3. Band 2. Abtheilung, Alfred v. Bivenot's „Herzog Albrecht von Sachsen-Teichen" 2. Band, Dr. B. v. Cotta „Die Erzlagerstätten im Banat und in Serbien", Dr. G. Säger „Zoologische Briefe" 1. Abtheilung, und Dr. F. Unger und Dr. Kotšchy „Die Insel Cypren".

\* Einige jüngere litterarische Kräfte in Agram haben sich zur Herausgabe einer croatischen Vierteljahrschrift geeinigt und diese erscheint denn auch seit Anfang des laufenden Jahres unter dem Titel: „Književnik". Die Schrift ist der croato-serbischen Sprach- und Geschichtsforschung, wie auch den Naturwissenschaften mit besonderer Rücksicht auf die südslawischen Ländergebiete gewidmet. Die beiden ersten bis jetzt erschienenen Hefte geben ein günstiges Zeugniß von dem Aufschwunge, den die wissenschaftliche Thätigkeit in Agram nimmt. Bemerkenswerthe Artikel dieser zwei Hefte sind: Pacels und Jagićs Abhandlungen philologischer Inhalte, Kukuljevićs Beiträge zur Litterargeschichte des 16. Jahrhunderts (croatische Dichter), desselben Skizze der Abtei Topuske, Dr. Rački's Quellenkritik der croatischen Geschichte des Mittelalters, Matkovićs Statistische Darstellung der croatisch-slavonischen Militärgrenze, Dr. Talac' Mineralwässer in Croatien und Slavonien u. A. Auch die kritische Litteraturschau ist reichlich vertreten.

\* Herr Wámberý wurde im Jahre 1862 von der ungarischen Akademie der Wissenschaften beauftragt, eine Reise nach Mittelasien anzutreten, um die daselbst übrig gebliebenen Denkmale der ungarischen Sprache und Litteratur aufzusuchen. In einem an die Akademie von Teheran ddo. 5. Februar 1864 aus gerichteten sehr interessanten Schreiben zeigt Wámberý die Beendigung seiner von unfäglichen Gefahren und Entbehrungen begleitet gewesenem Reise an und erklärt darin durch die gesammelten Erfahrungen in die Lage versetzt zu sein, der Akademie und der europäischen Wissenschaft den Beweis führen zu können:

1. Daß die ungarische Sprache klar und unbestreitbar zu den türkisch-tatarischen Sprachen zählt, und daß sie zu den finnisch-lappländischen Sprachen nur insoferne und in solcher Beziehung stehen könne, wie die türkisch-osmanische, die dagataische und chinesisch-tatarische.

2. Daß die in der osmanischen Sprache vorkommenden Aehnlichkeiten mit dem Idiom und Materiale der ungarischen Sprache sich in dem Maße vermehren, in welchem wir mit unseren Forschungen mehr ostwärts vordringen, so sehr, daß, wenn man bei der am Ufer der Adria in Gebrauch stehenden türkischen Sprache das Verhältniß mit 10:2 annimmt, in der Gegend von Kowlu (in China) und bei den chinesischen Kirgisen dieses Verhältniß sich wie 10:6, ja vielleicht auch wie 10:8 stellt.

3. Daß die ungarische Sprache, nachdem ihr Wórterschatz in dem so zu sagen zum Gegenstande unserer Studien gewordenen türkischen Altainus, und zwar in ursprünglicher Alterthümlichkeit vertreten ist, in ihrer Art das Gepräge augenfällig hohen Alterthums trägt, wodurch ich ihr nicht die Rolle einer Mutter- oder Sanscritsprache vindiciren will, doch darf kühn behauptet werden: daß sie als Inventar bei Analytirung und Prüfung ihrer Stammgenossen unentbehrlich sei.

\* In der letzten Sitzung der Gelehrten-Gesellschaft in Prag, hielt Dr. Nowak einen Vortrag über die Schwankungen in den Quellenergüssen, die oft so bedeutend sind, daß in einer Tageszeit 7 bis 9, in einer anderen 17 bis 18 Maß per Minute von einer und derselben Quelle geliefert werden. Die Oscillation in dem Quellergusse ist nicht allein bei Thermal- oder Mineralquellen zu finden, sondern auch bei gewöhnlichen Brunnen. Man unterscheidet solche regelmäßige und unregelmäßige Schwankungen. Einfluß auf die Ergiebigkeit der Quellen haben die Jahreszeiten und die meisten liefern auch im Sommer mehr Wasser, als im Winter; solche die das vollständig thun, heißen Maiquellen. Daß der schmelzende Schnee oder der größere Regen nicht der Grund dieser Wasserzunahme sind, beweisen die Erdölquellen, die auch um diese Zeit wachsen; ferner hätten Einfluß auf diese Oscillationen die Mondephasen (man unterscheidet auch Ebbe und Fluth der Quellen), der Luftdruck, so zwar, daß die Wassermenge im umgekehrten Verhältniß zu dem Barometerstande stehe und auch viele andere Verhältnisse.

\* Hr. Theodor Gomperz hat soeben in Leipzig bei B. G. Teubner die in den herculaneischen Papyrustrollen erhaltenen Fragmente des epicureischen Philosophen Philodemus „über den Zorn“, zum ersten Male herausgegeben. Wir werden auf diese hervorragende kritische Arbeit des österreichischen Gelehrten, der mit einer größeren Arbeit, worin der erste Tractat über Moralphilosophie der epicureischen Schule bekannt wird, vor das Forum der gelehrten Welt tritt, in umfassender Weise zurückkommen. Das Werk ist dem Prof. Dr. Herm. Boniß gewidmet. Der vollständige Titel lautet: „Philodemi Epicurei de ira liber. E papyro Herculanensi ad fidem exemplorum Oxoniensis et Neapolitani nunc primum edidit Theodorus Gomperz Lipsiæ in ædibus B. G. Teubneri 1864“. Die äußere Ausstattung des Buches ist vortrefflich. Die sehr gelungenen Tafeln sind aus der lithographischen Anstalt von Reifenschein und Kösch in Wien.

\* Von Gervinus' „Geschichte des 19. Jahrhunderts“ ist in Venedig eine italienische Uebersetzung aus der Feder des Prof. D. Balbisa erschienen; das Original so wie die Uebersetzung werden in den Besprechungen der venetianischen Kritiker sehr gelobt.

\* Unter der Voraussetzung, daß Shakespeare am 23. April 1564 geboren wurde, was bekanntlich keine unumstößliche Thatsache ist, weist nun H. Lehmann im „Magazin für Pitteratur des Auslandes“ nach, daß dieser Tag nicht unser 23. April ist. Vor 300 Jahren datirte man in England noch nach dem Julianischen Kalender, der dort erst im Jahre 1754 abgeschafft wurde und da dieser Kalender im 16. Jahrhundert um neun Tage gegen den Gregorianischen Kalender zurückblieb, so ist, wie Lehmann bemerkt, Shakespeare's 300jähriger Geburtstag eigentlich erst am 2. Mai — eine interessante Berichtigung, die freilich werthvoller gewesen wäre, wenn sie nicht post festum gekommen sein würde.

\* Von Dresden aus haben mehrere Schriftsteller und Litteraturfreunde eine Circulareinladung zur Theilnahme an einem zu gründenden Shakespeare-Verein verfaßt. Der Verein bezweckt: 1. Förderung der Rechte und Interessen der dramatischen Schriftsteller und Tonsetzer, namentlich durch allgemeine Einführung der Lantidème; 2. Wahrung und Bereicherung eines gediegenen, vorzugsweise deutschen Repertoirs; 3. Veredelung der Schauspielkunst und Dramaturgie; 4. die endliche Einführung eines allgemeinen deutschen Theatergesetzes. Mitglieder des Vereines können dramatische Schriftsteller, Tonsetzer, Dramaturgen, Mitglieder und Vorstände der Bühnen, wie auch andere Personen sein, falls sie Interesse für die Zwecke des Vereines haben. Die Mitglieder geben einen Jahresbeitrag von 2 Thln. Der Vorstand besteht aus neun Mitgliedern, von denen wenigstens fünf am Stammsitze des Vereines, Dresden, ihren Wohnort haben müssen. Die am Stammsitze des Vereines nicht wohnenden Mitglieder gründen Filialen mit Separatvorständen.

\* Ein Kreis von Kunstfreunden, Künstlern und Schriftstellern in Lemberg hat beschlossen, auf den nationalen Lustspieldichter Alexander Fredro eine Medaille ausprägen zu lassen und dieselbe dem Gefeierten am Tage seiner fünfzigjährigen schriftstellerischen Thätigkeit zu überreichen. Die Medaille wird von H. Tapa angefertigt.

\* Am Schlusse des Jahres 1862/63 betrugen die Einnahmen des Leopoldstädter Kirchenbaufundes in Pest 47.886 fl. 8½ kr., die Beiträge und Stiftungen 24.979 fl. 25 kr.; die Ausgaben beliefen sich auf 47182 fl. 31½ kr. Die Einnahmen für das Jahr 1864 sind auf 50.000 fl. präliminirt.

\* Unter dem Vorstehe des Grafen Julius Andráffy hielt die ungarische Gesellschaft für bildende Künste in Pest ihre Generalversammlung im großen Saale der ungarischen Akademie. Wir erwähnen, daß nach dem hierüber erstatteten Berichte das Resultat der durch den Verein veranstalteten Gemäldeausstellung kein günstiges war, die Zahl seiner Mitglieder dagegen um 300 zugenommen hat. Die Versammlung beschloß die Ernennung Er. Durchlaucht des Fürsten Paul Esterházy zum Ehrenmitgliede in dankbarer Anerkennung der von ihm beabsichtigten Uebersiedlung der fürstlichen Gemäldegalerie nach Pesth und deren Aufstellung in den Localitäten des neuen Akademiepalastes; Wien verliert hiedurch eine sehr werthvolle Sammlung und wir, von unserem Standpunkte aus, können diesen Entschluß Er. Durchlaucht im Interesse der so zahlreichen Fremden, welche Wien besuchen, ohne den Drang zu haben nach Pesth zu reisen, nur bedauern.

\* In Prag wurde an der ehemaligen St. Lazarus-Kirche (Neustadt), jetzt Maschinenwerkstätte des Herrn Ras, ein Portal romanischen Stiles blosgelegt. Von bedeuten dem Interesse erscheint das Tympanon, welches bis jetzt eine Wölbung gänglich verlegte

In halberhakener Arbeit ist nämlich der Heiland dargestellt, welcher den vom Tode auferweckten Lazarus, zu dessen Seite seine Schwester Maria steht, segnet. Der Unterschuß des Tympanon ist mit Thierfiguren (Greifen) und Blattwerk geschmückt. Die Portalseiten tragen einen hier eigenthümlich ausgebildeten Rundbogenfries. Da keine der romanischen Kirchenbauten Prags ein ursprüngliches Portal aufzuweisen hat, so bildet dieser Fund einen wichtigen Beitrag zur Baugeschichte Prags.

\* In der k. Erzgießerei in München ist die von dem Bildhauer J. Dielmann modellirte Schiller-Statue vollendet worden. Sie wird einige Tage in München öffentlich ausgestellt bleiben und dann nach Frankfurt a. M. abgehen, wo sie am Todestage des Dichters, am 9. Mai, auf dem dafür bestimmten Plage hinter der Hauptwache feierlich enthüllt werden wird.

\* Am Ueberlinger See, und zwar bei dem Dorfe Nußdorf, sind neuerdings Ueberreste von keltischen Pfahlbauten aufgefunden worden. Es wurden zu Tage gefördert eine große Anzahl schwarzer Feuersteine, worunter mehrere sehr schön gearbeitete Pfeil- und Lanzenspitzen, Feuersteinsägen mit zierlicher Holzeinfassung, ferner mehrere Hundert Steinbeile, Steinärte, Steinhämmer, theils mit, theils ohne Stielloch, dergleichen Meißel, Kornquetscher und Mahlsteine. Aus Thon fanden sich Scherben von Töpfen und Spinnwirtel vor. Nicht minder merkwürdig ist die Ausbeute an organischen Ueberresten; abgesehen von der großen Menge zerbrochener und zer Schlagener Thierknochen wollen wir nur erwähnen der aus Bein, Horn, Geweihen und Zähnen gefertigten Werkzeuge und Biergegenstände, wie geschliffene Nadeln, durchbohrte Thierzähne, kleinere Herte und Meißel u. s. w. Ein zweiter Pfahlbau wurde, eine Stunde davon entfernt, am Landungsplatz von Maurach entdeckt; von den daselbst gesammelten Waffen und Werkzeugen erwähnen wir nur einer kupfernen Art, des einzigen kupfernen Gegenstandes aus den Bodensee-Pfahlbauten, außerdem einer hühnereigroßen, künstlich durchbohrten Bernsteinkugel. Die Zahl der Artefacten, welche an diesen beiden Pfahlbauniederlassungen zu Tage gefördert wurden, beträgt über 1000 Stück. Die Pfahlbauten selbst gehören zu den größten, die man bisher kennt, indem das Nußdorfer Pfahlwerk mindestens drei Morgen, das Mauracher über acht Morgen einnimmt.

## Sitzungsberichte.

### Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 20. April 1864.

Das correspondirende Mitglied Herr Prof. Lorenz legt einen Aufsatz vor: „Ueber die beiden Wiener Stadtprivilegien Rudolfs I.“

In der Entwicklung des Wiener Stadtrechtes nehmen die beiden auf Rudolfs I. Namen lautenden Privilegien vom Jahre 1278 eine hervorragende Stelle ein. Insbesondere hat dasjenige, welches der Stadt die Reichsfreiheit gewährte, die Aufmerksamkeit der Forscher bereits mehrmals auf sich gezogen. Die durch Böhmer festgestellte Ansicht ist die, daß dieses Privilegium Spuren der Unechtheit zeige, und deshalb von Herzog Albrecht im Jahre 1288 beseitigt worden sei, wie dies die Reimchronik in eingehender Schilderung zeige. Dem gegenüber wird aber in der voranstehenden Abhandlung nachgewiesen, daß weder die Erzählung der Reimchronik noch auch das Privilegium der Reichsfreiheit in der vorliegenden Form Glauben verdiene und daß endlich auch das

andere Privilegium Rudolfs nicht in der überlieferten Weise stichhältig sei. Die höchsten Wahrscheinlichkeitsgründe sprechen vielmehr dafür, daß beide uns vorliegenden Urkunden als ein Rechtsentwurf aufzufassen seien, der zu dem Zwecke der Erweiterung der Rechte des Stadtraths angefertigt und dem Herzog Albrecht vorgelegt worden ist.

Zugleich läßt sich aber beweisen, daß König Rudolf wirklich zwei Privilegien der Stadt ertheilt hat, von denen das eine im wesentlichen eine Bestätigung des Leopoldinischen Stadtrechts vom Jahre 1221, das andere eine Wiederholung und Erweiterung des Frideicianischen Freiheitsbriefes vom Jahre 1237 war. Indem nun Herzog Albrecht die Ansprüche des Stadtrathes, die sich in dem Rechtsentwurf der Stadt ausgedrückt finden, zurückgewiesen und sein den Wienern im Jahre 1296 ertheiltes Privileg mit Ausschluß der Reichsfreiheit in ähnlicher Weise, wie König Rudolf, auf die alten Stadtrechte basirte, schließt die Entwicklung im 13. Jahrhundert damit ab, daß die Competenz des Stadtrathes auf den engen Kreis des Leopoldinums eingeschränkt und die Gewalt des vom Landesfürsten ernannten Stadtrichters in ihrem ganzen ursprünglichen Umfang aufrecht erhalten blieb.

---

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe  
vom 21. April 1864.

Der Vorstand der künigl. bayerischen Akademie der Wissenschaften Freih. v. Siebig übersendet, mit Schreiben vom 1. April, die auf den Akademiker, geheimen Rath Dr. Karl Freih. Ph. v. Martius zur Feier seines fünfzigjährigen Jubiläums als Doctor der Medicin geschlagene Medaille.

Herr Prof. Brücke legt im Namen des Dr. Kowalewski eine Abhandlung über den feineren Bau der Lymphdrüsen vor. Dr. Kowalewski hat ein bisher vollständig unbekanntes System von Lymphwegen entdeckt, welche sich in das Innere der Balken der Marksubstanz hineinziehen. Diese Lymphwege sind sehr fein und unregelmäßig, aber vollkommen scharf begrenzt. Sie ziehen sich zwischen den Zellen der Balken bis gegen die Region der Blutgefäße hinein. Auch in der Corticalsubstanz existiren ähnliche feine Lymphwege, sie dringen aber weniger tief in die Elemente der Drüse ein.

Herr Dr. A. Boué hält einen Vortrag über eine besondere Gattung von Thälern mit tiefen canalartigen Beeten. Dann bespricht er die Porphyre und Trappe Schottlands und besonders die Basalte der drei Gruppen im nördlichen Irland, um Staffa, um die Inseln Egg, Rum und Mufe und auf der Insel Skye. — Hierbei wird vorzüglich die wahre stockartige Lage dieser basaltischen Lavaströme und die wahrscheinliche Position ihrer alten Schlünde erörtert, was bis jetzt nie der Fall gewesen ist.

---

**K. K. geologische Reichsanstalt.**

Sitzung am 19. April 1864.

Herr k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer im Vorsitz.

Herr k. k. Hofrath und Director W. Haidinger giebt aus Veranlassung der Abreise Sr. Majestät des Kaisers Maximilian I. nach Mexico den Gefühlen der Dankbarkeit gegen Se. Majestät für vielfache reiche Anregung, namentlich durch die Novara-Erdumseglung, in beredten Worten Ausdruck.

Neuerlicher Todesfälle wissenschaftlicher Freunde wird gedacht: des Albin Heinrich, jub. Professor, Custos des Franzens-Museums und Director des Werner-Vereins, und des Leonhard Horner in London.

Zu Bezug auf die Bemerkungen des Herrn k. k. Hofrathes Ritters v. Burg in einem Aufsatze im Hauptblatte der „Wiener Zeitung“, erklärt sich Herr k. k. Hofrath Haidinger in der Hauptsache durch denselben vollkommen befriedigt.

Herr Hofrath Haidinger giebt einen raschen Ueberblick des beantragten Planes der Sommeraufnahmen der k. k. geologischen Reichsanstalt. Es wird einer Section unter Herrn k. k. Bergrath Lipold, mit dem Herrn Sectionsgeologen D. Stur die Fortsetzung der localisirten Aufnahmen aufgetragen in dem nordöstlichen Abhange der Alpen, zwischen dem Wiener Becken, Baden-Wiener-Neustädter Ebene und den Flüssen Enns und Steyr, welcher die Alpenkohlenablagerungen enthält; die Herren k. k. Schichtmeister, Gottfried Freiherr v. Sternbach und k. k. Expectanten J. Radoy und G. Hertle schließen sich dieser ersten Section an. Zwei Sectionen schreiten mit den Detailaufnahmen in dem nordwestlichen Theile von Ungarn in östlicher Richtung fort, anschließend an die mährische Grenze und die Aufnahmen des verfloffenen Jahres. Die zweite nördliche Section unter Herrn k. k. Bergrath Foetterle umfaßt die Blätter der k. k. Quartiermeisterstabsspecialkarten 1. Gacza, 6. Pruszká und 7. Sillein, erstere beide Grenzblätter. Mit ihm wirkt Herr Sectionsgeologe K. M. Paul und die Herren k. k. Expectanten F. Babanek, A. Horinek und A. Rucker. Die südliche, dritte Section unter Herrn k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer, mit Herrn Dr. G. Stache ergänzt noch Theile der Blätter 25. Tyrnau und 36. Neutra, und nimmt das Blatt 16. Kremnitz vollständig, und den westlichen Theil der Blätter 26. Schemnitz, und 37. Lesoncz. Hier wirkten auch noch mit Herr k. k. Schichtmeister G. Windakiewicz und die Herren k. k. Expectanten J. Germaß und W. v. Winkler.

Herr Sectionsgeologe H. Wolf ist mit der Auffammlung typischer Gesteine aus den Trachtygegenden von Ungarn betraut, in Mehrzahl zur Gewinnung fester Vergleichungsgegenstände, die allgemein als leitend angenommen werden, entsprechend den Richthofen'schen Arbeiten, und den Ausführungen von Dr. G. Stache. Für dieses Jahr ist hauptsächlich die Gegend von Bereghpáß und das Speries-Lokay Gebirge ausersuchen.

Herrn k. k. Expectanten F. Pošepny ist eine Aufnahmsarbeit bei Rodna in Siebenbürgen von dem k. k. Finanzministerium aufgetragen.

Sitzungen dauern den Sommer über fort, die nächste ist am 10. Mai. Die Wintereröffnungssitzung ist am 8. November.

Noch werden einige von Herrn Franz Weinek, k. k. Oberbergcommissär in Klagenfurt, einem Theilnehmer an Haidinger's erstem Lehrurse am k. k. montanistischen Museum, eingefandte Mineralien vorgelegt: der kärntnerische „Wölchit“ von einem neuen Fundorte bei Friesach, diese Varietät noch mehr dem Bourronit ähnlich als die von St. Gertraud, dann auch ein Arsenikkies in eierförmigen und kolbenförmigen Gestalten in Spath Eisenstein eingewachsen.

Herr k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer lenkte die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf den Entwurf einer geologischen Uebersichtskarte der österreichischen Monarchie, welche nach dem von ihm entworfenen Schema zur Parallelstellung der in den verschiedenen Kronländern beobachteten Formationsglieder zusammengestellt worden war. Als Grundlage dienten die Straßenkarten der einzelnen Kronländer im Maße von 6000 Klafter auf einen Zoll oder 1 zu 433000 der Natur, die, nachdem sie colorirt waren, bis an die Grenzen ausgeschnitten und zusammengestellt wurden. So entstand ein Blatt

von  $10\frac{1}{2}$  Fuß Breite und  $7\frac{1}{4}$  Fuß Höhe, auf welchem nun zum ersten Male die Ergebnisse der Aufnahmsarbeiten der k. k. geologischen Reichsanstalt, zu einem Gesamtbilde vereinigt, zur Darstellung gebracht sind. Die Karte, deren technische Ausführung mit gewohnter Aufmerksamkeit der Zeichner der Anstalt Herr C. Sahn besorgte, wird als Grundlage dienen für die beabsichtigteervielfältigung in Farbendruck im Maßstabe von 8000 Klftr auf einen Zoll oder 1 zu 576000 der Natur.

Weiter wird der eben erschienene neue Band der paläontologischen Mittheilungen von Herrn Prof. Alb. Appel in München, sowie auch eine Sammlung wahrhaft prachtvoll erhaltener Petrefacten, 70 Arten aus den verschiedenen Stufen des Jura, der Kreide und aus der Oligocenformation von Herrn Hermann Grotian in Braunschweig und eine Sammlung geognostischer und mineralogischer Stücke von dem k. k. Verwalter zu Hall in Tirol, Herrn F. Vinna, von dem dortigen Salzbergbau vorgelegt.

Herr Dr. A. Madelung legt einige neue Vorkommnisse von Pseudomorphosen von Brauneisenstein und von Rotheisenstein nach Eisenkies vor, welche er im vorigen Sommer im Trentschiner Comitatzu beobachten Gelegenheit hatte.

Herr S. Čermák machte eine Mittheilung über eine Klippenkalkinsel am Blárapassie, nördlich von Trentschin, entsprechend dem großen Zuge von Jura-Rissen am südöstlichen Fuße des mährischen Grenzgebirges.

Herr Fr. Pošepný berichtete über eine Specialaufnahme der Quarzite von Drjtoma, westlich bei Trentschin in Ungarn, die er als Mitglied der dritten Section der k. k. geologischen Reichsanstalt im vorigen Sommer durchgeführt hatte.

Herr Karl Ritter v. Hauer hielt einen längeren Vortrag über die von Seite der k. k. geologischen Reichsanstalt durchgeführten Arbeiten zur Ermittlung des Brennwerthes fossiler Kohlen, welcher in der „Dest. Wochenschrift“ veröffentlicht werden wird.

Herr D. Stur legt eine am 7. April an die Direction der k. k. geologischen Reichsanstalt eingelangte Abhandlung des Herrn Dr. d. Phil. Theodor Schrúfer: „Ueber den oberen Keuper und oberen Jura in Franken“, ferner einige Tegelfstücke mit Pflanzenabdrücken vom Königsberge bei Aspang, welche vom Herrn Bergmeister M. Simettinger eingekendet worden waren, vor. Die Blätter gehören theils der *Carya Ungerii* Ett., theils einer *Plumeria* an, die von Schauerleiten bekannt geworden ist.

Herr k. k. Bergrath M. W. Lipold sprach über das Alter der Kohlenablagerungen am nördlichen Rande der Kalkalpen in Ober- und Nieder-Oesterreich. Die im Innern der Kalkalpen vorkommenden Kohlenablagerungen gehören, vermöge der mit ihnen gefundenen Fossilien, der oberen Triasformation an. Die am Rande der nordöstlichen Kalkalpen vorfindigen Kohlenablagerungen gehören dem unteren Lias an und führen in dem Hangenden der Flöze für diesen letzteren bezeichnende Petrefacten. Für diesen unteren Lias wurde der Name der Grestener Schichten beibehalten, während die Triasabtheilung von Herrn Bergrath Lipold mit dem Namen der Lunzer Schichten bezeichnet wurde.

Ferner weist Herr Bergrath M. W. Lipold eine Suite von silurischen Versteinierungen aus Kofycan in Böhmen vor, welche die k. k. geologische Reichsanstalt Herrn Apotheker A. Storch verdankt.

---

**Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schwegler.      Druckerei der k. Wiener Zeitung.**



# Friedrich Hebbel.

## IV.

R. Z. In die Zeit, da der Dichter mit der Abfassung seiner Hauptwerke beschäftigt war, fielen nebst zahlreichen Gedichten und mehreren charakteristischen Erzeugnissen epischer Gattung einige kleinere dramatische Arbeiten, die durch jene allerdings in den Hintergrund gedrängt werden. Das „Trauerspiel in Sicilien“, das seine Entstehung einem Vorfall während des Dichters Aufenthalt in Neapel verdankt, erschien 1851, die zweiactige Künstleranekdote „Michel Angelo“, ein unverkennbares Selbstportrait, 1854, die sogenannten Lustspiele „der Diamant“ und „der Rubin“ (das erste schon 1842 entworfen) 1847 und 1851. Das „Trauerspiel in Sicilien“ hatte der Dichter selbst als Tragikomödie bezeichnet und in dem vorgedruckten Sendschreiben an Nötischer diesen Begriff bestimmt, wie er sich etliche Jahre früher in seiner Broschüre „Mein Wort über das Drama! Eine Erwiderung an Prof. Heiberg in Kopenhagen“ (1843) über seine Ansicht von dramatischer Dichtung ausgesprochen hatte. Eine solche entstehe, hieß es dort, überall, wo auf der einen Seite wohl der kämpfende und untergehende Mensch, auf der andern jedoch nicht die berechnete sittliche Macht, sondern ein Sumpf von faulen Verhältnissen vorhanden sei, der Tausende von Opfern hinunterwürge, ohne ein einziges zu verdienen. Hebbel ahnte wohl nicht, daß er mit dieser höchst treffenden Bestimmung noch anderen seiner Dichtungen als dem „Trauerspiel“ allein ihren Rang anweise. Wenigstens läßt sich eben so gut wie von den faulen Verhältnissen, an welchen die Heldin des obigen Drama's zu Grunde geht, auch von den gesellschaftlichen Lügen und Vorurtheilen, die in der „Julia“, wie in der „Maria Magdalena“ und, wie wir gleich sehen werden, noch in seinem letzten Werke, dem *Demetrius*, die Katastrophe herbeiführen, behaupten, daß sie der Opfer, die ihnen fallen, nicht werth seien.

Eine Tochter, die von ihrem leiblichen Vater als Bezahlung für eine unerschwingliche Schuld an einen alten Geizhals und Wucherer, einen in seiner Art meisterhaft gezeichneten Typus, verschachert wird, bildet den Ausgangspunkt der Handlung; das sociale Problem des Weibes, seine Behandlung als Sache, bleibt auch hier nicht aus. Auf der Flucht vor der unnatürlichen Zwangshehe, im Walde an der Stelle des mit ihrem Geliebten verabredeten Stelldichens angelangt, wird sie überfallen, beraubt, getödtet und ihr Geliebter überdies des Mordes beschuldigt; alles dies von denselben Leuten, die zu Wächtern des Lebens und des Eigenthums bestellt sind, von zwei sicilianischen Ebirren. Während die Polizei stiehlt und mordet, übt der Dieb, ein Bauer, der Früchte gestohlen und sich vor den Gendarmen auf einen Baum geflüchtet hat, Polizei, belauscht die Verbrecher und

entlarvt sie. Die Verhältnisse sind auf den Kopf gestellt; wie in des Dichters bürgerlichem Trauerspiel, der „Maria Magdalena“, schlagen alle Berechnungen der betheiligten Personen ins Gegentheil um, so daß diese eigentlich komisch erscheinen müßten. Zugleich aber sind die Folgen dieses Fehlschlagens hier wie dort so beschaffen, daß, wie der Dichter vortrefflich sagt, unsere Lachmuskeln zucken, während wir zugleich vor Grausen erstarren möchten. Wie die verzweifelnde Schreinerstochter an dem „Sumpf“ des gesellschaftlichen Vorurtheils, das die ehrliche Entehrte austößt, aber die ehrlose Scheinehe gelten läßt, so geht das dem elterlichen Zwange entfliehende Weib hier an der Rechte und Pflichten ins Gegentheil verkehrenden Fäulniß aller bürgerlichen Verhältnisse zu Grunde. Die Wirklichkeit ist hier wie dort im Gegensatz zur Idee und zeigt diese selbst nur im Augenblick des Erliegens.

Wo der Dichter sich selbst und seine Werke, des höchsten Strebens sich bewußt, zu dem ihn umgebenden Publicum in ähnlicher Beziehung zu erblicken glaubte, ging diese ironische Weltanschauung in persönlichen Groll und Verbitterung über. Die günstige Aufnahme der „Judith“ und der „Magdalena“ war für sein empfindliches Gemüth durch die gleichgültige der „Mariamne“, die wenig ermutzigende des „Rubins“ und der als Magellone verkleideten „Genovesa“ mehr als aufgewogen worden; seine reizbare Phantasie sah sich, wie einst die des ihm längst sympathischen grämlichen Meisters Buonaretti, rings von Unverstand, geistiger Ohnmacht und Verkennung umgeben. Aus dieser gespannten, im Gefühl des eigenen Werthes Trost suchenden Stimmung entsprang „Michel Angelo“, eine Hausrede des Dichters, der sich von Leuten, die zum Theil in der That, nicht bloß seiner Meinung nach, tief unter ihm standen, einer ungemessenen Selbstüberhebung verdächtigt sah, während er in seiner stolzen Künstlerbescheidenheit die wahrhaft großen Genien berghoch über sich erblickte.

Hebbels pathetischer Schwung, der in der Regel, wie bei Schiller, Ideen, nicht selten, wie bei Platen, dem eigenen Selbstgefühl galt, machte ihn wie diese beiden unfähig zum Lustspielsdichter. Zu stolz um wie Jener dem Theaterbedürfniß zulieb aus dem Französischen zu borgen, versuchte er wie dieser die mangelnde Freiheit der komischen durch die ägende Schärfe der satyrischen Stimmung zu ersetzen. Bei seiner Neigung zum Maßlosen, gerieth er auch hier ins Uebermaß; um drastische Reizmittel verlegen, verschmähte er selbst das Ekelregende nicht; was seine ernste Natur ihm versagte, suchte er durch die gewagtesten Phantasiesprünge, durch groteske Charaktere, abnorme Situationen, mühsam herausgequälte Spässe zu erzwingen.

Neben diesen zum Theile mißlungenen dramatischen, zahlreichen, namentlich im Xeniengenre vortrefflichen lyrischen und etlichen novellistischen Producten, die, wie die wunderbar knappe und ergreifende Erzählung „die Kuh“, Hebbel's Erzählertalent zunächst an das Heinrichs von Kleist anreihen, reifte in ihm, während er gänzlich mit den sagenhaften Nibelungen beschäftigt schien, der Keim eines neuen geschichtlichen Trauerspiels, das durch ein seltsames Zufallspiel denselben Stoff wie das letzte Schillers behandelte und, was noch sonderbarer ist, wie dieses

unvollendet durch des Dichters Tod unterbrochen werden sollte. Prof. Zul. Glaser und Emil Kuh haben dasselbe aus seinem Nachlaß herausgegeben (1864).

Wie bei der „Judith“, der „Genovefa“ und den „Nibelungen“, stammt die Idee des Demetrius aus Hebbels frühester Zeit. Bereits mit 18 Jahren, wie aus dem Vorbericht der Herausgeber erhellt, hat er sich mit dem Gedanken getragen, Schillers Fragment zu vollenden. Daß dieser Vorfaß unterblieb, dazu trug sicher nicht wenig derselbe Umstand bei, welcher den Stoff Schillern werth machte, sein historischer Charakter. In seinem „Wort über das Drama“ weist Hebbel dem rein geschichtlichen Drama nur eine untergeordnete Rolle zu; das Ideal, das er sich vorsetzt, soll social, philosophisch und historisch zugleich sein. Wie er den sagenhaften Nibelungen eine sociale und philosophische Seite abgewonnen hat, so zieht der geschichtliche Demetrius ihn erst dann recht an, wenn es gelingt, auch an ihm einen socialen Gesichtspunkt zu entdecken.

Mit der Nibelungentragedie war das Problem der Ehe bei Hebbel zum Abschluß gekommen. Echte und unechte, Wahl- und Zwangsehe, waren in dieser wie in den vorangegangenen Dichtungen von allen Standpunkten aus dramatisch beleuchtet worden. Die Magdalena und Julia hatten gezeigt, wie das gefallene Weib, um der gesellschaftlichen Brandmarkung zu entgehen, lieber den Tod oder das durchaus verwerfliche Verhältniß bloßer Scheinehe wählt. Es blieb noch zu zeigen, welches Schicksal der Sprossen unerlaubter Verbindungen in der Gesellschaft und ihren eingewurzelten Vorurtheilen harre.

Schillers Demetrius ist ein fremdes Kind, das durch die List eines Mönches, der sich an Czar Boris Godunow rächen will, dem auf dessen Befehl zu Uglitsch ermordeten Sohne Czar Swans in Folge seiner täuschenden Aehnlichkeit untergeschoben wird. Dieser selbst glaubt an sich; äußere Umstände, der ehrgeizige Woitwod von Sandomir, der seine Tochter als Czarin zu sehen brennt, die Nationaleifersucht der Polen auf ihre russischen Nachbarn, begünstigen ihn; seine Bahn ist geebnet. Auf dem Gipfel seines Glückes angelangt, erfährt er auf einmal, daß er ein Betrogener sei: in der Alternative, als ehrlicher Mann die unrechtmäßige Krone fahren zu lassen oder als kühner Betrüger dieselbe zu behaupten, wählt er das letztere. Aber das Gefühl seines Unrechtes macht ihn, der bis dahin edel und großmüthig erschien, argwöhnisch und grausam; dies führt seinen Sturz herbei.

Von dieser „Grundidee“ Schillers ist bei Hebbel, wie er selbst sagt, nichts übrig geblieben. Sobald er, erzählt sein Herausgeber, das Drama wirklich in Angriff nahm, vermochte er gar nicht zu fassen, wie er jemals damit habe umgehen können, sich dem Schiller'schen Dorso anschmiegen zu wollen und beantwortete später die Frage: ob es denn wahr sei, daß er Schillers Demetrius ausführe? mit der Bemerkung: „Es kann eben so wenig Jemand dort anfangen weiter zu dichten, wo Schiller aufgehört, als Jemand dort zu lieben anfangen kann, wo ein Anderer aufgehört.“

Hebbels Demetrius ist nun wirklich ein Charakter geworden, wie er ihn liebte. Die römische Kirche hat den jüngsten Sohn Czar Swans den Mörderhänden Godunows entzogen, um sich an ihm ein Werkzeug zu erziehen, das, einst auf den Thron gebracht, die Union der morgenländischen mit der abendländischen Kirche in Vollzug setzen soll. Ein schlauer Mönch hat es übernommen, den echten Demetrius gegen das mit ihm zugleich geborne Kind einer Palastrwäscherin austauschen zu lassen, und den ihm anvertrauten Knaben sicher nach Polen zu retten, wo er als Findling am Hofe des Wojwoden von Sandomir aufwächst. Die römische Kirche ist des Glaubens, den echten Prinzen in ihren Händen zu halten, der Dolch der Mörder Godunows habe ein fremdes Kind getroffen. Aber die Mutter des Tauschkindeß, welche die Czarin betrogen sollte, hat statt dessen den Mönch betrogen. Sie hat ihr eigenes Kind in die Kleider des Prinzen gesteckt, diesen wieder zurück in die Wiege gebracht, und den eigenen Knaben dem Boten der römischen Kirche übergeben. So ist der echte Demetrius trotz der Fürsorge der Jesuiten in Unglück getödtet worden; der Fälscher, welcher in ihrer Hand Godunows Thron in die Luft sprengen soll, ist ihrer List ungeachtet ein falscher Prinz.

Aber nur zur Hälfte. Sene Palastrwäscherin ist eine von Swans vorübergehenden Leidenschaften gewesen; das Kind, das sie im Schooße trug und anstatt des echten Czarewitsch in die Hände des Mönches legte, ist eine Frucht des Czaren! Der vermeinte echte Demetrius ist zwar nicht Marfa's, aber doch Swans Kind, ein Nebenproß des Hauses Kurik, kein legitimer zwar, aber doch ein Bastardprinz. Nun ist er für den Hautgout des socialen Problems zugerichtet. Fast scheint es, als ob seine uneheliche Geburt ihn bei Hebbel erst coursfähig machte. Die geschichtliche Thatsache, daß ein falscher Prinz, an der Spitze eines bewaffneten Nachbarvolkes durch den Zauber seines Namens ein gewaltiges Reich erobert, einen staatsklugen und tapferen Gegner besiegt und zuletzt an den Folgen seines großartig behaupteten Betruges untergeht, interessiert ihn viel weniger, als das physiologisch-psychologische Problem, wie sich im Bastard der Fürst äußern, und wie das Gefühl, in den Augen der Welt ein Auswürfling zu sein, erst auf den Menschen und dann auf den Fürsten zurückwirken werde.

Was kann ein Bastard dafür, daß er der Sprosse eines Rebsweibes ist? Ist es gerecht, daß ihn der Spott, die Verachtung aller derjenigen treffen soll, deren Mütter mit ihren Vätern gesetzlich verheiratet gewesen sind? Wenn er nun vollends im Innern einen höheren Beruf zu ahnen glaubt, wenn er, von der Natur mit allen Gaben verschwenderisch beschenkt, sich zum Knechtsdienst in einer Umgebung herabgewürdigt sieht, in deren Augen ein Bastard nur „ein Hund“ ist, wird sich in ihm, dem überall seine uneheliche Geburt im Wege ist, zuletzt nicht die Vorstellung einwurzeln, daß die uneheliche Abstammung nicht nur in der Meinung der Menschen, sondern an sich 'ein Unglück, daß der unehelich Geborne nicht bloß durch Menschenfälschung, sondern von Rechts wegen rechtlos sei? wird er dadurch nicht matt, kraftlos, im entscheidenden Augenblick verzagt werden, und wenn ihm eine Krone aufs Haupt fällt, sie freiwillig dem ersten besten ehelich

Gebornen abtreten, der sie „am hellen Tage tragen darf“, weil er sich selbst deren nicht für würdig hält?

Der Bastard Wilhelm von der Normandie hat sich, als er auf dem Schlachtfelde von Hastings die englische Krone fand, weniger Scrupel über seine illegitime Geburt gemacht. Hebbel, der uns durchaus das Verbrechen zu schauen geben will, das die ehelich geberne Gesellschaft an den unehelich Gebornen verübt, faßt seinen Demetrius so auf, daß die Entdeckung seines Bastardthums ihn zum freiwilligen Verzicht auf die bereits gewonnene Krone von Rußland zu bewegen im Stande ist. In einem stolzen Adelshof als heimatloser Findling aufgewachsen, hat sich ihm der Respekt vor der untadelhaften Geburt dergestalt eingeprägt, daß, als ihm den Tag vor seiner Krönung in Moskau die Palastwäscherin Barbara das Geständniß macht, er sei ihr Sohn, und der „echte Sohn des Czaren“, er selbst die Bojaren herbeirufen will und es ganz in der Ordnung fände, wenn sie ihn „wie einen Hund“ fortjagten! Marfa, die Wittve des Czaren, seine angebliche Mutter, hat ihn zweifelhaft empfangen und dadurch seine Anhänger in der Frage, ob er Zwans Sohn sei, selbst zweifelhaft gemacht. Nun hat er ein unwidersprechliches Zeugniß von seiner wahren Mutter, daß er wirklich Zwans Sohn sei; aber statt daß er sich durch diese Thatsache gehoben und nun erst recht fest in seinem Rechte fühlen sollte, lähmt der Umstand, daß seine Mutter keinen Trauschein aufzuweisen hat, seine ganze Kraft, und wirft ihn, der jetzt erst der unzweifelhafte Sprosse des Hauses Rurik geworden ist, „ins leere Nichts“ zurück! Augenblicklich läßt er den Fürsten Schuiskoj, seinen Todfeind und offenbaren Hochverräther, den er soeben auf das Drängen seiner Braut und seines Schwiegeraters zum Tode geschickt hat, frei, denn

— — wo ist die Majestät,  
Die er beleidigt, wo der Hochverrath,  
Den er begangen hat?

Er habe „als Zwans Sohn“ ein Recht auf die Krone gehabt. Setzt, wo er sehe, daß er ein Betrogener sei, bleibe ihm nichts übrig, als sie wegzwerfen, wenn er nicht selbst zum Betrüger werden wolle. Auf ein Kosakenpferd will er steigen und wie er „als Czar“ eingezogen, „als Säger“ heimreiten.

Ist das zum Lachen oder zum Bewundern? Ist er denn als Barbara's nicht mehr „Zwans Sohn?“ Wenn er, der wirklich ein Sprosse, wenngleich ein wilder, vom Baume Ruriks ist, die Krone verschmäht, so nimmt sie ein Anderer auf, der nicht einmal ein Wildling vom Czarenstamme ist. Wer hat, da die Krone einmal nach dem Blute forterben soll, ein näheres Recht auf dieselbe als er, da er der einzige noch Lebende ist, in dessen Adern das Blut Zwans rollt? Und wenn er zu stolz ist, für den ehelichen Sohn des Czaren zu gelten, der er nicht ist, wer hindert ihn denn zu bekennen, daß er sein unehelicher sei? Wenn die geburtsstolzen Bojaren von keinem Halbblütigen werden beherrscht sein wollen, wird das russische Volk, das in ihm nur den Stammhalter Ruriks, den „echten Sohn Zwans“

sieht, eben so heraldisch bedenklich sein? Wenigstens könnte er es auf die Probe ankommen lassen. Wenn er die Krone niederlegte, weil nur der ehelich Geborne sie tragen darf, so wäre es groß; wenn er sie trotzdem behauptete, weil er sie einmal trägt, so wäre es kühn; wenn er sie aber nur deshalb niederlegt, weil er sich seiner unehelichen Geburt schämt, so ist es erbärmlich.

Shakespeare's wackerer Bastard Faulconbridze denkt ganz anders als Hebbels Demetrius. Er schämt sich durchaus nicht des Makels seiner Geburt, weil er fühlt, daß er der Mann sei, der ihn vergessen machen kann. Die Abstammung von Richard Löwenherz giebt ihm in seinen Augen viel mehr, als der Fehltritt seiner Mutter ihm zu nehmen im Stande ist. Die Anerkennung der Marfa ist für den Demetrius nur darum von Werth, weil sie ihm den Thron zum Vater giebt; sobald er denselben auf anderem Wege gewiß sein kann, verliert jene zum größten Theil ihre entscheidende Bedeutung. Barbara's Sohn kann ein unechter Demetrius sein, aber er ist ein „echter Sohn Zwans“ und als solcher hat er, da alle legitimen Nachkommen fehlen, bei seiner sonstigen Herrschergabe ein Anrecht auf den Thron, das nur ein Thor oder ein Kranker an seiner Statt leichten Kaufes hingäbe. Sei nun das Eine oder das Andere, es hebt das dramatische Interesse auf. Ueber den Thron lachen wir, den Kranken übergeben wir dem Arzt. Wenn sich in diesem Demetrius die falsche Scham, Bastard zu heißen, so festgesetzt hat, daß er eher die Krone fahren zu lassen, als jene zu überwinden im Stande ist, so hat das sociale Vorurtheil sein Meisterstück an ihm gemacht, es hat seinen gesunden Verstand unheilbar verschoben. Seine freiwillige Resignation, die nach dem Willen des Dichters als höchste Edelmuth erscheinen soll, bekommt einen komischen Anstrich, weil er sie nicht nöthig hätte. Die Folgen der Schwäche aber, die sich nicht entschließen kann, als Bastard Zwans wirklicher Sohn zu sein, und lieber als falscher ehelicher Sohn die „Ezarentrechte“, wenn auch nur so lange weiter trägt, bis Marina als „Kaiserin aller Reußen“ nach Polen heimgekehrt und die Andern im „sichern Boot“ untergebracht sind, sind nicht nur für ihn, der daran untergeht, sondern auch für Rußland tragisch, das dadurch eines so vortrefflichen Herrschers beraubt wird, als Demetrius nach dem Bilde, das der Dichter uns entwirft, geworden wäre; Demetrius opfert sich und sein Vaterland der kläglichen Eitelkeit, nicht Bastard heißen zu wollen!

Unwillkürlich werden wir an die Worte erinnert, durch welche der Dichter so treffend die „Tragikomödie“ charakterisirt. Wir erstarren vor Grausen bei dem Anblicke des Abgrundes, in welchen Demetrius und Rußland stürzen muß, welches in ihm den letzten Sprossen seines uralten Regentenhauses einbüßt, aber unsere Lachmuskeln zucken bei dem Anblicke des Ritters von der traurigen Gestalt, den der vor sich selbst als Bastard enthüllte Demetrius spielt.

Das Drama Demetrius ist unvollendet, der Charakter Demetrius ist, fürchten wir, vollendet. Hebbels Lieblingsthema, das sociale Problem, wird dem um deshalb zum Bastard gemachten Glücksritter verderblich. Wie er das Einzige ist, was dem Dichter am Stoffe eigentlich von Wichtigkeit war, so hat er ihn auch noch so

weit geführt, daß wir genau wissen, was er mit demselben gewollt hat. Er hat seine Entwicklungsgeschichte bis zu dem Punkte gebracht, wo die Folgen seiner Tugendindrücke sichtbar werden sollten; wenn er weder den Muth hat, Betrüger zu sein, noch Bastard zu heißen, so ist ihm nicht zu helfen. Innerlich ist er schon verloren am Schluß des vierten Actes; der fehlende fünfte könnte nur noch zeigen, wie er auch äußerlich zusammenbricht. Wenn ihn die russischen Bojaren nicht stürzen, so „zündet er selbst die Pulverkammer an“. Es ist also im Ganzen ziemlich gleichgültig, was jetzt noch folgen sollte. Die Peripetie ist schon eingetreten, nur die Katastrophe mangelt. Aber auch jene, welche bei Schillers Demetrius ungefähr auf dem Höhepunkt der Handlung im dritten Acte erfolgt wäre, tritt hier dem episch schildernden Ganzen gemäß, der mit der Jugendgeschichte anhebt, erst am Schlusse des vierten oder, das Vorspiel hinzugerechnet, eigentlich des fünften ein. Das Ganze erhält dadurch auch mehr den Charakter einer Lebens- oder Seelengeschichte als einer dramatischen Handlung; während uns Schiller mit dem Aufziehen des Vorhanges mitten in die Staatsaction versetzt, läßt uns der grübelnde Dichter in breiter Ausmalung Zeuge des Vor- und Liebelebens des Helden sein, die wir, auch wenn sich ihr Inhalt nicht kürzer und besser erzählend mittheilen ließe, wie es Schiller gethan hat, um ihrer barock geühten Manier willen dem Dichter gerne erlassen hätten. Die Legatenscene, an sich großartig gedacht, wird durch die fast wörtliche Wiederholung der Hauptstellen im vierten Aufzug überflüssig. In den ersten zwei Acten, welche der Dichter, wie es nach den Aufzeichnungen im Tagebuche scheint, in den Jahren 1857 bis 1859 geschrieben hat, herrscht ein frischer realistischer Zug und reiht sie dem Besten an, was Hebbel je geschrieben. Mit dem dritten, schon auf dem Krankenlager verfaßten Act, tritt ein merkliches Sinken ein, was gleichwohl nicht hindert, daß die Schlussscene desselben am Gruftgewölbe des Kremls zu den effectvollsten zu rechnen ist. Im vierten Aufzug häufen sich die Wunderlichkeiten, von der unbegreiflichen Scene Marina's an, die sich in cynisch behaglicher Ausführlichkeit über russische Mode und Kochkunst ergeht, bis zu der tugendhaft sein sollenden Donquixetterie des Demetrius hin, der um des fehlenden Trauscheines willen Krone und Reich aus den Händen giebt.

Dieser vierte Act und die Eingangsscene des fünften, aus der sich nur so viel errathen läßt, daß die Empörung nunmehr in vollen Flammen ausbrechen sollte, sind das Letzte, was Hebbel gedichtet hat. In seinen letzten Lebensjahren schien das Schicksal, das er oft bitter angeklagt hatte, wahre und vermeintliche Unbilden gutmachen zu wollen, indem es die lang versagte äußere Anerkennung ihm mit vollen Händen zu Theil werden ließ. Die Aufnahme der Nibelungen auf den deutschen Bühnen übertraf selbst die Erwartungen des Dichters und seiner Freunde. Das Vorspiel der Trilogie und deren erster Theil errangen nicht nur auf der Burgbühne, sondern wo sie erschienen, einen vollständigen Erfolg; das Werk trug dem Dichter mit seltener Uebereinstimmung des allgemeinen Urtheils den für die bedeutendste Leistung auf dramatischem Gebiet am Schillertage gestifteten Schillerpreis ein. Die schwere Goldmünze, welche den Lorbeer vertrat,

erreichte den Dichter, glücklicher als Tasso, noch auf dem Sterbebette. Die langwierige Krankheit, die ihn dem Tode zuführte, schien seine Lust und Hast des poetischen Schaffens zu verdoppeln. Eines seiner schönsten Gedichte „der Bramine“, welches nach seinem Tode in der „Presse“ erschien, stammt aus der ärgsten Leidenszeit; im October 1863, schon an das Lager gefesselt, nahm er die Arbeit am „Demetrius“, welche drei Jahre geruht hatte, mit fieberhafter Ungebuld auf und führte ihn bis zum 6. November, fünf Wochen vor seinem Tode, zu seinem gegenwärtigen Umfang. Wie der Soldat mit der Waffe, starb er so zu sagen mit der Feder in der Hand. Inmitten des Schaffens, unmittelbar nach der Vollendung seines besten und vor der Beendigung eines schwächeren Werkes, schied er wie Goethe von Schiller sagte, als ein Glücklicher von uns; sein schwer errungener Kranz strahlt in ungetrübter Frische. Robert Zimmermann.

## Erân, das Land zwischen dem Indus und Tigris

Beiträge zur Kenntniß des Landes und seiner Geschichte von Dr. Friedrich Spiegel.

(Berlin 1863. Verlag von Dümmler.)

Die Abhandlungen und Skizzen über éranische Zustände, welche man unter obigem Titel zu einem ziemlich starken Bande vereinigt findet, sind zum größten Theile schon früher im Drucke erschienen. Ihre Entstehung verdanken dieselben einem höchst löblichen Bedürfnisse des Verfassers; indem es derselbe für nöthig erachtete, sich bei seinen Studien über die Keilschriften und das Avesta, deren Resultate rühmlichst bekannt sind, nicht bloß mit der Grammatik und dem Lexikon der verschiedenen éranischen Dialekte, sondern auch mit der Beschaffenheit des Landes und den Zuständen seiner Bewohner in verschiedenen Zeiten bekannt zu machen. Für ein solches Studium bietet das treffliche Werk Ritters allerdings eine gute Grundlage, aber manche wichtige Detailforschung ist von neueren Reisenden seit dem Erscheinen dieses Werkes bekannt gemacht worden und wird hier zur Vervollständigung des Bildes nachgetragen. Den Gesamteindruck, den die verschiedenartigen Quellen von dem Leben und Treiben einer einzelnen Provinz geben, faßte der Verfasser immer in eine geographische und namentlich ethnographische Skizze zusammen und diese sind sämmtlich in der Zeitschrift „Ausland“ in den Jahren 1858—1863 erschienen; doch haben dieselben vor diesem Wiederabdrucke mannigfache Verbesserungen und Vervollständigungen durch neue wichtige Entdeckungen erfahren.

Außer diesen Betrachtungen über die einzelnen Theile des Landes, enthält das Buch auch eine Anzahl anderer über politische oder culturhistorische Verhältnisse, welche die ganze éranische Nation unmittelbar oder in ihren Folgen betreffen.



Auch von diesen sind die meisten schon in genannter Zeitschrift gedruckt worden, so die Abhandlung über „Dejokés und die Anfänge der medischen Herrschaft“, über die „Regierung des Darius nach den Keilschriften“, und über die „culturhistorische Stellung des alten Irán“; desgleichen der Aufsatz „Awesta und Beda“ d. h. über die Beziehungen der alten Iránier zu den Indern. Dies letztere Verhältnis ist neuester Zeit von der orientalischen Philologie und der Linguistik vielfach erörtert worden und der Umstand veranlaßte wohl den Verfasser, jene Abhandlung für das vorliegende Buch derart umzuarbeiten, daß dieselbe füglich als eine ganz neue Arbeit gelten kann. Die Darstellung der „iránischen Stammverfassung“ erschien zuerst in den Abhandlungen der k. baier. Akademie der Wissenschaften. Neu hinzugekommen sind hier noch „Awesta und Genesis oder die Beziehungen der Iránier zu den Semiten“ und die Abhandlung „Zur neuesten Geschichte des Parthianismus“.

In diesen Aufsätzen sucht der gelehrte Verfasser sich möglichst auf iránischen Standpunkt zu stellen und von diesem aus die Schicksale des Landes zu betrachten. Die einheimischen Quellen: Die Inschriften der Könige der Achämániden, die Bücher des Awesta und das Königsbuch Firdósi's, sind die Grundlagen, auf welche er sich vornehmlich stützt; daran schließen sich die Berichte der Griechen, namentlich des mit den iránischen Quellen so wohl stimmenden Herodot, die uns Spiegel, so zu sagen ins Iránische zurücküberseht. Mit Uebergehung jener Partien, welche manchen unserer Leser aus dem ersten Abdrucke bekannt sein dürften, überblicken wir bloß die Ergebnisse der neu hinzugekommenen Arbeiten.

Was die Beziehungen der alten Iránier zu den Indern anbelangt, zeigt der Verfasser, daß ein großer Theil — wo nicht der größte — der gemeinschaftlichen mythologischen Vorstellungen schon bis in die indogermanische Zeit zurückreicht und auch in den Fällen, wo man dies nicht nachweisen kann, läßt sich ja nicht der sichere Schluß ziehen, daß diese Vorstellungen früher nicht vorhanden waren, denn jene ferne Urzeit ist uns überhaupt nur sehr fragmentarisch überliefert. Was aber die beiden arischen Völker näher aneinander bindet als die Gleichheit des Stoffes, ist die große Aehnlichkeit der Form, in welche die Vorstellungen gegossen sind. Diese Aehnlichkeit der Form nun nöthigt zu der Annahme, daß die beiden arischen Völker nach Abtrennung der übrigen Indogermanen noch eine Zeitlang beisammengeblieben seien und sich gemeinschaftlich entwickelt haben. Hingegen findet sich auch nicht der kleinste Zug, welcher der Annahme Wahrscheinlichkeit verliehe, daß die Iránier die vedische Periode mit den Indern durchlebt hätten, mithin aus den Indern hervorgegangen wären. Wenn wir das beiden Völkern Gemeinschaftliche, sei es in der Sprache, sei es in der Religion, betrachten, so finden wir das Ursprünglichere bald auf der einen, bald auf der anderen Seite. Sollte sich im Ganzen die Ursprünglichkeit öfter auf der indischen Seite finden als auf der iránischen, so wird daraus Niemand den Schluß ziehen wollen, daß die Inder die Voraltern der Iránier seien, so wenig wie man aus der gleichen Thatsache schließen wird, daß die Griechen und Germanen von den Indern abstammen. Daß die Inder

sowohl in Sprache als Mythologie meist das Ursprüngliche anderen Völkern gegenüber erhalten haben, rührt einfach daher, daß ihre Sprache und Litteratur am nächsten an die Urzeit hinaureicht, nicht daher, daß sie das Urvolk selbst sind.

Wer da beweisen wollte, daß die Cränier die vedische Zeit mit durchlebt haben, der müßte Thatfachen beibringen, die sich eben nur aus den Vedas, nicht aus jener Vorzeit erklären lassen. So lange solche Beweise nicht beigebracht sind — und sie sind es bis jetzt nicht — stehen wir auf der schon von Lassen ausgesprochenen Behauptung, daß Veda und Avesta die erste Entwicklungsperiode der getrennten arischen Völker bezeichnen, und daß beide Völker schon lange geschieden waren, ehe diese Werke geschrieben wurden. Doch müssen dieselben jedenfalls früher längere Zeit ein einziges Volk gebildet haben; es ist denkbar, daß sie damals ein anderes Land bewohnt haben als jetzt, es ist aber ebenso denkbar, daß die Bewohner von Crän und die Bewohner des Pentschab (denn dahin müssen wir die ältesten Wohnsitze der Inder verlegen) ein einziges Volk bildeten, ohne den Wohnplatz zu verändern, und daß die östlichen Stämme, in einem ganz verschiedenen Klima wohnend, sich mit der Zeit eigenthümlich ausbildeten und endlich als ein selbstständiges Volk abtrennten. Wann dieß geschehen sei, läßt sich natürlich mit Bestimmtheit nicht mehr angeben, auch ist die Frage nicht von sonderlicher Erheblichkeit; es geschah gewiß vor dem Beginne aller Geschichte und weit früher, als irgend ein Vedahymnus verfaßt wurde. Auch die Cränier müssen nach der Trennung eine Zeitlang sich selbstständig entwickelt haben, ehe Zarathustra auftrat und die gesammten Religionsanschauungen in ein System zusammenfaßte.

In der Frage, wann Zarathustra gelebt habe, giebt es, man mag abendländische oder morgenländische Quellen zu Rathe ziehen, kein anderes Resultat, als daß die Lebenszeit Zarathustra's eine durchaus mythische ist und wir somit seine angenommene Existenz sehr weit hinauf rücken müssen. Auf die Frage, wo Zarathustra zu Hause war, geben die abendländischen Berichte sehr abweichende Auskunft; aus den verwirrten Nachrichten geht jedoch so viel mit Sicherheit hervor, daß nicht nur die meisten Zeugnisse der Alten den Zarathustra nach dem Westen setzen, sondern auch die ältesten. Die Autorität für den ost-cränischen Ursprung Zarathustra's ist eigentlich bloß Ammianus Marcellinus, ein so später Schriftsteller, daß er kaum etwas anderes über Zarathustra hörte, als was wir sonst auch wissen, und dessen Zeugniß eigentlich gar nicht in Betracht kommen kann. Die morgenländischen Quellen sind über diesen Gegenstand weniger uneinig. Der Bundeshesh läßt den Vater des Zarathustra in Airyana-vachsha wohnen, d. h. in der Araxes-Ebene und eben dort auch den Zarathustra zuerst sein Gesetz verkündigen. Diese Angabe stimmt nun auch mit dem Avesta selbst. Spätere Quellen setzen ihn nach Atropatene und geben Ragha als seinen Geburtsort an; aber die Ansicht, daß Zarathustra aus Ost-Crän stamme, ist ihnen vollkommen fremd. Ein indischer Ursprung ist vollends gar nicht bezeugt.

Diese Thatsache bringt uns freilich keine Erklärung über den ursprünglichen Zusammenhang der Cränier und Inder, sie nöthigt uns im Gegentheil das Zu-

sammenleben beider Völker in um so fernere Zeit zurückzuerlegen. Dagegen wirkt sie ein ganz neues Licht auf eine andere Verwandtschaft, welche nicht weniger unzweifelhaft ist. Die Ideen, welche wir in den elf ersten Capiteln der Genesis finden, zeigen eine unverkennbare Verwandtschaft mit Ideen des Avesta, wie dies längst von Männern wie Ewald, Lassen und Renan anerkannt wurde. Es kann diese Verwandtschaft nicht etwa daher kommen, daß die Hebräer Ansichten aus dem Avesta entlehnt hätten, denn die Bekanntschaft derselben mit iranischen Ideen zeigt sich erst seit dem Beginne der Achämenidenherrschaft. Wir sind folglich genöthigt, die Quelle dieser Berührungen in sehr alter Zeit zu suchen und zwar früher, als die Hebräer nach Palästina einwanderten, denn dort ist eine solche Berührung nicht mehr gut denkbar. Der Ausgangspunkt des hebräischen Volkes, auf den seine Geschichte selbst hinweist, ist Haran, welches Land mit Arran, d. i. Miryana-vaedscha, identisch zu sein scheint. Hiemit werden wir auf das Vaterland Zarathustra's geführt, und daß in der That in der Nähe desselben die Grenzen der Indogermanen und Semiten sich sehr enge berühren, zeigen die früheren ethnographischen Untersuchungen des Verfassers.

Es ist somit leicht denkbar, daß Zarathustra semitische Ideen in sein System aufnahm, als auch umgekehrt, daß die Semiten mit zarathustrischen Ideen bekannt werden konnten. Daß wir die uns unter dem Namen des Avesta überlieferten Bücher nicht als unmittelbare Werke Zarathustra's betrachten dürfen, ist erwiesen, doch ist damit nicht gesagt, daß keine zarathustrischen Ideen in denselben enthalten seien. Die Vergleichung mit der Genesis bietet die Möglichkeit, eine Anzahl solcher Ideen auszuscheiden, denn Anschauungen, die sich sowohl im Avesta als in der Genesis finden, müssen unzweifelhaft alt sein. Der Verfasser stellt das vergleichbare Materiale in beiden Büchern nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung sehr anschaulich zusammen. Dahin gehört, wie längst hervorgehoben worden, die den Semiten und Indogermanen gemeinsame Vorstellung, die Dauer der Welt in vier Zeitalter zu vertheilen. Wie ferner das erste Capitel der Genesis die Welt in sechs Tagen geschaffen werden läßt, so setzt das Avesta für die Schöpfung der Welt sechs Schöpfungsperioden, die bald länger, bald kürzer gedacht werden, zusammen aber den Zeitraum eines Jahres ausmachen. Den Gipfelpunkt der Schöpfung nach der einen wie nach der andern Fassung bildet die Schöpfung des Menschen. Wie die hebräische, so enthält auch die iranische Schöpfungsgeschichte die Lehre von dem Falle der ursprünglich gut geschaffenen Urmenschen; wie dort die Schlange, so ist es hier Ahriman mit seinen Dävs, der sie zu üblen Thaten verleitet.

Unverkennbar ist auch die Aehnlichkeit der im zweiten Capitel der Genesis gegebenen Beschreibung des Gartens Eden und seiner Lage mit Anschauungen des Avesta. Die Lage des Paradieses, wie es sich der Hebräer dachte, war besonders durch vier Flüsse charakterisirt, welche von demselben ausgehen. Am genauesten entspricht die Lage von Armenien, doch sind wir nicht an dieses Land selbst gebunden, wir müssen bloß ein nördlich gelegenes Hochland annehmen. Von dem Paradiese

gehen nämlich vier Hauptströme aus in die bewohnte Welt, von denen zwei bestimmt der Euphrat und der Tigris sind, über die beiden anderen, im Grundtexte Pischon und Gihon genannt, schwanken die Ansichten; nach Lassen sind es der Indus und der Drus und dies hat, namentlich was den ersten Fluß betrifft, bei den Erklärern der Genesis vielen Anklang gefunden. Unter dem Gihon versteht Lassen den Drus, und Renan stimmt ihm bei, obwohl er richtig bemerkt, daß man einen Beweis für diese Annahme darin nicht suchen dürfe, daß der Drus noch heute von den Mohamedanern Dschihun genannt wird, denn der Name kann von Juden und Moslemen auf den Drus übertragen worden sein, weil man diesen Fluß für den Gihon der Genesis hielt. Auf alle Fälle wird man außer an den Drus nur an den Tarsartes denken können. Schwierigkeiten machte aber von jeher die Bemerkung, daß der Gihon das Land Kusch umfließe, und das hat ältere wie neuere Erklärer zu der Annahme veranlaßt, daß unter dem Gihon der Nil zu verstehen sei, trotzdem daß dieser Fluß sonst im alten Testamente unter anderen Namen erscheint.

(Schluß folgt.)

### Mährens allgemeine Geschichte.

Im Auftrage des mährischen Landesauschusses dargestellt von Dr. B. Dudik,  
O. S. B. 3. Band. Vom Jahre 1125 bis zum Jahre 1173.

(Brünn 1864. Verlag des mährischen Domesticalsondes. Druck von Georg Gastl.)

J. A. T. Man muß gestehen, daß die österreichische Provinzial- und Specialgeschichtsschreibung angefangen hat, sich des vollen Ernstes ihrer Aufgabe bewußt zu werden. Insbesondere sind es zwei Momente, die einen erfreulichen Fortschritt in dieser Hinsicht charakterisiren, von denen freilich das erste für die Beurtheilung des Verdienstes des Geschichtsschreibers schwerer in die Waagschale fällt, das andere noch immer von der größeren oder kleineren Gunst der Verhältnisse abhängig bleibt und deshalb mehr oder weniger außerhalb der Willenssphäre des Schriftstellers liegt.

Einmal liegt darin ein nicht hoch genug anzuschlagender Fortschritt, daß auch die Specialgeschichtsschreibung begonnen hat aus den engen Kreisen herauszutreten, in die sie früher ein kaum zu ertragender Dilettantismus gebannt hatte, der seine Nahrung aus einer Art Localpatriotismus schöpfte, und in diesem nicht bloß seine Entschuldigung, sondern auch sein Verdienst zu finden glaubte. In erfreulicher Weise hat die Einsicht immer mehr Wurzel gefaßt, daß ein einzelnes Glied sich selbst zu isoliren nicht im Stande ist, daß es in dem Zusammenhange geschichtlicher Erscheinungen und Bildungen sich der durch die ganze Kette laufenden Strömung nicht entziehen kann, durch die es erst seine eigenthümliche Richtung und Gestaltung erhält. Man hat erkannt, daß auch eine noch so sorgfältige Untersuchung, die sich

auf die Erkenntniß der zunächst liegenden Wirkungen beschränkt, ohne in ihre oft tief und entfernt liegenden Ursachen einzudringen, nothwendig zu beschränkten, vielfach einseitigen und unrichtigen Ansichten führen müsse. Wenn man aber angefangen hat sich des innigen Zusammenhanges bewußt zu werden, in dem die Erscheinungen auf dem Felde deutscher Geschichtsforschung unter einander stehen, und frisch und unverzagten Muthes in das große Feld eingetreten ist, auf dem die neuere deutsche Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung ihre großen Resultate für die Erkenntniß und geistige Durchdringung der Vergangenheit gewonnen hat, so ist es andererseits augenscheinlich, daß eine Klärung der Anschauungen in dieser Richtung der Aetibie der Specialforschung eben so wenig Eintrag thut, als sie sie der Verpflichtung enthebt, die Quellen, aus denen sie zunächst die Erkenntniß ihres besonderen Gebietes schöpft, selbst der sorgfältigsten Prüfung zu unterwerfen, und sich so der unentbehrlichsten Grundlage für ihre specielle Aufgabe in ihrem vollen Umfange zu versichern.

Dies führt uns zu dem zweiten Punkte, der übrigens in einem gewissen Grade mit dem von uns bereits berührten zusammenhängt. Er betrifft die kritische Prüfung des vorgefundenen urkundlichen Quellenmaterials und die richtige Methode seiner Benützung, die selbst vorzugsweise dem eigen ist, der sich im Gebiete der deutschen Geschichtsforschung umgesehen und gelernt hat, den richtigen Maßstab an die Quellen zu legen, das Unbrauchbare und Verdächtige auszuscheiden, das Unzweifelhafte und als echt Erkannte zu einem lebensvollen Bilde zu verbinden. Und hier ist es, wo der Geschichtsschreiber eines einzelnen österreichischen Landes oft mit den primitivsten Schwierigkeiten zu kämpfen hat, wo er sich nicht selten erst selbst das nothdürftigste Materiale mühsam zu sammeln genöthigt ist, da die wenigsten Provinzen bisher brauchbare und genügende Urkundensammlungen besitzen.

In dieser Beziehung befindet sich allerdings der Geschichtsschreiber Mährens in einer verhältnißmäßig günstigen Lage. In dem von Boček angelegten, von Chytil und Chlumecy fortgeführten Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae besitzt Mähren eine Urkundensammlung, die wenigstens an Reichhaltigkeit kaum hinter der eines anderen Landes zurücksteht. Es ist zu hoffen, daß das Werk, durch dessen Förderung sich der mährische Landesauschuß ein bleibendes Denkmal gesetzt hat, nachdem es namentlich durch den Eifer des leider zu früh verstorbenen, eben so fleißigen als genialen Chlumecy mit dem siebenten Bande bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts fortgeschritten ist — die letzte datirte Urkunde ist vom 27. December 1349 — auch nach dessen Tode nicht ins Stocken gerathen und seine Fortführung in die rechten Hände gelegt werden wird. Für den Abschluß in der einmal angenommenen Form dürfte sich, wie etwa bei Böhmers „Codex dipl. Mœnofrancofurtanus“ das Jahr 1400 als das geeignetste darstellen.

Allein so reichhaltig auch das darin enthaltene urkundliche Material ist, und eine so willkommene Grundlage für seine Aufgabe der Geschichtsschreiber Mährens auch in ihr vorfand, so wenig war er durch sie des größten und schwierigsten

Theiles seiner Vorarbeiten entheben. Urkunden zu sammeln, sie correct und diplomatisch genau abzuschreiben, chronologisch aneinanderzureihen und in schön ausgestatteten voluminösen Bänden der Oeffentlichkeit zu übergeben, setzt unter Voraussetzung der Gunst der Verhältnisse, die die hinreichenden Geldmittel herbeischafft, allerdings einen großen Eifer, einen emsigen unverdrossenen Fleiß, diplomatische Genauigkeit und archivalische Gewandtheit voraus — Eigenschaften, die recht schätzbar und aner kennenswerth sind. Aber die eigentliche Verwendung des Stoffes für die Geschichtsschreibung, die kritische Würdigung und Sichtung des urkundlichen Materials, die Verbindung der daraus gewonnenen Anschauungen mit einander in ihrem pragmatischen Zusammenhange, die Einfügung derselben in den Causalnexus der sich wechselseitig bedingenden und durchdringenden, durch anderweitige Forschungen an den Tag geförderten Ursachen und Wirkungen, gehört jedenfalls einer höheren Stufe der geistigen Thätigkeit an. Dadurch erprobt sich erst der wahre Beruf, die eigentliche Fähigkeit zu geschichtlichen Forschungen. Der bloße Fleiß, der unverdrossene Eifer reichen hier eben so wenig aus als eine durch viele Uebung gewonnene archivalische Fertigkeit und Gewandtheit. Der Werth dieser geistigen Thätigkeit ist aber um so höher anzuschlagen, wenn, wie bei der mährischen Urkundensammlung in ihren ersten Theilen, die kritische Behandlung beinahe gänzlich abgeht, ja theilweise sogar der Verdacht einer absichtlichen Mystification nicht fern geblieben ist, wenn der Benützer sich vielfach genöthigt sieht, auf die Originalquellen zurückzugehen, um den Abdruck richtig zu stellen und zuweilen trotz des eifrigsten Nachspürens gerade die wichtigsten gar nicht mehr wieder aufzufinden im Stande ist. Da bleibt nun nichts anderes übrig, als Urkunde für Urkunde abermals vorzunehmen, die kritische Sonde an sie anzulegen, mit einem Worte, das Werk recht eigentlich wieder vom Anfang zu beginnen.

Schon daraus ist zu ersehen, wie schwierig sich die Aufgabe des Verfassers der Geschichte Mährens, deren rasche Fortsetzung wir nunmehr zu begrüßen in der Lage sind, gestaltete, und wie seine ganze, durch historische Werke der verschiedensten Art bereits vielfach erprobte geschichtliche Gewandtheit dazu gehörte, um ihr in so befriedigender Weise gerecht zu werden.

Eine Schwierigkeit eigenthümlicher Art lag für den mährischen Geschichtsschreiber in der Beschaffenheit seines Gegenstandes selbst. Mähren war, abgesehen von der ephemeren Dauer des großmährischen Reiches, zu keiner Zeit eine nach außen vollkommen unabhängige politische Existenz zu Theil geworden. Durch lange Zeit ein böhmisches Theilfürstenthum, stand es nach seiner Erhebung zur Markgrafschaft regelmäßig unter den böhmischen Königen. Die Gleichheit der Nationalität und Sprache der ursprünglichen Bewohner, die Aehnlichkeit der Sitten, Anschauungen und Gebräuche, der analoge Gang der inneren Entwicklung, die engen und vielfachen Beziehungen zu dem größeren Nachbarlande Böhmen, alles dies ließ auf den ersten Blick das Unternehmen, wenn nicht als wissenschaftlich unhaltbar, so doch als gewagt erscheinen, die Geschichte Mährens zum Gegenstande einer eigenen wissenschaftlichen Behandlung zu machen, die ihren Schwerpunkt in sich selbst finden

und ihn nicht von außen herbeiziehen soll. Es schien der Ansicht nicht an innerer Berechtigung zu fehlen, die der Geschichte Mährens jede selbstständige Bedeutung absprechen und sie nur als einen Theil der böhmischen Geschichte gelten lassen will. Von diesem Gesichtspunkte aus hatte auch wirklich Palacky die mährische Geschichte aufgefaßt, und seine geschichtliche Darstellung hatte nicht wenig dazu beigetragen, daß sich allmählig auch in unbefangenen Kreisen die Ansicht ausbildete, daß die Geschichte Mährens ganz mit der Böhmens zusammen, oder vielmehr in sie hinein falle.

Wir müssen daher gestehen, daß wir besonders darauf gespannt waren, wie der Herr Verfasser gerade diese Periode, die den größten Theil des vorigen Bandes und den vorliegenden ausfüllt (Mähren als böhmisches Theilfürstenthum 1029 bis 1197), behandeln werde, da in dieser selbst die territoriale Selbstständigkeit und Integrität des Landes ganz in den Hintergrund tritt. Und da scheint es uns, daß es dem Verfasser gelungen sei, auch für diese Zeit, in der er noch überdies häufig mit der Dürftigkeit und selbst der Beschaffenheit der Quellen zu kämpfen hatte, das volle Anrecht seines Gegenstandes auf eine gesonderte Behandlung in ein klares Licht zu stellen. Er stellt jedoch diese Absicht weder tendenziös in den Vordergrund, noch ist er bemüht einen Gesichtspunkt in die Thatsachen hineinzulegen, der nicht in ihnen selbst liegt und sich jedem unbefangenen Leser von selbst aufdrängt — er geht vielmehr streng objectiv und gewissenhaft zu Werke, untersucht ganz unbefangene die Beziehungen und die jedesmalige Stellung beider Länder zu ihren Nachbarstaaten, Polen, Ungarn, Oesterreich und insbesondere zum deutschen Reiche und zum römischen Stuhle und legt es so augenscheinlich an den Tag, daß die Interessen und die Geschicke beider Länder, so häufig sie auch zusammenfielen, im Ganzen und im Großen von einander verschieden waren, und daher nicht mit demselben Maßstab gemessen werden können. So bereitet schon jene frühe Zeit den Antheil vor, den Mähren an der Staatenbildung, die sich im Laufe der Zeit entwickelt hat, durch seine Lage und seine dadurch bedingten Interessen zu nehmen berufen war, und läßt es ahnen, wie gründlich verschieden jene Gestaltung hätte werden müssen, wenn die Geschichte wirklich diesem Lande keine andere Rolle zugewiesen hätte, als unbedingt und willenlos zu jeder Zeit den politischen Interessen Böhmens zu dienen zu stehen.

Damit mußte sich aber auch nothwendig der Gesichtskreis erweitern, den der Verfasser zu beherrschen genöthigt war. Sein Werk tritt dadurch aus dem engen Rahmen der Provinzialgeschichte heraus und erwirbt sich den Anspruch auf ein allgemeines Interesse. Es gestaltet sich in einem gewissen Maße zu einer Geschichte der österreichischen Monarchie selbst, und unterzieht insofern die Geschichte der benachbarten Länder und in erster Linie jene des Nachbarlandes Böhmen einer gründlichen Revision. Ja selbst die gleichzeitige deutsche Geschichte wird in manchen Punkten in Folge der engen Beziehung Mährens zum deutschen Reiche nicht unwesentlich aufgehellert. Daß der Verfasser es aber verstanden hat, dabei mit feinem Tacte die Grenzlinie einzuhalten, die er sich ziehen mußte, um nicht über dem

Allgemeinen seinen concreten Boden zu verlieren, ihn vielmehr stets als den Kernpunkt seiner Untersuchungen im Auge behält, rechnen wir ihm als nicht geringes Verdienst an.

Der uns vorliegende dritte Band umfaßt den Zeitraum vom Jahre 1125 bis 1173 und behandelt die Regierungszeit Herzogs Soběslav I. und Vladislav II. auf ungefähr 29. Bogen. In den im Jahre 1836 erschienenen ersten Bände der Geschichte Böhmens von Palacky wird dieselbe Periode in zwei Capiteln auf 67 Seiten abgehandelt. Wir führen dies nicht nicht deshalb an, um dadurch zu einer Vergleichung mit dem Werke des greisen böhmischen Geschichtsforschers herauszufordern, dem das unbestrittene Verdienst gebührt durch seine Geschichte Böhmens zuerst zu einer wissenschaftlichen Geschichtsschreibung der österreichischen Länder den Anstoß gegeben zu haben, aber es ist immerhin lehrreich und erfreulich, zu sehen, welche große Fortschritte die Geschichtsforschung in einem verhältnißmäßig so kurzen Zeitraum von kaum dreißig Jahren gemacht hat und welche schöne Resultate auf Grund des mittlerweile angewachsenen Quellenapparates der neu erwachte Sinn für die Vergangenheit seither zu Tage gefördert hat.

In das Detail des Werkes einzugehen, kann natürlich nicht die Aufgabe dieser Anzeige sein. Wir fügen nur den Wunsch hinzu, daß es dem Verfasser, der uns von seiner unermüdblichen Arbeitskraft schon so zahlreiche Proben gegeben hat, gezönnt sein möge, mit gleicher Nüstigkeit dasselbe weiter fortzuführen.

Die Nettigkeit, mit der die Buchhandlung Georg Gastl in Brünn das Werk ausgestattet hat, verdient alle Anerkennung.

---

### **P. J. Šafárik's Geschichte der südslavischen Litteratur.**

Aus dessen handschriftlichem Nachlasse herausgegeben von **Joseph Jireček**.  
I. Slovenisches und Glagolitiches Schriftthum.

(Prag 1864. 8. Tempäky.) Angezeigt von Prof. Dr. Kluu.

---

„Die Sprache ist die äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist — und ihr Geist ihre Sprache“ sagte der Sprachfürst Jakob Grimm. Ohne Kenntniß der Sprache und der Litteratur eines Volkes giebt es keine Kenntniß des Volkes selbst, und doch werden nicht selten Urtheile über ein Volk ausgesprochen, das man fast nur vom Hörensagen kennt. Insbesondere sind es die Glieder des slavischen Sprachstammes, über welche nicht selten die wegwerfendsten Urtheile — allerdings von nur Halbgebildeten — gefällt werden, was eben die vollständige Unkenntniß beweist, die über das geistige Leben dieser Stämme herrscht. Am wenigsten dürfen derlei Urtheile in unserm Vaterlande, in Oesterreich, wo so vielerlei Sprachfamilien friedlich neben einander



wohnen sollen, Maß greifen und es ist eine Pflicht, durch Aufklärung und gegenseitige Belehrung die Bekanntschaft der einzelnen Stämme des Reiches unter einander anzubahnen und dadurch gegenseitige Achtung und nachbarliche Freundschaft zu vermitteln. Publicationen, welche die Kenntniß der Sprache und der Litteratur eines österreichischen Volksstammes, möge er was immer für einer Sprachfamilie angehören, zu vermitteln sich bestreben, begrüßen wir also nicht bloß von ihrer wissenschaftlichen Seite; sie sind uns auch politisch nicht bedeutungslos. Denn je mehr die Kenntniß des geistigen Lebens der verschiedenen Völker Oesterreichs ein Gemeingut wird, desto fester schließt sich das Band um die Glieder der großen Familie, desto naturgemäßer entwickelt sich aus der sprachlichen und nationalen Vielheit die geistige, die staatliche Einheit.

Herrschen über den Slavismus im Allgemeinen, trotz der epochemachenden Thätigkeit des berühmten Miklosich, des Grimm der slavischen Sprachgelehrten, auch in Oesterreich noch vielfach sehr unklare, mitunter höchst einseitige Anschauungen, so sind es vorzugsweise die Slowenen, welche einer weit geringeren Beachtung gewürdigt werden, als sie es verdienen. Der Grund davon liegt nicht in einer geringeren Begabung des Volkes, oder im Mangel geistiger Productivität; sondern vielmehr darin, daß die Kenntniß des Lebens und Schaffens, der geistigen Bestrebungen und ihrer Erfolge unseren deutschen Brüdern noch gar nicht dargelegt und beleuchtet worden ist. daß die Slowenen keine Litteraturgeschichte in deutscher oder in einer anderen der großen europäischen Cultursprachen besitzen. Allerdings sind im „Illyrischen Blatte“, in den „Blättern aus Krain“, in den „historischen Mittheilungen aus Krain“, in der „Novice“ u. s. w. zahlreiche, mitunter höchst schätzenswerthe Beiträge veröffentlicht worden; der Verfasser dieser Anzeige hat die bis zum Jahre 1857 reichenden Vorarbeiten zu einem zusammenhängenden Cyklus von Aufsätzen über die Litteraturgeschichte der Slowenen bearbeitet und in der „Russkaja beseda“ (Wien 1857 u. 1858) veröffentlicht; allein in deutscher Sprache existirt eine kritische Beleuchtung der litterarischen Thätigkeit der Slowenen im Allgemeinen bis zur Stunde noch nicht.

Deßhalb begrüßen wir Šafariks „Geschichte der südslavischen Litteratur“, deren erster Band das slowenische und glagolitische Schriftthum behandelt, mit warmem Dank. Der Herausgeber, Ministerialsecretär Jos. Sircsek hat Šafarik durch die Herausgabe von dessen handschriftlichem Nachlasse nicht nur ein würdiges Denkmal gesetzt; sondern sich auch den Dank aller Freunde und Verehrer desselben, das ist aller Slaven, die sich um das geistige Leben ihrer Stammesbrüder interessiren, erworben. Nicht minder willkommen wird der Šafarik'sche „Nachlaß“ den deutschen Sprachgelehrten sein, weil hier die ausführlichen Darstellungen der einzelnen Litteraturen zu seiner im Jahre 1826 erschienenen „Geschichte der slavischen Sprache und Litteratur nach allen Mundarten“, welche gewissermaßen nur eine einleitende Uebersicht ist, geboten werden. Šafarik hatte die Geschichte der Litteratur der Serben, der Croaten, der Illyrier (Dalmatiner), der Slowenen und des glagolitischen Schriftthums vollendet. Namentlich ist der

Litteratur der Serben eine eingehende Darstellung in dem umfangreichen Werke gewidmet. Jeder Theil des Werkes zerfällt in zwei Hauptabschnitte, wovon der erste die Reihenfolge der Schriftsteller mit reichlichen biographischen Nachrichten, nach der Zeitfolge geordnet, — der zweite eine systematische Darstellung der Handschriften und Druckwerke mit Notizen über den Inhalt der einzelnen derselben umfaßt. Beide Abschnitte reichen zwar nicht weiter als bis zum Jahre 1830; allein die ältere Periode ist darin so vollständig behandelt, wie es nur bei Šafaríks gewissenhafter Genauigkeit, bei seiner Vorliebe für Alles, was die Südslaven betrifft, und bei seiner weiten litterarischen Verbindung unter allen südslavischen Stämmen zu erwarten ist. Es wird durch die Veröffentlichung dieses Werkes ein helles Licht über die älteren, vielfach dunklen Litteraturzustände verbreitet. Die Bedeutung dieses Werkes, zu welchem keine namhaften, ja fast keinerlei Vorarbeiten vorlagen, wird nur derjenige zu beurtheilen vermögen, welcher die trostlosen Verhältnisse unter den Südslaven in jener Zeit kennt, in welcher das Werk entstand. Während jetzt die Regierung dafür sorgt, daß jeder eine höhere Bildung anstrebende Nationale in Oesterreich eine ausreichende Kenntniß der Litteratur seines Volkstammes schon in der Schule erlangt; gab es damals selbst unter den gelehrten Slaven äußerst wenige, die sich von der Entwicklung ihres älteren Schriftthums eine bestimmte und übersichtliche Vorstellung zu machen vermochten. Mit vollem Rechte betont Žireček diese Verhältnisse und schildert sie mit Wärme und Klarheit.

Der Herausgeber hat sich von Šafaríks Handschrift nicht entfernt, und die wenigen Berichtigungen sind mehr formeller als sachlicher Natur, mit welchem Verfahren wir uns vollständig einverstanden erklären. Ebenso können wir es nur billigen, daß Žireček im vorliegenden Bande die dermalige, eben so einfache als sichere Schreibweise der Slowenen adoptirt hat, unbekümmert um die Bohoricica. Die glagolitischen Namen und Büchertitel sind mit cyrillischen Buchstaben umschrieben, was gleichfalls das Zweckentsprechendste ist.

Seviel im Allgemeinen über Bedeutung, Anlage und Plan des Werkes.

Was speciell den vorliegenden Band, das „slowenische und glagolitische Schriftthum“, betrifft, so ist die Hauptquelle dafür eine Vorarbeit des gelehrten Čop, Bibliothekars in Laibach, der leider in der Blüthe der Jahre (im Jahre 1835) in der Save am Schlagflusse gestorben ist. Nächst Miklosich sind Kopitar und Čop ohne Frage die bedeutendsten Männer auf dem Gebiete slowenischer Sprache und Litteratur; und da Čop und Kopitar dem gründlichen Forscher Šafarík bei vorliegender Arbeit Beiträge lieferten, so ist deren wissenschaftlicher Werth sicherlich nicht zu unterschätzen. Für die ältere Periode, d. i. bis zum Jahre 1830 enthält dieser Band ungemein Werthvolles; also gerade für die schwierigste Periode. Die Zeit seit 1830 und insbesondere seit 1848 ist allerdings ungleich reicher an litterarischen Producten, doch ist diese bei weitem leichter zu übersehen und zu bewältigen. Namentlich haben Krížek (im „Časopis Musea Království Českého, 1860. Bd. 34, p. 366 sqq.“), die „Novice“, die „histori-

ſchen Mittheilungen aus Krain“, das „Illyriſche Blatt“ u. ſ. w. neſt anderen Publicationen einer Bearbeitung der ſloweniſchen Litteraturbeſtrebungen in der Gegenwart bereits vorgearbeitet. Iſt auch manches in der neuſten Zeit von zweifelhafter oder ſehr geringer Bedeutung, ſo iſt andererseits doch nicht zu beſtreiten, daß auf faſt allen Gebieten litterariſchen Wirkens, in Verſ und Proſa, in naturwiſſenſchaftlicher, hiſtoriſcher und rein philologiſcher Beziehung Arbeiten geliefert worden ſind, welche ein ſehr empfehlendes Zeugniß für die aufſtrebende ſloweniſche Litteratur abgeben und der Beachtung auch unſerer nicht-ſlavischen Mitbürger Deſterreichs würdig ſind. Daß faſt jede Litteratur ihre „Sturm- und Drangperiode“ durchzumachen hat, iſt bekannt; aber iſt einmal der Läuterungsproceß vollzogen, dann iſt der Litteratur auch eines kleinen Sprachſtammes die Berechtigung nicht abzupprechen, einen Einfluß auf die geiſtige Entwicklung der Menſchheit im Allgemeinen auszuüben, an den Ausſprüchen des Areopags der Geiſter mitthätig ſich zu betheiligen.

## Herr Baſſiat-Schulze von Delißſch, der ökonomiſche Julian, oder Capital und Arbeit.

Von Ferdinand Laſalle. Berlin 1864. (Schliezmann.)

Tg. Man thut der vorliegenden Schrift Unrecht, wenn man ſie bloß vom Standpunkte eines volkwirthſchaftlichen Pamphlets beurtheilt. Es iſt das Schickſal der Gothaer, daß ſie, ſo oft ſie ſich von dem ſicheren Hafen, in welchem ſie ſich ihre wechselseitige Unſterblichkeitsaſſecuranz errichtet haben, zu weit hinaus wagen auf das Meer des Lebens, kläglichen Schiſbruch erleiden. Herr Schulze aus Delißſch iſt noch einer der Beſten von ihnen und wir ſind weit entfernt, auch nur ein Precent der Schmähungen zu unterſchreiben, welche Herr Laſalle auch auf ſeinen Charakter häuft, aber etwas von dem Erbthum der Gothaer hat er auch an ſich, und läge es nur darin, daß er ſich für einen organiſatoriſchen Geiſt hält, wie ſie Alle, ſei es nun auf ſtaatllichem, litterariſchem oder wirthſchaftlichem Gebiete. Wenn man das national-ökonomiſche Philiſterium in ein System bringt, ſo hat das auch ſeine Verdienſte und theilweiſe ſehr praktiſche und unmittelbare Verdienſte, nur hat man ſich zu hüten dies für etwas Weltbewegendes und ganz Erſtaunliches anzusehen. Dies naive Erſtaunen über ſich ſelbſt, die Bewunderung der eigenen Leiſtungen und noch mehr des eigenen Willens iſt eine ganz ſpeciſiſche Eigenſchaft der „Edelſten und Beſten“ der deutſchen Nation.

Daß eine ſo radicale und rückſichtsloſe Natur, wie die des Herrn Laſalle, nicht eben mit ſchonender Hand in den „wirthſchaftlichen und ökonomiſchen Mob“ gefahren iſt, wie ſeinerzeit in den litterariſchen, verſteht ſich von ſelbſt und iſt

Alles in Allem genommen eigentlich bedauernswerth. Dies politische und literarische Raufboldweien — Herr Lasalle könnte die Erfahrung nachgerade gemacht haben — schadet entschieden mehr als es nützt. Daß Herr Schulze abhängig ist von Bastiat'schen Theorien, hätte sich sicher mit geringeren Invectiven, wenn auch allerdings nicht leicht schlüssiger und beweiskräftiger sagen lassen, und daß man falsche Ansichten über das Wesen der Arbeit, des Capitals, über Tausch, Werth und freie Concurrenz hat, berechtigt den Gegner noch nicht, die Feder in den ganzen Schmutz persönlicher Angriffe zu tauchen. Zum Ueberflusse traut sich Herr Lasalle entschieden zu viel zu, wenn er meint, so ohne weiters die Nation aus ihrem national-ökonomischen Schlafe gerüttelt zu haben. Er mag jede Zeile die er schreibt, schreiben „bewaffnet mit der ganzen Bildung seines Jahrhunderts“ (Seite 241), er ist aber sehr im Irrthum wenn er meint, auch nur zum überwiegenden Theile populär schreiben zu können. Man beurtheile beispielsweise folgenden Satz aus dem „System der erworbenen Rechte“ (I., 264), den er selbst als das Programm eines systematischen national-ökonomischen Werkes bezeichnet:

„In socialer Beziehung steht die Welt an der Frage, ob heute, wo es kein Eigenthum an der unmittelbaren Benützbareit eines andern Menschen mehr giebt, ein solches auf seine mittelbare Ausbeutung mehr existiren solle, d. h. gründlich: ob die freie Bethätigung und Entwicklung der eigenen Arbeitskraft ausschließliches Privateigenthum des Besizers von Arbeitssubstrat und Arbeitsverschuß (Capital) sein, und ob folgerweise dem Unternehmen als solchem und abgesehen von der Remuneration seiner etwaigen geistigen Arbeit, ein Eigenthum an fremdem Arbeitswerth (Capitalprämie, Capitalprofit, der sich bildet durch die Differenz zwischen dem Verkaufspreis des Productes und der Summe der Löhne und Vergütungen sämtlicher auch geistiger Arbeiten, die in irgend welcher Weise zum Zustandekommen des Productes beigetragen haben) zustehen solle.“

Die Unterjochung dieses Satzes ist bekanntlich der Angelpunkt der Lasalle'schen Doctrin, seine radicale Beantwortung der Angelpunkt der Lasalle'schen Agitation, wir fragen aber, ob er seiner Fassung nach auch nur entfernt geeignet ist, die Nation aus ihrem national-ökonomischen Schlafe aufzurütteln?

Vortreflich sind zum großen Theile die theoretischen Ausführungen Lasalle's, namentlich Alles, was er gegen den Mißbrauch, alle national-ökonomischen Begriffe auf den Tauschbegriff zurückzuführen, vorbringt. Ein Theil seiner Einwendungen und Beispiele gegen den Satz des Herrn Schulze, daß jeder „die gewonnenen Producte, die er nicht selber für sich gebraucht, im Austausch gegen die Producte des Andern hingiebt“, möge hier zugleich als Probe des skurilen Lasalle'schen Humors seine Stelle finden.

„Haben Sie denn gar keine Ahnung davon“, ruft Herr Lasalle aus, „daß sich die heutige gesellschaftliche Arbeit gerade dadurch charakterisirt, daß Jeder das producirt, was er für sich selbst nicht gebrauchen kann? haben sie gar keine Ahnung davon, daß dies seit der großen Industrie so sein muß, daß hierin die Form und das Wesen der heutigen Arbeit liegt, und daß ohne die schärfste Festhaltung dieses

Punktes keine einzige Seite unserer heutigen ökonomischen Zustände, keine einzige unserer heutigen ökonomischen Erscheinungen begriffen werden kann?"

„Nach Ihnen producirt also Herr Leonor Reichenheim auf Wüste-Giersdorf zunächst das Baumwollgarn, das er für sich gebraucht. Den Ueberichuß desselben, den ihm seine Töchter nicht mehr zu Strümpfen und Nachtjaken verarbeiten können, tauscht er aus.“

„Herr Borzig producirt zunächst Maschinen für seinen Familienbedarf. Die überschüssigen Maschinen verkauft er dann.“

„Die Trauermode-magazine arbeiten vorsorglich für die Todesfälle in der eigenen Familie Was dann, indem diese zu spärlich ausfallen, an Trauerstoffen noch übrig bleibt, tauschen sie aus.“

„Herr Wolff, der Eigenthümer des Telegraphenbureau läßt zunächst die Depeschen zu seiner eigenen Belehrung und seinem Vergnügen kommen. Was dann, nachdem er sich hinreichend an ihnen gesättigt, noch übrig bleibt, tauscht er mit den Börsenwölfen und Zeitungsredactionen aus, die ihm dazugegen mit ihren überschüssigen Zeitungscorrespondenzen und Actien aufwarten!“

„Und bis ins Handwerk hinein ist es wahr geworden, daß Jeder das producirt, was er nicht braucht. Moses & Son, die gewaltigen Kleiderhändler der Londoner City, beziehen wahrscheinlich die Röcke, die sie selbst tragen, von irgend einem fashionablen Schneider des Westends, während dieser selbe Schneider, dessen Arbeitszeit, Namen und Facon man zu einem ganz anders hohen Preise bezahlt, eben deshalb sehr ökonomisch handeln würde, seinen Rock bei Moses & Son zu kaufen.“

In der Form, in welcher Lasalle hier den Unterschied zwischen Tausch- und Nutzwert auseinandersetzt, ist das ganze Buch geschrieben. Man vergleiche namentlich die werthvollste Partie desselben, in welcher von der objectiven Analyse des Capitals und den Productiv-Associationen gehandelt ist. Bezüglich des letzten Punktes wird auch manches Positive entwickelt, obwohl wir dem eigentlichen Programme Lasalle's nicht näher treten und einem bestimmten Vorschlage (wir sehen ab vom Arbeiterverein), in welcher Weise der Satz durchgeführt werden soll, daß den Arbeitern außer dem Arbeitslohne auch der Unternehmergewinn zugemittelt werde, noch immer nicht begegnen.

Diese Notizen wären übrigens gänzlich unvollständig, wollten wir nicht auch des Schlußcapitels erwähnen, in welchem die von der Lasalle'schen Agitation her bekannten Gegenläge zwischen Bourgeoisstand und Arbeiterstand neuerdings und zum Theil mit großer Schärfe und rhetorischem Aufwand ins Treffen geführt werden. Es ist hervorgehoben worden, wie nahe hier die Anschauungen Lasalle's mit denen der feudalen Reaction zusammenfallen. In der That hat Herr Lasalle in den Declamationen gegen die Bourgeois schon an Stahl (vgl. „Die gegenwärtigen Parteien in Staat und Kirche“) seinen Bastiat gefunden. Nun wollen wir allerdings nicht läugnen, daß manches Bedenkliche in unserem staatlichen Leben mit einseitigen Strebungen der Bourgeoisie zusammenhängt, und die Sprache hat das

klar genug angedeutet, wenn sie das französische Wort dem deutschen Bürgerthum gegenüberstellt. Aber was man auch sagen mag, der Gegensatz zwischen dem Arbeiterstand und Bürgerthum ist zur Stunde in Deutschland noch ein fingirter und wir hoffen, er wird es bleiben. Man hat den deutschen Mittelstand mit vollem Rechte als die Blüthe des Arbeiterstandes bezeichnet, und dies Verhältniß wird sich nicht ändern, wenn auch das wirklich Wichtige an den Casalle'schen Problemen verwirklicht und die unbedingte Herrschaft des Capitals in der Hand des Einzelnen gebrochen sein wird.

## Die Feuersbrünste in und um Wien im Jahre 1863.

G. Der unbefangene Leser fühlt sich beim Anblick von Ziffern, die sich in horizontaler oder verticaler Ausdehnung aneinanderreihen, von einem geheimen Schrecken befallen. Da muß denn die Ziffer sich in das weitfaltige Gewand der Beisprechung kleiden, um sich jene Geltung zu verschaffen, auf welche sie von rechts wegen, vom thatsächlichen Standpunkt schon an und für sich das höchste Anrecht hatte.

Und so wollen wir es versuchen, die Statistik der Feuersbrünste zu deren Dämpfung in und um Wien die städtische Feuerwehr ausdrückte, in einer genießbaren Form zu geben. Vor Allem fällt die bedeutende Zunahme der Brände in Wien selbst gegen das Vorjahr auf; man zählte deren 174 gegen 102 im Jahre 1862. Die Ursache jener Zunahme ist heute ebensowenig ermittelt, wie die mancher anderer Erscheinungen; doch ist es bemerkenswerth, daß die Rauchfangfeuer die größte, nämlich mehr als die doppelte Vermehrung gegen das Vorjahr zeigten denn sie hatten 1862 nur die Ziffer von 48 erreicht und betrug 1863 99; die verhältnißmäßig stärkste Zunahme geben hier die Kellerfeuer (10 und 6), dann kommen Dachfeuer (25 und 15), Magazin- und Stallfeuer (14 und 11) u. s. f. Annähernd dieselben Ziffern finden wir aber für die Zimmerfeuer (19 und 18) als Beweis, daß die Unvorsichtigkeit der Hausleute nahezu in jedem Jahre dieselbe bleibt. Sedenfalls ist aber die mächtige Zunahme der Rauchfangfeuer aller Beachtung werth, denn sie deutet bei der von Jahr zu Jahr zunehmenden Consumtion der Steinkohle als Feuerungsmateriale entweder auf einen Zusammenhang zwischen diesen beiden Thatsachen oder aber auf unzureichende Reinigung der betreffenden Rauchfänge; in der Bauart der Kamine ist diese nachhaltende Zunahme aber wohl kaum zu suchen, denn es ist keine Ursache anzunehmen, warum die schlechte Confection der Schote sich gegen das Vorjahr in so eminenten Weise geltend machen sollte; daß es aber zumal ältere, nach einem älteren Systeme gebaute Häuser sind, in denen Dachfeuer am häufigsten vorkommen, dafür spricht der Umstand, daß 1863

so wie 1862 die innere Stadt die meisten Schadenfeuer dieser Kategorie zählte; am häufigsten wurden selbe in den Monaten November, December und Jänner (44mal), am seltensten (3mal) im August beobachtet, was sich begreift, wenn man die Temperaturverhältnisse jenes Vierteljahres mit dem daraus erwachsenden Bedürfniß nach Wärme zusammenhält. Interessant ist der Umstand, daß unter 18 Feuer in der Umgebung 1, unter 174 in der Stadt aber 99 Rauchfangfeuer beobachtet wurden.

Unter 100 Rauchfangfeuer kamen 61 bei Tag, 39 bei Nacht vor. Der Thürmer zeigte deren nur 21-, Andere aber 79mal an.

Es ist ein ganz anderes Gefühl, am lichten Tage die Züge fest und fröhlich dareinsiehender Löschmänner im raschen Fluge an sich vorbeifahren zu sehen und über allfällige Anfrage sofort zu erfahren, daß es in einem anderen Stadttheile brenne, als in dem, welchen man eben bewohnt, oder aber in der Nacht aufgeschreckt zu werden durch die Töne des Signalhorns, welche sich mit den Klage-lauten der vom Thurme rufenden Glocken vermischen, und von diesem Standpunkte wird es wohl jeden Wiener interessiren, zu erfahren, daß unter den 174 hier in Wien angemeldeten Feuersbrünsten 102 bei Tage und 72 bei Nacht vorkamen.

Wenn aber auch die in Wien bei Tag vorkommenden Feuersbrünste häufiger waren, galt dies doch nicht auch von der Umgebung; dort kamen nämlich 8 Tag- gegen 10 Nachfeuer vor, und in dem Umstande, daß dort 88 pCt. (in Wien nur 14 pCt.) Dachfeuer vorkamen, liegt im Vereine mit den oben erwähnten häufigeren nächtlichen die hohe Wahrscheinlichkeit, daß es sich dort verhältnißmäßig häufiger um Brandlegungen handle.

Aber auch in Wien selbst waren Zimmerfeuer häufiger bei Nacht als bei Tag (12 und 7), was sich durch das Moment der Beleuchtung begreift, und in der Thatfache, daß in den Monaten November bis Mai nur 6-, in den anderen aber, in denen nicht geheizt wird, 13mal Zimmerfeuer angezeigt wurden, liegt eine Andeutung für die Grundhaltigkeit jener Annahme.

Die räumlichen Verhältnisse anlangend, wurden die meisten Brände aus der inneren Stadt gemeldet, nämlich 54, darunter 36 Rauchfangfeuer — hierauf folgte der Bezirk Leopoldstadt mit 28, Josephstadt mit 22, Landstraße mit 18, Neubau mit 16, Alsergrund mit 12, Wieden mit 10, Mariahilf mit 9 und Margarethen mit nur 5 Feuersbrünsten,

Was die Art der Brände betrifft, zählte man hier 99 Rauchfang-, 19 Zimmer-, 25 Dach-, 10 Keller-, 14 Stall- und Magazin-, 7 andere Feuer. Für alle Brände, mit Ausnahme der letztgenannten, gab die innere Stadt die absolut höchsten Zahlen.

Es erscheint nun von Interesse, die Häufigkeit dieses Elementarereignisses mit Bezug auf die Vertheilung in den einzelnen Monaten des Jahres der Untersuchung zu unterziehen.

Von den 192 Feuern, welche in und um Wien in den 12 Monaten des Jahres 1863 zur Behandlung kamen, wurden 27 im November, 26 im December,

19 im Juli, im Mai und September je 18, im Jänner 17, im August 16, im Juni 15, im Februar und März je 10, im April und October je 8 angezeigt, demnach die meisten (70) in den 3 Monaten November, December und Jänner; unter den 55 Bränden im Mai, Juli und September waren 18 Dachfeuer, was sich bei der ausnehmenden Dürre und Trockenheit des letzten Sommers verhältnißmäßig leicht begreift.

Die nächste Beachtung verdient die Art der Anzeige, denn es erhellt daraus, inwiefern die Feuerlöschcommission des Gemeinderathes vollkommen berechtigt war, diesem Momente ihre volle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es kamen von den 192 angezeigten Feuern 49, darunter 27 Dach- und 19 Rauchfangfeuer und 3 andere Brände durch den Thürmer, die übrigen von anderer Seite zur Meldung; und wird es bei der Höhe mancher Häuser, welche die freie Einsicht in die einzelnen Parcellen behindern, begreiflich, daß ein Individuum vom Centrum der Stadt lange nicht alle betreffenden Vorkommnisse übersehen kann.

Die Besorgniß, durch ein Uebermaß von Gründlichkeit langweilig zu werden, hält uns ab, in weitere Details einzugehen, und wir fühlen uns dem Leser schon jetzt verpflichtet, wenn er die gedachten Daten seiner Aufmerksamkeit gewürdigt — sie haben aber, so trocken sie auch für den ersten Augenblick erscheinen, eine hohe praktische Bedeutung für Alle, die sich für solche Fragen interessieren, und die Kenntniß solcher Thatfachen liefert den werthvollsten Stoff für ein rationelles Versicherungsweisen.

Wir knüpfen an diese Mittheilung die Angaben einiger Verhältnisse der Berliner städtischen Feuer Societät, die insofern auch für uns Wiener einiges Interesse bieten, als die Rede davon war, auch hier ein ähnliches Institut zu gründen. Ende October 1850 betrug der Werth der dort versicherten Gebäude in runder Summe 128, 1860 aber 163 Mill. Thaler, was einer Zunahme von 27 pCt. entspricht. Es wurden dort für 705 Brandschäden in runder Summe 723.000 Thlr. verausgabt und kamen auf je 100 Thlr. Versicherungswert nur 18½ Pfennige Auslagen.

---

H. T. In gelehrten Kreisen war bereits seit längerer Zeit bekannt, daß Herr S. Bahn, Archivar des Joanneums das Glück hatte, in einer Handschrift der Grazer Universitätsbibliothek das Original des sogenannten Anonymus Leobensis aufzufinden. Das Verhältniß dieser Quelle, wie sie aus dem Abdrucke des H. Pez bekannt war zu den verschiedenen Fortsetzungen des Martinus Polonus und zu dem vorzüglichen Werke des Abtes Johann v. Viktring, war selbst einem so eminenten Forscher, wie Böhmer, unbestimmt und unklar geblieben; der neuen Entdeckung war es vorbehalten, Licht über diese dunklen und verworrenen Beziehungen zu verbreiten. Herr Bahn hat in einer äußerst gründlichen Arbeit alle mit dem Anonymus verwandten Quellen einer eingehenden Vergleichung unterzogen, und ist dadurch zu sehr glücklichen Resultaten gelangt, die man in dem 1. Jahrgang (1864) der „Beiträge für Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen“ nachlesen mag. Sein Versprechen, „den chronistischen Kern des wahren A. L. zu veröffentlichen“, hoffen wir bald in Erfüllung gehen zu sehen. — In denselben Beiträgen finden wir auch von dem Herrn Archivbeamten M. Danglerl eine Biogra-



phische Arbeit über den Johann Manesdorfer (starb um 1490), einen gebornen Wiener, der als Syndicus des Stiftes St. Lambrecht in Steiermark durch die Sammlung und Erhaltung der interessanten Urkunden dieses Klosters und durch eigene historische Aufzeichnungen sich nicht unbedeutende Verdienste um die Geschichtsforschung erworben hat. Beide Abhandlungen sind auch in Separatabdrücken erschienen.

\* Der Tiroler Landtag hat auf die Dauer von drei Jahren eine Subvention von 400 fl. zur Herausgabe einer „Zeitschrift für Geschichte und Alterthumskunde Tirols“ angewiesen. Den Plan hierzu haben die Professoren Dr. A. Huber und Dr. Zingerle, D. Schönherr, Redacteur der Volks- und Schützenzeitung, P. S. Padurner und Lehrer S. Dürig ausgearbeitet und die Herausgabe der Zeitschrift die Wagner'sche Buchhandlung übernehmen. Es ist Aussicht vorhanden, daß das erste Heft dieses Jahrganges in kürzester Zeit erscheint. Dasselbe wird einen eingehenden Aufsatz von Padurner über den Einfall der Schmalkaldner in Tirol im Jahre 1546, einen Aufsatz von Schönherr über tirolische Kunstgeschichte im XVI. Jahrhundert und kleinere Beiträge und Notizen enthalten.

\* Im Jahre 1858 hatte die Gelehrten-Gesellschaft in Krakau einen Concurs auf eine populäre Darstellung der Rechtsgrundzüge und Verordnungen über Erblastungen, Testamente und Schenkungen in Oesterreich, Rußland, Preußen, Königreich Polen und der früheren Freistadt Krakau ausgeschrieben. In der Sectionssitzung vom 2. Mai wurde einer über diese Frage eingelangten Abhandlung aus dem V. Siemienski'schen Fonds der Preis von 2000 fl. zuerkannt. Der Name des Verfassers derselben ist in der „Krakauer Zeitung“, welcher wir diese Nachricht entnehmen, nicht bekanntgegeben.

\* Das in Prag tagende Comité für die naturwissenschaftliche Durchforschung von Böhmen, bestehend aus Mitgliedern der naturwissenschaftlichen Section des böhmischen Landesmuseums und der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft hat seine Verathungen über die Feststellung des Planes genehmigt. Nach einer nochmaligen sorgfältigen Prüfung des letzteren wurde als jährliches Erforderniß eine Summe von circa 6000 fl. festgesetzt, wovon auf die Durchforschungsarbeiten 3900 fl., auf die Redaction des Berichtes, Zeichnung der Karten, Correspondenz und kleinere Ausgaben 900 fl., auf die Drucklegung 1200 fl. entfallen würden. Die Arbeiten des Comité sind nachfolgende: a. die topographische Aufnahme des Landes (circa 900 fl. jährlich); b. die geologisch-agronomische Aufnahme (circa 900 fl.); c. die botanische Durchforschung (400 fl.); d. die zoologische Durchforschung (circa 400 fl.); e. die meteorologische Durchforschung (600 fl. und für die erste Einrichtung der Stationen 1000 fl.); f. die chemische Untersuchung (circa 700 fl.). — Die Beendigung der Arbeiten soll innerhalb 12 bis 15 Jahren erfolgen.

\* „Viribus unitis.“ Unter diesem Titel ist im eigenen Verlage des Verfassers, eines k. k. Militärbeamten, in Sicin joeben ein Werkchen erschienen, welches keinen geringeren Zweck verfolgt, als ein Project vorzuschlagen und anzuempfehlen, durch dessen Durchführung die Bestreitung des österr. Militärbudgets aus den eigenen Einkünften der k. k. Armee erzielt werden soll. In kurzem beruht der gutgemeinte Vorschlag darauf, daß für die gesammte zum Kriegsdienst verpflichtete Jugend (welche sich, bis zum 21. Lebensjahre gerechnet, bei welchem nach des Verfassers Absicht die Stellungspflicht einzutreten hätte, auf etwa acht Millionen Köpfe belaufen dürfte) eine nach fünf verschiedenen Vermögensclassen zu bemessende Befreiungsgebühr eingeführt würde, welche später auch in 42 halbjährigen Raten von der Geburt bis zum vollendeten 21. Lebensjahre entrichtet werden könnte.

\* Ein interessantes Prachtwerk, welches seine Entstehung dem hohen deutschen Orden oder vielmehr seinem gegenwärtigen Hoch- und Deutschmeister verdankt, wird demnächst die Presse verlassen. Es war früher so die Sitte im deutschen Orden, daß ein neuerwähltes Oberhaupt den Antritt seiner Regierung durch irgend eine kühne Kriegsthat oder einen bedeutungsvollen politischen Act kundbar machte. Diese Zeiten sind für die Welt und so auch für den Orden längst vorbei. Wer zur Erinnerung an einen großen Moment ein im Andenken der Menschen bleibendes Denkmal stiften will, muß heute eine That des Geistes verrichten, nicht des Schwertes. In richtiger Würdigung dessen, hat der neuerwählte Hoch- und Deutschmeister, Se. kais. Hoheit Erzherzog Wilhelm, bei dem Antritt seiner Würde die Herausgabe eines kunst-litterarischen Wertes befohlen, welches für den feierlichen Tag seiner Inthronisation ein ewiges Gedenkzeichen, ihm und dem Orden zur Ehre gereiche und zugleich der Welt nützlich sei. Es existirt nämlich schon seit ein paar Jahrhunderten im Ordenshaus ein reicher Schatz kostbarer Geräthe und Gefäße, welche sowohl in Beziehung auf den Kunstwerth wie auf ihre Herkunft und Geschichte von höchstem Interesse sind. Se. kais. Hoheit hat nun die Herausgabe dieses Schatzes in Bild und Text beschlossen und mit derselben den bekannten Historiker Prof. Dudik betraut. Dudik ist zugleich ein Kenner aller europäischen Museen und Sammlungen, so daß also der gewiegte Geschichtsforscher von der nöthigen künstlerischen Sachkenntniß, die gerade bei solchen Gegenständen selten ist, unterstützt wird. Demnach wird also das Werk — in dessen bereits vollendetes Manuscript uns die Einsicht freundlichst gestattet war — nicht bloß die geschichtlichen aus den archivalischen Quellen entnommenen Daten über Herkunft, Schicksale und Besitzer bringen, sondern auch das Verständniß ihres Kunstwerthes erschließen; culturgeschichtliche Seitenblicke auf alle betreffenden Zweige vergangener kunstindustrieller Thätigkeit werden das Interesse des Wertes noch erweitern. 60 Photographieen von Wejelsky, bereits sämmtlich fertig, enthalten die Abbildungen; der Text, der ebenfalls schon im Druck vorgeschritten ist, wird etwa 200 Folioblätter umfassen. — Wir fügen noch die Bemerkung hinzu, daß dieser Schatz des deutschen Ordens im k. k. österr. Museum für Kunst und Industrie ausgestellt sein wird.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Es giebt zu traurigen Betrachtungen Anlaß, wenn wir die geringe Ausbeute mustern, welche die jüngst vergangenen drei Wochen für den heutigen Bericht bieten. Wirklich, seit vielen Jahren erinnern wir uns nicht einer so anhaltenden Stille und eines so großen Mangels an Unternehmungslust, wie sie gegenwärtig auf dem deutschen Büchermarkt herrscht. Mehr als ein Drittel des laufenden Jahres ist vergangen, und wie wenig wichtigere Erscheinungen finden wir in der Bibliographie dieser Monate. Fast alle bewährten Verlagshandlungen, die sonst regelmäßig zu Ostern mit einer Anzahl neuer Erscheinungen den Markt bezogen, haben dies Jahr noch nichts von sich hören lassen. Wir fürchten diese traurige Lage des deutschen Buchhandels ist nicht allein aus den Zeitverhältnissen zu erklären, sondern wir möchten in ihr den Anfang einer Krisis erblicken, hervorgerufen durch das Mißverhältniß, in dem seit Jahren die litterarische Production zu der Consumption steht. Man giebt sich hierüber vielfach Täuschungen hin; wer aber die Zustände des deutschen Buchhandels im Vergleich mit Frankreich und England kennt, wird bald erfahren, daß das deutsche gebildete Publicum, das Volk der Dichter und Denker, die Werke seiner Dichter und Denker verhältnißmäßig wenig liest und noch weniger kauft.

Der Beispiele hiezu bieten sich nur allzuviel; Werke mit den besten Namen an der Spitze bleiben trotz aller Empfehlungen dem unglücklichen Verleger wie Blei auf

dem Lager liegen. So ist es, um nur ein Beispiel anzuführen, dem im Sommer vorigen Jahres erschienenen „Briefwechsel Goethe's und Karl Augusts“ ergangen. Zugegeben auch, daß er die hochgespannten Erwartungen wenig befriedigt hat, so hätte er doch als das Denkmal der folgereichen, langjährigen Verbindung zwischen Deutschlands größtem Dichter und seinem fürstlichen Freunde eine bessere Aufnahme verdient.

Wir beginnen unsern Bericht mit einigen Erzeugnissen des inländischen Buchhandels, auf welche wir zum Theile noch ausführlich zurückkommen werden. Es sind außer dem schon angezeigten zweiten Band von Arnet's trefflichem Werke: „Maria Theresia's erste Regierungsjahre“, die Fortsetzung von Fröbels Werk: „Die Theorie der Politik, als Ergebnis einer erneuerten Prüfung demokratischer Lehrmeinungen“, dessen Inhalt („die Thatfachen der Natur, der Geschichte und der gegenwärtigen Weltlage, als Bedingungen und Beweggründe der Politik“) sich vielfach mit der Erörterung politischer Fragen, welche noch heute auf der Tagesordnung stehen, befaßt.

Als nachträgliche Festgabe zur Jubelfeier der Vereinigung Tirols mit Oesterreich, hat, wie gleichfalls schon erwähnt wurde, Professor Huber in Innsbruck eine Geschichte dieser Begebenheit und ihrer Zeit erscheinen lassen, die zu den besten Arbeiten der österreichischen Specialgeschichte zählen wird. Fast die Hälfte des Bandes nimmt der Abdruck zahlreicher Urkunden aus den Archiven zu Innsbruck, Graz u. ein. Eine andere litterarische Gabe aus Tirol liegt uns vor in den „Briefen aus Rom von Dr. Alois Flor, herausgegeben von Ludw. Rapp“. Dies Werkchen, schon vor einiger Zeit erschienen, tragen wir hier um so lieber nach, als von verschiedenen Seiten, namentlich in einer ausführlichen Besprechung in der „Augsburger allgem. Zeitung“ auf den höchst interessanten Inhalt dieser Correspondenzen hingewiesen worden ist.

Der im Jahre 1859 verstorbene Markgraf Wilhelm von Baden hat in seinem Nachlasse umfangreiche Aufzeichnungen aus seinem vielbewegten Leben hinterlassen und mit ihrer Veröffentlichung den kais. Generallieutenant Freiherrn von Röder-Diersburg beauftragt. Der rein militärische Theil derselben, über die Feldzüge von 1809 bis 1815 erschien jetzt als Verläufer eines umfassenden Lebensbildes des Markgrafen, welcher den übrigen Theil der hinterlassenen Memoiren enthalten soll.

Ueber die internationale Kunstausstellung in München vom Jahre 1863 erschien von G. Wittmer als Beitrag zur neuern Geschichte der Malerei ein Bericht, auf den ausführlich zurückzukommen wir uns vorbehalten.

## Sitzungsberichte.

### Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 27. April 1864.

Der Commission für Herausgabe österreichischer Reichthümer sind zugekommen:

a. Durch den löbl. Landesauschuß von Tirol, ein Schreiben aus Hall über in den dortigen Archiven befindliche darauf bezügliche Urkunden;

b. von dem hochw. Abte von Rein Anzeige, daß in dem Archive der Herrschaft Pfannberg bei Fronleiten und in dem Stiftsarchive von Rein sich Panthaidingen aus dem 16. und 17. Jahrhundert vorfinden, deren Einsendung angeboten wird;

c. von dem Vorstande der landesfürstl. Stadt Bruck a. d. Leitha, Bericht über in der dortigen Registratur befindliche Urkunden, nebst Einsendung von vier Originalien;

d. von der fürstl. Auerberg'schen Güterverwaltung zu Fosensteinleiten in Ober-Oesterreich, zwei Urbarien im Original, worin Panthaidingen vorkommen:

e. von der Cameraldirection des Fürst-Bischofs von Breslau zu Johannesberg (im östereichischen Schlesien), Anzeige, daß, und warum die Nachforschungen nach derartigen Documenten in den dortigen Archiven und Registraturen fruchtlos geblieben seien.

Dann wird der Classe vorgelegt ein von Herrn Regierungsrath Hiller in Handschrift hinterlassenes Werk: „Zeittafeln für Geschichte und Numismalik“.

Herr Prof. Miklosich legt vor für die Denkschriften seine Abhandlung: „Ueber die Ortsnamen aus Personennamen im Slavischen“.

Das w. M. Prof. Dr. Siegel legt vor eine ihm von Prof. Maassen in Graz überjandte Abhandlung: „Bobbicner Excerpte des römischen Rechtes“.

In einer aus Bobbio stammenden Handschrift der Mailänder Ambrosiana aus dem 10. Jahrhundert ist eine kleine Sammlung des römischen Rechtes enthalten, die, wie die *lex romana canonice compta*, für den kirchlichen Gebrauch verfaßt, aber von ihr unabhängig ist. Bemüht sind der Coder Justinians und, vorwiegend, Julians Novellenauszug. Die Stellen sind wörtlich übertragen. Andere Spuren der Selbstthätigkeit des Verfassers, als die Bildung einiger Rubriken und die Auswahl und Anordnung der Capitel, finden sich nicht. Die Abfassung fällt nicht nach dem 9. Jahrhundert. Das Vaterland ist Italien.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe  
vom 28. April 1864.

Das h. Curaterium übermittelt, mit Zuschrift vom 26. April, in Folge des von der k. Akademie der Wissenschaften gestellten Ansuchens, den für das correspondirende Mitglied Herrn Prof. Dr. Karl Peters in Absicht auf seine bevorstehende wissenschaftliche Bereisung der Debrudscha und der östlichen Balkangegenden erwirkten großherrlichen فرمان an die betreffenden türkischen Landesbehörden nebst vier gleichlautenden Empfehlungsschreiben des Groß-Beziers an die Statthalter von Rustschuk, Kultscha, Barna und Widdin im Original und in Uebersetzung, sowie ein offenes Vorschreiben des k. k. Ministeriums des kaiserlichen Hauses und des Aeußern an die k. k. Consularämter in Bulgarien.

Das wirkliche Mitglied Herr Hofrath W. Haidinger berichtet über einen Meteorfall, welcher am 10. December 1863, — drei Tage nach dem Falle von Tourinnes-la-Grosse — bei Tilly in der Nachbarschaft von Trapezunt stattgefunden. Der Herr Berichterstatter äußert sich hierbei wie folgt:

Herr Director Julius Schmidt in Athen hatte die erste Nachricht mitgetheilt; Herr Director Hörnes gewann die wohlwollende Fürsorge des Herrn k. k. Internuntius Freiherrn von Prokeß-Dsten in Constantinopel, ich wirkte gleichzeitig durch die zuvorkommende Vermittlung der Herren k. k. Regimentsarzt Dr. Franz Schwarz in Pera und k. k. Consul C. Dragorich in Trapezunt. Das Phänomen fand um 3 Uhr Morgens statt, mit dem furchtbarsten Getöse und Sturz von Feuermassen. Bald nach dem Sturze wurde die Gegend durch eine Schneedecke unbefuchbar. Am 9. März sammelte Herr Dr. Michel, Arzt in Tripoli, auf Veranlassung des Dr. Metaxa, griechischen Arztes in Trapezunt, dem ein angeblicher Meteorit eingejandt wurde, was sich an dem Fallorte, als von dem Falle herrührend, wahrnehmen ließ. Eine kleine Menge, von  $3\frac{1}{2}$  Loth eines „Kinde“ und von 2 Loth eines „Kern“ genannten Theiles sandte Herr k. k. Consul Dragorich an mich. Ich wage ihn indessen nicht unbedingt als meteoritisch anzusehen, da er von allen bisher beschriebenen Meteoriten gänzlich in seiner

Beschaffenheit abweicht, wenn auch unsere Studien über diesen Punkt allerdings noch nicht geschlossen sind. Die Stückchen sind aber doch gar zu unbedeutend in Größe, wo bei der geringen Ausdehnung der einzelnen Theile, welche bruchstückweise eingeschlossen sind, noch eingehende Studien vorgenommen werden sollten. Der „Rinde“ genannte Theil, der aber nichts einer eigentlichen Schmelzrinde ähnliches zeigt, enthält Bruchstücke eines ganz charakteristischen strahligen Pyrolusits eingeschlossen. Der „Kern“ von schaumartiger Structur, doch aus feinsten kristallinischen Theilchen bestehend, ist leicht zwischen den Fingern zerreiblich. Ein etwas größeres als das an mich gesandte Stück erhielt der Herr k. k. Internuntius. Die Hauptmasse, etwa sechs Zoll im Durchmesser, beabsichtigt Herr Dr. Metaxa nach Athen zu bringen.

Herr Hofrath W. Haidinger legt ferner eine Notiz von Herrn Professor A. Kenngott vor, über ein von demselben in der Sammlung der Universität zu Zürich aufgefundenes Meteorereisen. Dasselbe war von einem Zettel begleitet mit der Schrift: „Gediegenes Eisen sehr rar, aus Steiermark. E. N. 1“. Eine genaue Beschreibung ist gegeben, namentlich macht Kenngott auf das gleichzeitige Vorkommen von zwei verschiedenen Silicaten, einem hellern und einem dunklern, aufmerksam, welche er mit Olivin einerseits und Augit oder Enstatit andererseits vergleicht. Das Eisen selbst war ebenfalls an Herrn Director Hörnes eingesandt worden. Es wurde nun entzweigeschnitten, wodurch die meteorische Natur sehr schön zu Tage kam. Aber es zeigte das Meteorereisen eine so große Ähnlichkeit mit dem bereits in den Haupt-Meteoriten-Sammlungen aufbewahrten alten sächsischen Eisen von Steinbach, zwischen Schanungergorngstadt und Eibenstock gefunden, daß wohl kein Zweifel daran bleibt, daß es ebenfalls aus derselben Quelle stammt. Aus Steiermark ist bisher kein Meteorereisen beschrieben worden.

Herr Decent Dr. Wertheim hat Untersuchungen über den Bau des Haarbalges beim Menschen und beim Kaninchen angestellt, welche ergaben, daß derselbe nicht ein das Haar rings umfassender, blind endigender Sack, sondern ein keldartig gefornntes Gebilde ist, das von einem Stengel von anschnlicher Länge getragen wird, so daß die Ähnlichkeit des Gebildes mit Kelch und Stengel einer Blüthe unabweisbar ist. Der Stengel geht zuletzt in einen jener Stränge über, die die Pars reticularis des Cerviums und das Unterhautbindegewebe, in mehr weniger horizontaler Richtung, in großer Anzahl durchziehen. Beobachtungen, an Reihen von parallelen Querschnitten angestellt, setzen außer Zweifel, daß diese Bildung eine normale, dem Haare jedes Standortes zukommende und daß sie nicht identisch mit jener ist, die Prof. Langer vor längerer Zeit beschrieben hat und welche nach ihm zum Haarwechsel in naher Beziehung steht. Am Querschnitte des Stengels lassen sich drei concentrische Gebilde nachweisen, die Wertheim als Mark, Markscheide und Rinde des Haarstengels bezeichnet.

Die bisherigen Benennungen: „innere und äußere Wurzelscheide des Haares“ schlägt der Vortragende demzufolge vor, in „innere und äußere Haarscheide“ zu verwandeln, da die Bezeichnung „Wurzel“ gewiß nicht dem Haarknopfe und seiner nächsten Umgebung, sondern allenfalls dem Ausläufer des Stengels entspricht.

Schließlich theilt Herr Dr. Wertheim mit, daß er als Härtungsmittel für organische Gewebe und speciell für die Haut und die in Rede stehenden Präparate versuchsweise das Anilin angewendet und daß er diesen Körper in mehrfacher Hinsicht als sehr empfehlenswerth für den gedachten Zweck gefunden hat.

Wird einer Commission zugewiesen.

Herr Dr. Stricker macht eine Mittheilung über die selbstständigen Bewegungen embryonaler Zellen, welche er an Eiern von *Rana temporaria* beobachtet hat. Frisch, ohne Zusatz von Reagentien und unter Verhältnissen untersucht, welche das Präparat vor Verdunstung schützen, zeigen die embryonalen Zellen eigenthümlich: Bewegungen. Sie schicken Fortsätze aus, ziehen sie wieder ein, werden bald länglich, liequitförmig, dann

wieder rund Diese Veränderungen betreffen die ganze Zellenmasse und dauern nur einige Minuten, dann aber treten jene bekannten structurlosen Buckel hervor, welche früher als durch Diffusion entstandene Ausbuchtung der Zellenmembran gedeutet wurden. Da kein Reagens zugefugt wurde, so schließt Stricker auch für diese Buckel die Diffusion aus und spricht sie gleichfalls als Aeußerung des Lebens der Zelle an.

Außerdem führt Stricker noch einige Betrachtungen über die Furchung an, welche ihn veranlassen, sich dem Ausspruche M. Schulze's, daß die Furchung auf einer Contractilität des Dotters beruhe, anzuschließen.

Zum Schlusse weist er noch auf Locomotionen embryonaler Zellen hin, deren er schon an anderen Orten gedachte.

Wird einer Commission zugewiesen.

Herr Dr. Mac-Gillavry, Oberarzt in Holländisch-Ostindien, überreicht eine Abhandlung „zur Anatomie der Leber“, welche die Resultate einer im physiologischen Institute der k. k. Josephs-Akademie ausgeführten Untersuchung enthält.

Die Mittheilung bezieht sich auf die Lebern von Hunden und Kaninchen. Wenn man die Gallengänge und die Blutgefäße mit verschieden gefärbten Massen anfüllt, unter Anwendung einiger besonderen Vorsichtsmaßregeln, so lehrt nachträglich die mikroskopische Untersuchung der also zubereiteten Leber, daß die interlobulären Gallengänge sich auflösen in das bekannte Netzwerk von Capillaren.

Die Maschen dieses Netzes haben die Größe der Leberzellen und sind in allen möglichen Ebenen angeordnet. Die Gallencapillaren haben eigene Wandungen, gehen bis zur Vena centralis und kreuzen sich unzählige Male mit den Blutgefäßen, an deren Wand sie öfters anliegen. Die Gallencapillaren von benachbarten Leberläppchen anastomosiren an der Grenze der Lappchen überall miteinander.

Die Lymphgefäße der Leber zerfallen in die für die Leber selbst bestimmten und die der Gallenblase und der größeren Gallengänge.

Die Blase ist ungemein reich an Lymphgefäßen, deren Endverhalten ganz so beschaffen ist als in analogen Bindegewebsgebilden.

Die eigentlichen Lymphgefäße der Leber können eingetheilt werden in tiefe und oberflächliche. Die tiefen treten als helle, mit zahlreichen Klappen versehene Stämme aus dem Hilus der Leberlappen hervor. Verfolgt man sie in das Innere des Organes, so sieht man sie zuerst noch als wirkliche Gefäße neben der adventitia der Blutgefäße verlaufen, darauf in Lymphlacunen übergehen, die man sich denken muß als vielfach anastomosirende Spalten in der Bindegewebsmasse, welche die Verästelungen der Vena Portarum umspinnen. Wo eine Blutcapillare in ein Leberläppchen eintritt, bekommt sie eine mehr oder weniger vollständige Hülle, welche eine Fortsetzung ist des Bindegewebes, das die interlobulären Blutgefäße bekleidet. Diese Hülle der Blutcapillare verliert sich allmählig nach dem Centrum der Leberläppchen zu.

Die oberflächlichen Lymphgefäße der Leber sind bei unseren Beobachtungsthiereu nur in der Nähe der Gallenblase darzustellen und entleeren sich in die mächtigen Lymphstämme dieses Organes.

Die Wandung der feineren Lymphgefäße im Innern der Leber besteht aus einer dünnen Haut, auf der zahlreiche Fibrillen und zellenartige Gebilde gelagert sind. Die innere Oberfläche findet man in einigen Präparaten mit einem Epithelium bekleidet, dessen Elemente lebhaft an die Lymphkörperchen erinnern. Aehnliche Zellformen kommen auch in den Spalten vor, welche in der Nähe der Lymphstämme zwischen den Fibrillen des Bindegewebes übrig bleiben.

Die Gefäße haben die bekannte Rosenkranzform, welche dadurch entsteht, daß sie in bestimmten Intervallen von kreisförmig aufgelagerten Fibrillenbündeln umschnürt werden. Oefters findet man auch Klappen in den letzten Verästelungen der wahren Gefäße.

Durch Injection gefärbter Massen in die Lymphgefäße und die mikroskopische Untersuchung kann man nachweisen, daß die Masse von den Lymphgefäßen in die Lacunen und weiter in die Scheide der Blutcapillaren durchdringt, bis sie endlich, nach dem Centrum der Läppchen zu, die Leberzellen umspült.

Wendet man für die Lymphinjection eine wässerige Lösung von Berlinerblau an, so sieht man in einigen Fällen, daß die Wandungen der Gallencapillaren und die Kerne der Leberzellen blau gefärbt werden, während die um den Kern gelagerte körnige Substanz der Leberzelle farblos erscheint.

Folgende Abhandlungen werden zur Aufnahme in die Sitzungsberichte bestimmt:

a. „Beitrag zur Kenntniß der Hemmungsbildungen des Harn- und Geschlechts-Apparates bei Wiederkäuern“, von Herrn Dr. A. Friedlowsky. (Vorgelegt in der Sitzung am 14. April 1864.)

b. „Einige Pseudomorphosen“, III, von Herrn Dr. G. Eischerma. (Vorgelegt in derselben Sitzung.)

### Ungarische Akademie.

In der Sitzung vom 25. April las Herr Henselmann die Verzeichnisse jener Bücher vor, welche Nordtmann, Tischendorf, Lepsius, Franz Kubinyi, Szelyi und Henselmann Gelegenheit hatten aus der Serailsbibliothek in Constantinopel zu sehen und zu verzeichnen; es sind im Ganzen 75 verschiedene Codex. Im Anschlusse an die Mittheilung Henselmanns hielt Herr Toldy im Auftrage des archäologischen und historischen Comité einen Vortrag, in welchem er bewies, daß sich in Constantinopel ein bedeutend größerer Schatz von der Corvinianischen Bibliothek vorfinden müsse, denn diese Bibliothek zählte 50.000 Bände, und wenn auch unter den Jagellonen und nach der Mohacker Schlacht besonders in den Jahren 1527 und 1529 viele Bücher entwendet, verschenkt und verschleppt wurden, so war doch noch eine große Sammlung vorhanden, als die Türken Ofen besetzten. Auch hält er es für nicht unwahrscheinlich, daß man in Constantinopel auch ungarische Bücher finden werde, um so mehr, weil sich die damaligen Gelehrten, welche die Corviniana zu kerauben bestrbt waren, gerade um die ungarischen Bücher nicht kümmerten. Er erklärte daher die Absendung eines Comité, und die Verfassung eines Catalogue raisonné für eine Ehrensache. Die Akademie beschloß in Folge dieser Verträge, eventuell einige Mitglieder nach Constantinopel zu senden.

Herr Nagy überreichte ein von Herrn Johann Kerekes verfaßtes Manuscript, welches die Geschichte von 16 Schlössern des Waagthaales enthält, und welches der Verfasser der Akademie schenkt. Zugleich stellte er den Antrag, die Akademie möge die geeigneten Schritte thun, um die Brieffammlung der Grafen Illyeshazy, welche in Dubniß aufbewahrt wird, zu erhalten, wozu große Aussicht vorhanden ist.

### Ateneo veneto.

Das „Ateneo veneto“ hat eine Commission zur Prüfung der historischen und artistischen Bedeutung jener Ruinen ernannt, die von der Kirche „Santa Maria dei Servi“ in Venedig noch erübrigen. Die Commission hat sich dieses Auftrages entledigt und in ihrer Berichterstattung nachgewiesen, wie die prachtvolle, im Jahre 1816 demo-

liche Kirche eine der größten und interessantesten Venedigs war. Der im Jahre 1316 angelegte Bau war 1491 vollendet. Viele der ausgezeichnetsten Venetianer und Lucchesen hatten ihre letzte Ruhestätte daselbst gesucht und gefunden und eine große Anzahl von dort aufgestellten Nennungen erinnerte an ihr Leben und Wirken. Die Commission empfiehlt nun die Erhaltung der wenigen noch aufrecht stehenden Mauerreste der eifrigen Fürsorge des Ateneo.

Herr Alberto Errera hat über die Zustände des Creditwesens überhaupt und auf der italienischen Halbinsel insbesondere einen Vortrag gehalten und den Venetianern die von der Stadt Vicenza auf dem Gebiete populärer Creditbanken ergriffene Initiative zur Nachahmung anempfohlen.

In einem Vertrage „über die Ansichten der Jetztzeit, das Alter des Menschengeschlechtes betreffend“ hat Dr. Carlo Galzo die Doctrinen Lamarck's, Darwins u. zusammengestellt und namentlich die Theorien des letztern bekämpft. Von den Befechtern derselben verlangt er zunächst die Beantwortung der Frage, in welchem Momente der progressiven Entwicklung die Repräsentanten irgend einer Thiergattung die dem Menschen eigenthümlichen moralischen und intellectuellen Fähigkeiten erlangt haben mögen? Mit anderen Worten: zu welcher Zeit und unter welchen Verhältnissen hat der Affe aufgehört Affe zu sein, um Mensch zu werden?

### Deutsch-historischer Verein in Böhmen.

\* In der jüngst stattgefundenen Abendversammlung der Abtheilung für Sprache, Litteratur und Kunst legte der zur Ausarbeitung einer Richtschnur für die Thätigkeit dieser Abtheilung gewählte Sonderauschuss seinen Entwurf vor. In demselben werden als Hauptaufgaben der Abtheilung beziehungsweise ihrer Mitglieder aufgestellt: Die Abfassung eines möglichst vollständigen Verzeichnisses der in Böhmen befindlichen Werke der Baukunst, der Malerei und Bildhauerei, die Sammlung der auf das Leben und die Wirksamkeit von in Böhmen gebohrenen oder thätig gewesenenen Künstlern deutscher Abstammung bezüglichen Nachrichten, die Abfassung einer Geschichte der Akademie der bildenden Künste in Prag, des hiesigen Conservatoriums der Musik, sowie der Lebensbeschreibungen böhmischer Tonkünstler deutscher Abstammung, die Sammlung von Proben deutsch-böhmischer Mundarten, der Sagen, Sitten, Gebräuche, Trachten, Sprüchwörter, Lieder, Kinderspiele und Märchen in den deutsch-böhmischen Gegenden, ferner der Personen-, Orts-, Flur-, Feld- und Epithnamen, biographischer und bibliographischer Mittheilungen über deutsche Dichter und Schriftsteller in Böhmen u. s. w. Um die Thätigkeit in dieser Richtung namentlich auf dem Lande anzuregen, wird ein entsprechender Aufruf erlassen werden. — Die von dem Redacteur der Zeitschrift „Egeria“ eingesehene Schrift über die Urgeschichte des „Egerlandes“ wurde einem besondern Berichtersteller zugewiesen, dagegen die Handschrift „Geschichte des Regiments Klenau“ (jetzt Lidtensstein-Abthlenen), welche die Zeit vom Jahre 1628 bis 1790 umfaßt und durch ihren eigenthümlichen Styl die Heiterkeit der Versammlung anregt, einstweilen dem Vereinsarchiv zugewiesen. Schließlich berichtete noch Herr Prof. Turmwald über die Arbeit des Herrn Prof. Naissel „Die Tepler Mundart“, und Herr Pippman über die Arbeit des H. von Urbanstädt, betreffend die Egerer Künstler. Aus letzterer wird Einzelnes in den Vereinsmittheilungen veröffentlicht werden.

**Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer.      Druckerei der k. Wiener Zeitung.**



## Die Krakauer Universität und ihre Säcularfeier.

Von Prof. Dr. Mich. Korzyński.

Wiewohl Kriegstürme und Belagerungszustand keine für die Pflege der Wissenschaft gedeihlichen Verhältnisse sind, so haben diese mißlichen Umstände der geistigen Mürbigkeit unserer Universität keinen besonderen Abbruch gethan.

Wenn daher die politische Tagespresse mehrfach die Ansicht derjenigen kundgab, die da meinten, daß hier das wissenschaftliche Leben stille und wolk stehe, ja es sei das scientiſische Niveau der Universität schon seit der partiellen Wiedereinführung der polnischen Vortragssprache gar sehr gesunken, so ist es wohl andererseits Pflicht, eine unbefangene Darstellung der thatsächlichen Verhältnisse zu geben.

Die vor drei Jahren durchgeführte Regelung der Vortragssprache beruht auf legitimer Basis, weil einerseits auf Staatsverträgen, andererseits auf dem wohlverstandenen Interesse des Reiches und der dem Reiche angehörenden galizischen Staatsbürger.

Dem lautgewordenen Vorwurfe vom Dahinschwinden der Frequenz und Bedeutung der Krakauer Universität durch angebliche Preisgebung der Universität an die Nationalen, glauben wir in kühnlicher Weise durch Thatsachen und Ziffern zu begegnen.

Unsere Universität zählte vor dem Jahre 1861 durchschnittlich kaum 240 Studirende. Seither, das ist seit Einführung der polnischen Unterrichtssprache, hat sich die Anzahl der Studirenden an den drei weltlichen Facultäten im Sommersemester 1861—62 auf 315, im Wintersemester 1862—63 auf 388 gehoben, blieb im folgenden Sommersemester constant und erreichte hierauf im ersten Semester des Studienjahres 1863—64 die gewiß nicht unbeträchtliche Ziffer von 480 inscribirten Zuhörern. Binnen zwei Jahren hat sich daher die Zahl der Studirenden fast verdoppelt. In neuester Zeit ist durch die Insurrection im Königreiche Polen und in Folge der behördlichen Ausweisung sämtlicher Ausländer, welche immer ein sehr namhaftes Contingent der Höreschaft bilden, die Frequenz wieder auf 297 Studirende herabgegangen, was jedoch bei den leider sehr abträglichen Zeitverhältnissen fürwahr kein so schlimmes Ergebniß ausmacht.

Hiebei kann nicht unbemerkt bleiben, daß die studirende Jugend trotz der allgemeinen und sehr erklärlichen Erregtheit der Gemüther im Lande die akademische Ordnung ungetrübt aufrecht hält, die ohnehin schwierige Stellung ihrer Lehrer in nichts erschwert, ja in ihrer überwiegenden Mehrzahl mit redlichem Eifer den Studien obliegt.

Unter der Regide der Hochschule regt und bethätigt sich das wissenschaftliche Leben und Wirken in allen Richtungen auf eine Weise, die wohl der Anerkennung nicht unwürdig erscheint.

So ist vor dem Jahre 1861 bei uns keine Habilitation zu verzeichnen gewesen, und doch gilt mit Recht das Institut der Privatdocenten als das wichtigste Substrat im Universitätswesen. Seitdem haben dreizehn Habilitationsacte stattgefunden; zwei Privatdocenten sind bereits zur Professur vorgerückt und sechs derselben wirken mit sichtlich erfolgreichem Eifer in ihrem akademischen Lehramte, während die noch erübrigenden Habilitationen entweder in Verhandlung begriffen sind, oder der ministeriellen Bestätigung der „*venia legendi*“ entgegengehen.

An die Stelle der in dem eben erwähnten Jahre abberufenen Professoren wurden über Antrag der Facultäten durch die wohlwollende Fürsorge des Staatsministeriums nicht minder namhafte Lehrkräfte herbeigezogen.

Unüberwindliche Hindernisse vereitelten zu unserem Leidwesen die angestrebte Berufung des rühmlichst bekannten Romanisten Zielonacki, gleichwie der ausgezeichneten Philologen Motty, Bronikowski und Węlcwski, obwohl die Hoffnung auf ihre Gewinnung noch immer nicht endgültig aufgegeben ist.

Die Universitätsdruckerei behauptet ihren altbewährten Ruf durch die correcte Herausgabe einer ganzen Reihe von fachwissenschaftlichen Handbüchern und Abhandlungen in polnischer Sprache. Es erschienen in rascher Aufeinanderfolge ansehnliche litterarische Erzeugnisse als Wahrzeichen eines redlichen Strebens<sup>1</sup>.

In diesen Zeitraum fällt auch die Begründung der medicinisch-chirurgischen Wochenschrift „*Przegląd lekarski*“ redigirt von den Professoren Bryk, Dietl, Majer, Ekobel und Dr. Dettinger. Ein zweites gelehrtes Journal entstand in der rechts- und staatswissenschaftlichen Zeitschrift „*Czasopismo poświęcone prawu i umiejtnościom politycznym*“, welche unter der verantwortlichen Redaction des Prof. Koczynski von Mitgliedern des rechts- und staatswissenschaftlichen Professorencollegiums herausgegeben wird.

Beide Zeitschriften erfreuen sich eines ununterbrochenen Bestandes, und werden ihren für die polnische Sachlitteratur überaus wichtigen Beruf auch fernerhin zu erfüllen wissen.

<sup>1</sup> Zu den wichtigeren, seit 1862 publicirten Verlagswerken dieser Druckerei zählen wir: „*Pandecta czyli wykład prawa prywatnego Rzymskiego*“ (Lehrbuch der Pandekten) von Professor Zielonacki; „*Wykład filozofii prawa*“ (Handbuch der Rechtsphilosophie) von Koczynski; „*Wykład Europejskiego prawa narodów*“ (Handbuch des europäischen Völkerrechtes), nach Hefster bearbeitet von Koczynski und ergänzt von Dr. Rydzewski; „*Najnowsze prawa Kościoła katolickiego w Austrii*“ (Sammlung der neuen katholischen Kirchengesetze in Oesterreich) von Professor Heymann; Professor Czerniakowski's „*Lehrbuch der Botanik*“ in 6 Bänden; Dr. Dietls „*Abhandlung über den Weichselzopf*“; Professor Czerniański's „*Theorie der chemischen Verbindungen, basirt auf der rotirenden Bewegung der Atome*“; Professor Koczynski's „*Kritik des neuen russisch-polnischen Strafgesetzbuches*“ u. s. w. — Unermüdet im litterarhistorischen Berufe übt Professor Bratraneč das Vermittleramt zwischen Polens und Deutschlands Dichtern und Belletristen.

Außerdem betheiligen sich die Mitglieder der Universität mit opfervollem Arbeitsmüthe an den Jahrbüchern der k. k. Krakauer Gelehrten-Gesellschaft, und allen wissenschaftlichen Unternehmungen derselben, wie die zahlreichen litterarischen Publicationen darthun, wovon wir beispielweise nur das rechts- und staatswissenschaftliche deutsch-polnische terminologische Lexikon anführen wollen.

Diese kurzskizzierte Umschau dürfte schon einen Beweis erbringen, daß die Krakauer Universität seit dem Jahre 1861, weit entfernt in Bezug auf ihre Frequenz Rückschritte gethan zu haben, sich vielmehr wissenschaftlich gekräftiget und gehoben hat, angemessen den materiellen Mitteln, die ihr zu Gebote stehen, und der Fürsorge, die ihr seitens des hohen Staatsministeriums zu Theil wird; daß sie daher, den geistigen Fortschritt unverrückt und ausschließlich im Auge behaltend und bethätigend, sich würdig den anderen Universitäten des Kaiserthums anreihet hat.

Aus billiger Rücksicht auf den beschränkten Raum der „Wechenschrift“ wollen wir die vorgehabten Mittheilungen aus der Rectoratsperiode des verdienstvollen Prof. Dietl über die wissenschaftlichen Hülfsanstalten an der Hochschule, über die Mühewaltung der Revindication des Universitätsvermögens, welches auf sieben Millionen Gulden österr. Währung beziffert wird, über die aus Anlaß der von Sr. Majestät dem Kaiser Franz Joseph huldreich vollzogenen Regenerirung der Jagiellonischen Hochschule von einigen Magnaten errichteten Handstipendien zur höheren Ausbildung von Candidaten des akademischen Lehramtes u. m. A. zurückhalten, um gleich zur Berichterstattung über die Jubelfeier des halbttausendjährigen Bestandes der „alma mater“ zu gelangen.

Unsere Hochschule<sup>1</sup>, gestiftet von Kasimir dem Großen zu Pfingsten des Jahres 1364, war schon im 14. Jahrhunderte ein geistiger Leuchtturm für den hal-

<sup>1</sup> In nomine Domini. Amen. . . . 1364. † — Ea, quæ ex regalis magnificentiæ bene placito, eximium, nimirum devotione et fidei puritate, ad protectum subditorum, et salutem humanæ conditionis, piis et generosis affectibus ordinantur, adhibitionem fidei conquirant, et gaudeant majori fulcimine firmitatis; quia nihil valet, quod statuitur, nisi statuta ex ampliore diligentia observentur, Proinde Nos Casimirus, Dei gratia Rex Poloniæ, Russiæque Dominus et Heres, cupientes ferventi desiderio, veluti ex debito tenemur ut res utilis, omnisque prosperitas, humanæ conditionis dilatetur, meliora prospicientes, nec ea dubitantes, clericis et subditis regni nostri profutura, in Cracovia civitate nostro, locum, ubi studium vigeat generale, in qualibet licita facultate, nominandum, eligendum, constituendum et ordinandum duximus, et in antea futuris perpetuis temporibus esse volumus in his scriptis. — Sitque ibi scientiarum prævalentium margarita, ut viros producat consilii maturitate conspicuos, virtutum ornatibus redimitos, ac diversarum facultatum cruditos; fiatque ibi fons doctrinarum irriguus, de cujus plenitudine hauriant, universi litterarum cupientes imbui documentis, ad quam scilicet Cracoviam, universi non solum regni nostri et regionum circumjacentium incolæ, sed alii ex diversis mundi partibus, libere et secure confluent civitatem, præclaram hujusmodi scientiæ margaritam assequi, affectantes. Quibus omnibus et singulis subscriptos articulos, in præsentì circographo contentos, promittimus et bona fide spondemus, tenere irrefragabiliter ac observare, videlicet Rectoribus Universitatis, Doctoribus, Magistris, scholaribus, scriptoribus, stationariis, et bedelis, ac eorum familiaribus, quibuscunque, qui se gratia studii in civitatem

ken Welttheil. Die vom Jahre 1400 angefangen ohne Unterbrechung geführten Matrikel- und Promotionsbücher sind stumme aber unverdächtige Zeugen der großen Verdienste dieser Universität um die Christenheit und Wissenschaft. Außer der polnischen und czechischen befanden sich in Krakau eine deutsche, eine ungarische, dann eine siebenbürgische, schwedische und rheinländische Landsmannschaft an der Universität, und für jede derselben waren eigene akademische Gebäude (*burzy cudroziemców*) vorhanden, worin die akademischen Burschenschaften außer der Unterkunft noch „*communem focum*“ und „*communem familiam*“ besaßen.

Unter allen üblicherweise gelehrten Disciplinen kamen Jurisprudenz und Mathematik, insbesondere aber die Theologie (nach ihrer Einführung an der Universität durch den König Ladislaus Jagiello) zur höchsten Entfaltung. — Krakauer Professoren intervenirten in allen polnischen Staatsactionen jener Zeit; Krakauer Theologen errangen eine hervorragende Stellung auf den allgemeinen Kirchenversammlungen in Constanz, Basel und Trient. Ein Bögling der Krakauer Hochschule

*praedictam transtulerint, et ibidem moram transierint, eisdem esse volumus Dominus graciosus ipsosque et eorum quemlibet in suis juribus, privilegiis, libertatibus et studiis et consuetudinibus omnibus aliis, quæ in studiis generalibus, videlicet Bononiensi et Paduano, tenentur et observantur, conservare et defensare ac tueri e. t. c. . . — Item ex nunc salariam sedes infra scriptas, videlicet sedem decretorum de quadraginta marcis argenti anuatim; sedem decretualium de totidem; sedem sexti clementinarum, de XX marcis. Item providemus legenti legum codicem de quadraginta marcis argenti; legenti infortiatum de totidem, et legenti volumen parvum de XX marcis pro anno sequentibus. Similiter juxta consuetudinem studii legatis legentibus digestum vetus et novum cuilibet ipsorum de XL marcis providemus; duobus vero magistris legentibus phisicam ordinamus salarium XX marcarum cuilibet anuatim. Et magistro in artibus, damus scholam beatæ Virginis et X marcas redditus aponemus eidem. Rectori Universitatis pro suis laboribus providebimus X marcarum, prouti in aliis studiis est consuetum. Quæquidem salaria ex nunc in nostra zuppa salis in Weliczca deputamus; ita quod noster zupparius Doctoribus et Magistris legentibus in IV temporibus prædicta salaria in Cracovia præsentare teneatur etc. etc. etc. (Conf. Raczynski's Codex diplomaticus majoris Poloniae. F. Nr. XCIV; kann die Jahrbücher der Krakauer Gelehrtengeellschaft, Heft II v. J. 1849.)*

Aus diesem Excerpte zeigt sich, daß Kasimir d. G. sein Studium generale (*szkoła główna*) nach dem Vorbilde der Hochschulen Italiens (insbesondere jener zu Bologna) organisirte. Dieser schöpferische Gesetzgeber, welcher vordem seine für jene Zeiten bewunderungswürdige Codification auf der Reichsversammlung zu Wislica im J. 1347 promulgirt hatte, mochte die Entfaltung der Rechtswissenschaft bei der Stiftung der Krakauer Universität am allermeisten beabsichtigt haben. Deswegen bedachte er das Collegium juridicum mit neun Lehrstühlen (*sedes*) also mit eben so viel Lehrkanzeln, als gegenwärtig die rechts- und staatswissenschaftliche Facultät zu Krakau besitzt

Der königliche Stifter will in der neuerrichteten Lehranstalt eine kostbare Perle seiner Reichskrone beifügen, nach seinen eigenen, wiederholt gebrachten Ausdrücken. Fern von Engherzigkeit will er auch, daß durch das Behiel des kosmopolitischen Lateins seine hohe Schule allen Vernünftigen der ganzen Welt offen stehe.

Wie anständig die materielle Ausstattung des Lehrstandes beschaffen war, ergibt sich schon, wenn man erwägt, daß Eine Mark Silbers zu jener Zeit bei 50 Gulden heutiger Währung bedeutete, wozu man noch die kirchlichen Präbenden hinzufügen muß, welche die meist dem geistlichen Stande im Mittelalter angehörenden Professoren vorzugeweise zu erlangen geschnähig berufen waren

— der Cardinal Hosius — präsidirte als päpstlicher Ablegat größtentheils bei dem leptomwähnten Concile.

Um nur einige von unseren wissenschaftlichen Größen zu nennen, so haben die Astronomen Brudzewski und Copernicus, Vitellius (Ciolek), der Begründer der Optik, die Geschichtschreiber Dlugosz, Michorta, Kromer, Zukuski und Celewel, die Juristen Herbut, Kojscius, Ostrocz, Zakaszowski, Tarnowski, Przykuski, Ezejebicz, Bursius, Skrzetuski, Starowelski, Drzechowski u. a. m., die Dichter Kochanowski und Sarbiewski, die gelehrten Staatsmänner Dlesnicki, Kascki, Tomicki, Turzo, Tenczynski, Czacki, Zamoycki, Kollataj, Staszyc, die Gebrüder Sniadecki und Wandtkie hier gelernt und gewirkt.

Bisher sind nur Bruchstücke aus der einen großen Theil des slavischen Culturlebens darstellenden Geschichte der Krakauer Universität von den Professoren M. Wiszniewski und S. Muczkowski der Oeffentlichkeit übergeben worden<sup>1</sup>. Gegenwärtig befaßt sich Prof. A. Wacholz schon seit längerer Zeit mit eingehenden Studien dieses Gegenstandes, und es soll zufolge sicheren Bernehmens sein Manuscript bereits vollendet sein und nur des Verlegers harren.

Zur feierlichen Begehung des 500jährigen Jubiläums, welches mit Rücksicht auf die nach der Gründung der Universität eingetretene Kalenderreform auf den 20. Mai des Jahres 1864 fällt, hat der akademische Senat bereits vor vier Jahren die ersten Schritte gethan.

Es constituirte sich ein besonderes Festcomité, gebildet aus je zwei Delegirten der sämtlichen Facultäten unter dem Vorsitze des Prof. Majer. Die Aufgabe desselben war, alle zweckdienlichen Einleitungen zu einer würdevollen Feier des Geburtsfestes der „antiquissima et celeberrima universitas litterarum“ vorzunehmen.

Das Ergebniß seiner Berathungen fiel dahin aus, die Herausgabe eines „Codex diplomaticus universitatis Cracoviensis“ als einer wünschenswerthen Unterlage für jede pragmatische Geschichtschreibung zu veranlassen; auch beschloß man die Drucklegung von Handbüchern und historischen Werken in akademischen Verlag zu übernehmen, überdies die hochverdiente Gelehrtengeellschaft zur wirksamsten Betheiligung an der akademischen Feier aufzufordern; endlich das eigentliche Subelfest in solenner Weise zu begehen, also selbstverständlich zur Theilnahme daran sämtliche Universitäten des Kaiserstaates einzuladen.

Der dormalige Rector hatte im Einverständnisse mit dem akademischen Senate an das Staatsministerium die Bitte gestellt, es wolle der Universität aus Anlaß ihrer 500jährigen Jubelfeier das Bildniß Sr. k. k. Apostolischen Majestät zur feierlichen Enthüllung gespendet werden. Gleichzeitig ward von ihm dafür Sorge getragen, daß die Bildnisse der beiden Stifter, Kasimirs des Großen und

<sup>1</sup> Siehe „Historia literatury polskiéj“ von Michael Wiszniewski, in IX Bänden, Krakau, 1844; dann „Statuta, nec non liber promotionum philosophorum ordinis in universitate studiorum Jagellonica ab anno 1402 ad a. 1849, edidit Iosephus Muczkowski. Cracovia 1849. Typis Universitatis“.

Ladislaus Sagiello's, von bewährter Künstlerhand für die Universität angefertigt werden.

Inmitten all der mit Thatkraft in Angriff genommenen Vorbereitungen trat das Jahr 1863 ein. Die Ereignisse desselben veranlaßten Se. Excellenz den Herrn Staatsminister, mittelst eines Erlasses vom 3. April d. J. zu bestimmen, daß in Berücksichtigung der öffentlichen Stimmung und der bedauerlichen Verhältnisse des Landes die auf den Monat Mai d. J. entfallende Säcularfeier der Sagiellonischen Hochschule auf unbestimmte Zeit zu vertagen sei, und daß der Gedächtnistag selbst im laufenden Jahre nur mit einer, lediglich auf die akademische Jugend zu beschränkenden kirchlichen Andacht zu feiern wäre. Hierbei hat sich noch das Staatsministerium die definitive Entscheidung über die mit früheren Berichten der hiesigen akademischen Oberbehörde bezüglich der Jubiläumsfeier gestellten Anträge (wohin insbesondere der Antrag auf ministerielle Genehmigung einer allgemeinen Collecte in unserem Kronlande zum Behufe der Aufstellung von monumentalen Standbildern der beiden Gründer unserer Hochschule gehört) ausdrücklich vorbehalten.

Die ganze Festlichkeit beschränkt sich also demalen auf die erwähnte Kirchenandacht in dem alterthümlichen Krakauer Dome, wo die Grabstätten der königlichen Stifter stehen, worauf noch in dem großen Universitätslocale die Enthüllung des Kaiserbildes und der beiden in Lebensgröße gemalten Portraits Casimirs d. G. und Ladislaus Sagiello's erfolgt.

Schon nach dem ursprünglichen Plane sollte das Hauptmoment der Jubelfeier in der Veröffentlichung von litterarischen Erzeugnissen beruhen.

Dieses Vorhaben wird ungeachtet der Vertagung des Jubelfestes nach Maßgabe der bescheidenen Mittel, die uns zu Gebote standen, ausgeführt werden, da die Drucklegung einer Serie von präliminirten Werken schon theilweise zum gewünschten Abschlusse gelangt ist. Es sind dies namentlich nachstehende Druckfachen:

1. „Liber beneficiorum dioceseos Cracoviensis Ioannis Dlugossii, C. C. C.“, aus einer bisher unedirten, im Archive des hiesigen Cathedralcapitels aufbewahrten Handschrift zum ersten Male herausgegeben von Alexander Grafen Przezdziecki, und (dem Privatdocenten der Alterthumskunde) Joseph Lefkowskii, mit beigelegter polnischer Uebersetzung des Urtextes von Prof. K. Mederzyski. Krakau 1864.

2. „Nanka prawa w uniwersytecie Krakowskim w ciagu czasu od roku 1364 do 1795 r. Wyimek z dziejów tego uniwersytetu opracowany na pierwotnych źródłach. Wstęp.“ (Einleitung zur Geschichte der Rechtslehre an der Krakauer Hochschule), von Prof. Dr. Burzyński, in einem Doppelhefte der Krakauer Zeitschrift für die Rechts- und Staatswissenschaften, welche als fünftes Heft des zweiten Jahrganges dieser periodischen Druckschrift, im Mai l. J. herauskommt.

3. „Magistri Vincentii (Kadlubek) Episcopi Cracoviensis Chronica Polonorum“ aus einer bisher ungekannten Handschrift herausgegeben vom Bibliothekscustos Dr. A. Mukowski. Krakau 1864.

4. „Prawo naródom Europejskie“ (Das Völkerrecht in Europa, siehe Note Seite 642), mit einer im Anhange beigegebenen Sammlung der wichtigsten auf Polen Bezug nehmenden völkerrechtlichen Acte und Tractate aus der Neuzeit, im Verlage der Universitätsdruckerei. Krakau 1864.

5. „Monografia Mogiły“ (Historische Skizze des in vielen Beziehungen denkwürdigen Cisterzienserklosters Mogiła bei Krakau), gedruckt auf Kosten der Gelehrten-Gesellschaft. Krakau 1864.

6. „Jakóba Michałowskiiego, Kasztelana Biéckiego; Księga Pamiętnicza z dawnego rękopisma“ (Memoiren aus der Regierungszeit des Königs Johann Kasimir Waja), ebenfalls im Verlage der wissenschaftlichen Gesellschaft. Krakau 1864.

7. „Album Uniwersytetu Krakowskiego“ (Festalbum, eine gedrängte Rundschau der sämtlichen Sammlungen und Hülfsanstalten, welche an der Universität bestehen), gleichfalls vom Gelehrtenvereine aufgelegt.

So wird denn die fünfte Säkularfeier der Krakauer Universität geräusch-, aber nicht thatenlos vorübergehen, denn es hat sich unter dem belebenden Einflusse nationalgeistigen Strebens eine wahrhaft wissenschaftliche Thätigkeit an dieser Hochschule entfaltet, die mit dem 20. Mai 1864 zu einem ehrenvollen fünf-hundert-jährigen Abschlusse gelangt.

## Neue Werke über Musik.

### I.

1. „Die Symphonieen Beethovens und anderer berühmter Meister.“ Mit Hinzuziehung der Urtheile geistreicher Männer analysirt und zum Verständnisse erläutert von F. L. S. v. Dürnb. berg. (Leipzig 1863, G. Matthes.)
2. „Die Hülfsmittel des musikalischen Effects“ Ein Hinweis für schaffende und ausübende Künstler von F. L. Schubert. (Leipzig 1863, G. Matthes.)

h. Unser bescheidenes Unternehmen, die Leser der „Wochenschrift“ mit einigen Novitäten der musikalischen Litteratur bekannt zu machen, beginnt — wir müssen es bekennen — unter einem ungünstigen Stern. Was wir von den in der Ueberschrift benannten Werken zu sagen haben, dürfte den Lesern nicht allzu große Lust machen, näher damit bekannt zu werden. In der That stehen die beiden Arbeiten, die wir aus einer Partie musikalischer Novitäten zuerst herausgegriffen haben, auf einem Standpunkte schriftstellerischer Naivetät, der in unserer Zeit nicht mehr allzuhäufig ist. Denn ein Hauptcharakterzug dieser Zeit ist es ja, eine gewisse allgemeine Bildung durch tausend Canäle so rasch zu verbreiten, daß man ihr eigentlich kaum mehr ausweichen kann. Diese allgemeine Bildung äußert sich dann im Fachschriftsteller wenigstens als richtige Unterscheidungskraft dafür, was zu sagen wesentlich oder überflüssig ist, und als ausreichende Sprachgewandtheit, das

zu Sagende correct auszudrücken. Wer aber die Bücher von Dürenberg und und E. Schubert durchliest, der wird sich am Schlusse vergeblich fragen, was diese Herren dem Publicum eigentlich zu sagen hatten und welchem Bedürfniß Autor und Verleger damit möglicherweise abhelfen wollten?

Ueber Beethovens Symphonien muß man heutzutage entweder gar nichts, oder etwas Erhebliches sagen. Wer mit einem eigenen Buch darüber auftritt, von dem erwarten wir, daß er in Analyse und Beleuchtung des rein Musica- lischen, in ästhetischer Beurtheilung und historischer Kenntniß, oder doch wenigstens in einer dieser drei Richtungen Neues und Bedeutendes vorzutragen habe. Bei dem vorhandenen Reichthume an geistreichen und gründlichen Aufsätzen über diesen Höhenpunkt der gesammten Instrumentalmusik ist es ein schweres und verantwort- liches Unternehmen, ein neues Buch dieses Inhalts in die Welt zu schicken. Herr von Dürenberg scheint in der That gefühlt zu haben, daß er aus eigenen Mit- teln eine solche Aufgabe nicht zu bestreiten vermöge, — er fügt seinen Analysen stets die „Urtheile geistreicher Männer“ bei — d. h. die bekannten Aufsätze von Berlioz, R. Wagner u. A. Dies thut er so unbefangen, daß er gar nicht merkt, wie diese Urtheile den seinigen mitunter vollständig den Garauß machen.

Ein bestimmtes ästhetisches Princip, ein consequent durchgeführter leitender Gedanke, welcher als ideelles Band diese einzelnen Kritiken verbände, fehlt gänz- lich. Eine Charakteristik der Beethoven'schen Instrumentalmusik überhaupt und ihres Verhältnisses zu Vorläufern und Nachfolgern ist kaum versucht. Der Verfasser be- ginnt jede seine Kritiken mit wenigen allgemeinen Worten, giebt dann eine tech- nisch-musikalische Analyse und fügt die Urtheile der „geistreichen Männer“ in extenso bei. Die musikalischen Analysen, wie sie Herr v. Dürenberg giebt, sind eigentlich ein bloßes Abschreiben der ihm vorliegenden Partitur. Von einem Eindringen in den Geist der Technik (wie wir es in den analogen Arbeiten von Marx, Berlioz, Lenz u. A. finden) ist nirgends eine Spur. Was solch bloßes Nach- erzählen von Musikstücken nützen soll, begreifen wir nicht; der Leser mag nach der nächstbesten Probe urtheilen, z. B. gleich nach der Analyse von Beethovens erster Symphonie: „Nach dem Hauptthema des Allegro werden die vier ersten Takte von den Streichinstrumenten ausgeführt, bei deren Beendigung die Holzinstrumente einen Uebergang in ganzen Taktnoten machen, um das Thema von der Secunde aus in D eintreten zu lassen. Dieses Hauptmotiv hat in seinem Charakter etwas Tropiges, was durch den Uebergang der Blasinstrumente gemildert wird, gleichsam als wenn der Eigensinn eines Knaben durch Zureden der Mutter besänftigt wer- den sollte. Hierauf erfolgt ein stärkeres Aufbrausen, das beim Eintritt des Fortissimo förmlich zur Geltung kommt, ohne jedoch diesem den Ausdruck des Zornes zu geben, und ein unverdorbenes Gemüth in seiner Klarheit zeigt. Mit Beibehaltung der Hauptfigur geht nun die Modulation in natürlicher Weise vor sich und das zweite Hauptthema tritt in der Dominante ein. Das darauf folgende Forte zeigt ein freudig erregtes Gemüth. Violoncell und Contrabaß ergreifen die frühere Phrasen der Blasinstrumente, die ungehindert fortgeführt wird, obgleich die Hoboe



mit einer neuen Nebenmelodie hinzutritt, bis das eintretende Forte mit dem Thema sehr geschickt mit den früheren Motiven sich vermischt, den Schluß des ersten Theiles herbeiführt und die Blasinstrumente die Wiederholung des ersten Theiles einleiten." (S. 5.) Genau in dieser Manier geht es durch das ganze Buch fort. Man braucht nicht viel mehr Zeit, den ersten Theil dieses C-dur-Allegros durchzuspielen, als Herrn v. Dürnbergs Beschreibung zu lesen, welche doch am Ende nichts anderes sagt, als daß das Gras grün ist.

„Das Andante der zweiten Symphonie“, sagt uns der Verfasser, „zeigt in seinem Charakter ein zartfühlendes Gemüth, man möchte sagen mehr religiöses Gemüth unverdorben, das nicht durch Pfaffenlundst zur Scheinheiligkeit herabgesunken ist!“ (S. 13.) Herr v. Dürnberg klagt, daß man die zweite Symphonie „an den b-e staubten Ort legt, wo die erste liegt“. Liegt die erste Symphonie an einem bestimmten „bestaubten Ort“? — Von der „Eroica“ heißt es, „man muthmaße“, daß sie die Darstellung eines wirklichen Heldenlebens sei. Hat der Verfasser nie etwas von ihrer — nicht „muthmaßlichen“ sondern authentischen — Beziehung auf „Bonaparte“ gehört? Vom Finale der vierten Symphonie sagt Herr v. Dürnberg „es ist voller Geist und Leben, worin nicht selten auch Ausbrüche wunderlicher Launen zum Vorschein kommen und der poetische Humor Beethovens spielt eine nicht unbedeutende Rolle“. Man sieht, Herr v. Dürnberg behandelt Beethoven im Allgemeinen recht freundlich. In dem ersten Satze der C-moll-Symphonie erkennt der Verfasser die vollkommene Bestätigung des Sprüchworts: „Er macht aus einer Mücke einen Elephanten“.

Nachdem Herr v. Dürnberg Verlioz' geistvolle Beethoven-Aussätze vollständig abgeschrieben, glaubt er doch seine kritische Unabhängigkeit durch verschiedene eingeschaltete Frage- und Ausrufungszeichen, endlich sogar durch die ironische Bemerkung (S. 44) „Was nicht ein Franzose alles herausdüsteln kann!“ documentiren zu jollen. Sich in diesem Punkt zu überheben, hatte Herr v. Dürnberg eben nicht noth. Er weiß z. B. bei der Pastoral-Symphonie (S. 52), daß in das „Lustige Beisammensein der Landleute“ sich „wahrscheinlich auch Städter gemischt haben“, ja in dem Allegretto der A-dur-Symphonie erblickt er sogar „eine in Liebesträumerei versunkene schöne Odaliske, deren Hoffnungen zu Grabe getragen wurden!“ Was nicht „ein Franzose alles“ u. s. w.! An der achten Symphonie lobt der Verfasser, sie habe „in mehrfacher Hinsicht höchst originelle Züge bezüglich seiner Melodie, Harmonie und seines Rhythmus, ebenso seiner Instrumentation“ — ein Urtheil das recht wohlwollend, aber etwas ungrammatisch lautet. Von dem genialen Allegretto dieser Symphonie im Zweivierteltakte, sagt der Verfasser: „Dieser zweite Satz hat für Viele ein besonderes Interesse seiner Eigenthümlichkeit halber. Er gleicht einer Feier eines frohen Ereignisses in einem ausgewählten Cirkel, wo außer der Heiterkeit und dem Frohsinn die Grazie und die Anmuth unverkennbar eine nicht unbedeutende Rolle spielen.“ Auch recht wohlwollend!

Rücksichtlich der neunten Symphonie beifügt sich der Verfasser fast vollständig mit Auleihen bei den „geistreichen Männern“, was ihn aber nicht abhält den undankbaren Ausdruck zu thun, Berlioz scheine „den inneren Zusammenhang der neunten Symphonie nicht zu ahnen“. Guter Herr v. Dürrenberg!

Es folgen, im selben Geist und Stil gehalten, Kritiken einiger Symphonien von Haydn, Mozart, Spohr, Mendelssohn, Gade und Schumann. Von Spohrs altersschwacher Doppelsymphonie („Irdisches und Göttliches“) sagt der Verfasser: „So viel steht fest, daß über diese Symphonie ein großer Zauber ausgegossen ist; und eine Reinheit und Berklärtheit findet man nicht so leicht wo anders. Den Zauber des Colorits zu erhöhen, kam freilich dem Componisten zu statten, daß er sich zwei Orchester zu seiner Verfügung stellte, und das ist auch eine von den Ideen, auf die nicht jeder fällt, oder, fällt er darauf, sie fahren läßt aus Gründen“. (S. 148.) Daß in Gade's C-moll-Symphonie das Scherzo einem Tanze ähnelt, „den die Wilden bei Mondenschein um ihre zu schlachtenden Feinde beginnen“, müssen wir dem Verfasser aufs Wort glauben, da wir selbst niemals einer solchen Unterhaltung beigewohnt haben. Die Kritik über Schumanns C-dur-Symphonie leiten folgende Worte ein, die einzigen, die der Verfasser überhaupt Schumanns künstlerischer Persönlichkeit und Bedeutung widmet: „Da diese Symphonie in die Periode fällt, nachdem des Dondichters körperliches und geistiges Befinden eine krankhafte Erregtheit hervorrief, welche sich in krankhaften Sinnesstörungen äußerte, jedoch durch Bäder beseitigt wurde, so glaubte das größere musikalische Publicum darin einen Grund gefunden zu haben, warum man über die Bedeutung dieses Tonwerkes nicht recht klar werden konnte“. Wir glauben von dem Befinden des Herrn v. Dürrenberg, daß es „durch Bäder“ keine wesentliche Veränderung erfahren dürfte.

Die zweite im Matthes'schen Verlag erschienene Novität hat uns schon durch ihren Titel stusig gemacht. Wie will man den „musikalischen Effect“ systematisch lehren? Der echte Effect ist doch nichts Allgemeines, Feststehendes, sondern eben die geistreiche Anwendung, die ein Componist an rechter Stelle von den musikalischen Gesetzen überhaupt macht. Diese oder jene Wendung ist ein „Effect“ gerade an dieser bestimmten Stelle, in diesem bestimmten Zusammenhang, anderwärts ist sie es nicht. Ein Lehrbuch des „musikalischen Effects“ quand même können wir uns nicht denken. Allenfalls das begreifen wir, daß ein in bestimmtem Fache viel erfahrener, geistreicher Componist uns seine persönlichen Wahrnehmungen darüber mittheilt und über manche Details Aufschlüsse giebt, die nur das praktische Leben, nicht die Theorie gewähren kann. So wäre es von großem Nutzen, wenn Operncomponisten wie Meyerbeer und Wagner uns speciell über die theatralischen Bedingungen einer wirksamen Opernmusik, wenn Virtuosen wie Liszt oder Joachim uns über noch unausgebeutete Seiten der Technik ihres Instrumentes persönlich Erprobtes mittheilten. Ueber die Kunst der Instrumentirung, welche den Begriff des „Effectes“ am meisten zuläßt, hat bekanntlich einer der größten Orchesterkünstler, Berlioz, derlei werthvolle Beobachtungen veröffentlicht.

Solche Fingerzeige, sollen sie wirklich nutzbringend sein, werden sich auf rein Technisches und zwar in so engen Grenzen als möglich beschränken. Sie werden specielle Beobachtungen über Thatsachen der Praxis bringen, von denen die theoretischen Handbücher nichts oder nur Unvollständiges wissen.

In Herrn F. L. Schuberts Werk vom „musikalischen Effect“ hofften wir mindestens eine Reihe solcher praktischer, rein technischer Erfahrungssätze zu finden: ein Buch, dem man als Motto Hamlets Worte vorsetzen könnte: „Es giebt Dinge im Himmel und auf Erden, von denen Eure Schulweisheit sich nichts träumen läßt“. In Wirklichkeit ist aber das Buch von L. Schubert eine confuse Sammlung aller möglichen musikalischen Disciplinen, — Harmonielehre, Melodik, Formenlehre, Instrumentirung, Geschichte, Aesthetik und noch einiges Andere. Alles was der Verfasser über diese Dinge sagt, ist zuviel und zu wenig. Zu wenig für solche Leser, die erst aus diesem Buch Musik lernen wollen, zuviel für solche, die bereits als angehende oder fertige Componisten es zu Rathe ziehen. Und für Letztere schien es der Verfasser doch selbst zu bestimmen, da er in der Einleitung hervorhebt, es seien „natürlich“ die „nöthigsten Kenntnisse in der musikalischen Theorie vorausgesetzt“. (S. 5.) Wozu dann dem Leser, der besondere Geheimnisse des „musikalischen Effectes“ zu erfahren heßt, ausführlich (und meist in recht mißlungenen Definitionen) erklären, was „Melodie“, „Harmonie“ und „Rhythmus“ sei, was man unter „Variationen“ verstehe, wie viel Sätze eine „Symphonie“ bilden u. s. w.! Sogar was überhaupt Musik sei, wird in der Einleitung untersucht und durch Definitionen — von Oken und Abraham a Santa Clara (!) erhärtet.

Am ungenügendsten ist alles Historische und Aesthetische. Was der Verfasser eigentlich unter „musikalischem Effect“ verstehe, und wie er dies Thema seiner Untersuchung sich abgrenze, sagt er uns nicht. Er versichert nur, „der Effect in der Musik erstreckt sich nicht nur auf gebildete und ungebildete Nationen, sondern sogar auf die Thierwelt“. Der Hauptsatz seiner Lehre von der Melodie lautet: „Der Effect, den ein Tonstück von kleinerem oder größerem Umfange zu erringen im Stande ist, beruht zum großen Theil in der Melodie“. Was soll ein Componist mit so nichtsagend allgemeinen Sätzen anfangen? Was soll er vollends zu der unglaublichen Behauptung des Verfassers sagen „es könne aus der chromatischen Tonleiter keine Melodie gebaut werden, da ihre Tonfolge nur aus halben Tönen besteht“. (S. 7.) Ueber die einfachsten Begriffe ist der Verfasser mitunter im Unklaren: „Man versteht unter einer wirklichen Melodie im engeren Sinn einen Gesang, und sagt daher statt Lied: Melodie, Weise“ (S. 7). Die Begriffe „Melodie“ und „Motiv“ zu verwechseln, überläßt der Verfasser dem Belieben eines jeden Einzelnen; bei dieser Gelegenheit erfahren wir, daß ein Motiv auch aus „einer Note“ bestehen könne. (S. 8.) Weiter lehrt der Verfasser „es kann von jedem Tonstück gesagt werden, es hat Melodie, welche jedoch nicht jedem gefällt, ihn nicht anspricht, obgleich sie ihre richtigen Eigenschaften hat“. (S. 8.) Man sieht, der Stil des Herrn Schubert hat auch seine „Effecte“, wenngleich keine musikalischen.

Das Verhältniß zwischen Text und Musik erschöpft der Verfasser mit der Anweisung: „Der Liedercomponist hat mit Umsicht und Geschmac seine Dichtungen zu wählen, denn nur eine schöne Dichtung ist im Stande, die Begeisterung des Componisten hervorzurufen, und nur aus einem reifen Samenkorn kann eine schöne Blume entsprossen“. (S. 9.) Und aus solchen Gemeinplätzen soll ein Componist „musikalischen Effect“ lernen. Natürlich führt der Verfasser als Beleg obigen Ausspruches eine Menge „unvergeßlicher“ Liedercomponisten an, die zum Theile die jämmerlichsten Texte in Musik gesetzt haben.

Im Punkte der Harmonisirung wird der Leser des Schubert'schen Buches auch nicht viel weiser werden als in der Melodik. „Der verminderte Septimenaccord (heißt es Seite 13) ist in älterer und neuerer Zeit zu schauerlichen Effecten benützt worden, besonders in Tonmalereien bei Gewitterscenen und schauererregendem Gespensterspuck. Der denkende Componist wird bald finden, wozu er sich eignet (nämlich der Accord, nicht der Componist) und ihn auch bei besonderen Leidenschaften und Empfindungen, Melancholie, Schmerz, Trauer, wenn auch nur vorübergehend und nicht zu oft, verwenden, jedoch in solchen Scenen, wo er unbedingt nicht hingehört (nämlich der Accord, nicht der Componist), wie es neuerdings geschehen in einer Composition von Goethe's „Gretchen“ bei den Worten „sein Händedruck und ach sein Kuß“, verdirbt er jeden Effect“. Nun weiß man doch wie man es machen soll. — In Herrn Schuberts Lehre vom Rhythmus herrscht die lieblichste Ungebundenheit „In der österreichischen Volksmelodie von Haydn“ erklärt der Verfasser S. 24, „fällt das Ende einer Rhythme (was ist das, „eine Rhythme“?) auf die Hälfte eines Taktes aller zwei Takte, da der Auftakt eine halbe Taktnote oder zwei Viertel beträgt und daher der letzte Takt des Liedes nur aus einer halben Taktnote besteht, da der Auftakt zu dem letzten Takte gezählt wird“. Kann man Deutliches undeutlicher ausdrücken? — Von der Tanzmusik lehrt der Verfasser (S. 27): „Um in der Tanzmusik Effect zu machen, hat die Melodie nur die Aufgabe, die Lust zum Tanzen hervorzurufen und durch einschmeichelnde, leicht faßliche Melodien dem Ohre zu schmeicheln“. Wir dächten, um solche Wahrheiten an Mann zu bringen, brauchte man kein Buch zu schreiben.

Von der Unklarheit, in welcher der Verfasser sich über die wichtigsten Fragen befindet, ohne es zu ahnen, bietet das Capitel von der „Charakteristik der Tonarten“ die hübschesten Beispiele. Er sagt (S. 30): „Da die Stimmung der Instrumente nach und nach in die Höhe geschraubt worden ist, und dies seit Mozarts Zeit einen halben Ton betragen mag, so kann an eine Charakteristik der verschiedenen Tonarten nicht gedacht werden, da der Charakter eines Tonstückes von seinem inneren Wesen und seiner Satzweise und nicht von der Tonart abhängt“. Allein schon drei Seiten später (S. 34) hat der Verfasser diese seine Ueberzeugung gänzlich vergessen und predigt in einer Reihe von Beispielen das gerade Gegentheil. „Konnte wohl Don Juan seine sinnliche Liebe zur Zerline in dem Duett „Gieb mir die Hand mein Leben“ anders zu

verstehen geben, als in dem zärtlichen A-dur? Warum geht die Scene am Bache in Beethovens Pastoralsymphonie in B-dur?" ic.

Der Verfasser übergeht zur Lehre von der musikalischen Form (S. 38): „Die musikalische Form eines Tonstückes umfaßt den ganzen Umfang eines Satzes und ist der symmetrisch geordnete Theil seines Organismus, nach der Darstellung einer künstlerischen Idee, welche die Erfindungsgabe des Componisten in Noten aufzeichnet“. Nun soll jemand noch fragen, was musikalische Form ist! — Als „meisterhafte Schöpfungen“ im Fach der „Phantasie“ werden Bachs chromatische, Mozarts C-moll-Phantasie und Beethovens Cis-moll-Sonate in einer Reihe mit Thalbergs und Liszts Opernphantasien „über Motive von Rossini und Verdi“ aufgeführt. Als Meister im Draterium nennt der Verfasser Händel, Haydn, Fr. Schneider, Mendelssohn u. A. „F. C. Bachs Passionsmusik“ fügt er hinzu, „ist ebenfalls zu den berühmten Draterien zu zählen“. (S. 64.) Wozu sich übrigens Herr Schubert mit seinen Unterweisungen in der „Form“ so sehr abmüht, ist schwer begreiflich, da er doch schließlich (S. 57) versichert: „Es kommt nur auf den Inhalt an, den eine Form in sich birgt. Der Tadel eines Tonstückes (?) trifft nicht die Form, sondern den Inhalt.“

Der Leser wird nach weiteren Proben der Schubert'schen „Effectlehre“ kaum Verlangen tragen. Wir würden die gründliche Confusion und Mangelhaftigkeit des theoretischen Theils zwar nicht entschuldigen, aber doch geduldiger hinnehmen, wenn der Verfasser dem angehenden Componisten wenigstens nebenbei eine Anzahl werthvoller Winke rein praktischer Natur mitgetheilt hätte. Er findet jedoch in Herrn Schuberts Buch nichts, gar nichts, was er nicht gründlicher gedacht und besser ausgedrückt in jedem Handbuch der Compositionslehre anträfe. Wenn irgend ein Componist uns auch nur Einen geistreichen und neuen „Effect“ vorweist, den er aus Herrn Schuberts Buch gelernt hat, so wollen wir dem Verfasser Abbitte leisten. Bis dahin aber zählen wir Herrn Schuberts wie Herrn v. Dürrenbergs Buch zu jenen Publicationen, deren Eindruck auf den Leser sich in der verwunderten Frage zusammenfaßt: wie doch heutzutage so etwas konnte geschrieben und verlegt werden?

---

## Neue Romane.

### I.

(Der Roman in Deutschland. — H. v. Sternbergs Verreden. — „Thaddäus Kocziński.“ — „Das Erbschloß.“)

---

Au den Roman werden so widersprechende Forderungen gestellt, daß man daraus allein schon seine zweifelhafte Berechtigung im Reich der dichterischen Production erkennen mag. Bald ist ihm die vollste Unabhängigkeit von den Be-

dingungen des künstlerisch Schönen gestattet, wenn er nur unterhält; bald wird ihm Schwereres zugemuthet, als selbst der strengsten Muse, als der wissenschaftlichen Geschichtschreibung, indem man von ihm ein Culturbild der noch ringenden, unferligen Gegenwart verlangt.

Der Roman gleicht einem armen Heimatlosen, der, um nur in dem großen Hause der Litteratur eine Stelle zu erhalten und zu bewahren, sich jedem Dienste unterzieht, jede Arbeit verrichtet, die eben in dem Hause vorkommen mag. Es giebt Romane, die ein großes lyrisches Gedicht in Prosa sind, andere, die dem unerfahrenen Jüngling ein Complimentirbuch, dem angehenden Dandy ein Schneiderjournal ersetzen können. Eine Lyra, wenn er z. B. „Lélie“ heißt, ein Kleiderstock, wenn z. B. eine Lady Blessington ihn zu litterarischen Erfolgen auf den Almacksbällen benützte, ist der Roman auch bereit, je nachdem es von einem subjectiven oder vom allgemeinen Geschmack befohlen wird, Scandal oder Philosophie, ästhetisches Theegeschwätz oder schwerfällig docirende Historiegraphie zu sein.

Mit all diesen verschiedenen Aufgaben und Leistungen ist der Roman nicht um ihrer selbst willen, nicht aus vollem Ernst beschäftigt; er will nur etwas vorstellen, der arme Heimatlose will nur seine Existenz fristen. Und eben weil er kein ernsthaftes Wesen ist, weil er Grund, Nothwendigkeit und Recht zu existiren nicht metaphysisch nachzuweisen vermag, versteht sich der ernsthafte Deutsche nicht auf das Romanschreiben. Lyrik, Trauerspiel und Philosophie führen ein vollberechtigtes Dasein, man kann Ernst mit ihnen machen, denn sie haben ihren Wurzelkern im Innersten des deutschen Gemüthes. Im Verhältniß zu unserem Reichthum an guten Trauerspielen, vorzüglicher Lyrik und unübertrefflicher Philosophie sind auch nur leidliche Romane eine seltene Ausnahme in Deutschland. Romane sind unsere litterarische Armuth.

Was den deutschen Romanen fehlt? Sie sind gerichtet von dem großen ästhetischen Systeme Voltaire's, das nur einen einzigen Paragraphen hat: sie gehören nicht zu den erlaubten Genres, denn sie unterhalten nicht. Man mag ein noch so gewaltiger Franzosenjresser sein, man wird dabei doch auch — ihre Romane verschlingen. Deutsche Romane aber liest man nur in außerordentlichen Fällen, nur wenn uns ein Kritiker den Kopf warm macht mit der deutschen Tiefe ihrer Tendenz, mit der Kraft ihrer deutschen Gesinnung, nur wenn uns, sie zu lesen, zu einer patriotischen Ehrensache gemacht wird. Deutsche Romane liest man nicht auf dem Kautenil und nicht auf der Nasenbank, man liest sie dort, wohin man das Geld für Schleswig-Holstein legt, man liest sie auf dem Altar des Vaterlandes.

Dem Ernst der deutschen Natur scheint das neckische Geheimniß nicht Stand halten zu wollen, auf welchem die Unterhaltung in Romanen beruht. Sie ist die geschickte Zusammensetzung von zwei Elementen, die sich scheinbar ausschließen. Eine unterhaltende Erzählung soll im höchsten Grade glaublich, wahr, aus dem Leben gegriffen, und sie soll zugleich im höchsten Grade wunderbar, neu, noch nicht dazugewesen sein. Im Kunstwerk ist diese seltsame Verbindung wie von selbst ver-

wirklich; es ist das theoretisch nicht aufzulösende Mysterium der Kunst, daß sie beide Elemente zu etwas verschmilzt, was die Aesthetik nicht zu Regeln zerlegen, die Kritik nicht beschreiben kann, was nur erkannt zu werden unmittelbar genossen werden muß. Eine griechische Statue spricht getreulich die Idee der Natur aus, während sie zur gleichen Zeit in die tiefverhüllte Natur der Idee blicken läßt. Shakespeare's „Macbeth“ deutet auf Höhlen und Abgründe hin, deren Vorhandensein im menschlichen Herzen seit den Jahrtausenden, daß ein solches existirt, kein Sterblicher läugnen wird, während sie sich doch in dem Bild des Dichters als etwas wunderbar Neues, bis dahin noch nicht Dagewesenes abspiegeln. Im Roman aber, der sich keinem bestimmten künstlerischen Beruf widmet, der so frivoll an allen Tafeln des Geistes nascht, kann sich ein ähnliches Phänomen nur scheinbar, nur äußerlich vollziehen; Grazie, Wig, Reflexion combiniren schon gegebene, hinlänglich bekannte Dinge zu einem Effect, der das Interesse der Neuheit hat. Das ist nicht die Neuheit des Kunstwerkes, des ewig neu bleibenden, das ist die Neuheit, die sogleich etwas Altes wird, sobald man hinter das Geheimniß der Combination gekommen ist, sobald die bloße Neugier gesättigt ist und der letzte Band des Romanes aus der Hand gelegt wird. Abgesehen nun davon, daß der Deutsche selbst in der Realität der schon gegebenen Dinge nicht allseitig zu Hause ist, weil ein fast indisches Kastenwesen die verschiedenen Lebenskreise von einander getrennt hält, bringt er auch zu einem bloßen Spiel nicht den rechten Ernst mit, während ohne den rechten Ernst auch ein bloßes Spiel nicht zu vergnüglicher Wirkung gelangen kann.

Wahre Romane, wie sie die Franzosen und Engländer in Fülle lieferten, kommen so wenig aus der Mode wie wahre Kunstwerke, sondern erben sich von einer Generation zur anderen fort und müssen von jeder wieder gelesen werden, zur Vervollständigung der Bildung. Der moderne Thackeray hat hierin nichts voraus vor dem alten Fielding, die Sand nichts vor dem Abbé von Prévost. Wohin gerathen aber in Deutschland selbst solche Romane, die einst Mode waren? Wird es z. B. für eine folgende Generation ein unabweisbares Erforderniß der Bildung sein, die Romane des Herrn A. v. Sternberg zu kennen? Was sie für einige Zeit in die Mode brachte, war das Stückchen Lebenswahrheit, das sie enthielten, im Gegensatz zu dem Wellenkuckuckshelm gewöhnlicher deutscher Romane. Und jene Lebenswahrheit war obendrein den exclusiven Kreisen entnommen, von denen deutsche Schriftsteller sonst noch weniger zu erzählen wissen, als von den anderen Schichten der Gesellschaft. Man kam aber mit der Zeit dahinter, daß Herr v. Sternberg kein Paganini ist, um ein vollständiges Concert auf bloß Einer Saite vorzutragen zu können. Und, was noch schlimmer ist, als man endlich eine ganze Musik von ihm verlangte, zeigte es sich, daß der Vortrag auf der einzigen Saite kein freiwilliges Virtuosenstückchen von ihm war, sondern daß er mit aller Anstrengung keine anderen Saiten auf sein Instrument zu spannen vermochte.

Nachdem er nun die einsaitige Einseitigkeit so weit ausgebeutet hat, daß man zuletzt nichts mehr von ihm vernahm, als eine Frivolität ohne esprit, eine

raffinierte Schöulebekunft, der doch jeder sociale oder politische Gehalt fehlte, ohne welchen eine Charakteristik der höheren Stände alle Bedeutung verliert, nachdem Herr v. Sternberg sein aristokratisches Thema auf seine Weise ganz erschöpft hat, ist er selbst erschöpft. Er hat längere Zeit keine Romane mehr geschrieben und das wäre lobenswerth, wenn er nicht, um noch einigen Zusammenhang mit der Litteratur zu behaupten, Romane anderer Schriftsteller in die Welt sendete und zu diesem Zwecke Vorreden schriebe. So erschien in diesen Tagen in Leipzig bei Costenoble ein historischer Roman in vier Bänden von Marianna Lugomirska, betitelt: „*Thaddäus Kosciuszko*“, und will man sich überzeugen, wie erschöpft Herr v. Sternberg an Stil, Gedanken und sogar an Logik ist, wie sein Geist keine Pähne mehr hat, um etwas Festes, Gegenständliches zu bewältigen, so lese man die Vorrede, durch die er das Werk der Lesewelt empfiehlt. Sie beginnt mit dem folgenden merkwürdigen Satze:

„Wenn wir den Frauen das Recht zugestehen, in jeder bedeutenden Begebenheit unserer Tage ein Wort mitzusprechen, so hat besonders die Mittheilung durch die Feder die Eigenschaft, daß sie auf die in Frage stehenden Thatsachen ein besonders scharfes und eigenthümliches Licht wirft, welches dem Gemälde als Organisation gilt, bald als interessante Charakteristik sich in der Darstellung geltend macht und von uns Männern als hohe Darstellungsgabe anerkannt wird.“

Die Begriffserwirrung, die in diesem Periodenbau herrscht, kündigt sich zunächst dadurch an, daß man selbst bei wiederholtem Lesen von dem eigentlichen Sinn des ganzen Satzgefüges keine Verstellung bekümmert. Forscht man dann dem Inhalt der einzelnen Gedanken nach, deren Aneinanderreihung etwas so Unverständliches bildet, so ergibt sich zuerst eine der Natur und Erfahrung widersprechende Behauptung. Denn daß die Frauen besser sprechen als schreiben, ist in Scherz und Ernst zu allen Zeiten anerkannt worden. Gewiß hat vor Herrn v. Sternberg Niemand behauptet, daß die Mittheilung der Frauen durch die Feder von uns Männern stets als hohe Darstellungsgabe anerkannt wird, von der fehlerhaften Construction dieses Satzes ganz abgesehen. Völlends ist nicht zu begreifen, wie aus dem *Raisonnement* der Frauen (wenn wir ihnen in den Tagesbegebenheiten ein Wort mitzusprechen gestatten) durch die Feder ein Gemälde wird und zugleich die Organisation dieses Gemäldes. Kurz, es liegt hier ein Beispiel vor, mit welcher Geistesabwesenheit man sich in Deutschland zu schreiben gestattet, wenn man den Namen eines Romanschriftstellers führt, der eine Zeitlang in der Mode war.

Das „in Frage stehende“ Buch, der Roman von Marianna Lugomirska hätte eine bessere Einbegleitung verdient. Unter den tausenderlei Spielarten des Romans hat in Deutschland der historische Roman noch am meisten entsprechende Gestalt gewonnen. Die dem Roman so unentbehrlichen realistischen Elemente, welche der gemeinhin so engheschränkte Lebenskreis eines deutschen Schriftstellers ihm nicht unmittelbar darbietet, lassen sich, wo der Roman eben nicht „Epos der Gegenwart“ ein will, sondern an die Vergangenheit gelehnt bleibt, durch fleißige Culturstudien



herbeiziehen. Kommt nun noch dazu, daß, wie hier, Nationalität, Familienverbindungen und Lebensschicksale des Autors ihn mit den Einrichtungen und Sitten des Volkes vertraut machten, das den Mittelpunkt seines Gemäldes bildet, so erhält die historische Darstellung die eindringliche Beweiskraft, die brennenden Farben, womit persönlich Erlebtes erzählt zu werden pflegt. Kosciuszko's Heldenleben umschließt bekanntlich die drei großen Erschütterungen, durch welche das Wahlkönigreich und zwar größtentheils in Folge des Nationalcharakters und der socialen Gebrechen seiner abnormen Verfassung aus der Reihe der selbstständigen Staaten gedrängt wurde und der Held, der zuerst den Ausruf „*finis poloniæ*“ that, sah noch vergebliche Zuckungen des Wiederauflebens, da er erst nach Bonaparte's Sturz, nämlich 1817, starb.

Die Zeit von seiner Geburt bis zu seinem Jünglingsalter, bis zur Zeit, da er in die Cadettenschule nach Warschau kommt, füllt die Verfasserin mit einer sehr lebhaften Beschreibung des Landlebens, wie es der niedere Adel führte, so wie des Hoftreibens, der Adelsfeste und der ganzen von Paris aus überfirnißten Gesellschaft in der polnischen Hauptstadt aus. Der Tod Augusts, des sächsischen Polenkönigs, und die Wahl Poniatowsky's bilden dabei den historischen Hintergrund. Mit leiser Ironie, wie sich denn überhaupt die Subjectivität der Verfasserin nicht störend vordrängt und politische und nationale Declamationen vermeiden sind, werden uns die vornehmen Abendgesellschaften in Warschau und wird uns namentlich eine geistreiche Berühmtheit Polens im vorigen Jahrhundert, „die Sappho Polens“ genannt, die Fürstin Czartoryski, geborne Flemming, geschildert.

Mit Unrecht hat A. v. Sternberg, der so oberflächlich zu lesen scheint als er schreibt, das Buch in absichtliche und unmittelbare Beziehung zu den Tagesbegebenheiten gebracht. Es ist weniger Roman als Biographie und selbst als solche objectiver gehalten, denn sonst Lebensbeschreibungen, sogar wenn sie aus männlicher Feder fließen.

Man behält darum auch hier von dem tragischen Geschick der Nation den Eindruck zurück, wie man ihn zuweilen von dem Unglück einer bestimmten Individualität empfängt; als ob das Unglück ein durch den Charakter vorgezeichnetes, prädestinirtes wäre. Ritterlichkeit und Enthusiasmus vermögen den unparteiischen Beobachter hierin nicht zu täuschen, wie sie ihn den absoluten Mangel jener socialen Grundlagen nicht übersehen lassen, auf welchen sich schon im vorigen Jahrhundert eine bürgerliche Freiheit und eine nicht bloß an Sprache und Namen geknüpft, nicht bloß eine chimärische Unabhängigkeit behaupten konnte. Dieser Eindruck hat übrigens so wenig wie der Roman selbst etwas mit den Tagesbegebenheiten zu thun.

Und abermals eine Vorrede von A. v. Sternberg. Sie begleitet einen in demselben Verlag erschienenen Roman, „das Erbichloß“, von dem wir nicht mehr sagen wollen, als daß er nach der Versicherung des Vorredners aus der Bekanntschaft mit Justinus Werner und seiner Geistertheorie hervorgegangen wäre. Der

Roman ist in der That seinem wesentlichen Inhalte nach die Gespenstergeschichte eines Erbschlosses; die Kritik kann nicht mehr thun, als ihn Senen empfehlen, welche „lüstern sind ein Wort mit diesem Geist zu sprechen“.

Hieronymus Form.

## Erän, das Land zwischen dem Indus und Tigris

Beiträge zur Kenntniß des Landes und seiner Geschichte von Dr. Friedrich Spiegel.

(Berlin 1863. Verlag von Dümmler.)

(Schluß.)

Die große Aehnlichkeit, welche diese Erzählung der Genesis mit einer anderen des Bundeheesch hat, ist von Renan hervorgehoben worden und Spiegel glaubt, daß die Vergleichung beider Berichte zu günstigen Resultaten führe. Dabei ist zu bemerken, daß der früher wohl erhobene Einwand, als sei der Bundeheesch eben ein sehr spätes Buch und darum unwürdig mit der Genesis verglichen zu werden, durch Windischmanns eingehende Untersuchungen beseitigt ist; denn dieser weist nach, daß der allerdings späte Verfasser des Bundeheesch nur in sein Werk aufgenommen hat, was er durch alte Urkunden bezeugt fand; es war freilich der Umfang der alten Urkunden zu seiner Zeit etwas größer als heutzutage. Avesta nun und Bundeheesch nehmen einen großen Strom an, der im Norden vom Himmel herabströmt, sich dann in zwei Arme theilt und die Welt gegen Osten und Westen begrenzt. Der östliche Arm ist der Indus, der westliche der Sarartes. Die Weltkenntniß der Eränier scheint sich im Laufe der Zeit nicht im gleichen Maße im Osten erweitert zu haben wie im Westen, was ein Blick auf die Geschichte der Achämeniden begreiflich macht; man behielt daher den Indus als östliche Grenze bei, allein nach Westen zu war es nöthig den Nil noch unterzubringen. Man verband daher den Sarartes und Nil zu einem Flusse und zwar mittelst der im Alterthume nicht ungewöhnlichen Annahme eines unterirdischen Laufes. Dadurch erreichte man wie im Norden und Osten auch nach dieser Seite hin eine feste Grenze und erklärte zugleich, woher es kam, daß ein so mächtiger Strom wie der Sarartes nicht in das Weltmeer ausmünde; die Beantwortung dieser Frage für den Sarartes gilt natürlich zugleich für den Drus, da beide Ströme in dasselbe Wasserbecken fließen. Gegen Süden brauchte keine Grenze angegeben zu werden, es bildete diese selbstverständlich das Meer.

Die Verwandtschaft dieser geographischen Anschauung des Bundeheesch mit der der Genesis ist augenscheinlich. Auch der Bundeheesch kennt im Westen den Euphrat und Tigris, für den Norden gleicht aber die eränische Ansicht von der unterirdischen Vereinigung des Sarartes und des Nil die Abweichung aus, die bis jetzt unter den biblischen Exegeten über die Erklärung des Gihon bestand. Der Gihon

ist sowohl das eine wie das andere; und diese Ansicht konnte füglich nur innerhalb Eränä, Nirvana-vaedicha mit eingeschlossen, entstanden sein.

Noch in anderer Hinsicht ist das zweite Capitel der Genesis hier beachtenswerth. Es heißt dort, daß in der Mitte des Gartens Eden zwei Bäume stehen: der Baum des Lebens und der Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen. Windischmann hat gezeigt, daß auch die Eränier zwei solche Bäume kennen, den einen als Baum des Lebens, Gaokerena geheißten, der den weißen Haoma trägt, mit dem künftighin bei der Auferstehung die Unsterblichkeit bewerkstelligt wird, und einen zweiten, den Baum ohne Leiden, der dem Baume der Erkenntniß des Bösen und Guten entspricht.

Indem der Verfasser eine Reihe solcher Vergleichungspunkte zusammenstellt, stimmt er den bisher schon geltenden Ansichten über den ursprünglichen genauen Zusammenhang der Indogermanen und Semiten bei, nur faßt er im Einzelnen Manches deutlicher, als es bisher geschehen ist. Es bleibt nach wie vor bestehen, daß sowohl Indogermanen als Semiten ein Urland annehmen, aus dem sie ursprünglich ausgewandert sind, und das sie in den hohen Norden, in die Quellengebiete des Druß und Zarartes verlegen. Aber es ist gewiß, daß dieses Urland nicht Nirvana-vaedicha ist; dieses Land liegt vielmehr am Ende des Ararat. Dahin setzen aber die Semiten ihre Vorfäter, von denen sie zunächst abstammen; dahin setzen die Eränier den Stifter ihrer Religion und mithin den Ursprung ihrer Bildung. Was nun wahrscheinlich macht, daß diese Sagen einen historischen Hintergrund haben, dies sind die ethnographischen Verhältnisse jener Gegend. Noch heute wohnen dort Semiten und Indogermanen in naher Gemeinschaft. Daß dies im Alterthume noch weit mehr der Fall war, läßt sich erweisen. Der Verfasser zeigt ferner, daß sich die Form der semitischen Ueberlieferung näher an die eränische anschließt als an die indische; auch dadurch wird eine Berührung dieser beiden Völker höchst wahrscheinlich. Es muß daher in jenem Lande ein alter Herd der Kultur gewesen sein, die sich von da ab sowohl nach Osten als nach Westen verbreitete. Welcher von beiden Völkerstämmen den größten Antheil an der Schöpfung dieser Kultur hat, das bleibt dahingestellt und wie es scheint, stehen wir so ziemlich an der Grenze dessen, was wir mit unseren gegenwärtigen Hülfsmitteln erforschen können; fernere Aufschlüsse lassen sich vielleicht von der weiteren Entzifferung der Keilschriften erwarten. Vorläufig genügt es uns zu wissen, daß Zarathustra und seine Zeit eine wichtige Epoche bilden in der Entwicklung der Menschheit,

Die Lehre des mythischen Religionsstifters mit ihrer schlichten aber tiefen Moral hat sich durch alle Wechsel des Schicksals bis auf die Gegenwart erhalten, wenn auch die Zahl ihrer Bekenner sehr zusammengeschmolzen ist, und ihr Wesen durch den Einfluß neuer Kulturverhältnisse große Veränderungen erlitten hat. Wie die Lehre Zoroasters im Reiche der Achämeniden die herrschende Religion gewesen war, so wurde dieselbe auch von den Sasaniden zu neuem Glanze erhoben. Als aber nach der Vernichtung des Sasanidenreiches durch die Araber die Herrschaft des Parsismus ihr Ende erreicht hatte, schwand auch die Zahl der Bekenner der alten

Religion, selbst in ihrem eigenen Vaterlande, gegenüber dem Islam mehr und mehr. Nur in den Gebirgslandschaften, welche überhaupt dem Gange der Bildung fernere stehen, erhielt sich die alte Religion etwas länger, aber auch dort waren ihre Tage gezählt. Stamm um Stamm, Häuptling um Häuptling traten zu der neuen Religion über und bald bildeten die Befenner der alten nur einen winzigen Rest, die von den Moslemlen als Ungläubige angesehen und mit immer steigendem Uebermuth und Verachtung behandelt wurden. Nur ein Theil der Treugebliebenen hing fest an der alten Heimat, ein anderer zog es vor, sich den Unbilden seiner Landsleute zu entziehen und eine neue Heimat zu suchen. Während die Reste der Zurückgebliebenen noch heute in Jezd und Kirmân leben, fanden die Auswanderer nach verschiedenen Schicksalen endlich eine neue Heimat, und sie bewohnen noch heute die Westküste Indiens und bilden in den Städten Bombay, Surate, Nau-sari, Achmedâbâd und deren Umgebungen einen sehr geachteten Theil der Bevölkerung.

Durch dieses Festhalten an der alten Religion und Litteratur setzten sich nun anfangs die Parsen in einen entschiedenen Gegensatz zu den um sie herum entstehenden neuen. Ihre litterarische Thätigkeit beschränkte sich mehr darauf, die von ihren Vorfahren ererbte Litteratur nach allen Seiten hin zu durchforschen und zu begreifen, sie versuchten aber nicht Neues zu produciren. Die Auswanderer in Indien vergaßen jedoch nie, daß Erân ihre eigentliche Heimat sei, sie suchten die Verbindung mit ihren Glaubensgenossen zu erhalten und sind bis heute redlich bemüht, ihnen beizustehen und ihr schweres Los zu erleichtern.

Wenn nun aber auch die Parsen und namentlich die Parsenpriester ganz in der Vorzeit zu leben schienen, so konnten sie sich doch der Einwirkung der sie umgebenden Bildung nicht ganz entziehen, und der Einfluß der veränderten Zeitrichtung erstreckte sich bald nicht bloß auf die Form und Sprache, sondern er ergriff auch selbst die Anschauungen der Parsen. Neben den Schriften, die aus der alten Zeit des Parsismus noch erhalten sind, und den neueren, deren genauer Zusammenhang mit den alten Religionschriften augenscheinlich ist, finden sich in ihren Aufzählungen zwei Bücher genannt, deren Ansehen auffallen muß: der „Dabistân“ und die „Defâtir“. Beide Bücher sind jetzt nicht nur gedruckt, sondern auch aus dem Persischen ins Deutsche übersetzt; dieselben lassen daher eine directe Beurtheilung zu. Die erstere, der „Dabistân“, ist in der That sehr lehrreich und enthält einen kurzen Abriss aller Religionen und Secten, welche dem Verfasser bekannt waren.

Die Secten der Hindus und der Moslemlen, die Religionen der Christen und Juden werden beschrieben, oft etwas kurz und fragmentarisch, jedoch im Allgemeinen richtig und mit unseren sonstigen Quellen übereinstimmend.

Nur in einem Theile giebt der Bericht des Dabistân zu gerechten Zweifeln Veranlassung, in demjenigen nämlich, wo er von der Religion der alten Parsen handelt. Anstatt sich an das Avesta oder wenigstens an die Mittheilungen älterer

mohamedanischer Geschichtsschreiber zu halten, schöpft der Verfasser seine Kenntniß über die genannte alte Religion aus den „Desâtir“. Diese stimmen in ihren Mittheilungen über die éranische Vorzeit mit unseren sonstigen Quellen nicht überein und widersprechen ihnen sogar. Anstatt der zwei entgegengesetzten Principien des Guten und Bösen, welche der ganzen im Avesta dargestellten Weltordnung zu Grunde liegen, nehmen dieselben bloß einen Gott an, aus dem eine Reihe von höheren Wesen emanirt. Neben vielen solchen Widersprüchen auf dem Gebiete der Dogmen finden sich in den „Desâtir“ unerwartete Erweiterungen der kosmogonischen Sagen des Avesta.

Die alte zarathustrische Lehre war übrigens dem Verfasser des „Dabistân“ auch bekannt, denn er fügt die Nachricht über diese Religion den übrigen Berichten über altéranische Religion bei und möchte dieselbe offenbar als die jüngste Abart betrachtet wissen.

Die Lehren des Avesta stimmen freilich schlecht zu den angeführten Berichten, doch findet sich hier ein Ausweg. Die Parsen selbst geben zu, daß sie seit Alexanders Einfall in Grán nicht alle ihre alten Religionschriften mehr besitzen. — Die erwähnten Lehren könnten also in den verlorenen Büchern gestanden haben. In der That belehrt uns der „Dabistân“, daß es zwei éranische Religionsbücher gegeben habe: den „großen Zend“ und den „kleinen Zend“. Nur der letztere, der vielfach enigmatisch und dunkel sei, habe sich erhalten, während dagegen der „große Zend“, der ganz mit den Lehren der „Desâtir“ gestimmt habe, verloren gegangen sei. Natürlich muß auch der uns noch erhaltene kleine Zend ebenfalls mit diesen Lehren stimmen, nur darf man denselben nicht wörtlich fassen, sondern man muß zugeben, daß der Text neben dem materiellen wörtlichen Sinn, nach welchem ihn die Menschen gewöhnlich auffassen, noch einen anderen geistigen hat, der gerade die Hauptsache ist; und so wird denn auf gewaltsame Weise durch Deutung aller Art die gewünschte Uebereinstimmung hergestellt.

Die ganze Streitfrage über „Dabistân“ und „Desâtir“ ist, in Europa wenigstens, zu Ungunsten der beiden Bücher entschieden. Dieselben sind das Erzeugniß der neueren, ja einer ganz jungen Zeit, die fast bis an die Gegenwart heranreicht. Wichtig ist aber die Thatsache, daß ein Theil der Parsen anders über diese denkt, und daß diese Lehren bei demselben entschiedenem Anflang gefunden haben. Schon der Umstand, daß ein gelehrter Parse die „Desâtir“ herausgeben konnte, spricht dafür, daß er die darin enthaltenen Ansichten billigte; sein Beispiel mußte Andere verleiten, das Gleiche zu thun. Die Parsen konnten sich eben bei aller Absonderung, doch nicht ganz von der sie umgebenden Bildung entfernt halten.

Es ist leicht zu erweisen, daß indische Gebräuche und indischer Aberglaube an verschiedenen Stellen bei ihnen eingedrungen sind. In der neueren Zeit haben sie sich ganz an die Europäer angeschlossen und Viele von ihnen sind mit europäischer Bildung vertraut geworden; es war unvermeidlich, daß sie früher oder später darauf aufmerksam werden mußten, daß sich die Lehren der neuen Wissenschaft

nicht mit dem Avesta vertragen. Die Theorie des „Dabistan“ zeigte nun einen sehr ansprechenden Weg, um aus diesem Dilemma herauszukommen, und an diesen klammern sich nun reformatorische Tendenzen, die innerhalb der altersschwachen zarathustrischen Religion aufgetaucht sind.

## „Maria Theresia's erste Regierungsjahre“, von Alfred v. Arneth.

II. Bd. 1742—1744. (Wien 1864, bei W. Braumüller.)

Wer der modernen Geschichtsschreibung in Oesterreich vollkommen gerecht werden will, hat vor Allem im Auge zu behalten, welchen Einfluß sie bewußt oder unbewußt auf die Hebung des Volksgeistes ausübt. Es ist ein alter und mit gewissen Einschränkungen sicher wahrer Satz, daß die Wissenschaft zuletzt doch überall ihre Berührungspunkte mit dem Leben sucht und findet. Nicht leicht tritt dies aber auf irgend einem Gebiete lebhafter und unmittelbarer hervor, als auf dem unserer heimischen Geschichtsschreibung. In der That ist es, schon äußerlich genommen, sehr bezeichnend, daß sich in jüngster Zeit die Aufmerksamkeit mit Vorliebe der neueren Geschichte Oesterreichs zugewendet hat. Die Arbeiten Gindely's, Ohlumekky's, Arneth's geben den Beweis, daß es nicht bloß rein wissenschaftliche Bedürfnisse sind, von denen aus sie unternommen wurden, wenn sie auch immerhin in wissenschaftlicher Weise durchgeführt sein mögen. Und was innerlich Gemeinsames an diesen Arbeiten ist, liegt nicht bloß darin, daß die Geschichtsauffassung im Allgemeinen an geistiger Freiheit gewonnen hat, selbst darin nicht allein, daß die nationale und provinzielle Befangenheit überall größeren Gesichtspunkten gewichen ist, sondern vor Allem darin, daß unwillkürlich die Interessen der Gegenwart allenthalben gestreift und die Probleme bloßgelegt werden, an deren Lösung zu arbeiten eben Aufgabe unserer Zeit ist.

Die „Oesterreichische Wochenschrift“ darf sich das Verdienst vindiciren, dies ebensowohl an Ohlumekky's „Zierotin“ als an Gindely's „Rudolf II.“ und selbst an Darstellungen aus der älteren Geschichte Oesterreichs nachgewiesen und festgehalten zu haben. Des staatlichen und politischen Blickes auf gegenwärtige Zustände und die Grundlagen ihrer Entwicklung hat sich keiner dieser Historiker erwehren können, ja sie haben recht eigentlich Maß und Ton für ihre Darstellung daraus gewonnen. Es mag zugegeben werden, daß dabei die Gefahr nahe lag, mit fertigem Urtheil an die Thatfachen heranzutreten, und den Pragmatismus der Geschichte umzukehren, andererseits wird gerade an der Hand der neueren Darstellungen nicht geläugnet werden können, daß im Großen und Ganzen die politischen Folgerungen, welche den Resultaten der Gegenwart entsprechen, sehr natürlich und ungezwungen sich ergeben. Sener Gefahr ist somit in allen wesentlichen Stücken

die Spitze abgebrochen. Es ist keine ungesunde Entwicklung, in der wir heute stehen und der österreichische Geschichtschreiber bedarf keines Vorurtheils und keiner politischen Einseitigkeit um dies nachzuweisen. In der That muß, soweit wir sehen können, eben die einfache Erforschung und Darstellung der geschichtlichen Wirklichkeit wie von selbst zu den politischen Zielpunkten leiten, auf die wir heute angewiesen sind.

An dem ersten Bande des vorliegenden Werkes hat sich dies in klarer und kaum zu verkennender Weise ergeben. Insbesondere war es die Stellung Oesterreichs zu den allgemeinen deutschen Interessen und die wichtigste unserer inneren Fragen, die ungarische, für welche die praktischen Consequenzen aus der Darstellung v. Arneths lebendig hervorgetreten sind. Man kennt die scharfe und einfache Not und Weise, in welcher Herr v. Arneth die Verhältnisse auf sich wirken läßt, die ungesuchte Offenheit, mit der er seine Meinung ausspricht. Das maßvolle und ruhige Urtheil, das er über die Persönlichkeit Friedrichs des Großen und über die Mittel fällt, durch welche Preußen in die Reihe der europäischen Staaten getreten, war eine eben so erfreuliche als seltene Erscheinung einem Gegenstande gegenüber, in den in alter und neuer Zeit nur all zu viel Tendenz hineingetragen worden ist. Es ist nicht zu übersehen, daß es sich um das Schiboletth handelte, unter welchem eine namhafte politische Partei in Deutschland ihre Schlachten schlägt und das in mehr als einer Beziehung zum Prüstlein für die Unbefangenheit und Objectivität des Geschichtschreibers geworden ist.

Noch schwieriger vielleicht gestalteten sich indeß die Aufgaben des Verfassers für den zweiten Band. Es sind die Jahre 1742—1744, welche in den Kreis seiner Darstellung fallen, Jahre, in denen die Verhältnisse complicirter und mehr noch als zuvor durch einen Krieg, der ganz Europa durchwüthet, und die Verhandlungen einer Diplomatie, die damals fast den Gipfelpunkt ihres Eingreifens in Völkerinteressen und Länderzustände erreicht hat, verwickelt und gestört erscheinen. Von einer bis ins letzte Detail scharfgeprägten und mit unerbittlicher Consequenz durchgeführten Politik kann in Zeiten nicht die Rede sein, wo die politische Lage mit dem Tage schwankt, und die Chancen des Waffenglücks das Maß des Anzustrebenden und zu Erreichenden bestimmen. Es ist nicht leicht den einzelnen Bandlungen da zu folgen, und das um so weniger, als mannigfache Parteiungen an dem Hofe Maria Theresia's selbst den Blick eher verwirren als klären, und gerade das Detail die festen Zielpunkte, welche die Politik der Kaiserin immerhin behauptet, manchmal fast vollständig in den Hintergrund treten läßt.

Der erste Band der Arneth'schen „Maria Theresia“ schloß mit dem Jahre 1741 ab. Es war die trübste Zeit ihrer Herrschaft. Ober-Oesterreich und Schlesien, ein großer Theil von Böhmen befanden sich in den Händen ihrer Feinde, Mähren schien kaum noch länger gehalten werden zu können, die Streitkräfte Oesterreichs, so wie seine materiellen Hülfsmittel waren in gleicher Weise geschwächt. Es fehlte nicht an Stimmen, welche meinten, man könne es als ein Glück preisen, wenn man nur auf Grundlage des gegenwärtigen Besitzstandes und mit Auf-

gebung der ohnedies unwiederbringlich verlorenen Provinzen Frieden zu schließen vermöchte. Ein Mann wie Rhevenhüller erklärte damals, die Königin habe genug Standhaftigkeit bewiesen, um ihre Rechte zu verfechten. Gegen den Strom vermöge eben Niemand zu schwimmen.

Es ist bekannt, daß Maria Theresia ihr Handeln nicht nach diesen Anschauungen einrichtete. Weit entfernt sich auf die bloße Vertheidigung der Provinzen zu beschränken, die sich noch in ihrem Besitze befanden, faßte sie vielmehr den Gedanken, eine neue Streitmacht aufzustellen um dem Feinde einen Theil des Gebietes abzurufen, das er erobert hatte. Der Feldzug in Baiern war die Ausführung dieses Gedankens.

• Ueber diesen Feldzug, die Persönlichkeit Rhevenhüllers, Menzels, Trenks, Bernklau's, verdanken wir Herrn v. Arneth eine Fülle neuer und interessanter Einzelheiten, die wir natürlich an dieser Stelle auch nicht einmal andeuten können. Sein Urtheil über Friedrichs II. damalige Handlungsweise gegen Maria Theresia scheint uns aber wichtig genug, um ihm hier Raum zu geben.

„Um zu einem unbefangenen Urtheile über die damalige Handlungsweise Friedrichs zu gelangen“, sagt er, „ist es am besten, wenn man die hervorragendsten Begebenheiten, bei welchen seine Hand im Spiele war, der Zeitfolge nach einfach aneinander reiht. Am 9. October 1741 schloß er persönlich mit dem Feldmarschall Grafen Neipperg die Convention von Kleinschnellendorf und am 15 trat der letztere den Rückzug nach Mähren an. Am 18. begannen die Preußen die Scheinbelagerung von Neisse und drei Tage später führte der König Beschwerde über die durch den Grafen Rhevenhüller geschehene Verlautbarung der Convention von Kleinschnellendorf. Gleichzeitig wurde auf seinen Antrieb der Königin von Ungarn in scheinbar angelegentlichster Weise der Rath ertheilt, baldigst zum wirklichen Friedensschlusse mit Preußen zu schreiten. Am 21. October ergab sich mit pünktlichster Berücksichtigung der Convention von Kleinschnellendorf Neisse an Friedrich. Tags darauf wurde durch seinen Bevollmächtigten in Frankfurt a. M. der Beitritt Preußens zu dem zwischen Frankreich, Baiern und Sachsen abgeschlossenen Vertrage erklärt, durch welchen die Verabredungen über die Theilung der österreichischen Erbländer näher bestimmt wurden. Und am 4. November kam in Breslau ein specieller Vertrag zwischen Preußen und Baiern zu Stande, kraft dessen Schlesien dem Könige garantirt und die Grafschaft Glatz ihm zugesprochen wurde. Friedrich aber versprach dem Kurfürsten seine Mitwirkung, ihn sowohl im Besitze Ober-Oesterreichs und Böhmens zu erhalten, als ihm zu demjenigen Tirols und Border-Oesterreichs, so wie zur Kaiserkrone zu verhelfen. Wer die Langsamkeit bedenkt, mit welcher in Folge des damaligen Zustandes der Straßen und aller sonstigen Verkehrsmittel selbst eigens entsendete Couriere ihren Weg zurückzulegen gezwungen waren, dem wird es keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß zu derselben Zeit, in welcher er seinen angeblichen Wunsch bezeugte, zum definitiven Frieden mit Maria Theresia zu gelangen, zu derselben Zeit endlich, in welcher er kraft des Vertrages von Kleinschnellendorf Neisse in Besitz nahm, er seinem Bevollmäch-



tigten in Frankfurt gerade die entgegengesetzten Instructionen ertheilt haben muß. Der Bruch seines Uebereinkommens war also eine längst beschlossene Sache, und daß dies wirklich der Fall gewesen, beweisen die um jene Zeit erfolgten kriegerischen Unternehmungen der Preußen, ihr Eindringen in Böhmen und Mähren, die Wegnahme von Olmütz.<sup>1</sup>

Vorgänge dieser Art waren es, welche das tiefe Mißtrauen, das Maria Theresia Friedrich gegenüber bis zum letzten Augenblick beherrscht hat, wachriefen und nährten. Die diplomatischen Verhältnisse Europa's waren in der That im Allgemeinen von der Art, daß gegenseitiges Mißtrauen der hervorragendste Zug an allen den Verhandlungen ist, die uns die Darstellung des Herrn v. Arneth vorführt. Allianzen und Gegenallianzen sind so sehr das Werk des augenblicklichen Interesses, daß an ein Fixiren bestimmter Beziehungen kaum zu denken ist. Selbst England, das noch am treuesten zu Oesterreich hielt, ging nicht eine Linie weiter, als es sein eigenes und ganz unmittelbares Interesse erforderte. „Abgesehen davon“, sagt Herr v. Arneth an einer Stelle, in welcher er die Uebertreibungen bezüglich der Hülfeleistung Großbritanniens auf ihr richtiges Maß zurückführt, „daß sich die englische Regierung weislich hütete, für Maria Theresia gegen Friedrich die Waffen zu ergreifen, gab es keine Forderung des Königs, sie mochte noch so weitgehend, noch so unbegründet sein, sie mochte noch so sehr Maria Theresia im Innersten verletzen, welche die englische Regierung nicht mit gewohntem Ungestüm dem Wiener Hofe zur Annahme empfohlen hätte.“

Sa fast an Zweideutigkeit streifte die Haltung der englischen Regierung bezüglich der italienischen Verhältnisse, die Herr v. Arneth zum ersten Male mit eben so viel Gründlichkeit als überlegenem Urtheile zum Gegenstande seiner Untersuchung gemacht hat. Ihre Darstellung ist ohne Zweifel die hervorragendste Partie des Buches. Die mannigfachen Verschlingungen der Politik des Hauses Savoyen, die sich kreuzenden Plane und Projecte treten uns in voller Klarheit entgegen, und nicht minder die einzelnen handelnden Persönlichkeiten, in deren Charakterisirung anerkanntermaßen die Stärke der Darstellung des Verfassers liegt. Insbesondere möge bei dieser Gelegenheit der Schilderung des Marquis d'Ormea, des Grafen Traun u. s. f. gedacht werden.

Die Schlacht von Camposanto macht einen äußerlichen Abschnitt in diesen Verhältnissen. „Wie ganz anders“, sagt Herr v. Arneth, „erscheint doch die Lage Maria Theresia's in dem Augenblicke, in welchem sie die Nachricht von dem Siege bei Camposanto (Februar 1743) empfing, wenn man sie mit derjenigen vergleicht, in der sie ein Jahr zuvor sich befand, als der erste Bericht von Khevenhüllers glücklichem Vordringen in Ober-Oesterreich und Baiern nach Wien gelangte. Allerdings war jetzt durch den Friedensschluß mit Preußen der thatächlich längst er-

<sup>1</sup> In ähnlicher Weise sagt Gfrörer: „Geschichte des 18. Jahrhunderts“ III. 181. „Friedrich II. hat den Vertrag von Kleinschnellendorf durchaus nicht in der Absicht Wort zu halten abgeschlossen.“ Daß Arneth über die Frage der Publication des Vertrages etwas leicht hinweggegangen, möge übrigens hier doch nicht unbemerkt bleiben.

folgte Verlust des größten Theils von Schlesien auch völkerrechtlich anerkannt. Aber alle die übrigen Entwürfe zur Herbeiführung einer Theilung der österreichischen Erbländer durften als völlig gescheitert angesehen werden. Ober-Oesterreich, Böhmen und Mähren, damals fast ganz in der Gewalt der feindlichen Heere, waren jetzt wieder erobert, Preußen und Sachsen von dem gegen Maria Theresia errichteten Bunde getrennt, der Kaiser tief gedemüthigt, Frankreich in peinlichster Lage, das spanische Königshaus aber auf dem Punkte, dem Gedanken an Eroberungen in Italien ganz entsagen zu müssen, ja in der Gefahr, die vor wenigen Jahren dabelbst gemachten Erwerbungen wieder zu verlieren. In dem Augenblicke, in welchem man der Verwirklichung des lang gehegten Planes, die Macht des Hauses Oesterreich zu vernichten, näher zu sein glaubte als je, erhob sich dieselbe mit ungeahnter Kraft und statt sich außer Schlesien auch noch andere, für sie noch wichtigere Provinzen durch die Gewalt der Waffen entrisen zu sehen, konnte Maria Theresia nun darnach streben, für die erlittene Einbuße anderswo und auf Kosten ihrer Feinde Entschädigung zu verlangen.“

Der Verfasser findet hier Gelegenheit, uns mit den Verhältnissen am Hofe Maria Theresia's bekannt zu machen. Die Person der Kaiserin, ihr schönes Verhältnis zu dem Grafen Sylva-Tarouca, die Mitglieder der geheimen Conferenz werden uns in lebhaft gefärbten und interessanten Schilderungen vorgeführt. Ueber den Grafen Ulfeld urtheilt Arneht nicht sehr günstig. Er hebt seinen Fleiß, seine Genauigkeit in den Geschäften und den wohlbegründeten Ruf der Unbestechlichkeit hervor, den er genoß, aber nicht minder, daß von seiner geistigen Befähigung Niemand eine hochgepannte Meinung hegte. Auf seinen Posten brachte ihn, wie es scheint, hauptsächlich der Einfluß Bartensteins, welchem die Wahl eines wenig bedeutenden Mannes eine Vermehrung seines Einflusses in Aussicht stellte, und der außerdem damit eine persönliche Animosität gegen den Grafen Kinäsky, den nächsten Anwärter auf die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, befriedigt haben mochte.

„Ulfeld zählte damals nahe an fünfzig Jahre. Er war von ziemlich großer und schlanker Gestalt; seine gebräunte Gesichtsfarbe, die hellblauen aber tiefliegenden, etwas düster blickenden Augen, die dichten schwarzen Haare und Augenbrauen, die etwas aufgetriebenen Wangen gaben seiner Erscheinung nichts Anziehendes, wenn man auch auf den ersten Blick den vornehmen Mann in ihm erkennen mochte. Die eifige Kälte, mit der er Allen begegnete, welche mit ihm zu thun hatten, die auffallende Langsamkeit seiner Auffassung, die Art von Bestürzung, in welche jede neue Idee, jeder neue Plan ihn versetzte, die Unklarheit seiner Ausdrucksweise, die wohl zumeist der Unklarheit seines Gedankenganges entsprang, die unbeugsame Hartnäckigkeit endlich, mit der er an dem einmal Erfaßten festhielt, und die ihn trotz seiner sonstigen Steifheit bei jedem Wortstreite leicht in übertriebene Heftigkeit gerathen ließ, alles dies machte die Verhandlung mit ihm zu einem peinlichen Geschäft. Sa es scheint fast, daß er zu jedem Amt eher als zu dem eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten getaugt hätte.“

Es ist in der That ungemein charakteristisch für die Bedeutung dieses Mannes, wie wenig er bei den umfangreichen diplomatischen Verhandlungen seiner Zeit auch nur einigermaßen in den Vordergrund tritt. In den Negotiationen mit dem Könige von England bei der pragmatischen Urnee, in den Verhandlungen mit Sardinien bezüglich eines definitiven Bündnisses u. s. f. spielen Karl von Lothringen oder Graf Benzel Rounig nicht bloß äußerlich die Hauptrolle. Die mannigfachen Projecte und Pläne, welche damals austauchten, wie die einer Verpflanzung des kurfürstlich baierischen Hauses nach Italien, und Baierns Erwerbung durch Oesterreich zeichnet uns die Darstellung des Herrn v. Arneht in scharf markirten Umrissen. Nicht minder eingehend ist das Verhältniß Oesterreichs zu Rußland und zum päpstlichen Stuhle entwickelt. Von besonderem Interesse aber sind die Ausführungen des Verfassers über Friedrichs Stellung zu Oesterreich im Jahre 1744.

Schon in den ersten Monaten des Jahres 1744 hatte Friedrich mit dem Kaiser und dem Könige von Frankreich Verhandlungen gepflogen, um sich den Preis auszubedingen für seine bewaffnete Theilnahme an dem Kampfe gegen Maria Theresia. Nur um der Erwerbung des am rechten Elbeufer gelegenen Theiles von Böhmen und seiner ferneren Entwürfe willen, brach der König den Frieden und gesellte sich abermals zu den Feinden Maria Theresia's. Herr v. Arneht bemüht sich alle anderen Gründe, die der König selbst anführt und die jeithier wiederholt und häufig genug als unwiderleglich hingestellt worden sind, der Reihe nach zu widerlegen.

„Was das Schreiben des Königs von England an Maria Theresia (mit der Aufforderung, Friedrich Schlesiens zu entreißen) anbelangt, so darf wohl trotz der Versicherung Friedrichs, eine Abschrift derselben gesehen zu haben, die Annahme nicht allzukühn erscheinen, daß es niemals existirt habe, niemals existirt haben konnte. Jener König sollte es geschrieben haben, der Maria Theresia dazu gedrängt hatte, Schlesiens an Preußen abzutreten, dessen ernstes Bestreben unablässig dahin ging, das letztere im ungestörten Besiz jener Provinz zu erhalten und der ihm denselben erst feierlich garantirt hatte. So wie in keinem einzigen der vertrautesten Briefe Maria Theresia's oder der hervorragendsten österreichischen Staatsmänner, so ist auch in der ganzen umfangreichen Correspondenz zwischen den Höfen von St. James niemals nur die leiseste Andeutung der Möglichkeit einer Zurückeroberung Schlesiens vorhanden. Stets kommt die Königin auf die Versicherung zurück, daß, so schwer ihr jenes Opfer auch geworden sei, so unverbrüchlich gedenke sie doch den Beschließungen treu zu bleiben, welche ihr der Breslauer Frieden auf-erlegt.“

Nicht besser ist es mit den übrigen Gründen bestellt, die der König von Preußen anführt: „daß die wahren Beweggründe des Königs zum Bruche des Breslauer Friedens nur in seiner Begierde nach neuer und ansehnlicher Gebietsvergrößerung zu suchen sind, darüber wird kein Unparteiischer dem leisesten Zweifel sich hingeben können“.

Man sieht, wir haben bei diesen Andeutungen über den reichen Inhalt des vorliegenden Bandes zunächst nur jene Stellen hervorgehoben, welche uns den Standpunkt des Verfassers am entscheidendsten zu charakterisiren schienen. Mit Bedauern mußten wir darauf verzichten, auf seine Darstellung der Kriegsführung der pragmatischen Armee, der Feldzüge in Italien, des Feldzuges von 1744 in den Niederlanden einzugehen. Wer frühere Arbeiten des Verfassers kennt, weiß, daß der Verfasser gerade für die Darstellung derartiger Verhältnisse ein eigenthümlich sicheres Talent besitzt. Das überaus reiche und werthvolle Material, welches ihm insbesondere die Schätze des Haus-, Hof- und Staatsarchives und das Kriegsarchiv lieferten, setzt ihn, wie übrigens bei einem Werke, welches zum weitaus überwiegenden Theile auf eigener und selbstständiger Forschung beruht, kaum der Erwähnung bedarf, in den Stand, auch hier vielfach neue und richtigere Gesichtspunkte zu eröffnen und den inneren Zusammenhang der Ereignisse in echt wissenschaftlicher Weise abzuschließen.

Alles in Allem genommen, muß der zweite Band der „Maria Theresia“ abermals als eine Zierde unserer heimischen Geschichtslitteratur begrüßt werden. Wir in Oesterreich bedürfen heute wie damals einer Erhöhung unseres Selbstvertrauens, des muthvollen Blicks auf unsere innere Kraft, auf die Macht, die in unserem Staatsleben und in den materiellen Bedingungen unserer politischen Existenz ruht. Dieser Blick trübt sich, wenn er auf das Parteigetriebe unserer Tage fällt, er klärt sich an den Bildern der Vergangenheit. Was entschiedenes Wollen, kluge Benützung aller Umstände, Vertrauen auf das eigene Recht und die eigenen Hülfsmittel vermögen, lehrt uns die Geschichte der Tage, die uns Herr v. Arneth schildert. Mögen uns diese Lehren auch in günstigeren Zeiten und Verhältnissen mahnend zur Seite stehen.

—t—

\* Von den „Mittheilungen des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie“ wurde das erste Heft ausgegeben. Dasselbe enthält die auf die Gründung und Organisation des Institutes bezüglichen Bestimmungen.

\* Antonio dall'Acqua Giusti hat in Venedig unter dem Titel: „Il Palazzo ducale di Venezia“ ein Werkchen erscheinen lassen, das den Dogenpalast vom geschichtlichen und künstlerischen Standpunkte aus bespricht und sich durch jenen gefälligen Stil auszeichnet, der allen Arbeiten Giusti's eigenthümlich ist.

\* Der Wunsch, die Gestalt der Erdoberfläche deutlich zur Anschauung zu bringen, hat den in Salzburg lebenden Hrn. Fr. Keil veranlaßt, topographische Relieffarten aus den deutschen Alpen anzufertigen, welche als sehr gelungen bezeichnet werden. Als mathematische Grundlage dienten ihm für den österreichischen Theil seiner Relieffarten die betreffenden Originalsectionen der Militäraufnahme, welche ihm im k. k. milit. geograph. Institute in Wien einzusehen gestattet wurde, dann die aus denselben reducirten Specialkarten des Generalquartiermeisterstabes und endlich die Katastralmappen der betreffenden Bezirke. Für den bairischen Antheil wurde die treffliche G. St. Karte von Baiern benützt, so wie die Monographien und Karten einzelner Gruppen vielfach

ausgebeutet. Der von Keil gewählte Maßstab ist 1 : 48000, so daß 1 deutsche Meile = 60 Wr. Zoll, 1000 Klftr. =  $1\frac{1}{2}$  Zoll und 1000 Fuß = 3 Linien der Karten entsprechen. In der letzten Monatsversammlung des Vereines für Salzburger Landeskunde hat er zehn Sectionen dieser Reliefkarten vorgewiesen und mittelst eines höchst anziehenden Vortrages näher beleuchtet. Diese zehn Sectionen umfassen einen Flächenraum von mehr als 75 Quadratmeilen. Sie reichen von der Tauernkette bis zur Ebene Salzburgs, und vergegenwärtigen uns die Thäler von Gastein, Rauris, Fusch und Kaprun, dann das Salzachthal von Uttendorf bis Salzburg, ganz Mitter-Plinggau und das Berchtesgadenerländchen, also den größten und interessantesten Theil unseres Gebirgslandes. Keils topographische Reliefkarten aus den deutschen Alpen werden, wenn sie vollendet sein werden, aus 35 ganzen und zwei halben Sectionen bestehen und beinahe das ganze Herzogthum Salzburg, dann das Berchtesgadenerländchen, das Salzammergut und einen Theil von Ober-Steiermark und Kärnten umfassen.

\* Der Landesausschuß für Steiermark hat im Einverständniß mit der Grazer Gemeinde der Aufstellung des Erzherzog Johann-Monumentes am Mur-Quai (zwischen dem Joanneum-Garten und dem Murufer) seine Zustimmung gegeben.

\* Nach der in der letzten Directionsitzung des Prager Dombauvereines vorgetragenen Vermögensübersicht stellte sich der Cassestand mit 21.540 fl. 83 fr. heraus. — Nebst den eigentlichen Restaurirungsarbeiten, welche jetzt beim Beginne der besseren Jahreszeit wieder ihre frühere größere Ausdehnung annehmen und sich auch schon auf die Reconstruirung der Strebepfeiler und Bögen des Hochschiffes erstrecken werden, schreitet auch die Ausführung der weiter bestellten drei neuen farbigen Fenster rüstig vorwärts. — Das eine befindet sich bereits unter den Händen des hiesigen Glasmalers Quast, und mit den beiden anderen wird derselbe sofort beginnen, sobald die Zeichnungen zu denselben vollkommen fertig sein werden.

P. (Vom französischen Büchermarkte.) Die römische Cäsarenzeit wird in Frankreich gegenwärtig fleißig studirt. Die Beweise hierüber liegen in öfteren Publicationen vor. Kaum hat Jules Janins Buch „l'éloquence et la poésie au temps des Césars“ die Presse verlassen, so steht schon ein anderes ähnliches Werk an der Schwelle: „L'éloquence sous les Césars par Amiel“. Der Verfasser erklärt gleich, sein Buch sei weder ein Roman noch ein Feuilleton, sondern eine Studie über die Kunst der Rede bei den Römern in der Periode von August bis Trajan. Da Janin immer noch ein sehr populärer Mann in Paris ist, so sieht sich Herr Amiel genöthigt eine Grenzlinie zwischen sich und dem berühmten Feuilletonisten zu ziehen, mit dem er keineswegs zu concurriren beabsichtigt. Janin unterhalte als Dilettant und geistreicher Feuilletonist alle Welt, während sein (Amiels) Werk ernsterer Natur sei und nur dem Gelehrten und Studirenden Anregung geben werde.

Unter der speciellen Protection und Empfehlung des Bischofs von Orleans (Dupanloup) erschien: „l'immortalité, la mort et la vie; étude sur la destinée de l'homme, par Baguenault de Puchesse“. In einem dem Buche vorgedruckten Briefe beglückwünscht der Bischof von Orleans den Verfasser über die gründliche und dabei doch allgemein verständliche Weise, mit welcher derselbe ein so bedeutendes Thema behandelt, und wie er die Gegner auf ihrem eigenen Gebiete auffucht, um sie mit Geschick und Glück zu bekämpfen.

Eine Reihe von philosophischen Abhandlungen begann unter dem Titel „Bibliothèque de philosophie contemporaine“ ins Leben zu treten, deren erste Bändchen auf England Bezug nehmen und beide Herrn Taine, den Verfasser einer dreibändigen, auch auf philosophischer Grundlage beruhenden Geschichte der englischen Litteratur, zum Autor haben. Das erste Bändchen ist betitelt: „Le Positivisme anglais, étude sur Stuart Mill“, das zweite: „l'idéalisme anglais, étude sur Carlyle“. Die dritte Lieferung beschäftigt sich mit den deutschen Materialisten der neuesten Zeit.

Von französischen specialgeschichtlichen Arbeiten sind zu erwähnen: „Le Roi chez la Reine ou histoire secrète du mariage de Louis XIII et d'Anne d'Autriche d'après le journal de santé du roi, les dépêches du Nonce et autres pièces d'état par A. Baschet“ (bekannt durch seine Herausgabe und Bearbeitung einzelner Relationen der venezianischen Gesandten) und „Les amours de Henri IV par Mr. de Lescure“.

Das letztere Buch scheint weniger Accent auf gründliche historische Studien, als auf eine gefällige Darstellung zu legen. Der Verfasser sagt selbst, es sei frivol nach dem Sujet, leicht in der Form, ernst durch den Grundgedanken und moralisch durch den Schluß.

Ueber Mexico hat ein großes Prachtwerk zu erscheinen begonnen: „Monuments anciens du Mexique et du Yucatan, Palenqué, Ocozingo et autres ruines de la civilisation mexicaine“. Es ist dies eine Sammlung von Vasen, Basreliefs, Architekturresten, Terracotten, Karten, Plänen und Ansichten, in Lithographie und theilweise in Farbendruck ausgeführt nach den Zeichnungen eines Mr. de Waldeck mit einem Texte von Brasseur de Bourbourg. Fünf Lieferungen sind bereits fertig und dreizehn wird das Ganze umfassen. Die Ausstattung ist sehr glänzend. Obgleich vor einigen Jahren ein Prachtwerk über denselben Gegenstand mit photographischen Abbildungen erschienen ist, so wird das neue bei dem großen Interesse, das sich jetzt schon für Mexico geltend macht, doch vielen Anklang finden. Nur will es uns dünken, daß gerade für archäologische Details die Photographie besonders geeignet erscheint, Nichts vermag die durch letztere gewährleistete Treue der Abbildungen zu ersetzen.

P. (Vom englischen Büchermarkt.) „The decline of the Roman Republic by G. Long“ ist der Titel eines hübschen Buches, das den Zeitraum der römischen Geschichte von der Zerstörung Karthago's bis zum jugurthinischen Krieg im ersten Bande enthüllt und im zweiten (Schluß-) Bande bis zur Beendigung der Bürgerkriege fortgeführt werden soll. An der Spitze jedes Capitels giebt der Verfasser genau die classischen Quellen, nach denen er gearbeitet, an. Im Ganzen scheint Mommsens Vorbild nicht ohne Einfluß auf diese Arbeit geblieben zu sein.

Eine sehr interessante Lecture ist J. Taylors „Words and places or etymological illustrations of history, ethnology and geography“. Die geschichtliche Abstammung zwischen geographischen Benennungen nachzuweisen, ist der Hauptzweck des Autors. Dabei kommt er aber auf eine Masse anziehender Notizen archäologischer, sprachwissenschaftlicher und culturhistorischer Natur. Für die Gelehrten wird das erwähnte Werk vielleicht wenig Neues bringen. Wer jedoch gerne auf die Urzeit des europäischen Völkerlebens und auf die mittelst der Völkerwanderungen bewerkstelligten Verschiebungen und eigenthümlichen Entwicklungen zurückgeht, der findet in Taylors Buch eine sehr dankenswerthe und anziehende Zusammenstellung dessen, was man über die Namen ungefähr jetzt weiß. Die Litteratur, aus welcher der Verfasser geschöpft, ist im Beginne des Buches genau angeführt und zeugt von seinen fleißigen Studien. Besonders praktisch für das Nachschlagen ist das Namensregister am Schluß. Daß das Band, welches diese vielen Einzelstückchen menschlichen Wissens zusammenhält, möglichst wenig pedantischer Natur ist, muß dem Verfasser eben so zum Lebe wie dem Leser zur Beruhigung gereichen.

Noch erwähnen wir Fitzgeralds „*Life of Laurence Sterne*“, welches in England viel gelesen wird, und besonders deshalb ein gewisses Aufsehen macht, weil es den berühmten Verfasser der „*Sentimental journey*“, der hieher in Bezug auf Moral und Charakter nicht im besten Rufe stand, gegen allerlei Verläumdungen zuweilen mit schlagenden Gründen vertheidigt. Wie die Mehrzahl der Biographen ist auch Mr. Fitzgerald dazu geneigt, seinen Helden in besonders gutem Lichte erscheinen zu lassen. Wenn man indeß auch dieser Tendenz einiges zur Last schreiben muß, so scheint es darum doch nicht minder wahr, daß man bisher in der Beurtheilung Sterne's etwas zu weit gegangen ist und daß derselbe in moralischer Hinsicht wohl ein Kind seiner nicht sehr sittenstarken Zeit, aber nicht ein besonders bedenkliches Kind gewesen ist.

## Sitzungsberichte.

### Auszug aus dem Protokolle

der 4. Sitzung der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, welche unter dem Vorstehe Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten Joseph Alexander Freiherrn v. Helfert am 7. April 1864 abgehalten wurde.

Der Herr Präsident eröffnet, daß Se. Excellenz der Herr Staatsminister anstatt des Directors Ruben und Oberbaurath's Ed. Van der Müll den Professor der Architektur C. Rösner und den Professor der Malerei C. Wurzinger zu Vertretern der Wiener Akademie der schönen Künste in der Centralcommission ernannt habe.

Die beiden letztgenannten neuen Mitglieder werden von Seite des Herrn Präsidenten begrüßt und der Commission vorgestellt.

Laut einer Mittheilung des k. k. Staatsministeriums hat der mit dem Bau einer neuen Residenz für den gr. n. u. Bischof in Czernowitz beauftragte hiesige Architekt Joseph Glávka über die in der Bukowina befindlichen Denkmale Bericht erstattet; mit Rücksicht darauf, daß Glávka während der auf sieben Jahre berechneten Dauer des erwähnten Baues, welcher seine Anwesenheit mindestens zweimal im Jahre nöthig mache, Gelegenheit habe, den Baudenkmalen der Bukowina seine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, beschließt die Centralcommission Herrn Glávka zu ihrem Correspondenten zu ernennen.

Der Herr Statthalter in Triest eröffnet, daß die Acquirirung der Alterthumsammlung des Grafen Cassio in Monastero bei Aquileja aus Landesmitteln leider nicht möglich sei, daß aber die nöthigen Verkehren getroffen worden sind, um wenigstens die bisher ganz planlos betriebenen Ausgrabungen in Aquileja zu regeln, ferner eine Sammlung und entsprechende Aufstellung der bereits vorhandenen und noch aufzufindenden Alterthümer anzulegen, und für diesen Zweck sowohl ein passendes Locale zu finden, als auch die nöthige Leitung und Ueberwachung aufzustellen.

Diese Mittheilung wird zur Kenntniß genommen.

Der Correspondent Dr. Kenner bespricht die neuerlichen Vorlagen, betreffend die an der sogenannten Heidenwand bei Hallein angeblich vorgefundenen colossalen Basreliefs.

Der Herr Berichterstatter erklärt, nicht im Stande zu sein, sich nach den dormalen vorliegenden photographischen Aufnahmen von dem Vorhandensein jener Basreliefs zu überzeugen. Abgesehen von der bekannten Thatfache, wie oft Gesteinformen menschlichen Kunstarbeiten ähnlich werden, und abgesehen von dem gänzlichen Mangel analoger Erscheinungen, müsse noch bemerkt werden, daß so colossale Arbeiten, obschon unvollendet,

doch nur einer hervorragenden Begebenheit ihren Ursprung verdanken könnten, ferner, daß von so bedeutenden Denkmälern in der Regel Sagen und Ueberlieferungen im Volke existiren und sich forterben. Davon schein aber um Hallein keine Spur zu sein, da nicht einmal der Name „Heidenwand“ allgemein sei, auch kein Anhaltspunkt aus der Geschichte der Eroberung Salzburgs durch die Römer vorliege, der seiner Bedeutung nach mit so großartigen Monumenten verknüpft werden könnte.

Es wird auf Antrag des Herrn Dr. Kenner beschlossen, vorläufig wenigstens noch die gelegentliche Untersuchung jener angeblichen Basreliefs durch Autopsie einer competenten Autorität abzuwarten, bevor in dieser Angelegenheit eine bestimmte Entscheidung ausgesprochen wird.

Das Ministerium des Aeußern übersendet zwanzig im Wege der kais. Gesandtschaft in Madrid eingelangte Hefte des auf Staatskosten herausgegebenen, mit wahrhaft königlichem Aufwande ausgestatteten Prachtwerkes: „Monumentos arquitectonicos de España“ und ersucht um Zusendung der Publicationen der Centralcommission behufs deren Beförderung an die k. spanische Regierung als Gegenleistung für das vorliegende Werk.

Es wird beschlossen, diesem Ersuchen sofort zu entsprechen.

Ueber Anregung des Conservators Scheiger wird die Veranlassung einer ausführlichen Besprechung und Darstellung der bei Bruck a. d. Mur befindlichen dreieckigen Heiligengeist-Kapelle in den „Mittheilungen“ in Aussicht genommen.

Pienitz wurde die Verhandlung geschlossen.

---

## Ungarische Akademie.

In der Sitzung der mathematischen und naturwissenschaftlichen Abtheilung vom 2. Mai las Johann Hunfalvy eine Abhandlung des correspondirenden Mitgliedes Karl Kalkbrenner: „Reisebemerkungen aus der Zips“, welche vornehmlich die Pflanzenwelt jenes interessanten Ländchens schildert. Hierauf folgte ein Vortrag des correspondirenden Mitgliedes Vincenz Weninger über Pensions- und Leichenvereine, worauf das correspondirende Mitglied Joseph Szabó über den Larnoczger großen versteinerten Baumstamm differtirte, den Franz v. Kubinyi im Jahre 1837 entdeckt und beschrieben hat, und der 1839 von den Grundbesitzern dem Nationalmuseum geschenkt wurde. Im vorigen Jahre wollte Graf Joseph Forgách ihn für sich ausgraben lassen, wodurch ein Conflict mit den übrigen Compossessoren entstand, der indessen zur allgemeinen Zufriedenheit gelöst wurde, indem Graf Joseph Forgách sich bereit erklärte, die Ausgrabungskosten zu tragen, wenn das Museum die Transportkosten nach Pest übernimmt. Herr Szabó erklärte, daß ein Transport desselben wegen des zu großen Gewichtes nicht thunlich sei. Seine Meinung ging dahin, den Grafen Joseph Forgách zu ersuchen, den Baum in seinem Castelle aufzubewahren. Schließlic theilte das correspondirende Mitglied Ernst Pollan mit, daß er, von der Thatsache ausgehend, daß die ungarischen Eisenbahnen hoch zu stehen kommen und wenig eintragen, ein Buch darüber geschrieben habe, wie man in Ungarn ökonomische Eisenbahnen bauen sollte, wie sie in Schottland üblich sind und wie eine solche unter Anderem auch zwischen Pest und Neupest projectirt ist. In der Sitzung war auch das eben von Ostindien zurückgekehrte correspondirende Mitglied Herr Theodor Dufa anwesend.

---

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schwetzer.      Druckerei der k. Wiener Zeitung.



# Ritter und Humboldt, die Begründer der wissenschaftlichen Erdkunde.

Von Professor Dr. Klun.

„Die Erde ist nicht nur der Boden, die Wiege, der Wohnort  
sondern auch die Entwicklungsanstalt des Menschengeschlechts.“  
G. Ritter.

## I.

Es ist eine erfreuliche Thatsache, daß die erdkundlichen Studien in der Neuzeit einer wachsenden, regeren Theilnahme sich erfreuen, daß deren Ergebnisse als ein wesentliches Moment allgemeiner Bildung nach und nach ein Gemeingut werden. Man bezeichnet gegenwärtig die Geographie nicht als eine bloß nüchterne „Beschreibung der Erdoberfläche“, sondern man strebt nach Erforschung der Ursachen, welche die dermalige Gestaltung erzeugt; man erhebt sich zur Betrachtung und Erklärung der Wirkungen und Folgen und ist dadurch bemüht, all das Gewordene als ein Ganzes zu erfassen. Natur und Menschengeschichte, die Erde und der Mensch stehen in innigen Beziehungen zu einander und die Erforschung des gegenseitigen Verhältnisses, der Wechselwirkung, die Erhebung des Ganzen zur harmonischen Einheit, — dies kennzeichnet das Studium der Erdkunde, seitdem Humboldt und Ritter die Geographie zur wissenschaftlichen Geltung gebracht, die wissenschaftliche Erdkunde begründet haben.

Die Geographie hat, wie jede Wissenschaft, eine Geschichte ihrer Entwicklung. Mit dem Wachsthum des geographischen Materials ist auch die Theorie der Behandlungsart gewachsen und die Geschichte der Entwicklung der geographischen Wissenschaft führt uns so recht zur Erkenntniß des inneren Organismus der Wissenschaft selbst. Indem wir nämlich den Lebensentwicklungsproceß, d. i. die Art, in welcher sich ihre Individualität gestaltete, wie sie mit anderen wissenschaftlichen Zweigen in Verbindung getreten, darin gewesen oder verblieben ist, nachweisen, — gelangen wir zur tieferen Erkenntniß des dermaligen Standpunktes der Wissenschaft selbst<sup>1</sup>.

Während vormalig die Geographie auf dem Boden der einfachen Berichterstattung mit dem Stempel der Empirie und Autopie stand, nahm in der Neuzeit das menschliche Streben eine ganz veränderte Richtung nach Totalität des Erkennens, was gerade die wissenschaftliche Betrachtung des Erdganzen begründete. Ehemals war die Geographie eine unbefangene Darstellung des unmittelbar Angeesehenen, sie reichte über Topographie und Chorographie zwar

<sup>1</sup> Ebdde: „Geschichte der Methodologie der Erdkunde.“  
Wochenchrift. 1864. Band III.

nicht hinaus; allein die Beschreibung des unmittelbar Angeesehenen, des Selbst-erlebten zeichnet sich durch einen eigenthümlichen Reiz, durch Lebensfrische aus. Das Mythische und Sagenhafte, welches in den ältesten Zeiten in die Schilderungen der Länder und Völker hineingewebt wurde, verschwindet mit der Erweiterung des Wissens, das auf Reisen, im friedlichen oder feindlichen Verkehr mit anderen Ländern erworben wurde. Je mehr sich die Menschheit über den Erdkreis ausbreitete, desto größer ward der Schatz geographischen Wissens. Aber es war ein vielfach ungeordnet aufgespeicherter Schatz von Detailschilderungen, welche den Charakter ihrer Zeit an sich tragen und den Bildungsstand des Berichterstatters oder Beschreibers veranschaulichen. Denn, je fremder der Mensch dem Complex der Weltereignisse bleibt, desto mehr bewegt sich die Geographie in ihren Anfängen der Topographie und Chorographie, um so mehr wird der Chorograph zum Geographen<sup>1</sup>. Betrachten wir z. B. Moses, dessen älteste allgemeine Uebersicht der Länder und Völker über die Grenzen enger Heimatskunde hinaustritt, und in der „Völkertafel“ nicht unbedeutende geographische Kenntnisse über das Centrum der „alten Welt“ bekundet; — oder Homer, welchen Strabo und Hipparchus den „Urheber der Erdbeschreibungskunde“ nennen, der die Länder beschreibt, die „aus sanftwallender Fluth des tiefen Okeanosstromes“ sich erheben, dessen „Erdtafel“ Gegenstand vieler gelehrter Forschungen geworden ist; — oder den Halikarnassier Herodot, der viele Länder dreier Erdtheile durchzogen, dessen Bücher für die Erdkunde von unschätzbarem Werthe sind; die schöne treuherzige Erzählung, die Aufrichtigkeit bei der Angabe seiner Quellen, der rege und feine Geist der Beobachtung erheben ihn zum Vater der Geographie gleichwie der Geschichte. Folgen wir im Gedankenfluge den kühnen Fahrten der alten handeltreibenden Völker, den unternehmenden Feldzügen ägyptischer, griechischer und römischer Feldherrn, vertiefen wir uns in die Gesänge unsterblicher Dichter, in denen wir häufig die sprechendste Uebereinstimmung des Schauplazes mit der heutigen Wirklichkeit finden (wie z. B. in der „Ilias“) — so stellt es sich von selbst heraus, daß ein fester Standpunkt, ein klarer Begriff der Geographie in den meistens fragmentarischen Beschreibungen einzelner Länderstrecken nirgends zu finden ist. Zudem sind nur von „gebildeten“ Nationen des Alterthums denen der neueren Zeit Kenntnisse von der Erdoberfläche als Ganzes überliefert worden; die ungebildeten, minder entwickelten Völker haben zwar eine „Kunde ihrer Heimat“, aber keine „Erdkunde“. Zwischen der „Kenntniß der Heimat“ und der „Wissenschaft der Erde“ aber — das braucht wohl nicht erst bewiesen zu werden — besteht ein gewaltiger Unterschied

Auch das Mittelalter mit seinen „bewaffneten Wallfahrten nach dem heiligen Lande“, seinen vereinzelt Fahrten kühner Abenteurer oder seinen nach Schätzen suchenden Handelsreisenden, auch das Mittelalter erhebt sich während seiner tausendjährigen Periode nicht über den Standpunkt der Einzelbeschrei-

<sup>1</sup> Kapp: „Philosophische Erdkunde.“ Einleitung I. 6.

bung, obwohl sich mit dieser Periode ein ganz anderes Feld der Erdkunde eröffnet. Römer und Griechen waren als Geographen in den Hintergrund getreten, sobald sie vom großen Schauplatz der Weltgeschichte abtraten. Neue Völker und Länder, neue Sprachen, neue Lehren und wissenschaftliche Systeme, neue litterarische Quellen und Erfahrungen treten in den mannigfachsten Formen hervor. Deßungeachtet finden wir keine Totalität in der Auffassung des immer reichlicher zufließenden Materials. Denn, mag auch in späteren Schriften „die ganze bekannte Erde“ beschrieben worden sein, so war doch eine solche „allgemeine“ Geographie, nur eine äußerliche Zusammenfügung von Einzelschilderungen ohne innere Verbindung, entbehrend eines leitenden, durch das ganze Werk sich durchziehenden Grundgedankens; — kurz, es war nur ein Aggregat von Detailsbeschreibungen eine Summe von Topographien.

Allerdings wachsen von Jahrhundert zu Jahrhundert die gesammelten Schätze erdkundlichen Wissens. Plano Carpini und Wilhelm v. Ruysbroek ziehen als Friedens- und Glaubenshelden schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts an den Hof des Groß-Khans und hellen das Dunkel auf, das geheimnißvoll über dem fernen Oriente sich lagerte. Am Schlusse desselben Jahrhunderts bringt Marco Polo materielle und geistige Schätze aus dem entferntesten Asien und weckt in Europa den Sinn für größere Unternehmungen und den Handelsverkehr mit jenem Erdtheile. Etwa hundert Jahre später fahren die Brüder Zeno nach dem äußersten Nordwesten Europa's und bringen Kunde über Island und die Meere bis Grönland und Neufundland nach ihrer Heimat. Nicht minder schätzbare Bereicherung erhielt das geographische Wissen durch die Araber, deren Reiseberichte sich nicht selten denen der Europäer würdig an die Seite stellen. Ueber China und die Karawanenstraßen des Orients und Africa's erhalten wir bedeutungsvolle Nachrichten und die dreißigjährigen Wanderungen Ebn Batuta's, welcher den Gebirgsgürtel Tibets überstiegen und Timbuktu am Djoliba gesehen, stehen unzweifelhaft den kühnsten Erforschungen der Neuzeit nicht nach. Die großen Fortschritte, welche die Erdkunde durch die Ausbreitung des Khalifenreiches und durch die Araber machte, lernten die europäischen Völkerschaften zuerst durch die persönliche Bekanntschaft mit dem Oriente in der Zeit der Kreuzzüge kennen und auch begreifen<sup>1</sup>.

Wie Vieles müßte ich sagen, wollte ich eine auch nur übersichtliche Skizze des Zeitalters der großen Entdeckungen geben; wie groß sind ferner die Fortschritte nach dieser Richtung seit der Zeit der Erfindung des Compasses bis zu den Erdumsegelungen in unseren Tagen! Und dann erst die unternehmenden Erforschungszüge tief in die Binnenländer hinein des alten und des neuen Continents! Wie sie auszogen als Pioniere der Wissenschaft, die geistigen Eroberer, die muthigen Helden des Glaubens und der Wissenschaft, in die Urwälder America's und in die brennenden Sandwüsten Inner-Africa's, in die Steppenlandschaften

<sup>2</sup> Ritter: „Geschichte der Erdkunde und der Entdeckungen.“ Berlin 1861.

Asiens und in die eben so gigantische als majestätische Gebirgswelt, welche gürtelartig die Ganges-Niederung von dem höchsten welligen Plateau der Erde scheidet, in die traurigen, von häßlichen Australnegern durchstreiften Einöden des Continents von Neu-Holland. Und überall begegnen wir deutschem Unternehmungs- und Forschergeiste. Dort wo „die hydrographische Riesengestalt des Marañon, fast ungebändigt von der Herrschaft des Menschen, durch die am reichsten ausgestattete Mitte der südamerikanischen Tropenwelt sich ausstreckt“<sup>1</sup>, dort, wo jenseits des wilden Felsengebirges an den Ufern des Salzsees in phantastischer Verblendung religiöse Sectirer ein „neues Jerusalem“ bauten, und in der Abgeschlossenheit ein neues „Himmelreich auf Erden“ gründen möchten, unter den Goldsuchern im Thale des Sacramento, an den Ufern des Tsad-Sees am Südabhange der größten Wüste der Erde und in den zahllosen Negerstaaten, welche den südlichen Gürtel der Sahara von den Quellen des Niger bis hinüber zu den Nilquellen und dem Alpenlande von Habesch bilden, in der Capstadt, auf der salzigen Hochfläche Frans wie auf den Schneefeldern des vulcanischen Demavend, in den paradiesischen Landschaften des Pendsjab, in den Thälern und auf den Höhen des mächtigsten Gebirgszuges der Erde, des Himalaya, an den Ufern der chinesischen Zwillingströme, auf der Inselwelt Asiens wie auf derjenigen, welche als Brücke dienen soll über den großen Ocean, auf welcher der civilisatorische Verkehr zwischen Ostasien und Westamerica einherschreiten wird, in den sandigen, wasserarmen Ebenen Neu-Hollands, unter allen Klimaten, unter fast allen Stämmen und Völkern der Erde finden wir deutsche Forscher, deutsche Missionäre; überall treffen wir Spuren, welche deutsche Wissenschaft, deutscher Unternehmungsgeist, deutsche Thatkraft und Ausdauer segensreich zurückgelassen, von allen Theilen der bewohnten Erde laufen deutsche Berichte ein und finden wissenschaftliche Verarbeitung in Deutschland. Die von deutschen und fremden (namentlich englischen) Reisenden gesammelten Materialien sind hauptsächlich von deutschen Gelehrten „philosophisch“ verarbeitet worden und diese „philosophische Verarbeitung“ des geographischen Stoffes ist eben die „allgemeine vergleichende Erdkunde“, welche dadurch, d. i. durch die philosophische Auffassung und Darstellung des gesammten Materials, zu einer deutschen Wissenschaft geworden ist. Nicht so sehr die durch deutsche Reisende erzielte Bereicherung des Wissensschatzes, als vielmehr die wissenschaftliche Behandlung und Bearbeitung aller zufließenden geographischen Materialien ist es, welche diese Disciplin, „die allgemeine vergleichende Erdkunde“, als eine deutsche Wissenschaft erscheinen läßt, angeregt und begründet durch deutsche Forscher, erweitert und vervollständigt durch deutsche Reisende, endlich bearbeitet und ausgebildet von deutschen Geographen. Jahr für Jahr mehrten sich die eingesammelten Schätze, Jahr für Jahr wächst die enorme Masse des zuströmenden Materials und schon verschwinden vielfach die weißen leeren Stellen auf unseren Landkarten. Ein Jahrzehnt leistet gegenwärtig mehr, als vordem Jahrhunderte geleistet haben.

<sup>1</sup> Humboldt: „Reisen in den Aequinoctial-Gegenden America's.“

Diese Erweiterungen unseres geographischen Wissens sind jedoch mit manchem hoffnungreichen Leben theuer erkauft worden. Es ist nicht meine Aufgabe, jetzt eine Skizze der bedeutenden Reiserfolge zu geben, welche wir deutschen und englischen Forschern verdanken; oder mich in eine Beleuchtung der Gefahren, Mühseligkeiten und Drangsale einzulassen, mit welchen jene Erfolge erkauft worden sind. Ich erwähne nicht des edlen Blutes, welches in Hochasien und in Central-Africa kühne Forscher der deutschen Nation in der Blüthe ihrer Jahre im Dienste der Wissenschaft vergossen haben: — aber es ist unsere Pflicht bei einem Blicke auf die gewaltigen Eroberungen der Wissenschaft in unserem Jahrhunderte, bei der Betrachtung und dem geistigen Genuße der Früchte auch der wackeren Kämpfer im Dienste der Wissenschaft und des Glaubens, der edlen, in Begeisterung für die höchsten Interessen der Menschheit Gefallenen, dankbar wehmüthig zu gedenken.

Nach diesen flüchtigen Zügen, welche den Standpunkt meiner folgenden Betrachtungen nur leicht andeuten sollen, gehe ich an die Beantwortung der Frage: Ist ob der gewaltigen Masse geographischer Detailkenntnisse, über welche die Wissenschaft gegenwärtig verfügt, auch die Geographie als Wissenschaft auf einen andern Standpunkt getreten? Steht sie noch immer auf dem anfänglich bezeichneten Boden einer bloßen Topographie und Chorographie, nur in erweiterter Form, oder hat sie sich wirklich vom bloß aggregativen Standpunkte auf einen allgemeinen, philosophischen, wissenschaftlichen erhoben?

Sa wohl steht die Geographie gegenwärtig auf einem andern Standpunkte als ehemals; sie hat sich vom rein aggregativen Standpunkte zum wissenschaftlichen durchgearbeitet. Ritter erfaßte die Breite und Masse der Erscheinungen, die Totalität des aufgespeicherten Materials und „zwang diese positive Wissenschaft zum Philosophiren“, wie er sich selbst ausdrückt. Ritter bezeichnet die Geographie als „die Wissenschaft der irdisch-erfüllten Raumverhältnisse“, als „den an die Räumlichkeit des Planeten gebundenen Gedanken“. Ritter's Behandlungsweise des erdkundlichen Stoffes ist eine von den früheren Behandlungsarten wesentlich verschiedene. Wie aus dem Vorangehenden ersichtlich ist, war der frühere Standpunkt jener der unmittelbaren Berichterstattung; — Ritter aber stellt sich auf den Standpunkt der Reflexion, also auf einen philosophirenden. Deshalb kann die „allgemeine vergleichende Erdkunde“ auch die „philosophische Erdkunde“ genannt werden. „Allgemein“, sagt Ritter <sup>1</sup>, wird die Erdbeschreibung genannt, nicht weil sie Alles zu geben bemüht ist, sondern weil sie ohne Rücksicht auf einen speciellen Zweck jeden Theil der Erde und jede ihrer Formen, liege sie im Flüssigen oder auf dem Festen, im fernen Welttheil oder im Vaterlande, sei sie der Schauplatz eines Culturvolkes oder eine Wüste, ihrem Wesen nach mit gleicher Aufmerksamkeit zu erforschen bemüht ist; denn nur aus den Grundtypen aller wesentlichen Bildungen der Natur kann ein natürliches System hervorgehen. „Physikalisch“ wird diese Wissenschaft genannt, weil in ihr von den Naturkräften die Rede ist, insoferne sie im Raume

<sup>1</sup> Ritter: „Erdkunde.“ I. Bd.

wirken, bestimmte Formen bedingen und Veränderungen hervorbringen. Indeß kann hier nicht bloß von den Wirkungen mechanischer und chemischer, sondern auch von organischen und minder berechneten Kräften und Wirkungen die Rede sein, die nur in der Zeit sich offenbaren und auch in verständige und sittliche Naturen eingehen. Darum ist der herkömmliche Ausdruck „physikalische Geographie“ als eine zu enge Sphäre des Begriffes, der ungebräuchliche, sich ihr mehr nähernde „physiologische Geographie“ als fremdartig und vielfinnig wegzulassen, das Wesen derselben aber durch zwei bezeichnende Ausdrücke angedeutet worden. „Vergleichend“ wird sie zu nennen versucht, in demselben Sinne, in welchem andere vor ihr zu so belehrenden Disciplinen ausgearbeitet worden sind, wie vor allen z. B. die vergleichende Anatomie. Wir stehen in unserer Kenntniß der einzelnen Stellen des Erdrundes wenigstens hier und da schon auf demjenigen Punkte, von welchem aus die Vergleichung analoger Formen und Wirkungsarten möglich ist. Hat doch schon Herodot diese Idee für die Geographie angedeutet und sie großartig zur Vergleichung von Lybien und Europa (II. c. 33) durch den Neger und den Ister angewendet.

Soll nun die Anordnung der geographischen Thatsachen zu einem natürlichen Systeme führen, so muß sie einen allgemeinen Haltspunkt, einen idealen Hintergrund haben. Es werden somit die vorhandenen Materialien — deren Kenntniß begreiflicherweise in ziemlichem Umfange vorausgesetzt wird — zusammengestellt, sie werden von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet, einzelne Partien einander gegenübergestellt, verglichen, und die Summe der gegebenen Erscheinungen und Wirkungsarten führt sodann zur allgemeinen Einsicht in das Gesetz, welches vorerst Hypothese ist und eben durch die Kritik der Wahrheit des Einzelnen bestätigt wird.

Auf diesem Standpunkte ist die Geographie nun nicht mehr „ein Aggregat von Kenntnissen aus der Astronomie, der Physik, der gesammten Naturwissenschaft und Geschichte, in welcher Eigenschaft sie bei den Naturforschern und Historikern, früher bei den Mönchen und der classischen Philologie, dann bei den Zeitungslasern in Dienste ging, sondern sie ist aus der Knechtschaft erlöst worden zur Freiheit wissenschaftlicher Selbstständigkeit. Sie ist frei geworden durch die Erkenntniß, daß da, wo ein Leib ist, auch eine Seele, daß da, wo eine Seele, auch ein Leib ist, und der Stern wissenschaftlicher Ebenbürtigkeit hat nunmehr das Dunkel des abstracten Dualismus durchbrochen.“ Den Deutschen, den Schöpfern der speculativen Philosophie, war es vorbehalten, auch die Geographie auf den speculativen Standpunkt zu erheben, und einer bisher todten Disciplin durch die Erkenntniß eines von den colossalfsten Dimensionen bis in die kleinsten Räume hindurchgehenden Organismus unseres Erdkörpers, und durch das Auffinden und Festhalten der Beziehungen der Natur zum Geiste, die ideale Seite abzugewinnen.

Dies sind die zwei Hauptrichtungen der allgemeinen vergleichenden Erdkunde: einerseits die Erkenntniß des Organismus unseres Erdkörpers als Schauplatz der

<sup>1</sup> Kapp: „Philos. Erdkunde.“ I. 21.

Natur, andererseits die Beziehungen der Natur zum Geiste, oder das Verhältniß des Erdkörpers zum Menschengeschlechte; zwei Richtungen, welche in A. v. Humboldt und R. Ritter ihre Schöpfer und Träger finden. „In der Gesamtheit der Natur“ sagt Ritter, „treten die Einwirkungen der tellurischen Anordnung des Planeten und seiner Verhältnisse überall hervor, da er zum Schauplatz der Natur und ihrer Kräfte, wie zum Träger der Völker von Anfang an eingerichtet ward, als Heimat, Wohnort und temporäre Entwicklungsanstalt für das Menschengeschlecht, das ohne diese Bedingung nicht gedacht werden kann.“ Die Auflösung dieses allgemeinen Verhältnisses in seine Besonderheiten ist nun Aufgabe der Wissenschaft.

Bevor ich an eine Zergliederung dieser Aufgabe schreite, will ich vorerst die oben angedeuteten Hauptrichtungen kurz skizziren.

Die Principien der neuen Schule, d. i. der allgemeinen vergleichenden Erdkunde, lassen sich auf zwei leitende Grundsätze zurückführen. Der eine bedingt eine ganz neue Auswahl und Gruppierung des Stoffes, der andere eine neue Behandlungs- und Darstellungsweise<sup>1</sup>.

Die geographischen Objecte zerfallen nämlich in zwei Reihen. Die erste Reihe umfaßt die ursprünglich von der Vorsehung gegebenen, rein natürlichen Gegenstände und Zustände, Erscheinungen und Verhältnisse des Erdkörpers; also dauernde, constante Objecte. Die Erde wird als physischer Körper aufgefaßt und dessen Eigenschaften und Erscheinungsformen dargelegt. Die zweite Reihe umfaßt die unter dem Einwirken des Menschen künstlich entstandenen, also variable Objecte, und die Betrachtung dieser Objecte gestaltet sich zur Staaten- und Völkerkunde nebst der Topographie. Die alte geographische Methode hatte die erste Hälfte des geographischen Wissens ebenso vernachlässigt, als sie die zweite fleißig und erschofernd behandelte. Vieleslei Umstände, insbesondere der häufige Wechsel in den Machtverhältnissen der Staaten, wiesen jedoch auf die Nothwendigkeit einer Darstellung der Erde nach ihren bleibenden, weil natürlichen Verhältnissen hin. Die neue Schule genügte diesem berechtigten Verlangen nach Bleibendem im Wechsel; sie machte, durch die neuen Forschungen und Entdeckungen dazu in Stand gesetzt, die physische Geographie zum Centrum der Wissenschaft; sie bewies, daß die statistischen, topographischen (oder gar historischen) Notizen u. dgl. mit der Geographie als Wissenschaft nichts zu thun hätten. An die Stelle des überflutenden Details, der ungeordneten Masse von „Merkwürdigkeiten“ der vielseitigsten (mitunter fast lächerlichsten) Art treten nun die ewigen Berge Gottes mit ihrem inneren und äußeren Bau, die Gründung und Gestaltung der Continente hervor; es ist ein neues, ein ganzes Bild. Wo bisher nur das Gedächtniß in dürrem Notizenstaube sich abgemüht hatte, trat jetzt die Anschauung und Combination in ihr Recht und in ihre Aufgabe ein.

<sup>1</sup> Nagel: „Länder und Völker der Erde.“

Die alte Methode erging sich in aphoristischen, vereinzelt Mittheilungen, und doch sind gerade die geographischen Begriffe meist relativ, welche erst durch Vergleichung einen anschaulichen Sinn erhalten. „Unläugbar ist die Geographie das Auge oder der Schlüssel der Geschichte, und eine geschichtliche Entwicklung rechter Art hat eben so bestimmt auf geographischer Grundlage zu ruhen, als die geographische Wissenschaft der Gegenwart es für ihre höchste Aufgabe hält, Parallelen zwischen geographischen Verhältnissen und geschichtlichen Entwicklungen zu ziehen.“ Eine geistvolle Betrachtung R. Nagel's möge hier einen Platz finden.<sup>1</sup> „Man erkennt leicht an der Gestalt des so vielfach sich verengenden und wieder sich erweiternden Mittelmeeres, welches drei Welten unter einem milderen, wärmeren Süden vereint, weshalb um seine Gestade das Völkerleben zuerst geblüht, weshalb an seinen Ufern der Sitz der Weltherrschaft war, solange das weite offene Meer noch als graue Wüste galt; erkennt man doch bei jedem dieser Völker seinen geschichtlichen Charakter gleichsam in seiner Landesnatur ausgeprägt. Den dumpfen, abgeschlossenen, im Kastenwesen versteinten Aegyptier mit seinen Todtengebäuden, wer sieht ihn nicht lebhaftig in dem langen, schmalen, fargähnlichen Kasten des Nilthales? Die seefahrenden, „weitgereisten“ Phönizier, wer sieht nicht, wie schon ihre schmale, vom fruchtbaren Binnenlande durchs Gebirge abgeschnittene, hafenerreiche Küste sie zum Meere trieb? Die üppige Weltstadt Babel, liegt sie nicht im bestbewässerten, fruchtbarsten Zwillingstromlande, durch den mächtigen Strom mit dem Hochgebirge und dem persischen Binnenmeere, ja dadurch mit dem fernen indischen Wunderlande verbunden? Das „ausgewählte Gottesvolk“, von dem das Heil ausgehen sollte in alle Welt, wohnte es nicht am Zusammenstoß zweier Welttheile, führen nicht von dort zwei enge Meere nach dem fernen europäischen Westen und dem asiatischen Osten? Und doch ist es nach allen Seiten durch Gebirge, Wüsten, feindliche Küstenvölker abgeschnitten. Das massive Reich des edlen Persers, wie er alle diese Lande, wie er selbst Indiens Fluren beherrscht, wie er sich selber als das edelste Volk erscheint und alle anderen für desto schlechter hält, je weiter sie von ihm entfernt sind, wer erkennt es nicht an der hohen, stolzen Lage des massenhaften Iran über die Tiefländer ringsherum? Das zu so reicher, vielgestaltiger Individualität entwickelte Volk der Hellenen, das aber immer uneins, zuletzt an der Uneinigkeit zu Grunde geht, wer erkennt es nicht an der so schön und reich gegliederten, ja fast zersplitterten Gestalt seines Landes, die dem südlichen Theile sogar den Namen des Maulbeerblattes (Morea) verliehen? Roms Beruf zur Herrschaft über Italien, ja zur Herrschaft über die Länder des Mittelmeeres ringsum, wer sieht ihn nicht vor Augen, wenn er wahrnimmt, wie jene schlante italienische Halbinsel sich so gerade in die Mitte des Meeres hinein erstreckt, wie Rom so recht in der Mitte der Küste der Halbinsel liegt, nach welcher sich ihr größter Fluß ergießt?“ Wie treffend haben B. Cotta und Ruge die Beziehungen des Grundes und Bodens, auf welchem das deutsche Volk sich entwickelt hat, zu eben dieser Entwicklung und zu seinem Leben, so wie zum Entwicklungs-

<sup>1</sup> Nagel: „Länder und Völker der Erde.“



ganze der Geschichte überhaupt nachgewiesen; wie geistvoll und zutreffend sind so viele Betrachtungen des großen deutschen Reisenden Barth, ob er den Zusammenhang zwischen Natur und Mensch in Africa oder in der europäischen Türkei in unwiderlegbaren Thatfachen nachweist. „Die Abhängigkeit der gestaltlichen Verhältnisse der Erdoberfläche von der stofflichen Eigenthümlichkeit der Erde ist außer Zweifel und meist in so bestimmter Weise vorhanden, daß viele Verhältnisse durch jene Berücksichtigung erst verstanden werden können!“. Um das Höchste zu sagen, die Betrachtung der Erde kann, nach Ritter, nie eine religiöse und erhebende sein, wenn die Gegenstände in der Besonderheit und Abgeschlossenheit stehen bleiben.

So verfährt die neue Schule in mannigfachem Sinne vergleichend, und dieses Merkmal ist so wesentlich, daß der Ausdruck „vergleichende Erdbeschreibung“ begründet, die Schule selbst dadurch gekennzeichnet ist, daß der Unterschied zwischen der alten und neuen Schule von selbst klar hervortritt.

Diesen großartigen Umschwung verdanken wir vornehmlich den beiden oben genannten Männern, Karl Ritter und Alexander von Humboldt.

## Die I. I. Studienbibliothek in Raibach<sup>2</sup>.

Von P. v. Rabits.

Gleich interessant durch die Geschichte ihrer Entstehung so wie durch ihren Inhalt, der besonders für Slavisten von Bedeutung, ist doch diese Sammlung bisher keiner solchen Beachtung gewürdigt worden, als sie es in der That verdient.

Dies kommt zumeist daher, weil die Schätze dieser Sammlung noch immer nicht derart zurecht gelegt sind, daß sie den fahrenden Forschern im Momente in die Augen fallen könnten; nur längerer Umgang mit ihnen, ja eigenes Auffuchen derselben in den verstecktesten Räumen, führt zu einer annähernd genauen Kenntniß ihres Vorhandenseins.

Durch mehrere Jahre in der Lage den Manuscripten und älteren Drucken zum Zwecke der Erforschung heimatlicher Geschichte in halbvergessenen Stellen und Ecken nachzuspüren, gewann ich einen Ueberblick über die Menge und ein Urtheil über den Werth des hier fast durchwegs noch unbenützt erliegenden Materials.

Die Aufgabe für nachfolgende Zeilen soll sein, in ein paar Umrissen ein beiläufiges Bild unserer Studienbibliothek zu geben und „ferienreisende“ Männer der Wissenschaft zu ihrem Besuche einzuladen.

<sup>1</sup> Rußen: „Das deutsche Land.“ Vorwort V.

<sup>2</sup> Dieser Aufsatz ist der Vorläufer einer größeren selbstständigen Arbeit über diese Bibliothek, weshalb auch hier keine Quellencitate gegeben sind.

Die „weißen Mönche“, die Cisterzienser von Sittich (gegründet 1135) und Landstraß (gegründet 1249), die im hügelreichen Unterkrain die noch heute ihre Pflegeräter verrathende Rebe großzogen und die anrainenden Abhänge hinunter in weitgestreckten Teppichen die üppigsten Saatkelder schufen, so wie die Karthäuser von Freudenthal (gegründet 1260), die in den Urwäldern Innerkrains den Störenfrieden des Ackerbauers, den Bären und Wölfen nachjagten, sie alle ruhten in den wohnlichen Zellen ihrer Stifte vom vollbrachten Tagwerke gerne bei den geistlichen und weltlichen Büchern aus, die ihnen ihre Mitbrüder kunstvoll mit der Feder gefertigt. Es bezeugt die Menge Handschriften, deren Zuständigkeit nach dem einen und dem andern der Genannten wir nachweisen können, daß auch bei uns frühzeitig eigens angelegte Bibliotheken bestanden haben. Diese blieben bis zum Beginne der Reformation die einzigen im Lande und sammelten, als das Schreiben der Bücher durch Gutenbergs Kunst in Abgang gekommen, eifrig die Producte der Venetianer und Pariser Druckereien, und mancher „Henricus Stephanus“ nahm seinen Weg auch nach Krain.

Als die krainische Landschaft, als solche in überwiegender Majorität ihrer Vertreter officiell zum Lutherthume übergetreten, um 1563 eine eigene evangelisch-lateinische Schule einrichtete, so schloß sie daran die Gründung einer „seinen öffentlichen Bibliothek“ zunächst zum Gebrauche der Schule, dann für die Prädicanten und Cantoren und schließlich für alle Mitglieder der Gemeinde.

Des vor den Verfolgungen des katholischen Clerus aus Krain geflüchteten Reformators ehemaligen Domherrn Primus Truber Büchersammlung, die er in seinem Hause in Laibach zurückgelassen und die er nachher der Landschaft geschenkt, bildete dazu den Grundstein, den Weiterbau beförderte die Landschaft durch wiederholte Ankäufe nach dem Tode von Prädicanten und Lehrern.

Auch eine ansehnliche Privatbibliothek gab es um diese Zeit in Laibach, die des gelehrten Hanns Khisl von Kaltenbrunn, des Biographen Herbard VIII. von Auerperg, die dem damaligen Rector der Laibacher Schule, dem Philologen Nicodemus Frischlin, bei Abfassung seiner „Strigilis grammatica“ so wesentliche Hülfe geleistet hat.

Als die Gegenreformationscommission ihr Werk begonnen, welches durch ein Autodafé mehrerer Wagen voll lutherischer Bücher inaugurirt wurde, die in der eifigen Thomasnacht des Jahres 1600 auf dem Laibacher Hauptplatze aufloberten, da entspann sich bald ein heftiger Streit zwischen ihr und der Landschaft, indem sie von letzterer die Auslieferung ihrer Bibliothek an den Jesuitenconvent verlangten, was jedoch die Stände zu thun sich hartnäckig weigerten. Eine ansehnliche Zahl von Aufträgen und Repliken über diesen Gegenstand bewahrt das landschaftliche Archiv. Die Entscheidung erfolgte endlich von Seite der Regierung dahin, daß die Bibliothek dennoch ausgefolgt werden mußte, und zwar an den Bischof von Laibach, der die Bücher sammt und sonders auf seine Herrschaft Oberburg in der untern Steiermark schaffen ließ.

So war Laibach das ganze 17. Jahrhundert hindurch ohne eine öffentliche Bibliothek. Privatbibliotheken entstanden in diesem Zeitraum wohl, und zwar: die der Jesuiten, die aber beim Brande des Collegiums ein Raub der Flammen wurde: die gräßlich Auersperg'sche<sup>1</sup>, und die schöne und wohlgewählte, in ihrem Abschlusse an 10.000 Bände fassende Sammlung des edlen Freiherrn Weithart von Balvasor, des Verfassers der „Ehre des Herzogthums Krain“, die derselbe auf seinem reizenden Schlosse Wagensberg angelegt und die nachher, von ihm selbst in Zeiten der Noth losgeschlagen, leider außer Landes (nach Agram) wanderte.

Erst zu Ende des Jahrhunderts kam die Hauptstadt wieder zu einer öffentlichen Bibliothek, und zwar durch die Gelehrten-Gesellschaft der Dperosen.

Diese im Jahre 1693 nach dem Vorbilde der damaligen italiischen gebildete „Akademie“, deren Tendenzen ausgesprochen wissenschaftliche waren, hatte nämlich in § 8 ihrer Statuten die Errichtung einer Bibliothek bestimmt, die denn auch zu Stande kam und sich an die vom Bischof Sigmund Grafen Herbersten im Vereine mit mehreren Akademikern gestiftete adelige Schule, an das Collegium Carolino-Nobilium angeschlossen. Als das genannte Collegium sich auflöste, ging die Büchersammlung der schon früher aufgelösten Dperosen-Gesellschaft, besonders interessant durch den ganzen handschriftlichen Nachlaß des krainischen Historiographen Hans Gregor Thalnitfcher von Thalberg, in den Besitz des fürstbischöflichen theologischen Seminars über, wo sie noch gegenwärtig bewahrt wird.

Als die große Kaiserin Maria Theresia 1767 die Gesellschaft des Ackerbaues und der nützlichen Künste für Krain ins Leben gerufen, die sie dann fort und fort in liebevoller Obforge behielt, da wuchs bei diesem, ganz besonders die landwirthschaftlichen Verhältnisse ins Auge fassenden Vereine gleichfalls eine ansehnliche Bibliothek heran, welche, als auch diese Gesellschaft aufgelöst wurde (1787), ins Eigenthum der Herren Stände überging.

Der so außer Gebrauch gesetzte „Bücherhaufen“ gesellte sich zu denen der 1782 aufgehobenen Klöster des Landes, und es ward nach einigen Jahre (1788) die Verzeichnung dieser litterarischen Schätze von Seite der Regierung anbefohlen.

Franz Wilde, damaliger Lehrer der Philosophie und Director der philosophischen Jahrgänge am Laibacher Lyceum, erhielt den bezüglichen Auftrag.

Die Sammlungen, deren einzelne Stücke Wilde durchgehen und verzeichnen mußte, waren 1. die der Ackerbaugesellschaft; 2. die Karl von Veer'sche, dem Staate zugefallene Privatsammlung; 3. die Sitticher; 4. die Laibacher Augustiner; 5. die Jesuiten; 6. die Landstraßer; 7. die Freudenthaler; 8. die Laibacher Discolceaten und 9. die Serviten-Bibliothek in Tybein (Quino) — alles in allem 19.415 Bände.

Wilde schied die Duplicate aus, welche sofort zur Versteigerung kamen, wobei sehr zu bedauern ist, daß zugleich auch viele Carniolica verschleudert wurden, so

<sup>1</sup> Vergl. meinen Aufsatz über diese Sammlung, im Jahrg. 1863 dieser Zeitschrift, Nr. 46.

z. B. „Balvasors Werke“ (complet 4 Bände) um drei Gulden<sup>1</sup>, fortirte die undbrauchbaren und registrierte die brauchbaren Bücher in die betreffenden Fächer.

Nachdem der Ordner den amtlichen Bericht über seine Arbeit vorgelegt, wollte man, da eben der hohe Auftraggeber Kaiser Joseph die Augen geschlossen, die letzten Enden seines Grabtuches über unsern Bücherhaufen ziehen.

Da ist es die krainische Landschaft, die in ihrer „allerunterthänigsten Vorstellung ddo. Laibach aus dem Landtage 27. Juli 1790“ bei der Thronbesteigung Kaiser Leopolds unter anderem auch ihr Eigenthumsrecht auf die schon „Lycealbibliothek“ getaufte, aber noch nicht aufgestellte Sammlung geltend macht und ihren Zustand als einen „verwirrten“ schildert, „indem sie ohne Aufsicht, ohne Nutzen dahin modere und ihre zweckmäßige Einrichtung vergebens erwarte“. Dies wirkte. Im Jahre 1791 erfolgt nun die kaiserliche Resolution, daß am Laibacher Lyceum eine öffentliche Bibliothek errichtet, ihr das zweite Stockwerk des Schulgebäudes eingeräumt, die Aufsicht und Leitung gegen eine Remuneration über den systemmäßigen Gehalt dem genannten Professor Wilbe übertragen und zu fortwährender Erhaltung eine jährliche Dotation angewiesen werde.

Im Jahre 1793 wird das Lesezimmer eröffnet.

Es dauert nicht lange so erhält die Sammlung einen neuen Zuwachs und zwar einen sehr werthvollen, fast lauter „Unica“, Schriften der Reformatoren Truber, Dalmatin und Bohorisch und der weltlichen krainischen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts. Die Landschaft sucht nämlich, da die Bibliotheksfrage eine brennende geworden, in ihren alten Schriften nach und, siehe da, es fallen ihr die Verhandlungen mit dem Bisthume über die oben erwähnte landschaftlich-evangelische Bibliothek in die Hände. Rasch wird der alte Proceß wieder aufgenommen und, nach wenigen Einwendungen des Laibacher Bischofs, zu Gunsten der Landschaft entschieden. Die Bücher werden nun von jenseits der Alpen aus dem Schlosse Oberburg zurückgeholt und der neuen k. k. Bibliothek einverleibt. Die in Folge dessen vorgenommene Wiederverzeichnung (1801) ergiebt die neue Summe von 23.239 Bänden.

Durch den in der Folge (1823) geschehenen Ankauf der Baron Jois'schen Bibliothek (4394 Bände um 7000 fl.) ward unsere Sammlung besonders in dem naturwissenschaftlichen Fache ansehnlich erweitert, welche Facherweiterung der Botaniker Hladnik (eine Zeit BibliotheksSCRIPTOR) durch sein namhaftes Geschenk von 645 Bänden einschlägiger Werke noch vermehrte.

Die über Vorstellung der Bibliotheksverwaltung im Jahre 1845 um die Summe von 1400 fl. angekaufte Bibliothek aus dem Nachlasse des großen Slavisten und Landsmannes Bartholomäus Kopitar führte unserer Sammlung 2105 Bände und 1080 Broschüren zu, darunter Manuscripte des Dahingegangenen und slavische Werke, vorzüglich Incunabeln, von großem Werthe.

<sup>1</sup> Kostet jetzt antiquarisch 30 fl.

Andern Zuwachs erhielt das kaiserliche Institut nachher wiederholt durch den Grafen Welsperg, nach der Auflösung des 1848 bestandenen slovenischen Vereins, dann durch Se. Excellenz den Grafen Andreas Hohenwarth und von Anderen.

Durch die Aufhebung des Lyceums (1850) erhielt die Bibliothek eine Sonderstellung vom neu organisirten Gymnasium, da dieses seine eigene Gymnasialbibliothek errichtete, und wurde mit dem gegenwärtig geltenden Namen k. k. Studienbibliothek benannt.

Doch besteht ein Wechselverhältniß zwischen Bibliotheksleitung und dem Gymnasium, so wie den Vorständen aller in Laibach befindlichen Lehranstalten, indem die aus der leider noch immer „in statu foundationis“ stehenden Dotation zu machenden Einkäufe mit Rücksicht auf die Anträge der verschiedenen Lehrkörper, vornehmlich des Gymnasiallehrkörpers, geschehen müssen.

Daß eine gleichmäßigere Berücksichtigung des Bedarfes naturhistorischer und historischer Werke neben den zahlreichen Erwerbungen aus dem Reiche classischer Philologie wünschenswerth wäre, haben wir oft aus dem Munde der competenten Herren vernommen.

Wie die Bibliothek gegenwärtig steht, soll sie etwas über 32,000 Bände zählen.

Der Raum dieser Zeitschrift gestattet es nicht über die Einrichtung des näheren zu sprechen, Aufstellung, Beschreibung und Katalogisirung der Handschriften und Druckwerke einer Kritik zu unterziehen, nur dies beide mag nicht fehlen, daß wir den Handschriften eine bessere Pflege in Bewahrung und Beschreibung recht dringlich wünschen, und daß wir es nicht minder betonen, es möge sowohl die thunlichst vollkommene Acquisition der Laibacher Drucke aus den „Officinen“ Mannel (16. Jahrhundert) und Mayer (17. Jahrhundert) und die gesetzmäßig vorgeschriebene Completirung derselben aus unserem Jahrhundert, welche in unseren Tagen in Vergessenheit zu kommen beliebt, mit allem Ernste angestrebt werden.

Nun wollen wir dazu übergehen, einige der bedeutendsten Manuscripte und älteren Drucke namentlich aufzuführen, woran wir Notizen über die bisherigen Bibliothekare reihen werden. (Schluß folgt.)

---

## Die Vereinigung Tirols mit Oesterreich.

Dr. Alfons Huber, o. ö. Professor an der k. k. Universität zu Innsbruck:  
„Geschichte der Vereinigung Tirols mit Oesterreich und der vorbereitenden Ereignisse“.

(Innsbruck 1864. Wagner. 8. 276 S.)

---

H. T. Der 29. September ist einer der vorzüglichsten Gedenktage in der Geschichte Tirols, und mit Stolz durfte das Land bei der letzten Wiederkehr desselben auf die 500 Jahre zurückschauen, durch die es nun treu und unverwandt

sein Fürstengeschlecht in allen Zeiten des Glückes und der Gefahr begleitet und geschützt hatte. Die erhebende Jubiläumsfeier ehrte in gleicher Weise die Dynastie wie das Volk, und in dem freudigen Rückblicke auf die Vergangenheit lag der neue Bund für die Zukunft. Zeitungen und Flugschriften beeilten sich überall die Bedeutung des Tages klar zu machen, und als das Fest vorüber war, erzählten sie von allem, was es da zu sehen und zu hören gegeben. Erst jetzt aber, wo die Stimmen und Töne der eigentlichen Feier schon lange verklungen sind, konnten die beiden großen Werke vollendet werden, welche nun das Ganze zu einem schönen Abschlusse bringen sollen. Das eine Buch, gelehrt und gründlich, berichtet uns die Ursache und Veranlassung, das andere, erzählend, mit Illustrationen, schildert uns die Abhaltung, den Verlauf des Festes. Die letztere Schrift, von einem der hervorragendsten Redner Tirols, Herrn Prof. Wildauer, verfaßt, wird binnen der kürzesten Zeit veröffentlicht werden; die erstere, von Dr. Huber ist seit zwei Wochen erschienen und soll uns für diesmal beschäftigen.

Herr Dr. Huber hat sich schon seit mehreren Jahren durch manche gebiegene Arbeit einen achtungswerthen Ruf erworben. Seine Abhandlung über die so vielfach erörterte Privilegienfrage zeichnet sich vor vielen anderen durch Geist und Scharfsinn aus; das Büchlein über die Waldstädte und Wilhelm Tell ist eine klare und faßliche Darstellung der Resultate der neuesten Forschung. Seither beschäftigte sich Herr Huber mit der Sammlung aller Materialien zu einer umfassenden Geschichte der Vereinigung Tirols mit Oesterreich, und machte Reisen nach Wien und München, um die betreffenden Archive zu durchforschen. Die Mittel hiezu gewährte ihm, wie er selbst mit edler Dankbarkeit erzählt, Böhmer, an dem die deutsche Wissenschaft noch immer einen unerfleklichen Verlust beklagt. Für die Jubiläumsfeier erschien zunächst in populärem Gewande eine „Geschichte der Margarethe Maultasch“, welcher jetzt nach einem halben Jahre das Hauptwerk folgt, das ganz geeignet ist, die Erwartungen, welche die gelehrte Welt seit langem an sein Erscheinen knüpfte, zu befriedigen.

Der Werth des Buches liegt nicht in dem Neuen, das der Herr Verfasser bringt, denn dasselbe ist, gegenüber der Masse des schon Bekannten, nicht gar so bedeutend; auch nicht darin möchte ich sein Hauptverdienst suchen, daß er alle Urkunden und Chronikenstellen aus den Originalien und Abdrücken mit der größten Emsigkeit herbeischaffte; als vielmehr in der lichtvollen und durchsichtigen Darstellung. Dieselbe wurde erreicht durch zwei scheinbar sehr einfache und leichte Mittel, die aber Herr Huber im eminenten Maße zu handhaben versteht: eine vortreffliche Disposition und eine strenge Chronologisirung. Bei einer solchen Behandlung der Geschichte sind keine Anläufe möglich, vor welchen dem Leser schwindelt, da er ihr Ziel nicht absieht; da giebt es keine Sprünge und Kreuz- und Querritte, die einen zwingen, auf alles andere zu denken, nur nicht auf das, was man eben unter den Augen hat. Vielmehr geht das Ganze in einem unaufhaltbaren Strome vorwärts, alles fügt sich am rechten Orte ein, und das Resultat ist ein lebendiges und doch einheitliches Bild.

Der Mittelpunkt ist natürlich Margarethe Maultasch. Das Land hatte sich einmal für sie, die Erbtöchter seiner Fürsten erklärt, und Tirol ist eines von den wenigen begünstigten kleinen Territorien, die Glück und Geschick genug besitzen, sich selbst zu bestimmen. Um Margarethens Person schlingen sich deshalb die feindlichen Fäden der Häuser Luxemburg, Wittelsbach und Habsburg; die vorsorgende Weisheit Albrechts II. und die hinreißende Genialität Rudolfs IV. tragen über ihre habernnden und sich selbst unklaren Gegner den Sieg davon.

Huber weist die Fabeln, welche das Gedächtniß der Fürstin unziemlich entstellen, mit vollem Recht zurück, und bezieht sich auf eine jüngst erschienene Monographie Zingerle's, auf die wir bei einer anderen Gelegenheit zurückkommen werden. Auch stimmen wir ganz mit ihm überein, wenn er für das Benehmen Margarethens gegen ihren ersten Gemahl in ihrem verletzten Stolge und in der Rohheit und Unfähigkeit Sohanns Milberungsgründe findet; nur scheint es uns zu weit gegangen, wenn er auf die unsichere Autorität zweier anekdotensüchtigen Schriftsteller wie Johann von Winterthur und Albert von Straßburg hin behauptet, daß Johann seine Gemahlin „sogar oft zu beißen pflegte!“

Von dem Tage ab, wo Margarethe Ludwig dem Brandenburger eine Hand reichte, die ihr selbst nicht mehr gehörte, tritt sie in den Hintergrund, und ihr neuer Eheherr herrscht mit gerechtem und festem Sinne über das sonst unrecht erworbene Land. Die beiden Gatten schlossen eine innige Freundschaft mit den Habsburgern, und deren besonderer Fürbitte hatten sie es zu verdanken, daß die Kirche nach siebenzehnjährigem Zürnen von den schuldbedeckten Häuptern den Bann hinwegnahm. „Am nämlichen Tage, an welchem der Act ihrer Ausöhnung mit der Kirche zum Abschlusse kam, am 2. September 1359, vermachte Margaretha für den Fall, daß sie und ihr Gemahl Ludwig der Brandenburger und ihr Sohn Meinhard ohne Leibesklerben abgingen, das Land Tirol den Herzogen von Oesterreich als ihren nächsten Verwandten und Erben. Dadurch war für die Bestrebungen der Habsburger eine feste Grundlage gewonnen, es lag eine bindende Erklärung vor, von welcher Margaretha ohne Verletzung bestimmter Rechte in Zukunft nicht mehr abweichen konnte“ (S. 68).

Die fernere Geschichte, wie Meinhard starb und Rudolf IV. durch seine Schnelligkeit und Energie, und wohl auch durch den eigenthümlichen Zauber seiner Persönlichkeit ein Land gewann, das wahrlich nicht der geringste Edelstein in den Kronen der Habsburger ward, ist im Ganzen und Großen bekannt genug. Der Herr Verfasser schließt seine gediegene Arbeit mit folgenden Worten, denen wir aus ganzem Herzen beistimmen (S. 119): „Machte die Herrschaft über Tirol Oesterreich zum mächtigsten Staate in Süddeutschland, so war Tirol zugleich dasjenige Land, welches den Zugang zu Italien beherrschte, ja bald das einzige, durch welches überhaupt ein deutsches Heer nach Italien kommen konnte, da die Schweiz sich immer mehr vom Reiche zurückzog, andererseits im Osten Oberitaliens Venedig seine Macht so erweiterte und befestigte, daß man nur durch eine weit überlegene Armee, wie sie Deutschland und Oesterreich nicht oft auf die Beine brachten, sich

hätte den Durchzug durch Friaul erzwingen können. Nur durch den Besitz Tirols ist es später den Habsburgern möglich geworden, die wiederholt zu befürchtende Eroberung Italiens durch die Franzosen zu verhindern und dadurch zu verhüten, daß Deutschland auch im Süden von Frankreich umschlossen und gefährdet würde. Der Einfluß, den Oesterreich auf die Verhältnisse Italiens übte, und die Widerstandsfähigkeit gegen Frankreichs Vergrößerungsgelüste sind es aber doch hauptsächlich, welche die Großmachtsstellung Oesterreichs begründet und bedingt haben.“

Nu die mit vielen gelehrten Notizen versehene Abhandlung schließt sich noch manches wissenschaftliche Materiale; aus dem wir besonders die 505 Regesten und Urkunden hervorheben, eine Sammlung, die auch an und für sich einen nicht zu unterschätzenden Werth beanspruchen darf. Schließlich hält sich Referent auch für verpflichtet, der Wagner'schen Buchhandlung ehrenvoll zu erwähnen; die Ausstattung des Werkes ist wahrhaft elegant, und der beigegebundene Ausweis über den geschichtlichen Verlag der Buchhandlung zeigt, daß dieselbe zu den strebsamsten und thätigsten des Inlandes zu rechnen ist

## Neue Romane.

### II.

(„Die Theaterprinzessin“ von Friedrich Uhl. — „Peregretta“ von Hans Hopfen.)

Zu guten deutschen Romanen fehlen weniger die Schriftsteller als die Lebemänner. Neben der Kunst zu schreiben muß man die Kunst zu leben besitzen, um der Welt mit dem, was sich in ihr breit macht, Vergnügen bereiten zu können. In großen Städten, welche die Centralpunkte ihres Landes sind, lernt sich diese Kunst von selbst. Wer in Paris oder in London nur überhaupt zu den Gebildeten gehört, dem hat sich, ohne daß er sie suchte, tausendfach Gelegenheit geboten, die verschiedensten Lebenskreise seiner Nation in den intimsten Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen. Mag ein Franzose, ein Engländer noch so zurückgezogen leben, mit der Bildung, die ihn berechtigt, als Schriftsteller aufzutreten, ist ihm zugleich und wie von selbst die Kenntniß der Gesellschaft gekommen; er wird nicht den geringsten Zweifel darüber hegen wie man im Palast des Adels und wie man in der Hütte des Arbeiters spricht und lebt. Dazu kommt, daß dort, wo die schöne Litteratur mehr als in dem idealistischen Deutschland, so sehr es sich ein Volk von Denkern, ein vorzugsweise litterarisches Volk nennen läßt, zu den unmittelbarsten Lebensgenüssen gehört, auch dem Schriftsteller alle socialen Sphären leichter zugänglich werden.

Nun ist es zwar eben so wenig nöthig als möglich, daß der Dichter Alles selbst erlebt hätte, was er in seinem Werk künstlerisch zur Anschauung bringt, um Wahrheit zu geben. Hier gilt vielmehr das Wort eines deutschen Poeten: „Der



Dichter bringt die Welt mit auf die Welt.“ Allein das hat doch nur Sinn, wo es sich um die reine Kunst handelt, um die Darstellung des rein Menschlichen in seinen tiefsten Beziehungen zum Göttlichen, in seiner geheimnißvollsten Beschaffenheit, kurz, wo es sich um die ideale Wahrheit handelt. Der Roman ist der Aufgabe enthoben reines Kunstwerk zu sein, um den Preis durch reale Wahrheit zu ergözen und zu unterhalten. Solcher Wirkung wird sich zwar auch immer mehr oder minder bewußt, Poesie beimischen, allein die Wirklichkeit macht an sich poetischen Effect, wenn sie entweder im Leben objectiv angeschaut wird, nämlich ohne daß Eigennuß und Leidenschaft dabei in Thätigkeit sind, oder, wenn sie durch den Roman in die Sphäre einer geschichtlichen Nothwendigkeit erhoben wird. Wo und wie lernt aber der deutsche Romanschriftsteller die deutsche Gesellschaft kennen? Der Plural ist in vielen Fällen weniger als der Singular, und wenn Börne behauptet „Freiheit ist die vielfache Zahl von Freiheiten“, so wäre ohne Zweifel auch mit einer deutschen Hauptstadt der Cultur viel mehr gewonnen, als mit vielen deutschen Hauptstädten. Für den Schriftsteller namentlich wäre dadurch gewonnen, daß, was er an Poesie auszugeben hat und was er durch Bildung und Lebenserfahrungen sich aneignet, schon ursprünglich mit einem universal deutschen Element durchtränkt wäre; frei von den Verschiedenheiten, die jetzt zuweilen Nord und Süd, Ost und West Deutschlands einander unverständlich machen.

Indessen macht die Romanschriftstellerei in neuerer Zeit doch den Anfang, in Ermanglung einer Hauptstadt mindestens den Hauptstädten gerecht zu werden. Man hat nicht mehr eine unüberwindliche Scheu davor, eine bestimmte deutsche Stadt zu nennen oder wenigstens kenntlich zu machen als Schauplatz der Geschichte, die man erzählen will. Während der Roman in Paris und in London nicht Angst hat die allgemein bekannte Straße und sogar die Hausnummer, die sich in der That in jener Straße befindet, als Local eines imaginären Vorganges zu wählen, scheint man in Deutschland zu besorgen, der Bürger könnte in solchem Falle auf Lüge und Verleumdung klagen, oder das Volk in der betreffenden Straße zusammenlaufen, um das bezeichnete Haus in Augenschein zu nehmen und etwa nach den Bewohnern zu rufen, wie sie im Roman genannt und geschildert sind.

In Deutschland hat man endlich die Courage gefunden, Berliner, Münchner, Wiener Romane zu schreiben. Man würde es dem an sich so geringfügigen Umstand, statt „in einer deutschen Residenz“, zu sagen „in München, in Wien“, gar nicht ansehen, wie groß der Nutzen ist, der daraus für die realistische Wahrheit und folglich für den Roman überhaupt erfolgt. Es ist damit der Kreidestrich ausgelöscht, den der Hahn nicht zu überschreiten wagte. Der deutsche Poet, der mit so siegesgemisser Sicherheit im Reich der Ideale auftritt, wie war er stets so zaghaft, so blöde, wenn es galt einen resoluten Schritt in die Wirklichkeit zu thun, von der ihn doch meist nur eine imaginäre Schranke, angeborne deutsch-nationale Philisterei zurückschreckte. Wenige Poeten, die sich nicht auf den Marmorplatten eines Kaiserpalastes im alten Rom mit der Freiheit bewegten, als ob sie dort geboren

wären, und die nicht zugleich über den Boudoir-Teppich einer modernen Baronesse stolperten!

Sa, der deutsche Roman, das will sagen, der Roman der einen oder der andern deutschen Hauptstadt, hat endlich den Muth gefunden, der Wirklichkeit den Arm zu reichen. Zum Beweise dessen nennen wir zuerst „die Theaterprinzessin“ von Friedrich Uhl (Wien 1864).

„Die Theaterprinzessin“ ist ein Wiener Roman. Mit dieser einfachen Behauptung ist mehr ausgesprochen, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Nach mannigfachen geschichtlichen Umgestaltungen, die selbst wieder lange unfruchtbare Intervalle hatten, beginnt Wien erst in der Neuzeit sich immer kräftiger und erkennbarer zu einer Weltstadt in socialer und politischer Bedeutung heraus zu arbeiten. In ersterer Beziehung tritt es in ein entschiedenes Verhältniß zum europäischen Gesellschaftsleben, von welchem es nicht mehr übersehen werden kann. In seiner politischen Entwicklung eröffnet Wien eine unermessliche Perspective, da es sowohl eine deutsche, als eine für den ganzen Welttheil wichtige nationale Aufgabe zu übernehmen und zum Theil in sich selbst zur Lösung zu bringen hat, in seiner eigenen Gestaltung und Thätigkeit.

Eine solche Stadt wird einst, in näherer oder fernerer Zukunft, eine besondere Litteratur besitzen, mit einem eigenen Platz in der Culturgeschichte, eine Litteratur, wie sie sonst nur eine Nation besitzt. Darunter werden natürlich die Romane zahlreich vorhanden sein, da sie der nächste und bequemste Spiegel des socialen Lebens sind, namentlich eines so bunten, an merkwürdigen Combinationen der Verhältnisse so reichen Lebens wie es das des Wiens der Zukunft zu werden verspricht.

Einstweilen zeigt dieses reiche Leben nur Symptome, nur unausgesprochene aber für den tiefen Beobachter bedeutungsvolle Anfänge. Forcht man nach der ausgesprochensten Färbung, nach der entschiedensten Signatur dieser Anfänge, so wird man das Theater so sehr im Vordergrund finden, nicht bloß der artistischen Interessen und nicht bloß der Vergnügungen, die den Abend ausfüllen, daß man einen Roman, der eine Theaterprinzessin zum Gegenstande hat, wie von selbst und bevor man noch den Inhalt kennt, als einen Wiener Roman wird bezeichnen wollen. Und in der That, die Vorgänge, die Uhl's Erzählung entrollt, sind nicht zufällig und bloß äußerlich nach Wien verlegt, sie könnten nirgends anders die mehr als frivole, ja die geschichtliche Bedeutung haben, die ihnen hier innewohnt.

Durch diesen ernsten, fast Juvenal'schen Gesichtspunkt bekommt das Buch einen so großen Werth, daß es sich, obgleich in ästhetischer und künstlerischer Beziehung äußerst schwach, als eine hervorragende Erscheinung behaupten kann. Die Erfindung ist dürftig, die Charaktere, so weit sie nicht unmittelbar auf den theatralischen Brettern fußen, haben keine überzeugende Lebenskraft; ein artistischer Fehler ist namentlich der Mangel eines normalen, außerhalb der Bühne wurzelnden Verhältnisses, welches in der sonderbaren, phantastischen, aus Verderbtheit und Erhabenheit gemischten Welt der Schminke das Maß der Dinge zu vertreten hätte.

Allein bei einem Romane können alle Forderungen dieser Art erfüllt sein und dabei dennoch nur ein langweiliger Roman zu Stande gekommen sein. Ueber das Artistische hinaus geht hier das Interesse. Die Wechselwirkung zwischen den Theaterleuten und der Gesellschaft, der Einfluß, welchen die moderne Stellung des Schauspielers, so ganz verschieden von den früheren Zeiten, theils auf Sitte und Cultur, theils auf die Kunst selbst ausübt, das ist eine ernsthafte Sache, die zu überlegen gerade Wien die Anregung giebt. Hier ist sie mit einschneidender Schärfe, zuweilen mit humoristischem Schwung besprochen, und wenn es an Theaterromancen nicht fehlt, die sehr unschuldig sind an ihrem eigenen Reiz, der nur von der Neugier her stammt mit der Jedermann hinter die Coulissen blickt, so gereicht es der „Theaterprinzessin“ zu besonderem Lobe, daß es mit den Coulissen des Theaters zugleich die der Gesellschaft sind, von welchen hier die Verhüllung hinweggenommen wird.

Friedrich Uhl ist zuerst als einer der zartesten und sinnigsten Dichter auf dem Gebiet der Idylle aufgetreten, in dem ernstesten Sinne, welchen ihr die Neuzeit beilegt. Seine „Märchen“, sein „Stilleben an der Theiß“ waren Rundgebungen des deutschen Geistes aus abgelegener Ferne. Sie traten schüchtern auf, unbewußt gleichsam des eigenen Reizes, da die Novellistik damals noch nicht prahlerisch mit der Ethnographie verkehrte. Dichterischer Gehalt bewahrt jenen Anfängen eine Stelle in der heimischen Litteratur.

Es ist nun eben wieder der Dichter, welcher mitten unter dem Glitter frivolster Art, den er in seinem Roman Stück für Stück vor uns ausbreitet, die strafende und doch nicht predigende Stimme erhebt, das Gemeine niederschmetternd und doch die Laune des Lesers durch joviale Satyre erhöhend. Durch diesen zugleich poetischen und sittlichen Gesichtspunkt scheidet sich der Roman streng ab von den sogenannten „Wiener Romanen“, mit welchen gewisse „Volkschriftsteller“ seit Jahren Geschäfte machen.

Wie der Dichter der „Märchen“, so verläugnet sich auch der spätere Feuilletonist nicht in dem Buche und einzelne realistische Schilderungen sind kleine niederländische Meisterstücke, noch besonders durch die Originalität des Vorwurfs bestechend. Die Theaterlogen z. B., worunter die dem weiblichen Personal im Zuschauer- raume angewiesenen Plätze zu verstehen sind, dürften nie drastischer geschildert worden sein. Der Verfasser hätte es durchaus nicht nöthig gehabt, wirkliche Vorgänge des Theaterlebens in sein Bild zu bringen, seine Portraits mit wirklichen Menschenhaaren auszustatten, da er doch das Imaginäre so wirklich zu malen versteht.

Sollte der Erfolg der „Theaterprinzessin“ den Verfasser zu fernerer Production dieser Art anregen können. so ist nicht zu zweifeln, daß sein entschiedenes Talent auch dem künstlerischen Bedürfniß so gerecht werden wird, wie er mit dem vorliegenden Roman ein sociales befriedigte.

Auch „Peregretta“, ein Roman von Hans Hopfen (Berlin 1864), hat eine Theaterprinzessin zu seiner Heldin. Peregretta, ein Mädchen in der Manier

der Goethe'schen Mignon, durch Neigung und Genialität für die Bühne bestimmt, hat das Schicksal, von einem Gutsherrn geliebt zu werden, den sie wieder liebt, ihn zu heirathen und mit ihm ein beglücktes Leben zu führen, von dem sich nichts singen und nichts sagen ließe, wenn nicht ein Mißverständniß zwischen den Gatten auftauchte. Sie glaubt Eifersucht empfinden zu dürfen; er glaubt, Sehnsucht nach ihrem dramatischen Beruf überwältige das Glück, welchem sie jenen geopfert hat. So geschieht es, daß sie ihrem Gatten entflieht und wirklich unter angenommenem Namen auf verschiedenen großen Theatern auftritt. Er verfolgt sie wie rasend, er wird thätlich rasend darüber; aus dem Irrenhaus für geheilt entlassen, ist er schon im Begriff eine andere ernste Verbindung zu schließen, da findet er die Gattin unter abenteuerlichen Umständen wieder, aber — zu spät. Sie stirbt in seinen Armen.

Der Roman ist prachtvoll geschrieben. Psychologische und landschaftliche Darstellungen wechseln mit einander in gleicher Schönheit ab. Ein Hauch von Originalität und Frische des Geistes ist darüber gegossen. Und trotz alledem ist der Roman ein mißlungenes Buch und die tragischen Intentionen lassen die traurigsten Eindrücke zurück. Ein kunstverständiger und empfänglicher Leser wird auch die fürchterlichsten Seelenqualen und die schrecklichsten daraus hervorgehenden Katastrophen mit ästhetischem Genuß verfolgen und weit davon entfernt sein, gleich gebildeten Stubenmädchen den „guten Ausgang“ für absolut nothwendig zu halten. Allein Bedingung des Genusses am Tragischen auch im Roman ist der Ernst der Conflict, auf denen es beruht. Je weniger ein Compromiß möglich ist, um so erhabener wirkt die Darstellung, um so größer ist das ästhetische Wohlgefühl. Conflict unlösbarer Art, sei es weil sich zwischen dem Individuum und der ihm gegenüberstehenden Weltordnung, sei es weil sich zwischen der Verschiedenheit der menschlichen Naturen selbst keine Brücke schlagen läßt, sie werden fast immer ein dankbarer Stoff für die Kunst sein, die schon durch ihr Hinzutreten selbst eine Versöhnung mindestens ahnen läßt.

Wenn aber, wie hier, die Conflict nicht aus der Tiefe der Welt und der Seelen geschöpft sind, sondern auf einem zufälligen Mißverständniß beruhen, dann entsteht für den Leser statt der tragischen Wirkung eine unsägliche Pein, er hat das Martergefühl eines Stummen, der mit einem einzigen Wort dem ganzen Jammer der Personen, die sich um ihn herum zu Tode quälen, ein Ende machen könnte.

Die Geschichte ist in Form eines Tagebuches erzählt, das der Freund des Ehepaars führte. Der erzählende Freund macht den Eindruck eines Einfaltspinsels, da er den rechten Moment verpaßt, den Mund zu einer alles schlichtend, den Aufklärung zu öffnen.

Hieronymus Lorm,

## Die akademische Kunstausstellung.<sup>1</sup>

Nachdem wir in einem früheren Artikel auf die besonders hervorragenden Erscheinungen in der seit einiger Zeit eröffneten akademischen Kunstausstellung näher eingegangen sind, kommen wir jetzt auf die übrigen Werke und die Ausstellung im Allgemeinen zu sprechen.

Die Gesamtzahl der vorgeführten Werke beträgt nach dem Kataloge 329; hiezu sind noch nachträglich 4 Delgemälde und ein plastisches Werk eingelangt. Betheilt haben sich daran 131 inländische Kräfte mit 284 Werken und 45 auswärtige Künstler mit 50 Werken. Unter diesen sind 191 Delgemälde, 10 Cartons, 20 Aquarelle, 10 Bleistift-, Kohlen- und Aquarellzeichnungen, 16 Skizzen zu einem Bildercyclus, 21 Kupferstiche, 35 architektonische Pläne, 1 Glasgemälde 27 plastische Werke und 2 Photographieen nach Cartons.

In der Zahl der Delgemälde und der Cartons zu solchen erscheinen 40 historische Bilder, 45 Genrebilder, 13 Portraits und Studentköpfe, 80 Landschaften, 15 Thierstücke, 6 Stilleben und 2 Architekturbilder. Der Eindruck, den man nach der Besichtigung der Ausstellung mit sich nimmt, ist im Allgemeinen ein günstiger, und so wie man sich einerseits gestehen muß, daß die Arbeiten der heimischen Künstler jenen, welche von auswärts eingesandt wurden, an Werth das Gleichgewicht halten, so darf andererseits zur Ehre der hiesigen Akademie anerkannt werden, daß mehrere Leistungen ihrer Schüler in verschiedenen Gebieten sehr achtenswerth zu nennen sind und sohin ein ehrendes Zeugniß von dem lehrämtlichen und künstlerischen Wirken an dieser Anstalt ablegen, wofür auch der Umstand angeführt werden kann, daß noch die meisten Werke historischer Richtung, sowohl auf dem Gebiete der Malerei als der Plastik in der Ausstellung von früheren oder dormaligen Schülern der Akademie herrühren. Dies dürfte hinreichen, um die Voreingenommenheit zu zerstreuen, mit der man gewohnt war, in früherer Zeit mehr oder weniger allem dem entgegenzutreten, was von Seiten der Akademie veranlaßt wurde und um diesem Institute jenes Vertrauen wieder zu gewinnen, von welchem jede öffentliche Wirksamkeit, soll sie von Gedeihen sein, nothwendig begleitet sein muß und welches dasselbe bei der Thätigkeit seines Lehrpersonals, das sich in den letzten Jahren durch Männer wie Rahl, Zimmermann, Schmidt und Jacoby ergänzt hat, zu erwarten berechtigt ist.

Wie bei den meisten Kunstausstellungen der Septzeit haben wir auch bei der akademischen Ausstellung mit Ausnahme der für das missale romanum gelieferten Arbeiten die geringe Zahl der historischen Vorwürfe im Entgegenhalt zu der überwuchernden Anzahl von landschaftlichen Gemälden zu bedauern. Aber auch unter den vorhandenen Werken dieser Richtung erscheint von ausübenden Künstlern nur wenig bedeutenderes.

<sup>1</sup> Vergl. Nr. 17 der Wochenschrift.

Außer den bereits besprochenen Werken von Rahl und den bekannten, schön componirten Cartons des Directors Ruben aus dem Freskencyclus des Belvedere in Prag sind vorerst 2 Flügelbilder von Sttenbach in Düsseldorf, die Heiligen Franz Seraph und Bonaventura, der heil. Hieronymus und die heil. Clara mit voller Anerkennung zu nennen. Sie sind in der Manier der alt-venezianischen Meister vor Tizian gemalt und von einer schönen Naivetät, so wie innigen Frömmigkeit beseelt. Von einer sprechenden Physiognomie ist namentlich der heil. Hieronymus.

Ein originelles und gut durchgeführtes Bild, wohl mehr im historischen Genre, ist Karl Schönbrunners „Verführung des heil. Antonius“.

Abweichend von der durch Boich und Teniers hergebrachten Manier, diesen Einsiedler in seiner Höhle durch einen Zug von Kobolden und Heren in seinem Glauben irre zu machen, ist er in unserem Bilde in dem Momente dargestellt, in welchem er heimkehrt und zu seinem Schrecken seine Behausung durch Faunen und Nymphen bevölkert sieht. Die energische Bewegung, mit der er seinem Zorne Ausdruck verleiht, ist beredt und trefflich wiedergegeben. Als ein gutes Bild ist weiter auch die Darstellung einer Scene aus einer Dichtung von Mardach, „Die Tragödie vom Menschen“, von Moritz Thau in Pest, einem früheren Schüler Rahls, anzuführen. Der Mensch ist dargestellt in dem Augenblicke, in dem er sich dem bösen Dämon zu überliefern im Begriffe steht, ohne jedoch schon dem guten Geiste völlig entrückt zu sein. Der Teufel frohlockt bereits in grinsender Lache, der Mensch sieht aber noch mit ängstlichem, zweifelndem Blicke auf seinen Schutzgeist zurück. Dieser ist durch einen edlen Greis dargestellt, welcher in ernster zürnender Gebärde vor sich blickt. Das Bild ist gut in der Zeichnung, voll Energie und dramatischer Wirkung. Fritz L'Allemands Carton „Fürst Karl Schwarzenberg in der Schlacht bei Chateau Cambresis“, zur Ausführung für die Gemäldegallerie am Belvedere bestimmt, zeigt eine gute Gesamtanordnung und eine lebhafteste Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten.

Bei einigen Gemälden ist jedoch die Ausführung entschieden tadelnswerth. So erblicken wir z. B. in einem ganz kleinen Gemälde von Angeli in Wien einen männlichen Leichnam am Fuße einer Säule ausstreckt, in eine höchst ärmliche Umgebung gestellt, vor dem ein junger Mann mit ziemlich knabenhaften Zügen erscheint, was uns die Gefühle des Antonius bei dem Anblicke der Leiche Cäsars vorführen soll. In einem anderen Bilde, von Karl Müller aus Düsseldorf, soll uns das Begegnen zweier modischen Gestalten, von denen der junge Mann die Dame, welche in ihrem Schooße Rosen trägt, beim Mantel erfasst, das Rosenwunder der hl. Elisabeth vergegenwärtigen. Das Bildchen ist übrigens sehr schön, wenn auch in weichlicher Manier gemalt.

Unter den Schülerarbeiten sind zwei Werke von Ludwig Mayer, einem Schüler Rahls, sehr bemerkenswerth. Das eine Bild, „Christus und die Samaritaner“, zeichnet sich durch eine schöne Anordnung und eine gelungene Gruppierung der Hauptpersonen aus. Die Gestalt des Messias ist würdiger aufgefaßt und bewegter

dargestellt, als in Gonne's Bild, „die Erweckung der Tochter des Sairus“; die Samariterin ist voll Leben und Wärme und namentlich der Ausdruck der gespanntesten Aufmerksamkeit vortrefflich wiedergegeben. So wie dieses Bild, so ist auch eine zweite Arbeit Mayers, ein großer Carton zu einem Gemälde, „Jerusalem nach Christi Tod“, ein Beleg für das entschiedene Compositionstalent dieses Kunstjüngers.

Unter den Werken, welche von Schülern des Directors Ruben ausgestellt sind, verdient ein Bild von Sigmund L'Allemand, „Scene aus der Schlacht bei Kollin“, den das Treffen entscheidenden Angriff des Dragoner-Regiments de Ligne darstellend, das vollste Lob. Die Massen sind sorglich vertheilt, von energischem Leben beseelt, und einzelne Physiognomien gut individualisirt.

Ein anderes Bild, Joh. Tills „Heimkehrende Kreuzfahrer im Kloster um Gastfreundschaft ansuchend“, zeugt von einer hübschen Anordnung und einem warmen Colorite, leidet aber an einer der damaligen Zeit wohl nicht entsprechenden Sentimentalität in den Hauptfiguren. Von einem dritten Schüler, Johann Lauffer, sind mehrere Bilder ausgestellt, von denen der „Verkauf des Dichters Cervantes als Christensclave“ in seiner Anordnung und Durchführung ungenügend ist, während die „Bekehrung des Herzogs Bogoris“ lebendig gezeichnet und in einem gefättigten Colorite durchgeführt ist. Gleichwohl ist dieses Motiv als ein Gegenstand der Ueberzeugung nicht darstellbar und hat die Art, wie es hier erreicht werden soll, für unsere Zeit etwas komisches.

Von drei Schülern des Prof. Führich, welche sich von diesem Meister eine entschieden glückliche Anlage für die Composition angeeignet haben, sind lediglich Cartons ausgestellt, unter diesen eine ganz naive Darstellung: „Die hl. Rosalia“, von Embacher, Ignaz Schönbrunners „der zwölfjährige Christus im Tempel“ macht sich durch ein paar schön gezeichnete Köpfe unter den Schriftgelehrten bemerkbar, ist aber in der Auffassung des Christuskinde verunglückt. Hingegen ist die Anordnung in Pallasman „Die drei Könige zu Heimsen“ entschieden anzuerkennen.

Unter den Genrebildern nimmt „Die Rückkehr aus der Slaverei“, von Leopold Köffler in Wien, den ersten Platz ein. Die schöne Anordnung des ganzen Bildes, die lebensvolle und wahre Charakteristik der einzelnen Figuren und das warme Colorit machen einen überaus wohlthuenden Eindruck und versetzen unmittelbar in die Situation dieser ergreifenden Begebenheit.

Neben diesem Bilde zeichnet sich „Der Sonntags-Nachmittag in Schwaben“, von Bautier aus Düsseldorf, durch eine treue Auffassung und eine lebenswahre Wiedergabe dieses idyllischen Vorganges aus. Einzelne Mädchenköpfe sind von einer besonderen Lieblichkeit und Naivetät im Ausdruck. Friedländers „Willkommen in der Veteranenstube“ macht durch die Wärme der Auffassung und die hübsche Beleuchtung einen freundlichen Eindruck. „Der Markt in Constantinopel“, von Schön, ist durch einzelne lebendige Gruppen dargestellt, die sich gegen den lichten Hintergrund gut abheben. Verlegend ist nur die grüne Farbe des Zeltvor-

hanges, welche gegen das Blau des Himmels schlecht contrastirt. Niedere's „Vorleser“, ein hübscher Vorwurf in der Manier des Terburg, ist mit Fleiß und Wärme durchgeführt. Schams' „die Verlassene“, ein unschönes Motiv, von zu vielem Streben nach Effect begleitet, leidet überdies an einer unwahren Beleuchtung. Raffalt's Darstellung eines „Zigeunerbuben“, zeigt von einer traurigen Verirrung des Geschmacks.

Von Genrebildern auswärtiger Künstler sind außer Bautier noch Boser in Düsseldorf mit einem oft dargestellten Motive: „Die Geschwister“, Michael in München „Der alte Tabakraucher“, und Hübner in Düsseldorf „Der Segen auf die Auswanderer“ zu nennen, welchen einzelne Schönheiten nachgerühmt werden können. „Die Versteigerung“, von Sondermann in Düsseldorf, hat mehrere sprechende Köpfe, entbehrt aber der einheitlichen und übersichtlichen Anordnung.

Unter den Studienköpfen und Portraits erscheint wenig bemerkenswerthes. Deconomo's „Studie eines Alten“ und der „weibliche Kopf“, von Gaul, haben einige interessante Züge. Einsle's „Hebe“ mit ihrem außerordentlich koketten Ausdrucke widerspricht entschieden der naiv einfachen Auffassung der Alten.

Unter der großen Anzahl der landschaftlichen Bilder sind dennoch einige theils ausgezeichnete, theils ganz tüchtige Werke. Zu den ersteren dürften die beiden Landschaften von Professor Albert Zimmermann in Wien; „Nach einem Gewitter auf den Ampezzaner Gebirgen“, von Heinlein in München; „Die blaue Gumppe im Reinthal, bei Partenkirchen“, von Professor Haushofer in Prag; die „Landschaft an der italienischen Küste, bei Nizza“, von Leu in Düsseldorf und die Landschaften von Morgenstern und Schleich in München zu zählen sein. Zimmermann's „Obersee bei Berchtesgaden“ macht durch die treffliche Anordnung des Ganzen, die schöne Beleuchtung des See's, den prächtigen Aufbau des Hintergrundes einen imposanten, so wie durch die einfachen Mittel, mit denen dies alles erreicht ist, einen höchst gewinnenden Eindruck. Das andere Bild, „Der Reichenbach im Berner Oberland“, giebt in trefflichem Lichtreflexe eine der Natur abgelassene Vorstellung des Anblickes von Berg und Thal nach einem längeren heftigen Sturme. Haushofers Bild, eine große Composition, zeichnet sich durch die gelungene Vertheilung der einzelnen Parteen und das Geschick, mit dem der Vordergrund, das Mittelbild mit der blauen Gumppe und der Hintergrund zu einander gruppiert sind, so wie durch den warmen, gesättigten Ton der Farbe aus. Heinleins Landschaft ist ein lebensvoll und energisch aufgefaßtes Bild. Die prächtige Behandlung der Wolken, die blendende Beleuchtung mit dem Reflexe der Sonne auf den eigenthümlichen Gebirgsformationen und die Bewegung im ganzen Bilde können dem Zuschauer die geschilderte Situation bestens veranschaulichen. Einen freundlichen Eindruck machen auch die Landschaften von Schaeffer aus Wien und Max Zimmermann aus München, erstere durch eine eigenthümlich schöne Beleuchtung, letztere durch die prächtige Eichengruppe.



Von den Schülern des Prof. Zimmermann sind einige sehr fleißige und Talent verrathende Arbeiten ausgestellt; besonders gelungen ist Korzineks „Motiv vom Hintersee“.

Von den Thierstücken ist ein schöner Wolf, „Unter Nusbäumen erwarten Ruhe am Mittage das Deffnen der Einfriedung“, besonders zu erwähnen. Ganz köstliche Naturstudien sind die zwei Hundsköpfe von Bosh in Düsseldorf. Unter den Blumenmalern erscheint Anna Peters aus Stuttgart mit einem ganz anmuthigen Bildchen „Rosensorten“.

Die Aquarellmalerei ist durch hübsche Arbeiten von Seelos, Gerstmeier, Mößner, Werner, Machold und Gnauth vertreten. Macholds „Bacchuszug“ leidet an manchen Wiederholungen, zeichnet sich aber durch eine anmuthige Anordnung und einzelne hübsche Zeichnungen aus.

In der Zahl der architektonischen Pläne machen sich ein paar zierliche Pläne zu Villen von Hasenauer und die Entwürfe für die Prellerhalle und das großherzogliche Museum in Weimar, von dem hiesigen Architekten Zitel bemerkbar. Letztere Pläne, in italienischer Renaissance, sind mit einer Feinheit und einem Geschmacke ausgestattet, der einen wahrhaft monumentalen Bau verspricht. Von großem Talente zeugen die 16 Skizzen zu einem Bildercyklus „Der Afen Notgeld und der Nislungen Ende“, von einem Schüler der Akademie, Dr. Hausegger.

Von Louis Jacoby, dem in jüngster Zeit von Berlin hieher berufenen Professor, werden ein paar Aquarellzeichnungen und mehrere Kupferstiche vorgeführt. Die ersteren stellen uns in der Farbe des Originals zwei Werke großer Meister vor: Rafaels „Schule von Athen“ und Razzi il Sodoma's Frescogemälde in der Farnesina „Die Hochzeit Alexanders und der Roxane“. Es sind wahre Meisterwerke in der feinen und minutiösen Ausführung und dürfte man wohl hier Aquarellzeichnungen in dieser Vollendung nicht gesehen haben. — Roxane's Kopf erscheint überdies noch in einer Kreidezeichnung in der Größe des Originals. Die beiden letzten Bilder geben uns eine schöne Vorstellung von Sodoma's Compositionsweise und der Anmuth, Zartheit und Innigkeit dieses Meisters aus Leonardo's Schule. — Unter den von Jacoby ausgestellten Kupferstichen, die in ihrer Art mustergültig sind, erblicken wir einerseits „Die Sage“, „Die Geschichte“ und „Die Hunnenschlacht“ nach Kaulbach's Cartons, und einen schönen Johanneskopf von Tiarini, aus der Schule der Caracci, andererseits Portraits der Generale York und de la Motte-Fouqué, von Cornelius, Guhl und Mommsen.

Neben Jacoby nimmt Christian Mayer aus Wien mit seinen ausgestellten Kupferstichen: „Boreas entführt die Drythia“, nach Rubens, „Hercules und Omphale“, nach Rahl und in seinem neuesten Werke: „Io“ nach dem im Belvedere befindlichen Gemälde Corregio's einen ganz achtungsvollen Platz ein. Auch Post's Kupferstich „Eber von Wölfen überfallen“ nach Ruthorad ist eine verdienstliche Arbeit.

In der Reihe der plastischen Werke sind die hervorragendsten bereits in dem früheren Aufsatze entsprechend gewürdigt worden.

Der von Sr. Majestät genehmigte Vorgang, nach welchem eine Reihe von Gemälden aus der diesjährigen akademischen Ausstellung für den Allerhöchsten Hof im Allgemeinen angekauft wurden, ohne wie in früheren Fällen eine specielle Bestimmung für die Galerie am Belvedere zu erhalten, hat es möglich gemacht, diesmal auch auf Werke jüngerer Künstler, deren Arbeiten zwar als ausgezeichnet zu nennen sind, die aber noch nicht jene künstlerische Reife zeigen, daß sie als Meisterwerke in der wahren Bedeutung dieses Wortes angesehen werden könnten, Bedacht zu nehmen.

Der um das Zustandekommen eines würdigen Denkmals für den großen Astronomen so sehr verdiente königl. württembergische Notar Gruner ist im Verein mit tüchtigen Kräften derzeit mit Herausgabe einer umfassenden Schrift über Kepler beschäftigt, und besucht zu diesem Zwecke gegenwärtig mit vielen Zeit- und Geldopfern die Stätten, wo Kepler dereinst gelebt und gewirkt hat und wo noch einschlägige Materialien zu erlangen sind<sup>1</sup>.

Das Buch wird aus drei völlig abgeforderten Theilen bestehen:

1. Keplers Leben und Wirken, seine Angehörigen und die Denkmäler. Mit einem poetischen Anhang, zwei Bände.

2. Populäre Astronomie. Ein Band.

3. Urkundenbuch. Ein Band.

Der erste oder biographische Theil wird ein vollständiges Lebensbild von Kepler in schönen aber wahren Farben aufrollen, durchaus nur auf historisch-authentische Quellen gestützt, und hat der Herausgeber bereits ein außerordentlich reiches Material gesammelt. Interessante ganz neue Mittheilungen werden auch über seine Familie gegeben. — Herr Gruner hat unter anderem noch directe Nachkommen Keplers ausfindig gemacht, deren Vorhandensein von bisherigen Geschichtsforschern geläugnet wurde. Aus einem in deren Besitz befindlichen äußerst interessanten Gebet- und Stammbüchlein von Keplers erster Frau, der Freiin Barbara Müller von Mühlegg, kommen viele Stellen in das Buch, die einen reichlichen Beitrag zur Spruch-Poesie damaliger Zeit bilden werden.

Die Geschichte der Denkmäler wird nicht minder interessant werden. Im poetischen Anhang aber finden sich die eigenen lateinischen Hymnen, Epigramme und sonstigen Dichtungen Keplers mit guter Uebersetzung, so wie seine Verherrlichungen durch den Mund der hervorragendsten deutschen Sänger. Zahlreiche Illustrationen werden den ersten Theil zieren, z. B. Keplers Portrait, Vaterstadt, Wappen; die Denkmäler in Regensburg, Weilderstadt (nach dem Modell), Kremsmünster; die Städte Linz, Efferding zu Keplers Zeit; die Wohnhäuser in Linz, Graz, Sagan, Regensburg, die alte Sternwarte in Prag, das Schloßchen Mühlegg u. s. w.

Der zweite Theil „populäre Astronomie“, verfaßt von tüchtigen Sachmännern, wird die Astronomie, so weit sie für den Laien verständlich ist, unter Zugrundelegung der Kepler'schen Geetze und Darlegung der Fortentwicklung dieser erhabenen Wissenschaft von ihnen aus behandeln.

Der dritte Theil, „das Urkundenbuch“, enthält viele wichtige Documente, Briefe und andere auf Kepler bezügliche Schriftstücke, diplomatisch genau copirt, und wird vorzugsweise gelehrten Vereinen, Museen, Bibliotheken u. s. f. willkommen sein.

<sup>1</sup> Gegenwärtig ist Herr Gruner beschäftigt, in Wien die kais. Archive zu durchforschen.

r Von dem mit Unterstützung der k. Akademie der Wissenschaften von Dr. Const. v. Wurzbach herausgegebenen „Biographischen Lexikon“ des Kaiserthums Oesterreich erschien sechsen der 11. Theil. (Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei, 1864.) Der ziemlich starke Band (434 S.) führt im Buchstaben K, von Karolvi bis Kiwisch weiter und behandelt also auch die Biographien der Adelsgeschlechter Kaunitz, Keglevich, Kemény, Khevenhüller, Kielmannsegge, Kinstb, wobei denn die beigegebenen neun genealogischen Tafeln rühmende Erwähnung finden müssen.

Von der richtigen Anschauung ausgehend, daß seit Beginn der Herausgabe des Lexikons viele Veränderungen in den Lebensverhältnissen der besprochenen Personen vor sich gegangen, trägt W. das einstweilen Geschehene in einem Anhang nach, bespricht daselbst währenddem denkwürdig gewordene Männer (unter anderem die Reichsräthe Brinz, Supr, Dieltl, Dreher, Gisfra u. s. w.) und giebt die Todestage der mittlerweile Verbliebenen an. Dabei wird nicht veräußert, bibliographisches Material zu bringen, sogar Zeitungsartikel sind genau registriert; ein nach drei Gesichtspunkten geordnetes Inhaltsverzeichnis giebt die erwünschte Uebersichtlichkeit.

Die Art und Weise der Behandlung, welche das umfangreiche Material durch Dr. Wurzbach findet, ist bekannt genug, man schätzt mit Recht den Sammlerfleiß, das emsige Streben nach biographischer wie bibliographischer Vollständigkeit, und staunt über die Geduld des Mannes, der als Einzelner eine solche Arbeit unternahm und durchführte. Aber wer dieses Verdienst anerkennt, wird gewiß für überflüssig halten, was Herr v. W. in der Vorrede zum 11. Bande (S. IV und V) an Personalien vorbringen zu müssen glaubte.

\* David Schönherr, Redacteur der „Tiroler Schützenzeitung“, hielt bei der jüngst stattgefundenen Generalversammlung im Ferdinandeum zu Innsbruck einen Vortrag über die Kunst in Tirol im 16. Jahrhundert. Er gab unter anderem eine kurze Geschichte des Kaiser-Max-Denkmales und wies zum ersten Male mit Bestimmtheit nach, daß die Standbilder Arthur und Theodorich aus der Werkstätte des berühmten Meisters Peter Vischer zu Nürnberg hervorgegangen sind. — Eine ausführliche, auf Urkunden gestützte Geschichte dieses Denkmals wird Schönherr nächstens veröffentlichen.

\* „Die böhmischen Curorte als Landesangelegenheit“ ist der Titel einer kleinen Schrift, welche kürzlich in der k. k. Universitätsbuchhandlung von Friedrich Becke in Prag erschienen ist. Der Verfasser, kais. Rath Dr. C. S. v. Heidler, macht sich's in dieser Schrift zur Aufgabe, die Bedeutung der einheimischen Curorte — als öffentlicher europäischer Heilanstalten und als einer Quelle des Einkommens und des Ruhmes für das Land — hervorzuheben und, indem er den mehrfachen Werth dieses vaterländischen Besizthums in das gebührende Licht zu stellen trachtet, zugleich auf die Verpflichtung hinzuweisen, ein solches Besizthum zu schützen.

\* Professor Franz Toldy, Decan der philosophischen Facultät, hat zur Säcularfeier des St. Stephan-Ordens im Auftrage des ungarischen Hofkanzlers eine kurze pragmatische Geschichte dieses Ordens geschrieben.

\* Die mit der Regelung der Angelegenheiten des ungarischen Nationalmuseums betraute Commission ist unlängst höhern Orts aufgefordert worden, diejenigen Schäden und Bedürfnisse dieses Institutes zu bezeichnen, welche eine dringende Abhülfe erheischen, da die Regierung sich nicht in der Lage befindet, die ganze, für das Institut erforderliche und verlangte Subvention von 100.000 fl. flüssig zu machen. Als solche dringende Bedürfnisse hat nun die Commission bezeichnet: Die Ausbesserung des Daches, die Herstellung des Lesesaales, damit wenigstens der bereits geordnete Theil der Bibliothek — nämlich die aus 60.000 Bänden bestehende Széchényi-Bibliothek — so wie die bereits ganz geordnete Manuscriptensammlung (12.000 Stück) dem Publicum zugänglich gemacht werde.

\* (Böhmische Litteratur.) Das soeben erschienene erste Heft der böhmischen Museumszeitschrift („Časopis Musea kralovství českého“) für das Jahr 1864 (Red. Jar. Brtáček) enthält folgende Aufsätze: Šafárik's „Gedanken über das altflavische Erbrecht“, Palacký's „Beitrag zur Charakteristik des Chronikenschreibers Hájek von Libečan“, womit die in demselben Hefte abgedruckten Auszüge aus den Gerichtsbüchern des XVI. Jahrhunderts, die auf Hájek Bezug nehmen, zu vergleichen sind; S. Sireček's „Beiträge zur Culturgeschichte des XVI. Jahrhunderts“; Hanuš' „Bericht über Comnic's Melodramen“; S. Keubel's „Darstellung der in der böhmischen Volkssprache am Fuße des Riesengebirges vorkommenden dialektologischen Eigenthümlichkeiten“; Lomels „Notiz über Štítyn's Tochter“; Brtáček's Abhandlung über ein bisher wenig gewürdigtes didactisches Gedicht des Herrn Ludwig v. Pernstein aus dem XVI. Jahrhundert; Rybíčka's „Biographische Notizen“.

In dem ersten Hefte der naturwissenschaftlichen Vierteljahrschrift „Živa“ für das Jahr 1864 (Red. Prof. Purkyně und Krejčí) sind nachstehende Artikel zu lesen: „Der Ackerbau bei den Slaven, den Thraco-Ilyriern und den Germanen in der ältesten Zeit“ von Dr. Frühaufer; „Böhmens Mathematiker seit der Gründung der Prager Universität“ von S. Smolik; „Böhmens Psaronien“ von R. Ringer; „Ueber die Bewegung im Weltall, nach Mayer“ von Prof. Zenker; „Ueber die Wechselbeziehungen der physischen Kräfte“ von Dr. S. Dastich; „Bericht des vereinigten Comité zur naturwissenschaftlichen Erforschung Böhmens“.

Das erste Heft der archäologischen Vierteljahrschrift: „Památky“ (Red. R. Zap) bringt folgende Aufsätze: „Beschreibung von B. Leipa“ von Zoubek; „Bericht des Vincentius über K. Vladislav's Zug gegen Mailand im J. 1158“ von Archivar Brandl; „Bericht über drei in der Wiener Hofbibliothek befindliche Canzonale“ von Rybíčka; „Ueberbleibsel der Klosterkirche zu Münchengrätz“ von Prof. Wocel; „Die Erdwälle bei Bukowno“ von Šobr u. a.

Seit Anfang des Jahres 1864 erscheint eine zunächst für die Bedürfnisse der Mittelschulen bestimmte wissenschaftliche Zeitschrift „Krot“ unter der Redaction der Herren Dr. Dastich, Nowotný und Zoubek.

\* Wenn noch vor wenigen Decennien der französische und englische Buchhandel, was Grobartigheit und mercantilen Erfolg der Unternehmungen anbelangt, den deutschen weit übertraf, so ist doch der Fortschritt, den der deutsche Verlag auf allen Gebieten in neuester Zeit gewonnen hat, ein unverkennbar großer. Dies anzuerkennen scheint uns eine Pflicht der Presse zu sein, da für zahlreiche wissenschaftliche Unternehmungen ein nicht geringer Grad von Muth, Ausdauer und Opferwilligkeit von Seite der Verlagsbuchhandlungen erforderlich ist, und bei der wichtigen Mittelstellung der Buchhändler zwischen Schriftsteller und Publicum der Aufschwung des Buchhandels unzertrennlich ist von der Förderung geistiger Cultur. Der Buchhandel hat in den letzten Decennien zwar für einzelne Zweige eine starke Concurrenz durch den Aufschwung des Zeitungswezens erhalten, und er wird zuletzt auf eine veränderte Organisation denken müssen, um diese Concurrenz dauernd zu bestehen; andererseits scheint uns aber noch nicht genug ins Auge gefaßt worden zu sein, daß die Journale auch die Interessen des Buchhandels im hohen Grade fördern, indem sie vielfach zur Lectüre anregen und den Kreis des lesenden Publicums erweitern. Die deutsche Presse hat wiederholt die Verdienste unternehmender Verleger anerkannt und wir in Oesterreich dürfen speciell nicht vergessen, was die Verlagsfirmen Braumüller und Gerold leisten, sie haben die früheren stets wiedergekehrten Ausflüchte der österreichischen Buchhändler über Mangel an Vertrauen gegenüber österreichischen Verlagswerten verstummen gemacht. In jüngster Zeit beschäftigte sich die Presse mit der Anerkennung der Verdienste des Otto Spamer in Leipzig in Bezug auf die Herausgabe zahlreicher illustrirter Kinder-, Jugend-, Familien- und

Volkschriften und wir stimmen gerne in das Lob ein, welches der Thätigkeit und dem Unternehmungsgeiste dieser Verlagsfirma in der angedeuteten Richtung gezollt wird. Es läßt sich nicht läugnen, daß Spamer seit zehn Jahren nicht nur zahlreiche sondern auch gute Jugendchriften herausgab. 150 Bände mit 20.000 Illustrationen und in 750.000 Exemplaren ist eine ganz respectable Leistung.

\* In Graz haben jüngst Berberathungen zur Gründung eines selbstständigen steiermärktischen Kunstvereines stattgefunden.

\* In Aussig hat sich ein aus zwölf Bewohnern dieser Stadt bestehendes Comité gebildet, welches die Bearbeiten zur Durchführung des daselbst angeregten Projectes zu treffen hat, dem in Aussig gebornen berühmten Maler Raphael Mengs in seiner Geburtsstadt ein Denkmal zu setzen.

E. L. Aus Paris wird uns geschrieben: Gustav Doré ist auch in Deutschland kein Unbekannter, seine Zeichnungen zu Rabelais, zu Perrault und vornehmlich zu Dante haben den künstlerischen Beruf Doré's außer Zweifel gestellt. Was allein für seine Zukunft Besorgnisse erregen konnte, war die außerordentliche Fruchtbarkeit seines Crayons, die Kühnheit und Selbstgewißheit, mit welcher er sich in rascher Folge den verschiedensten und anspruchsvollsten Aufgaben zuwandte. Und nun tritt Doré mit zweihundert großen Illustrationen und zahllosen Vignetten zu dem Meisterwerke des Cervantes<sup>1</sup> hervor und man müßte doch nur dem Vorurtheile Gehör leihen, wollte man dem Künstler Flüchtigkeit oder auch nur eine momentane Erschöpfung zum Vorwurf machen.

Das Unternehmen, die Abenteuer des sinnreichen Junkers von La Mancha in Bildern zu versinnlichen, scheint auf den ersten Blick leichter und dankbarer, als es in Wahrheit ist. Die köstlichen Gespräche, welche der Erzählung einen so besonderen Reiz verleihen, entziehen sich dem Bleistifte des Zeichners, die Handlung dagegen wiederholt sich fast unaufhörlich in demselben Motiv, daß unser irrender Ritter seinen romantischen Wahn mit den traurigsten körperlichen Erfahrungen büßen muß. Er wird unzählige Male aus dem Sattel seines Rosses gehoben, von Bauern und Wirthen durchgebläut, von Natur und Menschen, d. i. von Riesen, Zaubern und bösen Geistern auf das Uebelste zugerichtet. Soll hier der Zeichner nicht in Monotonie verfallen, so muß seine Phantasie mit dem Humer des Erzählers gleichen Schritt halten und den äußerlich verwandten Situationen auf selbstständigem Wege neue Seiten abgewinnen. Doré half sich sehr glücklich durch eine eben so sorgsame, als mannigfaltige Behandlung der Landschaft und Staffage: die dürrn, distelbewachsenen Ebenen und Haiden der Mancha wechseln mit den Wildnissen, Schluchten, Engpässen und Wasserfällen der Sierra Morena; hier in diesem Walde eine finstere, sternlose Nacht, dort eine maurische Ruine im vollen Mondenscheine, dann wieder ein gothischer Klostergang mit dem feierlichen Aufzuge der Nonnen oder das tolle Volkstreiben auf dem Markte einer spanischen Provinzialstadt.

Wer den Don Quixote illustriren will, muß sich natürlich einen Typus, ein Ideal des Ritters und seines Knappen schaffen. Doré gelang besonders der Hidalgo, für welchen ihm freilich unzählige Künstler, Bildner, Maler und Zeichner vorgearbeitet haben. Er hielt sich natürlich streng an das Signalement der Erzählung und wußte vorzüglich die schwierige Mischung von echter Humanität und trostloser Geistesverwirrung zu finden, welche Don Quixote zu dem lebenswürdigsten und rührendsten aller Thoren macht.

<sup>1</sup> Cervantes, Don Quichote, avec les desseins de Gustave Doré. Tome I. II. Paris, Hachette 1864.

Sando scheint conventioneller gehalten und nicht mit gleicher Vorliebe behandelt, dagegen ist Dulcinea ein köstlicher Typus von spanischer Bäuerin, fest ausgeführt und gleichwohl ohne zu verletzen. Ueberhaupt muß die Discretion des Künstlers, welche hier manche harte Probe zu bestehen hatte, besonders gerühmt werden: er wird nie gemein oder auch nur trivial und verzichtet doch auf keines, selbst der stärksten Motive, welche der Erzähler ihm bietet. Unererschöpflich ist aber seine Erfindung, die Poesie der Auffassung, der Reichthum der Figuren in der malerischen Ausstattung der Episoden: hier finden sich Zeichnungen, welche auf einen hohen selbstständigen Werth Anspruch machen können.

Der Verleger hat den Zeichnungen, die von H. Pisan ganz meisterlich in Holz geschnitten sind, die Uebertragung von Viardot beigelegt und das Ganze mit verschwenderischem typographischen Luxus ausgestattet. In allen Salons und eleganten Bibliotheken begegnet man schon den prächtigen zwei Foliebänden, welche einen der kostbarsten Juwels der Litteratur in würdiger Fassung aufbewahren.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Unter den Neuigkeiten der letzten Wochen finden wir, wenn auch keine großartigen Unternehmungen, doch eine Anzahl guter Erscheinungen von allgemeinem Interesse. Da sie den verschiedensten Zweigen litterarischer Thätigkeit entstammen, müssen wir uns beschränken sie in kunter Reihenfolge aufzuführen und stellen wohl billig ein neues philosophisches Werk an die Spitze, dessen erste Hälfte in einem starken Bande vorliegt. Es betitelt sich: „Philosophie des Wissens“. Erster Band: die Lehre vom Vorstellen, von J. H. von Kirchmann. Der als philosophischer Schriftsteller noch unbekannt Verfasser (königl. preussischer Appellationsgerichtspräsident) sagt in der Vorrede seines Werkes, daß er ebenso dem Idealismus Kants, Fichte's und Schopenhauers als der Identitäts-Philosophie Schillings und Hegels entgegentrete und bezeichnet als Fundamentalsätze seiner Philosophie: „Das Wahrgenommene ist und das sich Widersprechende ist nicht“. Die vereinte Anwendung beider führe zur Wahrheit und es gebe keinen andern Weg zu ihr.

Eine etwas zu kurz gehaltene Biographie Don Carlos', aus der Feder Warkönigs in Stuttgart, basiert hauptsächlich auf den bekannten Arbeiten von de Mouv und Gachard und den interessanten Thatfachen, die diese Forscher über das Leben des unglücklichen Prinzen veröffentlicht haben.

Victor Hugo's neuestes Buch: „Shakespeare“, das alle möglichen Fragen der Kunst und Civilisation mehr zum Gegenstand hat als das Leben und die Werke des großen Dichters, dessen Namen es trägt und zu dessen Jubelfeier es erschienen, ist nun auch von Diezmann übersezt dem deutschen Publicum vorgelegt worden. Eine weitere nachträgliche Festgabe betitelt sich: „Kunst über alle Künste, ein böses Weib gut zu machen.“ Eine deutsche Bearbeitung von Shakespeare's „the taming of the shrew“ aus dem Jahre 1672, von Bernh. Kähler mit sprachlichen und litterarischen Anmerkungen und Beifügung des englischen Originals neu herausgegeben. Ein Exemplar des ziemlich seltenen Originals des unbekannt deutschen Verfassers befindet sich in unserer Hofbibliothek. „Eine Shakespearefeier an der Elm von Karl Gukow“ enthält die von dem Verfasser gesprochenen Verbindungsworte zu den lebenden Bildern, welche so vielen Beifall gefunden haben,

J. S. C. Denner, der bekannte Uebersetzer des Aristophanes Euripides und Pindar, hat jetzt auch die Lustspiele des Terentius, gleichfalls in den Verhältnissen der Ueberschrift, übertragen. Jedem der sechs Lustspiele sind erklärende Anmerkungen beigegeben.

Dr. Karl v. Scherzer, der Herausgeber der „Novararreise“, erfreut uns mit einem Skizzenbuche aus dem Natur- und Völkerverleben im tropischen America, einer Samm-

lung von kleineren Aufsätzen über physikalische, ethnographische, politische und sociale Verhältnisse der Länder Central-America's und West-Indiens. Das Buch wird seines interessanten Inhalts wegen sich viele Freunde erwerben, denn wie angenehm sein Verfasser zu schreiben versteht, beweist die große Verbreitung, die seine Reise der Novara gefunden hat, die jetzt in mehr als 13.000 Exemplaren verbreitet ist, ein Resultat, dessen sich nicht leicht ein Werk von größerem Umfang rühmen kann. — Ueber die internationale Ausstellung in Constantinopel vom Jahre 1863 erschien ein Bericht von Dr. Alex. Fern, welcher im Auftrage der österreichischen Regierung die Ausstellung besuchte und in dem vorliegenden Werkchen die bei diesem Anlasse auf volkwirtschaftlichem und industriellem Gebiete gemachten Wahrnehmungen veröffentlicht.

Die Litteratur über die Arbeiterfrage hat, wie das bei der tiefgehenden Bewegung, welche diese bedeutendste aller sogenannten brennenden Fragen, namentlich im außerösterreichischen Deutschland verursacht, eine große Ausdehnung gewonnen. Eine der wichtigsten Erscheinungen: „Herr Bastiat Schulze von Delitzsch“, von Lasalle, hat in voriger Nummer eine eingehende Besprechung gefunden, seitdem hat der Bischof Freiherr von Ketteler seine Stimme in der Arbeiterfrage abgegeben und unterzieht in seiner Schrift die Leistungen beider Agitatoren einer eingehenden Kritik. Beigegeben sind den Erörterungen des Verfassers von unbekannter Hand zusammengestellte ausführliche statistische Notizen.

## Sitzungsberichte.

### K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung am 10. Mai 1864.

Herr k. k. Bergrath M. W. Lipold im Vorsitz.

Mittheilungen vom Herrn k. k. Hofrath und Director W. Haidinger werden vorgelegt.

Ein freiwilliger Theilnehmer an den bevorstehenden Sommeraufnahmen schloß sich an. Herr Alfred Stelzner v. Freiberg, angelegentlich empfohlen von den Herren B. v. Cotta, Breithaupt und Scheerer und nun freundlichst willkommen geheißen von Hofrath Haidinger.

Herr Hofrath Haidinger berichtet über die an ihn als Geschenk für die k. k. geologische Reichsanstalt von den Herren Elie de Beaumont und de Chaucourtois eingesandte geologische Karte des Departements der Haute Marne, in dem Maße von 1:80.000 oder 1.111 Klafter auf den Wiener Zoll in vier Blättern, zusammen 5 Fuß hoch, 4 Fuß breit.

Einer freundlichen Berichterstattung des Herrn Professors Axel Erdmann in Stockholm entnimmt Haidinger die Nachricht, daß von demselben bis zum Herbst acht neue Blätter der geologischen Aufnahmearten zur Versendung an die k. k. geologische Reichsanstalt kommen werden, späterhin noch dazu eine Berichterstattung mit einer Anzahl kleiner Uebersichtskarten.

Herr Professor J. N. Woldrich in Salzburg hatte mit großem Erfolge und erfreulichster Theilnahme der Bewohner einen Cyclus von vier Vorlesungen über geologische Gegenstände zum Vortheile des „Gableng-Fonds“ gehalten, welchen er auf vielseitiges Verlangen noch eine fünfte anreihen mußte, namentlich über die Arbeiten der

k. k. geologischen Reichsanstalt und ihre Untersuchungen in den Salzburger Alpen. Der Reinertrag für das Comité war 147 fl.

Herr k. k. Bergrath M. W. Lippold machte eine Mittheilung über das Vorkommen der „Lunzer Schichten“ (Oberer Trias, Keuper) im Wiener Graben, einem kleinen Seitengraben des Thales zwischen Rodaun und Kaltenleutgeben, somit in der Nähe von Wien.

Herr F. Freiherr v. Andrian besprach die allgemeinen Verhältnisse des kristallinen Theiles der kleinen Karpathen und legte einige Belegstücke zur Erläuterung vor.

Die Hauptgesteine, welche hier auftreten, sind Granit, Granitgneis, Chloritischiefer, Urthonschiefer. Der Granit bildet die Hauptmasse des Gebirgstockes der kleinen Karpathen, ist jedoch nicht scharf vom Gneise und Chloritischiefer abgeändert, es treten viele zwischen diesen festen Typen schwankende Mittelvarietäten auf, welche zu dem Schlusse drängen, daß die fraglichen Gesteine nach ihrem Durchbruche einer allgemeinen umwandelnden Einwirkung ausgesetzt gewesen seien, was wohl den Wechsel zwischen schiefrigen und körnigen Gesteinen erklären würde.

Herr H. Wolf besprach die bisher übliche Gliederung der in Böhmen auftretenden Kreideformationen, in Quader und Pläner und die verschiedenen Unterabtheilungen derselben, welche sich mit den von den Herren Dr. Beyrich und Dr. Strombeck aufgestellten Gliedern dieser Formation nicht vergleichen ließen, und gab eine tabellarische Uebersicht dieser Gebilde nach der von diesen letzteren Herren aufgestellten Gliederung der deutschen Kreide mit dem Unterschiede, daß er für Bezeichnung des „Subhercynischen Quadergebildes“ Beyrichs die Unterscheidung in untere, mittlere und obere Hercynia substituirt.

Herr Karl Ritter v. Hauer sprach über die Zusammensetzung der Sauerquellen von Jannica in Croatien. Die Untersuchung wurde über specielle Aufforderung Sr. Excellenz des Herrn Bischofs Georg v. Eröschmayer unternommen, der es sich in neuerer Zeit zur Aufgabe gemacht hat, diese bisher noch nicht hinlänglich gewürdigten Quellen einer allgemeineren Benützung zuzuführen.

Die Quelle ist ein alkalisch muriatischer Sauerling und verbindet damit die geschätzte Eigenschaft der Stahlquellen. Die Jannicaer Quellen dürften für die von Croatien südlich gelegenen Landestheile dieselbe Wichtigkeit erlangen, wie die von Rohitsch für den nördlichen Theil.

Herr k. k. Bergrath F. Foetterle machte eine Mittheilung über die Braunkohlenablagerungen bei Wies, westlich von Leibnitz, in Steiermark. In den Tertiärgebilden, welche sich an die kristallinen Schiefer der Koralpe bei Schwanberg, Arnfels bis Marburg anlehnen, treten auf mehreren Punkten Braunkohlenablagerungen auf, wie bei Gibiawald, Vorderdorf, Brunn etc. Die ausgebehnteste und wichtigste ist die bei Brunnen. Sie zieht sich von Schloß Limberg bei Schwanberg in ostnordöstlicher Richtung in einer Länge von über 5000 Klafter bis Kopreinitz, auf welcher Erstreckung ein zwischen 3 bis 8 Fuß mächtiges Braunkohlensflöz zu Tage tritt, und durch eine größere Anzahl neu Bergbauern, worunter die von Steieregg, Brunn und Schöneegg die bedeutendsten, aufgeschlossen ist. Das Flöz verflacht mit durchschnittlich 5 Grad nach Nordost und ist bis auf eine Tiefe von 50 Klafter bekannt. Es sind auf demselben bereits 163 Feldmassen und 12 Ueberscharren verliehen, welche ein noch abzubauenes Kohlenquantum von 114 Millionen Centner Kohle fergen, wovon bei 21 Millionen zum Abbau vorgerichtet sind. Der gegenwärtige Abbau ist gleich Null, da die Communication mit der 3 Meilen entfernten Eisenbahn sehr mangelhaft ist und die nächste Umgebung keine Industrieanlagen besitzt. Bei Verderredorf ist ein bei 8 bis 11 Fuß mächtiges Flöz bekannt, und sind darauf 6 Feldmassen und mehrere Freischürfe verliehen.



## Quellen zu drei Romanzen Uhlands.

J. St. Wohl kein deutscher Dichter hat den Geist des Mittelalters so tief erfaßt und so eigenthümlich wiederzugeben gewußt wie Uhländ. Man merkt's dem Dichter an, in welche Schule er gegangen und dem Kenner mittelalterlicher Litteratur wird hie und da ein altbekanntes Gesicht entgegenlächeln, als hätte er daselbe schon irgendwo getroffen, sei es in Spanien, in der Provence, in Nord-Frankreich, England oder Italien, sei es in Deutschland im Munde des höfischen Minnesängers, oder aus dem Munde des Volksängers beim Reigentanze oder in fröhlicher Gesellschaft guter Gefellen.

Wie schön und reizend ist es, an seiner Dichterhand zurück zu gehen in die Tage der Vergangenheit, und die Lieder von Roland und Siegfried, von Karl und seinen Palatinen, vom kühnen Grafen Eberhard, vom Tailsfer, der da sang am Hastingsfeld „von Karl dem Großen und von Roland, von Olivier und den Vasallen, die da starben im Thal zu Ronceval“, zu hören, wie lieblich die duftigen dunklen Waldpfade hinzuwandeln und zu lauschen dem Liede der Liebe, das uns anheimelt, wie ein längst bekanntes Volkslied, so einfach und so wahr!

Schon diese tiefe Bedeutung Uhlands rechtfertigte es hinaufzusteigen und nach den Quellen zu forschen, aus denen er den Stoff zu seinen herrlichen Romanzen geholt, um zu sehen, wie meisterlich er es verstanden, den dichterischen Kern aus der Sage zu schälen, das wirklich Bedeutende hervorzuheben, minder Bedeutendes in den Hintergrund zu drängen. Und in den meisten Fällen wird eine solche Untersuchung für den, der sie anstellt, eine wahre Herzenserquickung sein, es wird ihm die seltene Freude zu Theil werden, mitten in die Werkstätte eines echten Dichters zu treten und die Geheimnisse seines Schaffens belauschen zu können. In einem neuen ungeahnten Lichte wird ihm früher Uebersehenes erscheinen, kurz der Lohn und die Freude werden ihm weit überwiegen die geringe Mühe, die er sich zu geben braucht. Ähnliche Untersuchungen anzuregen, keineswegs sie vollständig zu geben ist der Zweck dieser Zeilen.

Gelehrte Fachmänner hätten meiner Arbeit allerdings entzathen können, ich dachte und denke aber zunächst nicht an sie, sondern an alle jene, welche wissen, was wir an Uhländ haben, die mit freudigem Herzen jede kleine Schönheit, die sich ihnen auftut, wie neu entdeckt begrüßen. Ihnen sei die Arbeit empfohlen und zur vollständigeren Würdigung unseres Dichters ein Weg gezeigt, den sie bisher nicht gekannt oder vielleicht übersehen.

### I. Iaufre Rudel.

Es find die drei ersten Romanzen aus der Sammlung: „Sängerliebe“, welche uns hier beschäftigen sollen. Der Held der ersten, Iaufre (Gottfried) Rudel, scheint zwischen 1118 und 1200 gelebt zu haben<sup>1</sup>; Marcabrun, der berühmte provençalische Dichter (zwischen 1140 und 1185) erscheint als sein Zeitgenosse. Seinen Charakter kennzeichnet die Sage von seiner abenteuerlichen Liebe zur fernen Gräfin von Tripolis, deren Wahrheit nicht angezweifelt zu werden braucht. In dieser Gräfin vermuthet Diez<sup>2</sup> mit Abbé Millot die Tochter Raimunds I., mit Namen Melisende, welche mit Michael Commenus verlobt war. Dieser aber vermählte sich nicht mit ihr und der Schimpf kann sie wohl bewogen haben, in Klostermauern Trost zu suchen. Die Kunde davon, ins Abendland verbreitet, traf vielleicht auch unsern phantastereichen Dichter und flöhte ihm jene unglückliche Leidenschaft ein, die mit dem Tode enden mußte<sup>3</sup>.

Unter den sieben uns von Rudel erhaltenen Liedern beziehen sich mehrere auf frühere Liebesverhältnisse; zwei jedoch mit Sicherheit auf seine Liebe zur fernen Gräfin. Das eine zeichnet sich durch seine kunstvolle Form aus, indem es nur zwei Vocalreime hat, die sich durch alle Strophen hindurchziehen und zum Schluß der Strophe eine Nachahmung des Echo's. Ich versuche es ein paar Strophen übersetzt zu geben, die mittlere der angeführten ist vom trefflichen Diez übersetzt<sup>4</sup>.

So süß entschlummert' ich noch nie,	Flieg Bote übern Strom Zli <sup>5</sup> ,
Daß nicht mein Geist ihr wäre nah,	Denn bald bin ich ihr selber nah,
Mein Herz besitzt die Schönste ja	Und darf ich bei ihr haufen, ah,
Und meiner Wünsche Ziel ist sie.	So woll'n wir kosen ich und sie!
Doch weckt der Morgen mich, o! wie	Mein Pathensgegen schlecht gedieh,
Entflieht mein bestes Glück mir da! a, a.	Wenn mich die Liebe tödtet — ja, a, a

Schön sind die Verse, fehlt' ich nie  
 Und füget alles wohl sich da,  
 Und wer dies Lied von mir empfah,  
 Der änd're mir nichts dort noch hie!  
 Und hören's die in Gaerci,  
 Versteh'n wird's von Telouse<sup>6</sup> der Grafe, ja! a, a.

Schön ist das Lied und alle passen sie,  
 Die Worte, die man singt und saget da, a, a.

<sup>1</sup> Diez: „Leben und Werke der Troub.“ 54. ff.

<sup>2</sup> A. a. D. 55. hist. litt. XIV. 562.

<sup>3</sup> Anders „Histoire de Languedoc“ v. Baiffette II. 460. Hienach wäre es die Wittwe Raimunds II. gewesen, die 1190 ins Kloster trat. Ich möchte eher dieser Ansicht zustimmen.

<sup>4</sup> A. a. D. 60.

<sup>5</sup> Der Strom deutet nach Diez wohl den Weg von Blaia nach Marseille an, wo sich die Pilger nach Palästina einschiffen.

<sup>6</sup> Nach Diez Raimund V., der sich öfter in Querci aufhielt, ein Verwandter der Prinzessin von Tripolis, der um die Liebe des Dichters wohl wissen konnte.

Auch vom zweiten Liede, das sich auf diese Liebe bezieht, sei mir gegönnt nach Diez' Uebersetzung zwei Strophen mitzutheilen.

Welch' Glück, wenn ich sie krünstiglich  
Darf bitten um ein Obdach fern,  
Und, ach, vielleicht herbergt sie mich  
Zu Hause, komm ich auch von fern'.  
Da giebt's ein Rosen gar vertraut,  
Wenn ferne Lieb' mit süßem Laut'  
Und süßen Scherzen steht am Ziel.

Wohl freu' ich mich der Liebe nie,  
Entgeht mir diese Liebe fern,  
Weiß nichts so hold und schön wie sie,  
In keiner Gegend nah und fern:  
So hoch ist sie und ohne Gleich,  
Ich wellt' im Saracenenreich  
Gefang'ner sein wenn's ihr gefiel!<sup>1</sup>

Die alte „Vida“, welche in ihrer Einfachheit wohl die nächste Quelle Uhlands war, berichtet uns über Rudel Folgendes:

Taufres Rudel<sup>2</sup> war ein sehr edler Mann, Prinz von Blais; er ver-  
verliebte sich in die Gräfin von Tripolis, ohne sie je gesehen zu haben, wegen  
ihrer großen Güte und der großen Höflichkeit, welche ihr die von Antiochia kom-  
menden Pilger nachrühmten und er machte auf sie reizende Lieder mit schönen  
Weisen und schlichten Worten<sup>3</sup>. Und um ihretwillen nahm er das Kreuz und  
schiffte sich ein, um sie zu sehen. Da auf der Fahrt ergriff ihn eine heftige Krank-  
heit, so daß seine Gefährten vermeinten, er sei gestorben auf dem Schiffe, und  
ihn für todt in die Herberge brachten. Man meldete dies der Gräfin, diese kam  
an sein Bett und nahm ihn in ihre Arme. Und er merkte, daß es die Gräfin wäre,  
und Gesicht, Gehör und Athem kehrte ihm zurück und er lobte und dankte Gott,  
daß er ihm sein Leben so lang erhalten, bis er sie gesehen. So starb er denn in  
den Armen der Gräfin und sie ließ ihn ehrenvoll bestatten im Hause der Temp-  
ler zu Tripolis. Und hierauf nahm sie desselben Tages den Nonnenschleier aus  
Schmerz, den sie empfand um ihn und seinen Tod.

Auf eine genauere Vergleichung dieser Darstellung mit der Uhlands gehe ich  
weder hier noch bei den folgenden Romanzen ein. Dieselbe ist leicht selbst gemacht.  
Es ist die Begegnung der Gräfin, welche dem kranken Dichter entgegeneilt, der,  
nachdem er sie kaum gesehen, in dem Arme seines Führers stirbt — eine zarte  
Aenderung Uhlands. Nicht einmal das Glück ist ihm gegönnt, in den Armen der  
Geliebten zu sterben. Noch mache ich aufmerksam auf die treffliche Motivirung  
ihres Eintrittes ins Kloster. Nicht allsogleich, wie die naive Darstellung der „Vida“  
will, erfolgt diese, erst müssen die Lieder des todtten Sängers die tiefe Sehnsucht  
nach ihm wecken, dem sie fortan allein lebt in der Stille der Klostermauern.

(Schluß folgt.)

<sup>1</sup> Vollständig sind beide Lieder übersetzt, freilich nicht ganz glücklich, in „Ranneziere's Gedichte der Troubadour“. 61. ff.

<sup>2</sup> Rayn. Choix. V. 165.

<sup>3</sup> „Kurzen Versen.“ Diez.

## Ritter und Humboldt, die Begründer der wissenschaftlichen Erdkunde.

Von Professor Dr. Klun.

### II.

In Humboldt sehen wir das Bestreben, die Erscheinungen der körperlichen Dinge in ihrem allgemeinen Zusammenhange, die Natur als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganzes aufzufassen<sup>1</sup>. Als Schauplatz der Natur und der innewohnenden, in ihr wirkenden Kräfte aber wird eben unser Planet — die Erde — betrachtet; seit Humboldt die Gesamtheit der Naturkenntnisse, die Gesammterrscheinungen der Natur in ihren gegenseitigen Einwirkungen durch Vergleichung ersuchte, erwarb sich die Erdkunde das Anrecht auf den Namen einer Wissenschaft. Ihm ist das Glück geworden, das wenige wissenschaftliche Reisende mit ihm im gleichen Maße getheilt haben, das Glück, „nicht bloß Küstenländer (wie auf den Erdumsegelungen), sondern das Innere zweier Continente in weiten Räumen und zwar dort zu sehen, wo diese Räume die auffallendsten Contraste der alpinischen Tropenlandschaft von Süd-America mit der öden Steppennatur des nördlichen Asiens darbieten“. Solche Unternehmungen mußten zu allgemeinen Ansichten aufmuntern, sie mußten den Muth beleben, unsere dermalige Kenntniß der sibirischen und tellurischen Erscheinungen in ihrem empirischen Zusammenhange abzuhandeln. Wie von selbst war damit in solchem Geiste das vergleichende Element der neuen Schule geboren. Humboldt betrachtete die Resultate der Naturforschung in ihrer Gesamtheit: er spürte dem geheimnißvollen Gange der Ideen nach, auf welchem sich das Weltall als ein harmonisch geordnetes Ganzes darstellt. Er rang nach Einsicht in die Ordnung des Weltalls und nach Erkenntniß des Zusammenwirkens der physischen Kräfte. Die Natur ist dann für die denkende Betrachtung — Einheit in der Vielheit, Verbindung des Mannigfaltigen in Form und Mischung. Inbegriff der Naturdinge und Naturkräfte, sie ist ein lebendiges Ganzes. Das wichtigste Ergebnis des sinnigen physischen Forschers ist daher nach Humboldt dieses: in der Mannigfaltigkeit die Einheit zu erkennen; von dem Individuellen alles zu erfassen, was die Entdeckungen der letzten Zeitalter uns darbieten; die Einzelheiten prüfend zu sondern und doch nicht ihrer Masse zu unterliegen; der erhabenen Bestimmung des Menschen eingedenk, den Geist der Natur zu erfassen, welcher unter der Decke der Erscheinungen verhüllt liegt. Auf diesem Wege reicht unser Bestreben über die enge Grenze der Sinnenwelt hinaus und es kann uns gelingen, die Natur begreifend, den rohen Stoff empirischer Anschauung gleichsam durch Ideen zu beherrschen. Generelle Ansichten erhöhen den Begriff von der Würde und der Größe der Natur, sie wirken läuternd und beruhigend auf den Geist, weil sie gleichsam den Zwiespalt der Ele-

<sup>1</sup> Humboldt: „Kosmos.“ I. Vorrede.

mente durch Auffindung von Gesetzen zu schlichten streben. Generelle Ansichten gewöhnen uns, jeden Organismus als Theil des Ganzen zu betrachten, in der Pflanze und im Thiere minder das Individuum oder die abgeschlossene Art, als die mit der Gesamtheit der Bildungen verkettete Naturform zu erkennen; sie erweitern unsere geistige Existenz und setzen uns in Berührung mit dem ganzen Erdfreie 1.

Die physische Weltbeschreibung Humboldts, oder „die vergleichende Erd- und Himmelskunde“ im Geiste Humboldts kann semit als „die denkende Betrachtung der durch Empirie gegebenen Erscheinungen als eines Naturganzen“ bezeichnet werden.

Zeichnet sich die Richtung Humboldts durch das Streben nach Erkenntniß des Organismus unseres Erdkörpers als Schauplatz der Natur aus; so geht das Streben Ritters dahin, die Beziehungen der Natur zum Geiste, oder das Verhältniß des Erdkörpers zum Menschengeschlechte zu erforschen. Wenn das Auge Ritters die Bodenplastik nach den verschiedenen Dimensionen in Klarheit auffaßt, und die einzelnen Glieder der Continente, wie sie nach ihren besonderen Verhältnissen ein in sich zusammenhängendes Ganzes bilden, unter einander und mit ihren ehemaligen Zuständen und Verhältnissen an sich und nach ihrer Weltstellung verglich<sup>2</sup>; so ist ihm unsere Erde nicht bloß ein Schauplatz der Natur und ihrer Kräfte, sondern auch die Heimat, der Wohnort, die temporäre Entwicklungsanstalt für das Menschengeschlecht. Das ethnographische und historische Element in der geographischen Wissenschaft ist demnach ein wesentliches Kennzeichen von Ritters Erdkunde, und unterscheidet sich eben dadurch von Humboldts Richtung. Nach Ritter ist die Erde als Planet die mütterliche Trägerin des ganzen Menschengeschlechtes; die Erde, als Schauplatz der Natur und ihrer Kräfte, soll die Erweckerin aus dem bewußtlosen Schlummer, die bildende Leiterin, die organisirende Kraft der Menschheit werden; die Natur soll die Menschheit zu noch Höherem, zur Anschauung des Unendlichen im Unsichtbaren vorbereiten.

Schon daraus geht hervor, daß die beiden tiefen Denker Humboldt und Ritter die wahren Begründer der vergleichenden, der wissenschaftlichen Erdkunde genannt werden müssen, nur sind sie es auf ganz verschiedenen Wegen geworden. Humboldt hat sein Ziel mit Hülfe der Naturwissenschaften und durch große Weltreisen erreicht, während Ritter durch das Studium der erdkundlichen Weltgeschichte und durch das Studium der Weltreisen zu seiner Höhe sich emporzuschwang. Genau genommen bilden aber Beide in ihrem Wissen und Denken ein unzertrennliches, zusammengehöriges Ganzes<sup>3</sup>.

Es wurde — und wird noch immer — nach dem Wesen des Ritter'schen Systems gefragt, und hin und wieder sind Versuche gemacht worden, dasselbe zu entwickeln und zu erklären; meistens aber ist in solchen Erklärungen das

<sup>1</sup> Humboldt: „Kosmos.“ I. 23.

<sup>2</sup> Klöden: „Handbuch der Geographie.“ I. 5.

<sup>3</sup> Guyot: „Grundzüge der vergleichenden physikalischen Erdkunde.“

Ritter'sche System nur „in Nimbus und Nebel gehüllt“ worden. Zur Beantwortung dieser Frage wird man wohl an die ursprüngliche Quelle — zu Ritter selbst — gehen müssen, zu seinen Vorträgen in der Berliner Academie, in denen Ritter die beste Einsicht in die Tiefen seiner geographischen Anschauungen giebt, in denen er seine Grundsätze ausspricht und die Principien feststellt. Ich will es versuchen, aus diesen Vorträgen des unsterblichen Meisters das System und den Geist der Schule Ritters in kurzer Uebersicht vorzuführen.

Von dem Menschen unabhängig ist die Erde, sagt Ritter<sup>1</sup>, auch ohne ihn, und vor ihm der Schauplatz der Naturbegebenheiten; von ihm kann das Gesez ihrer Bildungen nicht ausgehen. In einer „Wissenschaft der Erde“ muß diese selbst um ihre Geseze befragt werden. Die von der Natur auf ihr errichteten Denkmale und ihre Hieroglyphenschrift müssen betrachtet, beschrieben, ihre Construction entziffert werden. Ihre Oberflächen, ihre Tiefen, ihre Höhen müssen gemessen, ihre Formen nach ihrem wesentlichen Charakter geordnet, und die Beobachter aller Zeiten und Völker, ja die Völker selbst müssen in dem, was sie ihnen verkündigten, und in dem, was durch sie von ihr bekannt wurde, gehört und verstanden werden. Die daraus hervorgehenden oder längst schon überlieferten Thatsachen müssen in ihrer, oft schon wieder zurückgedrängten und vergessenen Menge, Mannigfaltigkeit und Einheit zu einem überschaulichen Ganzen geordnet werden. Dann träte aus jedem einzelnen Gliede, aus jeder Reihe von selbst das Resultat hervor, dessen Wahrheit sich in den localisirten Naturbegebenheiten und als Widerschein in dem Leben derjenigen Völker bewährte, deren Dasein und Eigenthümlichkeit mit dieser oder jener Reihe der charakteristischen Erdbildungen zusammenfällt. Denn durch eine höhere Ordnung bestimmt, treten die Völker wie die Menschen zugleich unter dem Einfluß einer Thätigkeit der Natur und der Vernunft hervor aus dem geistigen wie aus dem physischen Elemente in den Alles verschlingenden Kreis des Weltlebens. Nicht nur in dem beschränkten Kreise des Thales oder des Gebirges, oder eines Volkes und eines Staates, sondern in allen Flächen und Höhen, unter allen Völkern und Staaten greifen die gegenseitigen Bedingungen in ihre Geschichte ein, von ihrer Wiege bis auf unsere Zeit. Sie stehen alle unter demselben Einflusse der Natur, und wenn auch nur in dem einen oder dem andern Punkte dieser sich auszudrücken scheint oder ausgesprochen wird, so ist es doch eben so gewiß, daß dieser Einfluß der Natur überall und zu allen Zeiten tiefer im Verborgenen wirkte, gleichwie der einst unbekannte Gott in einer höheren Welt, der doch auch vordem immer und überall gegenwärtig gewesen war. Wie man Gott, das unendliche Wesen, anfangs nur in seinen einzelnen Wirkungen erkannte, verehrte, anbetete, ohne daß ihn selbst je das sterbliche Auge erblickt hatte; so löset sich auch wohl einmal noch der Widerstreit tausendfältig zerspaltener Naturkräfte, der ihre Einheit für unsern Blick einstweilen verhüllende Nebel schwindet, und diese Einheit tritt in den Gesichtskreis menschlicher Weisheit. Mit diesem Glauben kann jedes Streben nach Uebersicht der Naturwirkungen in ihrem Zu-

<sup>1</sup> Ritter: „Einleitung zu dem Versuche einer allg. vergl. Erdkunde.“ Berlin 1852.

sammenhänge, wenn es vom Geiste der Wahrheit geleitet wird, ersprießlich werden.

Jede Betrachtung über den Menschen und über die Natur führt uns von dem Einzelnen zu seinem Verhältnisse mit dem Ganzen, von dem scheinbar Zufälligen zu dem wesentlich Gesetzmäßigen. Aus dem Einzelnen aber geht die volle Erkenntniß des Ganzen nicht hervor, wenn nicht auch das Ganze zugleich erkannt ist. Die Auflösung des allgemeinen Verhältnisses in seine Besonderheiten, die Betrachtung der Individualität der Erdtheile und das Fortschreiten bis zur Erkenntniß der denselben von der Natur ausgesprochenen Stellung zur Welt, dies ist die Aufgabe der Wissenschaft.

Der Plan zu einer derartigen Behandlung der wissenschaftlichen Erdkunde wäre ungefähr folgender: 1. Der Anfang des geographischen Studiums kann kein anderer sein, als die allgemeine Schilderung der zur Bewohnbarkeit für den Menschen fertigen Erde. Wie z. B. die Psychologie anatomische und physiologische Kenntnisse voraussetzt, so setzt die Geographie zunächst einige astronomische und geologische Kenntnisse voraus. Die erste Aufgabe bildet daher die Betrachtung der bloß räumlichen Ausbreitungen der Rinde unseres Planeten nach ihren natürlichen Abtheilungen, d. i. Darlegung der Vertheilung der Land- und Wasserflächen über den Erdball, Betrachtung des quantitativen Verhältnisses der festen und der flüssigen Form. Diefen folgt die Erklärung über die schon realisirten oder im Fortgang begriffenen Entwicklungen des Erdkörpers. Das Geologische in seiner Breite hier auftreten zu lassen ist eben so wenig angezeigt, wie wenn die philosophische Geschichte die mythische Vorzeit in den Bereich ihrer Betrachtungen zöge. Aber ohne geologische Grundlage kann die Geographie gar nicht gedacht werden. Man kann nicht Räume durchmessen, ohne der Wandlungen zu gedenken, die sie im Verlaufe der Zeiten erfahren haben; nicht die Gliederung von Continenten, die Natur einer Inselwelt erforschen oder überhaupt nur verstehen, ohne sich über ihre Entstehung Rechenschaft zu geben. In diesem Theile wird somit die Erde nach ihrer allgemeinsten physischen Qualität, nach ihrer kosmischen Stellung erfasst und beleuchtet. Die erste Reihe in diesem Theile bilden die festen Formen, die horizontale und die verticale Gliederung. Die verticale Gliederung ist von hohem Einflusse auf das gesammte Natur- und Völkerleben. Einerseits findet auf geringen horizontalen aber bedeutenden verticalen Dimensionen die größte Verschiedenheit in Bezug auf Temperatur, Klima und Vegetation statt; andererseits bilden verticale Erhebungen Hemmnisse für den Verkehr und für die Ausbreitung der Cultur der Völker. Der Zug der Gebirge bestimmt weiters die Abdachung, folglich die Hauptrichtung der Flüsse; Gebirge sind häufig nicht nur Wasserscheiden, sondern auch Sprachscheiden, Grenzen der Culturentwicklung stamm- oder sprachverschiedener Nachbarn. Gebirgspässe und Gebirgsübergänge verbinden jedoch auch oft nach verschiedenen Richtungen auslaufende Straßen, sie vermitteln nicht selten den materiellen und geistigen Verkehr und sind gleichjam vielfältig belebte Bazare, in denen nicht bloß Waaren, sondern auch fruchtbringende Ideen ausgetauscht werden. An den

Zug der Gebirgsthäler und Gebirgsübergänge, an den Lauf der Flüsse und deren Mündungen, an die Küstenentwicklung ist fast die gesammte Cultur und Sittigung der Völker, die Geschichte des materiellen und geistigen Aufblühens, die der Völkerzüge, Kriegsthaten, des großen Verkehrslebens der Menschheit geknüpft.

An die Betrachtung der festen Formen der Erdrinde schließt sich jene der flüssigen Formen an. Gerade die allgemeinen und den ganzen Erdball in der Tiefe und Höhe umkreisenden Formen der ausdehnungs- und tropfbarflüssigen Körper verkünden ihre hohe Bedeutung für das Ganze. Das Wasser erscheint nicht nur in der Geologie und Vegetation, sondern auch in der Geschichte der Thiere und Menschen als der Anfang der Steigerung der Culturen, aus Stromländern, Meeresküsten, Mittelmeeren bis zur Weltverbindung durch Oceane. Das Wasser — sagt Ritter — ist die natürliche Verbindung der Völker und Culturen. Das völkerverbindende Meer, die Flüsse, Seen und Canäle bilden die Adern des Verkehrs, in welchen das Völkerleben pulst. Zunächst ist das Meer der große Marktplatz für die Menschheit. Dessen Bedeutung nimmt in dem Maße zu, als die Anzahl der Berührungspunkte desselben mit dem Festlande wächst. Je länger die Küste und je entwickelter sie ist, desto einflussreicher ist sie für die Culturentwicklung der anwohnenden Völker, desto mehr ist das Land berufen Antheil zu nehmen an dem civilisirenden Weltverkehr. Die Flüsse sind die Lebensadern für das vegetabilische und animalische Leben; an den Stromufern begann die Civilisation zu dämmern, an diesen erstanden die ersten Wohnplätze, hier erblühten die Künste des Friedens; die Flüsse sind Wegweiser in unerforschten Ländern. ihnen nach zogen Völker so wie Forscher, Einwanderer und Colonisten.

Naturgemäß bildet sonach den Ausgangspunkt der geographischen Betrachtung der uranologische Theil des Weltalls, auf welchen der tellurische Theil folgt. Eine Begrenzung beider Theile ist nothwendig und zwar dies umsomehr, als wir in den Himmelsräumen nur physische Processe wahrnehmen, nur Wirkungen der Materie, die von der Massenvertheilung abhängen, und die sich als den dynamischen Gesetzen der reinen Bewegungslehre unterworfen darstellen lassen; während der Erdbewohner mit der geballten und ungeballt zerstreuten Materie des fernen Weltraumes nur durch das Phänomen des Lichtes und den Einfluß der allgemeinen Gravitation der Massenanziehung in Verkehr tritt<sup>1</sup>. Schon die allgemeinste Betrachtung zeigt es, daß die Erde ein Glied, ein organischer Theil eines großen Ganzen ist, und in einem gewissen Wechselverhältniß zu den übrigen Gliedern dieser realen Einheit steht, welche äußerlich durch die Sonne repräsentirt wird, d. h. die Erde ist ein organisches Glied unseres Sonnensystems. Die Erforschung und Beleuchtung dieses Verhältnisses ist die erste Aufgabe des tellurischen Theiles; die Erde wird in ihrem solariſchen, lunarischen und kometarischen Verhältnisse beleuchtet. Daran schließt sich die Betrachtung der Erde als Individualität an; Gestalt und innere Wärme, Dichtigkeit, elektromagnetische Spannung und Erdblicht bilden die Objecte wissenschaftlicher Forschung.

<sup>1</sup> Humboldt, „Kosmos.“ I 57 u. ff.



Werden die tellurischen Zustände und Erscheinungen in ihrem fortdauernden Wechseln und Werden betrachtet, so bezeichnen wir diesen Theil mit der ausdrucksvollen Benennung „physische Geographie“. In die physische Erdbeschreibung gehören nach Humboldt — mit Ausschließung aller in das specielle Gebiet der allgemeinen Physik und der Naturgeschichte gehörigen Objecte — nur die Hauptresultate der vergleichenden Oro- und Hydrographie, nicht aber Verzeichnisse von Berghöhen, von jetzt noch thätigen Vulkanen, oder von Größen der Stromgebiete. Alles dieses bleibt der speciellen Länderkunde vorbehalten. Die Aufzählung gleichartiger oder nahe verwandter Naturverhältnisse, die generelle Uebersicht der tellurischen Erscheinungen in ihrer räumlichen Vertheilung oder Beziehung zu den Erdzonen ist nicht zu verwechseln mit der Betrachtung von Einzeldingen der Natur, d. i. mit einer Betrachtung, in welcher die Objecte bloß nach ihren inneren Analogieen systematisch geordnet werden. Specielle Länderbeschreibungen sind allerdings das erforderliche Material zu einer allgemeinen physischen Erdkunde; aber die sorgfältigste Aneinanderreihung dieser Länderbeschreibungen würde eben so wenig das charakteristische Bild des tellurischen Naturganzen liefern, als die bloß äußerliche Aneinanderreihung aller einzelnen Floren des Erdkreises eine „Geographie der Pflanzen“ liefern würde. Es ist das Werk des combinirenden Verstandes, aus den Einzelheiten der organischen Gestaltung das Gemeinsame in der klimatischen Vertheilung heraus zu heben; die numerischen Gesetze zu ergründen, d. h. die fixen Proportionen in der Zahl gewisser Formen oder natürlicher Familien zu der Gesamtzahl der Thiere und Pflanzen höherer Bildung zu erforschen; anzugeben, in welcher Zone jegliche der Hauptformen ihr Maximum der Artenzahl und der organischen Entwicklung erreicht, ja, wie der landschaftliche Eindruck, den die Pflanzendecke unseres Planeten in verschiedenen Abständen vom Aequator auf das Gemüth macht, größtentheils von den Gesetzen der Pflanzen-Geographie abhängt. Der Zweck der physischen Erdkunde im Geiste Humboldts ist demnach: Erkenntniß der Einheit in der Vielheit, Erforschung des Gemeinsamen und des inneren Zusammenhanges in den tellurischen Erscheinungen. Wo der Einzelheiten erwähnt wird, geschieht es nur, um die Gesetze der organischen Gliederung mit denen der geographischen Vertheilung in Einklang zu bringen,

Aber der Erdboden bleibt nicht das gleichgültig bestehende Körperliche; der Erdboden ist erfüllt von Producten, welche als Repräsentanten bestimmter Localitäten der Erde oder nach ihrem Verbreitungsbezirke betrachtet werden. Endlich soll die Herrschaft, welche der Mensch über die Naturkörper durch Verminderung oder Vermehrung, Umänderung oder Ausbreitung ausübt, geographisch und historisch angedeutet werden.

Der zweite Theil der wissenschaftlichen Erdkunde behandelt den Menschen, das Höchste in der Natur.

Sobald wir daran gehen, den Zusammenhang der Erde oder ihrer Theile mit dem Menschengeschlechte zu erörtern, entfernen wir uns von dem großen Ideenreiche Humboldts und treten in das Heiligthum von Ritters Ideen. Wir be-

wundern nicht bloß die allgewaltige Kraft des Naturganzen, wir bewundern und verehren zugleich die Allmacht der Vorsehung, die ewig wirkende Kraft des Urquells alles physischen und geistigen Lebens. Je tiefer wir einzudringen vermögen in die geheimnißvolle Werkstätte der Naturkräfte, je klarer wir das Verhältniß der Natur zum Menschengeschlechte (und umgekehrt) zu erfassen im Stande sind; desto lebendiger werden wir ergriffen von der Harmonie der ganzen vollen Welt der Erscheinungen, desto mächtiger und überzeugender wird der Gedanke, daß unser Planet mit allen seinen Einrichtungen nur als die große Erziehungsanstalt des Menschengeschlechtes in ihrem irdischen Vorübergange erscheinen kann. Die Naturgewalten in ihren bedingenden Einflüssen auf das Persönliche der Völkerentwicklung müssen immer mehr und mehr zurückweichen in demselben Maße, wie die Völkerentwicklung vorwärts schreitet. Die civilisirte Menschheit entwindet sich nach und nach ebenso wie der einzelne Mensch den unmittelbar bedingenden Fesseln der Natur und ihres Wohnortes. Nur für stationäre Völkerschaften verschiebt sich die Physik des Erdballs nicht. Der Mensch entwickelt sich zum Bewußtsein seiner Freiheit in Gemeinschaft mit Seinesgleichen, — im Staate — welcher nun seine geographische Existenz an dem Grund und Boden der Erde, an der realen Gemeinschaft seiner Glieder hat. Dieser Theil ist somit die Staatsgeographie, deren Eintheilung auf dem Zuge der Weltgeschichte beruht. Hier tritt das „historische Element in der geographischen Wissenschaft“ besonders lebhaft hervor; nicht als historische Beimischung, als Aufzählung von historischen Merkwürdigkeiten, sondern als mitbedingender Grund der Erscheinungen, der historischen Thatfachen. Es ist ein bedauerlicher Mißgriff, ein gänzlich Verkennen erdkundlichen Studiums, wenn man durch Hineinflechten historischen Materials das historische Element in der geographischen Wissenschaft „im Geiste Ritters“ zu repräsentiren meint. Ich schweige von Ansichten, welche trotz Humboldt und Ritter noch immer hier und da laut werden, daß Geographie nur eine Hülfswissenschaft der Geschichte sei; wer heutigen Tages noch auf diesem Standpunkte erdkundlichen Wissens steht, für den haben Humboldt und Ritter niemals gelebt.

Im dritten Theil der wissenschaftlichen Erdkunde soll nach Ritter der tellurische Zusammenhang der Natur und Geschichte in den Productionen der Naturreiche dargelegt werden, d. h. der dritte Theil ist die eigentliche Culturgeographie.

Die Kenntniß der gesonderten Productionen der Erde nach ihrer räumlichen Verbreitung über die Formen des Festen und Flüssigen, in ihren quantitativen und qualitativen, absoluten wie relativen Verhältnissen zu den einzelnen Ländern und Völkern der Erde wie zum ganzen Systeme des Erdballs, eine solche „Productenkunde“ hätte, wenn auch auf nur sehr fragmentarische Weise, doch von jeher und mit Recht einen nicht unwesentlichen Theil der geographischen Wissenschaft ausmachen müssen<sup>1</sup>. Dies ist aber bisher noch keineswegs der Fall gewesen. Durch

<sup>1</sup> Ritter: „Ueber eine geographische Productenkunde.“

den überall hervortretenden Reichthum ihrer Mittel geblendet, vergaß die Geographie auf ihrem aggregativen Standpunkte deren Anordnung und gelangte daher nicht zu deren Anwendung. Sie erhob sich nicht über den materiellen Besitz, der ihr unbelebt blieb, sie spielte mit ihren Schätzen wie ein Kind mit Goldstücken, deren Werth und Preis es nicht begreift. Auf dem dermaligen Standpunkte und nach Ritters Bezeichnung von Inhalt und Umfang einer geographischen Productenkunde genügt jedoch die Systematik und Beschreibung der Producte, die Aufzählung ihres Vorkommens nach den Einzelheiten der Erdräume, ihre verschiedenartige Benutzung und Verwendung bei weitem noch nicht. Nicht einmal die wissenschaftliche Darlegung des inneren nothwendigen Zusammenhanges des ganzen Systems der Naturerscheinungen ist für diesen Standpunkt ausreichend. Denn die Relation dieses inneren organischen Zusammenhanges in allen seinen tellurischen Beziehungen ist noch nicht ermittelt und dargelegt; noch fehlt diese Darlegung nach Inhalt und äußerem Zusammenhang, wie nach den Localbedingungen jeder Art, nach dem Vorkommen und der Begrenzung im Raume, wie nach der Entfaltung und Einwirkung in der Zeit; mit anderen Worten: es fehlt noch die bezeichnete Darlegung nach Naturgesetz und Geschichte, sei es in der Gegenwart oder in der Vergangenheit, es fehlt eine wissenschaftlich durchgeführte Kunde der natürlichen Productionen in ihrem Verhältnisse und in ihren Beziehungen auf das Erdganze, sowie auf ihre Verwendung durch die Menschenhand.

In diesem Sinne erfafst Ritter die Geographie als das Band der Natur mit der Menschenwelt, in diesem Sinne ist die Erde nicht bloß das Wohnhaus, sondern die temporäre Entwicklungsanstalt des Menschengeschlechtes. Nach Humboldt ist der von uns bewohnte Planet der Repräsentant der Naturerscheinungen und Naturkräfte, und die „vergleichende Erdkunde“ ist die denkende Betrachtung der durch Empirie gegebenen Erscheinungen als eines Naturganzen; nach Ritter ist die Erde die Wiege, das Wohnhaus, die temporäre Entwicklungsanstalt des Menschengeschlechtes, er bezeichnet die „vergleichende Erdkunde“ als die Wissenschaft der irdisch erfüllten Raumverhältnisse, als den an die Räumlichkeit des Planeten gebundenen Gedanken; nach Humboldt ist das Centrum der Betrachtung die Natur, nach Ritter der Mensch.

Fassen wir diese Darlegung der drei Theile der wissenschaftlichen Erdkunde im Geiste Ritters und Humboldts kurz zusammen:

In der physischen Geographie ist der Mittelpunkt der Betrachtung die Erde, wie sie als „Natur“ im Menschen zu ihrer Wahrheit kömmt; in der Staatsgeographie sehen wir den Menschen im Centrum der Betrachtung, und die Erde ist dessen Wohnhaus, wie der Leib das Wohnhaus der Seele ist; in der Culturgeographie erblicken wir die Erde als die Entwicklungsanstalt, das Erziehungshaus des Menschen. Wir sehen den Kampf des Geistes mit der Leiblichkeit, die Ueberwindung der Natur, der Menschen als „Herrn der Erde“, als welchen ihn die Vorsehung auf den Planeten hingestellt hat. Hier tritt die Totalität der Entwicklung aller Momente, der innige Zusammenhang des Erd-

körperlich mit der Natur und mit der Entwicklung der Menschheit lebendig hervor. Ihr Schluß liegt im Endzweck der Weltgeschichte. Wir begreifen die Erde als die in Verklärung begriffene Natur, durchdrungen von dem großen Proceß der Erziehung des Menschengeschlechtes, welcher sich einst vollenden wird in der ethischen, historischen und idealen Verklärung.

## Z e i t r o m a n e .

Den deutschen Romanschreibern ist es oft genug gesagt worden, daß ihre Werke niemals bei der Lesewelt in die gleiche Gunst kommen werden, wie die englischen und französischen, wenn sie nicht aus der eingebildeten Welt in die wirkliche zu gelangen trachten, und die praktische Erfahrung hat den Satz so vielfältig bestätigt, daß sie sich jetzt ernstlich bemühen, der Weisung nachzukommen. Sie begreifen wohl, daß jene im Vortheil sind, welche die Scene in London oder Paris, in Hull oder Poitiers aufschlagen, Stadt, Gasse und Haus frisch nach der Natur schildern, nicht bloß dem Schloß des Helden eine feste Physiognomie geben, sondern auch der Landschaft und ihren Bewohnern, anstatt sich beliebige Städte aufzubauen, in denen der Leser niemals heimisch wird, und ihnen eine ideale Landschaft als Hintergrund hinzustellen, Berge, Wälder und Flüsse ohne Charakter, eine Natur an sich, Bürger und Bauern an sich, ohne individuelles Gepräge, mit einem Worte eine Theaterscenerie, die sich gleich gut und gleich schlecht, bald da, bald dort verwenden läßt. Sie fangen an, auch für den Roman aus der Gegenwart nach der Natur zu zeichnen. Das wäre nun recht schön, man kann sich dabei doch vorstellen, daß die handelnden Personen wirklich auf festem Boden gehen und stehen, in wirklichen Häusern wohnen, nicht innerhalb der Couliissen, welche zusammengeworfen werden, sobald die Scene wechselt. Aber liegt darin nicht schon wieder eine Gefahr? Der Leser, der sich an Ort und Stelle befindet, läuft am Ende wie das jugendliche Publicum des märchenerzählenden Knaben Goethe, in die bezeichnete Gasse, sucht das geschilderte Haus, findet eines, auf welches die Beschreibung paßt, und glaubt nun und erzählt auch wohl weiter, daß der Herr Rentier Schulze im zweiten Stock von Nr. 10 der Vater des schönen Mädchens sei, um dessentwillen der Graf A. den Doctor B. erschloß, und so weiter. Welche Verlegenheiten können dem unschuldigen Autor daraus erwachsen! Es sind auch wirklich derartige Fälle vorgekommen. Ein junger Schriftsteller in Hamburg, welcher eine Criminalgeschichte in dem Städtchen Annaberg spielen ließ, wurde auf Requisition der sächsischen Behörden vorgefordert, um über den Vorgang Auskunft zu erteilen, welcher zu einer gerichtlichen Untersuchung geeignet erschien. Dem darf man sich nicht aussetzen. Die Localitäten werden also treu beschrieben, aber Namen nicht genannt oder doch verändert. Der Leser erkennt dann die Städte

und Gegenden schon, oder erräth sie, und die Polizei bekommt doch kein Recht, sich einzumischen.

Und häufig ist es nicht allein diese echt deutsche philisterhafte Angst vor etwai- gem Mißverständniß, sondern das böse Gewissen, was die Autoren so scheu und vorsichtig macht. Es nimmt nämlich eine Art von Realismus überhand, welche noch kein Kritiker von den Romandichtern verlangt hat, und der in der That viel gefährlicher und verwerflicher ist, als die frühere Liebhaberei an einer nebelhaften erdichteten Welt; man portrairt nicht die Gegenden, sondern die Personen, der Roman wird zum politischen Pamphlet oder zum Pasquill. Gutzkow hat mit seinen großen Romanen das Signal gegeben. Unstreitig trug es zum Erfolge der „Ritter vom Geiste“ und des „Zauberer von Rom“ sehr viel bei, daß jedermann in den Ministern, Generalen, Bischöfen, Präbsten u. s. w. die noch lebenden Originale herausfand, und bei minder hervorragenden und gekanntem Persönlichkeiten durchsichtige Namen, wie Selbsattel, Michahelles u. dgl. auf die rechte Spur halfen. Was diese Manier gegen sich hat, liegt so sehr auf der Hand, daß man gar nicht nöthig haben sollte, es noch auseinanderzusetzen. Der Roman dieser Gattung verzichtet freiwillig darauf, als Kunstwerk geachtet zu werden, und hat doch wieder nicht den Werth eines historischen Essay. Der Verfasser gesteht seine Ohnmacht ein, dem Leser Interesse für die Geschöpfe seiner Phantasie einflößen zu können, der Kitzel der Neugier, die Befriedigung der Parteileidenschaft und der Schadenfreude werden zu Hülfe gerufen, das Bild, welches der Leser von den gezeichneten Personen zur Lectüre mitbringt, soll dem Verfasser die Arbeit erleichtern; aber wo es diesem paßt, und da es ihm ja überhaupt nur um die äußerliche Aehnlichkeit zu thun ist, handeln und sprechen die Menschen des Romans doch wieder, wie die wirklichen bestimmten Personen nie gehandelt und gesprochen haben, wie es zu ihrem Charakter gar nicht paßt, der Autor ist ja nicht dafür verantwortlich, wenn die Leser alles in gutem Glauben hinnehmen, er nennt ja Niemanden! Aber die große Masse unteriucht nicht lange, wie viel an dem Geschilderten Wahrheit, wie viel Dichtung ist, ihr ist die Caricatur des Erzbischofs Droste-Bischoering der historische Erzbischof und ein in Oesterreich vielgelesener Roman, dessen Figuren ebenfalls bekannte Namen auf den Rücken geheftet sind, wird noch lange dazu beitragen, die verkehrtesten Vorstellungen von der geschilderten Epoche zu verbreiten. Und weil die Verfasser das recht wohl voraussehen konnten, ist diese ganze Mummerei ebenso leichtfertig und unredlich als unfünstlerisch.

Das alles liegt, wie gesagt, auf der Hand, aber die Unterhaltung wurde so picant gefunden, die neuen Romane ersetzten so angenehm die „verbotenen Broschüren“, die mit der Zeit ihren Reiz eingebüßt hatten, daß man das Handgreifliche nicht sehen wollte bis — auch die bisher stets angegriffene Seite sich den Kunstgriff zu Nutzen machte. Als der Pictistenroman „Eritis sicut Deus“ Persönlichkeiten und Familienbeziehungen aus dem Lager der Radicalem aufgriff, da freilich waren über solche Trivialität am meisten diejenigen empört, welche sich an den Zeitromanen ihrer eigenen Partei höchlich delectirt hatten.

Und so wuchert das Unkraut fort hüben und drüben. Sind die politischen abgenügt, so macht man sich über „sociale“ Stoffe her. Das Feuilleton, welches den Stadtklatsch verarbeitet, wächst in die Länge und Breite und wird zum Zeitroman, welcher allerdings nur einen viel kleineren mit den Localverhältnissen oder richtiger der *chronique scandaleuse* innig vertrauten Lesekreis, diesen aber auch um so mehr befriedigt. Da finden Scandalsucht und persönliche Rancune noch weit besser ihre Rechnung, denn der unmittelbare liebe Nächste muß ja die Kosten der Unterhaltung tragen, und je rücksichtsloser Familiengeheimnisse entschleierte, je detaillirter bekannte Ereignisse erzählt, je deutlicher die Handelnden und die Leitenden kenntlich gemacht werden, desto lauter ist der Beifall. Die Nerven des geehrten Publicums sind mit der Zeit sehr abgehärtet worden; als Kellstab vor vierzig Jahren in seiner vergleichsweise sehr harmlosen Weise den Enthusiasmus für die Sonntag in Berlin geißelte, stieß er auf allgemeine Entrüstung, ja sogar die Gerichte mischten sich hinein. Er hatte allerdings den Vornamen der gefeierten Sängerin beibehalten, und so unvorsichtig ist man heutzutage nicht mehr: wenn wir den Herrn Schmidt „Herrn Mayer“ und die Frau Mayer „Frau Schmidt“ nennen, so sind wir vor dem Staatsanwalt sicher (worüber zu vergleichen, was Caladin in „Montjoye“ sagt). Daß mit alle dem das Recht der Satire nicht verkümmert werden soll, versteht sich von selbst. Und sollte uns Jemand fragen, wie es denn möglich sei, nach dem Leben zu zeichnen, aber keine bestimmten Personen abzubilden, so verweisen wir ihn auf das Beispiel der Maler; oder wir geben ihm lieber gar keine Antwort; denn wer so fragen kann, hat keine Ader von einem Dichter.

Wie weit diese allgemeinen Bemerkungen auf Friedrich Spielhagen, gegenwärtig einen der gelesensten Romandichter, Anwendung finden, wissen wir nicht genau. Sehr scharf sticht bei ihm die oben erwähnte Scheu hervor, Länder und Ortschaften, die er meint, bei ihrem wahren Namen zu nennen. Da beschreibt er uns aufs genaueste die Insel Rügen, die Städte Greifswald, Berlin, Aöln, Frankfurt, aber die Insel bleibt namenlos, die Städte erscheinen als Grünwalde, die Residenz, Rheinstadt, Mainstadt, „unter den Linden“ wird „unter den Akazien“, die „Brüderstraße“ „Schwesterstraße“ und so fort. Ist dies Versteckspielen nicht kindisch, und erweckt es nicht außerdem den Verdacht, daß auch er in seinen Gestalten Photographieen nach dem Leben gebe und absichtlich die Staffage ein wenig verwische? In der That erzählt man uns, daß Spielhagen in seinen „Problematischen Naturen“ bei den Familiengeschichten adeliger Häuser jener Gegenden starke Anleihen gemacht habe. Doch wie dem sei, das Interesse dieses Romans beruht nicht auf solchen Indiscretionen, sondern auf der höchst lebendigen Schilderung der Natur und des Lebens an der Ostsee, auf der virtuos'en Zeichnung der einzelnen Figuren aus sehr verschiedenen Lebensphären. Und wenn wir endlich das Buch sehr unbefriedigt aus der Hand legen, und dem Autor den Vorwurf machen, daß er selbst allmählig alle Liebe für seine Geschöpfe verliert, daß wir, sind endlich alle künstlichen Verschlingungen der Fäden aufgelöst, alle Geheimnisse ent-

hüllt, genau dasselbe finden, was Friedrich II. in den Mythen des Freimaurer-Hundes entdeckte, „un grand rien“, so darf er uns antworten, es sei ja eben das Wesen der „problematischen Naturen“, daß sie viel beginnen und nichts zu Ende führen, nach dem Höchsten streben, aber nicht Ausdauer und Charakter genug haben, das Kleinste zu erreichen. Leider scheint er selbst aber etwas „Problematisches“ an sich zu haben, denn sein neuer Roman „Die von Hohenstein“, in allem übrigen viel unbedeutender als der erste, liefert uns ganz das nämliche Resultat.

Die „Hohenstein“ dürften auf Bestellung geschrieben sein. „Problematische Naturen“ machte besonders in Norddeutschland großes Aufsehen, vermutlich hat ein speculativer Verleger „einen ähnlichen Roman“ verlangt und Spielhagen sich dazu bereit finden lassen. Dort malte er das Deutschland der vierziger Jahre und führte eine Gesellschaft sehr unzufriedener und sehr unklarer geistreicher Leute bis an und auf die Berliner Barricaden vom 18. März 1848; hier wählt er den Rhein und die Jahre 1848 und 1849 selbst. Und damit der Leser auch sofort auf den Boden des Tendenzromans versetzt werde, stellt Spielhagen seinem Buche eine Phrase von Barnhagen von Ense vor, welche dieser wahrscheinlich in einem Moment des Unmuthes in sein Tagebuch schrieb: „Unsere ganze Hoffnung muß auf das eigentliche Volk gestellt sein, auf das Volk, in dessen Mitte Kraft, Gesinnung und gesunder Verstand sich immerfort und unerschöpflich erneuern.“ Daß dies Motto uns für den Roman eingenommen hätte, wollen wir nicht behaupten. „Das eigentliche Volk“, das ist, wenn wir fragen dürfen? Wir möchten uns die Frage gern von dem Roman beantworten lassen, aber aus dem ersahen wir nur, wer zu diesem eigentlichen Volke nicht gehört: Der Adel nicht, die Beamten nicht, das Militär nicht, die „Bourgeoisie“ nicht und der vierte Stand auch nicht, denn der läßt sich für socialistische Theorien einnehmen, welche Spielhagen beinahe eben so entschieden verwirft, wie den Feudalen- und Bureausratenstaat. Es geht alles physisch oder moralisch zu Grunde, bis auf einen adeligen Fabrikbesitzer, einen jungen Mann von halb aristokratischer, halb plebejischer Abstammung, welcher zuerst Jurist, dann Officier war, einen Kleinbürger, einen Journalisten, und zur Aufnahme in diese Gemeinde würden sich allenfalls noch qualificiren eine vornehme Dame, ein katholischer Pfarrer, ein etwas übergeschnappter Schulmeister. Das läßt sich gewiß viel vernünftiger an, als das Barnhagen'sche Motto, das „eigentliche Volk“ erscheint nicht als ein besonderer fünfter oder sechster Stand, welchem die Reform der Welt obliegt, sondern als der Inbegriff der Tüchtigen aller Stände und Classen. Und doch gelangen wir, soviel auch in dem Roman politisirt wird, zu keiner Klarheit darüber, ob dies wirklich die Meinung des Verfassers sei, der uns doch durch die Wahl des mehrberührten Mottos nöthigt, nach seiner „Tendenz“ zu forschen. In dem Ganzen lobert vielmehr ein so vehementer Haß gegen den (preussischen) Adel, daß der Plan, Alles, was drei Buchstaben vor seinem Namen führt, auszurotten und den dadurch gewonnenen Raum den tugendhaften Bürgern zu überlassen, am Ende aus dem Munde des Autors gar nicht über-

raschen würde. Die Uebertreibungen, zu welchen ihn die Leidenschaft hinreißt, sind so handgreiflich, daß er seiner Partei wenig nützt, sich selbst nur schadet. Es giebt kein Verbrechen, keine Schändlichkeit, die nicht von der Familie Hohenstein verübt würde; alle Männer sind Mörder, Diebe, Betrüger, wortkrüchig und ehrlos gegen ihre nächsten Verwandten; alle Frauen herzlos, falsch, wollüstig, eine grauen- und ekelerregende Sippschaft. Dabei — und dies ist ein Kennzeichen der ganzen Schule — hat Spielhagen nicht einmal das Behagen des Künstlers an seinen eigenen Gestalten; auch wenn er einen Verbrecher schildert, wird der echte Dichter doch sein Geschöpf nicht den Abscheu entgelten lassen, welchen das Verbrechen ihm einflößt; einem Sago, einem Mulay Hassan sieht man die väterliche Liebe des Dichters an, Goethe verliebt sich selbst förmlich in Adelheid von Waldorf, die englischen Romandichter beleuchten sorgfältig die menschlichen und lebenswürdigen Seiten an den schlechten oder komischen Charakteren; Spielhagen scheint aber die Edelleute in seinem Roman persönlich zu hassen, er scheint zu fürchten, daß man doch noch Antheil an ihnen nehmen könnte, und drückt ihnen deshalb durchgängig den Stempel der Gemeinheit auf. Wir wollen wünschen, daß das Talent, welches in den „Problematischen Naturen“ so vielversprechend auftrat und in einzelnen Particen der „Hohenstein“ sich auch wieder bewährt, hier zum letztenmal der Parteiagitator und der Buchhändler speculation dienstbar gewesen sein möge. Das alte Bürgerhaus nebst seinen Bewohnern ist ein kleines Cabinetstück und von wohlthuendster Wirkung; in dem Stile gebe er uns mehr, seine Gaben werden hoch willkommen sein.

B. Bucher.

## Die k. k. Studienbibliothek in Laibach.

Von P. v. Radics.

(Fortsetzung.)

Die Bibliothek enthält an Manuscripten von größerem Werthe:

Aus dem 12. Jahrhundert: ein „Missale Milstadense“ (Milstadt in Kärnten) mit einer ausführlichen Abhandlung über dessen Alter (aus dem 17. Jahrhundert.)

Aus dem 13. Jahrhundert: einige Missale, Antiphonarien und Gebetbücher aus den Klöstern Sittich, Landstraz und Freudenthal.

Aus dem 14. Jahrhundert: ein sehr schönes aus der Karthause Freudenthal stammendes Exemplar des Augustinus „de civitate Dei“<sup>1</sup> aus dem Jahre 1347 mit prachtvoll gemaltem Titelblatte und Initialen, und ein „Glossarium latino-germanicum“.

Aus dem 15. Jahrhundert: in einem Codex von 1401 eine (alte) Legende der h. Katharina; einen Sackkalender aus dem Jahre 1415 — en mignon

<sup>1</sup> Vergl. darüber meinen Aufsatz im „Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit“ 1862.



zusammengefaltet — mit netten Miniaturen der Heiligen, der seiner ganzen Anlage nach auf ein krainisches Kloster als seinen Entstehungsort deutet, und mit dem krainischen Bauernkalender (der „Pratika“) nahezu conform ist.

Aus dem 16. Jahrhundert, — der Reformationszeit — neben manchen Vertheidigungsschriften der evangelischen Lehre, so eine Handschrift von Melanchthons Apologie aus dem Jahre 1533, auch ein Stammbuch des evangelischen Cantors Hans Döller, das durch die darin enthaltenen Namen und Mottos seiner Zeitgenossen für die Landesgeschichte von besonderer Bedeutung ist; evangelische „Sermoes“ aus den Jahren 1573 bis 1575, das neunte Blatt krainisch; die noch diesem Jahrhunderte angehörigen lateinischen Gedichte des nachmaligen in der Gegenreformation berühmt gewordenen Bischofs Thomas Kreen, Oben, die er als Jüngling auf der Wiener Hochschule, meist aus Anlaß von Festtagen seiner hohen Gönner gesungen.

Aus dem 17. Jahrhundert: Die Handschrift der slovenischen Uebersetzung der Evangelien, die Kreen als Bischof veranstaltet und in Graz in Druck gegeben; ein „Compendium divini officii S. Ordinis Benedicti Cisterciensis“ dem Prior Mathias Mayerle in Rein gewidmet 1621; eine „Postilla slovenica“ mit glagolitischer Schrift aus dem Jahre 1627; P. Bauzers „Historia rerum noricarum et forojuliensium“; die Geschichte des vom Bischof Herberstein gegründeten Collegiums Carolino-Nobilitum (lateinisch), und neben vielen interessanten theologischen und historischen, meist lateinischen Tractaten aus den Stiften, dem Jesuitenconvente und den Nachlässen einzelner Weltpriester, auch ein deutsches Manuscript von nicht geringem Werthe, ein deutsches Drama „Der verirrte Soldat“ oder „Glücksprobierstein“ von zwei Krainern, Harrer und Handler, zu Ehren des vorzüglichen Theatermécens jener Tage, des Grafen Wolf Engelbert v. Aueršperg<sup>1</sup> verfaßt und ihm dedicirt.

Auch sollen sich aus dieser Zeit die Annalen Krains vom Bürgermeister Schönleben (des Historiographen Johann Ludwig Schönleben Vater) laut mehrerer übereinstimmenden Angaben glaubwürdiger Gewährsmänner hier befinden, doch ich konnte deren Spur bisher nicht entdecken.

Aus dem 18. Jahrhundert: des P. Hippoliti „Dictionarium trilingue latino-germanico-slavonicum et germano-slavonico-latinum“, (von diesem Wörterbuch ist bereits das Titelblatt und vom lateinischen Texte der Anfang bis „abire“, so wie vom Deutschen bis „bangmachen“, bei Joh. Georg Mayr, Laibach 1711 gedruckt worden); des gelehrten und freisinnigen Directors der krainischen Volksschulen Blasius Kumerday „Krainische Grammatik“ (mit steter Vergleichung anderer slavischen Dialecte), vor deren Vollenbung und Drucklegung der Tod den tüchtigen Slavisten erteilte; des P. Marcus Pochlin, der sich um die slovenische Sprache viele Verdienste erworben, umfassende Bibliographie krainischer Werke, die „Biblio-

<sup>1</sup> Vergl. Aueršpergs Stellung zum Theaterwesen in Krain in meinem Aufsatz: „Wolf Engelbert Graf zu Aueršperg“ in den „Recensionen und Mittheilungen über Theater und Musik 1864“ Nr. 2 und 4.

theca Carnioliae“ und ein Band „Sermones“, darunter viele slovenisch, und denen seine Geschichte des Augustiner Discalceaten-Ordenshauses in Laibach, dem er angehörte, beigegeben erscheint; schließlich die von Wilde bei Aufnahme der Klosterbibliotheken abgesondert angefertigten Kataloge, die uns nun treue Bilder von jeder einzelnen derselben bieten.

Aus dem 19. Jahrhundert: Des slovenischen Philologen Sapel „Slavische Sprachlehre“ d. i. vollständiger Grammaticalunterricht von der krainischen und windischen Sprache, wie sie in Krain, in dem österreichischen Littorale, in der Grafschaft Görz, in Steiermark und Kärnthén gesprochen wird oder vielmehr gesprochen werden soll; dann wie sie von den Croaten, Dalmatinern, Slavoniern, Böhmen, Polen und Russen leicht verstanden werden kann. Geschrieben in Klagenfurt 1807 (auf 388 Folioseiten und 50 Nachtragsblättern). Dem Manuscript ist das Imprimatur ddo. Wien 20. März 1807 beigegeben; — die philologischen und naturwissenschaftlichen Analecten, den Zettelkasten, des als Slavist und Naturforscher weit über den Dilettantismus erhabenen Privatgelehrten, des großen Beförderers von Kunst und Wissen im Lande, des für uns unsterblichen und noch unersehten Mäcens Sigmund Freiherrn v. Zois, so wie die Schriften und Sammlungen seines Bruders des bekannten Botanikers Karl; die slovenisch-philologischen Manuscripte und Gedichte des leider zu früh dahingegangenen Professors der slovenischen Sprache an der Grazer Hochschule A. Primic, von dem auch die Skizze einer krainischen Litteraturgeschichte vorhanden; des großen, seinerzeit hochgefeierten Rechtsgelehrten und Professors der Wiener Universität Dolliner gesammter handschriftlicher Nachlaß, wovon besonders bemerkenswerth die immensen Vorarbeiten zu einer Geschichte der deutschen Concordate und die Briefe des Freiburger Professors Engelbert Klüpfel an Dolliner, betreffend die Excerpte des letzteren aus den Codd. der Wiener Hofbibliothek für des ersteren Werk: „Vita Celtis“; slovenisch-philologische Manuscripte Kopitar's, die trotz der daraus bereits gehaltenen Blumenlese durch den größten jetzt lebenden Slavisten Professor Miklosich doch noch einige beachtenswerthe Prosaen bieten können; unter Kopitar's Sachen auch Glagolitica von größerem Werthe; endlich die Manuscripte des 1848 gegründeten und nachher aufgelösten slovenischen Vereins, welche Collection, für die Geschichte der Nationalitätsbestrebungen höchst charakteristisch, in künftiger Zeit manches Ereigniß aus jetzt halbvergangenen Tagen in nackter Wirklichkeit aufzeigen, manches, was jetzt aus dem mysteriösen Dunkel als helles Licht hervorblüht, mit den Sonnenstrahlen objectiver Forschung beleuchtend, als glanzlosen Phosphorstreifen erweisen wird.

Auch Urkunden besitzt die Bibliothek einige, wie sie eben bei den verschiedenen Erwerbungen mitkamen, so z. B. das Originaldiplom der Ernennung zum kaiserlichen Rath und Comes Palatinus für den Bischof Georg Stobäus von Lavant ddo. 10. April 1609.

Den Incunabeln unserer Bibliothek geht eine Stereotyp tafel voran mit alt-slovenischen Gebethymnen und den Bildnissen des Herrn und mehrerer Heiligen

in byzantinischer Manier, welche Tafel aus Venedig stammen mag. An Incunabeln selbst besitzet aber unsere Sammlung sehr viele und sehr schätzbare Stücke, was sich durch die Entstehung aus Klosterbibliotheken erklärt. Ueber sie ist ein eigener umfangreicher Katalog angelegt, dessen Grenze jedoch zu weit gesteckt erscheint, sie reicht nämlich bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts.

Die Reihe eröffnet: „Durantus Guilielmus. Rationale divinatorum officiorum XI. Cal. Feb. Aug. Vind. Güntherus Zainer ex Reutlinger exaravit Fol. maj. (Duplicat) Chr. Panzer. I. 99. 4.“

Den ersten Erzeugnissen der Buchdruckerkunst schließen sich in unserer Betrachtung naturgemäß die ältesten heimatlichen Drucke der nächstfolgenden Zeit an.

Die krainische Landschaft, wie sie das Werk der Ausbreitung der evangelischen Lehre in ihre kräftige Hand genommen hatte, behielt auch alle Mittel, die dasselbe fördern konnten, fest im Auge. So errichtete sie denn auf eigene Kosten eine Druckerei in Laibach.

Daß diese jedoch schon 1562 entstanden wäre und durch zwei Decennien (bis zum Erscheinen des ersten Buches) nur Schmählieder auf die katholische Kirche producirt hätte, hat Elze aus einem Acte der Landschaft selbst in überzeugender Weise als unbegründet zurückgewiesen, welche Berichtigung eines lange herrschend gewesenen Irrthums wir durch theilweise Wiedergabe von Elze's Beweisführung gerne weiter verbreiten wollen. „Daß zu jener Zeit (1562)“ schreibt Elze<sup>1</sup>, „eine Druckerei in Laibach noch nicht bestand, beweist ein Schreiben der Verordneten der krainischen Landschaft ddo. Laibach den 21. October 1562 an Herrn Hans Ungnad Freiherrn von Sonnegk, der damals zu Urach in Württemberg lebte, wo er mit großen Kosten und unter persönlichen Opfern eine Druckerei errichtet hatte, in welcher croatische Werke mit glagolitischen und cyrillischen Lettern gedruckt wurden, was bis dahin nur in Venedig geschehen war. Herr Ungnad hatte den Argwohn gefaßt, daß Primus Truber, welcher bisher Vorsteher dieser Uebersetzungs- und Druckanstalt gewesen, und im Juni 1562 als Landschaftspräsident mit seiner Familie nach Laibach übersiedelt war, mit dem Plan umgehe, diese ganze Unternehmung nach Krain zu ziehen. In diesem Sinne hatte er sich in der Nachschrift eines Briefes ddo. Urach 12. September 1562 an den Landesverweser Johst von Gallenberg und die Verordneten der Landschaft in Krain geäußert, worauf ihm die letzteren am 21. October desselben Jahres antworteten: „So haben wir uns auch zu erinnern, als hievor in Abwesenheit Herrn Primus Trubers ein Buchdrucker mit Namen Augustin Fries hieher kommen und auf Herrn Primus etliche Wochen gewartet, in Hoffnung, er möchte durch ihn zu Aufrihtung eines Drucks befördert werden. Als bald aber Herr Primus von Euch herein und hieher kommen, hat er bemelten Buchdrucker auf sein Anlangen von Stund an zur Antwort geben, er solches Crabatischen und Cyrulischen Drucks halben daher keine Hoffnung setzen, denn derselbe Druck sei draußen bei Euch auf-

<sup>1</sup> „Mittheilungen des histor. Vereins f. Krain.“ 1861. S. 90.

gerichtet und nunmals stattlich im Werk; er hab auch draußen zugesagt, alle seine Arbeit zu solchem Druck hinaus zu fördern und wenn er anders thät, so handlet er nit allein wider seine Zusage, sondern es würde ihm mit großem Unglimpf verwiesen werden." Damit hat er den Buchdrucker abgewiesen. Seit her ist kein anderer Buchdrucker ins Land kommen, Herr Primus und wir haben auch nie daran gedacht einigen Druck im Land aufzurichten oder aufzurichten zu lassen, wie denn daßelbe zu dieser Zeit und täglich erwartender Verfolgung nicht zu thun wäre, denn man müßet stündlich besorgen, daß solcher Druck bei der Kai. Maj. nicht verargwohnt und alsdann mit großen vergeblichen Unkosten und Ungelegenheit zerstört würde. Darum ist dieß Angeben ein leer ungründlich Gedicht."

Es ist unmöglich diese Worte anders zu deuten, als sie gegeben sind, und es ist undenkbar, daß die Landschaft, falls ein Buchdrucker schon eine Druckerei eröffnet gehabt hätte, Ungrad gegenüber so hätte geschrieben, da sie wohl wußte, welche Verbindungen der Freiherr in Laibach unterhielt.

Ist somit der Beweis für die Negation hergestellt, so gelang es doch noch immer nicht das Jahr der dann wirklich eingetretenen Errichtung einer landschaftlichen Druckerei genau festzustellen.

Der erste Buchdrucker Laibachs, den wir bis nun kennen, führt den Namen Hans Mannel (Joannes Manlius), er war ein Deutscher, und die ersten aus seiner „Druck-Officin“ hervorgegangenen Bücher tragen die Jahrzahl 1575. Von Erzeugnissen dieses Manlius besitzt die Bibliothek Folgendes:

Aus dem Jahre 1575: Die slovenische Uebersetzung von „Jesus Sirach Ecclesiasticus“, die „Neu aufgerichtete Perkwertsordnung Erzherzog Karls für Krain“; des Hans Khisl von Kaltenbrun: „Herbardi Auerspergii Baronis etc. Rerum Domi Militiaque Praeclare gesta etc.“ (ein defectes Exemplar); Christ. Spindlers „Leichpredig“ auf denselben Herbard VIII. v. A.; aus dem Jahre 1576: Die Uebersetzung von Khisls Biographie ins Deutsche durch Hans Krabenbacher, und die Passion aus den vier Evangelisten (slovenisch) von Dalmatin; aus dem Jahre 1577: zwei Hochzeitsgedichte auf die Vermählung des Herrn Adam Freiherrn von Egl mit dem Fräulein Anna von Khisl-Kaltenbrunn von Leonardus Clarus und Tobias Stangel; aus dem Jahre 1578: des Agramer Canonicus Antol Vramec creatische Chronik: „Kronika vezda znovich zpravljena kratka Slovenskim iezikom po P. Antolu Pope Vrameze Kanouniku Zagrabekom Psal. 118 Domine gressus meos dirige. Stampane u Lublane po Juane Manline leto MDLXXVIII.“<sup>1</sup>

Des Hans Mannel Druckerei wurde (höchst wahrscheinlich 1579) geschlossen, als aus ihr der erste Theil der slovenischen Bibelübersetzung Dalmatins hervorgegangen war, deren Weitererscheinen im Lande (sie erschien ganz 1584 in Wittenberg) der Erzherzog-Regent von Innerösterreich strengstens untersagte.

(Schluß folgt.)

<sup>1</sup> Vergl. meinen ausführlichen Artikel darüber in den „Mittheilungen des histor. Vereins f. Krain“. 1861. S. 84 ff.

## Neue Werke über Musik und Theater.

### II.

1. Denkwürdigkeiten der kurfürstl. und königl. Hofmusik zu Dresden im 18. und 19. Jahrhundert." Nach geheimen Papieren und Mittheilungen von Heinrich Mannstein. (Leipzig 1863, G. Matthes.)
2. „Zur Geschichte des Theaters und der Musik in Leipzig.“ Von Dr. G. Kneschke. (Leipzig 1864, Fr. Fleischer.)

Ed. H. Die erste dieser beiden Schriften ist, trotz ihres prunkenden Titels, von sehr unerheblichem Inhalt. Der Verfasser, ein Schüler des im Jahre 1845 zu Dresden verstorbenen würdigen Gesanglehrers Johannes Miksch, fühlte offenbar das Bedürfnis, seinem Meister ein litterarisches Denkmal zu setzen und nicht viel mehr als eben ein Denkmal für Miksch sind die vorliegenden „Denkwürdigkeiten“. Der Verfasser hätte unseres Erachtens besser gethan, sein Büchlein zu einer wirklichen „Biographie Mikschs“ zu vervollständigen und es so zu nennen.

Es schwebten ihm aber viel größere Zwecke vor Augen, wenn auch in etwas nebelhaften Umrissen. Herr Mannstein will, der Vorrede zufolge, nichts Geringeres, als der in der Musik „drohenden Begriffsverwirrung entgegenarbeiten“. Und hiezu erschien ihm die Form der Monographie am passendsten, „jene Art von Flugschriften, welche ohne streng didaktische Form, in reizender Ungebundenheit ihren Gegenstand besprechen, aber mit Einsicht, Beredsamkeit und Enthusiasmus geschrieben, ihren Zweck nie verfehlen.“

Miksch erscheint ihm als eigentlicher „Brennpunkt des Ganzen“, doch will Herr Mannstein „keine ausführliche Lebensbeschreibung, sondern nur correct und geistreich gezeichnete Umriffe dazu liefern“.

Diese Umriffe sollen auch „das Lehrsystem der vollkommensten Gesangschule und tief sinniges Philosophiren über Entstehung und Wesen des Gesangs enthalten“ (S. 4). Man sieht, der Verfasser ist nicht blöde und verspricht lieber etwas mehr, als weniger.

Er beginnt mit der Biographie von Johannes Miksch, der (1765 zu Georgenstadt in Böhmen geboren) als armer Knabe nach Dresden in das katholische Kapellknabeninstitut kam. Miksch und seine kleinen Collegen lebten bei den geistlichen Herren Sie „besorgten die kleinen Dienste der Priester, deren jeder Junggeselle ja eine bedeutende Anzahl hat“ (S. 8. — Es ist jedenfalls etwas Neues, daß jeder Junggeselle eine bedeutende Anzahl Priester hat). Ganz bedeutungslose Anekdoten und Alltäglichkeiten werden uns nun mit breitester Redseligkeit erzählt. Sechs Seiten füllt die Erzählung des sehr uninteressanten Ereignisses, wie „Hänselchen“ (Miksch) zum ersten Male „ein Spielchen mitmachte“ und sein Geldchen verlor. Miksch beginnt, sich als Kapellsänger bemerkbar zu machen, einige bekannte Tonkünstler (von denen wir aber nichts Neues erfahren) gruppiren sich um ihn, Naumann, Schuster u. A. Wenn der Verfasser bitter über

die Vernachlässigung dieser „großen deutschen Meister“ klagt, so wollen wir dies seiner Pietät anheimstellen, allein protestiren müssen wir gegen die Zumuthung, daß Naumanns und Schusters Compositionen heute noch „in den Theatern und Orchestern zu herrschen verdienen“. (S. 34). Von den Sängern Caselli, Benelli, Saffaroli werden einige für die Musikgeschichte unerhebliche Anekdoten mitgetheilt. Die Ausführlichkeit, mit der (S. 55 bis 61) ein Liebesabenteuer Saffaroli's erzählt wird, steht würdig neben der Erzählung des „Spielchens“.

Nach einigen Hofanekdoten, politischen und musikalischen Excurien (letztere hauptsächlich gegen die „Verschwörung der sogenannten Zukunftsmusiker“) geht der Verfasser zu Miksch's eigentlicher Thätigkeit als Gesangslehrer über. Er erzählt, wie die Sängerinnen Friederike Funt, Henriette Sonntag und Wilhelmine Schröder als junge Mädchen zu Miksch kamen und von ihm ausgebildet wurden. Die beiden letztgenannten Künstlerinnen waren es hauptsächlich, welche den Ruhm ihres Meisters weit verbreitet haben. In wie fern das enthusiastische Lob begründet sei, das der Verfasser dem Componisten Miksch wiederholt spendet, können wir nicht beurtheilen, da uns niemals eine Note von ihm zu Gesichte gekommen ist. Etwas interessanter als die bisher aufgetischten Anekdoten sind einige Mittheilungen (S. 82) über C. M. Webers Eintreffen in Dresden und dessen Verhältniß zu seinem italienischen Colleggen Morlacchi. Von der Art und Weise wie Miksch Gesangunterricht erteilte (namentlich der Schröder) giebt der Verfasser einige anziehende Proben, leider gehört das Wirken eines Gesangslehrers wie das des Schauspielers zu jenen Thätigkeiten, die sich äußerst schwer aus Beschreibungen erkennen lassen. Wer dem Unterricht eines Gesangslehrers nicht selbst beigewohnt, der vermag dessen Tüchtigkeit nur aus dem, was seine Schüler leisten, zu erkennen. Und bei diesen wieder ist es unendlich verschieden und überaus schwer entscheidbar, wie viel sie ihrem Meister, wie viel sich selbst verdanken. Die trefflichen Sänger, welche Miksch gebildet, sprechen jedenfalls für die Tüchtigkeit seiner Methode, für die Aufmerksamkeit und Sorgfalt seines Unterweizens. Er scheint dabei ganz praktisch zu Werke gegangen zu sein, mit ästhetischen Schwärmereien, wie die „Blicke in die Welt des Gesanges“, welche Herr Mannstein am Schlusse seiner Broschüre zum Besten giebt, dürfte Miksch kaum so weit gekommen sein.

Ein Buch von ganz anderem Kaliber und ungleich höherem Werthe ist Dr. Rneschke's „Geschichte des Theaters und der Musik in Leipzig“. Mit Fleiß und Liebe zusammengestellt, in gebildetem, bescheidenem Tone vorgetragen, liefert diese Monographie einen willkommenen Beitrag zur deutschen Kunstgeschichte. Die dankbarsten Leser wird sie allerdings in Leipzig selbst und in den Reihen derjenigen finden, die irgendwie in künstlerischem Zusammenhang mit der Stadt gestanden. Denn der von herzlichem Patriotismus erwärmte Verfasser nimmt in seine Geschichte manches auf, was einerseits nur für Leipziger von Interesse ist,

andererseits vieles, was jeder halbwegs für Musik und Theater sich interessirende Leser längst weiß. Um gleich hier mit unseren Bedenken fertig zu werden, heben wir hervor, daß der Verfasser mit Biographien viel zu freigiebig gewesen ist. Die vollständigen Biographien von Sebastian Bach und A. Hiller, von Mendelssohn und Schumann u. s. w. wünscht doch kaum jemand in einer Theatergeschichte Leipzigs ausführlich wiedererzählt zu finden! Die wesentlichsten biographischen Daten, als Anmerkung unter den Text gedruckt, hätten genügt. Da nun der Verfasser sich obendrein nicht mit den Biographien der hervorragendsten Meister begnügt, sondern das Leben eines jeden Künstlers, der durch irgend eine — sei es selbst sehr flüchtige — Thätigkeit mit Leipzig zusammenhängt, im Text erzählt, bekommt sein Buch etwas Ermüdendes. Der Zusammenhang wird zu sehr zerissen, die Uebersicht dessen, was wirklich Geschichte, Entwicklung des Leipziger Theater- und Musikwesens ist, allzusehr erschwert. Wir machen diese Einwendung natürlich nur insofern, als es sich um bekannte, in jedem Handbuch oder Lexikon genau so zu findende Dinge handelt; locale Specialitäten hätten wir dagegen in noch reichlicherem Maße gewünscht. Ja wir hoffen, daß der Verfasser uns über das Leben und Wirken Mendelssohns, Hillers, Schumanns, vorzings u. s. w. weit mehr Neues und Eigenthümliches werde zu erzählen wissen, als es in Wirklichkeit der Fall ist.

Das Buch von Kneschke zerfällt in zwei Abtheilungen, deren erste dem Theater, deren zweite den Musikzuständen Leipzigs gewidmet ist. Sowohl durch seine theatralischen als durch seine musikalischen Leistungen hängt Leipzig vielfach und bedeutend mit der Geschichte der deutschen Kunst überhaupt zusammen; das sächsische „Klein-Paris“ hat nach beiden Richtungen Glanzperioden aufzuweisen, in welchen seine Leistungen die mancher großen Residenzstadt überflügelten.

Die Anfänge des Schauspielwesens in Leipzig beginnen, wie überall, mit den „wandernden Truppen“. Die berühmteste dieser Schauspielertruppen, Magister Beltheims Gesellschaft, mit welcher gewissermaßen die deutsche Theatergeschichte überhaupt anhebt, nahm von Leipzig ihren Ausgang. Auch ein bescheidenes Opernhaus „auf dem Brühl“ finden wir schon 1693, in welchem der kurfürstlich sächsische Capellmeister Strungk aus Dresden (nach ihm Sartorio) von Zeit zu Zeit „gewisse Operetten“ aufführte. Das folgende Capitel II. führt uns schon in bekannte Regionen: Die Neuberin, Gottsched und Gellert (1724 bis 1750). Es folgt (3. Capitel) die Zeit des „sächsischen Hoffomödianten“ Gottfried Heinrich Koch. Das Koch'sche Theater im Quandtshof, 1753 nach Gottscheds Angabe ganz neu hergestellt, war das erste in Deutschland, dessen Zuschauerraum auf die jetzt allgemein gebräuchliche Weise im Halbkreis (nach dem Muster der alten Griechen und Römer, nicht länglich nach Art der Kirchen) erbaut wurde. Unter Koch begann das Aufblühen des deutschen Singspiels durch das Zusammenwirken von Weisse und A. Hiller. Die epochemachende erste Aufführung von Lessings Sara Sampson (1756) fällt in die Koch'sche Periode, ebenso der Leipziger Auf-

enthalt des jungen Goethe. Das 4. Capitel beginnt mit 1775 (Kochs Todesjahr) und erzählt die Schicksale des Theaters unter Seyler, Bondini und Secunda. „Das Repertoire der Leipziger Bühne im goldenen Zeitalter unserer Litteratur“ bildet den Inhalt des 5. Capitels. Die Daten der ersten Aufführungen von Schillers und Goethes Stücken sind von Interesse.

Von Mozarts Opern wurde in Leipzig zuerst „Die Hochzeit des Figaro“ gegeben (1785); dann folgte 1791 „Die Entführung“, 1793 „Die Zauberflöte“, endlich 1796 „Don Juan“. Der Titel der letztgenannten Oper lautete auf dem Theaterzettel: „Der gestrafte Ausschweifende oder Don Jean, komisches Singspiel in zwei Aufzügen, die Poesie vom Abb. da Ponte, die Musik von Herrn Mozart.“ Im Personenverzeichniß stehen als Prädicat des Titelhelden die Worte: „ein ausschweifender junger Mensch“ Außerdem findet sich — eine damals sehr häufige Sitte — die vollständige Inhaltsangabe der Handlung, und schließt dieselbe also: „Die Statue fordert ihn auf, seine Ausschweifungen zu bereuen, welches er aber abschlägt, worauf sich der Erdboden öffnet, Flammen hervorbrechen und Don Jean in den Abgrund versinkt.“ Originell klingt auch das auf den damaligen Opernzetteln figurirende Ersuchen: „Wegen Wiederholung der Arien wird ein geneigtes Publicum um gütige Verschonung gebeten.“

Das 6. Capitel ist der Küstnerschen Glanzperiode gewidmet. Bis hin hatte Leipzig kein eigenes stehendes Theater; das Haus war zwar schon über 50 Jahre vorhanden, aber nicht die Gesellschaft. Man besaß keine solche ausschließlich; in den Zeiten der Neuber, Schönemanns, Koch, bereiste die Truppe noch eine ganze Reihe anderer Städte, später mußte Leipzig sich wenigstens mit Dresden in den Besiß der Schauspieler theilen; hatten die Leipziger auch zur Meßzeit und oft im Sommer Theater, so mußten sie doch im Winter darauf verzichten. Erst im Jahre 1816 bewilligte der König ein eigenes stabiles Schauspiel für Leipzig; ein Theatercomité schloß die Kosten zu einer nothwendigen Erweiterung des Theatergebäudes zusammen und verpachtete es auf sechs Jahre an den herzoglich koburgischen Hofrath C. Th. Küstner, dem Leipzig seine glänzendste Theaterzeit verdankt. Die Zeit der Küstnerschen Direction war von 1816 bis 1828. Als Küstner die Unternehmung aufgab, bewilligte die sächsische Regierung auf Antrag des Leipziger Rathes ein „königl. Hoftheater für drei Jahre“ d. h. die Intendantur der Dresdner Hofbühne engagirte eine besondere Gesellschaft für Leipzig, behielt die Oberleitung des Instituts und setzte den Schauspieler Rémie als Geschäftsführer ein (7. Capitel). Es war vorauszusehen, daß eine Zwitterherrschaft auf die Dauer unmöglich wurde, das Leipziger „Hoftheater“ wurde im Mai 1832 aufgelöst. Es wurde wieder „Stadttheater“ und kam zunächst pachtweise unter die Direction des Schauspielers Fr. Ringelhardt (Capitel 8). Unter ihm entstanden — in und für Leipzig — Loggings komische Opern, welche für die Direction zur besten Einnahmsquelle wurden. Ringelhardt ging 1844 nach Riga, der Med. Dr. Karl Christian Schmidt (Gemal der Schau-



spielerin Auguste Schmidt-Hanff) übernahm die Theaterleitung und führte sie bis ins Jahr 1848, wo sie sein finanzieller Ruin wurde (Capitel 9). Mit 1. Jänner 1849 begann die Direction Wirsing und dauerte bis zu Ostern 1864, mit welchem Zeitpunkte Wirsing bekanntlich das Prager Theater übernahm. Diese letzte Periode, „die Gegenwart unter Wirsing“, bildet den Inhalt des 10. Capitels und den Schluß der ersten, vom Theater handelnden Abtheilung des Buches. Der Verfasser führt in jeder dieser Perioden die hervorragendsten Bestandtheile des Repertoirs, die namhaftesten Bühnenmitglieder, endlich die berühmtesten Gäste auf.

Die zweite Abtheilung hebt an mit den „Anfängen des musikalischen Lebens in Leipzig (Capitel 1). Der wahrhafte Anfang ist ganz eigentlich Joh. Seb. Bach, erst von ihm an kann die geschichtliche Entwicklung des Musiklebens in Leipzig ununterbrochen verfolgt werden. Seth Calvinius, Hermann Schein, Kühnau, L. Mizler schließen sich hier an. Das 2. Capitel behandelt Bachs Söhne und seine Leipziger Schüler, darunter Dolez, der als Bachs Amtsnachfolger an der Thomaskirche und als Begründer des sogenannten „Großen Concerts“ sich ungemeine Verdienste um Leipzig erworben hat. „Vater Hiller“ ist das 3. Capitel überschrieben, das Hillers Verdienste um das Singpiel, das neugegründete „Gewandhausconcert“ und die Ausbildung von Sängerinnen wie Gertrude Schmeßling (Mara) und Corona Schröter beleuchtet. Nach A. Hillers Abgang nach Kurland wurde (1785) Schicht zu dessen Nachfolger erwählt, nach Schicht folgten an der Thomaskirche (1823) Weinlig (Richard Wagners Musiklehrer) und (1842) der ausgezeichnete Theoretiker und Kirchencomponist M. Hauptmann, welcher als rüstiger Greis dieses Amt noch gegenwärtig versieht (4. und 5. Capitel). Als Dirigenten des „Großen Concerts“ folgten nach Schicht die tüchtigen Musiker Schulz (1810) und Pohlenz (1827): von ihnen handelt das 6. Capitel. Das 7. Capitel erzählt von R. Schumann und Clara Wieck, und berichtet über das Entstehen und die Schicksale der musikalischen Journalistik in Leipzig. Seine musikalische Glanzperiode verdankt Leipzig bekanntlich der Thätigkeit F. Mendelssohn-Bartholdys (1835 bis 1843). Mendelssohn wurde als königl. preuß. Generalmusikdirector nach Berlin berufen, kehrte aber bald nach Leipzig zurück. Am Dirigentenpulte der Gewandhausconcerte folgte ihm, für kurze Zeit (1843), der geistreiche Ferdinand Hiller, dann (1844) R. Gade. Dieser Periode ist das 8. Capitel, der folgenden (Julius Riez, 1848, und Karl Reinecke, 1861) das 9. Capitel gewidmet. Die folgenden drei Capitel (10, 11, 12), die letzten des Buches, handeln von dem Leipziger Musikverein „Cuterpe“, den verschiedenen Gesangsvereinen und dem Conservatorium.

## Des Patriarchen Gennadius von Constantinopel Confession.

Kritisch untersucht und herausgegeben von Dr. J. C. F. Otto, o. ö. Professor an der evang.-theologischen Facultät in Wien, Mitglied des k. k. Unterrichtsrathes u. s. w. Nebst einem Excurs über Arethas' Zeitalter.

(Wien 1864. 8. 35 S. Braumüller.)

Unter den Glaubensurkunden der neugriechischen Kirche steht, was ihr Alter betrifft, die Bekenntnisschrift des Gennadius „Ueber die Hauptstücke des christlichen Glaubens“ ebenan. Wenn auch durch eine Gesamterklärung ihrer höchsten Würdenträger als Symbol nicht ausdrücklich anerkannt, galt sie dennoch in der orthodoxen anatolischen Kirche stets als das Werk eines sehr berühmten und strenggläubigen ökumenischen Patriarchen. Die Veranlassung ihrer Entstehung ist folgende. Nachdem Muhammed II. Constantinopel, das letzte Bollwerk des griechischen Kaiserreichs erobert hatte (1453), mochte er im Interesse seiner Dynastie den Griechen mit der politischen Selbstständigkeit nicht zugleich auch die Freiheit des Glaubens entreißen. Er befahl daher vor allem das seit bereits zwei Jahren erledigte Patriarchat in der Hauptstadt unverzüglich wieder zu besetzen. Durch den nunmehr von der Synode einstimmig gewählten und später von ihm mannigfach ausgezeichneten Patriarchen Gennadius (so hieß Georgius Scholarius nach seiner Erhebung zum Patriarchat; nach einer anderen Angabe würde er den Namen Gennadius schon zuvor, bei seinem Eintritt in ein Kloster, der damaligen Sitte gemäß angenommen haben) wurde er selbst mittelst einer Unterredung mit den Hauptstücken des christlichen Glaubens, von denen er bis dahin nur durch unbestimmtes Hörensagen vernommen haben mochte und die er doch einmal näher kennen zu lernen wünschte, vertraut. Ohne Furcht und Zagen hatte ihm nun der Patriarch jene Hauptwahrheiten auseinandergesetzt und zwar in einer so taktvollen Weise, daß er jeder Verletzung des Islams geschickt aus dem Wege ging.

Gennadius zeichnete nachher jenes Bekenntniß seiner Kirche schriftlich auf, um es dem Sultan auf dessen Verlangen zu überreichen. Diese berühmte Confession wurde nach ihrer Uebergabe von einem Mohammedaner in die türkische Sprache übersetzt. So entstand die älteste unter den Glaubensurkunden der neugriechischen Kirche.

Vorliegende Schrift nun bietet uns die Confession des Gennadius in einem den bisher in Deutschland erschienenen Ausgaben derselben vorzuziehenden Texte und zwar nach einem Wiener Codex der k. k. Hofbibliothek aus dem 15. Jahrhundert, früher mit 14 jetzt 73 bezeichnet, zu dessen Abdruck den Herausgeber die Trefflichkeit seiner Lesarten gegenüber jenen Ausgaben der Confession bewog. Für die Genauigkeit des in Vorliegendem gebotenen Textes bürgt uns Otto's Versicherung, er habe den Codex selbst mit größter Sorgfalt verglichen. Ein nicht überflüssiges Corollarium sind die Anmerkungen zum griechischen Text. Sie enthalten außer der Verbesserung der wenigen Schreibfehler des Codex die Hinweisung auf die abweichenden Lesarten der editio princeps des Brassicanus (eigentlich Johann Alexander Kehlburger, Professor der altclassischen Litteratur in Wien, † 1539) vom Jahre 1530, der zwar eben dieselbe Handschrift der Hofbibliothek benützte aber zuweilen von seinem Codex abwich, und jener von Gaf aus dem Jahre 1844, der bei seinem Texte wohl drei Handschriften — eine Breslauer, Münchner und Pariser — zur Benützung hatte, aber fast durchgängig der ersten gefolgt war. Andere Ausgaben jener Confession sind: die von David Chyträus in Rostock und von Martin Crusius in Tübingen aus den Jahren 1583 und 1584 nach von Griechen angefertigten Abschriften. Die Ausgabe des Johann von Fuchte aus dem Jahre 1611 ist nur ein Abdruck der sehr selten gewordenen „Editio princeps“.

Dagegen ist der Text des Christian Daum vom Jahre 1677 ein Abklatsch jenes von Chyträus. Ebenso der von Ernst Julius Kimmel aus dem Jahre 1843. Aber die durch Chyträus und Crusius bekannt gemachten Texte weichen nicht nur vielfach von einander, sondern auch auffallend von dem durch Brassicanus (und von Fuchte) veröffentlichten ab. Was, der mit den Handschriften arbeitete, war es möglich, einen bei weitem correcteren Text als Chyträus und Crusius zu liefern. Ueber dieses Verhältniß der verschiedenen Ausgaben zu einander, ergeht sich der gelehrte Verfasser in ausführlicher Weise.

Aber nicht bloß jenen vortrefflichen Text des „Wiener Codex“ bietet uns vorliegende Schrift mit größtmöglicher Genauigkeit, sondern es wird auch der Schluß der Confession, welcher nach den 11 (12) Capiteln folgt, einer scharfen Kritik unterzogen, als deren Resultat sich des Verfassers Ansicht herausstellt, daß der Genoadianische Ursprung dieses Schlusses, wenn nicht schon vielleicht des 11. Artikels, unbedingt zu verneinen ist. Und in der That fehlt dieser Schluß sowohl im „Wiener Codex“ als auch in einer Handschrift der „Laurentiana“ zu Florenz ganz. Die Gründe, mit denen Otto für die Unechtheit jenes Schlusses auftritt, sind so klar und überzeugend, daß kaum jemand für die Echtheit desselben mit Glück eine lange Breche dürfte. So möge also diese Schrift allen jenen, die sich für die Verhältnisse der orientalischen Kirche interessieren, aufs Wärmste anempfehlen sein. Fr. Alois Müller.

## **R. d'Erkert: „Atlas ethnographique des provinces habitées en totalité ou en partie par des Polonais“.**

(St. Petersburg 1863.)

Die jüngste Bewegung Polens hat bereits eine namhafte Litteratur hervorgerufen und darunter neben der Hochflut polemischer Arbeiten auch recht gute Leistungen im Fache der Geschichte, Geographie und Statistik. Zur letztern Gattung gehört der angezeigte Atlas des russischen Gardecapitän's d'Erkert, mit sechs Blättern in Farbendruck, welche das ethnographische Gesamtbild, dann die percentuale Vertheilung der Polen, Russen, Deutschen, Lithauern, Letten und Israeliten des vormaligen großpolnischen Reiches enthalten. Die Arbeit wäre eine recht erwünschte Vervollständigung, da Buschens „Kärtchen von Rußland“ Polen nicht einbeziehen und auch über Preußen außer älteren, wenig genauen Karten nichts bezüglich der Volksstämme vorliegt. Schade daher, daß d'Erkert bei seiner Arbeit gar so flüchtig vorging. Die Angabe einer einzigen deutschen Colonie in Galizien (Wadowice) ist rein unerklärlich, wo doch die treffliche ethnographische Karte von Oesterreich vorlag und auch benützt wurde. Ungeachtet des großen Formates sind nur die Kreishauptorte angegeben, es bleiben daher die meisten Sprachinseln ohne Ortsbezeichnung und häufig ganz räthselhaft. Ebenso hätten sich mit Benützung von Fickers „Monographie über die Bevölkerung Oesterreichs“ (Perthes, Gotha 1860) nicht Fehler einschleichen sollen, wie das Vermengen ganzer Kreise (Zaslo mit Sanok, Bochnia mit Wadowice) und mehrfach falsche Schraffirung, wie der Deutschen in den Kreisen Krakau, Wadowice und Zaslo, der Polen und Ruthenen im Kreise Zaslo, der Israeliten in den neun östlichen Kreisen, in Krakau, Wadowice und Neu-Sandec. S.

1. Das sechsen erschienene 1. Heft des 9. Jahrganges der „Germania“ von Fr. Pfeiffer, die von diesem Jahrgang an insofern eine Erweiterung erfährt, als nicht nur die schon im vorigen Bande begonnene bibliographische Uebersicht der deutsch-philologischen Litteratur nun regelmäßig fortgesetzt, sondern unter dem Titel „Miscellen“ auch Mittheilung von Personalnotizen, Berichte über neue Publicationen, wissenschaftliche Reisen, Handschriftenfunde u. s. w. gebracht werden sollen, enthält folgende Beiträge: „Der Name Germanen“ von Adolf Holzmann, der darin seine Ansicht vom lateinischen Ursprung dieses Namens gegen die verschiedenen Angriffe zu vertheidigen sucht; „Altmitteldeutsche Glossen zu Heinrici Summarium“ von Max Rieger (mitgetheilt aus der Pgmenth. Nr. 6 der Darmstädter Hofbibliothek); „Die Heidin und Wittich von Jordan“ von Ign. V. Zingerle; ferner unter dem Abschnitt Litteratur: Recensionen (über K. Müllenhoffs und W. Scherers Denkmäler) von R. Bartisch und A. Holzmann, von Th. Bernaleks (über Grohmanns Sagenbuch von Böhmen und Mähren), H. Siegel (über den Codex iuris municipalis Germaniae medii aevi ed. H. G. Gengler) und Fr. Pfeiffer (über Jof. Bachs und R. Heidrichs Darstellungen der Lehre Meister Eckharts) und Fr. Sachse's Abhandlung über die Verstandescultur der Deutschen im Mittelalter. Darauf folgt die „Bibliographische Uebersicht“ von R. Bartisch, und unter der Rubrik: „Miscellen“ die „Berichte über die Sitzungen der germanistischen Section der 22. Philologenversammlung“ (Sept. 1862) von Karl Bartisch, ein Vorschlag zur Verbreitung der Programmlitteratur von R. Beckstein, Nachricht über die von der k. Akademie der Wissenschaften in Wien beschlossene Sammlung österreichischer Weisthümer und über käufliche Manuscripte, endlich „Druckfehler und Verbesserungen“ zum 8. Jahrg. Wir behalten uns vor, am Schluß des Bandes auf die wichtigsten Beiträge eingehender zurückzukommen.

\* Der oft erwähnte und oft beklagte Nothstand in Ungarn, dessen ungünstige Rückwirkung auf die mannigfachen Verhältnisse des materiellen Lebens sich insbesondere in der Stodung der meisten Geschäftsweige kundgibt, scheint auf die litterarische Production ohne allen nachtheiligen Einfluß geblieben zu sein. Während z. B. im Verlaufe des vorigen Jahres nicht weniger als 22 periodische Blätter theils aus Mangel an Theilnahme, theils an innerem Siechthum dahingestorben sind, erscheinen gegenwärtig in Pest-Ofen 62 Zeitschriften, die sich fast ohne Ausnahme einer viel größeren Anzahl von Pränumeranten erfreuen, als dies im verflossenen Jahre der Fall war. Andererseits ist es eine Thatfache, daß die Zahl der Blätter, insbesondere der belletristischen, heuer in steter Zunahme begriffen ist. Abgesehen von der „Fata morgana“, welche von der bekannten lyrischen Dichterin, Fräulein Hermine Szigler redigirt, auch die Bewegungen des ungarischen Litteraturlebens mit wachsamem Auge verfolgt und seit Anfang April l. J. jeden Sonntag regelmäßig erscheint; abgesehen von dem seit 1. Mai l. J. täglich erscheinenden „Pester Boten“, soll nächstens durch E. Beniczky und A. Rozsaági ein neues ungarisches belletristisches Blatt begonnen und der unlängst sistirte „Látcsó“ unter der Redaction des Sigmund Brody und Adolf Agai durch die Verlagsbuchhandlung des G. Heckenast zu neuem Leben erweckt werden. — Ein nicht minder reges Leben giebt sich auf dem Gebiete der Bücherproduction kund. Während nämlich nach der wohlbegründeten Berechnung eines hiesigen Kritikers in den früheren Jahren — wo die gesammte Consumtionskraft des ungarischen Lesepublicums fast ausschließlich durch die „fliegende Tageslitteratur“ in Anspruch genommen wurde — nur zu den Pränumerationsbögen auf Zeitschriften durchschnittlich mehr Papier verbraucht worden ist, als auf die gesammte Bücherlitteratur: hat sich dieses abnorme Verhältniß gegenwärtig viel günstiger gestaltet. Eine jede Woche bringt uns Neuigkeiten vom Büchermarkte, die — mit wenigen Ausnahmen — dafür zeugen, daß einerseits die Produktionskraft der ungarischen Schriftsteller eher zu- als abnimmt, andererseits aber auch der Geist unserer Litteratur in jün-

ster Zeit viel nüchternen geworden ist, als er in den früheren Jahren war. Der Raum gestattet uns nicht, auch nur die Titel jener Werke anzuführen, die in jüngster Zeit erschienen sind, und in irgend einer Beziehung werthvoll, semit auch einer weitläufigeren Besprechung werth sein dürften. Außer dem bereits viel besprochenen Epos von Johann Arany, das den Titel „Buda halála“ („Der Tod Buda's“) führt, und gegenwärtig auch in deutscher Uebersetzung in einem hiesigen Localblatte erscheint, sind es insbesondere die, durch die bekannte Kiskaludy-Gesellschaft veranstalteten Uebertragungen der Dramen Shakespeare's, dann die im Verlage von K. Osterlamm erscheinende zweite, verbesserte und vermehrte Auflage von Szalay's „Allamférjfiak és szonokok Könyve“ („Das Buch der berühmtesten Staatsmänner und Redner“), die das Interesse des ungarischen Lesepublicums in erhöhtem Grade in Anspruch nehmen. Von der Arany'schen Uebersetzung des Shakespeare'schen „Sommernachtstraumes“, welches Stück bei Gelegenheit der Shakespearefeier im Nationaltheater aufgeführt worden ist, wird behauptet, daß dasselbe dem Originale in keiner Weise nachsteht. — Der bekannte Publicist, Anton Zichy, hat soeben ein Drama: „Maria Stuart“ beendet, dessen Handlung eben dort endet, wo die Schiller'sche beginnt. Dasselbe soll nächstens gleichfalls im Nationaltheater zur Aufführung kommen. Auch der ehemalige Redacteur des „Magyar Sajtó“, Herr Johann Bajda, soll eine fünfactige Tragödie soeben beendet haben, die unter dem Titel: „Hábor“ aus der nächsten Vergangenheit geschöpft ist. Ueberhaupt scheinen sich ehemalige Publicisten gegenwärtig mehr mit belletristischer Schriftstellerei zu befassen, als ehedem. So schreibt auch der Redacteur des „P. Naplo“, Sigmund v. Kemény, einen größeren Roman, dessen Schauplatz Italien ist. — Gleichzeitig vernehmen wir, daß eine magyarische Uebersetzung der „Girondisten“ von Lamartine sich bereits unter der Presse befindet, und nächstens im Verlage von Ferd. Pfeifer erscheinen wird. — Auch eine Uebersetzung der Schriften Aristoteles' haben wir nächstens zu erwarten, und zwar aus der Feder des fachverständigen Professors Haberern.

\* Prof. Boleslaw Podczaszynski in Warschau arbeitet an einem Werk über die polnischen oder in Polen beschäftigt gewesenen Baumeister von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Es wird, mit genauen Biographien und einem Verzeichniß der ausgeführten Bauten, das „Wörterbuch polnischer Maler“ von F. M. Sobieszczański und Ed. Rastawiecki ergänzen.

\* Aus Weißkirchen in Mähren wird Folgendes mitgetheilt: Uebermals sind in den Zerklüftungen des an dem Wege gegen Czernotin hinter dem Teplichbade, wenige hundert Schritte hinter dem Gervatterloche stehenden Kalkfelsens, welcher, dem alten Karpathenkalk angehörig, in seinen Massen selbst keine Spur von organischen Ueberresten birgt, von den Steinbrechern fossile Knochen des Höhlenbären und Mahlzähne ungeheurer Graßfresser vorgefunden worden. Leider wurden die bedeutenderen Röhrenknochen von den rohen Arbeitern zertrümmert. Ein Theil derselben lag in dem zerstückelten Abraum.

\* In Agram werden Beratungen über die Organisation des Nationalmuseums als Landesinstitut gepflogen.

— ch — Von H. Penn in Graz ist ein Bändchen Gedichte erschienen. „Deutsche Lieder-Blätter aus der Zeit“ nennt sich die kleine Sammlung, welche für das Talent des Verfassers Zeugniß ablegt. Dieses Talent ist jedoch ein noch ungebildetes, unentwickeltes. Wenn H. Penn die Formen eines Körner, Arndt abstreift, der Phrase einen Absagebrief schreibt, gute Muster, noch mehr aber sich selbst und seine Mittel studirt, dürfen wir von ihm Gutes erwarten.

Ein größeres Gedicht von H. Penn „Waldmährchen“ soll einen bedeutenden Fortschritt des Verfassers bezeichnen.

\* Seit Anfangs April erscheint in München im Verlage der Buchhandlung Gotteswintler unter dem Titel: „Chronik der Gegenwart, Monatsrundschau“ auf dem

Gebiete von Staat, Kirche und Gesellschaft für alle Stämme Deutschlands. Von einem Verein deutscher Staatsmänner und Rechtsgelehrten“, eine neue Zeitschrift, deren Zweck dahin geht: „den inneren Zusammenhang der äußeren Erscheinungen zu erfassen und deren Bedeutung nach ihrer inneren Wahrheit, dem Rechte und der Sittlichkeit festzustellen“. Die verantwortliche Leitung haben Dr. Hermann Bischof und J. Strobel übernommen.

\* Professor R. v. Eitelberger erucht die Redaction dieser Wochenschrift um Aufnahme der Erklärung, daß nur jene Mittheilungen über Kunst von ihm herrühren, welche mit der Chiffre R. v. E. gezeichnet sind.

n-n (Aus Mailand, 28 Mai.) Bekanntlich wird der sogenannte Coperto di Figini, ein Säulengang, der theilweise noch den Tempelplatz begränzt und seinerzeit das bekannte Café Magza enthielt, dem Stadtverschönerungsplane entsprechend, niedrigergerissen, Die Demolirung dieses Gebäudes war bisher im Interesse der Bewohner nur von Zeit zu Zeit erfolgt und seit einigen Wochen erst wieder im Zuge. Am 7. d. stieß man bei der Ausgrabung von Grundsteinen auf zwei mächtige granitene Sarkophage (ähnlich jenem der von Shakespeare verewigten Julie in Verona), die von unseren preussischen Vorfahren als Baumaterial verwendet worden. Einer der Sarkophage trägt die Inschrift: *Juliae Ammiae, quæ vixit annos XXI, Lucius Calustris Conjugi*. Die Jahreszahl ist nicht am besten erhalten und dürfte MCLIII bezeichnen. Die Steine werden ins Museum geschafft werden, dessen Bereicherung das hiesige Municipium auch sonst recht ernstlich betreibt. So hat es das schöne Portal am Bankgebäude der Visconti, das der Antiquar Baslini bereits um die Summe von 15.000 Fr. käuflich an sich gebracht hatte, um den Preis von 26.000 Fr. für das Museum erstanden. — Der Bau der zum Nationaltheater bestimmten Stätte am Castellplatz ist in Angriff genommen.

P. (Vom französischen Büchermarkte.) Die Unterrichtsfrage, welche in diesem Augenblicke in Frankreich wieder zu häufigen Discussionen, Untersuchungen und Commissionen Veranlassung giebt, hat einen sehr competenten Mann, den ehemaligen Studien-Generalsinspector Cournot, veranlaßt, seine Ansichten in einem Buche niederzulegen, das unter dem Titel „Des institutions d'instruction publique en France“ erschienen ist. Der Verfasser scheint einige Scheu gehabt zu haben, mit seinen Erfahrungen und Ansichten offen hervorzutreten, da er mehrere wichtige Aemter bekleidete und man gewohnt ist, bei Personen, welche selbst in das Räderwerk der Verwaltung eingegriffen haben, eine gewisse Reserve hinsichtlich dessen, was ihnen durch ihre Amtsthätigkeit zugänglich geworden, zu finden. Indessen behauptet Herr Cournot, daß man doch gegen Staat und Gesellschaft vor allem die Verpflichtung habe, sich nützlich zu machen, und daß man dies eher durch Mittheilung als durch Verschweigung seiner Erfahrungen thut, selbst wenn letztere das Bestehende nicht immer in günstigem Lichte erscheinen lassen. Das erwähnte Werk geht alle Zweige des Unterrichtes durch, von den Normal Schulen bis zu den Akademien, und der Verfasser genießt den Ruf, daß er seine Meinungen immer sehr offen und rückhaltlos kundgegeben.

Ueber die russischen Eisenbahnen erschien ein Buch „Les chemins de fer russes de 1857 à 1862, études sur la Russie par Ed. Collignon“. Es ist dies nicht eine rein technische Abhandlung über den Gegenstand, sondern vielmehr eine

gebrängte Darstellung der wichtigsten Thatsachen in Bezug auf das russische Eisenbahnwesen, auf Klima, Ackerbau, Leibeigenschaft, Finanzen und commercielle Angelegenheiten des russischen Reiches.

Nach dem Vielen, was schon über Steuern und Besteuerung namentlich in der jüngsten Zeit herausgekommen ist, erscheint es fast als ein Wagniß, mit neuen Büchern hierüber zu debutiren. Trotzdem haben wir nach den Arbeiten von Baltras, Proudhon, Scurcelle-Seneuil und nach dem dreibändigen Werke Parieu's wieder einen Band vor uns: *l'Économie politique et l'impôt, par A. Charguéraud avec une introduction par Em. Girardin*. Am Schluß desselben befindet sich eine „Bibliographie de l'impôt“, in welcher alle englischen und deutschen Bücher über Steuerwesen durch ihre Abwesenheit glänzen.

Die „leichte Litteratur“ zeichnet sich in Frankreich fortwährend durch große Fruchtbarkeit aus. Das Herannahen der Reisezeit und der Villegiatur wirft auch auf dem Büchermarkt seine Blasen, da das Bedürfniß der Zerstreuung in der Vereinsamung des Landaufenthaltes oder des Eisenbahnwaggens mit doppelter Kraft die Menschen aufsucht und in Folge dessen speculative Köpfe sich finden, welche alte Feuilletons, in Bände gesammelt, unter der Regide eines pikanten Titels der Lesewelt anbieten. Wir haben auf diese Weise vor uns: „*Les portes de l'enfer par Alex. de St. Albin*“, „*Lettres de Colombine*“ (aus dem „*Sigaro*“), „*Les mémoires d'un billet de banque, par de Parseval-Deschènes*“, ferner „*Le sac à malices p. Fr. Ducros*“. In dem letzteren findet sich auch Verschiedenes über Deutschland, das ganz nach der bekannten französischen Schablone gearbeitet ist, welche in ihrem Sommerwiederkehren nachgerade denselben kurzweiligen Eindruck macht, wie das Pferd in der Treitmühle. Wie können so geistreiche Leute, wie die Franzosen, sich stets von Neuem daran belustigen, daß die Deutschen unausgesetzt Bier trinken, Tabak rauchen, Sauerkraut essen, Yameinherr und Karteisle schreien, daß alle deutschen Mädchen blind sind, und daß die Deutschen stets das abgeschmackteste Geschwätz in dem Mund führen! Dies deutsche Schwagen ist doch nur Composition des französischen Autors, der ja nie so viel deutsch kann, daß er ein Gespräch versteht, der aber die nach seinem Bilde geschaffenen Deutschen immer die einfältigsten Faselien plaudern läßt, um schließlich mit der ganzen Wucht seines mächtigen Geistes dreinzufahren und ins Schwarze zu treffen. Es mag das recht klug und geschickt sein, um sich Relief zu geben; aber toujours perdrix! Ein wenig Abwechslung könnte nicht schaden, wenn wir auch nicht so weit gehen wollen, einem französischen Autor zuzumuthen, daß er die Deutschen geistig und sich selbst absichtlich dummes Zeug reden läßt.

## Sitzungsberichte.

### Versammlung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft.

Am 4. Mai 1864.

Vorsitzender: Sr. Durchlaucht Fürst Jos. Colloredo-Mannsfeld.

Der Secretär Herr Georg Ritter v. Frauenfeld eröffnete die Sitzung mit folgenden Mittheilungen:

Unter den eingegangenen Gegenständen ist besonders der 13. Band des großen ornithologischen Werkes von Naumann hervorzuheben. Er ist wie die früheren, ein Geschenk Sr. Durchlaucht des Fürsten Rhevenhüller-Metsch und ein sprechender Beweis des fortwährenden Wohlwollens Sr. Durchlaucht für die Gesellschaft.

Der Druck des von der Gesellschaft zur Herausgabe übernommenen Werkes von Herrn Director Brunner von Wattenwyl, „Monographie des Blattides“, hat bereits begonnen und es werden demgemäß die Herren Mitglieder dringend eingeladen, sich zur Pränumeration baldigst zu melden.

Von Herrn Dr. Müller in Pest wurde angezeigt, daß die Pflanzen- so wie die Conchylienammlung des in Neutra verstorbenen Dr. Lang zu verkaufen seien.

Die Reihe der wissenschaftlichen Vorträge eröffnete Herr Professor Friedrich Simon, welcher eine von ihm im vergangenen Herbst ausgeführte Besteigung des Hochgölling schilderte und zugleich die Flora dieses interessanten, noch wenig bekannten Gipfels näher besprach. Herr Dr. H. W. Reichardt berichtete über die von der „Novara“-Expedition mitgebrachten Moose im Allgemeinen und besprach dann die von den Herren Zelinek und Dr. Schwarz aus Neu-Seeland mitgebrachten Arten eingehender. Die Ausbeute von dieser Insel betrug im Ganzen 54 Arten von Lebermoosen und 111 Species von Laubmoosen. Herr G. Herklotz berichtete über eine eigenthümliche Art des Vogelfanges in der Militärgrenze. Sie besteht darin, daß man durch etwas erweichte Maiskörner einen halben Zoll lange Schweinsborsten steckt, welche an beiden Enden gleichmäßig hervorragen. Diese werden mit nicht präparirten Körnern aufgestreut; durch den Reiz der Borsten auf die Schleimhaut des Schlundes werden jene Vögel, welche die präparirten Maiskörner verschlucken, so irritirt, daß sie auf das Wegfliegen verzeihen und sich mit der Hand fangen lassen. Herr S. Surayka legte einen von Herrn Dr. Milde eingesendeten Aufsatz über einen neuen Garn, *Scolopendrium hybridum*, vor. Herr Friedrich Brauer setzte seine Mittheilungen über die von der Weltreise der Fregatte „Novara“ gesammelten Neuropteren fort. Ferner wurde von demselben eine neue *Apochrisa* als *nicobarica* beschrieben. Schließlich gab der Herr Vortragende eine genaue Beschreibung der kürzlich von Dr. Stein in Berlin nach einem mangelhaften Exemplare aufgestellten Gattung *Dasypteryx*. Herr Georg Ritter v. Frauenfeld besprach einen vom Herrn Dr. Franz Steindachner eingesendeten Aufsatz: „Batrachologische Mittheilungen“. Folgende Arten sind als neu beschrieben: *Hyla spinosa*, *Hylodes fenestratus*, *Platymantis Petersii*, *Telmatobius brasiliensis*, *Physalæmus Nattereri*, *Physalæmus Spixii*, *Eupemphix fuscomaculatus*, *Rana Idæ*, *Rana nigrescens*, *Rana coeruleopunctata* und *Nattereria lateristriga*, sie stammen fast sämmtlich aus Brasilien, von dem verdienstvollen Naturforscher Natterer gesammelt, dessen im kaiserlichen Museum aufbewahrte Sammlungen nach so vielen Jahren noch eine solche Menge des Neuen und Unbeschriebenen enthalten. Außerdem werden noch in dieser Arbeit folgende seltene oder unvollständig bekannte Arten ausführlicher erwähnt: *Hyla pulschella*, *Trachycephalus geographicus*, *Polypedates quadrifasciatus* und *Gondotii*, *Dendrobates nigerrimus* und *Fiuctorius*, *Hylædactylus (Holonectes) conjunctus*, *Pseudis minuta*, *Cystignatus ocellatus*. Die dazu gehörigen 9 Tafeln, in Steindruck prachtvoll ausgeführt, wurden vorgelegt. Sodann gab Ritter v. Frauenfeld eine Fortsetzung zoologischer Miscellen, theilte ferner die noch unbekannt Lebensweise von *Anobium pini* St. mit, eines Käfers, der bei häufigerem Auftreten für die Föhre bedeutend schädlich werden müßte, und zeigte eine lebende Hausmaus vor, die vor einem Monate noch einen nußgroßen Auswuchs hatte. Sie verlor denselben nach 8 Tagen, wobei sich zeigte, daß derselbe bloß auf der linken Ohrmuschel aufgewachsen war, die mit abfiel. Nach ein paar Tagen zeigte sich der Beginn einer ganz ähnlichen Wucherung auf der Nasenpitze, die nach der kurzen Zeit von 16 bis 18 Tagen über den ganzen Kopf hinwegragte und größer als dieser war. Das Gebilde scheint dem parasitischen Pilze *Parvus* verwandt, doch mit ganz anderen Wachstumsverhältnissen.



## Meteorsteine.

Das Herabfallen von Meteorsteinen wurde noch am Ende des vorigen Jahrhunderts für ein Ammenmärchen gehalten, bis der berühmte Physiker Chladny 1794 in seinem Werke die Thatsächlichkeit dieses Phänomens durch mehrfach gesammelte authentische Beweise außer Zweifel setzte. Seither zweifelt Niemand mehr, daß Steine bis zum Gewichte von 50 Pfund aus freier Luft herabfallen können, und halten wir es deshalb für überflüssig, Daten anzuziehen, wo und wann solche Meteorsteine fallend gesehen wurden; vielmehr wollen wir uns hier mit den Ursachen befassen, die uns diese großartige Naturerscheinung erklären helfen sollen. Wir wollen hier nicht der vielen Hypothesen erwähnen, die von verschiedenen Gelehrten aufgestellt wurden, da die meisten längst als unhaltbar erklärt und verworfen sind, und wenden uns zu jenen Annahmen, die als der Wahrheit näher kommend bezeichnet wurden. Die erste vertritt die Ansicht, daß die Meteorsteine vom Monde herkommen und Auswürflinge der dort etwa sich befindlichen Vulcane sein könnten, indem sie von da mit einer solchen Kraft gegen die Erde geschleudert werden, daß sie in die Anziehungsphäre der Erde gerathen, und auf diese mit der ungeheueren Kraft des accelerirten Falles stürzen. Wenn dieser Annahme nicht geradezu widerprochen werden und sie als möglich vielleicht gelten könnte, so ist noch kein Grund vorhanden anzunehmen, daß dem wirklich so ist, und umsoweniger, als dadurch keine der Erscheinungen erklärt und gerechtfertigt ist, die den Meteorstein begleiten. Nach der zweiten, von Alexander v. Humboldt aufgestellten Ansicht sind die Meteorsteine zwar ebenfalls außerirdischen Ursprunges, aber nicht als vom Monde herrührend, sondern, mit den Sternschnuppen identisch, als Theile von geborstenen Planetoiden zu betrachten, die auf die Erde herabfallen, wenn diese die Bahn der Asteroiden durchschneidet und durch ihre Anziehungskraft die Splitter oder ganze Miniaturplaneten an sich reißt. Und diese Ansicht ist es, an der die Wissenschaft noch heute festhält, obgleich auch zugegeben wird, daß sie bei Weitem nicht hinreicht, alle von den Meteorsteinen unzertrennlichen Erscheinungen zu erklären, so z. B. daß das Meteor mit ungeheuerem Glanze und Getöse plötzlich erscheint, daß es vor dem Herabfallen zerplatzt und eine drückende Schwüle in der Luft verbreitet. Auch die Tiefe von bloß 3 Fuß, die das herabfallende Meteor in den Boden hineinbohrt, scheint viel zu gering für eine 42 $\frac{1}{2}$  Pfund schwere Kugel, die aus einer so ungeheueren Entfernung fallen sollte. Daß die Meteorsteine aus lauter irdischen Stoffen wie: gediegenes Eisen, Schwefel-eisen, Magneteisenstein, Chrom- und Zinneisen, Olivin, Kieselerdeverbindungen u. s. w.

bestehen, soll eben als Beweis gelten, daß die Aerolithen und Asteroiden aus denselben urkosmischen Stoffen gebildet als unsere Erde und mit dieser gleichen Ursprunges sind.

Da Alexander v. Humboldt selbst die Identität der Meteorsteine mit den Sternschnuppen bloß als Vermuthung hinstellt, gestützt auf die Beobachtung, daß Meteorsteine mit Sternschnuppen gleichzeitig gesehen wurden, so wäre auch eine andere Meinung zulässig, obgleich sie mit jener unseres größten Naturforschers divergirt, wenn sie geeigneter ist, nach wissenschaftlichen Principien alle an Meteorsteinen wahrgenommenen Erscheinungen zu erklären.

Ohne die Vermessenheit zu besitzen, unserer Ansicht unbedingt diesen Vorzug einzuräumen, halten wir uns aus dem Grunde für berechtigt, dieselbe öffentlich zu äußern, da sie unserer Auffassung nach keinen Widerspruch mit sich führt. Ehe wir aber zur Darlegung unserer Ansicht schreiten, wollen wir vorerst den Bericht zweier Meteorsteinfälle folgen lassen, die als Basis zu ihrer Begründung dienen, und von jenen Erscheinungen gefolgt sind, welche allen bisher gesehenen Meteorsteinfällen zukommen.

Am 26. April 1803 ereignete sich in Aigle, Departement Orne, ein Steinfall, der von hunderten glaubwürdigen und vorurtheilsfreien Leuten gesehen und gerichtlich bezeugt wurde. Aus heiterem Himmel hat es plötzlich geblitzt, furchtbar gedonnert, über der Stadt war ein kleines Wölkchen entstanden, niemand wußte woher es kam, und sogleich sah man aus demselben eine ansehnliche Feuerkugel entfahren, die bald darauf zerplatzte und Steine umherwarf.

Am Morgen des 14. Juli 1847 zeigte sich zu Braunau in Böhmen eine dunkle Wolke, die plötzlich erglühete, Blitze um sich schleuderte, darauf folgte eine heftige Explosion und nach der Erde flogen zwei mächtige Feuerstreifen, worauf die Wolke sich aschgrau färbte und gleich zertheilte. Auf dem Grunde eines Ackermannes fand man ein drei Fuß tiefes Loch und darin eine Masse von  $42\frac{1}{2}$  Pfund, die sechs Stunden darauf noch glühend heiß war. Die Moleculen waren unregelmäßig unter Winkeln gefügt, die Masse zeigte, daß sie noch kurz vorher im geschmolzenen Zustande sich befand, und war von solcher Härte, daß ein Stahlmeißel keinen Eindruck darauf zu machen vermochte, ihr Inhalt war reinstes Eisen. Ein zweites Stück fiel in ziemlicher Entfernung zu Boden, und aus dem Winkel, unter welchem man beide Stücke fallen sah, glaubt man schließen zu können, daß das Zerplagen in einer Höhe von 29.500 Fuß stattgefunden haben muß.

Fassen wir also die HAUPTERSCHINUNGEN an diesen und anderen Meteorsteinfällen zusammen, so gestalteten sie sich der Reihe nach folgende:

1. Eine Wolke erscheint plötzlich, ohne daß man sie vorher bemerkt hätte.
2. Sie erglühete, streuet Blitze, unter donnerähnlichem Getöse, umher.
3. (Nach der Mittheilung eines Augenzeugen, war eine drückende Schwüle fühlbar, was auch bei anderen Steinfällen der Fall ist.)
4. Eine Feuerkugel stürzt aus der Wolke.

5. Ihr Glanz steigert sich, sie zerplatzt und fällt als Meteorstein nieder.

6. Die herabgefallene Masse zeigt, daß sie noch kurz vorher in geschmolzenem Zustande sich befand, die Theile sind unregelmäßig unter Winkeln gefügt und bestehen aus reinstem Eisen, auch Schwefeleisen, Magneteisenstein, Chrom- und Zinn-eisen, Olivin, Kieselverbindungen, Manganeisen u. s. w., sie ist so hart, daß ein Stahlmeißel auf sie keinen Eindruck zu machen im Stande ist. Oft hat die Masse auch kugelrunde Löcher.

Nun lassen sich aber alle diese von 1. bis 7. aufgeführten Erscheinungen sehr gut erklären, wenn wir die Meteorsteine als Metalldämpfe voraussetzen, die aus dem Innern der Erde durch die Vulkane mit erhöhter Expansivkraft in die Luft geschleudert werden, wo sie erkalten und sich condensiren. Im Innern der Erde herrscht ein Hitzegrad, der unsere Begriffe übersteigt und nimmt die Wissenschaft keinen Anstand zu behaupten, daß schon in einer Tiefe von drei Meilen alles in geschmolzenem Zustande sich befinden muß. Setzen wir also voraus, daß in der innersten Tiefe die Hitze jenen Grad erreicht, der dem Siedepunkte der Metalle gleichkommt — daß auch Metalle ihren Siedepunkt haben müssen, ist außer Zweifel, da nach der Ansicht der Wissenschaft jeder Körper in allen drei Aggregationszuständen sich befinden kann, wenn nur der erforderliche Wärmegrad geboten ist, wie wir es schon an der Kohlensäure sehen, die man auch im festen Zustand erzeugen kann — so werden die dort sich befindlichen Metalle in Dampf-form übergehen und zu entweichen suchen. Dort mögen sie noch durch verschiedene Hindernisse, die sich ihrem Entweichen entgegenstemmen, eine größere Expansivkraft gewinnen und, die Hindernisse besiegend, mit einer solchen Gewalt in die Luft stürzen, daß sie weite Strecken durchlaufen können, worin sie vielleicht auch vom Winde in den höheren Regionen unterstützt werden. Nun haben die Dämpfe an die kältere Luft viel Wärme abgegeben und fangen an sich zu condensiren, sie werden dann als graue Wolke sichtbar. Bei der Verschiedenartigkeit der in der Wolke enthaltenen Metalle wird sich auch fortwährend Electricität entwickeln, die als Blitz sich entladet. Die fortschreitende Abkühlung bewirkt sehr rasch das Tropfbarflüssigwerden der Dämpfe und die nun tropfbarflüssige Masse nimmt, weil sie in der Luft frei schwebt, vermöge der Molecularkräfte die Kugelgestalt an und stürzt als Feuerkugel rasch nach unten, während die von den Metalldämpfen mitgerissenen Schwefel- und Wasserdämpfe sich in der Luft zerstreuen. Es ist wohl begreiflich, daß der schnelle Fall einer 42 $\frac{1}{2}$ pfündigen Metallmasse gegenüber den schwebenden Dünsten, die zurückbleiben, einem Entfahren aus der Wolke ähnlich sehen muß. Die rasch stürzende Kugel erkaltet fortwährend und die Oberfläche erstarrt, während das Innere noch flüssig bleiben kann.

Nach einem bekannten Naturgesetze wird beim Uebergange eines höheren Aggregationszustandes in einen niederen die gebunden gewesene Wärme frei und diese nicht geringe Menge Wärme bewirkt, daß die im Innern der Kugel geschmolzene Masse sich wieder in Dampfform verwandelt und die bereits starre Rinde unter heftigem Krachen zersprengt, welche vor dem Bersten durch die gesteigerte

Temperatur hell aufglüht, weshalb sich erklären läßt, warum das Meteor vor dem Zerplatzen hellglänzender erscheint. Auch bei der Condensirung der Wasserdämpfe findet oft der Fall statt, daß die frei gewordene Wärme, wenn sie nicht von Luftströmungen abgeleitet wird, die eben entstandenen Wassertropfen wieder in Dampf verwandelt. Auch die drückende Schwüle, die fühlbar wird, erklärt sich durch die immer freiverdende Wärme, und ist dieses ja auch aus derselben Ursache vor einem Regenguß der Fall. Die herabgefallenen Stücke müssen, weil sie aus Dämpfen entstanden sind, das reinste, weil destillirtes Eisen enthalten, und finden in der raschen Erstarrung, die außerordentliche Härte und das unregelmäßige Gefüge der Molecüle ihre Erklärung.

Ein Vergleich des Gehaltes der Meteorsteine mit der Lava und den Auswürflingen der Vulcane bestätigt in ziemlich unzweideutiger Weise ihren gemeinsamen Ursprung, welcher das Innere der Erde ist.

Schwefel findet sich sehr häufig an den Wänden der Vulcane sublimirt, entsteigt mit dem Wasserdunst aus der Oeffnung desselben; Schwefel findet sich häufig im Meteorstein mit Eisen verbunden als Schwefeleisen; Magnetstein ist ein hauptsächlichster Bestandtheil der Lava und des Meteorsteines, ebenso Mangan-Nickelstein, Olivin und andere mehrere. Auch neben den Vulcanen fallen Lavakugeln herab, die pfeifend die Luft durchjagen und merkwürdiger Weise unmittelbar vor dem Herabfallen zerplatzen. Unserer Ansicht nach sind diese Lavakugeln ebenfalls Meteorsteine, die aus Metalldämpfen entstanden, die aber von keiner Expansivkraft getrieben sind, und schon über dem Vulcane erstarren. Auch die Lavakugel übersteigt nicht das Gewicht von 50 bis 60 Pfund, und können so viele Aehnlichkeiten unmöglich zufälliger Natur sein.

Mit den Metalldämpfen entsteigen gewiß auch andere, wie Wasserdampf und Schwefeldämpfe und Kohlensäure. Bei dem Uebergange der Metalldämpfe in den tropfbar flüssigen und festen Zustand suchen diese als Blasen zu entweichen, und daher mag es kommen, daß der Meteorstein zuweilen kugelförmig und Löcher zeigt.

Hiermit glauben wir alle Erscheinungen erklärt zu haben und der Meteorstein wäre also nichts anderes, als der Hagel der Metalldämpfe in des Wortes natürlichster Bedeutung und zur Erhaltung des Gleichgewichtes in der Natur nothwendig, da sich die Erde der überflüssigen Dämpfe entladen muß, die sich fortwährend entwickeln; dafür spricht auch der Umstand, daß nach der Annahme Alexander v Humboldts in einem Jahre 20.000 Meteorsteinfälle auf der ganzen Erde, und in Frankreich allein täglich zwei vorkommen.

Am Schlusse wollen wir noch die Frage anfügen: Wie kommt es, daß die Meteorsteine nie edle Metalle enthalten? und beantworten sie im Sinne unserer Annahme: daß diese einen weit höheren Siedepunkt haben, und wenn sie auch im Inneren der Erde in Gasform sich befinden mögen, während ihres Aufstiegens aber schon in den tropfbaren Zustand übergehen und deshalb nicht emporsteigen können; denn bloß ihrer Seltenheit halber allein dürften sie doch einmal erschienen

sein, oder wenn die Meteorsteine von den Asteroiden stammen, warum enthalten diese keine edlen Metalle?

Dem unparteiischen und gelehrten Kritiker überlassen wir es, unsere aufgestellte Ansicht zu prüfen und zu berichtigen, wenn sie gegen die Naturgesetze oder die Wahrscheinlichkeit verstoßen sollte, und empfehlen ihnen das Verhalten des Barometers während solcher Meteorerscheinungen zu beobachten, welche, wie wir glauben, dieselben Wirkungen auf das Barometer ausüben müssen, als die Bildung von Wasserwolken, wenn auch in viel geringerem Grade.

Nicht die Eitelkeit, einen Humboldt zu widerlegen, konnte uns bewegen diese Zeilen niederzuschreiben, aber auch der Gedanke, einem Humboldt zu widersprechen konnte uns nicht zurückschrecken, was uns als Wahrheit scheint öffentlich zu äußern und zu behaupten. Amicus Plato sed magis amicus veritas. R-z.

## Quellen zu drei Romanzen Uhlands.

(Schluß.)

### II. Durand.

Von diesem Dichter wissen wir nicht mehr, als was Nostradamus in seinem alten Büchlein<sup>1</sup> nach nunmehr wieder verschollenen Quellen berichtet.

Guilhaume Durand aus Puimoisson in der Provence (nach Anderen von Montpellier) war ein großer Rechtsgelehrter seiner Zeit und zugleich der berühmteste unter allen, die vor oder nach ihm geschrieben, sowohl in Theorie als auch in Praxis, weshalb ihn die einen den Forscher, die anderen den Vater der Praxis nannten. Er war der edlen und angesehenen Familie der Durants und mütterlicherseits der Balbi entsprossen. In seiner Jugend ergab er sich der Lesung der schönsten Bücher, die er finden konnte, lebte in beständig mäßigem Leben, was ein treffliches Mittel zur Stärkung seines Gedächtnisses war, das auch jeder an ihm bewunderte. Denn, so oft er ein hübsches Buch in romanischer Sprache gelesen hatte, mochte es nun in Prosa oder Versen sein, so wiederholte er es Wort für Wort. Er pflegte zu jagen, daß Völlerei und Trunkenheit den Geist schwächen und das Gedächtniß ganz und gar verdunkelten.

Der Mönch „des isle d'Or“<sup>2</sup> erzählt, daß seine glückliche Gabe des Gedächtnisses in einem Steine ihren Grund gehabt, den er in Gold gefaßt trug und der in sich eine solche Kraft hatte. Durand verliebte sich in eine Dame aus dem

<sup>1</sup> Les vies des plus celebres et anciens poètes provencaux. Lion Alexander Marsilij MDLXXV. 8. pag. 125 ff. Ob und wie weit die Nachrichten des Nostradamus glaubwürdig sind, kann uns natürlich hier nicht interessieren.

<sup>2</sup> Nost p. 25. Er verfaßte nach Nostradamus einen Katalog der provezalischen Dichter.

Hause der Balbi in der Provence, zu deren Preis er mehrere Lieder in provençalischer Sprache verfaßte, in der er gut bewandert war und wohl dichtete. Aus zu großer Neugierde erforschte er Jahr und Tag der Geburt seiner Dame, die Balbe hieß, das er seinem Freunde, einem provençalischen Arzte und großen Astronomen mittheilte, um ihren Lebenslauf zu erfahren. Dieser verkündete ihm alles, was Balbe zutreffen werde, nach seinen astronomischen Beobachtungen, und daß man Wunderbares bei ihrem Tode sehen würde, jedenfalls aber müsse sie noch lange leben. Der Dichter blieb wohl dessen eingedenk, was der große Astrolog ihm verkündet hatte, und mehrere Jahre waren vergangen bis zu dem Tage, da seine Dame das Geschick mit einer Krankheit heimsuchte; den zweiten Tag befand sie sich besser, den dritten ward sie so krank, daß man sie für todt hielt; man bereitete ihre Leichenfeier und trug sie ins Grab. Das Gerücht von ihrem Tode kam auch zu den Ohren des Dichters, er ward davon so erschüttert, daß er krank ward und starb. Man begrub ihn an demselben Tage wie Balbe, welche, während sie im Grabe lag, zur Zeit seiner Leichenfeier zu athmen begann, sich bewegte und seufzte, worüber alle Anwesenden erschraßen. Man trug sie aus dem Grabe und stand ihr eiligst bei Als sie gesund war erzählte man ihr alles was geschehen und wie der Dichter gestorben sei, was ihr so zu Herzen ging, daß sie ins Kloster trat, woselbst sie im Jahre 1270 im Alter von sechszig Jahren starb. Der Mönch von Montmajour<sup>1</sup> erwähnt diesen Dichter nicht, Sainct Cesari<sup>2</sup> erzählt, er habe sich oft dieses Ausspruches bedient bei den Rathschlägen, die er streitenden Parteien, deren Recht eben nicht das beste schien, ertheilte:

„Mais val calar  
Que sol parlar“,

b. i.:                    Besser ist zu schweigen als thöricht zu reden.

Das ist alles was wir von Durand wissen, auch Lieder scheinen nicht von ihm auf uns gekommen zu sein. Wenn wir die Erzählung des Franzosen mit Uhlands Dichtung vergleichen, wie der Sänger in den Schloßhof zieht „voll die Brust von süßen Liedern“, wie die Blumen freundlich nicken, doch die Herrin fehlt und für todt in der Schloßcapelle ruht, wie Durand im tiefsten Schmerz singend stirbt, doch Blanca zum Staunen aller sich erhebt, von seinem Liebe erweckt, der, nun todt, sie einsam sucht „durch die öden Seligkeiten“, so sehen wir, wie der Dichter, alles Beiwerk verschmähend, den Kern der Sage kühn und tief erfaßt. Es ist eine schöne Verherrlichung der Liederkunst: das Lied mit seinen Flügeln bringt gleichsam ins Reich der Schatten und holt die Todte zurück — doch des Sängers bitteres Los ist der Tod. Im Leben nicht vereint mit der Geliebten, soll ers nun auch im Tod nicht sein. Auch daß der Dichter über Blanca's

<sup>1</sup> Er heißt die Geißel der provençalischen Dichter, gegen welche er ein Lied gedichtet haben soll. Nost. p. 27.

<sup>2</sup> Auch dieser verfaßte nach Nostradamus einen Katalog der provençalischen Dichter. Er hieß Hugue de Sainct Cesari.

fernereß Schickſal nicht ausdrücklich berichtet, iſt ein ſchöner Zug ſeines Gedichtes, wir ahnen bei Uhländ, was uns die franzöſiſchen Quellen treuherzig berichten zu müſſen glauben. Für dieſes Verſchweigen entſchädigt uns der Dichter auf wahrhaft dichterische Weiſe; das Fortipinnen der Handlung bis über den Tod hinaus, ins Land der Verklärten, iſt einer der duftigſten Gedanken Uhländs.

### III. Der Caſtellan von Coucy.

Dieſer Dichter führt uns nach Nordfrankreich, an das Schloß Coucy, den Herrenſitz eines tapfern edlen Geſchlechtes, das einſt zu ſolcher Macht gelangt war, daß Ingelram III., der im Jahre 1243 in Folge eines Unfalles umkam, ſagen konnte:

„Je ne ſuis roi, ne duc, prince, ne comte auſſi,  
Je ſuis le sire de Coucy.“

Unſer Dichter lebte um das Ende des zwölfſten und den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, nahm auch, wie aus ſeinen Liedern hervorgeht, an einem Kreuzzuge Theil, wozu ihn nebst der Liebe zu ſeinem Gotte, wohl auch das Verhältniß zu ſeiner Dame bewogen haben mag, das die Sage, wie wir unten ſehen werden, noch weiter ausſchmückt.

„Welch' harten Zug muß ich thun, für die Beſte, der je Liebe und Liebedienſt erwieſen ward . . . Mein Leib geht hin zu dienen meinem Herrn, mein Herz doch bleibt zurück in ihrer Hand! . . . Für ihn geh' ich mit ſchwerem Herzen nach Syrien, denn ſeinen Schöpfer darf niemand verlaſſen! Schande denen, die zurück bleiben, ohne daß ſie Armutß zwingt oder Krankheit! . . .“

Dieſe beiden Gedanken ziehen ſich durch die zwei Kreuzlieder, die unter den 24 uns noch erhaltenen Gedichten zu den ſchönſten gehören. Der Schmerz der Trennung, den ja auch die Turteltaube empfinde, wenn ſie ihren Gefährten verlaſſen müſſe, und die Freude und Begeiſterung, Theil zu nehmen an einem Zuge, der die Beſten vereint. Die Zurückbleibenden mögen Almoſen geben und Gutes thun<sup>1</sup>, die Frauen Treue halten dem fernem Gatten, denn brechen ſie dieſelbe, ſo thun ſie es mit Schlechten, die Guten ſind ja alle auf der Fahrt

Befonders ſchön iſt das 22. Lied, worinnen er Abſchied nimmt von ſeinem Lande und ſeiner Geliebten:

„Guch klag ich's, ihr Liebenden, und niemandem andern, fernhin muß ich ziehen, und meine Geliebte verlaſſen, und verlief ich dieſe, ſo bleibt mir nichts mehr.“

„Herr Gott, warum und wie muß ich nun Abſchied nehmen von ihr, ach es kann nun nicht anders ſein, ſterben muß ich im fremden Lande . . . Ich gehe nun Herrin, und Gott ſei befohlen euer Herz, wo ich bin; nicht weiß ich ob ihr je meine Rückkehr ſehen werdet, denn in des Geſchickes Hand liegt's ob wir uns wiederſeh'n.“

<sup>1</sup> Ich änderte hier den von Michel gegebenen Text.

Und der Schluß:

„Auf, geh' hin Mitleid, geh' hin mein Lied, dir vertrau' ich an, daß ich nun gehe zu dienen meinem Herrn; und wisset wohl, mächtige Herrin, euch will ich wieder dienen, wenn ich zurückkehre.“

Zum Schlusse habe ich mirs aufgespart den Castellan als Liebesdichter zu schildern. Es sind die alten wohlbekanntenen Klänge des mittelalterlichen Minneliedes, die uns hier empfangen, es ist die alte Sehnsucht nach Liebeslohn, die alte Klage, ihn nicht empfangen zu haben.

„Gern' säng' ich freudig, hätte mein Herz nur Grund dazu, aber lügen müßt' ich, wenn ich sagte, ich hätte je von der Liebe etwas and'res als Leid empfangen.“

Es sind wieder die Merker, welche ihn betrübt machen, die alten Feinde der Verliebten. Aber auch lichte, heitere Klänge fehlen diesen Liedern nicht. Das für den Eindruck des Maien und Sommers stets empfängliche Herz des Dichters, der Stolz zu lieben, die Beste zu lieben, die es auf der Welt giebt, und wär's auch ohne Dank, seine Unersehöpflichkeit in der Schilderung der Schönheiten seiner Dame, das sind liebenswürdige Töne, denen wir gerne oft und wieder lauschen.

„Wenn die schöne Nachtigall singt auf der Blume des Sommers, Rose und Lilie erblüht und der Thau auf der grünen Wiese, dann wilü ich singen, voll des schönen Willens, mit treuen Freunden . . . Wenn der Sommer und der süße Mai Blatt und Blume und Wiese ergrünen machen, da erinnert sich alles an die Freude, alles singt dann, nur ich, ich wein' und seufze . . . Die Zeit, wo ich Rose nicht, noch Blatt noch Blume sehe, und auch den Vogel nimmer höre singen zu Abend oder Morgen da blüht mein Herz und Wille auf in der süßen Liebe, die mich in ihrer Gewalt hat. Und wenn ich in euch meine Heilung weiß, hab' ich ein Recht d'rauf euch zu lieben . . . Nicht will ich vergessen die Ehre, zu lieben die Beste, die je von Guten gelobt ward.“

„Zu meinem Unglück, Herrin, sah ich euern klaren Blick und euer Antlitz, d'rauf Rose und Lilie täglich erblüh'n . . .“

Nichts findet er zu tadeln an ihr, als die schönen Augen und das schlichte Gesicht, die seine Augen angezogen, nichts mißfällt ihm, weder an ihrem Leibe, noch Arm, noch Mund, noch Kinn, nur das, daß sie ihn so unbelohnt läßt. Das ist ungefähr in den allerallgemeinsten Umrissen das Bild des Dichters, wie er sich in seinen Liedern uns darstellt, keineswegs zu unähnlich dem Bilde, das vom Himmelslichte der Sage verklärt uns entgegentritt. Näheres über seine Liebe und seine Verhältnisse geben seine erhaltenen Lieder nicht, allein wir würden auch kaum mehr erfahren, wenn uns mehr Lieder geblieben wären. Nach der Sitte seiner Zeitgenossen verschweigt er den Namen seiner Geliebten und alles was zur Entdeckung derselben nur im Geringsten hätte führen können.

Nur aus der Chronik des Fauchet erfahren wir über sein Leben und seinen Tod Folgendes:

Zu den Zeiten König Philipps und Richards von England, lebte in der Bermandois ein wackerer und edler Ritter Namens Regnault, Castellan von Coucy.



Er verliebte sich in die Frau des Herrn von Fayel, und beide hatten um ihrer Liebe willen gar manches zu dulden „wie ihre Geschichte erzählt“. Da nahmen beide genannten Könige das Kreuz und ihnen folgte auch der Castellan, um sich im ernstestn Kampf zu üben. Seine Dame verfertigte ihm ein Netz von Seide, worein sie ihre Haare flocht, und er befestigte es als Band<sup>1</sup> an seinen Helm.

In Palästina zeichnete er sich durch seine Tapferkeit aus, deren Ruf selbst bis zu seiner Dame drang, ward aber bei einer Belagerung durch einen Steinwurf verwundet. Beim Herannahen seines Todes ergriff ihn große Trauer um seine Dame, er rief seinen Knappen und befahl ihm, sein Herz nach Frankreich zu bringen, übergab ihm das aus den Haaren seiner Geliebten geflochtene Netz und ein Kästchen mit Ringen und Diamanten, Geschenke seiner Dame, die er ihr zu Liebe stets bei sich trug. Nach seinem Tode führte der Knappe seine Befehle aus, gab in das Kästchen das gesalbte Herz seines Herrn nebst dem Netze, den Ringen und Diamanten und einem liebevollen Briefe, den der Castellan kurz vor seinem Tode selbst geschrieben, und fuhr nach Frankreich zurück. Hier in der Nähe des Schlosses, wo die von seinem Herrn geliebte Dame weilte, traf ihn im Walde der Gemahl derselben und nahm ihm unter Drohungen das Kästchen ab. Der Herr von Fayel ließ nun durch seinen Koch das Sägerherz zubereiten, daß es wohlgeschmack würde. Man trug es der Dame vor und ihr Gemahl fragte sie, nachdem sie es genossen, ob sie wisse, was sie gegessen, es sei ein Fleisch, das sie einst sehr geliebt. Als sie gestand, es nicht zu wissen, eröffnete ihr der Herr von Fayel, sie habe das Herz des Castellans von Coucy gegessen. Sie glaubte es anfangs nicht, bis er ihr das Kästchen und den Brief gab, da ward sie bleich und roth, und fing an lange zu sinnern. Dann sagte sie zu ihrem Herren: Wahr ist's, daß ich dieses Fleisch sehr geliebt. Ihr gabt mir das Herz des besten Ritters zu essen und das ist das letzte Fleisch, das ich je genossen, niemals noch aß ich ein so edles noch so vortreffliches, daher wäre es unrecht, wenn ich nach diesem noch anderes äße, und ich schwöre euch bei meiner Treue, nie mehr werd ich eines essen! Die Dame stand auf, ging in ihre Kemenate und zeigte großen Schmerz, aber noch tiefer als sie ihn zeigte, fühlte sie ihn.

Und in diesem Schmerz beklagte sie tief den Tod ihres Freundes und starb endlich. Darüber war der Herr von Fayel sehr betrübt, aber da gabs kein Mittel mehr auf der Welt, weder bei Mann noch Frau. Die Begebenheit ward kund in allen Ländern und die Verwandten der Dame begannen einen Krieg gegen den Herrn von Fayel, der aber durch den König und die Barone des Landes zum Frieden gebracht ward.

Oftmals ward dieser Stoff von alten Dichtern behandelt und in verschiedenen Ländern bildete sich eine ähnliche Sage über andere Männer, worüber ich der Kürze halber auf Michels treffliche Einleitung zur Ausgabe der Lieder des Castellans verweise<sup>2</sup>.

<sup>1</sup> „Bourrelet“, es diente dazu das Hütlein oder den Helm an das Kinn zu befestigen.

<sup>2</sup> Chansons du châtelain de Coucy par Francisque Michel. Paris MDCCCXXX. Diez a. a. D. S. 7.

Verjagen muß ich mirs die Darstellung eines deutschen Dichters des 13. Jahrhunderts, Konrads von Würzburg, hier auseinander zu setzen, vielleicht ergibt sich dazu ein andermal Gelegenheit. Uhland hält sich im Allgemeinen an die Darstellung Fauchets. Die wichtigste Abweichung betrifft die Dame:

„Wenn sie auch mit zartem Sinn  
Eines schönen Lied's sich freute,  
Streng' und stille ging sie immer  
An des stolzen Gatten Seite.“

Wir sehen hier die Darstellung des Verhältnisses, wie es sich aus den Liedern unseres Dichters ergibt. Dadurch, daß die Dame rein und unschuldig dasteht, gewinnt ihr Tod erst die volle Bedeutung. Mit dem Genusse des Dichterherzens eröffnet sich ihr erst das Verständniß der Lieder, die ihr ehe fremd geblieben.

## Die I. I. Studienbibliothek in Raibach.

Von P. v. Radics.

(Schluß.)

Es erübrigt noch ein paar Worte über die typographische Ausstattung der Mannel'schen Drucke zu sagen.

Papier, Format und Druck sind fast bei allen gleich; das Papier stark, gelblich-weiß, gerippt; das Format Klein-Quart, nur „Jesús Sirach“ hat Klein-Octav; der Druck bei allen gleich ausgezeichnet durch Frische und Stärke der Schwärze. Ein anderes interessantes Moment, das einige dieser Bücher aufweisen, sind die ihnen vorgesezten Titelblätter. Diese zeigen nämlich bildliche Darstellungen verschiedener Art in Holzschnitt, so die „Bergwerksordnung“ den kaiserlichen Adler (groß), die „Neuwe Zeitung“ . . . „wie der Türk am 22. Marczy vor Weblinge (in Unterfrain)<sup>1</sup> gezogen“ (diese Schrift befindet sich in der Sammlung des historischen Vereines für Krain), „Der Kampf der Christen mit den Türken vor Mödling“, die Chronik des Bramec und die Uebertragung der Spangenberg'schen Postille Allegorien, „Jesús Sirach“ Initialen und Randverzierung der einzelnen; somit ist die vom Freiherrn von Erberg in seinem leider Manuscript gebliebenen „Versuche eines Entwurfes zu einer Litterärgegeschichte von Krain“ ausgesprochene Vermuthung, Manlius habe bereits „Formschneider“ in seiner Druckerei beschäftigt, fast zur Gewißheit erhoben, da es schwer anzunehmen ist, daß z. B. die Abbildung auf dem Titelblatte der alsbald nach dem Ereignisse erschienenen „Neuwen Zeitung“, welche das Schloß Mödling ganz naturgetreu darstellt, im Auslande besorgt worden sein sollte.

<sup>1</sup> Jetzt im Besitze des Herrn Dr. Eavinsek, Schwiegersohn des Herrn Bankgouverneurs v. Pipitz.

Nehmen wir den kurzen Zeitraum von Mannels Wirken (nicht ganz fünf Jahre), so staunen wir über die Productionsfähigkeit seiner Anstalt, da wir jetzt schon alles in allem 22 Schriften mit seinem Namen kennen. Wir wollen hoffen, daß es durch fortgesetzte Forschung gelingen wird, deren noch mehrere aus ihrem gegenwärtigen Versteck hervorzulocken; wir wollen aber auch hoffen, daß die Bibliotheksleitung es sich wird angelegen sein lassen, die alten Männelschen Drucke zu completiren und von den ihr unerreichbaren Stücken mindestens genaue Titelpcopieen zu erhalten, was auch in Betreff anderer älteren unser Land nahe berührenden Erzeugnisse, z. B. der Unica von Trubers Schriften auf der Hofbibliothek in Wien, in Kopenhagen u. s. w. höchst wünschenswerth wäre.

Doch eilen wir zum Schlusse. Ich versprach einige Notizen über die bisherigen Bibliothekare zu bringen.

Der erste Bibliothekar, dem die Stelle nach der von ihm besorgten mühevollen Verzeichnung und Ordnung der Bücher übertragen worden, war, wie schon bekannt, der Professor Franz Wilde, der nun dieses Amt bis December 1795 ganz allein besorgte. Doch schon im Vorjahre, da das leselustige Publicum immer mehr zuströmte und er nicht weiter den Anforderungen der täglichen „Gäste“ allein au fait sein konnte, war er bei der hohen Regierung um einen Hülfsarbeiter eingeschritten. Laut Hofdecret vom 15. Juli 1794 war nun auch die Stelle eines Scriptoris sistemisirt und am 9. December 1795 dem Priester Franz Gladnik, der sich als Botaniker einen Namen erworben, verliehen.

Wilde kam im Laufe der Jahre als Director der philosophischen Facultät nach Wien, und als sein Nachfolger — Gladnik war inzwischen Lehrer und Director der Laibacher Normalschule geworden — ward wieder der Geschichtsprofessor an der Laibacher Facultät, Michael Lieb, bestellt.

Während der bald gefolgten französischen Zwischenherrschaft in Krain versahen die Bibliothekarsstelle nacheinander Männer von schriftstellerischem Rufe, zuerst Graf Hieronymus Magapito, der zugleich am Gymnasium die Universalgeschichte lehrte, dann Charles Rodier aus Besançon, dem auch die Herausgabe der damals in Laibach erschienenen französischen Zeitung „Telegraphe officiel“ übertragen war, in welcher „unter dem Striche“ der „Redacteur“ bald historische und culturhistorische Aufsätze über Krain brachte, wofür ja reichliches Materiale dem „Bibliothekar“ zu Gebote stand.

Nach der Reoccupation (1813) setzte die kais. österr. Regierung den Mathematik-Professor Kallister in die Bibliothek, unter ihm ward der früher aufgelassen gewesene Scriptorposten wieder besetzt.

Ihren vorzüglichsten Vorsteher erhielt unsere Bibliothek aber (1830) nach dem Tode Kallisters (1828) in dem unter seinen Zeitgenossen hochberühmten, besonders von dem kompetenten Fachgenossen, dem böhmischen Sprachgelehrten Safarik vollkommen gewürdigten Linguisten Mathias Čop.

In der romantischen Gegend von Velbes im Dorfe Žeronic (in Oberkrain) im Jahre 1797 am 26. Jänner geboren, studirte Čop am Laibacher Gymna-

fium unter dem französischen Regime, wo er sein angebornes eminentes Sprachtalent zuerst in perfecter Erlernung der französischen Sprache erprobte. Die beiden ersten philosophischen Jahrgänge absolvirte er in Laibach, 1815—16, den dritten, die „Aesthetik“, in Wien 1817. Weber dem juridischen noch dem medicinischen Fache geneigt, kehrte er in die geliebte Heimat zurück, wo er Theologie wählte, aber auch davon sich bald abwendete und dem Lehrfache zukehrte. Er wurde Humanitätsprofessor in Fiume (1821), wo er Italienisch und Englisch lernte, dann in gleicher Eigenschaft an das Gymnasium in Lemberg versetzt (1822) wo er sich dem Studium des seiner Muttersprache, dem Slovenischen, verwandten polnischen Idioms ganz hingab und nachdem er auch nacheinander die classische Philologie, die Universal- und die österreichische Staatengeschichte, so wie die Hülfswissenschaften der Geschichte längerer Zeit an der Lemberger Universität supplirt hatte, kam er 1827 an das Laibacher Lyceum als Humanitätsprofessor. „Durch diese Uebersetzung war sein lange gehegter Wunsch, auch für sein Vaterland nach Kräften zu wirken, erfüllt!“

Doch nicht lange sollte er in der Richtung als Lehrer der Jugend für das Wohl der Heimat wirken. Seine Fähigkeiten sollten anders, besser und dankbarer verwerthet werden. Schon am 15. November 1828 zum Substituten des Bibliothekars ernannt, wurde er 1830 (8. Juni) definitiv in dieser Stelle. Hier wirkte er so lange es die höhere Fügung zuließ, zuerst reformatorisch, weil es noth that, und dann unermüdblich in der selbstgeschaffenen Reform; leider ereilte ihn zu früh der Tod, 1835, 6. Juli, 1/28 Uhr Abends. Die letzten Verse auf seinem Grabmal (am Laibacher Friedhofe) drücken es aus, welches Vertrauen die Nation in ihn gesetzt, und was sie von ihm erwartet. Sie lauten:

Ako bi daljši časi b'li mu dani  
Svoj narod s piami bi razsvitlil bil  
Peró zastavi komaj stare Slave  
Buditi rod — od nese val ga Save.

(Hätt' ihm die Fügung noch der Jahre mehr beschieden,  
Durch die Schrift hätt' er bekannt gemacht sein Volk,  
Doch kaum sezt' er die Feder an, zu wecken  
Der alten Slava Ruhm, entführen ihn der Save Fluten!)

Top sprach 18 Sprachen, darunter am liebsten nebst der Muttersprache, dem Slovenischen, das Französische, Italienische, Englische, Spanische und Polnische. Wie er nicht unterließ, wo er die Möglichkeit dazu hatte, die Idiome durch den Umgang zu lernen (er pilgerte öfters von Laibach nach dem oberkrainischen Städtchen Laß zu einem Capuziner-Pater, einem gebornen Portugiesen, um sich dessen Sprache eigen zu machen), so betrieb er doch alle wissenschaftlich, legte immer einen festen Grund durch die Grammatik und erwarb sich in jeder eine ausgebreitete Kenntniß ihrer Litteratur. Seine eigene ansehnliche, in allen Sprachen, die er kannte, gleich trefflich bestellte Bibliothek, die der gegenwärtige Bibliothekar aus

dessen Nachlasse käuflich an sich gebracht hatte, wanderte erst vor kurzem — ins Ausland!

Čop verdient, obschon wir von ihm außer einem größeren polemischen Aufsatz: „Nuovo discacciamento di lettere inutili“, d. i. „slovenischer ABC-Krieg“, Laibach 1833, nichts Gedrucktes vorliegen haben, trotzdem einen hervorragenden Platz unter den krainischen Schriftstellern. Seine „Litteraturgeschichte der Slovenen“, die noch im Manuscripte erhalten ist, und deren Publication aus seinem Besitze Herr Dr. E. S. Costa versprochen hat, giebt, so weit wir sie aus Costa's Vorträge in einer vorjährigen Versammlung des historischen Vereins kennen, ein Zeugniß von den umfassendsten Forschungen, die er auf diesem Gebiete angestellt, von den eingehendsten Studien, die er in den einzelnen Werken unserer Litteratur gemacht, und von der vollendeten Kunst der Kritik, die er in deren Beurtheilung und Würdigung geübt. Wie aus Randbemerkungen in der Handschrift ersichtlich, hat Čop seine Arbeit dem böhmischen Fachgenossen und Freunde Šafarik zur Durchsicht mitgetheilt, da sich kürzere und längere Notate von des Letzteren Hand darin erkennen lassen<sup>1</sup>.

Čop sammelte auch kurz vor seinem Tode die Materialien zu einer „Geschichte Polens, zu welchem Lande und seinen Leuten er die innigsten wärmsten Sympathieen fühlte.

Was aber Čop im stillen Schaffen als Bibliothekar dem Vaterlande geleistet, das macht ihn in der Geschichte der heimathlichen Wissenschaft unsterblich. Noch heute erfüllt sein Geist unsere Bibliothek. Er war es, der das alte morschengewordene Gebäude der ersten Einrichtung mit einem Male abbrach, den Plan zu dem jetzigen Neubau anlegte und die Grundfesten mit eigener Hand schuf. Seine Nachfolger bauten, soviel in ihrer Kraft gelegen, emsig weiter.

Wie aber der Philologe Čop mehr Interesse für Druckwerke als für Handschriften hatte, so war auch eine fachgemäße Beschreibung und Ordnung dieser letzteren, wenn auch nicht ganz außer seinem Plane, so doch in einem Nebentracte gelegen und nicht derart „ausgezeichnet“, daß deren Ausführung den künftigen Leitern als durchaus nothwendig erschienen wäre.

Čops unmittelbarer Nachfolger war Dr. der Theologie Galafanz Likawez, Professor der Philosophie (an der Grazer Hochschule), der auch als Schriftsteller und Kanzelredner einen Namen erlangt.

Diesem folgte der gegenwärtige Bibliothekar Herr Michael Kastelic, selbst slovenischer Dichter, der in den dreißiger Jahren, damals noch Scriptor, durch Herausgabe der „Krajnska čbelica“ („Krainische Biene“) den jugendlichen slovenischen Dichtern jener Zeit ein Organ schuf, in welchem sie ihre frischen Producte niederlegen konnten und dadurch für die Entwicklung der heimathlichen Poesie epochemachend wirkte. Und des Herausgebers Amtschef Čop war es, der aus Anlaß

<sup>1</sup> Da eben Herr Sireček des Šafarik slov. Litteraturgeschichte veröffentlicht hat, wäre es sehr erwünscht, wenn die Arbeit unseres Čop recht bald zum Vergleiche gedruckt vorläge.

dieser Publication das einzige Mal, wie erwähnt, mit einer Schrift in die Oeffentlichkeit trat, durch die er den jungen strebsamen Kastelic gegen die Angriffe des Böhmen Celakowsky in Schutz nahm und die mit bitterster Schärfe, aber auch mit gründlichster Sachkenntniß abgefaßt erscheint.

## Litterarisches aus Tirol.

Z. Einige Monate sind seit unserem letzten Berichte über hiesige litterarische Erscheinungen verflossen, denn es herrschte längere Zeit völlige Ebbe. Man hörte wohl munkeln, dies oder jenes Werk befinde sich unter der Presse oder müsse bald erscheinen, allein die Wochen wurden zu Monaten, ohne daß eine der erwarteten Novitäten ans Licht trat. Nun ist der Frühling angebrochen, es sproßt und treibt überall, und auch auf unserem Büchermarkte erschien plötzlich neues Leben. Der Frühling bringt Blumen und Blüthen, Vogelklang und Lieder.

Wir beginnen deßhalb unsern Bericht mit einem kleinen Heftchen von Liedern, die neuerdings zeigen, daß Liederlust und Sangeskunst in unseren Bergen noch fortleben wie einst in alten Tagen, als der Herr von Rubein und Döwvald von Wolfenstein ihre Minnelieder dichteten. Christian Schneller hat sich durch seine Gedichte, die in Nürnberg erschienen sind, und durch seine Erzählung „Der Alpsee“ einen bekannten Namen erworben. Er ist eine sinnige, poetische Natur, feinfühlig für die Schönheit seiner Berge, ängstlich bestrebt seinen Gedanken und Gefühlen eine klare, strenge Form zu geben. Man sieht es seinen Leistungen an, daß er es mit der Kunst ernst nimmt und daß er an das Wort des alten Sängers denkt, „Die Götter haben vor das Thor des Ruhmes den Schweiß gesetzt“. Seine Poesieen sind nicht leichte Waare, nicht Eintagsblüthen — sie werden ihren Werth bewahren. Das uns vorliegende Bändchen „Jenseits des Brenners“ (Sonnbrud, Wagner) enthält Lieder und Sonette, die in Roveredo, wo der Dichter seit Jahren weilt, entstanden sind. Mit glücklicher Hand schildert er uns die südliche schöne Landschaft, ihr Leben und ihre Pracht; aber eine Art Heimweh nach dem grünen, frischen Norden, nach den Bergen seiner deutschen Heimat klingt durch seine Verse. Mitten in südlicher Fülle sehnt er sich nach den Lauten seiner Muttersprache, nach den grünen Matten und dunklen Nadelwäldern Nordtirols und dessen treuherzigen Bewohnern. Mit Behmuth oder Entrüstung klagt er, daß das wälsche Element mehr und mehr auf ehemals deutschem Boden um sich greife und selbst Deutsche sich ihrer Sitte und Sprache entschlagen und dem Wälschthume huldigen:

„So auch reißt vom Vaterlande  
Hier der Deutsche sich sofort,  
Laußt mit fremden Klang und Tande  
Seiner Sprache kräftig Wort.“

„Wie die letzte Blum' im Harne  
Frost'ger Herbstnacht bleich verblüht,  
Welkt in ihm das deutsche, warme,  
Allumfassende Gemüth.“

Unter den Gedichten müssen wir die „Schlöffer an der Etsch“, „Einem Verlorenen“, „Im Gebirge“ und die „Sonette aus Wälschtirol“ als besonders gelungen bezeichnen. In letzteren eifert Schneller den besten Meistern nach. Wir heben eines beispiehs halber aus:

„Noch weh'n am Brenner nicht Italiens Fahnen!  
Und könnten wir verzweifeln und verzagen,  
So klänge uns aus fernem alten Tagen  
Wie Sturmesglockenklang der Geister Mahnen.

„Aufstünden aus den Gräbern uns're Ahnen,  
Zu schmähen uns ob weiblich feiger Klagen,  
Voran das Banner müßt' ein Dietrich tragen  
Und mit dem Schwerte uns die Wege bahnen.

„Dort gen Verona, wo im Felsenther  
Die Etsch auffschäumt mit wildem Bogendrange,  
Soll unser Banner flattern wie zuvor.

„Um Deutschlands gutes Schwert ist uns nicht bange.  
Daß seinen Markstein es im Waffentanze  
Sich selbst an seine rechte Stelle pflanze!“

Wir wünschen, daß unseres Dichters Klage über fortschreitende wälsche Propaganda ihre Beachtung auch in maßgebenden Kreisen finde, und daß dem deutschen Elemente unterhalb Salurn auch gerechte Aufmerksamkeit geschenkt werden möchte. Trient zählt bei 2000 deutsche Bewohner, wäre es nicht billig, daß man ihnen eine deutsche Schule gönnte?

Von unserem jungen Sänger in Wälschtirol gehen wir über zu einem königen Poeten, der schon in kühler Erde schlummert. Wir meinen Johann Senn (geb. 1. April 1792, gest. 29. September 1857), der im Jahre 1838 ein Bändchen Gedichte veröffentlicht hat. Der pensionirte Lieutenant bildet ein Gegenstück des jetzt oft genannten Hilscher; kommt er diesem an Eleganz der Form nicht gleich, so übertrifft er ihn an Tiefe der Gedanken, an Körnigkeit und epigrammatischem Blitze. Die erste Auflage seiner Gedichte ist nun vergriffen und eine neue, reich vermehrte Ausgabe wird vorbereitet.

Einige werthvolle Beiträge tirolischer Poesie brachte der jüngst erschienene Band des „Nürnberger Albums“, welcher Gedichte von Adolf Pichler, L. Hörmann und Fr. Schneller enthält.

Außer den poetischen Erzeugnissen in gebundener Rede müssen wir der novelistischen Litteratur erwähnen, die in neuester Zeit Tirol mehr und mehr in ihre Kreise zieht. Wir nennen zuerst Pichlers Dorfgeschichten: „In der Wildniß“ und „Beim Hochmair“. Erstere erschien in der „Gartenlaube“, letztere im „Heimgarten“.

Dem Vernehmen nach dürfte bald ein Band „Tiroler Geschichten“ von demselben Verfasser veröffentlicht werden.

Ein frisches, interessantes Lebensbild aus dem Bregenzer Walde gab uns Franz M. Felder unter dem Titel: „Nümmamüller und das Schwarzjokaspale“ (Kindau bei Stettner). Es ist eine schlichte Dorfgeschichte, aber voll Wahrheit und Leben, die uns zugleich einen werthvollen Beitrag zur Cultur- und Sittengeschichte bietet, denn die reichlich beigebrachten Gebräuche und Sitten, Sagen und Volkslieder sind treu dem wirklichen Leben entnommen. Auch auswärtige Schriftsteller wählen mehr und mehr unsere Berge zum Schauplatz ihrer Erzählungen. Hermann Schmid, der bekannte Verfasser „des Kanzlers von Tirol“ veröffentlichte unlängst in seinem „Heimgarten“ die Geschichte: „Der Schütze in der Vertisau“, die im schönen Achenthale spielt und einen wehmüthigen Nachklang zu dem genannten Roman bildet. Nächstens wird Schmid einen neuen Roman „Friedrich mit der leeren Tasche und Döwvald von Wolkenstein“ in der „Deutschen Romanzeitung“ (Berlin, Sanke) erscheinen lassen. Dasselbe Organ brachte neulich eine längere Erzählung: „Der Weinhüter von Meran“, aus der Feder des Paul Heyse. Die Meisterschaft dieses Dichters auf dem Gebiete der Novelle ist zu bekannt, als daß wir Näheres zum Lobe dieses neuesten Werkes sagen müßten. All die Vorzüge, die seine früheren Novellen auszeichnen, finden sich hier wieder und mit besonderer Liebe schildert er die Reize des paradiesischen Burggrafenamtes und das Leben des dortigen Volkes. Schade, daß einzelne starke Verstöße gegen die Anschauungsweise und den Charakter des Volkes uns begegnen und den schönen Totaleindruck bei dem Einheimischen stören. Wir rechnen dazu das Zusammenkommen der Moibi mit dem Novizen Andra im Kloster, die eigene Trauung bei dem Wettekreuz, den Wintermantel des Bauernmädchens und Ähnliches. Anstatt der Selbsttrauung und der Wanderung in die Schweiz würde eine Romfahrt und eine Trauung dort den Burggräflein viel besser gestanden sein. Das graue, hoch am Berge gelegene Kapuzinerkloster in Binschgau verstößt gegen die Ortskenntniß. Ein nicht zu entschuldigender Mißgriff ist die Verletzung des Beichtsigills. Die Lösung hätte ohne ein solches Kraftmittel sehr leicht eingeleitet werden können. Doch abgesehen von diesen Punkten, ist „Der Weinhüter“ eine Perle der neuesten Erzählungskunst.

Von der „Dorfgeschichte“, welche die Aufgabe hat, das Charakteristische einer besonderen Gegend, eines besonderen Menschenschlages im Spiegelbilde wieder zu geben, ist ein kleiner Sprung zur Schilderung eines Thales und seiner Bewohner. Einen recht hübschen Beitrag auf diesem Gebiete gab uns Chr. Schneller in seinem Aufsatz „Das Lechthal“, der im ersten Bande dieses Jahrganges der „österreichischen Revue“ erschienen ist. Eine andere Schrift dieser Art, die namentlich den Freunden romanischer Sprachstudien Freude machen wird, ist: „Gröden, der Gröden und seine Sprache“, von J. A. Bian (Bozen, Wohlgenuth). Gröden ist ein kleines, abgeschlossenes, armes Thal, das sich bei Kolsan vom Eisackthale nach Osten abzweigt und nur 3493 Bewohner zählt. Sie sind romani-



scher Abkunft. Der karge Ertrag des Bodens — es muß mehr als ein Drittel der Nahrungsmittel eingeführt werden — zwang die Einwohner auf andere Erwerbsquellen zu denken. So verlegten sie sich schon vor langer Zeit auf das Schnitzen und auf die Handelschaft. Bald erschienen ihre Kinderspielzeuge und andere Schnitzwerke auf allen Messen und Märkten Deutschlands und selbst nach anderen Ländern trug der Gröbner seine Waare. Noch heutzutage finden wir Gröbner nicht nur in vielen Städten Deutschlands, sondern auch in Florenz, Rom, Neapel, Palermo, in Amsterdam, Paris, Lyon, Barcellona, Cadix, Valencia und Lissabon etablirt. Viele Auswanderer brachten es in der Fremde zu Reichthum und großem Ansehen. Ich verweise nur auf den Bildhauer Mahlknecht und den Rentier Canoner in Paris. Allein auch in der Ferne hängt der Gröbner mit treuer Liebe an seiner armen Heimat, kehrt im Alter dorthin zurück oder bedenk't sie mit reichen Spenden.

Ein interessantes Cabinetstück bietet uns Joh. D. Mahlknecht, welcher arm mit Schnitzwaaren in die Welt hinauszog und bei seinem Tode in Gröden nicht weniger als 171.000 fl. zu kirchlichen und humanen Zwecken gespendet hatte (S. 23). Der Verfasser giebt uns genaue Berichte über das Thal, dessen Bevölkerung, über das Leben, Treiben, Schnitzen und Handeln seiner Landsleute. Nur vermißten wir dabei, daß er den Sagen, Sitten und Gebräuchen keine Rechnung trug. Das Hauptinteresse, das wir am Gröbner finden, ist seine Sprache. Herr Bian giebt uns nun eine fleißig gearbeitete Grammatik derselben mit einem Wortverzeichnis und verschiedenen Lesebüchern. So er erfüllt einen von uns längst gehegten Wunsch und bietet uns auch ein vollständiges Verzeichniß der Hof- und Schreibnamen, der Berg- und Alpenbenennungen. Aus allem geht hervor, daß die Gröbner ein echt romanischer Stamm sind, der mit Zähigkeit an der Sprache seiner Ahnen festgehalten hat. Unter 100 Wörtern entfallen wohl achtzig auf das Lateinische, etwa zehn auf die deutsche und die übrigen zehn wahrscheinlich auf die rätische Sprache. Das Idiom scheint sich aus der römischen Volkssprache entwickelt zu haben.

## System der Währung oder des Geldes.

Von Gabriel de Kr Bidart, Doctor der Rechte.

(Wien 1864. — Commissionsverlag von Praudel und Gwald.)

Die wissenschaftlichen Leistungen auf dem Gebiete der theoretischen Nationalökonomik sind leider in Oesterreich so selten, daß wir gerne jede Gelegenheit ergreifen, um auf die Erscheinungen der einschlägigen, speciell österreichischen Litteratur aufmerksam zu machen. Dieser vorwiegend vaterländische Gesichtspunkt läßt

es jedoch um so mehr bedauern, daß wir heute ein Werkchen zu besprechen haben, welches die vorhandenen Lücken auszufüllen gewiß nicht berufen ist; ein Werkchen, das sich als ein „System der Währung oder des Geldes“ ankündigt, aber weder das „System“, noch den Begriff der „Währung oder des Geldes“ irgendwie zu fördern geeignet scheint.

Wir erbitten uns die Verzeihung des Lesers, wenn wir es unterlassen, ihn durch die labyrinthisch gewundenen Syllogismen mitzuschleppen, die wir durchwandern mußten, um mit dem Verfasser zu dem Begriffe „Werth und Geld“ zu gelangen. Es wird genügen, zu versichern, daß die gesammte Werthlehre in einer viel klareren Weise von Autoritäten behandelt wurde, die der Verfasser ganz unbeachtet läßt. Die wahrhaft classischen Studien von Jakob, Soden, Loß und Friedländer werden ignorirt und unbekümmert um diese Leistungen, bestimmt der Verfasser den Werthsbegriff auf dem Wege der reinen Abstraction in einer Art, von welcher er (S. 19) selbst eingesteht, daß sie für die Volkswirtschaft und den Verkehr ganz und gar unbrauchbar sei, daß sie eine ideelle Größe schaffe, deren Realität erst dort anfängt, wo sie sich nach dem praktischen Leben, dem gesunden Menschenverstande, der allgemeinen Erfahrung modificirt

Wir übergehen daher die Details dieser Ausführungen und wenden uns lieber gleich zum Gipfelpunkt der Philosophie des Buches: „der Construction eines neuen Währungsbegriffes“.

Nach der ethischen Bedeutung der Güter und nach der philosophischen Begründung des Eigenthums ist es — dem Verfasser — klar, daß Jeder, der die Sache verlegt, welche ich durch unmittelbare Beziehung inne habe, augenfällig auch meine Person beleidiget, und daß mir das Recht des Kampfes gegen den Widersacher zusteht. Deshalb giebt es von jeher privatrechtliche Sühnungen persönlicher Verletzungen, und zwar anfänglich unter der Form der Talion, später unter der des Währgeldes (S. 61). Daraus zieht Herr Le Vidart den Schluß: „Die gesetzlich bestimmte Substanz, womit die Abtragung einer vermögensrechtlichen Schuld zu erfolgen hat, ist das vermögensrechtliche Währgeld — die Währung.“

Wenn der Verfasser in dieser Deduction den Anschluß an die historische Schule zu erreichen sucht, dessen er sich in der Einleitung (S. 4) rühmt, oder damit nachweisen will „wie sich die Theorie des Professors L. Stein unter dem Einflusse der historischen Schule gestaltet“, so bedauern wir Beide, die historische Schule und den Professor L. Stein. Die Originalität aber, die in dem Gedanken liegt, den Währungsbegriff auf die Rechtsidee zu gründen, wird leider durch die Verfehrtheit der ganzen Argumentation aufgewogen.

Wie kann denn von einer Verletzung die Rede sein, wenn der Berechtigte, oder der Besigende selbst in die Uebertragung des Rechtes oder des Gutes einwilliget? Nach Herrn Le Vidart wäre jeder Kauf von Seite des Käufers ein Diebstahl, den er durch „das Währgeld“ sühnen müßte!

Nach diesem eben nicht sehr glücklichen Anlaufe erwähnt der Verfasser die Arten der Währungen, begehrt dabei einige sehr grobe thatächliche Irrthümer (auf

(S. 64 und S. 69) und handelt sodann im zweiten Theile seiner Schrift von der Papierwährung.

Einer Besprechung des Papiergeldes und seiner Entstehung, die wir als den gelungensten Theil des Buches bezeichnen möchten, reißt der Verfasser seine Anschauungen über die Valutaverhältnisse an und erklärt die Aufhebung der Schutzzölle für die Ursache eines empfindlichen Mangels an Edelmetallen, „weil die Kaufleute bei den meisten Artikeln einen Vortheil darin finden, dieselben aus den ausländischen Fabriken zu beziehen, wodurch sie den Consumenten preiswürdigere Waare bieten können!“

Schließlich aber declarirt er sich als Freihändler, denn er weist mit gewisser Berechtigung darauf hin, daß das Agio in Folge des Außerlandegehens der Edelmetalle immer steigt, dadurch dem Importhandel Einhalt thut und ein natürlicher Schutz der inländischen Industrie wird. „Wir glauben“, so endet das Buch, „in der dargestellten Weise das Palladium des Freihandels, den univetsellen Zoll- und Münz-Contract, gefunden zu haben. Am Schlusse unserer Untersuchung angelangt, sehen wir uns somit gezwungen, in dem Agio eine Retalitation der handelspolitischen Nöththeile der Völker zu erkennen. Dadurch ist die wichtige speculative Bedeutung der Papierwährung für die Concurrenzfähigkeit der Industrie des Vaterlandes dargethan.“

Räumliche Rücksichten verbieten uns überhaupt unser Urtheil über die Schrift ausführlich zu begründen und speciell den hier mitgetheilten Schlusssatz einer eingehenden Kritik zu unterwerfen; wir wissen, daß viele Praktiker mit dem Verfasser die Ansicht theilen, als ob in dem Agio ein angemessener Schutz Zoll liege; allein wir glauben, daß man dabei zu leicht auf die mit der Entwerthung des Papiergeldes correspondirende Hebung aller Güterpreise, mithin aller Rohmaterialien, Lebensmittel und des Arbeitslohnes vergißt, die schließlich die Vortheile des Agioschutzes fast ganz aufheben. Lassen wir aber die Controverse bei Seite, so kann doch jedenfalls das Agio nur für diejenigen Industrien einen Schutz geben, die nicht concurrenzfähig sind; bei den anderen Gewerbszweigen liegt im Agio eine irrationelle und unberechtigte Vertheuerung der Producte für die inländischen Consumenten, also ein großes wirthschaftliches Uebel. Niemand aber wird sich mit dem Verfasser zu der Auffassung bekennen wollen, daß „das Agio ein allgemeines Schutzmittel sein soll, welches sich ohne Unterscheidung lediglich nach Procenten des Werthes der Güter richtet“.

So wie diese Einzelheiten, wird ein Blick auf die Logik des ganzen Buches jeden Leser überzeugen, daß es Herrn Le Bidart nicht gelungen sei, Ruhmenswerthes auf dem Gebiete der systematischen Nationalökonomie zu leisten.

Nicht nur, daß die Kette der Schlußfolgerungen auf jeder Seite mehrmals abreißt, so ist es sehr störend, immer wieder Zwischengedanken eingeschoben zu sehen, die gar nicht zur Sache gehören. So spricht der Verfasser mitten unter der Werthlehre auch vom Bestiftungszwang, vom landwirthschaftlichen Credit und Unterricht und gleich darauf vom Maschinenwesen (S. 31) u. s. w. Eben so unan-

genehm kann dem Leser die vom Verfasser gewählte Terminologie und der oft bombastische Stil werden; beispielsweise die Sätze: „Schon die Germanen auf der mit wilder Natur bewachsenen Tellus . . .!“ (S. 4), oder „Die Fähigkeit rusticaler Adolescenzen zum gemeinsamen Wohle“ (S. 31) u. s. w.

Wenn die Verbindung der historischen mit der philosophischen Schule keine anderen Früchte trägt, so müssen wir auf eine solche Combination lieber verzichten; bei dem uns vorliegenden Versuche aber ist nur zu bedauern, daß manche gute Idee und das ernste wissenschaftliche Streben so oft unter der transcendentalen Decke erstickt wurden.

Dr. Franz Neumann.

## Hermann v. Gilm.

E. Am 31. Mai d. J. hat Tirol mit Hermann v. Gilm seinen hervorragendsten Dichter verloren. Sein lyrisches Talent, dem eine seltene Kraft und Ursprünglichkeit, ein eigenthümlich fesselnder Reiz innewohnten, nach seiner vollen Bedeutung zu würdigen, ist weiteren Kreisen bis jetzt vorenthalten worden: denn Gilm ist nie mit einer Sammlung seiner Gedichte vor die Oeffentlichkeit getreten, wie oft auch die Aufforderung hiezu an ihn ergangen war. Einzelne derselben erschienen in Zeitschriften und Almanachen, fanden Eingang in Schilderungen des Landes. Viele wurden nur seinen Freunden bekannt, welche sie in treuer Erinnerung bewahrten und sorgfamer hüteten, als der Dichter selbst, der so manches seiner Lieder aus der Hand gab, ohne sich eine Abschrift zurückzubehalten und nach kurzer Zeit seine Spuren nicht mehr zu finden wußte. Wer Tirol besuchte und Land und Leuten seine Theilnahme zuwendete, dem blieben auch Gilm's Gedichte sicher nicht lange verborgen und selten zog ein Reisender und Forscher von seinen Höhen und Thälern heim, der nicht eines dieser Lieder mit sich genommen und in die Blätter seiner Erinnerungen gelegt hätte. Denn aus ihnen wehte frisch und würzig die Luft der Alpen, lachte das tiefe blaue Auge ihrer Seen; aus ihnen schlug in hellen Lauten die Lust des Schützenlebens und leuchtete schön und hell die Liebe zum Heimatlande, die den Sohn der Berge vor allem kennzeichnet.

So wie wir einer Gesamtausgabe von Gilm's Gedichten noch entgegenzusehen haben, so muß auch eine eingehende Lebensbeschreibung des Dichters einer späteren Zeit und einem anderen Orte vorbehalten bleiben. Hier kann nur einigen biographischen Umrissen Raum gezönnt, nur auf den poetischen Schatz hingedeutet werden, der an das Licht der Oeffentlichkeit zu heben ist.

Hermann v. Gilm wurde im Jahre 1813 zu Raasdorf in Vorarlberg geboren, kam aber schon in früheren Jahren in die Hauptstadt des Landes, in welcher sein Vater durch geraume Zeit die Stelle eines Rathes bei dem Gerichtshofe erster, dann bei jenem zweiter Instanz bekleidete. An der dortigen Universität legte er die rechts- und staatswissenschaftlichen Studien zurück, nach deren Beendigung er im Jahre 1838 in den Staatsdienst trat. Zehn Jahre später wurde Gilm, den in der Zwischenzeit seine amtliche Laufbahn in verschiedene Theile Tirols geführt hatte, zur Dienstleistung in das Ministerium des Innern berufen, nach sechs weiteren Jahren aber zur oberösterreichischen Landesstelle als Statthaltersecretär versetzt, auf welchem Posten er bis zu seinem kürzlich erfolgten Tode blieb. Schon im Winter des Jahres 1862 war Gilm von einem körperlichen Leiden befallen worden, welches zu den ernstesten Besorgnissen Anlaß bot. In den Bergen seiner

Heimat fand er Erholung und Kräftigung, Heiterkeit und Frohsinn wieder. Mit dem Feuer „jener Jugend, die uns nie verfliegt“, nahm er Antheil an dem Feste der Vereinigung Tirols mit Oesterreich, welches in den Tagen seines Aufenthaltens in Innsbruck gefeiert wurde. Ihm widmete er die Ausgabe eines kleinen Cyclus älterer Gedichte, welche unter dem Titel: „Aus dem Schützenleben“ erschien und eine neue Dichtung, „Tirols Ehrentag“, die nach seinen eigenen Worten „die Seele aus dem Blüthenkelch der Zeit“ genommen hatte und an Adel des Gedankens und Kraft des Ausdruckes den besten seiner früheren Lieder ebenbürtig ist.

Mit dem verflorbenen Winter, welchen Gilm wieder in Lienz zubrachte, kehrten seine Leiden mit verstärkter Kraft zurück und endigten mit seinem Tode. Seit kurzer Zeit erst vermählt, hinterläßt er ein Kind, das noch nicht das erste Lebensjahr erreicht hat.

Wer auch nur einen Theil von Gilm's Dichtungen kennt, wird sich der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß in ihm eine echte Dichternatur lebendig war, welche nur der leisesten Anregung bedurfte, um den Quell „eigensten Gefanges“ frisch und hell aus ihrer Tiefe zu entsenden. Und welche Fülle von Anregungen gab es nicht für den Dichter, welcher ein stets offenes Herz der Freundschaft und Liebe allem Großen und Edlen entgegenbrachte, mit treuer Hingebung an seiner Heimat hing und für den Ruhm und das Glück seines Vaterlandes glühte! Von Kindheit an umgeben von den großartigen Bildern und Erscheinungen der Gebirgswelt, durch viele Jahre in stetem Verkehre mit einer mannhaften und zugleich fröhlichen Bevölkerung hatte er für das Leben der Natur und des Volkes eben so viel Theilnahme als Verständniß gewonnen, seine Eigenthümlichkeiten und sein'en Züge sich eingeprägt. Was sein Herz bewegte, wußte in der Natur, die ihn umgab, Gestalt, Farbe und Klang zu finden, und als ein Frühling von Liedern blühte aus seiner Brust hervor, was ihr geheimnißvolles Schaffen und Weben in seine Seele gelegt hatte. Es giebt keine Gegend, in welcher Gilm durch längere Zeit verweilte, die nicht ein sinniges Gastgeschenk seiner Muse empfangen hätte, kein Fest in der Heimat, kein wichtiges Ereigniß im Leben des Volkes, ist ohne den Kranz seines Liedes geblieben. Vielleicht auf keinem Gebiete hat sich seine poetische Begabung glänzender gezeigt als auf jenem des Gelegenheitsgedichtes, auf welchem in der Regel die reiche Saat der Mittelmäßigkeit wuchert. Wer die Journale Wiens vom Jahre 1853 durchblättert, wird in ihnen einen hinreichenden Beleg für unsere Behauptung finden.

Zwischen Beginn und Ende der dichterischen Thätigkeit Gilm's liegen ungefähr drei Jahrzehnte. In einigen seiner frühesten Gedichte spricht sich jene unbefriedigte Stimmung aus, in welche gewisse Vorgänge in der Heimat und Verhältnisse des staatlichen Lebens ihren Verfasser wie so viele Andere versetzten. Eines derselben, das in etwas veränderter Gestalt in den Cyclus „Aus dem Schützenleben“ aufgenommen wurde, aber auch in seiner ursprünglichen Erscheinung heute kaum mehr ernste Bedenken erregen würde, lenkte damals dem Dichter eine Aufmerksamkeit zu, welche ihm gefährlich zu werden drohte. Sein letztes Gedicht „Das Adoptivkind“ ging nur um wenige Monate dem Ende des Dichters vorher. Es galt den Gefallenen von Deversee und dem hochherzigen Beschützer ihrer Wittwen und Waisen. Unverkennbar ist, wie persönlich nahe ihm ein Vorgefühl des Todes den Inhalt desselben legte.

So viel uns bekannt, hat Gilm das Gebiet der dramatischen und der eigentlich epischen Dichtung nie betreten. Innerhalb jener Grenzen, welche er sich selbst vorzeichnete, schuf er freudig und als echter Dichter.

\* Ungarische Schullitteratur. Unter den mannigfaltigen Bewegungen, welche gegenwärtig auf dem Gebiete der ungarischen Litteratur wahrgenommen werden können, verdient der lebhafteste Umchwung, den insbesondere die sogenannte Schulbücherlitteratur in den verfloffenen Jahren nahm, eine um so größere Beachtung, als gerade dieses sonst so unbedeutend scheinende Gebiet mit der eigentlichen Lebensfrage der ungarischen Litteratur überhaupt: „ob nämlich durch dieselbe die jüngsten Resultate der europäischen Wissenschaft in kurzer Zeit assimilirt werden können?“ unverkennbar in unmittelbarem Zusammenhange steht. — Wie bekannt, sind im Jahre 1861 die ungarischen Mittelschulen eben so wie die Universität auf nationale Grundlage gestellt, die Lehrkanzeln ausschließlich mit einheimischen Kräften besetzt und dem entsprechend an den meisten Lehranstalten des Landes das ungarische Idiom zur Unterrichtssprache erhoben worden. Diese plötzliche Aenderung der Dinge in dem gesammten ungarischen Unterrichtswesen konnte selbstverständlich nicht verfehlen, insbesondere auch auf die künftige Gestaltung der Schulbücherlitteratur entscheidend einzuwirken, und zwar um so mehr, als gerade dieser Litteraturzweig sich seit jeher in einem so vernachlässigten Zustande befand, daß auf Grund dessen ein hiesiges kritisches Blatt sich berechtigt fühlte zu erklären, daß „unter allen Richtungen der einheimischen Litteratur keine einzige geeignet ist, das Wehgeschrei und das Verdammungsurtheil der Kritik in dem Maße herauszufordern, wie dies mit den ungarischen Schulbüchern der Fall ist; da dieselben mit wenigen Ausnahmen sowohl der Form als dem Inhalte nach so beschaffen sind, als wenn sie die Wissenschaft der Gegenwart negiren, nicht aber verbreiten wollten“. So war man — um nur ein großes Beispiel anzuführen — bemüht, an den Mittelschulen Ungarns die ungarische Sprache nach Ollendorfs Methode vorzutragen, die deutsche Sprache nach einem Lehrbuche von Zöpfler, das beiläufig vor einem halben Jahrhundert verfaßt, jährlich in neuen Auflagen — doch mit dem alten Inhalte — erschien, und eben so oft in Tausenden von Exemplaren vergriffen wurde, u. s. w. — Seitdem hat sich aber — Dank insbesondere den weltlichen, an den auswärtigen Hochschulen gebildeten Lehrern — diese schlimme Lage der Dinge wesentlich gebessert, und es gereicht uns zum aufrichtigen Vergnügen die unbefreitbare Thatfache constatiren zu können, daß es keinen Unterrichtszweig giebt, der heutzutage nicht durch solche ungarische Lehrbücher vertreten wäre, die dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft in jeder Beziehung entsprechen. So hat z. B. der Akademiker und gewesene Professor der ungarischen Sprache an der Prager k. Universität, Dr. M. Kiedl, eine Schulgrammatik der ungarischen Sprache verfaßt, die, auf vergleichend-historischen Grundlagen beruhend, geeignet sein dürfte, eine eben so nothwendige, als bisher nicht erfolgte Reform in der Behandlung der ungarischen Sprache an den Mittelschulen anzubahnen. Von demselben Verfasser erscheint gegenwärtig die zweite Auflage einer zu demselben Zwecke geschriebenen deutschen Grammatik für ungarische Mittelschulen. Unter den in jüngster Zeit erschienenen philologischen Lehrbüchern verdient insbesondere die durch den Professor Szénassy veranstaltete Bearbeitung der lateinischen Grammatik von Banicsek, die durch den Schulrath Kis magyarisirte griechische Grammatik von Curtius, eine lateinische Grammatik von den Professoren David und Kolmár in Preßburg u. s. w. eine besondere Beachtung. Auch an philologischen Hilfsbüchern haben wir keinen Mangel mehr. Außer verschiedenen Wörterbüchern, Uebersetzungen und Interpretationen der in den Schulen gelesenen Classiker erscheint soeben ein ausführliches ungarisch-lateinisches Wörterbuch von den Professoren Bartl und Bereß, und — wie wir eben vernehmen — beabsichtigt die Verlagshandlung des G. Heckenast, eine Schulausgabe sämmtlicher griechischen und lateinischen Classiker, die gegenwärtig an den Mittelschulen behandelt werden, zu veranstalten. Auch auf dem Gebiete der exacten Wissenschaften regt sich neues Leben. Außer den Uebersetzungen der Lehrbücher Močniks hat in jüngster Zeit G. Corzán eine analytische Geometrie ver-

faßt, die in jeder Beziehung als vortrefflich bezeichnet wird. Von demselben Verfasser soll nächstens eine ausführliche Trigonometrie erscheinen. Auch eine ungarische Bearbeitung der höheren Mathematik von F. Lutter befindet sich bereits unter der Presse u. s. w. Unter den neueren Lehrbüchern der Physik verdient insbesondere die Uebersetzung des Subic'schen Werkes durch Kruesz und Kühn, so wie die Uebersetzung der Kunze'schen Experimentalphysik von Abt hervorgehoben zu werden. Auch dem früheren Mangel an zweckmäßigen Lehrbüchern für allgemeine und speciell-ungarische Geschichte ist in jüngster Zeit durch die Werke Füßy's, Környei's und Frankl's abgeholfen worden. Sogar die Philosophie, ein Feld, das in der ungarischen Litteratur überhaupt seit jeher ziemlich brach lag, hat im laufenden Jahre würdige Vertretung gefunden, und zwar einerseits an M. Niedl, der die philosophische Propädeutik von R. Zimmermann, andererseits an A. Molnár, der die Psychologie, Logik und Metaphysik von Erdmann ins Ungarische übertrug. Ob sich aber die Werke Erdmanns zum Schulgebrauche an Gymnasien eignen, dürfte aus naheliegenden Gründen sehr zu bezweifeln sein.

Abgesehen von der großen Anzahl der Schulbücher, die mindestens als eben so viele Beweise des regen Lebens, das auf diesem Gebiete der ungarischen Litteratur gegenwärtig herrscht, eine Beachtung verdienen, ist in jüngster Zeit das gegenwärtige ungarische Unterrichtswesen, über welches die öffentliche Stimme sich bereits seit Jahren gar nicht vernachlässigen ließ, in der periodischen Tagespresse wieder Gegenstand weitläufigerer Erörterungen geworden. So hat, um nur das Wichtigste in dieser Richtung zu erwähnen, der Ofener Gymnasialdirector F. Lutter in den Spalten des „Pesti Napló“ ein ausführliches Programm für eine Reorganisation der ungarischen Elementar- und Mittelschulen veröffentlicht, worin er für das Bifurcationsystem und die Errichtung von neunclassigen Realgymnasien das Wort ergreift. Andererseits werden in einer jeden Nummer der kritisch-wissenschaftlichen Wochenchrift „Kalanaz“ die wichtigsten Specialfragen des ungarischen Unterrichtswesens besprochen, insbesondere die Stellung der Philologie an den Gymnasien, dann die bereits vielfach ventilirte Frage: ob an den Gymnasien die Philosophie in ihrer ganzen Ausdehnung, oder nur die philosophische Propädeutik, wie bisher, gelehrt werden soll, wiederholt erörtert u. s. w. Somit herrscht auf diesem Gebiete der ungarischen Litteratur eine Thätigkeit und Bewegung, die man in anderen Richtungen des öffentlichen Lebens in diesem Maße kaum finden dürfte.

\* Von dem hochwürdigsten Herrn Prälaten des Benedictinerstiftes St. Paul, Ferdinand Steinringer, sind jüngst bei Gerischek in Wien philosophische Studien unter dem Titel: „Versuch einer Kennzeichnung des Menschen als Natur und Geist, als Sinnen- und Vernunftwesen, für denkende Christen“ erschienen, welche zunächst für junge Theologen bestimmt sind.

\* Eines der ältesten Familienarchive, die sich in Böhmen befinden, dürfte jenes der Grafen Boos-Waldeck sein. Dasselbe besteht bereits seit 500 Jahren geordnet, indem im Jahre 1364 alle die Familie betreffenden Urkunden von früherer Zeit darin aufgenommen und in der Stammburg Waldeck (in Rheinpreußen) verwahrt wurden. Die ältesten auf die Familie sich beziehenden Originalurkunden in diesem Archive sind vom Jahre 1124 und dürfte sich bei genauerer Durchsichtung der großen Anzahl von Documenten wohl manches historisch Interessante darin finden.

\* Universitätsprofessor Dr. Emil Czjrnianski hat neuerdings eine 28 Seiten zählende Schrift unter dem Titel: „Eine neue Theorie der Chemie, durchgeführt durch alle unorganischen Verbindungen in allgemeinen Formen“ (in der Universitätsdruckerei zu Krakau) in deutscher Sprache herausgegeben, welche er der prüfenden Kritik der Fachmänner vorlegt.

\* Bei Poremba in Lemberg ist eine historische Skizze (134 S. 8) über die Huzulen (Huculy) von dem griechisch-katholischen Seelsorger P. Sophron Witwicki in Zabie erschienen, mit einer geographischen Karte des jetzigen Wohnortes dieses Volkvolkes, welche ihre Herkunft, die Geognosie der Berge, Mineralien, Salz, Kohle, Wohnungen, die Unterhaltungsmittel der Leute, ihr Leben in religiöser, moralischer und physischer Beziehung, Kleidung, Sprache, Bräuche und Sitten, ihr kriegerisches Naturell, ihre Anschauungsweise u. s. f. beschreibt. Den Schluß bilden zwei Lieder in ruthenischer Sprache.

\* Bekanntlich sind der ungarischen Akademie höheren Orts 12.000 fl. angewiesen worden, die zur Ergänzung der akademischen Bibliothek verwendet werden sollen. Mit der Bestimmung der zu diesem Zweck anzukaufenden Bücher sind nun die Herren M. Csengery, C. Ehan, Joseph Szabó und andere Akademiker betraut worden. Da aber diese Summe kaum hinreichen dürfte, um davon auch Kunstwerke u. s. w. anzuschaffen, stellt ein Pester Blatt (Fővárosi Lapot) den Antrag, daß diesem Mangel die dortigen Kunstvereine dadurch abhelfen mögen, daß sie ihre Büchersammlungen, Karten, Albums u. s. w. in der Bibliothek der Akademie aufstellen und so dem größeren Publicum zugänglich machen.

\* Der talentvolle ungarische Litterarhistoriker Zilahy, von dem eben jetzt eine ausführliche Biographie Petöfi's erschienen, ist am 15. Mai in seinem 25. Lebensjahre gestorben. Es ist dies für die ungarische Litteratur ein um so größerer Verlust, als der Verstorbene eine hohe Bildung mit seltenem Fleiß vereinigte, und seine bisherige litterarische Thätigkeit zu den schönsten Hoffnungen in dieser Richtung berechtigte.

\* Dr. Rudolf Gottschall übersiedelt, um mit Neujahr 1865 die Redaction der bei Brockhaus erscheinenden „Blätter für litterarische Unterhaltung“ und des encyclopädischen Werkes „Unsere Zeit“ zu übernehmen, nach Leipzig.

\* Die für den Allerhöchsten Hof angekauften Gemälde aus der diesjährigen akademischen Kunstausstellung haben folgende Bestimmung erhalten:

1. „Die Scene aus der Schlacht bei Kollin“ von Sigmund Allemand haben Sr. Majestät der Kaiser für Allerhöchsthre eigenes Appartement gewählet. 2. Riedels „Vorleser“, Mayers Ludwig „Christus und die Samariterin“, Zills „Heimkehrende Kreuzfahrer“ und die Landschaften von Schaeffer, Schlesinger, Novopacty, Heinelein und Haushofer wurden für die kaiserliche Galerie am Belvedere, 3. Schönbrunnners „Versuchung des hl. Antonius“, Schöns „Markt in Constantinopel“, Köfflers „Rückkehr aus der Sklaverei“ und die Landschaften von Korzinek, Sattel, Halauska, Holzner, Zimmermann, Marx und Kriehuber zur Ausschmückung kaiserlicher Appartements in Wien und in den kaiserlichen Schlössern bestimmt.

\* Das Interesse für den Bau der Leopoldstädter Kirche in Pest nimmt mit den kloßalen Dimensionen zu, in welchen das Bauwerk vorschreitet. Die Kirche ist beinahe nach allen Seiten hin bereits bis zum Schlußgesimse gediehen. Während die Sacristei schon seit 4 Jahren zu einer Interimskirche benützt wird und die flankirenden 4 Eckthürme sich mächtig erheben, wird in kurzem die Nordfaçade des Gebäudes ihrer Vollendung entgegengehen. Die Kuppel des Domes soll ein hohes Oval erhalten. Die Nordfaçade zeichnet sich vor der gegen Süden gerichteten durch eine größere Energie, durch Gediegenheit der Quadersteine und Gleichheit im Farbenton derselben aus. Die Figural-sculpturen des großen Mittelbogens befinden sich gegenwärtig unter dem Meißel.



\* Der Historienmaler Herr Hans Mackart ist mit der Vollendung eines großen Gemäldes beschäftigt, welches eine italienische Siebta aus der Zeit Titians zum Gegenstande hat. Es ist ein Delgemälde von 19 Fuß Breite und 12 Fuß Höhe, mit 15 lebensgroßen Figuren. Das Bild ist von dem kunstsinnigen Hofbanquier Baron Etieglitz in St. Petersburg bestellt.

\* Architekt Nicolaus Ybl in Pest wurde mit der Anfertigung der Pläne und Kostenüberschläge zum Baue der neuen Curie beauftragt. Die approximativen Kosten sind auf 460.000 fl. veranschlagt.

\* In Paris soll, der „Gazette des beaux arts“ zufolge, demnächst ein großartiges Musée des arts et d'industrie, ähnlich unserem in den letzten Wochen eröffneten Museum für Kunst und Industrie, errichtet werden. Die Namen der Directoren und die näheren Bestimmungen werden demnächst bekannt gemacht werden.

---

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Auch heute haben wir über eine nicht große Anzahl neuer Erscheinungen zu berichten, als deren bedeutendste wir wohl das nachstehende kirchengeschichtliche Werk bezeichnen können, das uns einen neuen Beweis für das rege wissenschaftliche Leben liefert, dessen sich die katholische Theologie Baierns rühmen darf. Es betitelt sich: „Geschichte der kirchlichen Trennung zwischen dem Orient und Occident, von den ersten Anfängen bis zur jüngsten Gegenwart; von Dr. F. Pichler“. Der uns vorliegende erste Band enthält die Geschichte der byzantinischen Kirche, von ihrer Entstehung und den sie vorbereitenden Ereignissen ausgehend, bis in die neueste Zeit, somit in Fragen und Erörterungen eingreifend, die ihre Lösung noch mit der wichtigsten aller Fragen, welche die heutige Welt beschäftigen, erwarten. Wir glauben, daß der Verfasser sich nicht irrt, wenn er mit einer vollständigen Geschichte der kirchlichen Trennung zwischen Orient und Occident einem Bedürfnis der Gegenwart abzuwehren meint, da die neuere Litteratur wenig Arbeiten über dieses wichtigste Ereignis der Kirchengeschichte aufweisen kann.

Die „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine, von Ludwig Friedländer in Königsberg“ haben eine längst erwartete Fortsetzung in dem eben erschienenen zweiten Theile erhalten. Die erste Hälfte desselben behandelt die Reisen, Verkehrsanstalten und Transportmittel in dem Rom der früheren Kaiserzeit, während in der zweiten größeren Hälfte Darstellungen über die charakteristischen Vergnügungen und Verfeinerung des Lebensgenusses beginnen, welche in dem vorliegenden Bande vorläufig mit der Betrachtung der Schauspiel- und Tanzkunst abschließen, um in dem folgenden Bande mit der Behandlung der übrigen Künste das Werk zu seinem Abschluß zu führen.

Zwei Beiträge zur österreichischen Litteraturgeschichte dürften in diesen Blättern noch eine ausführlichere Besprechung finden; wir beschränken uns ihre Titel anzuführen: „Volkschauspiele aus Mähren, ges. von Feisalif“ und „Deutsche Sprachdenkmale aus Siebenbürgen, von Gymnasialdirector Müller in Schäßburg“, eine vom Verein für siebenbürgische Landeskunde ins Leben gerufene Sammlung aus schriftlichen Quellen des 12. bis 16. Jahrhunderts.

Die Reihe der geschichtlichen Novitäten schließt mit einer Gelegenheitschrift zum jüngst vergangenen 20. Mai, dem hundertjährigen Geburtstage Gottfried Schadows. Dr. Jul. Friedländer veröffentlicht eine Anzahl Aufsätze und Briefe des Künstlers,

darunter eine Selbstbiographie vom Jahre 1806, Briefe an seine Familie und kleinere Aufsätze, dann ein genaues Verzeichniß sämmtlicher Werke Schadows.

Es ist bekannt, daß ein umfangreiches Werk über die Vereinigten Staaten in neuer Zeit nicht erschienen ist. Diesem Mangel hat ein Herr Alkert Glog durch ein in zwei, je circa 650 Seiten starken Bänden erschienenen Werk gründlich abhelfen wollen. Das höchst eigenthümlich stilisirte Opus betitelt sich: „Das Leben in den Vereinigten Staaten zur Beurtheilung von America's Gegenwart und Zukunft“, und bespricht in großer Ausführlichkeit die gesammten kirchlichen, politischen und socialen Zustände der Union.

Von G. Hartung, dem Verfasser einer sehr gerühmten geologischen Arbeit über die Azoren, erschien: „Geologische Beschreibung der Inseln Madeira und Porto Santo“, auf das beste durch Tafeln und eine Karte ausgestattet. Weitere streng wissenschaftliche Erscheinungen liegen uns vor in einer: „Flora Europæa Algarum aquæ dulcis et submarinæ, Sectio I, autore L. Rabenhorst“ und einem „Handbuch der Zensprache, von Ferdinand Justi“, dessen erste Lieferung soeben erschien.

Schließlich möchten wir noch auf das nachstehende recht unterhaltende Büchlein aufmerksam machen: „Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volkes von Georg Büchmann.“ Es enthält eine Sammlung und Classification so wie die Etymologie einer großen Anzahl der nicht zu zählenden Citate, classischen Stellen, wie sie in der alltäglichen Rede der Gegenwart in Gebrauch sind. Dabei bringt der Verfasser in seinem Eifer, die richtige Quelle aufzufinden, manches überraschende Resultat, so z. B. daß das allgemein Falleyrand zugeschriebene Wort: „Dem Menschen ist die Sprache gegeben, um seine Gedanken zu verbergen“ nicht diesem, sondern Voltaire seine Entstehung verdankt, ferner daß Buffons Ausspruch: „Le style c'est l'homme“ nicht so, sondern „le style est de l'homme même“ lautet, also einen ganz anderen Sinn hat, als den, in welchem es so oft gebraucht wird.

---

## Sitzungsberichte.

---

### Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 11. Mai 1864.

Die Commission für Herausgabe österreichischer Weisthümer erhält folgende Einwendungen:

- a) von dem hochw. Herrn Abte Honorius des Stiftes zu Altenburg 3 Stücke Originalurkunden und mehrere Abschriften;
- b) von dem Stifte Lilienfeld 6 Stücke Panthaidingen im Original, zur Benutzung.

Dann wird der Classe vorgelegt:

1. Von Herrn Mathias Koch der zweite Theil seiner „Geschichte des deutschen Reiches unter der Regierung Ferdinands III.“, zur Herausgabe.
2. Von Herrn Adolf Wolf, Scriptor an der k. k. Hofbibliothek, eine Sammlung von Volksliedern aus Venetien. Diese Volkslieder wurden von Herrn Georg Widter in Vicenza aus dem Volksmunde gesammelt, und von Herrn Wolf redigirt und mit Anmerkungen versehen. Sie stammen, 103 an der Zahl, zum größten Theil aus den vicentinischen Bergen, und zerfallen in zwei Abtheilungen, eine lyrische, die von Nr. 1 bis 71 geht, und eine epische, die die übrigen Nummern umfaßt. Die Anmerkungen

weisen die Beziehungen mit anderen italienischen Volkslieder-Sammlungen nach, und ziehen für die epischen Lieder oder Balladen auch die Volkslieder der übrigen europäischen Völker in den Kreis der Betrachtung, und zeigen die Parallelen auf, die sich zwischen denselben finden.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe  
vom 12. Mai 1864.

Herr Prof. Auer theilt das specielle Verzeichniß der Fische mit, welche während der Reise der kais. Fregatte „Nevara“ gesammelt wurden, und deren Bearbeitung durch ihn nunmehr so weit vorgeschritten ist, daß mit ihrer Veröffentlichung begonnen werden kann. Das als erste Abtheilung vorgelegte Verzeichniß umfaßt einen großen Theil der Stachel-flesser und macht 45 Gattungen, die mit 124 Arten vertreten sind, namhaft. Von letzteren sind fünf zweifellos bisher noch unbeschrieben, nämlich 1 *Holocentrus*, 2 *Serranus*, 1 *Dania* und 1 *Mendozoma*, zwei (1 *Helotes* und 1 *Upeneus*) sehr wahrscheinlich neu. Die als neu betrachteten Arten werden durch Diagnosen, die in lateinischer Sprache abgefaßt sind, begründet und deren Fundorte angegeben.

Das wirkliche Mitglied Herr Hofrath W. Haidinger berichtet über die Beschaffenheit gewisser Eisenmassen, welche theils von problematischer, theils von bestimmt „technischer“ Natur auf der Erdoberfläche angetroffen werden. „Ein vielbesprochenes Fund-Eisen dieser Art aus der Gegend von Kokizan war eine vier Pfund schwere Masse, im Besitze des Herrn Prälaten von Strahof, Hieronymus Joseph Freiherrn v. Zeidler, die er von Herrn Prof. Nickerl in Prag zu einem meteoritischen Preise von 3 fl. für das Loth im Jahre 1854 erworben hatte. Eine Analyse mit Nickelgehalt, von Herrn Stolba ausgeführt, war in der Zeitschrift „Lotos“ veröffentlicht worden. Aber ein Abschnitt des wirklichen Kokizan-Eisens gab Herrn Karl Ritter v. Hauer kein Nickel, sondern 1.1 Kiesel, 2.4 Kohle, und 96.0 Eisen nebst einer Spur von Kalk. Es mußte also irgend eine Verwechslung stattgefunden haben. Auch eine Kupfertafel mit den galvanoplastischen Abdrücken wird vorgelegt, und das Gefüge beschrieben, welches bedeutend von jedem bisher bekannten Meteoreisen abweicht. Es sind ferner zur Vergleichung Abdrücke des Eisens von Newstead in Roxburghshire in Schottland beigegeben, so wie von einem wirklichen „halbvirten“ Roheisen, halb spiegelig, halb grau. Das Fehlen von Nickel sollte man übrigens nicht unbedingt als einen Beweis nichtmeteorischen Ursprungs ansehen.“

„Ein anderes Fund-Eisen, brüchig, mit vollkommen schwarzem Bruche, von dem Dorfe Cotta bei Dresden, von Herrn Prof. Dr. H. B. Geinitz freundlichst zur Ansicht eingesandt, zeigt eine sehr eigenthümliche Mischung, indem übereinstimmend mit Herrn Prof. Geinitz's Mittheilung Herr Karl Ritter v. Hauer fand: Unlösliches 3.2, Verbrennbares 21.4, Eisen 75.4. Das Verbrennbare größtentheils Kohlenstoff.“

Haidinger erinnert an eine Angabe von Berzelius über Kanonen, welche in der Gegend von Carlscrona aus einem seit 50 Jahren versunkenen Schiffe an den Tag gebracht wurden, die zu einem Drittel in einen porösen, graphitähnlichen Körper verwandelt waren, der sich erhitzte, als er an die Luft kam, so daß sein Wassergehalt als Dampf entwich. Solchen Körpern reiht sich das Cotta-Eisen ungewungen an, welches wohl ursprünglich schon ein sehr schwarzes Roheisen war, aber durch langes Liegen in der Erde sich in der genannten Weise verändert hatte. Das Kokizan-Eisen und das Cotta-Eisen zeigen beide eine starke Lage von neugebildetem Magneteisenstein.

Ein drittes Fund-Eisen, von Herrn J. Grabák bei Kremnitz auf einem Felde gefunden, reiht sich gerade hier an, doch ist es nicht so weit vorgeschritten und enthält Unlösliches 4.3, Verbrennbares 15.7, Eisen 80.

Herr Hofrath Haidinger berichtet ferner über seine Untersuchungen bezüglich einer großkörnigen Meteoriten-Beccie von Copiapo. „Eine Kupfertafel enthält Abdrücke der polirten, nicht geätzten, und der polirten und geätzten Schnittflächen. Tafeln dieser Art werden durch einen langsamen Proceß galvanoplastischer Abformung gewonnen und erheischen daher längere Zeit zur Vorbereitung. Das Stück Meteoriten war von Herrn Dr. Oscar Speyer in Cassel an Herrn Director Hörnes eingesandt worden. Ich ließ mitten aus dem dicksten Theile eine etwa 1½ Linie dicke Platte heraus schneiden, so daß man eine polirte größte Fläche gewann. Dies ist die günstigste Art der Behandlung zum Aufschlusse der natürlichen Beschaffenheit eines Meteoriten, sei er Stein oder Eisen. Hier zeigte sich nun eine Eisengrundmasse körnig zusammengesetzt, auffallend auf der geätzten Fläche die Körner in verschiedenen helleren und dunkleren, grauen bis schwarzen Tönen sich darstellend, ein Beweis, daß die Lage derselben hier in Bezug auf Farbe maßgebend ist, da sie unter verschiedenen Winkeln wechselt. In dieser Grundmasse sind nun deutliche Bruchstücke von Meteorsteinen unregelmäßig zerstreut, scharfkantig dreieckige, viereckige Durchschnitte gebend, unter andern auch ein Steinschiefer, anderthalb Zoll lang und breit und nur ¼ Zoll dick und sich auskeilend.“

„Unter den anderen mehr und weniger Eisen enthaltenden, zum Theil reinen Stein-Meteoriten-Bruchstücken sind auch viele Bruchstücke von Troilit oder Einfach-Schwefeleisen. Die drei Stücke zusammen wiegen 2 Pfund und 7 Loth Wiener Gewicht. Analyse von Herrn Karl Ritter v. Hauer: 6.4 Nickel, 93.0 Eisen. Eine Masse von 3 Pfund 6 Loth war kürzlich von Professor Charles A. Joy in New-York untersucht worden, welche mit der hiesigen viele Aehnlichkeit zu haben scheint und 50 engl. Meilen von Copiapo in einem Bergpaß in den Anden gefunden wurde. Das neu untersuchte Stück war von Copiapo direct an Dr. Speyer eingesandt worden. In neuerer Zeit wurden dort viele Entdeckungen gemacht, über welche zum Theil Gustav Rose, später auch Domesko berichtete.“

Auch über das Meteoriten von Tula giebt Haidinger Nachrichten von Herrn Dr. Auerbach, so wie von demselben über das Meteoriten von Sarcpta, als Ergänzungen zu seinem eigenen früheren Berichte.

Herr Dr. Richard L. Maly, Assistent der Physiologie an der Grazer Universität, übergiebt eine Arbeit unter dem Titel: „Vorläufige Mittheilungen über die chemische Natur der Gallenfarbstoffe“. Der Ausgangspunkt für die daselbst beschriebenen Versuche war das krystallisirte Cholepyrrhin (Biliphain). Dieses verhält sich zu Alkalien wie ein Amid, d. h. entwickelt damit Ammoniak, während der Rest sich mit den Basen zu gelben oder grünen salzartigen Körpern vereint. Entsprechend ist die Einwirkung von Säuren, von denen namentlich vortheilhaft mit Eisessig operirt wurde. Dieser wirkt auf eine Lösung des Cholepyrrhins in Ghloroform in zugeschmolzenen Röhren bei 100° C. nach 8—12 Stunden vollständig zerlegend ein. Man hat dann statt der orangen Lösung eine prachtvoll grüne von Biliverdin. Bei der Behandlung eines solchen Röhreninhaltes mit Wasser läßt sich nun das Biliverdin trennen, und einen Theil des Stickstoffs vom Cholepyrrhin findet man, der Natur eines Amides entsprechend, als Ammoniak abgespalten in der wässrigen Lösung.

Das Biliverdin ist eine Säure, das Cholepyrrhin ihr Amid (Biliverdinamid), ersteres gehört dem Wasser — letzteres dem Ammoniaktyp an; oder Biliverdin und Cholepyrrhin verhalten sich wie Kohlensäure und Harnstoff.

Demzufolge existirt eine Reihe biliverdinsaurer Salze: von ihnen sind die Alkaliverbindungen und das Biliverdinammonium in Wasser leicht löslich mit gelbgrüner oder grüner Farbe. Man braucht also nicht mehr die Taurocholsäure, um die Löslichkeit des Biliverdins in der wässrigen Galle zu erklären. Die Verbindungen mit den Erdbalkalien

sind in Wasser unlösliche, flockige Niederschläge. Die Bleiverbindung ist grün, die Silberverbindung dunkelbraun.

So wie es gelingt das Cholepyrrhin in Biliverdin zu verwandeln, so kann man auch umgekehrt aus letzterem das erstere darstellen, nach einer Methode wonach sich so häufig Amide bilden, nämlich durch Abgabe von Wasser aus der Ammoniumverbindung. Man bekommt dann wieder die ursprünglichen Cholepyrrhinkristalle.

Wird einer Commission zugewiesen.

Herr Prof. Dr. Selinek, Director der k. k. meteorologischen Centralanstalt, übersendet eine vorläufige Mittheilung über einen am 29. und 31. März d. J. zu Valena in Türkisch-Albanien stattgehabten Schlammregen nebst einer kleinen Probe der gefallenen schlammartigen Masse.

Herr Prof. Axel Erdmann, Chef des Bureau für die geologische Durchforschung Schwedens zu Stockholm, dankt, mit Schreiben vom 20. April, für die diesem Institute bewilligten Separatabdrücke geologischen und paläontologischen Inhalts aus den Schriften der Classe.

Herr Prof. Dr. F. v. Hochstetter überreicht eine Abhandlung, das Vorkommen und die verschiedenen Abarten von neuseeländischem Nephrit betreffend. Dieses von den Eingebornen so hoch geschätzte und zu Waffen, Werkzeugen und allerlei Zierrathen verarbeitete Mineral kommt nur an der Westküste der Südinjel vor, welche daher bei den Eingebornen den Namen Te Wahi Punamu, d. h. Ort des Grünsteins (Nephrits) oder Grünsteinland führt. Es wird hauptsächlich in Form von Geschieben und Geröllen in Flußbetten und am Meeresufer gefunden; indeß werden auch Punkte angegeben, wo dasselbe anstehend vorkommen soll, z. B. am Arahaura- (Brunner-) Fluße und am Milford Sound auf den Contactzonen mächtiger Serpentin-Gangmassen. Die Eingebornen unterscheiden nach Härte, Farbe und Durchscheintheit sehr zahlreiche Varietäten, welche sie mit eigenen Namen belegt haben, z. B. tangiwai, kawakawa, kahurangi, hinanga, actea. Auch zusammengesetzte Namen kommen vor, wie hinanga-tere, hinanga-rewa u. s. w.

Im Allgemeinen lassen sich unter diesen Abarten zwei Gruppen unterscheiden:

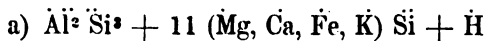
- A. intensiv grün (auchgrün die herrschende Farbe) gefärbte Varietäten, mehr oder weniger durchscheinend, von geringerer Härte (5—6) und von schuppig-schiefriger Structur;
- B. blaß grünlich gefärbte, milchig trübe und nur wenig durchscheinende Varietäten von größerer Härte (6—7), dicht, ohne jede Spur von schiefriger Structur.

Die zweite Gruppe B enthält die weniger werthvollen Abarten, die mit Damour's „jade blanc“ aus dem Orient übereinstimmen und nach Scheerer's Analyse eines neuseeländischen Punamu auch in ihrer Zusammensetzung der Formel von „jade blanc“  $\text{R}_2\text{Si}_2\text{O}_5$  mit dem Sauerstoffverhältniß 1 : 2 entsprechen dürften und demnach zur Familie des Amphibols zu stellen wären.

Die Gruppe A dagegen stimmt nicht, wie vermuthet wurde, mit Damour's „jade vert“ oder Jadéite aus China, der eine Dypyr-ähnliche Zusammensetzung nach der Formel  $3(\text{Na}, \text{Ca}, \text{Mg}, \text{Fe}) + 2\text{Al} + 9\text{Si}$  hat. Die Untersuchung von zwei ausgezeichneten Stücken der Varietäten tangiwai und kawakawa führte zu folgenden sehr abweichenden Resultaten:

- a) tangiwai, durchscheinend, mit schuppig-blätteriger Structur; Härte in verschiedenen Richtungen verschieden = 4—6, spec. Gew. = 2.61, vor dem Löthrohr unschmelzbar;
- b) kawakawa, nur an den Kanten durchscheinend, schuppig-blätterige Structur, Härte 5.5—7, spec. Gew. = 3.02; schmilzt vor dem Löthrohr, wiewohl schwer.

Die im Laboratorium des Herrn Dr. v. Fehling in Stuttgart ausgeführten Analysen führen, wenn man überhaupt annehmen darf, daß solche nicht kristallisirte Mineralien nach bestimmten Verhältnissen zusammengesetzt sind, auf die Formeln:



oder, wenn man zur Berechnung der Analysen die Theorie vom polymeren Isomorphismus anwendet, übereinstimmend auf die einfachere allgemeine Formel:  $\text{R}^2 \text{Si}^3$  mit dem Sauerstoffverhältniß 1 : 3, wie es sich beim Meerschaum und Speckstein findet.

Wird einer Commission zugewiesen.

Prof. v. Hochstetter übergiebt sodann im Namen des königl. württemb. Notars Herrn C. Bruner, Geschäftsführers für das Keppler-Denkmal in Weil der Stadt, der kais. Akademie eine Photographie des Modells dieses Denkmals, welches vom Kunstschul-director Kreling in Nürnberg ausgeführt wurde.

Herr Prof. C. Ludwig übergiebt eine Abhandlung von Herrn Dr. Th. Leber, betitelt: „Anatomische Untersuchungen über die Blutgefäße des menschlichen Auges.“

Dr. Th. Leber hat nach der von Prof. C. Ludwig angegebenen Injectionsmethode das Blutgefäßsystem des Auges einer nochmaligen Untersuchung unterzogen und ist dabei zu folgenden neuen Resultaten gekommen: In der Chorioidea findet kein unmittelbarer Uebergang von Arterien in Venen statt, überall ist er durch Capillaren vermittelt. Die kurzen Ciliararterien versorgen nur die eigentliche Chorioidea; sie erhalten an ihrem vorderen Ende Verstärkungen durch Aeste der vorderen Ciliargefäße, welche nach rückwärts sich theils im vordersten Abschnitte der Chorioidea zu Capillaren auflösen, theils mit den vorderen Enden der kurzen Ciliararterien die erwähnten Verbindungen eingehen. Die kurzen Ciliararterien können also nur durch diese Anastomose Blut zu dem Ciliarkörper oder der Iris gelangen lassen.

Die meisten der im platten Theil der Ciliarfortsätze verlaufenden parallelen Gefäße, welche man bisher für Arterien hielt, sind Venen, die sich aus den Ciliarfortsätzen und der Iris zu den Vortices hinziehen. Die Ciliarfortsätze erhalten ihr Blut aus dem Circulus arteriosus iridis major; ihre Arterien müssen daher sämmtlich den Ciliarmuskel durchsetzen, um zu ihnen zu gelangen; die Venen derselben verlaufen dagegen auf der inneren Oberfläche der Fortsätze, sie gelangen erst am hinteren Rande des Ciliarmuskels zur äußeren Seite der Chorioidea. Das meiste Venenblut aus dem Ciliarkörper und der Iris entleert sich durch die Vortexgefäße nach außen. Ein kleinerer Theil fließt aus dem Ciliarmuskel ab durch eine Anzahl feiner Venen, welche ähnlich wie die vorderen Ciliararterien zur Sclera hintreten.

Der sogenannte Schlemm'sche Kanal ist, wie schon von Rouget behauptet wurde, ein Venenplexus. Derselbe besteht aus einer großen Anzahl feiner, dicht neben einander liegender und vielfach anastomosirender Venen, welche circulär in der innersten, gleich nach außen vom Ansatz des Ciliarmuskels liegenden Schichte der Sclera verlaufen. Dieses circuläre Venengeflecht nimmt die oben erwähnten aus dem Ciliarmuskel austretenden Venen auf und hängt durch zahlreiche, nach außen gehende Aeste mit dem episcleralen Venennetze zusammen.

Außer den größeren und kleineren Vortexvenen, die im Aequator die Sclera durchbohren, sendet die Chorioidea keine Venen nach außen; die kurzen Ciliarvenen versorgen nur die Sclera und die als lange Ciliarvenen beschriebenen Gefäße sind nichts als früher mangelhaft beobachtete Zustüße zum Vortex. Nur an der Eintrittsstelle des

Sehnerven anastomosiren die Venen der Chorioidea durch feine Nette mit denen der Sehnervenscheide und durch diese mit denen der Sclera.

Am Hornhautrande hängen die Gefäße der Bindehaut mit denen der Sclera dadurch innig zusammen, daß die Arterien und Venen der letzteren im Annulus conjunctive Gefäßschlingen rückwärts in die Bindehaut abgeben, welche mit den peripheren Gefäßen derselben anastomosiren; aus dem vorderen Rande dieser Schlingen und auch direct von den Ciliargefäßen entsteht das den Hornhautrand übergreifende, in der Bindehaut gelegene Randschlingennetz.

Bei normalen Augen wurden in der Bindehaut der Hornhaut niemals Gefäße beobachtet. Wo dieselben vorkommen, waren in der Hornhaut immer pathologische Veränderungen nachzuweisen.

Herr Dr. August Vogl legt vor: Pflanzehistologische Beiträge.

I. Kamala. Die unter diesem Namen in den letzten Jahren in Europa als Anthelminticum eingeführte Droge, welche den Ueberzug der Früchte einer im tropischen Asien, Africa und Australien einheimischen baumartigen Euphorbiacee (*Rottlera tinctoria* Roxb.) darstellt, zeigt sich, unter dem Mikroskope betrachtet, größtentheils zusammengesetzt aus sogenannten Drüsen und Haaren. Die ersteren sind äußerst klein, meist braunroth von Farbe, haben die Gestalt eines Turbans und zeigen zwei Flächen, wovon die obere mehr oder weniger stark gewölbt ist, während die untere abgeflacht und in der Mitte nabelförmig eingezogen erscheint. Beide Flächen gehen mit einem abgerundeten, im Umfange elliptischen, ovalen, stumpfdreieckigen oder kreisrunden Rande in einander über. Die nähere mikroskopische Untersuchung lehrt, daß jede Drüse aus einer derben Hülle besteht, welche eine verschiedene Anzahl keulenförmiger, zu einer Rosette oder einem Köpfchen vereiniger Zellen umschließt, die in einer structurlosen Masse eingebettet liegen. Die Hüllmembran ist braun gefärbt, derb; durch Behandlung mit Alkohol, Benzol, Chloroform u. c. wird sie aber farblos, dünn; vollkommen ist sie nur in Chromsäure löslich. Darnach scheint sie wesentlich aus Cutin zu bestehen, das mit einer harzigen Substanz infiltrirt ist. In Bezug auf die von ihr eingeschlossenen Zellen ist sie als Cuticula aufzufassen. Die structurlose Masse, welche innerhalb der Hüllmembran zwischen den Zellen sich abgelagert findet, ist in Alkohol, Aether, ätherischen Oelen und Benzol mit gelber, in Natrium mit braunrother Farbe löslich, gehört demnach höchst wahrscheinlich in die Gruppe der harzigen Farbstoffe, und stellt hier eine Interzellularsubstanz dar, welche ihre Entstehung wahrscheinlich der Verflüssigung und Umwandlung der zahlreichen, bei der Bildung des Zellköpfchens entfallenden Mutterzellhäute verdankt. Was die Zellen anbelangt, so besitzen sie ursprünglich eine die Cellulosereaction gebende Membran; dieselbe ist aber mit einem harzartigen Stoffe infiltrirt und verwandelt sich schließlich in einen solchen, der mit der erwähnten Interzellularsubstanz vollkommen übereinstimmt. Der Inhalt der Zellen ist anfangs eine das Licht stark brechende, in Natrium leicht, in Alkohol schwieriger lösliche Flüssigkeit, welche, zu einem Wandbelege der Zellen erstarrend, in die Substanz der verharzten Zellwand, resp. der Interzellularsubstanz übergeht, wobei gleichzeitig die Mitte der Zellen mit Luft gefüllt wird. Alle Erscheinungen deuten darauf hin, daß bei den Kamaladrüsen ein von außen nach innen fortschreitender Desorganisationsproceß, der wesentlich in einer Harzmetamorphose von Zellmembranen besteht, stattfindet.

Die Haare sind theils einfach, ein- oder mehrzellig, theils in Büscheln vereinigt, und meistens mit einer der Interzellularsubstanz der Drüsen analogen Substanz oder mit Luft gefüllt.

Wird einer Commission zugewiesen.

Dr. G. Leitgeb übergiebt eine Abhandlung über „die Luftwurzeln der Orchideen“.

Das, die Luftwurzeln tropischer Orchideen nach außen begrenzende, von Schleiden mit dem Namen „Wurzelhülle“ bezeichnete Zellgewebe ist weder der, wie Schleiden und Chalin meinen, über der Epidermis gelegene, noch, wie Schacht und Dudenmans behaupten, der äußere Theil der primären Rinde und als solcher von der Epidermis bedeckt; sondern eine Zellenbildung in der Epidermis. Die Wurzelhülle entwickelt sich nicht aus einem schon vom Urparenchyme des Vegetationskegels aus unter der Epidermis gelegenen Zellgewebe, sondern erst später unmittelbar aus der letzteren durch Theilung ihrer Zellen, wobei also die Epidermis als solche zu sein aufhört.

Es ist demzufolge die äußerste an der Oberfläche (einer aus mehreren Zellschichten bestehenden Wurzelhülle) gelegene Zellschicht nicht die Epidermis, sondern sie ist ihrer Entstehung nach als mit allen übrigen Schichten gleichwerthig anzusehen. Die Zellen dieser Schicht können bei allen Pflanzen zu Wurzelhaaren anwachsen, die jedoch öfters erst dann entstehen, wenn sich die Wurzeln an fremde Körper anlegen. Die Haare sind öfters verzweigt und verschiedenartig verdickt und lassen sich bei vielen Pflanzen in spiralige Bänder abrollen.

In jeder Wurzelhülle sind viele Zellen im Alter durchlöcherig. Es kann dies in vielen Fällen schon auf anatomischem Wege nachgewiesen werden, wird aber immer durch Injection mit ungelösten Farbstoffen und durch anderweitige Erscheinungen bestätigt.

Die unter der Wurzelhülle gelegene, von Dudenmans „Endodermis“ benannte Zellschicht kann nach der Entwicklungsgeschichte nicht als Epidermis angesehen werden. Es finden sich an ihr auch nie Spaltöffnungen; wo man solche zu sehen meint, beruht die Erscheinung auf einer durch den Schnitt hervorgerufenen Täuschung. Die Endodermis ist bei den Luftwurzeln aller Orchideen vorhanden und liegt nie an der Oberfläche. Sie besteht immer aus zweierlei Arten von Zellen, nämlich aus längeren und wenigstens an ihren äußeren Wänden verdickten und aus kürzeren immer dünnwandigen. Letztere besitzen immer einen auffallend großen Zellkern; die ihnen anliegenden, den Zellen der Wurzelhülle angehörigen Zellwände sind meist in anderer Weise verdickt, als jene, die über den längeren Endodermiszellen gelegen sind. Bei wenigreihigen Wurzelhüllen findet man über ihnen eine Gruppe abweichend geformter Zellen, die man als „Deckzellen“ bezeichnen kann.

Das Rindenparenchym, der Verdickungsring und das Mark haben in der Verdickungsweise ihrer Zellen gewisse Eigenthümlichkeiten, welche wir bei den Luftwurzeln von Pflanzen anderer Familien nicht finden.

Die Luftwurzeln vieler Aroideen besitzen ebenfalls eine Wurzelhülle, die sowohl im Baue als auch in der Entwicklung ganz mit der, wie sie bei den Orchideen angetroffen wird, übereinstimmt. Den Luftwurzeln der Cacteen hingegen fehlt eine Wurzelhülle.

Wird einer Commission zugewiesen.

Folgende Abhandlungen werden zur Aufnahme in die Sitzungsberichte bestimmt:

- a. „Ueber das Verhalten von Dextrinummi gegen Sühnereweis“, von Herrn R. Günsberg. (Vorgelegt in der Sitzung am 14. April 1864.)
- b. „Mittheilungen über die selbstständigen Bewegungen embryonaler Zellen“, von Herr Dr. S. Stricker. (Vorgelegt in der Sitzung am 28. April 1864.)
- c. „Ueber den Bau des menschlichen und thierischen Haarbalges“, von Herrn Dr. G. Wertheim. (Vorgelegt in der Sitzung am 28. April 1864.)



## Thomas Ebendorfer als Geschichtschreiber.

Von Dr. Heinrich Reisberg.

Nicht lange noch und es wird die alma mater unserer Stadt ihr schönstes Fest begehen und aus dem Munde vieler treuer Schüler, herbeigeströmt von fern und nah, die besten Wünsche entgegennehmen. Ein solches Fest kehrt nicht oft wieder; ein halbes Jahrtausend wird vergehen, bis sie abermals, das wünschen wir von ganzem Herzen, diesen Ehrentag wird begehen können. Da ist es denn gut, auch in weiteren Kreisen die Theilnahme für dieses Fest zu wecken und an Gestalten zu erinnern, die einst in den Tagen ihrer Jugend eine Zierde der Wiener Hochschule waren. Ich nenne hier einen wohlbekannten Namen, Thomas Ebendorfer, den als Theologe aus der Conciliengeschichte des 15. Jahrhunderts jeder kennt, der aber vielleicht weniger auf dem Gebiete geläufig ist, auf dem wir ihm hier folgen wollen, auf dem der Geschichte. Und dennoch ist gerade sein Hauptwerk auf diesem Gebiete aller Beachtung werth, und eine neue, kritisch geläuterte Ausgabe desselben wäre eine der schönsten Gaben zu jenem Feste. Betrachten wir sein Leben und diese Geschichte.

Am Tage des heil. Laurentius 1387 erblickte zu Haselbach, einst ein Städtchen, jetzt ein Flecken Unter-Oesterreichs, ein Knabe das Licht der Welt, der an demselben Tage in der Kirche zu Hollabrunn in der Taufe den Namen Thomas empfing. Es war dies unser Thomas Ebendorfer. Als gelegen am Abhange eines Berges, in einem von Bächen durchschnittenen, mit Gärten, Weinbergen und Obstbäumen reichlich ausgezieren Thale schilderte nachmals der Mann diesen ersten Tummelplatz kindlicher Freuden. Hiezu kamen noch historische Erinnerungen, die früh an das Ohr des Knaben schlugen, und obzwar die historische Kritik gar manches an ihnen auszusetzen fände, dienten sie doch zunächst dazu, Sinn für die Geschichte, zumal seines heißgeliebten Vaterlandes, in seiner jungen Seele zu erwecken, und eben darum sind sie auch für uns nicht ohne alles Interesse. Da sollte Haselbach, sein stilles, trautes Städtchen, vor 800 Jahren, lange, lange bevor der gefürchtete Hunnenkönig Attila in der Gegend hauste, eine Rolle gespielt haben. Auf dem Berge, an den sich das Städtchen schmiegte, stand eine alte, längst verfallene Capelle; aber einst war sie eine Pfarre, welche der Erzbischof von Lorch reichlich bezabte, wie Ebendorfer selbst aus einer Urkunde ersah, die ihm als Knaben in die Hände kam. Und wie tief und andauernd diese Eindrücke auf ihn waren, zeigt so recht der Umstand, daß Ebendorfer nachmals ein verlorengegangenes Verzeichniß der Lorchter Erzbischöfe und Bischöfe anlegte

und dadurch die Litteratur dieser, bekantlich aus Fälschungen heranzewachsenen Streitfrage, ohne es zu wissen, um eine unhehle Arbeit bereicherte. Auch sonst weiß er von dieser Capelle wohl wunderliches zu erzählen, wobei ihm die Erzählungen eines Hundertjährigen Dheims gar wohl zu statten kamen. Oft kletterte der Knabe über die Steine und Blöcke, die als letzte Trümmer einer längst verfallenen „heidnischen“ Burg über jenen Hügel ausgestreut lagen, und die Reinheit der Luft oder der Nebel, welcher wie ein Schleier die geheimnißvollen Ueberreste einer Zeit, die gewesen, bedeckte, gaben ihm zu allerlei meteorologischen Bemerkungen den Anstoß, über die wir freilich eines Lächelns und schwer erwehren. „Einst hatte“, sagt er, „Häselbach zur Kammer des Fürsten unmittelbar gestanden; jener Markgraf Leopold aber, der Kloster Neuburg stiftete, wies es dieser seiner Lieblingschöpfung zu“. Noch zu Ebendorfers Jugendzeit lebte daselbst manch angesehene Familie; „jezt freilich“, klagt er um 1462, „hat sie in den Stürmen des Vaterlandes alle der Tod hinweggerafft; fremde, arme Leute sollen jezt das Land bewohnen“. Und Ebendorfer selbst hatte einer nicht unangesehenen Familie angehört; einige seiner Ahnherren waren im Kampfe gegen Bela, den König der Ungarn (den wievielten?), gefallen. Von den Parau, deren Ahnherr der Sage nach den streitbaren Friedrich zu den Erpressungen wider die Wiener Bürger vermodhte, sah Ebendorfer den letzten Sprößling in seinem Geburtsorte. Wie die Vergangenheit, wirkte auch die Gegenwart auf den Knaben, weniger in ihrer imposanten Allgewalt, als durch kleine Mißgeschicke, die zunächst das Städtchen tiefer empfand als das allgemeine Leiden des Vaterlandes, dessen Bewußtsein sich bei Ebendorfer in seinen späteren Lebensjahren bis zu einer nicht gerade heiteren Lebensansicht entwickelte. Besonders waren es neben den Uneinigkeiten in dem in Linien getheilten herrschenden Hause, die Einfälle ungarischer und mährischer Raubritter in das ungeschützte Land, die zuletzt eine eingreifendere Maßnahme unaufschiebbar machten. Ebendorfer weiß selbst von solchen Faustritten mancherlei zu erzählen; besonders gedenkt er jenes „Dürrerteufel“ oder „Zuckenschaidt“, wie man den Heinrich von Kunstatt nannte, der auf seiner Burg zu Znaim dem Angriffe Albrechts IV. trotzte, und jenes Sockol, welcher Laa im Jahre 1407 überfiel und gegen den zuerst Herzog Leopold in eigener Person auszog, dann Berthold, der Bischof von Freisingen, mit geringem Erfolge stritt. Der Anblick des todeskranken Landesherrn Albrecht, den man von jenem unglücklichen Zuge gegen Znaim vergiftet durch Häselbach trug, und die Worte, die der Herzog an die Umstehenden richtete, in banger Ahnung der schlimmen Zeiten, die jezt über das Land hereinbrechen würden, prägten sich, obwohl von dem Knaben nur halb begriffen, dauernd in seine Seele. Als die Schaaren unter dem Bischofe von Freisingen herangezogen um Sockol in Laa einzuschließen, und eine Abtheilung Steiermärker in Häselbach selbst übernachtete, trieb ihn die Neugierde mit mehreren Altersgenossen in das Lager, um die Haufen zu sehen und ihre Rüstungen anzustauen. Es waren dies gleichsam Bruchstücke der Geschichte seiner Zeit, die einen regen, mit historischem Sinne begabten Menschen leicht über dieselben hinaus treiben mochten, das eben nur als Bruchstück Gesehene

in seinem innigen Zusammenhange mit dem Ganzen zu begreifen. Auch das, was ich bisher von Ebdorfers Jugend sprach, ist nicht mehr als ein Bruchstück und es mag dabei sein Bemenden haben. Sollte doch nicht eine Lebensgeschichte des Mannes geboten, sondern nur der Ursprung gewisser, später zu berührender Erscheinungen gleichsam psychologisch bereits hier angedeutet werden. Daß durch solche Eindrücke neben wahrhaft bedeutenden auch eine Menge Hiftörchen, und mit diesen leicht eben so viele Vorurtheile sich seiner bemächtigen konnten, daß unter solchen Verhältnissen auch eine heitere Lebensanschauung nicht so recht durchdringen konnte, ohne daß ein ergreifender Ernst, wie wir denselben an so manchen Meisterwerken der historischen Kunst bewundern, uns dafür entschädiget, ist wohl schon nach solchen Vorgängen zu erwarten.

Die Bildung, welche er empfing, war entschieden theologisch und darum für unsern Zweck von minderer Bedeutung. Er wurde Doctor der Theologie zu Wien und lehrte auch selbst an der hiesigen Universität diese Wissenschaft. In der bekannten anziehenden Schilderung der Stadt Wien, welche Aeneas Sylvius am Anfange seiner Lebensbeschreibung Friedrichs III. giebt, nennt er unter anderen Männern, die damals an der theologischen Facultät der Hochschule Wien lehrten, auch den Thomas Haselbach. Nicht ohne den für den geistvollen Italiener so bezeichnenden beißenden Wit sagt er von ihm: „Es ist jetzt auch Th. Haselbach dort, ein nicht unberühmter Lehrer, der, wie man sagt, eine nicht ganz unebene Geschichte schreibt. Ich würde seine Art zu lehren loben, wenn er nicht zwei und zwanzig Jahre über das erste Capitel des Iaias gelesen hätte und noch immer nicht damit fertig geworden wäre.“ Gleichwohl erlangte er in Kurzem einen solchen Ruf, daß ihn sein Landesherr, der nachmalige Kaiser Albrecht II. im Namen der Universität auf das Basler Cencil sandte, auf dem er — wie er selbst sagt — drei Jahre anwesend war und Gelegenheit fand, den reichsten Stoff für sein historisches Unternehmen zu sammeln. Er wurde hernach Canonicus zu St. Stephan und Hofcapellan, Pfarrer zu Perchtolds- oder Petersdorf, und starb 1464. Auf seinen Reisen, nach Basel, Prag, ja selbst nach Rom und Neapel, bot sich ihm eine Fülle von Anschauungen, die er in seinem Buche, wir müssen ihm dafür danken, und, wofür wir ihm schwerlich danken, in seiner Weise verwerthet hat.

Das in fünf Büchern verfaßte „chronicon austriacum“ ist nicht Ebdorfers einziges historisches Werk, allein es ist das bis jetzt einzige im Druck erschienene. Das Chronicon zerfällt, da es von den ältesten bis auf seine Zeiten läuft, naturgemäß in zwei große Theile, für welche der Prolog des vierten Buches die nicht allzu scharf zu ziehende Grenze bilden dürfte.

Der Verfasser bemerkt bereits in der Vorrede, daß sein Buch in den Vacanzen entstanden und zunächst auf Belehrung der „Kleinen“ (parvulorum) gerichtet sei, wobei man kaum Anstand nehmen dürfte unter der freilich ziemlich seltsamen Bezeichnung „die studirende Jugend“, zunächst wohl der Hochschule zu verstehen. Dies und die Liebe zu seinem Vaterlande habe ihn angetrieben eine Geschichte des Herzogthumes Oesterreich zu liefern, welche er in drei Büchern anlegen wolle. Das

erste, von Bez nicht abgedruckte Buch sollte die Urgeschichte des Landes zur Zeit der Heiden und Juden begreifen, das zweite von dem Beginne unserer Zeitrechnung bis zur Zeit, als das habsburgische Haus in den Besitz Oesterreichs kam; das dritte Buch aber sollte bis in seine Gegenwart reichen. Diesen Gang hielt Ebendorfer auch ein, und zwar so ängstlich, daß er am Schlusse des zweiten Buches den natürlichen Fluß der Erzählung unterbricht, und mit der Antwort auf einen von Ottokar an Rudolf gerichteten, am Schlusse des zweiten Buches erwähnten Brief das dritte eröffnet. Es gelang ihm, das Werk in dem ganzen, ursprünglich beabsichtigten Umfange zu vollenden, und da er — nach seinem Plane — mit dem Schlusse des dritten Buches bis auf seine Zeit gekommen war, konnte er noch ein viertes daran reihen, in dem er sich zum Verlaß machte, die Regierung des nachgebornen Ladislav zu schildern. Eben dieser Umstand ist eine schlagende Rechtfertigung der früher angedeuteten, durch den Anfang des vierten Buches sich darbietenden Gliederung des Werkes. Ladislav starb zu früh und Ebendorfers Darstellung ist bis zu dessen Tode zu dürftig, als daß, was unter anderen Umständen wohl das natürlichste gewesen wäre, Ebendorfer mit diesem Ereignisse sein viertes Buch abschließen konnte. Der Schluß dieses Buches tritt vielmehr in dem Jahre 1462 ganz äußerlich ein, und nur der Umstand, daß das Buch eine unverhältnißmäßige Ausdehnung zu bekommen drohte, drängte ihn zum Abschlusse, woran er noch Bemerkungen über seine eigene Jugend knüpfte.

Ebendorfer selbst begründet den Anfang des fünften Buches mit der Bemerkung, den Leser nicht durch Zusammenfassung so vieler Leiden in ein Buch ermüden zu wollen. Indem er sich in diesem fünften Buche zunächst bloß die Aufgabe stellte, das im Jahre 1463 Geschehene darzustellen und mit dem 2. December 1463 abschließt, hat er auch diese seine Absicht vollkommen erreicht und es war ihm sonach gegönnt, die Ereignisse bis hart an seinen Tod zu schildern.

Und welches waren die Quellen seines Werkes?

Ebendorfer versäumte nicht die Gelegenheit, die sich ihm auf seinen Reisen so häufig darbot, Erkundigungen einzuziehen. In Znaim erfährt er nachträglich von dem Bürgermeister des Städtchens, welches Aufsehen bei den Bürgern die stattlichen Haufen machten, die der Herzog Albrecht über die Stager Höhe herunter führte. Von einem Licentiaten in der Theologie, der seiner Zeit Famulus des herzoglichen Leibarztes war, hat Ebendorfer wahrscheinlich während seiner eigenen Studienzeit das bekannte Anekdotchen von dem Hunde und dem Löwen des Herzogs Wilhelm, die von der Bahre des verstorbenen Herrn nicht wichen und sich allen Futters enthielten. Ebendorfer hat Einen gesprochen, der als Zuschauer zugegen war, als der Bürgermeister der Stadt, Konrad Borlauff, seinen Amtsgenossen als ein Verläufer auch im Tode veranng. Auch bei Gelegenheit von Ladislavs Geburt bezieht er sich zum Erweise seiner Rechtmäßigkeit auf die Aussage eines Menschen, der gewiß in dem Hause des Königs Albrecht II. ziemlich bekannt war. Bei der Erzählung von Ladislav Hunyady's Hinrichtung und der Gründe, die zu derselben vorlagen, selgt Ebendorfer theils der „*celebris fama*“,

den landläufigen Gerüchten, theils dem Berichte — wie er sagt — wahrheitsliebender Männer. Von Prag aus läßt sich Ebendorfer belehren über den Tod des Königs Ladislaw und über den unheilkundenden Kometen, der zu dieser Zeit daselbst die Gemüther mit Bangigkeit erfüllte. Bei der Belagerung Wiens 1463 war Ebendorfer, wie er selbst berichtet, nicht in der Stadt anwesend; ihn hielt „die Sorge der ihm anvertrauten Heerde“ ferne; gleichwohl hat er auch dafür genaue Erkundigungen eingezo-gen, wie er denn Eines sprach, der eine Kugel, die aus dem Lager in die Stadt geschleudert worden, auffand.

Die angezogenen Stellen beziehen sich nun freilich nur auf ganz specielle, zum Theile anekdotenähnliche Züge, aber gewiß reicht die Menge der aus solchen Mittheilungen geschöpften Erzählungen gewöhnlich weit über die besondere Stelle hinaus, für welche Ebendorfer uns seine Gewährsmänner nennt. Weitans wichtiger sind aber die Stellen, in welchen Ebendorfer sich Augenzeugen, oder seine Gewährschaft eine „oculata fides“ nennt. Daß er den Herzog Albrecht IV. als Knabe gesehen, wurde bereits Eingang erwähnt. Wenn nun Ebendorfer versucht, eine Schilderung von dessen Gestalt zu geben, so scheint hierbei die Erinnerung an den freilich schon dem Tode nahen, an dem Entwurfe wenigstens mitgewirkt zu haben. Auch die allerlei Schnigarbeiten für Tischchen, Schemmel und Musikinstrumente, die der Herzog in müßigen Stunden verfertigte, konnte er selbst sehen. Himmelercheinungen, die er selbst gesehen, veräumte er nicht, auf das Umständlichste zu berichten, so wie die Getreidepreise und die Preise der Lebensmittel in theueren Jahren, Angaben, für welche ihm ein künftiger Forscher der allgemeinen socialen und national-ökonomischen Zustände des damaligen Oesterreich gewiß sehr dankbar sein wird. Das Ungemach, welches Oesterreich schon in seiner Kindheit durch Einfälle aus Ungarn und Mähren erlitten, mußte Ebendorfer noch einmal, 1448, empfinden. Dazu kamen auch innere Fehden, wie die eines gewissen Arberger, dessen Burg Niederwaiden in die Hände des Bruders des gefürchteten Pangraz von St. Nicolaus fiel, der nun mit einer Schaar der verwegnensten und verrufensten Leute seine Angriffe bis in die Nähe des wenig geschützten Wien und seiner Weinberge richtete, wobei Ebendorfer versichert, selbst in nicht geringem Grade, ohne näher zu bezeichnen inwieferne, durch sie belästigt worden zu sein. Das im Jahre 1458 ausgebrochene Fieber ergriff auch ihn. Von Gizinger hat ihm nicht nur jemand berichtet, er habe geäußert, er wette um fünfzigtausend Gulden, wenn er nicht Herzog von Oesterreich werde; er selbst kam mit diesem Volksführer in eine nicht angenehme Berührung. Gizinger, der, wie es scheint, reich ausgestattete Töchter oft gegen den Willen ihrer Familie mit seinen Anhängern, um diese zu belohnen, vermählte, hatte denn auch über eine Verwandte unseres Ebendorfer zu Hederstorff in dieser Weise verfügt, und auch die Tochter dieser Ehe in gleicher Art „einem der seinigen, einem Schneider“ zuge-dacht, wogegen jedoch der zweifach verlebte Ebendorfer einschritt. Und, was das Vertrauen in Ebendorfers Darstellung erhöht, ist die ausdrückliche Bemerkung, welche zu machen er nie unterläßt, wenn man seine Anwesenheit vermuthen könnte, wo dies nicht der Fall ist.

Was Ebendorfer von Perchtoldsdorf erzählt, hat er gewiß theils gesehen, theils aus den besten Quellen erkundet. Er sah sicherlich die Urkunden selbst ein, durch welche Albrecht der Weise der Kirche Perchtoldsdorf als Entschädigung für anderweitige Verluste Güter in Knapenstorf anwies und sie durch einen Vertrag mit dem Kloster Molt unmittelbar unter sein Patronat stellte. Das Gleiche gilt gewiß von allem dem, was — freilich nur gelegentlich — von dem Baseler Concile gesprochen wird, wohin gewiß auch die Erfahrungen, welche er auf seiner Prager Reise über die hussitische Lehre machte, zu beziehen sind.

Auch den Bericht anderer Baseler Legaten, die bei Eger mit einem ungenannten Anführer der Böhmen zusammenkamen, und der ihnen über die sieben Secten, in die sich das Land getheilt hatte, klagte, konnte er aus dem Munde der ersteren schöpfen. Am bedeutendsten endlich sind die Stellen, an denen er selbst thätig eingreift in die Geschicke seines Vaterlandes. Da erscheint Ebendorfer auf der Versammlung der österreichischen Stände zu Wien, welche die Uneinigkeit zwischen Friedrich und seinem Bruder Albrecht, 1460, und eine Fehde des Kaisers mit dem Samaret Frommawer um den Besitz des Schlosses Ort benützten, eine um so unabhängigere Stellung zwischen ihnen einzunehmen, zumal der König von Böhmen, Georg Podiebrad, ihnen als Stütze diente. Für den Kaiser, der, obgleich mit dem Zusammentritte der Stände keineswegs zufrieden, gleichwohl den Tag besandt hatte, wirkte Ulrich Niederer, der Probst von Freisingen, dessen Ansichten Ebendorfer in einer Rede, die er in sein Werk mit eingeflochten, auf das eifrigste unterstützte, so wie er auch eine zweite, an den Kaiser selbst bei dieser Gelegenheit gerichtete Rede daranschließt. Bald darnach erscheint Ebendorfer wieder bei dem Kaiser in der Burg zu Wien anwesend, als der letztere den Forderungen der Stände punktweise antwortet. Dasselbe was von Perchtoldsdorf und den Baseler Verhandlungen gesagt wurde, gilt auch von den Stellen, wo Ebendorfer über die Wiener Universität berichtet. Ueberhaupt aber, wer verkent in der frischen, von der unmittelbaren Gegenwart angehauchten, leidenschaftlich erregten Darstellung den Bericht eines Mannes, der die Welt nicht bloß aus Erzählungen, sondern aus den eigenen, wenn auch herben, bitteren Erfahrungen kannte. Wer zweifelt nach Lesung dieses Werkes einen Augenblick an dem lebendigen Interesse, mit welchem Ebendorfer die brennendsten Fragen der Zeit ergriffen und besprochen, denen er, so viel auch gegen die Form zu sagen ist, gewiß einen höchst anschaulichen Ausdruck gegeben? Und hiezu kommt ein Umstand, der für die künstlerische Vollendung und Rundung seines Werkes freilich nicht sehr vorthellhaft gewesen, aber für die Zuverlässigkeit dieses zweiten Haupttheiles ungemein wichtig ist, der Umstand nämlich, daß derselbe in der That fast einem Tagebuche ähnlich unter der Macht der unmittelbarsten Eindrücke entstand. Ohnedies ist das Werk in seinen ältesten Theilen nicht viel vor 1449 entstanden. Aber in den späteren, gleichzeitigen Berichten läßt uns die lose und lockere Aneinanderreihung der Thatfachen durchblicken, wie von Woche zu Woche dem Verfasser das Werk heranwuchs, wie das eben noch als etwas künftiges Dahingestellte, als nun thatsächlich eingetreten berich-

tet wird. Ausdrücke, wie: „finem expectamus“ oder „sed quid adaugeat Dei propitiatio per quotidianas pluvias . . . usque adhuc sitientes pstolamur. In profesto Margarethæ annotatum“ und nun gleich darnach die Erzählung eines eben noch erwarteten Landtages, oder „præstolamur quid nobis sequens mensis pariat oneris aut honoris“, bei dem Bevorstehen des Ulmüger Tages das Gebet Ebendorfers um einen erprießlichen Erfolg. Alle diese gewähren ein Bild, wie Ebendorfer seine Arbeit angelegt, und ohne hieraus für den Augenblick schon etwas auf die Methode desselben bezügliches zu folgern, können sie nur noch das Vertrauen in die ihm dargebotene Möglichkeit, die Wahrheit und zwar im reichsten Maße zu spenden, stärken.

Zu einem freilich ganz anderen Ergebnisse werden wir gebracht, wenn wir in ähnlicher Weise nach den Quellen für den früheren Theil der Chronik suchen. Zunächst ist es anzuerkennen, daß auch hier Ebendorfer ein aufmerksamer Beobachter jedes monumentalen Ueberrestes, jedes etwa noch im lebendigen Worte sich erhaltenden historischen Zuges gewesen. Wir erkennen in dem gereiften Manne wieder den Knaben, der einst über den Schutt der heimathlichen Burgen geklettert. Aber gerade der Mangel jener historischen Kritik, vor der sich das, wenn auch im reizenden Morgenrothe erglühende Nebelgewand der Sage auflöst und uns rein und ungetrübt das Licht der Wahrheit und nur dieses erblicken läßt, rächt sich bei ihm oft ziemlich fühlbar. Eine Menge nicht eben erprießlicher, falscher oder einseitiger Auffassungen schlichen sich hiemit ein. In die Reihe solcher Errungenschaften von sehr zweifelhaftem Werthe gehören seine Erkundigungen, über die Urgeschichte der nordlich-germanischen Völkerschaften, für deren richtiges Verständniß die aus den Nachrichten des Jordanis — auffallend ist gewiß, daß Ebendorfer die richtige Namensform kannte — Dionysius und wahrscheinlich Drosius wunderlich zusammengefügte Rede des schwedischen Bischofs von Werio, auf dem Baseler Concil nicht das günstigste Medium war.

In der That sind durch diese Rede in dem Verfasser die unklarsten Ansichten über den Zusammenhang zwischen den Gothen und Trojanern erweckt worden, die auch dazu beitrugen, an späteren Stellen es über dergleichen Dinge nicht zu einer Kritik kommen zu lassen. Ich meine: wenn etwa Ebendorfer später in einer der ihm vorliegenden Quellen vorkam, jener Albert, mit dem einige die Reihe der österreichischen Babenberger anhuben, sei abstammend von den Herzogen der Trojaner und Wangionen, so fand er nach einmal stattgefundenener Billigung jener Angaben keinen Anlaß zur Bekämpfung dieser.

Er ist am Grabmale Friedrichs des Streitbaren, an dem des unglücklichen Adolf von Nassau und seines nicht minder unglücklichen Gegners Albrecht gestanden. An dem Mausoleum des von ihm hochgepriesenen Rudolf des Stifters betrachtete er aufmerksam die Züge seines Bildnisses und in dessen Urkunden las er die eigenthümliche Unterschrift dieses Prinzen. Wenn er durch Wiens Straßen wandelte, und auf den „Neumarkt“ kam, sah er eine Hütte und in ihr einen hochbetagten, erblindeten Bettler sitzen; der Bettler war ein natürlicher Sohn des unseligen Johannes Parricida (freilich ist die Richtigkeit der Thatfache durch die

Bedenken über deren Möglichkeit sehr in Zweifel gestellt); Bruder Bertolds Predigten denen einst eine ungezählte Menge unter freiem Himmel lauschte, und die seltsamen Fahrten der Geißler standen beide noch im guten Andenken in seiner Familie.

Ich kann nun nicht länger den Grund verschweigen, der mich bewog, die Quellen des zweiten Theiles denen des ersten voranzustellen. Er liegt hauptsächlich in dem Verhältnisse, in welchem die Ausgabe Ebendorfers bei Pez zu der handschriftlichen Ueberlieferung desselben zu stehen scheint. Pez hat den Text, wie es scheint, nach jenen beiden Manuscripten herausgegeben, welche gegenwärtig in dem Besitze der kaiserlichen Bibliothek zu Wien sich befinden; wenigstens ist diese Identität bezüglich des im Jahre 1510 beendeten außer allen Zweifel gestellt. Der ältere stammt aus dem bezeichneten, der jüngere aus dem 17. Jahrhundert. Die am Rande des älteren angebrachten, von verschiedenen Händen gemachten Bemerkungen sind, so weit dieselben zur Zeit als man den zweiten Coder schrieb, vorhanden waren, wohl durchgehends in den Text des zweiten übergegangen, dem er offenbar als Vorlage diente. In so ferne haben wir also nicht zwei coordinirte Glieder einer Handschriftenfamilie, die beiden Codices schwinden in ihrem Werthe auf einen, und zwar den älteren zusammen, und um so wichtiger wäre der Besitz einer dritten, etwa unabhängig zu den genannten stehenden Handschrift. Die Frage ist gegenwärtig nur die, ob die am Rande des alten Coder stehenden Noten ganz oder doch zum Theile auf Ebendorfer zurückzuführen sind, ob daher der Coder b und mit ihm Pez sie mit Recht in den Text selbst aufnahm oder nicht. Da der Coder a kein Autograph ist, dürfte man es von vorne herein auffallend finden, daß die Handschrift aus der älteren, vielleicht Ebendorfers Original, oder bereits einer Abschrift desselben, und dann doch wieder in dritter Hand aus dem Original so getreu sollte copirt worden sein, daß selbst die Radirungen, Durchstreichungen und darüber befindlichen Verbesserungen, die etwa in Ebendorfers Heste vorkommen mochten, in die Abschrift aufgenommen worden wären. Untersuchen wir aber den Inhalt dieser Randbemerkungen, so tritt deren Zweck um so unverhüllter hervor. Zwar sind die Mehrzahl derselben, und gerade diejenigen zumeist, welche Pez in seinen Abdruck nach Vorgang des jüngeren Manuscriptes aufnahm, wie mir scheint, von derselben Hand geschrieben, die den Text des Coder schrieb. Der Zug ist derselbe, nur kleiner und flüchtiger, wie das bei Randbemerkungen ganz natürlich ist. Aber da sie von derselben Hand sind' kann man sie mit um so geringerer Wahrscheinlichkeit für Ebendorfers Arbeit halten, und zwar aus dem schon geltend gemachten Grunde, daß wohl kein Abschreiber je so sclavisch sich an seine Vorlage hielt, daß er selbst alle durchgestrichenen Stellen nieder schrieb, bloß um sie wieder auszustreichen, während die Aufzeichnung jener Noten durch eine zweite Hand wenigstens die Möglichkeit offen hielt, daß dieselbe nach einem vollständigeren Texte Ebendorfers, als der, welcher der Aufzeichnung von 1510 zu Grunde gelegen ist, den Text unseres älteren Manuscriptes ergänzte. Allein diesen Charakter haben auch an sich diese Noten



nicht. Sie sind eben gelehrte, supergelehrte Bemerkungen und häufig Berichtigungen, in denen sich der Schreiber gefiel, der wohl nach Abschluß der ganzen Handschrift besonders zu den älteren, an Irrthümern reicheren Stellen des Textes seine Noten gesetzt haben mochte. Diese Noten sind es, welche, da schon in die zweite Handschrift und dann von Pez in den Text aufgenommen, ungemein viel beitragen, den Charakter von Ebendorfers Arbeit zu verkennen und nicht zu dessen Vortheil zu beurtheilen. Man kann sich leicht vorstellen, welche heillose Verwirrung, welches wüstes Gemengsel entgegenstehender, sich widersprechender Ansichten dadurch hervortrat, in dem sich Pez, wenn er aufrichtig sein wollte, nicht zurecht fand, auch nachdem er den weit besser geschriebenen Text von 1510 bekommen hatte. Die Handschrift des 17. Jahrhunderts, auf Papier, wie die ältere, aber mit einer feinen Schrift, mit einer seit Pez' Wirken gewiß noch mehr verbleichten Tinte geschrieben, enthält auch das erste und jenen Theil des zweiten Buches, der in der älteren und darum auch bei Pez fehlt. Das neu sich gestaltende Verhältniß von Text und Noten, das wie Nebel sich theilende Gewirre des ursprünglichen und Hinzugekommenen stellt uns zunächst bezüglich der Methode, nach der Ebendorfer arbeitete, auf einen früher unbekanntem, dem Verfasser gewiß nicht unvortheilhaften Standpunkt, es macht aber das Bedürfniß einer neuen gesichteten Ausgabe nur um so dringender. Der Boden wankt uns nun gleichsam unter den Füßen, bei keinem Schritte unserer Untersuchung sind wir länger sicher, ob wir uns auf seinem eigenen Boden befinden, ob wir nicht auf ein fremdes und bisher herrenloses, ihm mit Unrecht zugesprochenes Gebiet gerathen. Es ist dies die Arbeit einer besseren Kraft und mehrerer Stunden, als daß sie der Schreiber dieser Zeilen hätte lösen können. So lange sie aber nicht gelöst ist, ist auch von den Quellen, die Ebendorfer benützte, nur mit Vorbehalt zu sprechen, mit dem Vorbehalte nämlich, daß die jeweilige Stelle von Ebendorfer selbst stammt. Das Gleiche hat nicht gegolten für den von mir unterschiedenen zweiten Theil und für die bisher behandelten Quellen seines ersten. Für jene und diese nicht, weil die Stellen, auf welche ich mich bezog, alle persönlich auf Ebendorfer gingen, so daß, ohne selbst alle diese Stellen in der Handschrift einzusehen, kein Zweifel obwaltet über ihre Beziehung zu Ebendorfers eigener Arbeit, und dann, weil auch in der Handschrift die Zusätze in den späteren Theilen viel seltener erscheinen.

Aber dennoch lassen sich auch für den früheren Theil wenigstens einige allgemeine Gesichtspunkte bereits hier feststellen. Zunächst nämlich darf man bei dem Vorhandensein zweier Quellen, aus denen Ebendorfer schöpfen konnte, wohl im Allgemeinen jener den Vorrang lassen, die, im Gegenjage zu der in einer Quelle bloß vereinzelt stehenden Notiz, neben dieser noch mehrere andere bei Ebendorfer stehende enthält. Ich meine, unser Gesichtspunkt muß diesmal demjenigen, von dem geleitet wir selbst wissenschaftliche Arbeiten anzulegen pflegen, gerade entgegengesetzt sein. Wir gehen nämlich bei kritischen Arbeiten bis auf die ersten und ältesten Quellen zurück, und sind dies einzelne zusammenhanglose Momente, so suchen eben wir sie zusammenzufassen, wie eben uns ihre Verknüpfung am meisten gerecht-

fertigt zu sein scheint und lassen uns nicht beirren durch die Verknüpfung, welche diese Facten in späteren Darstellungen gefunden, eine Verknüpfung, in der uns die Dinge als fertig und mit einer unberechtigten Vollständigkeit und Sicherheit entgegenreten. Man wird nicht leugnen wollen, daß dieser Weg eben nicht der leichteste ist, so wie man andererseits wird zugeben müssen, daß er für die Gewinnung sicherer Resultate der einzig zu empfehlende ist. So wie man aber heut zu Tage, da allerdings das Materiale unübersehbar herangewachsen ist, an den Verfasser einer allgemeinen Geschichte, ja selbst an den einer Landesgeschichte kaum die Forderung stellen kann, selbst all das Materiale in der angedeuteten Weise zu beherrschen, so wie also auch er auf fremde Untersuchungen sich stützen muß, so wird man billiger Weise auch an einen Schriftsteller des ersterbenden Mittelalters nicht die Anforderungen stellen, alles auf seine Landesgeschichte bezügliche aus den allerersten und ältesten Quellen, wie sie uns etwa in dem reinlich ausgearbeiteten Texte Wattenbachs vorliegen, geschöpft zu haben. Allerdings, die Zeit Ebendorfers stand diesen ältesten Quellen näher als die unsrige, und manches mochte vorhanden sein, dessen Verlust wir vielleicht fruchtlos beklagen. Und in der That, bis in das 13. Jahrhundert wäre der Weg nicht nur der natürliche, sondern der einzig mögliche gewesen, weil es eben nur die lauterer Quellen gab. Aber seit dem lehnte sich an die liebenswürdige Naivität der älteren Quellen, die eben nicht mehr sagen, als sie wissen, eine falsche Kritik; es rissen Fabeln und Sagen aller Art die Dämme der echten Geschichte nieder. Es beginnt die Zeit der Auctarien u. dgl. Es entstanden zusammenfassende Arbeiten zum Theile zu pädagogischen Zwecken. Neben dem Natur- hatte man in den Schulen einen Geschichtsspiegel, wie denn Ebendorfer einen solchen gekannt zu haben scheint. Zwischen die Vergangenheit und ihn drängte sich eine Litteratur, welche bereits in ihrer Weise den alten Stoff verarbeitet, die ihn die ferne, vergessene Zeit nur in dem gebrochenen Lichte eines unvortheilhaften Mediums erblicken ließ. Man wird auch hier milder über ihn urtheilen müssen, wenn er sich die Verlockung nicht versagt hat, nach dem Nahe- liegenden zu greifen, in dem er wenigstens beisammen fand, was zusammenzusuchen wohl über seine Kraft gegangen wäre. Für uns aber eröffnet sich, woferne die Bemerkung, die wir uns erlaubten, nicht unbegründet ist, die Richtung, in welcher wir nach Ebendorfers Quellen zu forschen haben: nicht — mit wenigen Ausnahmen — alte, sondern ihm näherstehende Quellen wird er benützt haben.

(Schluß folgt.)

## Botanische Streifzüge durch Nord-Tirol.

Von Dr. A. Berner.

### Die Solsteinkette.

#### I.

Wenn man im Sommer, zur Zeit in welcher die Touristen aus aller Herren Ländern die Tiroler Berge durchschwärmen, durch die Straßen von Innsbruck wandert, so kann man dort nicht selten Reisende beobachten, die wie angewurzelt mit starren banger Augen auf die Berge hinausblicken, welche über alle Giebel und Dächer der Stadt mit ihren kahlen Scheiteln emporragen. Den Flachländer, der vielleicht zum ersten Male in die Bergwelt gelangt ist, überkommt da unwillkürlich das Gefühl, als müßten diese bleichen Felszinnen eines Morgens in die Gassen der Stadt herabkollern und die Innstadt mit Mann und Maus unter tiefem Geröllschutt begraben. — Sa es giebt sogar viele Einheimische, welche auf die schroffen Wände der Solsteinkette, die wie eine kolossale 8000 Fuß hohe Mauer an der Nordseite Innsbrucks sich aufbösen, mit Unbehagen emporschauen und ihnen die zahmeren, sanfter ansteigenden Schieferberge im Süden des Innflusses bei weitem vorziehen. Für das jüngere Volk dagegen, das gerne in den Bergen herumklettert, ist diese wüste Gebirgskette, als deren höchster Gipfel der Solstein mit 8278 Fuß emporragt, so recht angethan, um sein Muthchen zu fühlen und sich in der Fertigkeit des Bergsteigens einzuschulen. Es ist auch gar zu verlockend, vom Pflaster der Stadt ab, in wenigen Stunden auf eine der 7 bis 8000 Fuß hohen Spitzen emporzuklimmen, dort einen Strauß von Alpenrosen und Brunellen oder duftenden Steinröseln und Jochprimeln zu pflücken und Abends von den kleinen Abenteuern zu erzählen, welche man auf diesem oder jenem „Schroffen“ erlebt hat. — Wenn kaum der Schnee von der untersten Alpenregion gewichen ist, wandern auch ganze Schaaren jungen Volkes zu den steilen Halden und felsigen Schluchten des schroffen Kalkgebirges empor und Abends sieht man sie dann mit gerötheten Backen, Hut und Hand vollgepfropft mit Sträuschen von Alpenpflanzen zurückkehren. Wir vermeiden es hier, auch die Rehrseite dieses Bildes näher auszumalen und zu erzählen, wie viele traurige Erinnerungen sich für so manche Innsbrucker Familien an diese von Manchen mit dem Tode allzu theuer bezahlte Leidenschaft für die Berge und ihre Blumen leider auch anknüpfen. — Ebenso unterlassen wir es, näher auszuführen, wie die Solsteinkette mit ihrer vielgenannten Martinswand und ihrer weit ins Thal schauenden „Frau Hitt“ den landschaftlichen Hintergrund zu mancher Sage, zu manchem zierlichen Gedichte und manchem netten Capitel in Reisebeschreibungen abgeben mußte, und halten uns vielmehr an die Resultate, welche botanische Forschungen über das schroffe Gebirge zu Tage gefördert haben.

Die wesentlichsten Verdienste in dieser Beziehung müssen jedenfalls v. Heufler und Andreas Sauter zugeschrieben werden. Ihnen verdanken wir die Auffindung der seltenen *Nigritella suaveolens* auf der Solsteinkette und die Entdeckung der

bisher nur auf drei Punkten der ganzen Welt, nämlich in der Gamsgrube und an der Leiter am Großglockner, auf dem Baalberge bei Kals und eben auf der Solsteinkette vorkommenden merkwürdigen *Braya alpina*. Freilich haben diese Vorkommnisse nur für den Botaniker von Fach ein besonderes Interesse und entziehen sich daher einer ausführlicheren Besprechung in diesen Blättern. Von allgemeinerem Interesse dagegen scheint es mir, zu erörtern, wie es kommt, daß die Solsteinkette auch eine ganz erkleckliche Zahl von Pflanzen beherbergt, welche sonst vorzüglich in den südlichen Alpen verbreitet sind und die sich in den nördlichen Kalkalpen nur ausnahmsweise in der Gruppe von Bergen vorfinden, deren Knotenpunkt gerade unser Solstein darstellt.

Durchstreift man im Frühlinge die tertiären Hügel, welche als eine niedere Stufe dem Fuß der Solsteinkette vorgelagert sind, so beobachtet man fast an allen sonnigen Erdbriessen und kleinen Geröllhalden eine niederliegende Pflanze mit langgestreckten, vielverzweigten Stengeln und zahlreichen kleinen hellleuchtenden rothen nelkenartigen Blüten, welche Linné mit dem Namen *Saponaria ozymoides* bezeichnet hat. Sie steigt nicht sehr hoch ins eigentliche Alpenrevier hinauf, und die höchsten Punkte, wo ich sie auf der Solsteinkette noch vorkommend beobachtete, liegen in der Höhe der Tintalpe und an der oberen Holzgrenze am Reiteripiz bei Seefeld, also im Mittel bei 5000 Fuß über dem Meere. Die Pflanze ist in den nördlichen Kalkalpen ausschließlich auf die Solsteinkette und deren nächste Umgebung beschränkt und die äußersten Punkte, wo sie in Nord-Tirol noch beobachtet wird, sind im Westen der Kalvarienberg bei Imst und im Osten die südlichen Anhöhen in der Gegend von Schwaz. Nordwärts über die Solsteinkette hinaus läßt sie sich über Seefeld, Scharnitz und das Karwendelthal bis Mittenwald und Ehrwald in Baiern verfolgen. Sie fehlt dagegen dem vorarlbergischen Gebirgsland und dem Lechgebiet gerade so, wie den im Osten des Innflusses liegenden nordtirolischen, salzburgischen, österreichischen und steirischen Alpen. Ihre eigentliche Heimat bildet das südliche Europa und sie findet sich dort weit verbreitet, vom südlichen Frankreich her durch die Schweiz und Süd-Tirol, die Lombardei und Venetien bis in das südliche Kärnten. Wollte man demnach den Verbreitungsbezirk dieser Pflanze nach Norden zu durch eine Linie abgrenzen, so würde diese im Allgemeinen wohl dem 47 Grade nördlicher Breite folgen, in der Gegend der Solsteinkette aber eine ganz auffallende bis nach Mittenwald in Baiern hinausreichende und also einen vollen halben Breitengrad betragende locale Ausbuchtung zeigen.

Fast dieselbe eigenthümliche Verbreitung zeigt ein am Fuße der Solsteinkette häufiger kleiner Halbstrauch mit doldenförmig gestellten weißen Schmetterlingsblüthen, nämlich das *Dorycnium pentaphyllum* Scop. — Die nördliche Grenzlinie des Arealis dieser im südlichen Frankreich, der Schweiz und Süd-Tirol heimischen Pflanze zeigt in Tirol gerade so wie die Grenzlinie der *Saponaria ozymoides* in der Gegend der Solsteinkette zwischen Imst und Hall eine nach Norden gerichtete locale Ausbuchtung, die sich über Partenkirchen in Baiern bis hinaus auf die Ebene nach Landshut und auf die Garchingerhaide erstreckt.

Doch steigen wir höher an den Abhängen des Solsteins empor. Da treffen wir ober den Zirler Bergmähdern in einer Höhe von 7000 Fuß einen zwerzigen weißblühenden Hahnenfuß mit ganzrandigen Blättern (*Ranunculus parnassifolius*) an, der sonst nirgends in der ganzen nördlichen Kalkalpenkette beobachtet wurde und dessen anderweitige nördlichste Standpunkte in Wallis, am Bernhard, am Dornserjoch, im Dexthalerstock und am Gledner, also durchgehends ein gutes Stück weiter südlich in der Centralkette der Alpen liegen. Und analoge Verhältnisse beobachten wir auch bei der Betrachtung der Verbreitungsbezirke von *Avena distichophylla*, *Luzula nivea*, *Karex baldensis*, *Lasiagrostis Calamagrostis* und noch manchen anderen Pflanzen, mit deren Aufzählung und ausführlicherer Besprechung ich aber den Leser hier nicht weiter ermüden will.

Alle diese Gewächse gehören demnach eigentlich südlicheren Alpenzügen an und finden sich hier nur ausnahmsweise in den nördlichen Kalkalpen auf beschränktem Raume gruppenweise wie vorgehobene Posten in der Kette des Solsteins und den ihr zunächstliegenden Bergrevieren.

Worin liegt nun wohl der Grund der so eigenthümlichen Verbreitung all' dieser Pflanzen?

Vielleicht werden wir hierüber belehrt, wenn wir die Pflanzen selbst als Leitsterne benützen und durch sorgfältige Verfolgung aller ihrer tirolischen Standorte zu ermitteln suchen, welchen Weg sie eingeschlagen haben, um aus ihrer südlichen Heimat nach dem Norden vorzudringen. Würden mich nun die Leser auf die Höhenzüge begleiten, welche der Solsteinkette im Süden gegenüber liegen, so würden sie mit mir finden, daß sich die meisten unserer oben aufgezählten Pflanzen auch richtig Berg um Berg und Thal um Thal nach Süden zu verfolgen lassen; sonderbarer Weise aber vorherrschend in einer Kette von Standorten, welche jener tiefen Einsenkung der centralen Alpen parallel läuft, die den Dexthalerstock von dem Zillertalerstocke scheidet, und durch welche die Brennerstraße aus dem Innthale in das Gebiet des Gifacks hinüberführt. Der Schluß liegt demnach nahe daß unsere Pflanzen ihren Weg aus dem Süden nach dem Norden durch die Furche des Brennerpasses nahmen, und ihre Straße wäre daher im Allgemeinen dieselbe, welche auch die Menschen seit uralter Zeit eingeschlagen haben, wenn sie aus dem Süden nach dem Norden vordringen wollten. Irrig aber wäre es, darum auch die Verbreitung unserer Pflanzen mit den Zügen des Menschenvolkes in irgend eine Verbindung bringen zu wollen; denn die im Früheren ihrer eigenthümlichen Verbreitungsweise wegen hervorgehobenen Pflanzenarten gehören nicht etwa jener Kategorie von Gewächsen an, welche dem Menschen auf Schritt und Tritt überall hin folgen und, absichtlich oder unabsichtlich von ihm verschleppt, unsere Heerstraßen bis in die innersten Winkel des Gebirges besäumen. Im Gegentheil sind es fast durchgehends Gewächse, die sich zu ihren Wohnorten die steilen Felswände und wüsten Geröllhalben aussuchen, zu welchen neben dem Jäger höchstens noch ein neugieriger Naturforscher manchmal emporklettern. Dorthin hat sie der

Mensch gewiß nicht verschleppt, und zwar um so weniger, als ihm auch keine einzige derselben irgend einen Nutzen zu gewähren vermöchte.

Wir müssen uns daher nach einem anderen Verschlepper umsehen, und glauben wohl nicht zu fehlen, wenn wir als solchen den Scirocco ansehen, der mit beflügeltem Schritte die steilsten Felsklippen und die wüsten Geröllhalben erklimmt und dort als ungebetenes Geschenk die Pflanzensamen südlicherer Länderstriche abladet.

Um diese unsere Ansicht aber näher zu begründen und den Einfluß, welchen der Scirocco auf die Vertheilung der Pflanzen in den Tiroler Alpen ausübt, in das richtige Licht zu stellen, ist es nothwendig, daß wir dem Südwinde und den Winden der Alpen überhaupt einige Zeilen widmen, was wir auf die nächste Nummer dieser Blätter versparen wollen.

## Neue Werke über Musik und Theater.

### III.

1. „Beethovens Leben“, von Ludwig Nohl (1. Band: Beethovens Jugend). — Wien 1864, S. Markgraf.
2. Johann Nisten: „Das friedewünschende Teutschland“ und „Das friedejauchzende Teutschland“. Zwei Schauspiele (Singspiele). Mit einer Einleitung neu herausgegeben von H. M. Schletterer. Mit Musikbeilagen. — Augsburg 1864. Schloffer.

Ed. H. Wir besitzen bekanntlich eine Reihe größerer und kleinerer biographischer Arbeiten über Beethoven, allein keine darunter entspricht den Anforderungen, die man vom historischen Standpunkte an ein vollkommenes Lebensbild des großen Meisters zu stellen berechtigt ist.

Aus persönlicher Anschauung schildern uns Beethoven nur seine Freunde Ries, Wegeler und Seyfried in lose verbundenen Notizen, dann Schindler in seiner ausführlichen Beethoven-Biographie. Letztere, allerdings mehr ein wirrer Haufe kostbaren Materials, als ein schriftstellerisches Kunstwerk, dünkt uns mitunter doch allzu abschätzig beurtheilt zu sein. Es sind uns darin eine große Zahl höchst bedeutender Züge und Erlebnisse des Meisters aus unmittelbarer Anschauung mitgetheilt, deren Gesammtheit sich dem theilnehmenden Leser leicht zum Portrait vereinigt. Die traurigen Schlußjahre Beethovens sind mit vieler Anschaulichkeit erzählt und doch ohne jenes subjective Vordrängen des Biographen, das uns manche Biographie aus Freundeohand verleidet. Dadurch bleibt Schindlers Buch die schätzbareste Hülfe und die unentbehrlichste Vorarbeit für jede spätere, durchgearbeitete Biographie Beethovens. Eine solche hat Schindler freilich eher wünschenswerth als entbehrlich gemacht. Seine Mittheilungen erscheinen weder vollständig genug (Kindheit und Jünglingsalter sind ganz dürftig), noch durch ein-

heftlich pragmatische Auffassung zu einem Ganzen gerundet. Schindler fehlt das feinere Gefühl für geistige Entwicklung, der sichere Blick für die zahllosen, verborgenen Lebensfäden, die gerade so und nicht anders in einander schlagen mußten, um diese bestimmte Bildung hervor zu bringen. Schindler sieht nur das fertige Gespinnst. Der unschätzbare Vorzug dieses Biographen wird aber stets der bleiben, daß er jahrelang mit Beethoven selbst gelebt hat.

Seine Stellung hat Ähnlichkeit mit der Eckermanns zu Goethe. Beide junge Männer fanden sich durch bewundernde Verehrung an ihre Herren und Meister bis an deren Lebensende gefesselt und die Weihe dieses Umganges verführte ihnen das Untergeordnete ihres Verhältnisses. Zum geistigen Mitarbeiter Beethovens, wie es Eckermann in den letzten Jahren bei Goethe war, hat sich Schindler nie erhoben, hingegen hielt er sich frei von dem zweifelhaften Verdienst, in jedem Papierschnitzel des Meisters unantastbare Vollendung zu finden und manche Veröffentlichung zu betreiben, die den echten Ruhm ihres Autors kaum erhöhen konnte.

Was wir außerdem an Beethoven-Biographien besitzen, ist fast gänzlich aus Schindler, Ries und Wegeler geschöpft, ohne die Behelfe einer controlirenden Kritik, ja meist ohne jeden Versuch eigener quellenmäßiger Forchtung. Dahin gehören die Werke von A. B. Marx, Dulibich eff und Lenz in ihrem biographischen Theil. Otto Sahn, der berühmte Biograph Mozarts, und der in Wien lebende americanische Musikgelehrte Alexander Thayer haben ausführliche Beethoven-Biographien unter der Feder, deren Vollendung aber noch ziemlich ferne stehen soll. Ihnen ist Herr Dr. Ludwig Kuhl, Privatdocent der Musikwissenschaft in München (früher in Heidelberg), mit dem Werke zuvorgekommen, dessen Titel wir oben mittheilten. Der bisher erschienene erste Band (welcher übrigens auch als ein selbstständiges Ganzes auftritt) behandelt „Beethovens Jugend“ und reicht, die Jahre 1770—1792 umfassend, bis zu Beethovens Uebersiedlung nach Wien.

Ueber Beethovens Jugendzeit, über seine Familie und Umgebung in Bonn, über die frühesten geistigen Einflüsse, die bestimmend auf seinen Charakter und seine Kunstrichtung eingewirkt haben, hatte man bekanntlich die allerdürftigste Kenntniß. Herr Kuhl hat keine Mühe gespart, darüber zu sammeln und zu erfragen, so viel thunlich war. Unter anderem verkehrte er auch im vorigen Sommer viel mit dem — seither verstorbenen — Schindler und rühmt die aufrichtige Freundschaft des alten Herrn, mit seinem „mumienhaften“ Aeußern, die unermüdlche Aufmerksamkeit, womit er tagelang das zusammengehäufte Material Stück für Stück durchging, berichtete und ergänzte, die uneigennützigere Bereitwilligkeit, womit er so manches aus Beethovens Nachlaß vorlas und vorzeigte. „Wer die Thränen der Nührung gesehen hätte“ fügt Kuhl hinzu, „welche die lebhaftere Erinnerung an den verstorbenen großen Freund und an bessere Tage in dem alten, einsamen Manne, über den die Zeit längst hinweggebraust war, jetzt hervorrief, wer endlich den lebhaft ermunternden Gruß gehört hätte, womit er mich, den jungen Biographen, der nicht ohne schwere Besorgniß seiner Aufgabe entgegenzging, entließ und mir Muth einsprach, der würde ebenfalls mit mir alle Unart und Unbill, die

der etwas eigensinnige und hochfahrende Herr, der die Kenntniß von Beethovens Leben und Schaffen als seine Domaine zu betrachten sich gewöhnt hatte, gegen so manchen, freilich meist gereizt, begangen hatte, gern vergessen."

Die quellenmäßige Forschung, die Herr Nohl sich in „Beethovens Jugend“ angelegen sein ließ, unterscheidet dies Buch wesentlich und vortheilhaft von seinem „Leben Mozarts“, das eine Art zusammengefaßter und popularisirter „Sahn“ ist. Den liebenswürdigen, warmen Ton, die Begeisterung für den Gegenstand, den leicht dahinfließenden Stil theilt das neue Buch mit dem früheren, leider auch den großen Hang zur Weitichweifigkeit, zur lyrischen Schwärmerei, endlich zu allerhand, vom Gegenstand ablenkenden Excursen.

Wir wollen, im Interesse der späteren Bände, die Bemerkung nicht unterdrücken, daß unseres Erachtens ein Fünftheil oder Sechstheil des Buches ohne Schaden für den Inhalt leicht hätte wegbleiben können. Lange, allgemeine Betrachtungen, wie sie die ersten zwei Capitel füllen (über Land und Leute am Rhein und in Westphalen, über die Politik des „ancien régime“ u. dgl. machen den Leser, der etwas neues über Beethoven erfahren will, leicht ungeduldig und mißvergnügt. Es ist allerdings nach Goethe's treffendem Ausspruch die Aufgabe der Biographie „den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwieferne ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich seine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abspiegelt“.

Allein wir glauben, daß Nohl nicht streng genug in der Scheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen vorgegangen, und daß er selbst solche allgemeine Verhältnisse, die an sich für Beethovens Entwicklung immerhin wesentlich heißen dürfen, mitunter allzu redselig behandelt hat.

Auf festen, historischen Boden gelangen wir im dritten Capitel, und von hier an folgen wir mit Interesse den Mittheilungen des Verfassers über Bonn und den Churfürsten Maximilian Friedrich, unter dessen Regierung Beethovens geboren wurde. Dieser Churfürst ist ein interessantes Charakterbild, ein wahrer Typus des „ancien régime“ an den kleineren deutschen Höfen. Trotz seiner vollständigen Unthätigkeit und lockeren Moral war Max Friedrich beim Volke sehr beliebt, weil er gutmüthig und freundlich war. Das Wenige, was „regiert“ wurde, geschah durch den gewandten und mächtigen Minister von Beldebusch, der seinem Herrn auch zum Churfürst zu verhelfen gewußt hatte. Aus Dankbarkeit dafür, wie für die Verwaltung des ganzen Landes, die dem geistlichen Herrn gar zu mühsam dünkte, ließ dieser den Minister schalten und walten, wie er mochte und theilte sogar seine Geliebte mit ihm, die Gräfin Caroline von Sagerhofen. Diese gemeinname Herzensangelegenheit verband die beiden würdigen Männer auf das intimste und solideste mit einander. Der Churfürst hielt natürlich auch große Stücke auf sein kleines Hoftheater und seine Capelle. Bei letzterer befand sich der churfürstliche Capellmeister und Bassänger Ludwig



van Beethoven, der Großvater unseres Meisters, ein kleiner kräftiger Mann mit äußerst lebhaften Augen, der als Künstler sehr geachtet war. Ferner als Tenorist dessen Sohn Johann van Beethoven. Letzterer heiratete im Jahre 1767 eine junge Wittwe, Maria Magdalena Kaym, die Tochter des churfürstlichen Leibkochs Kewerich. Bei dem Knaben, der diesem Ehepaar am 17. December 1770 geboren wurde, fungirte der Großvater als Pathe, nach ihm hieß das Kind Ludwig van Beethoven. Unser Beethoven scheint, wie es häufig vorkommt, mehr Aehnlichkeit mit dem Großvater als mit seinem eigenen Vater gehabt zu haben. Der Großvater hatte sich schon früh als selbstständiger Charakter erwiesen. Als vierzehnjähriger Knabe war er seiner Familie in Antwerpen davongelaufen und nie wieder in seine Vaterstadt zurückgekehrt. Er gerieth (schon vor 1730) nach Bonn und trat in churfürstliche Dienste.

Der Vater unseres Beethoven (Johann v. Beethoven) war ein Mann von geringer Bildung, unfreundlichem Wesen und dem Trunk ergeben. Als ihm noch zwei Söhne geboren wurden (die späterhin in schlimmer Weise berühmt gewordenen Karl und Johann), begann dem Vater die Sorge um deren Erhaltung schwerer aufs Herz zu fallen. Er dachte, die früh hervorbrechenden musikalischen Anlagen seines Ältesten bemerkend, den Knaben so schnell als möglich zum Wunderkind zu präpariren und ihn, nach Mozarts Vorbild, reisen zu lassen. Der kleine Ludwig wurde demnach mit rücksichtsloser Strenge unausgesetzt zum Klavierspielen angehalten, ein Zwang, der ihm damals die Musik verleidete und noch in späteren Jahren als unangenehme Erinnerung nachwirkte. Der kleine Beethoven hatte sich bald eine solche Fertigkeit auf dem Clavier erworben, daß der Churfürst, von seinem Talente überrascht, für seine Ausbildung zu sorgen beschloß. Er ließ ihn zuerst von dem Hoforganisten van den Ceder, dann von dem Musikdirector Neefe unterrichten. Neefe war als Musikdirector des Theaters, als Schüler des damals so berühmten Joh. Adam Hiller, endlich als tüchtiger Componist und Klavier- und Orgelspieler der hervorragendste Musiker in Bonn. Es ist ein dankenswerthes Unternehmen, daß Nohl uns diesen tüchtigen Mann und Künstler, der unleugbaren Einfluß auf Beethovens Ausbildung genommen, ausführlicher schildert, als bisher geschehen ist. „Werde ich einst ein großer Mann, so haben auch Sie Theil daran“ schrieb Beethoven aus Wien an Neefe, dem er zeitlebens die dankbarste Anhänglichkeit bewahrte. Neefe seinerseits erkannte zuerst mit sicherem Blick die ungemaine Begabung seines Schülers. In einem Bericht über die Musikzustände Bonns (v. 1783) schreibt Neefe von dem eilfjährigen Beethoven „dieses junge Genie verdiente Unterstützung, daß es reisen könnte. Er würde gewiß ein zweiter W. A. Mozart werden, wenn er so fort-schritte wie er angefangen.“ Es ist dies die erste öffentliche Erwähnung Beethovens, die sich vorfindet

Nohl handelt hierauf von Beethovens erster „Schule und Bildung“, wobei allerdings mehr zu errathen und zu folgern, als historisch festzustellen war. Ueber

die liebenswürdige Familie Breunig, welche durch edle Bildung und Geselligkeit so wohlthätig auf Beethovens Jünglingsjahre einwirkte erfahren wir manch anziehendes Detail.

Eine Uebersicht des Zustandes der damaligen Litteratur, Kunst und Schaubühne schließt das „Erste Buch“ des Nohl'schen Werkes. Das zweite beginnt mit einer warmen anziehenden Schilderung des Churfürsten Maximilian Franz, der den Namen eines „Vaters seines Volkes“ verdiente. Dieser österreichische Erzherzog war der jüngste Sohn Maria Theresia's und hatte, bis auf die körperliche Mehnlichkeit, alle herrlichen Eigenschaften dieser Frau geerbt; Grund genug, daß wir Oesterreicher ein doppelt lebhaftes Interesse an ihm nehmen. Max Franz stellte Beethoven im Jahre 1785 als Organisten an der churfürstlichen Hofcapelle an; im Jahre 1787 ließ er ihn nach Wien, dem Glanz- und Mittelpunkt des musikalischen Lebens in Deutschland, reisen. Ebenfalls ein Oesterreicher, der Deutschordensritter Graf Karl v. Waldstein war es, dessen Fürwort und Vermittlung hiebei die wichtigste Rolle spielte. Graf Waldstein (derselbe dem Beethoven später durch die C-dur-Sonate ein bleibendes Denkmal gesetzt) war der Liebling und beständige Gefährte des jungen Churfürsten. Selbst musikalischer Kenner und Dilettant, hatte Graf Waldstein den jungen Beethoven in seinen besondern Schütz genommen und dessen Wiener Reise bei dem Churfürsten durchgesetzt. Der Verfasser widmet Beethovens „Besuch bei Mozart“ ein eigenes Capitel und legt auf das flüchtige Zusammentreffen des angehenden Componisten mit dem berühmten Meister ein Gewicht, welches dasselbe, unseres Erachtens, keineswegs hatte; die schwere Bedeutsamkeit dieses Besuches kann man nur durch eine etwas wohlfeile Vorausnahme späterer Reflexionen künstlich gewinnen. Ein rein äußerer Umstand war es, der den sechszehnjährigen Beethoven nach kaum sechswochentlichem Aufenthalte in Wien nach Bonn zurücktrieb. Ein Brief seines Vaters forderte Beethoven kategorisch zur schleunigen Rückkehr auf. Die geliebte Mutter lag unrettbar an der Auszehrung darnieder. Wir erfahren diesen Umstand aus einem Schreiben Beethovens (an Dr. Schade in Augsburg), das Nohl (nach einer englischen Mittheilung) zum ersten Male veröffentlicht.

Beethoven ist nach Bonn zurückgekehrt. Die Jahre (1787 bis 1792) die er daselbst, bis zu seiner definitiven Uebersiedlung nach Wien, verlebte, füllen das dritte Buch („Erwachen“).

Beethovens Thätigkeit als Clavierlehrer, als Virtuose und unermüdlich vorwärts strebender Componist, endlich als Capellmitglied im Theater und der Kirche wird ausführlich geschildert. Das damalige Kunstleben in Bonn und die darin hervorragenden Persönlichkeiten, die geselligen Kreise, in denen sich Beethoven bewegte, werden uns vorgeführt. Der Ausbruch der französischen Revolution veranlaßte den Verfasser zu einer Erörterung ihrer Wirkungen in Deutschland und ihres Eindruckes auf Beethoven. Die tiefe und entscheidende Wirkung der französischen Revolutionsideen auf Beethoven kann man sich allerdings zu groß kaum denken; die Untersuchung aber, welchen Eindruck gerade die Marsseillaise auf Beethoven

gemacht habe' (wenn er sie überhaupt damals gehört), scheint uns zu schwer genommen. Mit Beethovens Ankunft in Wien schließt der erste Band des Kohl'schen Werkes, das sich ohne Zweifel zahlreicher Leser erfreuen wird. Die im „Anhang“ aufgeführten Citate, Urkunden und Beweisstellen, welche für die Belesenheit und den Fleiß des Verfassers Zeugniß geben, hätten wir entweder unter den Text selbst oder doch mit fortlaufenden Nummern bezeichnet gewünscht; wie sie hier angeordnet erscheinen, erschweren sie die Benützung ungemein. Die Ausstattung des (bei H. Markgraf verlegten, bei F. Löwenthal gedruckten) Bandes ist sehr empfehlend.

Wir haben im verflossenen Jahre in diesen Blättern ein Werk von H. M. Schletterer über „Das deutsche Singspiel“ angezeigt und das reichliche, neue Materiale dankbar hervorgehoben, das der Verfasser zur Geschichte der ältesten deutschen Singspiele beigebracht hat. Die neue Publication Schletterers (zwei Singspiele von Joh. Rist, aus der Mitte des 17. Jahrhunderts) hängt mit dem früheren Buch insofern zusammen, als damals „der engbemessene Raum den Abdruck vollständiger Singspielerthe nur in beschränktem Maße erlaubt hat“. Wir können den beiden von Schletterer abgejondert herausgegebenen Rist'schen Stücken leider kein höheres Interesse, als ein rein litterarisches beimessen. Es sind hohle, nüchterne Allegorieen, ohne Wiß und ohne Poesie, breit und maßlos langweilig. Eine bescheidene Broschüre über diesen Fund hätte gewiß weit dankbarere Aufnahme verdient und gefunden, als dieser dicke Groß-Octav-Band mit 82 Seiten Einleitung und 238 Seiten Rist'scher Poesie. Uns die mühsame Lectüre solcher Ungeheuer zu ersparen, dazu sind ja die Litteraturgeschichten und Beispielsammlungen da. Andere als sachmännische Leser werden dies „friedewünschende“ und „friedejauchzende Deutschland“ kaum mit Antheil durchlesen. Am wenigsten können wir an die patriotisch-begeisternde Wirkung glauben, die der Herausgeber von diesen Publicationen hofft. „Beide Schauspiel“ sagt Schletterer in der Vorrede, „theilweise entstanden in einer schweren und trüben Zeit und durch jedes Wort an sie erinnernd, dürften in diesem Augenblicke, ganz abgesehen von dem litterarischen Interesse, beinahe als eine Festgabe zu betrachten sein“. Er erinnert an die Jahre 1813 und 1815 und schließt, auf die neuesten politischen Ereignisse übergehend, mit folgendem Ausruf: „Wie lange müssen wir noch schamroth unsere Blicke zu Boden senken, wenn Schleswig-Holsteins, das auch das Vaterland des Dichters der vorliegenden Singspiele ist, gedacht wird? O Staatsmann! Staatsmann! wie lange noch hältst du die Lose der Völker in deinen unreinen Händen und entscheidest darüber in deinem falschen listigen Herzen! O, möchten doch die mahnenden Worte des alten Dichters, der hier im neuen Gewande vor unsere Zeit hintritt, nicht nutzlos verhallen! Möchte seine schlichte Rede uns fortwährend anspornen, dem Ziele nachzustreben, dessen Erreichung uns bis zur Stunde versagt blieb! Möge das, was er uns sagt und woran er uns erinnert, die Kraft lebendiger Warnung nie verlieren!“ Als geeignetes Mittel zu solch politischer und patriotischer Rathharrsiß können wir die Rist'schen Schau-

spiele nach weniger ansehen, denn als poetisch anziehende Producte. Was Schleswig-Holstein und die anderen Conflictc unseres Vaterlandes betrifft, so sind wir prosaisch genug zu glauben, daß jeder tüchtig gedachte und warm geschriebene Zeitartikel mehr für die deutsche Sache wirkt, als alle Komödien Rist's zusammen genommen. Mit bestem Willen und vollster Anerkennung der patriotischen Tendenz dieser Stücke kann doch unsere Bildung kein intimes Verhältniß mit denselben eingehen. Wir werden diese Gelegenheitspoesieen, die einen patriotischen Gedanken auf geistlose, unpoetische, mitunter rohe und widerwärtige Weise breit treten, höchstens mit einer Art gerührter Neugier durchblättern, wie jede andere Beilage zu jenem traurigen, großen Act unserer Geschichte: dem dreißigjährigen Krieg.

Das „friedewünschende Deutschland“ (kurz vor dem westphälischen Frieden geschrieben) besteht aus drei Acten („Handlungen“) und einem mehrere Scenen umfassenden „Zwischenpiel“; es ist, so wie das zweite Stück („das friedeauchzende Deutschland“), ganz in Prosa geschrieben und mit einzelnen Liedern durchflochten. Beide Schauspiele waren für die Hamburger Bühne verfaßt und kamen daselbst zur Aufführung. Zu Anfang des ersten Stückes erscheint „Mercurius in seinem gewöhnlichen Habit“ und hält einen langen Prolog. Hierauf führt er vier alte deutsche Helden, König Ehrenfest (Arorist), Herzog Hermann, Fürst Claudius Civilis und Herzog Bedekind (Wittekind) vor, um ihnen das „alte Deutschland“ zu zeigen, wie sie es gekannt hatten, und nach dessen Anblick sie sich aus dem Elisium sehnen. Das „alte Deutschland“ sitzt, wie eine alte Matrone ganz ehrbarlich gekleidet, mit Kron' und Scepter in einer Capelle; um sie her Streifkolben, Schlachtschwerter und allerlei teutonisches Geräthe. Nachdem die vier Helden vor diesem Bilde lange Reden über altdeutsches Wesen gehalten, wünschen sie auch das jetzige Deutschland zu sehen. Die Scene wechselt. „Deutschland“ erscheint, auf das prächtigste à la mode bekleidet, sieht gar frech und wild aus, hat viele Diener und Dienerinnen, sonderlich folgt ihr die Wollust, in mancherlei Farben, ganz leichtfertig bekleidet, jedoch so, daß sie fast halb nackt daher gehet. Deutschland legt sich auf einen ganz prächtig gebauten und mit schönen Tapezereien geschmückten Thron nieder, der Friede steht ihr zur Rechten, die Wollust zur Linken.“ Der Friede und die Wollust kommen in Streit; Deutschland (sehr hochmüthig sprechend und manchmal französische à la mode-Ausdrücke brauchend) verhöhnt den Frieden und beschützt die Wollust. Die „vier alten Helden“ treten ein, sie halten Deutschland strenge Sittenpredigten und werden dafür auf das Gräßlichste fertigesagt. Es folgen wieder vergebliche Mahnungen des „Friedens“, Deutschland prügelt „tapfer“ diese „unverschämte Bestie“ und stößt sie fort. Die „Wollust“ bleibt, hocherfreut. Den zweiten Act eröffnet der Friede „mit traurigem Antlitz und Geberden“ und einer noch traurigeren, endlosen Rede über das „verblendete, elende Deutschland“. Aus allen diesen Monologen spricht nicht sowohl der Dichter, als der Prediger Rist, er wiederholt durch 50 bis 60 Zeilen immer denselben kurzen Gedanken. „Deutschland“ tritt nun auf in höchster Pracht, vier fremde Cavaliere folgen ihr: der Spanier Don Antonio, der

Franzose Monsieur Gaston, der Croate (Belische) Signor Bartolomeo und der „Teutsche Reiter“ Herr Karel. Diese vier berücken Teutschland mit Schmeicheleien, traktiren sie mit Leckerbissen (worunter „Ziegenkäse“) und betäuben sie endlich durch vergiftete Weine. Nachdem Mercurius mit einer langen Predigt (à la „Friede“) die Scene besetzt gehalten, erscheinen die „vier Cavaliere“ mit Mars, den sie zu Hülfe gerufen und überwältigen mit seinem Beistand das schlafende Teutschland. Es geht ein furchtbares Schimpfen, Stoßen und Prügeln an, in welchem Teutschland unterliegt und gefangen abgeführt wird.

Hiermit schließt der zweite Act und es beginnt das komische Zwischenspiel. Hauptperson desselben ist „Monsieur Saufewind“, der mit einem vier Seiten langen Monolog debütirt, worin er in komisch prahlerischem Ton all seine Künste, Kenntnisse und Erfolge aufzählt. Es erscheint Mars und schildert ihm die Freuden des Soldatenstandes. Vier Tableaux: ein Saufgelage, eine Tanz- und Liebes-scene, eine Spielbank, endlich ein prächtig stolzirender General machen diese Freuden anschaulich, Mercurius (der in dem ganzen Stücke die Rolle des weisen väterlichen Ermahners spielt) tritt nun auf und schildert mit gleicher Redseligkeit die Gefahren des Kriegerstandes. In vier Tableaux zeigt er dem bethörten Mr. Saufewind die Kehrseite der Medaille: Selbstmord und Zweikampf in Folge des Spiels, Wassersucht und Tod als Wirkung der Völlerei, Todtschlag für den stolzirenden General und endlich den gestraften Liebeshelden mit allem klinischen Apparat als „ein lebendiges Nas“! Saufewind fühlt sich durch diese Bilder sattfam herabgemuntert und geht in sich. Es folgt die „dritte Handlung“ des Schauspiels. „Teutschland gehet auff in der Gestalt eines armen, elenden Bettelweibes, mit alten zerrissenen Lumpen bekleidet“ und klagt in einem unabhängbaren Monolog ihr Glend. Lepteres soll jedoch er st recht angehen; „Mars“ erscheint, mit ihm „der Hunger“, „die Pest“ und „der Tod“. Diese allegorischen Figuren schimpfen und schlagen „tapfer auff das jämmerliche Teutschland“. Mars schießt sogar „mit einer Pistolen“ auf die „Schandbestie und alte Donnerhexe“, die verwundet liegen bleibt. Um Teutschland zu heilen erscheint „der Feldscherer Ratio Status“, die Staatsraison, — „die Diplomatie“, würden wir heutzutage sagen. Unter den Allegorieen, aus denen sich das ganze Stück zusammensetzt, ist dieser Feldscherer noch der beste Einfall. Er curirt des langen und breiten an Deutschland herum, will sie mit „Sigä“, mit „Union“, mit „Neutralität“ salben, ihr das „Emplastrum Conföderationis cum externis“ auflegen u., bis die Patientin sich endlich entschließt „Pillulæ Hypocriticæ“ d. h. Heuchelpillen einzunehmen. Die folgende Scene bietet uns ein anmuthiges Bild. „Teutschland will sich gerne erbrechen, rülget mit dem Halse, ächzet und thut sonst sehr übel“, dann „erbricht sie sich abermals heftig“ und bleibt wie todt liegen. Der „Friede“ tritt mitleidsvoll klagend zu ihr, auch Mercurius, der sie zu „rechtschaffener wahrer Buße“ ermahnt. „Ach, Merkuri!“ fragt die Unglückliche, „soll ich noch härter büßen, als ich nunmehr fast ganzer dreißig Jahr gethan habe?“ Es ist dies die kürzeste und beste Antwort, die Teutschland nur geben kann. Allein sie wird ob

dieser „Verstodtheit“ erb von Mercur gescholten und zur Buße und Zerknirschung aufgefordert. Hier tritt ein bedenklicher Punkt ein, wo nicht nur die poetische sondern auch die politische Anschauung gänzlich bei Seite geschoben wird und Pastor Rist, der Verfasser unzähliger Kirchenlieder, als pietistischer Prediger unverhüllt vor uns steht. Der dreißigjährige Krieg wird als „wohlverdiente Strafe“ für Deutschlands Unbußfertigkeit und Wollust proclamirt. Schließlich erscheint Deutschland in Buße und Reue sich windend, vor dem Throne Gottes und klagt sich der gräulichsten Gottlosigkeit an. Nach langen Verhandlungen verzeiht Gott in eigener Person und schließt das Stück mit einer breiten eindringlichen Predigt. Wir sind nicht so kindisch, dem frommen Rist eine Anschauungsweise zu verdenken, die in seiner Individualität, seinem Stande und der beschaulichen Richtung des schwerbetroffenen Volkes wohlbegründet war. Nur vermögen wir nicht an die vom Herausgeber gehoffte heilsame patriotische Wirkung zu glauben, die eine solche Geschichtsanschauung, deren Blick nicht über den Kreis der eingebildeten eigenen Sündhaftigkeit reicht, heutzutage üben soll. Unsere historischen Kenntnisse gestatten uns nicht mehr, den dreißigjährigen Krieg als eine gerechte Strafe der Wollust der Deutschen anzusehen, und wenn die Kämpfer des Befreiungskrieges sich ihre Kräftigung in Rists pietistischem Geheul gesucht hätten, statt in den zornmüthigen Liedern Körners und Schenkendorfs, so wäre Deutschland wohl heute noch nicht von der Fremdherrschaft befreit.

Mit der Erzählung des zweiten Schauspiels: „Das friedejuchzende Deutschland“ wollen wir den Leser verschonen. Es ist in jeder Hinsicht schwächer und langweiliger als das erste Stück. Der Herausgeber hat beiden Schauspielen nebst der erwähnten Vorrede eine ausführliche Einleitung vorausgeschickt, welche nicht nur das Leben und die Wirksamkeit Rists beleuchtet, sondern eine Art Essay über das ganze poetische Deutschland im 17. Jahrhundert ist. Herr Schletterer hat auch hierin seinen Fleiß und seine Gründlichkeit bewährt, wenn es ihm auch nicht geglückt ist, über so viel bearbeitete Themen, wie Dpiß, die Sprachgesellschaften und poetischen Orden, die geistliche Liederdichtung u. dgl. etwas besonders Erhebliches oder Neues zu sagen. Seine Lobeserhebungen Rists haben uns nicht belehrt, vielmehr bleiben wir entschieden auf Seiten Gervinus' stehen, der von Rists Werken sagt, es erscheine darin „außer der Regelmäßigkeit nichts bemerkenswerth“ und Rist sei nur seinem Vorbilde Dpiß „mit aller Unselbstständigkeit eines dünnen Talentes gefolgt“. Die zahlreichen pietistischen Reimereien von Rist, die H. Schletterer — ohne zwingende Noth — in der Vorrede abdruckt, können dieses Verdict nur bestätigen. Die beigelegten Melodien der Lieder aus den beiden Schauspielen (größtentheils von der Composition des Lüneburger Cantors Michael Jacobi) sind für eine Singstimme mit beziffertem Bass gesetzt, der „Beschluschor“ vierstimmig. Sie sind einfach, schlicht, theils zu gemüthlichem Ausdruck sich erhebend, theils zu platter Dürftigkeit herabsinkend; ihrer Grundfärbung nach am meisten den Liedern von Schop verwandt. Da die musikalische Thätigkeit jener Zeit bei weitem nicht in dem Maße, wie die litterarische erforscht

ist, müssen wir Herrn Schletterer für diese Musikbeilagen dankbar sein. — Aus Schletterers Feder ist eine „Biographie Johann Friedrich Reichardts“ angekündigt, eine Arbeit der wir mit großem Interesse entgegensehen und die dem geschätzten Verfasser einen ungleich lohnenderen Erfolg verspricht, als mit den Schauspielen Rits, bei aller darauf verwendeten Mühe zu erreichen war.

### Chemisch-technische Untersuchungen österreichischer Weine.

Von Dr. S. S. Pöchl, o. ö. Professor der chemischen Technologie am k. k. polytechnischen Institute zu Wien. (Wien, 1864. Verlag von Karl Hefl.)

Angezeigt von Prof. A. Bauer.

Die nächste Veranlassung zur Ausführung der im vorliegenden Werkchen mitgetheilten umfassenden chemischen Untersuchungen österreichischer Weine bot die im Monate Mai 1857 von der k. k. Landwirthschaftsgesellschaft in Wien veranstaltete allgemeine land- und forstwirthschaftliche Ausstellung, in welcher die auf etwa zwei Millionen Fochen gebauten Weine Oesterreichs in einer sehr befriedigenden Weise (nämlich von nahezu 300 Ausstellern in 1657 verschiedenen Sorten) vertreten waren.

Die Ausstellungsjury beschränkte sich behufs der Beurtheilung der ausgestellten Weine auf die Vornahme der sogenannten Kostprobe, welche auch für den von derselben angestrebten Zweck vollkommen ausreichte, dennoch mußte aber mit Bedauern wahrgenommen werden, daß über die so zahlreichen Sorten österreichischer Weine so gut wie gar keine genauen chemischen Untersuchungen vorlagen. Dieser Mangel mußte sich für die Zukunft um so fühlbarer machen, als man in den letzten Jahren gelernt hat, mindere Weinsorten, gestützt auf eine chemische Analyse, durch geeignete Behandlung zu verbessern.

Herr Dr. Pöchl hat gesucht, diesem Bedürfnisse abzuhelfen und er übergiebt in dem vorliegenden Werkchen die technisch-chemische Untersuchung von 216 verschiedenen Weinsorten der Oeffentlichkeit. Von diesen Weinsorten stammen 40 aus Ungarn, 58 aus Steiermark, 69 aus Croatien und Slavonien, 18 aus Nieder-Oesterreich, 7 aus Böhmen, 4 aus Dalmatien, 4 aus Siebenbürgen, 4 aus Tirol und 1 aus Dalmatien.

Die Untersuchung selbst erstreckt sich auf die Dichtenbestimmung, die Ermittlung des Säure-, Weingeist- und Extractgehaltes; dann auf die Bestimmung der vorhandenen Menge von Glycerin und Zucker, der Menge und Natur der Asche und endlich auf einige allgemeine Verhältnisse über Farbe, Geschmack, Bodenverhältnisse u. s. w.

Die Säurebestimmung zeigte, daß die niederösterreichischen Weine den größten, die ungarischen den geringsten Säuregehalt haben. Die Bestimmung des Alkoholgehaltes wurde vermitteltst des vom Verfasser construirten Ebullioscopes, also durch Ermittlung der Siedetemperatur vorgenommen. Diese Untersuchung lehrt uns, daß die ungarischen Weine die alkoholreichsten, die Tiroler die alkoholärmsten sind. Welches Resultat sich freilich nur auf die wenigen zur Untersuchung vorliegenden Tiroler Weinsorten (drei Sorten Entflarer, eine Lustenauer) bezieht.

Da der Werth eines Weines zum Theil vom Verhältniß seines Alkoholgehaltes zum Säuregehalt abhängt und zwar im Allgemeinen um so größer ist, je mehr ersterer den letzteren übertrifft, so hat der Verfasser durch Division des Alkoholpercentgehaltes durch den Säurepercentgehalt eine Zahl für jeden Wein ermittelt, welche er den Säure-

quotient nennt und deren Größe der Güte des Weines proportional ist. Der größte Säurequotient ergibt sich für den ungarischen Wein. Bei Bestimmung des Extractgehaltes der Weine wurde wieder durch Division des Alkoholgehaltes durch den Extractgehalt ein Extractquotient ermittelt, welcher im umgekehrten Verhältnisse zur Schwere des Weines steht, da er um so größer ist, je kleiner der Extractgehalt dem Alkoholgehalt gegenüber ist.

Aus den erhaltenen Resultaten folgt, daß die siebenbürgischen die mährischen und croatisch-slavonischen Weine zu den leichteren, die übrigen aber zu den schweren Weinen zählen.

Was den Zuckergehalt anbelangt, sei erwähnt, daß manche Weine gar keinen Zucker, sondern bloß das, ebenfalls süß schmeckende Glycerin enthalten, über dessen Vorhandensein in gegohrenen Flüssigkeiten wir erst vor wenigen Jahren durch den französischen Chemiker Pasteur unterrichtet wurden. Beim Altern der Weine verschwindet dieser Bestandtheil und verursacht dann die Speere (Magerkeit) gewisser alter Weine.

Aus den, den Schluß des Werkes bildenden allgemeinen Bemerkungen ersehen wir, daß noch so manches zur Verbesserung unserer österreichischen Weine geschehen sollte und wenn auch diese Bemerkungen sich noch auf die Verhältnisse vom Jahre 1857 beziehen, so sind doch auch heute noch die meisten Bemerkungen des Verfassers vollkommen zutreffend. Wenn auch seit jener Zeit unsere inländischen Weine bei der Londoner Ausstellung im Jahre 1862 neue Anerkennung gefunden haben und nun der Böslauer neben Bordeaux und Burgunder in allen englischen Journals anempfohlen und von den Engländern auch gern gekauft wird, so ist doch nicht zu läugnen, daß das Verdienst für diesen Erfolg zunächst den Weinhändlern gebührt und wir können dem Verfasser nur beipflichten, wenn er den Wunsch ausdrückt, daß möglichst bald recht viele österreichische Weinproducenten sich nicht nur Kenntnisse einer richtigen Weinbehandlung verschaffen, sondern diese auch zur Anwendung bringen mögen!

Es liegt ein reicher Schatz in unseren Weinbergen begraben, aber um ihn zu heben, genügt es nicht, die Rebe zu pflanzen und dann der Mutter Natur das meiste zu überlassen. Der Weinstock und der Wein erfordern eine gleich sorgsame Pflege, vernachlässigt man diese, so wird der Wein einem ungezogenen Jüngling vergleichbar, der, wenn auch von der Natur mit den herrlichsten Gaben ausgestattet, doch immer vor dem durch Erziehung gebildeten Manne zurückstehen muß. Den meisten österreichischen Weinen fehlt leider bisher die nöthige Erziehung, sie sind im vollsten Sinne des Wortes Naturweine. Wir können daher das Erscheinen des vorliegenden Werkes nur mit Freude begrüßen, da es im Vereine mit der schon früher von demselben Verfasser erschienenen Schrift: „Behelfe zum Galliziren der Weine“ (Wien, Karl Helf 1863) eine heilsame Reform der österreichischen Weinproduction ermöglicht und anbahnt.

B, „Friedrich Ludwig Schröder“. Ein Künstler- und Lebensbild von Ludwig Brunier. (Leipzig, J. S. Weber.) — Wir bedauern aufrichtig, den Namen des in vielfacher Beziehung verdienten Verlegers der Geschichte der deutschen Schauspielkunst von F. Devrient schon wieder auf einem Product ordinärster Buchmacherei zu begegnen. Für wen der sichere Herr Brunier dieses Buch eigentlich zusammengeschrieben habe, die Frage wird er selbst schwerlich beantworten können. Wir besitzen eine Biographie Schröders von F. L. W. Meyer, ein anerkanntes, für die Theatergeschichte unschätzbbares Werk; wollte und konnte Herr Brunier es durch ein besseres verdrängen? Haben sich ihm neue Quellen zur Beurtheilung des trefflichen Mannes eröffnet? Ist er in der Lage Meyer zu berichtigen? Nichts von alledem. Daß er Meyer fleißig abgeschrieben, gesteht er im Vorworte



offen genug ein, aber Meyers Werk ist zu „dickleibig“ für das Publicum, welches sich Herr Brunier denkt, oder, wie er in seinem classischen Stil sagt: „Bei den zahlreichen sonstigen Biographien bedeutender deutscher Männer, die unser Volk zu beachten hat, dürfte nur dem, dessen ausschließliche Beschäftigung die Litteratur ist, Zeit übrig bleiben, das dickleibige Werk Meyers durchzulesen. Wer den vortrefflichen Lebensbeschreibungen Steins, Yorks und so vieler anderer hervorragender Männer gerecht geworden (!) und dessen Tagewerk durch Amtspflicht und einen festen Beruf ausgefüllt ist, der hat zu einer mehrbändigen Biographie eines Schauspielers weder Muße noch Neigung“. Außerdem hielt der Verfasser „eine anders angelegte und mit den Erfahrungen, die auf dem Gebiete der Bühne in den letzten vierzig Jahren gemacht wurden, bereicherte Lebensbeschreibung für nothwendig“. Die Gewissenhaftigkeit des Referenten, welcher sich durch ein solches Präambulum nicht von der Lectüre des Buches abschrecken ließ, oder, um mit unserem Autor zu reden, davor nicht „zurückscheuchte“, hat wohl Anspruch auf einige Anerkennung. Leider wurde das Opfer durch nichts belohnt. Die „andere Anlage“ besteht in dem Zerreißen und Durcheinanderwerfen der Materie, die „Erfahrungen“ in dem überflüssigsten Geschwätz von Schauspielern der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit, seichten Excursen über die Auffassung dramatischer Charaktere und meistens ganz abgeschmackten Parallelen zwischen Schröder, Ludwig Devrient, Seidelmann, Davison u. s. w. Vorzügliches Gewicht legt aber der Verfasser auf seine Darstellung der Theaterzustände in Deutschland vor Schröder, welche uns erst die wahre Größe Schröders erkennen machen soll. Dieses Capitel, origineller Weise überschrieben „Schröders Geburt und Jugendjahre“ ist wirklich unterhaltend. Zunächst werden wir belehrt, es sei „der Ort, wo die Wiege großer und bedeutender Männer gestanden, niemals ein zufälliger, sondern durch die Vorsehung oft sinnbildlich und vorbedeutend ausgewählt“; Beweis dafür die Geburt des Heilands in einer Krippe und Napoleons I. auf einem Teppich, „wo Achilles, Ajar, Agamemnon und alle die anderen gewaltigen Kriegshelden prangten“. Und so mußte Schröder gerade in Schwerin geboren werden, wohin schon vier Jahre früher Herzog Christian Ludwig den Principal Schönewann berufen hatte! Daraus ergibt sich die Nothwendigkeit, sehr umständlich die Schweriner Theaterzustände im vorigen Jahrhundert zu schildern, allerhand Urtheile über Cechof zusammenzuschreiben, Stellen aus Wahrheit und Dichtung zu citiren u., alles das mit wahrhaft rührender Naivetät. Die Ankündigung eines Spectakelstückes „Das entsetzte Narva“, in dem damals gang und gäben Stil gehalten, veranlaßt Herrn Brunier zu nachstehendem köstlichen Commentar. „Da es im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts noch sehr wenige Zeitungen gab, und diese nur von einem kleinen Publicum gelesen wurden, weil damals die wissenschaftliche sowohl als die politische Seite (!) beim Volke noch sehr unangebildet war, so gelangte oft erst durch den Theaterzettel zu Vielen, ja vielleicht zu den Meisten, die Kunde von einer großen Schlacht oder sonst einem wichtigen Ereignisse, das sich in fremden Ländern zugetragen hatte“. Wir ersähen aus dem Buche nur, daß bei Herrn Brunier verschiedene „Seiten“ sehr unangebildet sind und er die Kenntniß der Zeit, welche er schildern will, in der That nur den Theaterzetteln und Theaterkalendern zu verdanken scheint. Neben ihm ist Herr Pasqué, der Historiograph der Goethe'schen Theaterleitung ohne Frage ein Schriftsteller von Beruf. Nicht einmal als Nachschlagebuch ist diese verworrene Biographie zu gebrauchen, und es wäre nichts bedauerlicher, als wenn dieselbe etwa das Erscheinen einer längst nothwendigen neuen Auflage des Meyer'schen Werkes verhindern sollte.

\* Flirs „Briefe aus Rom“, welche vor wenigen Monaten bei Wagner in Innsbruck erschienen sind, erregen in den weitesten Kreisen Aufmerksamkeit. Die erste Auflage ist bereits vergriffen und es wird in wenigen Wochen die zweite Auflage ausgegeben werden.

K. W. Auf die künstlerische Ausschmückung der öffentlichen Brunnen haben die Gemeinden in älterer und neuerer Zeit stets eine besondere Sorgfalt verwendet. Auch Wien blieb darin nicht zurück, wie aber leider nur mehr aus den alten Stadtrechnungen, worin die Kosten der Erbauung verzeichnet erscheinen, zu ersehen ist. Als Kaiser Ferdinand I. der Stadt Wien die Benützung des aus den Quellen des Wiener Berges für die Bewässerung des Burggartens hereingeleiteten Wassers, welches durch „Röhrung des Kempolsbrunn von Sand Margarethenhof“ in den Garten entbehrlieh wurde, dem Stadtrathe überließ, errichtete dieser im Jahre 1563 auf dem neuen Markte einen Brunnen mit steinernem Becken in der Nähe des fürstlich Schwarzenberg'schen Palais, welchen er im Jahre 1635 erneuern und mit Figuren, Laubwerk und dem städtischen Wappen darunter mit acht „Kindern“ schmücken ließ. Dieser Brunnen verblieb daselbst nur bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts und verschwand wieder, als in dieser Zeit der Pranger mit dem Hochgerichte von dem Plage entfernt und der Neue Markt verschönert wurde. Bei diesem Anlasse beschloß der Stadtrath den Brunnen in die Mitte des Platzes zu versetzen und beauftragte im Jahre 1736 Raphael Donner mit der künstlerischen Ausschmückung des neuen Brunnens, ungeachtet sich viele Stimmen dafür erhoben, mit dieser Aufgabe den italienischen Bildhauer Mathielli zu betrauen. Ursprünglich sollte die Ausschmückung nur auf die mittlere Gruppe sich beschränken; Donners Werk fand aber so lebhaften Beifall, daß der Stadtrath beschloß, auch die Einfassung des Steinbeckens mit vier Figuren, vorstellend die vier in die Donau sich ergießenden Flüsse des Erzherzogthumes Oesterreich, zu verzieren. Sämmtliche Kosten der Steinmegarbeiten und des Bildhauers beliefen sich auf 7000 fl., worunter jedoch keineswegs der Guß der Figuren mitbegriffen war, da dieser in städtischen Gießhause am Alserbad bewerkstelligt wurde. Zum Guße (aus Blei und Zinn) hatte man „ohnbrauchbare“ Stücke des bürgerlichen Zeughauses verwendet; die Kosten des Umgießens betragen 689 fl.

Der geringe Schutz gegen die Beschädigung der vier am Rande des Beckens angebrachten Figuren und wirklich eingetretene Schäden an den letzteren waren Ursache, daß dieselben schon nach ungefähr 30 Jahren von dem Brunnen entfernt und in das bürgerliche Zeughaus übertragen wurden, wo sie bis zum Jahre 1801 verblieben und erst in diesem Jahre, durch den Bildhauer Martin Fischer restaurirt, neuerdings ihre ursprüngliche Aufstellung erhielten. Zum Schutze der Figuren hatte die Gemeinde den Brunnen mit einem Gitter umgeben. Aus uns unbekanntem Gründen wurde jedoch dieses Gitter wieder entfernt und so geschah es, daß eines der vollendetsten Kunstwerke und speciell eine der schönsten Arbeiten Raphael Donners seit Jahren schutzlos dem Vandalismus und Muthwillen preisgegeben ist. — Die Schadhaftheit des Beckens ist die Veranlassung, daß die Aufmerksamkeit des Gemeinderathes neuerdings auf die Restauration des Brunnens gelenkt wurde und mit aufrichtiger Freude haben wir vernommen, daß hiebei auch durchgreifend für die Erhaltung der herrlichen Brunnensfiguren Sorge getragen werden wird. Gewiß wird sich unsere Gemeindevertretung damit ein großes Verdienst um eines der bedeutendsten und seit einem Jahrhunderte das lebhafteste Interesse der Kunstfreunde in Anspruch nehmenden Werke monumentaler Plastik in Wien erwerben.

Professor und Dombaumeister Friedrich Schmidt unternimmt mit seinen Schülern an der Akademie der bildenden Künste in diesem Jahre einen Ausflug nach Prag, zu dem Zwecke, Aufnahmen der Baudenkmale der Moldaustadt zu veranlassen.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Bei dem durch solide und geschmackvolle Ausstattung guter Bücher berühmten Verleger Aubry erschien: „Histoire des chevaliers templiers et de leurs prétendus successeurs, suivie de l'histoire des ordres du Christ et de Montesa, par Elizé de Montagnac“. Der Verfasser

schwankte lange über die große Frage, die in verschiedenen Schriften so verschieden beurtheilt worden ist, nämlich über den Grad der Schuld, welche die Templer betrifft. Erst nach genauem Studium der officiellen Documente des Processus bildete Herr Montagnac sein Urtheil, welches dahin lautet, daß die Templer ganz unschuldig in Bezug auf die ihnen zur Last gelegten Verbrechen waren. daß sie nur zu viel Macht, Reichthum und Hochmuth besaßen, daß Philipp der Schöne sich vor den Templern fürchtete, Papst Clemens V. vor Philipp dem Schönen und daß der Papst und der König den Untergang der Templer herbeiführten, um sich in die beträchtlichen Güter des Ordens zu theilen.

Zwei interessante archäologische Werke begannen zu erscheinen: „Le temple à Jérusalem par Vogué“ und „Voyage archéologique en Macédoine par Heuzey“. Beide Werke haben Abbildungen und werden in wissenschaftlichen Kreisen um so willkommenen sein, als ihre Ausstattung eine sehr sorgfältige ist und sie die neuesten Forschungen bringen.

„La reine Marie Leckzinska, étude historique par la comtesse D\*\*\* née comtesse de Ségur“ heißt ein Buch, das, obgleich von Damenhand herrührend, sich doch auf sehr ernste und genaue historische Studien gründet. Etwas pikanter, weungleich auch auf geschichtliches Quellenstudium hinweisend, ist ein neuer Band der „Reines de la main gauche“. Von Capesigue: „Les Bacchantes et les jeunes Patriciens de Rome sous les Césars“. Herr Capesigue hat in seiner Blüthezeit politische Geschichte, in seinem Alter Kirchengeschichte geschrieben. In seinem hohen Alter geräth er allmählig auf sehr profane Gegenstände, wie der vorliegende Band zeigt. Es ist darin der ganze heidnische Liebescultus und was damit in Verbindung steht, näher erörtert. Später finden sich dann auch Capitel über den Untergang dieser schlüpfrigen Welt und über die Wiederherstellung der Idee der Keuschheit durch die Frauen des Christenthums. Auch von der Polygamie und den Serails der Orientalen ist die Rede. Es wird für Herrn Capesigue immer schwieriger, Geschichtsperioden aufzufinden, über die er noch nicht geschrieben hat.

Von dem bekannten Buch des Philosophen Aug. Comte: „Cours de philosophie positive“ in 6 Bänden kommt jetzt eine zweite, von Littré besorgte Ausgabe heraus, die übrigens ein unveränderter Abdruck der ersten Auflage ist. Letztere war schon seit mehreren Jahren so selten geworden, daß man den vierfachen Preis für ein Exemplar bezahlte und dabei noch Mühe hatte eines zu finden.

Wolowski, der Verfasser mehrerer national-ökonomischer Schriften, hat auch ein Buch über das Bankwesen veröffentlicht: „La question des banques“. Von dem „Annuaire de l'économie politique et de la statistique“ erschien der 21. Jahrgang. Dieser kleine Band mit so viel Zahlenstoff zeichnet sich alle Jahre durch Brauchbarkeit und tüchtige Aufsätze aus. Dagegen ist das „Annuaire du crédit public“ von Horn vollständig ins Stocken gerathen. Schon seit mehreren Jahren hat kein neuer Band die Presse verlassen.

Ein Franzose hat ausgerechnet, daß Oesterreich 500.000 Centner Papier jährlich verbraucht, der Zollverein eine Million Centner, Frankreich fünf Millionen, England fünfzehn Millionen und die übrige Welt etwa zehn Millionen Centner. Abgesehen davon, daß wir nicht wissen, wo der französische Calculator diese runden Ziffern her hat, kommt es uns doch bedenklich vor, daß Frankreich fünf Mal so viel Papier consumiren soll, als das viel schreibende und viel druckende Deutschland, und daß auf den britischen Inseln die Hälfte alles Papiers der ganzen Welt verbraucht wird. Das scheint auf denselben Statistiker hinauszulaufen, der unlängst behauptete, ein Engländer arbeite so viel wie  $1\frac{1}{2}$  Franzosen, diese so viel als 3 Deutsche und diese wieder so viel wie 9 Türken.

## Sitzungsberichte.

### Auszug aus dem Protokolle

der 5. Sitzung der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, welche unter dem Vorsitze Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten Joseph Alexander Freiherrn v. Helfert am 21. April 1864 abgehalten wurde.

Einer Zuschrift Sr. Excellenz des Herrn Finanzministers zufolge, laut welcher das Prinz Eugen-Palais in der Himmelfortgasse im Innern stylgemäß restaurirt werden soll, und die Centralcommission eingeladen wird, bei dieser Gelegenheit von den räumlichen Verhältnissen und Stilformen des Baues für ihre Zwecke Einsicht und Act zu nehmen, wurden von Seite des Herrn Präsidenten die Herren kais. Rath Alb. Camessina als Conservator von Wien und Professor C. Kössner als Architekt abgeordnet, um jener Einladung namens der Centralcommission Folge zu leisten und der letzteren über das Resultat der vollzogenen Besichtigung Bericht zu erstatten.

Herr Professor Kössner berichtet über diese Besichtigung vorläufig in kurzen Worten und verspricht der Centralcommission ein im Vereine mit Herrn Camessina zu verfassendes illustriertes Elaborat unterbreiten zu wollen, welches den Antrag zu einer glücklichen Lösung der angeregten Restaurationsfrage enthalten werde.

Die Centralcommission nimmt diesen Gegenstand aus einer doppelten Rücksicht zur sehr erfreulichen Kenntniß; einmal weil es sich dabei um die thunliche Herstellung des einer der ruhmvollsten Perioden der neueren Geschichte Oesterreichs und dem berühmtesten seiner Feldherrn und Staatsmänner angehörigen Baudenkmal in den Stand seiner früheren Schönheit und Pracht handelt und zweitens weil mit der ehrenvollen Aufforderung Sr. Excellenz des Herrn Finanzministers der Centralcommission Anlaß zu einer berufsmäßigen Einsichtsname und Bethätigung geboten wird, die von Seiten mancher anderer Organe bei mit historischen Baudenkmalen beabsichtigten Veränderungen leider nicht selten außer Acht gelassen zu werden pflegt.

Das Statthaltereipräsidium für Steiermark hat neuerlich von den Vortehrungen zur Restaurirung der Seitencapelle in der Stadtpfarrkirche zu Gills Mittheilung gemacht, worauf der Professor der Architektur Herr Friedrich Schmidt mit Rücksicht auf ein in derselben Angelegenheit von ihm früher abgegebenes Gutachten ersucht wurde, sich nochmals darüber zu äußern.

In dem nun eingelangten Schreiben erklärt Herr Prof. Schmidt, daß es ihm, ohne den erwähnten Bau gesehen zu haben, unmöglich sei, über die Vorlagen ein weiteres sachgemäßes Urtheil abzugeben. Er beantragt daher, einen Fachmann zur Prüfung der in Rede stehenden Restaurirung an Ort und Stelle abzusenden, welcher Antrag von der Centralcommission einstimmig angenommen und bezüglich der Auswahl der betreffenden Persönlichkeit in weitere Erwägung gezogen wird.

Der hochwürdige Herr Bischof von Szathmár Dr. Mich. Haas übersendet eine Beschreibung der alten katholischen Kirche in Fekete Aród im Ugocsaer Comitáte und der an derselben entdeckten Wandgemälde, nebst den nach diesen letzteren angefertigten Aufnahmen.

Aufsatz und Zeichnungen werden der Redaction der Mittheilungen zugewiesen.

Die gleichzeitige Anzeige des hochw. Herrn Bischofs, daß dem Wunsche der Centralcommission wegen Aufnahme und Beschreibung der Holzkirchen in Ober-Ungarn ehetunlichst entsprochen werden wird, wird zur Kenntniß genommen.

Die k. k. Statthalterei für Nieder-Oesterreich hat der Centralcommission das Project zur Restaurirung der Bedachung an der Leonhardicapelle zu Deutsch-Altenburg

zur Begutachtung mitgetheilt. Auf Grundlage der Aeußerung des über die vorzunehmenden Arbeiten einvernommenen Herrn Professor Kössner spricht sich die Commission gegen die beantragte Herstellung eines wasserdichten Dachüberzuges aus Steinasphalt schon deswegen aus, weil dieses Materiale dem häufigen und grellen Temperaturwechsel des herrschenden Klima's gegenüber sich nicht bewähren würde. Allein die projectirte flache Bedachung würde auch den ästhetischen und stilistischen Anforderungen nicht entsprechen und vorzugsweise in dieser Rücksicht wird beschlossen, der genannten Statthalterei, anstatt der Ausführung der projectirten Bedachung, die Herstellung eines gewöhnlichen gezimmerten, mit gutem Material eingedeckten Daches zu empfehlen.

Der Conservator für Böhmen, Graf Franz v. Thun, berichtet, daß der sogenannte Kaiserfaal der Kaiserburg in Eger nur mehr aus Resten bestehe, die nach seinem eigenen Dafürhalten, wie nach dem eingehelten Gutachten sowohl des Leiters des Bezirksbauamtes in Eger, als auch des Professors der Architektur Bernhard Grueber, zu gering sind, um an eine Restauration des Baues, eine Wiederherstellung seines vormaligen Bestandes denken zu können; daß aber nach der Versicherung dieser beiden Fachmänner alles geschehe, um jene geringen, der Erhaltung werthen Reste des Saalbaues vor weiterem Verfall zu schützen.

Berner zeigt der genannte Herr Conservator an, daß er sich im Laufe dieses Sommers nach Prachatitz begeben werde, um daselbst das von Seite des Herrn Conservators Bezdefa der besonderen Beachtung der Centralcommission empfohlene alte Rathhaus in Augenschein zu nehmen und dann hierüber Bericht und geeignete Anträge erstatten zu können.

Endlich bringt der Herr Berichterstatter zur Kenntniß der Centralcommission, daß der bisherige Correspondent in Elbogen, Anton Schmitt, seinen bleibenden Wohnort in Prag genommen hat, um sich daselbst ausschließlich dem Studium der Archäologie zu widmen.

Der vorliegende Bericht des Herrn Grafen v. Thun wird zur Kenntniß genommen.

Hiermit wurde die Sitzung geschlossen.

### Deutsch-historischer Verein in Böhmen.

Die am 30. Mai abgehaltene Generalversammlung wurde durch einen Vortrag des Herrn Prof. Const. Höfler: „Ueber die Verdienste Kaiser Karls IV. um das deutsche Reich“ eingeleitet. Von vielen Seiten, sagte der Redner, sei es zum unumstößlichen Grundsatz gemacht worden, daß Karl IV. nur um sein Böhmen besorgt gewesen sei, den Interessen Deutschlands dagegen seine Fürsorge nicht zugewendet habe. Dem sei aber, bei einer objectiven Auffassung der Thaten und Bestrebungen Karls nicht so. Seit dem Jahre 1197 bis zum Jahre 1346 sei keine einheitliche Wahl des deutschen Königs vorgekommen, Deutschland kot bei dem ewigen Hader der Fürsten und Gegenkaiser ein Bild kläglicher Zerrüttung. Erst mit Karl IV., nachdem sein Gegner Günther beseitigt, stand es fest, daß es nur einen König in Deutschland gebe; Karls kluger Geist sann aber auch auf Mittel, den ewigen Zwiespalt bei jeder Kaiserwahl zu beseitigen. Dieser Absicht verdankte die goldene Bulle (1356) ihre Entstehung. Durch sie war auf das bestimmteste festgesetzt, wer den Kaiser zu wählen habe, und wie der Kaiser zu wählen sei. Was uns heute an den Bestimmungen der goldenen Bulle als etwas höchst einfaches und natürliches erscheint, das müssen wir, wenn wir Zeit und Umstände berücksichtigen, als das Product hoher staatsmännischer Begabung erkennen. Durch die goldene

Bulle war endlich auch die Stellung des Reiches zum römischen Papste festgestellt; durch das Vicariat des Pfalzgrafen vom Rhein und des Churfürsten von Sachsen bei der Vacanz der deutschen Kaiserwürde war den päpstlichen Ansprüchen in derartigen Fällen ein Ende gemacht. Größer noch, als in dem, was er that, war Karl in dem, was er wollte und anstrebte. Er bezweckte eine vollständige sittliche und sociale Reform in seinen Ländern, welche dieselben gewiß vor den späteren barbarischen Stürmen bewahrt hätte; er war überzeugt, daß ein Land nur bei einer geregelten Verfassung gedeihen könne. Zwar hatte er eine solche ausgearbeitet, doch die Stände nahmen die „Majestas Carolina“ nicht an. Das deutsche Grundgesetz aber, die „goldene Bulle“ wurde von den Reichsständen angenommen, und sie hat Deutschland, da sie wie ein Palladium hochgehalten wurde, vor vielen Stürmen bewahrt. Auch der Vorwurf scheint Karl mit Unrecht zu treffen, daß er die Westgrenze Deutschlands den Franzosen preisgegeben habe. Wäre nach Karls Tode noch ein Menschenalter hindurch im Geiste der Tendenzen Karls fortgearbeitet worden, so hätte manches Unheil seine Länder später nicht getroffen; so aber war sein Nachfolger Wenzel durchaus nicht der Mann, das Gebäude Karls zum Abschluß zu bringen. — Nach Beendigung dieses Vertrages, dem zahlreicher Beifall folgte, wurde das Protocoll der letzten Generalversammlung und der Geschäftsbericht des verfloffenen Vereinsjahres verlesen. Nach letzterem zählt der Verein gegenwärtig 1888 Mitglieder, darunter 30 stiftende. Die Sammlungen des Vereines haben sich im letzten Jahre, namentlich durch Schenkungen, erfreulich vermehrt. Das Antiquarium weist gegen das Vorjahr einen Zuwachs von 1050 Nummern auf, und zählt gegenwärtig 4007 Stücke. Die Münzsammlung enthält 714 Stück (510 Kupfer- und 204 Silbermünzen). Die Siegelsammlung umfaßt gegenwärtig 2688 Siegel (Zuwachs 188). Auch eine Wappen-, Waffen- und Bronzesachenammlung wurde im Vereine angelegt. Das Album böhmischer Künstler zählt 141 Blätter, Kupferstiche, Radirungen, Photographieen u. s. w. Die Gesamtziffer des Archives beträgt 1452, um 1172 mehr als im Vorjahre. Die Bibliothek enthält gegenwärtig 2091 Bände. Unter dem Zuwachse befinden sich mehrere äußerst werthvolle Werke, als: „Monumenta Zollerana“, „Codex diplomaticus Saxoniae“, Ludw. Brahe's „Astronomie“, gedruckt 1602 und a. m., welche größtentheils dem Vereine geschenkt wurden. Die Einnahmen des Vereines betragen im verfloffenen Jahre 6259 fl. 37 kr., die Ausgaben beziffern sich mit 5156 fl. 74·5 kr.; es ergiebt sich somit ein Cassenüberschuß von 1102 fl. 62·5 kr. Wird der Vermögensstand vom Schluß des früheren Jahres per 7845 fl. 91 kr. hinzugerechnet, so ergiebt sich am Schluß des Vereinsjahres ein Gesamtvermögen von 8948 fl. 53·5 kr., das auf nutzbringende Weise angelegt ist. Nachdem der Geschäftsbericht von der Versammlung genehmigt war, schritt dieselbe zu den statutenmäßigen Wahlen. Abgegeben wurden im Ganzen 310 Stimmzettel, 51 von hier, die übrigen vom Lande. In den Ausschüß wurden gewählt die Herren: Dr. Pelzel (zum Präsidenten), Prof. Höfler (zum Vicepräsidenten), Dr. Banháns, Prof. Brinz, Dr. Rud. Haase, Dr. Hallwich, Prof. Mayer, Gust. Rulf, Dr. Schlesiinger, A. Schmalfuß, Prof. Volkmann und Dr. Wiewowsky (zu Ausschüßmitgliedern).

In der Sitzung der Section für allgemeine Landesgeschichte vom 1. Juni gab der Obmannsstellvertreter Herr Prof. Scheinpflug zunächst mehrere Auskünfte in Bezug auf die von ihm verfaßte „Geschichte des Cistercienserstiftes Esseg“ und erklärte sich bereit, die gewünschten Kürzungen vorzunehmen. Derselbe referirte hierauf über die ihm zur Begutachtung übergebene Arbeit des Herrn Prof. P. Kráhl in Komotau „Geschichte der Stadt Komotau“. Die Section beschloß, bei dem Umstande, daß die oberwähnte Arbeit schon in Gymnasialprogrammen gedruckt erschienen ist, die Drucklegung nicht zu befürworten, sondern den Wunsch auszusprechen, daß eine möglichst umfassende Geschichte von Komotau geschrieben werden möge. — Vom k. k. Ministerialsecretär

Herrn Göhlert in Wien ist an den Verein die Anzeige eingelaufen, daß er sich mit Erforschung des Archivs der ehemaligen k. böhm. Hofkanzlei beschäftigt und seine historische Ausbeute dem Vereine zur Verfügung stelle. Vom Ausschusse wurde beschlossen, die Aufmerksamkeit des Herrn Göhlert vorzüglich auf zwei Punkte zu lenken, nämlich auf die Krönung der böhmischen Königin Sophie, der Gattin Wenzels IV. und dann auf solche Verordnungen, welche das böhmische Bergwesen betreffen. Von S. Lippert ist der zweite Theil des Manuscriptes der „Geschichte von Trautenau“ eingesandt worden; derselbe wurde Herrn Hallwich zum Referat übergeben. Herr Prof. Scheinpflug regte hierauf die Frage an, ob der Verein es nicht unternehmen sollte, sich Angaben zu verschaffen über die deutsche Sprache als Unterrichtssprache der Lehranstalten Böhmens in den verschiedenen Jahrhunderten. Bei den hierauf vorgenommenen Wahlen des Obmanns, seines Stellvertreters und des Schriftführers wurden dieselben Herren, welche das letzte Jahr diese Aemter bekleideten (Prof. Höfler, Prof. Scheinpflug, Dr. Hallwich), mit Acclamation wieder gewählt.

### Gesellschaft des k. böhmischen Museums.

Unter dem Vorsetze des Grafen Clam-Martiniß fand Ende Mai die Generalversammlung des königl. böhm. Museums statt. Zunächst verlas der Geschäftsleiter Herr Prof. Tomek den Jahresbericht, und zwar in tschechischer Sprache, während die Mitglieder deutsche gedruckte Exemplare des Berichtes erhielten. Nachdem der letztere beendet war, nahm Dr. Rieger das Wort. Er setz in längerer Rede auseinander, daß bei der namhaften Bereicherung, die das böhm. Museum namentlich durch die leghwilligen Geschenke des verstorbenen JUC. Jos. Koch-Sanka und des Prof. M. Jos. Foßl erfahren, Biographien dieser beiden verdienten Spender in der Museumszeitung veröffentlicht und ferner ihre Bildsäulen oder wenigstens Büsten aus Marmor oder Bronze im Museumsgebäude aufgestellt werden mögen. Bei der Abstimmung wird Riegers Antrag einstimmig angenommen. Hierauf bringt Dr. Rieger noch einen Antrag ein: daß der Ausschuss für die Bildung einer Section zur Sammlung von böhmischen Musikcompositionen Sorge trage. Diese Sammlung würde dann jenen, die sich in der Musikcomposition bilden wollen, zugänglich gemacht werden. Redner erwähnt dabei mehrerer Künstler unseres Landes, die in der Fremde lebten und starben und deren höchst werthvolle Werke vergessen wurden. Herr Palachy sen. meint, daß dies schon lange beabsichtigt war, aber die beschränkten Mittel der Gesellschaft es bisher nicht zuließen; an der Ausführung sei kein Zweifel, sobald nur die Mittel da sein werden. Prof. Tomek glaubt in dieser Beziehung einige befriedigende Mittheilungen machen zu können, namentlich habe Herr Dr. Ambros in einer Zuschrift für dieses Werk seinen thätigen Beistand zugesagt. Ob aber gerade eine neue Section hiefür errichtet werden solle und nicht vielmehr eine andere Form gewählt würde, damit möge der Verwaltungsausschuss beauftragt werden, der darüber bei der nächsten Generalversammlung Bericht zu erstatten hätte. Der so formulierte Antrag wird ebenfalls einstimmig angenommen.

Nachdem noch Herr Custos Dr. Fryc bezüglich eines Postens im Vermögensausweise eine Aufklärung gegeben, hielt Prof. Wocel einen tschechischen Vortrag über die Kirchen in Böhmen und Mähren im 11., 12., 13. und 14. Jahrhundert, wobei er auch einzelne Muster kirchlicher Baukunst und Ornamentik vorzeigte, und Prof. Koriška einen deutschen Vortrag über die Bedeutung der naturwissenschaftlichen Durchforschung Böhmens für die Wissenschaft, für die Cultur und Industrie des Landes und für die Bevölkerung Böhmens überhaupt.

Hierauf wurde die Wahl von drei Ausschussmitgliedern vorgenommen. Das Scrutinium ergab 42 Stimmzettel; Herr Dr. Fr. Palachy und P. Hieronymus v. Zeidler sind (mit 42 Stimmen) wiedergewählt, als neues Mitglied erscheint Herr Schary (mit 40 Stimmen) in den Ausschuss gewählt.

### Ungarische Akademie.

Die philologische, rechtswissenschaftliche und historische Abtheilung der ungarischen Akademie hielt am 30. Mai eine Sachsißung, welche Dr. Franz Toldy damit eröffnete, daß er daran erinnerte, es sei heute der 78. Geburtstag des akademischen Veteranen Andreas Fay, zu dem ihn zu beglückwünschen, eine Deputation aus der Sitzung entsendet werden möge, ein Antrag der allgemeine Zustimmung fand und allseigleich in Ausführung gebracht wurde. Nachdem die Deputation zurückgekehrt war, wurde ein Theil der Inaugural-Dissertation des corr. Mitgliedes Col. Ehaly: „Johann Bottyán, der leitende Feldherr Franz Rákóczy II.“ vorgelesen, welche Dissertation selbst wieder nur die Verläuferin einer ausführlichen Monographie ist, mit welcher der Verfasser unsere vaterländische Geschichtslitteratur bereichern wird. Wegen zu weit vergrückter Zeit unterblieb für diesmal die Verlesung der angekündigten kunstgeschichtlichen Abhandlung des corr. Mitgliedes Florian Römer, und verwandelte sich die Sachsißung in eine allgemeine, deren wichtigere Verkemnisse folgende waren: Emerich Krainer, Güterdirector des Grafen Thassilo Festetics, noch im Jahre 1832 zum Mitglied der rechtswissenschaftlichen Classe gewählt, zeigt an, daß er auf seinen Sitz in der Akademie verzichte, was zur Wissenschaft genommen wir. Dr. Haas, Bischof von Száthmar, übersendet mit einer Abhandlung die Copien der Wandfresken in der alten Fesete-Ardbör Kirche und theilt zugleich mit, daß auch die verfallene Szöllös-Vég-Ardbör Kirche ein Baudenkmal sei, welches erhalten zu werden verdiene, dieselbe gehöre jedoch der reformirten Gemeinde. Die Akademie wird sich an die Theißer Superintendenz H. C. wenden, und dürste ihre Bitte um so mehr Berücksichtigung finden, da der Herr Bischof den Szöllös-Vég-Ardbörern versprochen hat, als Ersatz für die abzutretenden Kirchenruinen ihnen ein Schulhaus bauen zu lassen. Abhandlung und Zeichnungen werden der archäologischen Commission überwiesen. Die Londoner „Royal society“ läßt ein Verzeichniß von Denk- und Flugschriften bis zurück auf das Jahr 1800 anfertigen, und bittet um das Titel- und Inhaltsverzeichnis der in der Bibliothek der ungarischen Akademie befindlichen, insbesondere ungarischen, wissenschaftlichen Broschüren. Dem Ansuchen wird entsprochen werden.

### Ateneo veneto.

In der letzten Sitzung sprach das Ehrenmitglied Dr. Pietro Gradenigo über die Calabar-Bohne und ihre Wirkungen auf die Regenbogenhaut; bekanntlich verengert dieser Arzneistoff die Pupille, während die Belladonna sie erweitert. Der Vortragende entwickelte den Casusfalerus dieser Erscheinungen und berichtete über die von ihm vorgenommenen physiologischen und therapeutischen Experimente. Dr. Malvazzi berichtete mit warmer Anerkennung über das Buch Mertara's: „Die Civilehe, betrachtet nach den Normen des Rechts und der Opportunität“ („Il matrimonio civile considerato giusta le norme del diritto e della opportunità“).

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer.      Druckerei der k. Wiener Zeitung.



## Der Streit über die Freiheit der Banken.

Die Frage, welche die Nationalökonomien Frankreichs jetzt am lebhaftesten beschäftigt, ist jene über die Freiheit der Banken, oder richtiger gesagt, über die Freiheit der Banknotenausgabe. Sie wird in einer Anzahl von Büchern, Broschüren und Zeitungsartikeln besprochen und war Gegenstand wiederholter und eindringlicher Erörterungen im Schooße der Gesellschaft der Ökonomen. Die Sachkundigen haben sich in zwei feindliche Lager von ungleicher Stärke getheilt, von denen das größere den berühmten Senator Michel Chevalier und das kleinere den gewandten und kenntnißreichen Professor der Volkswirtschaft L. Wolowsky als Führer anerkennt. Die Sache ist von Wichtigkeit und greift so tief in die Interessen des Tages ein, daß eine kurze Besprechung der Lösungen, die versucht, und der Gründe, durch welche sie unterstützt wurden, gewiß am Platze ist.

Die Veranlassung, durch welche der Streit, der in der Wissenschaft schon seit langem besteht, in Frankreich jetzt mit solcher Lebhaftigkeit entbrannte, ist die Zettelbank, welche seit 1851 in Carreyen zu Nancy bestand und deren Rechte bei der Annexion des Landes an Frankreich durch den Artikel 2 des Staatsvertrages vom 20. Juli 1860 gewahrt worden waren. Das Recht dieser Bank zur Notenausgabe war der Bank von Frankreich unbequem und sie suchte dasselbe mit Berufung auf ihr ausschließendes Privilegium zu bekämpfen. Die Regierung glaubte vermitteln zu sollen und setzte zu diesem Ende am 27. Juni 1861 eine eigene Ministerialcommission zusammen. Diese rieth, die Bank von Frankreich möge der Bank von Nancy das Recht der Notenausgabe um 1,200.000 Francs abkaufen, aber beide Banken lehnten den Vorschlag ab. Im Verlaufe des Streites hatten die Vertheidiger der Bank von Nancy die Frage angeregt, ob denn ein solches, auf das gesammte Staatsgebiet von Frankreich sich erstreckendes Privilegium der Bank von Frankreich wirklich bestehe. Im ursprünglichen Gesetze vom 24. Germinal des Jahres XI (14. April 1803) sei der Bank von Frankreich das Privilegium nur für Paris und seine Umgebung eingeräumt gewesen, für das übrige Frankreich sollten Departementsbanken mit dem gleichen Rechte der Notenausgabe bestehen: als 1808 der Bank die Errichtung von Filialen in den Departements aufgetragen wurde, sei der geforderte Bestand der Departementsbanken nicht berührt worden, und es wären deren im Laufe der Jahre neun, neben den Filialen der Bank von Frankreich, in Wirksamkeit gestanden; als man 1848 mit letzterer die Departementsbanken vereinigte, sei ebenfalls nicht gesagt worden, daß durch diesen Act die

Errichtung neuer Departementebanken für die Zukunft verboten und somit der Bank von Frankreich ein ausschließliches Privilegium der Notenausgabe für ganz Frankreich verliehen werde. Es wurde ferner auf die Thatsache aufmerksam gemacht, daß zu verschiedenen Zeiten in Frankreich einzelne Banquiers zinsfreie Anweisungen, auf den Ueberbringer lautend, gegen Sicht zahlbar, also wahrhafte Banknoten ausgegeben hätten, ohne daß die Bank Einsprache dagegen erhoben, oder wo sie dieselbe erhob, mit Erfolg durchgesetzt hätte. Auf Grund dieser Anschauungen trat auch wirklich die Bank von Anancy mit dem Hause Pereire in Verbindung, um mit dessen Hülfe, unter Erhöhung ihres Actiencapitals von 4 auf 40 Millionen, ihren Geschäftsbetrieb durch Filialen über ganz Frankreich auszudehnen. Ungeachtet der Commissär der Regierung sowohl im Verwaltungsrathe als in der Generalversammlung der Bankactionäre Einsprache gegen dieses Uebereinkommen erhob und entschieden die Nichtgenehmigung desselben so wie jeder Errichtung einer Filiale dieser Bank über den Bereich des ehemaligen Savoyen hinaus in Aussicht stellte, beharrten beide Körperschaften, die Generalversammlung noch zuletzt am 22. Mai d. J., bei ihren Beschlüssen.

Mittlerweile war der Streit, zuerst durch zwei Broschüren im Interesse der Bank von Anancy, vor die Oeffentlichkeit gelangt und die Publicistik faßte die Sache, weit über das Gebiet der Auslegung der positiven Gesetze hinaus, von dem allgemeinsten wissenschaftlichen Standpunkte, jenem der Freiheit der Banken, auf; der Sieg der Freiheit über das Monopol und das Privilegium, welcher auf so vielen Gebieten, zuletzt auf jenem des Zoll- und Colonialsystemes, so wie der Marineinscription erkochten worden war, konnte nicht ohne Rückwirkung auf das System des öffentlichen Credits bleiben. Man sprach gegen das Bankprivilegium, wie man gegen die Privilegien der inländischen Grundbesitzer und Fabricanten, gegen die Zwangsdienste der Schiffbauenden und seefahrenden Bevölkerung Frankreichs und die Abhängigkeit der Colonien von dem Handel und der Industrie des Mutterlandes gesprochen hatte. Im Gegensatze zu dieser Bewegung der Geister erhoben sich in der Presse Einzelne zur Vertheidigung der monopolistischen Stellung der Zettelbanken und der in Anancy kundgegebenen Ansichten der Regierung, und im Senate, wo aus Anlaß der Petition eines gewissen Furets, die Bank von Frankreich zur Festhaltung eines unveränderlichen, niedrigen Zinsfußes zu verhalten, oder wenn man dies nicht wolle, ihr durch die Bank von Anancy eine Concurrrenz zu schaffen, die Streitfrage zur Sprache kam, hielt am 20. Mai d. J. der Berichterstatter Hubert-Delisle eine lange Rede zu Gunsten des Privilegiums und der Verwaltungsgrundsätze der Bank von Frankreich und sprach am 30. Mai der ehemalige Bankgouverneur Graf von Germiny und der Staatsminister Rouher in gleicher Richtung unter dem Beifalle der ganzen Versammlung, dagegen wurden Mich. Chevalier und Roy de St Arnaud, welche die Freiheit der Notenausgabe vertheidigten, nicht einmal ruhig bis zu Ende angehört, und blieben sie mit dem Antrage, die Petition an das Finanz- und Handelsministerium zur näheren Würdigung zu verweisen, bei der Abstimmung ganz allein.

Das Geschwornengericht der Wissenschaft hat, wie wir bereits erwähnten, mit überwiegender Mehrheit sein Verdict in einem, den Ansichten der Regierung und des Senates entgegengesetzten Sinne gefällt und scheint Michel Chevalier beizustimmen, der im Senate, als Generalprocurator Dupin seine Rede zu Gunsten der Bankfreiheit eine Leichenrede nannte, erwiderte: „Und wenn die Sache auch jetzt begraben wird, so wird sie wieder auferstehen und Sie, mein Herr, werden es noch erleben!“

## I.

Die Verteidiger der Regierung und der Bank von Frankreich führen folgende Gründe ins Feld: <sup>1</sup>

Die Banknote stellt nicht wie ein Wechsel den Preis einer Waare, das Entgelt eines abgeschlossenen Kaufes vor, sie ist kein Handelspapier, sondern ein einfaches Zahlungsverprechen; sie bewegt sich nicht gleich dem Wechsel in abgeschlossenen kaufmännischen Kreisen, sondern in allen, auch den, vom kaufmännischen Verkehr am meisten abgewendeten; sie zeigt ihren nicht kaufmännischen Charakter auch dadurch, daß sie nicht Zins trägt und daß das Vertrauen, das ihr geschenkt wird, nicht, gleich wie bei dem Wechsel, dem Cheque, der Anweisung und anderen kaufmännischen Papieren, auf dem Urtheile über den Charakter und die Geschäftsverhältnisse des Ausgebers, sondern auf der Ehrfurcht vor der Autorität des Staates beruht, welcher die Notenausgabe gestattete. Beim Wechsel ist jeder, der ihn einmal besessen (durch das Giro) für die Zahlung verantwortlich, andere kaufmännische Papiere bleiben wenigstens lange in den Händen des Inhabers, so daß eine große Reihe ungünstiger Zufälle ihn zu treffen vermag; für die Banknote trifft den, der sie weiter giebt, keine Verantwortlichkeit und die Zeit, während welcher er in ihrem Besitze bleibt, ist in der Regel eine verhältnißmäßig kleine, niemand bekümmert sich daher eingehend um ihren Zahlungswert. Dit ist der Noteninhaber selbst Schuldner der Bank und hat ihre Noten als Darlehen erhalten, er hat also ein Interesse, diese Noten zu verbreiten. Hieraus folgt, daß der Staat das Recht und die Pflicht hat, die fehlende Aufmerksamkeit des Publicums zu ersetzen, dem egoistischen Treiben Einzelner entgegen zu wirken und Bürgschaften für die Erfüllung jenes Zahlungsverprechens zu fordern. Er soll darüber wachen, daß das Vertrauen, welches die Gesamtheit auf seine Autorität hin der Banknote schenkt, nicht zum Schaden der Gesamtheit mißbraucht werde. Diese Ueberwachung wird durch das Banknotenmonopol wesentlich erleichtert.

Soll die Banknote ihren Zweck erfüllen, d. i. das Metallgeld innerhalb eines gewissen Maßes entbehrlich machen, so muß ihre allgemeine Annahme gesichert

<sup>1</sup> Vgl. außer den Reden im Senate Belowsky: „Question des Banques“, „Journ. d. Econ.“: Fev et Mars 1864; d'Esthal: „de la monnaie de papier et des Banques d'emission“, Paris 1864; und in vermittelndem Sinne Leonce de Lavergne in der „Revue des deux mondes“ 15. April 1864.

sein; dies ist nur möglich durch die Einheit der Noten, was wieder die Existenz einer einzigen Bank voraussetzt. Man denke sich eine Anzahl von Banken, die jede ihre eigenen Noten, alle verschiedener Form ausgiebt, wer wird Vertrauen in dieses Gewirre von Noten setzen, wie sehr werden durch diese Verschiedenheit Nachahmungen und Verfälschungen der Noten erleichtert.

Erfüllt endlich die Banknote ihren Zweck, wird sie allgemein angenommen, ersetzt sie in großem Umfange die Metallmünze, nun dann ist sie Geld in der wahren Bedeutung des Wortes, sie ist Werthzeichen, Preismesser, Landesmünze, und es müssen auf sie alle Bestimmungen angewendet werden, welche für das Geld in Kraft sind. Das Münzregale des Staates erstreckt sich auch auf die Banknote, die Notenfabrication und Notenausgabe wird den Privaten nur in Folge eines vom Staate verliehenen Privilegiums gestattet, der Staat hat, wie für die Einheit und Aufrechthaltung des Schrottes und Kornes der Münze, so auch für die Einheit und Aufrechthaltung des vollen Werthes der Banknote, d. i. des der vollständigen Münze gleichen Werthes zu wachen; diese Pflicht und das ihr entsprechende Recht des Staates sind so absolut, wie sein Beruf, die Geschicke der Nation zu lenken. Es ist aber klar, daß jene Einheit und diese Aufrechthaltung des Werthes nur dann vollkommen durchführbar sind, wenn Eine Bank im Lande besteht, daß ihr die Mehrheit der Banken große Hindernisse bereitet, und daß Banken mit voller Freiheit der Notenemission dem Staate die Erfüllung dieser Pflicht geradezu unmöglich machen.

Bestehen gleichzeitig mehrere, wenn auch vom Staate privilegirte und unter seiner Obhut stehende Banken — wie dies z. B. bis zum Jahre 1848 in Frankreich der Fall war, wo neben der Bank von Frankreich mehrere Departementsbanken genehmigt waren — so ist die schon bemerkte Verschiedenheit der Noten unvermeidbar, es entsteht unter den einzelnen Banken eine ihrer Solidität abträgliche Concurrenz, indem dieselben in dem Bestreben, ihre Clientel zu erweitern, sich in der Leichtigkeit der Creditvertheilung überbieten, oder wenn sie zur Deckung ihrer Noten des Metallgeldes bedürfen, durch die Concurrenz der Nachfrage dasselbe vertheuern, und sie sind, eben weil jede nur einen Theil der Geschäfte des Landes überblickt, nicht mehr in der Lage das Herannahen von Krisen für die Gesamtheit, wie für ihren einzelnen Geschäftsfreund bei Zeiten zu gewahren und hiernach die ertheilten Credite einzuschränken, den Zinsfuß zu erhöhen, den Barsfond zu vermehren. Eine Mehrzahl von Zettelbanken errichten, heißt zur Uebertreibung der Geschäfte reizen, vor den Augen der Gewerbs- und Kaufleute, Landwirths und Effectenhändler scheinbare Hülfquellen, Spiegelbilder hinzaubern, die im Augenblicke der Noth verschwinden. Die Banken glauben Werthe zu schaffen, und schaffen Schulden.

Wird endlich die Freiheit der Notenemission zugestanden, d. i. darf jede Cömptebank Banknoten ausgeben, so ist es unvermeidlich, daß je nach dem Credite der Banken ihre Noten mit größerer oder geringerer Bereitwilligkeit im Umlaufe erhalten, von Privaten als Zahlung angenommen und gegen Metallgeld

umgetauscht werden; es entstehen darum Unterschiede im Werthe der Noten und Umschweife und Schwierigkeiten bei jedem einzelnen Acte des Verkehrs, indem jeder, welchem zugemuthet wird, die Note einer Bank an Zahlungsstatt anzunehmen, erst bei sich und Anderen über die Nützlichkeit der Annahme Umfrage zu halten hat. Hierzu kommen die Anfeindungen und Verleumdungen, welche eine Bank gegen die andere sich erlauben, die Stürme, welche sie künstlich zum Sturze der Mitbewerber in dem öffentlichen Vertrauen erregen wird. Ist die Einlösbarkeit der Note für den Augenblick nicht unterbrochen, so werden diese Uebelstände allerdings innerhalb gewisser Grenzen sich bewegen und die Noten von zweifelhaftem Werthe werden in die Cassen der Banken, welche sie ausgegeben, wieder zurückströmen; läugnen läßt sich aber nicht, daß in dem Maße dieses Zurückströmens wieder die Verwendung von Metallgeld zur Nothwendigkeit wird, folglich der Zweck, welchem die Banknotenausgabe dient, unerfüllt bleibt. Es ist aber sehr fraglich, ob die Banken stets in der Lage sein werden, diesem Andränge zu ihren Verwechslungscassen zu genügen. Um der Fälle eines leichtsinnigen Escompte, wo die Zahlungseinstellungen ihrer Schuldner jene der Bank nach sich ziehen, gar nicht zu erwähnen, gewähren schon die Erscheinungen des Verkehrs im Großen in ihrer regelmäßigen Wiederholung Anlaß zu solchen Befürchtungen. Große Waarenbezüge aus dem Auslande oder Geldanlagen in demselben vermindern oft die Menge des vorhandenen Metallvorrathes. Herrscht im Lande bloß Metallumlauf, so vermindern sich in solchen Fällen die Waarenpreise, es findet eine starke Waarenausfuhr statt und das Metallgeld strömt wieder in das Land zurück; findet aber auch ein Notenumlauf statt, so wird das abströmende Metallgeld durch Noten ersetzt, die Waarenpreise werden nicht vermindert und das Metall strömt dem Lande nicht wieder zu. Der Barfond der Banken hat sich vermindert, und wenn neue Bedürfnisse nach Metall entstehen, vermögen die Banken nicht demselben zu genügen.

Wie traurig gestalten sich aber die Verhältnisse, wenn die Banken, was bei dem Mangel an staatlicher Aufsicht auf ihre Gebahrung so leicht möglich ist, genöthigt werden, die Einlösung ihrer Noten zu suspendiren oder gänzlich einzustellen! In jedem solchen Falle entsteht eine Erschütterung des Verkehrs zunächst in dem ganzen Umkreis, über welchen der Umlauf der Noten jener Banken sich erstreckte. Einzelne erleiden große Verluste und am meisten werden hievon die kleinen Leute betroffen, welche dem kaufmännischen Verkehre ferne stehen und die Symptome, welche Sturm und Erdbeben bedeuten, zu erkennen nicht gelernt haben.

Man glaube übrigens nicht, daß solche Krisen auf diejenigen Banken und die Kreise ihres Notenumlaufes sich beschränken, welche durch Leichtsinm oder Unvorsichtigkeit zur Einstellung ihrer Zahlungen gedrängt wurden, ein panischer Schrecken bemächtigt sich der Gemüther der Noteninhaber, alles stürzt zu den Cassen der einzelnen Banken, sich Metallgeld zu holen, auch die vorsichtigste und feststgegründete unter ihnen vermag dem Anprall nicht zu widerstehen. Wiederholen sich solche Erschütterungen — und bei dem Systeme der Freiheit der Notenumis-

sion ist dieses unvermeidlich — so bemächtigt sich der Bevölkerung ein unüberwindliches Mißtrauen gegen alles Papiergeld, die Banknote verschwindet aus dem Umlauf und der große und fruchtbare Zweck der Notenemission ist vereitelt.

Besonders gefährlich sind solche Erschütterungen in einem großen Continentalstaate, wie eben Frankreich, der bei den mannigfachen Wechselfällen der europäischen Politik kein ruhiger Zuschauer bleiben kann, in dem häufig Befürchtungen des Krieges oder innerer Unruhen eintreten; ein solcher Staat muß sein Geldsystem auf fester Grundlage bauen, er darf nicht zulassen, daß durch ein Uebermaß von Noten die Metallmünze aus dem Lande verdrängt werde und daß jenes Papiergeld ohne sichere Grundlage bleibe; denn gerade im Augenblicke, wo er am meisten des Bargeldes bedarf, wird es sich ihm entziehen und die Gefahren des Augenblickes werden durch eine Entwerthung des Papiergeldes bis zum Uebermaße gesteigert werden. Hat ein Staat mit dem Papiergelde bereits traurige Erfahrungen gemacht — in Frankreich wird in dieser Hinsicht auf die Assignaten der ersten Revolution hingewiesen — so ist auch in einer anderen Beziehung Vorsicht in der Notenausgabe nothwendig, denn die Bevölkerung nimmt Papier nur mit großer Behutsamkeit in den Verkehr auf und verliert schnell das Vertrauen in daselbe.

Die Vertheidiger des Systems der freien Banken weisen immer auf Nord-America hin, aber sie vergessen des großen Unterschiedes, der zwischen den amerikanischen Banken und denen der Länder alter Bildung besteht. Sene Banken waren nie ein Mittel, angesammelte Capitalien fruchtbar zu machen, sondern ein Mittel, Capitalien durch lockende Versprechungen an sich zu ziehen, sie waren Anweisungen für die Zukunft, oft gewinnreich, aber eben so oft bei der mindesten Erschütterung ohne Verlässlichkeit, sie schufen und begruben ganze Vermögen.

Die Aussprüche und die Maßregeln der größten Staats- und Finanzmänner und die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte bestätigen diese Anschauungen.

Nollin, der Hersteller der Ordnung im Schuldwesen Frankreichs, der Gründer seiner Bank, fürchtete sogar, die letztere Filialen errichten zu lassen; sie würden nicht mit solcher Umsicht und Uneigennützigkeit und nicht mit solcher Localkenntniß wie die Bank im Sitze des Verwaltungsrathes betrieben werden. Esimondi erklärte sich gegen Banknoten überhaupt. Dufaure, der bekannte Minister Louis Philipps, erklärte 1840: „Jeder Concurrnz muß dort ein Ziel gesetzt werden, wo sie eine lebensfähige Industrie ersticht, allein bei weitem gefährlicher ist die Concurrnz auf dem Gebiete des Credits. Zwei Banken, zweierlei Papiergeld suchen sich durch Leichtfinn im Escompte und in der Notenausgabe den Rang abzugewinnen, es tritt Entwerthung der Noten ein und diese hat keine Grenzen.“ In demselben Jahre sagte der jetzige Finanzminister Fould: „In Belgien existirte eine einzige Bank, jene der compagnie générale, man errichtete eine zweite, die Bank von Belgien, und die Katastrophe erfolgte beinahe unmittelbar.“ Und damals äußerte auch der berühmte Nationalökonom Rossi: „Die Concurrnz in Bankfachen ist nicht die Vollkommenheit und die Reife, sondern die Kindheit,

oder wenn man will, die Alterschwäche des Credits.“ Der Präsident der Vereinigten Staaten, van Buren, bekannte vor dem Congresse: „Unser Banksystem (das System der freien Banken) ist unheilvoll, weil, wenn eine Bank ihren Verpflichtungen nicht mehr zu genügen vermag, sogleich der allgemeine Credit erschüttert wird.“ Leon Faucher äußerte am 22. Februar 1848 in der Deputirtenkammer: „Die Banknote beruht auf dem Vertrauen, welches vom Publicum zu fordern der Staat eine Gesellschaft ermächtigt, ihre Ausgabe ist ein Privilegium, das unter die Ueberwachung des Staates gestellt werden muß.“ Robert Peel hat die Bankacte für das größte Werk seines Lebens gehalten und stets den Grundsatz befolgt, „es sei besser dem Paroxismus vorzubeugen, als, wenn er eingetreten, durch verzweifelte Mittel ihm entgegen zu wirken“. Im gleichen Sinne sprach sich der berühmte Freund Peels, Lord Overstone, aus: „Bei der Concurrenz in andern Dingen fallen die Fehler auf die Concurrenten zurück, bei der Concurrenz in Bankfachen auf das Publicum.“

In Frankreich haben 1848 die Departementsbanken gewankt und mußten daher der Bank von Frankreich einverleibt werden, diese hat die Krisen von 1805, 1813 bis 1815, 1830 und 1848 glücklich überstanden. Als 1848 ihren Noten die Regierung den Zwangscurs octroyirte und deren Einlösung einstellte, verloren sie dessenungeachtet nichts an ihrem Werthe, sondern gewannen allmählig sogar ein Agio gegen das Metall, beeilten sich die Privaten ihr die Borräthe an gemünztem und ungemünztem Metall anzuvertrauen und lange vor Wiederaufnahme der Barzahlungen war der Barfond 433 Millionen gegen einen Notenumlauf von 442 Millionen. Als Peel in England seine Bankacte einbrachte, hatten binnen drei Jahren 240 Banken fallirt und auch seit dieser Zeit ist die Zahl der Banken und ihrer Banknoten fortwährend in Abnahme; 1844 bestanden deren mehr als 300, jetzt sind noch 233 übrig und von diesen geben viele nicht mehr Noten aus.

In der Krisis des Jahres 1836 haben sich in Nordamerica 959 Banken in der Unmöglichkeit befunden, ihren Verpflichtungen zu genügen; der Betrag der Fallissements belief sich in New-York auf 420 Mill., in New-Orleans auf mehr als 200 Mill. Francs; ein ähnlicher Bankensturz trat 1846 und 1857 ein.

Was ist es endlich, das der Verkehr durch die Mehrheit der Banken zu erreichen heßt, was Eine Bank nicht auch zu leisten vermöchte? Credit kann dort, wo der wirkliche, zahlungsfähige Verkehr ihn verlangt, eine mit ihren Filialen das ganze Land umfassende Bank eben so reichlich ertheilen, als eine Mehrzahl von Banken. Den Beleg hiefür bietet eben die so angefeindete Bank von Frankreich, sie hat ihre Geschäfte ganz parallel zu dem Umfange des Verkehrs und der Bedeutung des beweglichen Vermögens der Nation gesteigert. Es betrug:

	das Casse- revirement	der Escompte u. die Verschüsse M i l l i o n e n F r a n c s	hierunter der Wechselscompte	der Noten- umlauf
1807 . . . . .	3000	400	330	107
1850 . . . . .	11500	1300	1170	440
1863 . . . . .	28000	7500	5690	800

Sene Data für 1850 sind um so wichtiger, weil gerade damals die Bank von Frankreich ihre Barzahlung wieder aufnahm und weil 1846, wo die Departementsbanken neben ihr in voller Blüthe bestanden, der gesammte Notenumlauf aller Banken nur 363 Mill. Francs betragen hatte.

Die Bank hat nach und nach 53 Filialen in den Departements errichtet, die  $\frac{1}{7}$  des Wechselescompte vollziehen, sie leistet Vorschüsse bis zu 500 Francs, escomptirt Wechsel bis zu 100 Francs herab, begünstigt also nicht bloß den großen Handelsmann gegenüber dem kleinen. Sie begünstigt auch den reellen Handel vor der Papierspeculation, indem ihr Zinsfuß für den Wechselescompte in der Regel geringer als jener für Vorschüsse auf Effecten ist. Zu Zeiten von Krisen erweitert sie den Escompte, ihre Hülfe hat dem Handel nie gefehlt.

Die Bank cassirt an manchen Tagen 100.000 Wechsel im Betrage von 100 Mill. Francs ein, worunter bloß 4 bis 5 Mill. in Metall bezahlt werden, eine größere Wirkung auf den Verkehr und den Notenumlauf ist auch von einer Mehrzahl von Banken nicht zu hoffen.

Ein großes, monopolistisch gestelltes Institut kann dem Staate das Privilegium, das er erteilte, entsprechend vergelten. Es theilt seine Gewinne mit dem Staate, verrichtet unentgeltlich die Dienste eines Banquiers des Staates, oder legt — wie es in Frankreich und England der Fall ist — einen großen Theil seiner Capitalien in Staatsschuldcheinen an, um sie der Speculation zu entziehen, um sich ein vom Escompte unabhängiges Einkommen zu verschaffen, dadurch zur größeren Strenge in der Creditertheilung befähigt zu sein, nöthigen Falls durch den Verkauf dieser Papiere sich den nöthigen Barfond erwerben und übermäßigen, den reellen Handel beeinträchtigenden Papierspeculationen entgegenwirken zu können. Man hat zwar getadelt, daß hiedurch dem eigentlichen Zwecke der Bank, dem Escompte, Capital entgegen werde, allein nicht das Capital der Bank, ihre Banknoten sind es, welche zum Escompte verwendet werden sollen. Ihr Capital hat bloß die Bestimmung, als ein Pfand für die Noteninhaber zu dienen, zu ihrer Deckung in dem Falle, daß die Bank in der Creditertheilung unvorsichtig vorgegangen und in Verluste gerathen sein sollte.

Abgesehen hiervon ist ein solches Institut stets bereit, dem Staate im Momente der Gefahr Hülfe zu leisten. Die Bank von Frankreich hat dem Staate in den Jahren 1805 und 1806 nach und nach 500 Millionen, 1812 bis 1814 über 880 Millionen, 1830 bis 1831 bei 600 Millionen Francs, auf kürzere Zeit gegen Wechsel, 1848 auf einmal bei 100 Millionen gegen Rückzahlung in mehreren Jahren, und 1857, gelegentlich der Erneuerung ihres Privilegiums, 100 Millionen auf immerwährende Zeiten geliehen. Wo mehrere Banken bestehen, vermöchte keine, ohne zu Grunde zu gehen, solche Opfer zu bringen.

Die Vertheidiger der Freiheit der Banken behaupten, die Concurrrenz mehrerer Banken würde den Zinsfuß herabdrücken und namentlich verhindern, daß nicht, wie es die monopolistisch gestellten Banken gegenwärtig zu thun pflegen, in Zeiten der Crisis der Zinsfuß in einem den Verkehr gefährdenden Maße erhöht werde. Es



läßt sich auch diese Wirkung der Concurrency nicht in Abrede stellen, allein die Frage ist, ob hiedurch dem Verkehre mehr genützt als geschadet werde. Die Höhe des Zinsfußes hängt von der Masse der verfügbaren freien Capitalien und der Höhe des Gewinnes ab, welchen durchschnittlich die Industrie und der Handel in Aussicht stellen, und eine gut geleitete Bank wird keinen geringeren Zins fordern, als die Eigener der ihr zu Gebote gestellten Capitalien fordern würden, wenn sie das Darleihen selbstständig abschließen. Der Zinsfuß ist somit eine gegebene Größe und es hängt daher nicht von der Bank ab, ihn willkürlich zu ermäßigen. Dies könnte nur durch künstliche Vermehrung des Notenumlaufes über das Bedürfniß hinaus, also durch eine Maßregel geschehen, welche die Sicherheit des Bankpapieres gefährdet. In der Zwischenzeit, bis sich die Folgen dieser Papierwirthschaft entwickeln, würde der allzu niedrige Zinsfuß eine Menge gewagter und verfehlter Speculationen hervorrufen, deren Sturz das durch die Entwerthung der Banknoten bevorstehende Unglück noch vermehrte.

Die Erhöhung des Zinsfußes bei hereinbrechender Crisis führt der Bank neue Capitalien zu und setzt sie dadurch in den Stand, dem wankenden Verkehre neue Hülfe zu bieten, sie erschwert den Abfluß edler Metalle in das Ausland, nöthigt die Schuldner der Bank ihren Speculationen Einhalt zu thun, und sie ist ein Warnungszeichen, das allgemein, weit über den unmittelbaren Kreis der Bank hinaus sich wirksam zeigt. Sie ist ein weit milderer Mittel, als die in einem jeden anderen Falle unvermeidliche Beschränkung des Cöcompte im Allgemeinen, welche dem Verkehre gerade in dem Momente, wo er der Hülfe der Bank am dringendsten bedarf, diese Hülfe entzieht, und selbst als die Beschränkung auf Wechsel kürzerer Dauer, welche dem Verkehre die Nupbarmachung aller längeren Wechsel verwehrt.

Die Bank von Frankreich hat übrigens Jahrzehnte lang den Zinsfuß von 4 Percent beibehalten, auch sie verweigert guten Wechslern nie den Cöcompte und sie verschließt sich nicht der Einsicht, daß jede Erhöhung des Zinsfußes über den Marktpreis, wegen der Abnahme des Umfanges der Geschäfte, den Nutzen der Bank verringere. Wenn ihr Zinsfuß jetzt durchschnittlich 5 Percent beträgt, so liegt der Grund in der großen Abnahme des verfügbaren freien Capitals. Hiefür spricht die constante Abnahme des Barschatzes der Bank, der Ende Juni 1862 noch 406 gegen einen Notenumlauf von 769 Millionen betrug und Ende Februar 1864 auf 191 Millionen gegen einen Notenumlauf von 806 Millionen herabgesunken war, und die große Masse der in den letzten Jahren stattgefundenen bleibenden Verwendungen. 3053 Millionen hat der Staat, 679 Millionen haben die Departements und die Gemeinden, 3963 Mill. die französischen Eisenbahnen, bei 2150 Mill. die Antheile des französischen Capitals an Anleihen, Eisenbahnen und Creditgesellschaften fremder Staaten in Anspruch genommen und hiebei sind die vielen neu entstandenen Hochöfen, Hüttenwerke, Maschinen- und Zuckerfabriken u. dgl. noch nicht gerechnet, Summen, welche die Ersparnisse dieser Jahre bei weitem übersteigen.

Der Zinßertrag über 6 Percent hinaus kommt übrigens nach den Statuten der Bank nie den Actionären zu Gute, sondern wird in den Reservefond hinterlegt.

Man hat endlich als Beweis der Ausbeutung des Verkehrs durch monopolistisch gestellte Banken die ungeheuren Gewinne angeführt, welche dieselben ihren Actionären abwerfen. Die Actien der Bank von Frankreich, sagt man, geben seit einer Reihe von Jahren durchschnittlich 15 bis 25 Percent Dividende, zu drei verschiedenen Malen wurde der Reservefond unter sie vertheilt, und doch ist er wieder zu der Höhe von nahe 26 Millionen Francs angewachsen; der Werth der Actien hat sich auf 3360 bis 3400 Francs erhöht, also mehr als verdreifacht. Allein man vergißt die Gewinne, welche andere gut geleitete Unternehmungen ihren Actionären — und außerdem in noch höherem Maße ihren Gründern und Verwaltungsräthen — abwerfen, und die allgemeine Steigerung des Werthes, welchen aller Besitz in den letzten sechszig Jahren erfahren hat.

Aus allem dem Gesagten folgt, daß die Bank des Monopols und namentlich die Bank von Frankreich die beste aller möglichen Banken ist. Dr. C. F. H.

(Schluß folgt.)

## Thomas Ebendorfer als Geschichtschreiber.

Von Dr. Heinrich Reisberg.

(Schluß.)

Ebendorfer hat zunächst selbst bisweilen angedeutet, woraus er seine Erzählung schöpfte, und daß er nicht immer bloß einer Quelle bei der Angabe eines Ereignisses sich angeschlossen; letzteres scheint dort gefolgert werden zu dürfen, wo er von herrschenden Meinungsverschiedenheiten spricht. Zu den zuerst angedeuteten Stellen gehört die Erwähnung der „fundatio Monasterii Mellicensis“, wahrscheinlich jener gewiß erst nach 1362 verfaßten Gründungsgeschichte, welche Pertz I, p. 293 ff. mittheilt; doch bleibt es auffallend, daß sich die folgende Darstellung der „passio Colomanni“ nicht auf diese „fundatio“ und auch nicht gänzlich auf die „vita“ zurückführen läßt.

An einer anderen Stelle citirt er eine „chronica Ungarorum“. Diese ist nicht Rheza, kann aber trotz der großen Uebereinstimmung mit Thwrog nicht dieser sein, da derselbe nach Ebendorfer schrieb, es muß daher eine dazwischenliegende ungarische Quelle sein, die uns nicht zu Gebote steht. Er spricht wohl ferner von „historiæ“, von „aliorum volumina“, von einer „vets verisimilis . . . historia“, die letzte von der Genealogie des Hauses Habsburg, ein „chronicon Bohemorum“, ohne daß man daraus immer ersehen kann, welche Quelle er mit so vagen Aus-

drücken bezeichnet. Daneben benützt er fleißig Urkunden, freilich auch entschieden unechte, wie das „privilegium Neronis“, wozu ein Spafmacher in der Handschrift seine Bemerkungen fügte. Uebrigens ist ja bekannt, wie schon Petrarca und nach ihm der geistvolle Aeneas Sylvius das Privileg des Nero auf das schonungsloseste kritisirten. Sonst lag dem Ebendorfer das „Fridericianum minus“ vor. Andere Urkunden gehören wohl mehr der späteren Zeit an, so die Theilungsurkunde der österreichischen Herzoge vom 25. September 1379, ebenso die vom 10. October 1386, so wie er auch für seinen späteren Bericht theils Urkunden — wie die Eidesform, welche Georg Podiebrad bei seiner Krönung leistete — mittheilt, theils wenigstens durch die Art seiner Darstellung zu erkennen giebt, daß er die Hauptpunkte der Verhandlungen aus vielleicht zu privaten Zwecken gemachten Aufzeichnungen schöpft. Den Brief des Papstes Pius II. (18. October 1460) wider Gregor von Hainburg theilt Ebendorfer mit; nicht minder seine eigenen öffentlichen Reden, und auch sonst deutet die Stylisirung seiner Arbeit bisweilen auf Benützung urkundlicher Vorlagen hin. Abgesehen von den von ihm selbst — wie wir sahen — nur karglich und in dunklen Ausdrücken angeführten Quellen, hat er — und in sehr reichlichem Maße — für seine ältere Geschichte Quellen benützt, die er nicht nennt, wir aber kennen. Hieher gehören zunächst die Angaben, welche wir auf das Chronicon Hagens zurückzuführen pflegen, dessen Grundlage selbst wieder für die älteste Zeit hauptsächlich Emmenfel, und wo das Fürstenbuch schließt die Reimchronik Ottobars gewesen. Da nun Aeneas Sylvius in seiner Geschichte Friedrichs III. ebenfalls einer deutsch geschriebenen Chronik gedenkt, deren daselbst angeführter Inhalt mit Hagen sehr genau übereinstimmt, so hat man entweder mehrere prosaische Darstellungen des in jenen gereimten Werken gebotenen Stoffes in Ebendorfers Zeit anzunehmen, oder, da kein Grund zu jener Annahme vorliegt, scheint dem Ebendorfer Hagen selbst vorgelegen zu haben. Die Entscheidung der Frage, ob Ebendorfer den Hagen benützte, ist überdies noch abhängig von der Entscheidung einer anderen bisher ungelösten Frage, von der Frage nämlich, ob der bei Heinrich Gundelfing (in dessen Widmung an Erzherzog Sigmund von Tirol) namhaft gemachte Matthaeus mit dem Gregor Hagen, welchem unzweifelhaft das von Pez edirte deutsche „austriacum chronicon“ zukömmt, identisch ist oder nicht. Sicher scheint mir diese Identität nicht, um so weniger, als nirgends steht, daß Matthaeus in deutscher Sprache geschrieben. Es ist sonach möglich, daß Ebendorfer aus Matthaeus, Hagen oder dem bei Aeneas Sylvius citirten Chronicon oder, wenn sie identisch sind, aus allen geschöpft hat. Der Beweis, daß Ebendorfer eine dieser verwandten Grundlagen benützte, ist leicht zu führen. Wahrscheinlich gilt die Uebereinstimmung Ebendorfers mit — wir wollen der Kürze wegen Hagen nennen — schon vor dem bei Pez abgedruckten Theile. Hierauf scheint mir außer der von Pez schon bemerkten Uebereinstimmung ein einzelner Zug in einem späteren Theile hinzudeuten.

Auch das „fragmentum de quatuor Albertis“ bei Pez II, 382 ff. stimmt an einer Stelle so sehr mit Ebendorfer überein, daß es ihm wahrscheinlich vor-

gelegen ist. „Anonymus Leobensis“, oder eine seiner verwandten Redactionen ist gleichfalls benützt.

Zweifelhaft ist, ob Ebendorfer neben diesen Quellen die „Oesterreichischen Annalen“ — wie sie jetzt von Wattenbach bezeichnet sind — unmittelbar benützte; daß es mittelbar geschah, unterliegt wohl keinem Zweifel, und eben so wahrscheinlich ist es, daß er einige der Annalen — vielleicht die Melker, die Klosterneuburger, Heiligenkreuzer, die der Prediger in Wien — vor sich gehabt. Aber daß er sie alle vor sich gehabt, ja, daß er sie auch dann stets vor sich gehabt, wenn sein Ausdruck zu dieser Annahme uns ermuthigt, ist gewiß unbegründet. Bei der slavischen Art, mit der sich das Mittelalter an die Worte der Quellen immer wieder und wieder kettet, erhält sich der Ausdruck oft nach vielfacher Vermittlung, und und ich glaube wohl mehr als eine bloße Ausflucht, ein bequemes Auskunftsmittel aufzustellen, wenn ich die Meinung hege es müsse zu Ebendorfers Zeit bereits eine vielleicht verlorene, vielleicht bisher nur unbekannt gebliebene, oder eine mir entgangene Arbeit vorhanden gewesen sein, die den Stoff dieser Annalen verarbeitet hat. In fernerer Beziehung sind durch diese von mir vermutheten Quellen so ziemlich alle Aufzeichnungen herangezogen, welche uns die ältere österreichische Geschichte überliefert haben, und gerade dadurch gewinnt Ebendorfers Werk, einmal abgesehen von seinen Mängeln, eine imponirende Bedeutung, daß es an der Schwelle einer neuen, oder besser am Ausgange einer alten Zeit noch einmal den gesammten gewaltigen Stoff in sich aufnimmt und ihn zu bemeistern sucht. In diesem Sinne ist allerdings Ebendorfers Arbeit die umfassendste des gesammten österreichischen Mittelalters.

Aber hat er auch diesen mächtigen Stoff bemeistert? Gelang es ihm alle die divergenten Strahlen der so zahlreichen, oft sich widersprechenden oder zu widersprechen scheinenden Lichtquellen nach ihrer Vereinigung und gegenseitigen Auseinandersetzung in dem Brennpunkte seiner Kritik, in gleichen, nun nicht mehr widerspruchsvollen, sich kreuzenden Richtungen wieder auszustrahlen?

Man wird zur gerechten Würdigung eines Schriftstellers kaum je so dringend den Wunsch nach einer neuen, gesichteten Ausgabe aussprechen müssen, als in diesem Falle. Die Texte eines Jordanis, eines Gregor v. Tours, eines Otto v. Freisingen, eines Ottokar und vieler Anderer liegen im Argen, aber ihren litterarischen Werth hat man längst erkannt; und eine wesentliche, von einer neuen Ausgabe, so wünschenswerth eine solche aus anderen Gründen sein mag, abhängige Umgestaltung dürfte das über sie einmal gefällte Urtheil kaum erfahren. Hier aber, so unvollständig auch bisher der Beweis sich führen ließe, muß und wird der neue kritische Text den Schriftsteller hinlänglich, um nicht zu sagen glänzend rechtfertigen. Der trübe, wirre Eindruck, den die bisherige Ausgabe hervorrufen muß, wird einer ziemlich klaren, durchsichtigen, einfachen Darstellung Platz machen. Was uns bisher keirrt, erscheint als Zusatz einer unberufenen Hand, auf die so ziemlich alles entladen werden kann, was dem richtigen Verständniß Ebendorfers bisher zuwiderlief. Wir wollen nicht zu weit gehen. Ebendorfer war kein Genie

er war kein schöpferischer, gestaltender Geist; obgleich geboren in der Zeit, die, anbetend versenkt in das classische Alterthum, der Welt neue Liviusse schenkte, hat er nichts, gar nichts von jener Grazie eines Aeneas Sylvius, Bonfinius u. A. Schlicht und klar, lebhaft und bescheiden, ein wunderbares Gemenge männlicher Entschiedenheit und ängstlicher Schüchternheit, liebenswürdig durch seinen treuen, redlichen Sinn, durch Liebe zum Vaterlande und durch den Ernst, den er mit seinen Gesinnungen macht, liebenswürdig auch trotz seiner Schwächen, so tritt er im Leben und in seinen Schriften uns entgegen. Zwar auch er nennt bisweilen den Dvid oder den Horatiuß, oder den Tullius u. a. M., aber ihr Geist hat ihn nicht ergriffen. Abgeleihen von dem letzten, tageweise angelegten Theile, der schon deshalb formlos bleiben mußte, ist auch das ihm unzweifelhaft Gebührende kein Meisterwerk historischer Kunst. Die beliebte, von Aeneas Sylvius verspottete Methode, die älteste Landesgeschichte auf Juden und Heiden zurückzuführen, und um nur nicht die mangelnden Kenntnisse dieser alten Zeit zu gestehen, den Versuch eines genealogischen Gebäudes, mochte er nicht gerne missen. Tradition und schriftliche Ueberlieferung benützt er neben einander, die ausführlichen, poetisch angehauchten Darstellungen eines Hagen neben den dürresten profaischen annalistischen Angaben. Es fehlt natürlich zwischen zwei so gänzlich verschiedenen Elementen nicht an Widersprüchen und Ebendorfer sucht sie nun nach seiner Art zu lösen, wobei er häufig der mündlichen Ueberlieferung vor der schriftlichen den Vorrang einräumt. Was er selbst sah, und wie er sich das Gesehene zurecht legte, galt ihm höher als das was er gelesen, und so richtig dieser Grundsatz für die Geschichte seiner Gegenwart war, mußte derselbe, wenn auf die Vergangenheit angewandt, ihn den größten Täuschungen preisgeben.

Belauschen wir einmal Ebendorfer bei seiner Arbeit. Er liest etwa Hagen und wird von der Darstellung über Friedrich den Streitbaren ergriffen. Es prägt sich ihm die Geschichte der Brunhilde ein, sie wird ihm zum Reime des folgenden Ausganges. Er findet daneben in seinen Quellen auch andere nüchterne Darstellungen, überall aber ein ungelöstes Etwas, das ihn zur Forderung drängt. Da findet er irgendwo — kaum in Lichtensteins Liedern selbst — der Herzog sei auf einer Jagd gefallen, dort sei er von den Scinigen erschlagen worden, anderswo bleibt dies unbestimmt, aber er erfährt die Stelle, an der der Herzog die Todeswunde empfing. Er erfährt, daß ein Pottendorfer zu Neustadt einst einen Friedrich verrieth und, was noch mehr, daß eine Brunhilde auch dem mächtigen Hause angehörte. Dies war genug. Ebendorfer tritt ein in die Hallen von Heiligenkreuz, er steht am Grabe des letzten Babenbergers, und wie aus dem kalten Steine die Form des Ritters ihm näher und näher tritt, wie er gar die Binden um seinen Leib erschaut, da ist ihm der Zusammenhang nicht mehr zweifelhaft, es entsteht jene wunderliche Verknüpfung der Begebenheiten, aus der man kaum mehr die ersten, bildenden Bestandtheile erkennen dürfte. Manchmal, wie überhaupt diese Mischung von Mutterwitz und Einfalt so bezeichnend bei ihm ist, urtheilt er auch recht verständig. An derselben Stelle, wo er von dem Schimpfe, den sich die

Brüder Albrecht und Leopold gegenseitig zugefügt, wie von etwas unzweifelhaft Wahrem spricht, zieht er doch in Erwägung, welcher von ihnen mit größerer Wahrscheinlichkeit den Sieg über den andern davongetragen, und hiebei ist — angenommen, die Erzählung wäre selbst wahr — sein Urtheil ganz gesund. Nur hat er auch hier wieder, wie es scheint, die Sage mit der Geschichte confundirt, und die Schlacht bei Mailperg, in der die Böhmen gegen Leopold II. auftraten, 1082 (Ebendorfer giebt das Jahr 1081), mit der Schlacht Leopolds gegen seinen Bruder verwechselt. Da in diesem Kriege des Herzogs mit Bratislav, dem Herzoge von Böhmen, auf eine anfängliche Niederlage, 1082, im folgenden Jahre, 1083, ein Sieg Leopolds folgte, dürfte dieses den Anlaß zu der Verlegenheit erklären, in die Ebendorfer gerieth, wenn er etwa Quellen vor sich hatte, von denen die einen bloß von einem Siege, die anderen von einer Niederlage — beide mit gleichem Rechte — sprachen. Leichtgläubigkeit wird man wohl von einem Manne erwarten können, der besonders in den Sternen die Schicksale der Menschen zu lesen pflegte, und darum, selbst wenn er schrieb, ja gerade wenn er schrieb — denn das Leben gönnte dem thätigen Manne wohl nicht die Zeit — gerne sich träumerischen Betrachtungen darüber hingab. Dann läßt er sich gehen und verliert den Faden der Erzählung. Schon die Brust des Knaben erfüllten seltsame Himmelszeichen mit Bangen, und später fand er in dem ehrwürdigen Beda bestätigt, was ihm seine innere Stimme gesagt. Den Aimagest kennt er wohl, und aus Virgil und Claudian, aus Lucan, ja aus Aben Nagel weiß er Bescheid. Und in der That, das Unglück zu finden, welches der Komet, der vor kurzem etwa erschienen war, vorbedeutet haben sollte, war in seiner an Unfällen reichen Zeit nicht schwer. Kein tröstlicher Blick mochte auf das von Parteien zerriffene, geliebte Vaterland fallen, in allem schien sich der Zorn des Himmels zu offenbaren. So sah denn der Greis, wie einst der Knabe von Habelbach, zum Himmel auf, aber er konnte auch sein fünftes Buch nur mit einer Klage beginnen, und die ganze Natur schien sich gegen das Land zu erheben. Welchen seiner Leier verjezt nicht ein Augenblick der Theilnahme in seine hartgeprüfte, leidenvolle Zeit? Ebendorfer nennt sie eine eiserne! Unwillkürlich denken wir an jenen sogenannten Kredagar, der seine Zeit ebenso nennt, der an dem Ende der Welt zu stehen glaubt, indeß der Frühling des germanischen Lebens in allen Gauen sich zu regen beginnt. Ja wohl! Ebendorfer stand am Ende einer Zeit, einer großen, gewaltigen Zeit, der er selbst noch angehört. Aber schon brach eine neue an, herrlich wie die gesunkene und wenn er sie auch nicht erfassen konnte, weil er ihr fremd gegenüber gestanden, sie hat sich schon bei seinem Leben gewaltig geregt. In all dem Leiden, aus dem er keinen Ausgang fand, war ihm nur der eine Trost geblieben, daß der Stern des Glückes, der über Oesterreich seit der Hunnenzeit stets gewaltet, auch jetzt wieder über demselben leuchten werde. Mit dieser allgemeinen Auffassung, die er dem Leben gab, steht seine politische Gesinnung in innigem Zusammenhange. Es ist schwer von derselben ein bestimmtes, faßliches Bild sich zu gestalten und diese Schwierigkeit dürfte eben vor allem in seiner schwankenden Gesinnung selbst

begründet sein. Als Ebendorfer lebte, war einer jener bewegten Zeiträume, die bisweilen die Geschichte der Menschheit bezeichnen, in der es den Lebenden nicht gegönnt ist, ruhig über dem Parteigetriebe zu stehen. Für oder gegen eine Sache mußte man sich entscheiden, obgleich vielleicht das Rechte in der Mitte lag. Wer in solchen Zeiten sich unabhängig von beiden zu halten suchte, genügt eben dadurch keiner; sein politisches Martyrium erinnert dann an jene bekannten Worte, die Hadrian VI. auf sein Grabmal zu setzen befohl. Auch für die Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung ist eine Parteilichkeit, weil entschieden einen Gesichtspunkt im Auge, den sie nach allen Seiten zu beleuchten trachtet, den sie in das vortheilhafteste Licht zu stellen sucht, wenn auch einseitig, doch höchst individuell und lehrreich; farblos und ledig alles erborgten, alles nicht in der Sache selbst enthaltenen Glanzes ist dagegen die besonnene, ruhige Darstellung des Unparteilichen, aber sie erntet den stilleren, edleren Dank der Wahrheit. Man kann nicht sagen, daß Ebendorfer ein politischer Gegner Friedrichs gewesen. Sein Leben lang hat er durch Schrift und Wort treu für ihn gewirkt; sein Herr hat ihn auch in gewissen Staatsgeschäften seines Vertrauens gewürdigt. Aber ein Feind Albrechts VI. war er durchaus nicht. Wenn man die Klage liest, welche Ebendorfer gleichjam mit der durch den Tod ihres heißgeliebten Bruders fast zum Wahnsinn getriebenen Katharina von Baden theilt, als der Herzog im kräftigsten Mannesalter durch Gift — wie man meinte — getödtet worden war, so wird man nicht zweifeln, daß ihm der Dahingeshiedene sehr nahe stand. Auch Ladislavs Schicksalen folgt er von seiner Geburt bis an seinen frühen Tod mit besonderem Interesse. Schon seine Geburt, noch mehr seine wechselvollen Jugendgeschicke erschienen ihm als das Werk einer übermenschlichen Fügung; stets betont er es, daß er mit der wahren Krone des h. Stephan in rechtmäßiger Weise sein Haupt geschmückt. Aber gleichwohl ist er nicht blind gegen Ladislavs Anhänger, er erkennt ganz richtig die eigennützigen Absichten eines Ulrich von Cilli und seines politischen Gegners, des Gyzinger, an die ihn freilich — wenigstens was den letzten anbelangt — sein eigenes, häusliches Unglück ermahnte. Auch Holzer, der lange an Albrechts Seite gegen dessen Bruder Friedrich gestanden, dann auch den ersteren verrathen wollte. und dieses Vorhaben durch einen schaudervollen Tod in Wien büßen mußte, wird von Ebendorfer ruhig und leidenschaftslos gerichtet. Aber Ebendorfer giebt uns selbst ein Mittel an die Hand, zu beurtheilen, wie er zu seiner Zeit gestanden. Er bezeichnet die Lage Oesterreichs vielleicht am schärfsten an dem höchst merkwürdigen Beginne seines letzten Buches.

Er erinnert daselbst an den Janus, den sich die Alten mit zwei Köpfen vorgestellt, und zwar — meint er — erinnere ihn hieran der jetzige Zustand der Dinge in Oesterreich, wo der zweiköpfige Adler der zum Unheil des Landes zwispaltigen Brüder das Land in zwei einander feindliche Lager theile. „Unde“ sagt er, „et fit Austria biceps. dum quidam parent Aquilæ, alii vero suo germano, alii vero neutrales se exhibent, non propter Ihesum tantum, sed ne verecundia eorum ardeat.“ Den letzten scheint — mit einigem Vorbehalte —

er selber anzugehören, wenn man nämlich in Anschlag bringt, daß seine dankbare und hingebende Verehrung des herrschenden Hauses, die er immer wieder ausspricht, den Wunsch nach einer, jeden Zwist in demselben hebenden Versöhnung in ihm rege machte.

Es war nöthig, über diese seine politische Denkungsart umsomehr sich auszubreiten, als es nur sehr schwer möglich ist, sie zu einem Gesamteindrucke zu erheben. Leichter ist es, seine Stellung in den großen religiösen Fragen der Zeit zu bezeichnen. Er stand hier offenbar auf der Seite des Baseler Concils. Die Möglichkeit von dem Papst an diese über denselben — wie er überzeugt war — stehende Autorität zu appelliren, vertheidigte er im Sinne der Universität, an der er wirkte, und dieser seiner religiösen Ueberzeugung brachte er die glänzendsten Hoffnungen zum Opfer, zu denen ihn seine hervorragenden Verdienste zu berechtigten schienen. Er blieb ohne äußeres Zeichen einer Anerkennung, außer daß seine Universität, von der drei Facultäten ihn mit ihrem Lorbeer schmückten, ihn dreimal zu ihrem Rector und diese öfters zu ihrem Decan erkoren. In diesem Geiste ist auch sein Buch geschrieben; er unterbricht die Erzählung, um in dem Streite des Herzogs Sigmund von Tirol mit dem Bischofe von Trient, Nicolaus Cusanus, die Berechtigung zu untersuchen, mit der der Papst Pius II. mit geistlichen Censuren eingeschritten war.

Diese seine politischen und religiösen Bekenntnisse geben uns den Schlüssel, seine Glaubwürdigkeit in Betracht zu ziehen. Er verdient dort, wo er mitgelebt und mitgesehen, eben so sehr unser Vertrauen, als er es in den Theilen, die er aus schriftlichen Quellen schöpfte, nicht beanspruchen kann. Denn für die letzteren ist er nur glaubwürdig, wenn er mit den Originalquellen übereinstimmt, bei deren Vorhandensein wir gerne auf seine Darstellung verzichten. Dort aber ist er ursprünglich und echt. Seine ehrliche, ungeschminkte Natur verstand sich auch schlecht auf das Täuschen; es fehlen seinem Stile die blendenden Eigenschaften, die seine Färbung der Charaktere, worüber man so leicht die historische Treue vergessen kann, Ob er auch immer die ganze Wahrheit sagte? Diese Frage ist nach dem gegenwärtigen Stande der Handschriften schwer zu entscheiden. Gewisse Abschnitte, wie die Darstellung der Regierung des Ladislaw Posthumus sind allerdings ungemeyn wortfarg; man vergleiche auch, wie leichtthin er den Römerzug des Kaisers Friedrich, dem er doch selbst nach Italien vorangeeilt war, bespricht. Aber so sehr man hier vermuten sollte, daß er nach seiner sonstigen selbstgefälligen Weise wenigstens seiner eigenen Gesandtschaft dahin gedenken werde, so lehrt uns ein „*altum silentium*“ auch über diesen Punkt, daß hier eher an eine Unvollständigkeit als an eine absichtliche Unterdrückung zu denken ist. Ohne Kenntniß des Originalcodex kann natürlich hierüber nicht endgültig gesprochen werden. Entweder war das Werk bei seinem Tode auch in seinen früheren Theilen einer Ergänzung gewärtig oder wurde aus Rücksichten manches, was schon geschrieben war, bei seinem Tode unterdrückt. Immerhin wird man von einem Manne, der von dem Baseler Concil. auf dem er doch selbst so thätig gewirkt, auf das sich die Blicke des Morgen- und



Abendlandes richteten, nicht viel mehr zu erzählen weiß, als was ihm ein Bischof von Schweden über die Herkunft der Gothen erzählte, nicht besondere Aufschlüsse über eine vielleicht minder wichtige Angelegenheit erwarten, und schließlich darf man auch hier nicht den tagebuchartigen Charakter seiner Aufzeichnungen für diese Zeit aus dem Auge verlieren.

Ebendorfer als Geschichtsschreiber wäre nur halb gewürdigt, wenn man ihn nicht mit jenem seinem Widerparte vergliche, mit jenem Schriftsteller, der auf demselben Gebiete, fast mit denselben Mitteln die entgegengesetzteste Schöpfung hervorgerufen. Es ist der spätere Papst Pius II., der Italiener Enea Silvio de' Piccolomini. Man kann sich kaum einen entschiedeneren Gegensatz denken, als der, welchem wir zwischen den beiden Schriftstellern begegnen. Alles was wir an dem Einen rühmen, müssen wir an dem Andern tadeln.

Es kann hier noch viel weniger meine Absicht sein, ein Leben des Geschichtsschreibers zu geben, aber auch hier will ich es versuchen, wenigstens einige Gesichtspunkte anzudeuten, welche bei Ebendorfer als psychologische Principe der folgenden Betrachtung dienen mögen.

Enea war geboren zu Siena, damals die Hauptstadt einer von Florenz unabhängigen Republik, nach Florenz die blühendste, prächtigste Stadt jenes Landes, das man seit Alters Etrurien benannte. Siena, auf Hügeln erbaut, vereinte die Reize der südlichen Natur mit den Prachtwerken italienischer Kunst. Die alten, kastellartigen Wohnungen der einst mächtigen Nobili, der Palazzo pubblico, das eigenthümliche, öffentlichen Zwecken geweihte Kenodoch machten auf den jugendlichen Piccolomini gewiß einen mächtigen Eindruck, vor allem aber der ehrwürdige gothische Dom. Ihn, eine der herrlichsten Schöpfungen Italiens, in seinen edlen Verhältnissen, mit seinen schlanken Bögen, den herrlichen Glasfenstern, den reichen Sculpturen, der Kuppel von schwarzen und weißen Marmorplatten, den Mosaikfußboden, darstellend Bilder der alttestamentarischen Geschichte, und die prächtige Fassade hat niemand herrlicher als er geschildert, den ihr Anblick entzückte. Wie armelig ist dagegen Haselbach mit dem verfallenen Kirchlein und den wenigen Trümmern jener Burg, die des jugendlichen Ebendorfer Phantasie nothdürftig beschäftigten. Auch stand die Geschichte dieser seiner Vaterstadt dem Enea ziemlich klar vor Augen. Ihr Geschick glich dem vieler anderen italienischen Städte. Zuerst im Besitze der Nobili, kam das Regiment nach deren Verdrängung in die Hände der Plebs, welche bald in Parteien zerfiel, die sich nach der Anzahl der von ihnen gewählten Magistrate „nove“ und „dodici“ nannten. Dazu kam eine dritte Partei, die der „Reformatori“, so genannt, weil sie die Regierung ihrer Stadt gänzlich umzugestalten beabsichtigten. Die lezten verdrängten im Vereine mit den „nove“ ihre politischen Gegner, somit auch die Nobili, denen Enea's Familie angehörte, vom Ruder des Staates. Bekanntlich wurde Enea, vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl, Bischof dieser seiner Vaterstadt und erregte in dieser Stellung, die — wie freilich er versichert — ungegründete Beizorniß seiner Mitbürger, er werde mit Hülfe seines hohen kaiserlichen Gönners zu Gunsten seiner

Familie diese seine Stellung mißbrauchen. Enea war geboren in jenem mediceischen Italien, gleichsam in der Wiege der neuerwachten humanistischen Bestrebungen, und früh mochte der Anblick der großartigen Ueberreste, die sich unter einem glücklicheren Himmel aus der alten Zeit erhielten, ihm eine wahrhaft große Vergangenheit vor die Augen führen. Die gegenwärtigen Verhältnisse eines großen Theiles von Italien waren erst jüngst gegründet und erregten die Wißbegierde nach der noch leicht zu erlangenden Kenntniß der Zustände, welche den jetzigen vorausgegangen.

In Florenz war jüngst ein bürgerliches Haus von der Kaufmannschaft zu fürstlichem Glanze emporgestiegen, und in Mailand regierte ein Sforza (Francesco), der Sohn jenes Bauers von Cottignuola, der als der erste den Ruhm und die Größe seiner Familie begründet. So locker und wechselvoll die Jugend unseres Enea war, sie diente nicht weniger als seine Stellung als kaiserlicher Secretär und seine mannigfaltigen Reisen, seine Kenntniß der Welt, sein scharfes Urtheil über die Menschen, seine Beobachtungsgabe ihrer geheimsten Neigungen und Regungen zu schärfen. Als er daher an die Abfassung der Geschichte des Kaisers Friedrich ging, geschah dies freilich unter ganz anderen, günstigeren Vorbedingungen. Allerdings was die Vorlagen betrifft für seine Einleitung, die die ältere Geschichte des Landes und die Zeit der Hohenstaufen bespricht, lag ihm, wie Ebendorfer, eine, vielleicht dieselbe deutsche Chronik, dasselbe „privilegium Neronis“, dieselben Geschichten Otto's von Freisingen (beide Werke, sowohl das über Friedrich, als die Chronik) vor, aber was ist dies unter seinen Händen geworden? Man wird Ebendorfer jedenfalls den Preis der Gründlichkeit und des Fleißes ebenso zusprechen müssen, als dem Enea jenen der Kritik. Die deutsche Chronik, der Ebendorfer so traulich und ohne großes Bedenken folgt, behandelt dieser mit souveräner Verachtung; das Privileg des Julius Cäsar und des Nero verwirft er als unecht, dagegen folgt er der meisterhaften, von ihm mit Recht gepriesenen Darstellung des Otto von Freisingen. Man könnte seine Geschichte Friedrichs am besten ein Epos nennen, und vielleicht erklärt dies so manche eigenthümliche Seite seines Werkes. Held dieses Epos ist der Kaiser Friedrich III. (IV), der jedoch ebenso bisweilen in den Hintergrund tritt, wie jene Herrschergestalt eines Agamemnon. Sein Name und der Umstand, daß die Häuser Schwaben und Oesterreich — er meint die Staufeu und die Babenberger — in Blutsverwandtschaft stehen, giebt ihm den Anlaß, von den staufischen Friedrichen zu sprechen und wie es ihm für die Zwischenzeit an einer bequem zu benützenden Quelle fehlt, geht er mit einem kühnen Sprunge auf den dritten dieses Namens über. Die Episodik, ein Hauptmittel der epischen Dichtung, übt er mit wahrer Meisterschaft. Antiquarische Excurse wechseln mit den feinsten und schärfsten Charakter Schilderungen und diese wieder werden nur von jenen unmittelbaren, anschaulichen Schilderungen des Locales übertroffen, welches den Hintergrund seines großartigen Gemäldes bildet. Die drei Kronen, die kaiserliche die deutsche und die lombardische, geben ihm Anlaß zu einer juridisch-antiquarischen Abhandlung; der Zug des Kaisers an den

Apenninen giebt ihm Anlaß zu den gelehrtesten Bemerkungen. Mit welcher Anschaulichkeit schildert er bei der Rückkehr des Kaisers von Italien den Gegensatz des südlichen und nordischen Himmels! Wie fein ist das Gemälde eines Bernardino da Siena? Wie vernichtend das der Barbara von Cilli! Und Gizinger, mit welcher Meisterchaft und tiefer Menschenkenntniß weist er die Motive auf, durch die derselbe auf die Menge wirkte? Unter seinen Händen werden sie alle zu wahren Typen, und die antike, eben um dieser plastischen Gestaltungsgabe willen bewunderte Geschichtschreibung finden wir auf jüngere Zeiten übertragen. Was sind das für Prachtstücke, die Schilderung Wiens, Nürnberg's, als Sige deutscher Wohlhabenheit, und wiederum die der italienischen Städte, wie Bologna's, Siena's und der herrlichsten von ihnen, Florenz's. Die geistvolle, duftige Schilderung der vielgepriesenen Eleonora, ihr erstes Zusammentreffen mit dem Bräutigam, wen erinnert dies nicht an die holde Anmuth homerischer Dichtungen? Und endlich die Reden, die Enea seine Helden, zum Theil sich selber führen läßt, sie sind ganz gedacht in dem Geiste derselben Epik, die zu den Meisterstücken eines Livius den Anlaß gab. In sie hat der Geschichtschreiber die Pragmatik seiner Darstellung gelegt, in sie die Fülle von Motiven, von Gründen und Gegengründen, durch die seine Helden sich und andere bestimmen; und sind diesen Reden zum Theile wirkliche Reden oder urkundliches Materiale zu Grunde gelegt, so erinnert dies nur an Thucydides, und an die Bemerkung, die dieser an seine Leser über die Weise richtet, in welcher dieselben seine Reden beurtheilen sollen.

Wo Enea von sich selbst spricht, hat man zu unterscheiden, ob er sich bloß als Gewährsmann nennt, oder als einen, der mit in die Dinge verflochten ist. Im letzteren Falle nennt er sich — im Einklang mit der durchaus objectiven Haltung der Darstellung — in dritter Person, im ersten in der ersten. Dies letzte geschieht jedoch nicht häufig; er nennt ein paar Reiterstückchen des Sforza Attendolo, die ihm sein Oheim, und eines von Albrecht Achilles von Brandenburg, das dieser ihm selbst bei guter Laune auf einem Ritte von Neustadt nach Wien mitgetheilt. Einmal sagt er von sich, er habe die heiligen Gefäße der Kirche von Haimburg zu Neustadt feilbieten gesehen. War er in politischer Beziehung ein Anhänger Friedrich's, so war er in religiöser nicht minder ein Gegner Ebendorfer's. Die scharfe Kritik, die sie gegenseitig über sich gefällt, hob ich bereits hervor. Aber auch an einer anderen Stelle klagt Enea die theologische Facultät zu Wien an, daß sie die Obedienz gegen den päpstlichen Stuhl aus den Augen verliere, und man hat wohl nicht weit zu gehen, um auf Ebendorfer zu kommen, der eben zu den Hierden dieser Facultät gehörte.

Bei Enea ist nur Bedeutendes herangezogen; Kometen, Hungersnoth, Elementarereignisse, all das kleine Leben und Leiden läßt er beiseite. Aber vergleicht man dies großartige Epos mit der Wirklichkeit, den Friedrich dieser Darstellung mit dem der Geschichte, so wird sich das historische Urtheil nicht zu Enea's Gunsten gestalten. Er hat mehr als idealisirt; er hat oft seinem Unmuthe freien Lauf gelassen. Hieher gehört die immer von einem feinen Beobachter zeugende, aber

gewiß scharfe Kritik, die derselbe über die Oesterreicher seiner Tage ausspricht. „*Aurales enim quamvis natura tenaces nulli quippiam largiantur, tamen ex principe plurima petunt: quibus negatis, iniuriam se passos, aiunt, resque novas moliantur etc.*“ Es bedarf einer sorgfältigen Aufmerksamkeit, um zu bemerken, wie er zuweilen in seinen Reden wohl seine eigenen, hinter dem mächtigen Eindrucke des Ganzen verborgenen Ansichten einführt. Hieher gehört beispielsweise die Stelle, an welcher Aeneas im kaiserlichen Rathe die Entlassung des Ladislaw aus der Vormundschaft empfiehlt, mit seinem Vortrage jedoch nicht durchzubringen vermag, und endlich der Kaiser durch die bitterste Erfahrung an die Ersprießlichkeit seiner Ermahnungen erinnert wird; „*at sera post factum prudentia!*“

Gleichwohl bleibt Aeneas Sylvius' Geschichte Friedrichs ein unendlich großer Schatz. Alle Glanzseiten eines historischen Kunstwerkes hat er darin vereint, und kaum darf man es wagen, Ebendorfer mit demselben in dieser Beziehung zu vergleichen.

Als historisches Werk ist sie mehr einseitig als falsch. So wichtig uns Ebendorfer für manches Detail und von Seite seiner historischen Treue ist, so sehr die reichlich erhaltenen Urkunden uns lautere, ungetrübte Geschichte bieten, sie allein vermöchten uns nur ein graues, trübes Bild der Zeit zu liefern. Erst mit Darstellungen, wie die des Bischofes von Siena, steht die entschwundene Zeit so recht aus den Gräbern wieder auf. Ausfluß einer politisch-religiösen Richtung, die sie eben darum um so treuer spiegelt, hat uns ein günstiges Geschick gerade in dieser Geschichte ein Werk gegönnt, das Ebendorfers Richtung, der sie in allem entgegensteht, ergänzt. Nur eines haben die beiden Schriften außer ihrem Stoffe gemein: die Selbstgefälligkeit, in der sich ihre Verfasser wiegen. Aber auch dieser gemeinsame Zug entspringt aus verschiedenen Motiven; bei Ebendorfer aus Eitelkeit, bei Aeneas aus Ehrgeiz. Ebendorfer sonnt sich in der warmen Empfindung, *municeps* seines Städtchens zu sein; er schlägt seine Gesandtschaft nach Basel nicht gering an. Aeneas hat sich selbst in dem Buche getreu geschildert, in seiner rathgebenden, selten entscheidungslosen, nimmer ruhenden Thätigkeit.

---

## Botanische Streifzüge durch Nord-Tirol.

Von Dr. A. Kerner.

---

### Die Solsteinkette.

#### II.

Es ist eine alte Gewohnheit, daß man sich auf Ausflügen in den Alpen regelmäßig bei den Wirthen, Führern, Jägern und Semnern um das Wetter des kommenden Tages erkundigt. Diese Gewohnheit basirt sich unstreitig auf die

Erfahrung, daß die Bewohner der Alpen im Laufe der Zeit durch nüchterne Beobachtung der Witterungserscheinungen sich bestimmte Regeln festgestellt haben, mit deren Hilfe sie das Wetter der nächsten Zeit mit ziemlicher Gewißheit vorherzusagen im Stande sind. Und wenn man hiebei absieht von einzelnen Fällen, in welchen der Eigennutz, Aberglaube und Unverstand der Befragten uns die widersinnigsten Antworten hören läßt, und bloß Fälle in Anschlag bringt, wo die uns gegebene Wetterpropheteiung aus dem Munde eines mit der Natur vielfach verkehrenden und auf die Erscheinungen der Atmosphäre aufmerksamen Mannes fließt, so muß man gestehen, daß in der That die Bewohner der Alpen das Wetter in der Regel ganz gut zu verkünden wissen und jedenfalls viel bessere Wetterpropheten sind, als die Bewohner des Flachlandes und der niederen Berglandschaften.

Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß es vorzüglich die Winde sind, auf welche die Bewohner der Alpen ihr Augenmerk richten, wenn sie das Wetter vorherzusagen wollen. Gerade das richtige Verständniß der Windströmungen aber ist in den Thälern der Alpen eine gar schwierige Sache. Jedes Thal hat da zunächst seine localen Morgen- und Abendwinde, die durch den Einfluß felsiger, erwärmter Gehänge, feuchtkalter Sümpfe und mächtiger Eis- und Schneeflächen, dann durch das Ausgleichsbestreben der über solchen Gründen verschieden erwärmten Luftschichten veranlaßt werden. Diese localen Winde von den allgemeinen Landwinden immer richtig zu unterscheiden, ist nur dem möglich, der jahrelang in einem und demselben Thale dem Wetter sein Augenmerk zugewendet hat. Und doch kommt gerade auf diese Unterscheidung gar vieles an; denn während die localen Luftströmungen auf die allgemeinen Witterungsverhältnisse so viel wie gar keinen Einfluß haben, sind die allgemeinen Landwinde als die eigentlichen Wettermacher anzusehen und daher ihre Strömungen, so wie die Anzeichen ihres baldigen Eintrittes, das heißt die Anzeichen, daß die in höheren Regionen bereits herrschende Luftströmung alsbald auch mit ihren Wellen in die Tiefe schlagen und die Thäler bis zur untersten Sohle durchregen werde, für den Wetterpropheten von der größten Bedeutung.

Daß die Aufeinanderfolge der Windströmungen in den Alpen nach dem Dove'schen Drehungsgesetze abläuft, ist selbstverständlich. Doch würde man mit der theoretischen Kenntniß des Drehungsgesetzes in vielen Theilen der Alpen sich nur schlecht über das Wetter zu orientiren vermögen, da zahlreiche bald hier bald dort sich in die Thäler vorschiebende Bergwände die Richtung des Windes oft so ganz und gar ändern, brechen und ablenken, daß der Südwind aus Norden und der Nordwind aus Süden zu kommen scheint und eine genaue Uebereinstimmung der Windrichtung im Thale mit der allgemeinen Windrichtung in den höheren Regionen fast zur Ausnahme gehört.

Eine seltene Uebereinstimmung in dieser Beziehung und eine seltene Regelmäßigkeit in der Richtungsfolge der Windströmungen bietet im Bereiche der Alpen jedenfalls das Innthal bei Innsbruck dar, und nicht bald dürfte unter gleicher Breite im alpinen Revier ein Gelände zu finden sein, wo das Dove'sche Drehungs-

geseß mit gleicher Klarheit zur Beobachtung kommt, als dies gerade hier der Fall ist, Man kann da unschwer drei mit den Windrichtungen zusammenhängende, regelmäßig — wenn auch in sehr ungleichen und in ihrer Dauer unbestimmbaren Zeiträumen — aufeinanderfolgende Witterungscharaktere unterscheiden. Der kalte Nordwest und Nordwind, der „bairische“ oder „Scharnitzer Wind“ der Innthaler, tritt gewöhnlich ganz plötzlich auf, ist in seiner Stärke außerordentlich wechselnd und hat regelmäßig bald kürzere bald längere Schneegestöber und Regenfälle in seinem Gefolge. Hat er die Berge einmal gründlich eingeschneit, so macht er auch alsbald dem schneidenden trockenen Ostwinde, dem „Salzburger“ oder „Durer Wind“ der Innsbrucker, dem „guten Wind“ der Bergsteiger Maß, bei dessen Auftreten sich oft binnen wenigen Stunden alle Wolken im reinen Aetherblau des Himmels auflösen und das ganze Firmament plötzlich wie ausgekehrt erscheint. Morgens und Abends herrscht dann gewöhnlich Windstille und nur zur Mittagszeit zieht ein gleichmäßiger kühlender Luftstrom von den östlichen Bergen zum Thale nieder. Dem Ostwind folgt mit seltenen Ausnahmen der Südwind, der „warme Wind“ der Tiroler, der dann entweder binnen 24 Stunden den Himmel mit einem gleichmäßigen grauen Schleier überzieht und der ausgetrockneten Erde einen warmen Regen bringt, oder aber mehrere Tage hintereinander bei heiterem Himmel das Bergland mit Heftigkeit durchstößt und erst nach längerer Zeit mit einem aus Südwest und später aus West niederströmenden Regen endigt. Im letzteren Falle erfolgt dann gewöhnlich die Drehung des Windes in den eisigen Nord, und das Spiel der in der Richtung von Nord durch Ost und Süd sich verdrängenden Winde und Witterungscharaktere fängt seinen Kreislauf jetzt neuerdings von vorne an.

Unter diesen für den Witterungscharakter so bezeichnenden Winden spielt jedenfalls im Leben der nord-tirolischen Menschen, Thiere und Pflanzen der Südwind die weitaus hervorragende Rolle.

Wenn man nur einige Tage in Innsbruck sich aufhält, so wird man zuverlässig auch von dem „warmen Wind“ sprechen hören und die Bemerkung machen können, daß dieses Meteor einen der wichtigsten Gesprächsstoffe der Bewohner der tirolischen Hauptstadt bildet. Sowohl vor dem Eintritte des berüchtigten Windes, als auch während seiner Herrschaft klagt Jedermann, der seinen Körper mit etwas feineren Nerven besaßt, über Schlassheit, Unaufgelegtheit und drückenden Kopfschmerz. Die Hypernervösen müssen alle geistige und körperliche Arbeit aufgeben, verhängen die Fenster und erwarten in dumpfer Apathie das endliche Umschlagen der südlichen Windrichtung in die nördliche. Der Himmel ist beim Beginne der Drehung des Windes aus Ost nach Süd gewöhnlich klar und rein, und die Atmosphäre des Thales fast unbewegt. Die Luft ist sehr durchsichtig und die Berge scheinen viel näher gerückt. Man unterscheidet dann fast jeden einzelnen Baum an dem obersten Saume der Wälder am Gehänge der Solsteinkette und glaubt fast mit freiem Auge die Rinder auf der Höttinger Alpe weiden zu sehen. Bald zeigen sich auch am Himmel, noch hoch über den höchsten Bergginnen, ver-

einzelte, langgestreckte, federige Wolkenstreifen, die sich von Süden nach Norden quer über das Innthal ziehen. Die Fichtenwälder, welche im Winter beim Wehen des Ostwindes von starrendem Reif in schimmerndes Weiß gekleidet waren, werden jetzt plötzlich ganz dunkel und contrastiren als schwarze Streifen und Flecken mit den blendend weißen baumlosen Hochgebirgskämmen, deren Fuß sie umgürten. Die Bewohner der hochgelegenen Berghöfe und der auf den Mittelgebirgsstraßen angesiedelten Dörfer, welche Handel und Wandel ins Innthal herabführt erzählen dann, daß oben schon der „warme Wind“ wehe, und daß sie beim Niedersteigen zur Sohle des Innthales aus der lauen Luft der Höhe fast plötzlich in die frostige Atmosphäre des Thalbodens gelangt seien. Im Winter dauert dieser Gegensatz dann manchmal eine Woche und darüber, im Sommer gewöhnlich nur einige Tage. Endlich senkt sich der südliche Luftstrom auch zur Tiefe nieder. Von der südwärts zum Brennerpasse führenden Straße wirbeln plötzlich ungeheuere Staubmassen gegen Innsbruck herab. Einzelnen Windstößen folgt bald der ungebrochene und ununterbrochene Sturmwind, der heulend die Straßen durchfegt und brausend die Wälder durchjagt. Das Thermometer steigt dabei im Sommer nicht selten im Schatten bis zu 28° R., Baum und Kraut läßt erschlafft von dem austrocknenden warmen Luftstrom die Blätter hängen und nicht selten sieht man im Frühlinge junges Laub schwarz gebrannt und zersezt von dem wüthenden Winde an den Bäumen und Sträuchern hängen.

Mit dem Staube wirbelt der Wind die mannigfaltigsten Dinge einher, und wenn man nach einem Scirocco-Sturm die Schnee- oder Eisflächen des Hochgebirges besucht, über welche die Windsbraut kürzlich dahingeraht war, so glaubt man eine förmliche Wahlstatt vor sich zu sehen. Neben dem ziegelrothen Staube, der manchmal alle Schneefelder der Alpen röthlich färbt und den der warme Strom aus seiner tropischen Heimat in unsere Berge zeitweilig mitführt, bringt er auch organische Gebilde aus näher liegenden Gegenden auf seinen Flügeln daher. Neben zahlreichen Bienen und Schmetterlingen, die zum Theil nur der Tiefregion angehören und die, gewalttham in die unwirthliche Hochalpenregion getragen, auf den Firnsfeldern ein kaltes Grab finden mußten, kann man regelmäßig auch eine Unmasse von Blütenstaub und zahlreiche im Firn eingebettete Samen finden, welche von Pflanzen herkommen, die viel tiefer liegenden Gegenden angehören<sup>1</sup>. So selbst dürre Buchen- und Maisblätter finden sich manchmal hoch oben auf den eisigen Gefilden der Gletscher verschlagen und geben uns Zeugniß von der Gewalt der Strömung, welche dort zeitweilig die Luftschichten bewegt.

Doch muß hier ausdrücklich hervorgehoben werden, daß auf den Bergshöhe die Gewalt des Südwindes eine verhältnißmäßig viel geringere ist, als in den tiefen Einschnitten, welche gassenförmig das Hochgebirge durchziehen, und daß überhaupt der Südwind in seiner Stärke nach den verschiedenen Localitäten ganz

<sup>1</sup> Ich behalte mir vor, in einem Fachblatte demnächst ein Verzeichniß aller von mir im Firn der Gletscher bisher gesammelten Thiere und Pflanzen zu publiciren.

außerordentlich abweicht. Wenn in Innsbruck der Scirocco durch die Straßen tobt und man dem unheimlichen Meteore entfliehen will, braucht man nur mit der Eisenbahn ein paar Meilen ins Unterinntal zu fahren. Man kann dann leicht die Beobachtung machen, daß z. B. in dem nahen Schwaz die Blätter fast regungslos an den Bäumen stehen, während man in Innsbruck jeden Augenblick befürchten zu müssen glaubt, daß die Wipfel der Fichten und Pappeln, von der Wucht des Sturmes niedergebeugt, endlich zersplittern und zu Boden stürzen werden.

Wir müssen uns zur Erklärung dieser Erscheinungen eben erinnern, daß die elastische Masse unserer Atmosphäre über dem festen Erdgerüste gleich dem flüssigen Elemente des Wassers dahinflutet. Gewisse eigenthümlich situierte Thäler dienen dem südlichen Windstrome als Ninniale, während andere Thalfurchen von ihm fast unberührt bleiben. Innerhalb der Ninniale des Windes giebt es aber wieder unzählige Untiefen und Stromschnellen. Letztere bilden sich regelmäßig dort, wo sich die breite Gasse eines Thales plötzlich verengt und der Luftstrom gezwungen wird, durch eine verhältnißmäßig enge Spalte sich durchzudrängen.

Aus der breiten Thalfurche, in deren Grunde das adriatische Meer eingebettet ist und durch welche der Scirocco in nordwestlicher Richtung dahinjagt, gelangt derselbe an den Südabfall der Alpen. Unter den zahlreichen Thälern, welche sich hier gegen den Süden öffnen, wählt er sich vorzüglich das Etichthal, um durch dasselbe in süd-nördlicher Richtung das Herz der Alpen zu erreichen. Hier stellt sich ihm dann plötzlich die gewaltige Mauer der Centralkette gegenüber. Was jetzt von ihm nicht längs dem südlichen Abhange der Centralmauer aufwärts geleitet und mit der hochgehenden Stromschichte vereinigt über die Döptthaler Ferner nach Norden fließt, weicht hier zum Theil durch das Bintschgau und über die Malser Haide nach Westen aus; zum größeren Theile aber dringen die Wellen des Scirocco in die tiefe Gasse des Brennerpasses ein, welche als eine gerade Fortsetzung des Etichthales in die Centralmauer eingesehritten ist. Hier ist die wahre Stromschnelle des Südwindes und hier treibt er auch sein wüthes Spiel auf dem berühmten „Sterzinger Moose“ und in dem traurigen Hochthale, welches die Wässer des Pontus und der Adria scheidet. Mit beschleunigter Hast jagt er nun durch diese Stromschnelle ins Inntal hinüber und trifft hier schnurgerade auf die Straßen der tirolischen Hauptstadt und auf die lange Kalkmauer der Solsteinkette, welche sich im Norden der Innstadt steil emporböckt. Nur ein kleiner Theil des Stromes weicht aber jetzt in das Unterinntal aus und die Hauptströmung folgt jener Einätlung im Westen der Solsteinkette, welche über das öde stürmische Hochthale von Seefeld und durch den Paß der Scharniz nach Mitterwald und Grün in Baiern hinauszieht. Wie der Sciroccallstrom hier weiter gegen das bayerische Flachland seinen Weg sucht, lehrt uns Sendtner in seinen „Vegetationsverhältnissen Süd-Baierns“, wo es Seite 77 heißt: „Bei Grün verläßt ein Arm (des Windstromes) die Isar, indem er über Wallgau nach dem Wallersee sich wendet. Am Wallersee vereinigt sich mit diesem ein anderer Arm, der nordwärts vom Rißthale her eingedrungen ist und lenkt ihn von seiner nach Nord-



often strebenden Bahn ab. Beide zwingen sich nun gewaltiam durch die Oeffnung zwischen der Socheralpe und dem Herzogstand, und ergießen sich mit verheerender Macht über den Kockelsee und Schlehendorf in ihrer alten Richtung nach Nordwest."

Wir hätten hiemit das Minnsal gezeichnet, welches der Scirocco auf seinem Wege durch die Alpen einhält, insoweit es sich auf das tirolische und angrenzende bayerische Gebiet bezieht. — Es ist nun wohl nicht bei den Haaren herbeigezogen, wenn wir in Erinnerung an die oben gemachten Mittheilungen über die Unmasse der vom Scirocco mitgeführten Pflanzenamen auch annehmen, daß die südlichen Pflanzenformen, welche in Nord-Tirol gerade längs dem eben gezeichneten Minnsale sich vorfinden, auch durch den Scirocco angesiedelt wurden. Gerade so wie manche Cheropodeen und Cruciferen die Heerstraßen der Menschen einfassen und bezeichnen, besäumen die leghin erwähnten *Saponaria ocyroides*, *Avena distichophylla*, *Luzula nivea*, *Lasiagrostis Calamagrostis* u. dgl., welche, nebenbei bemerkt, auch durchgehends Samen besitzen, die durch die Luftströmungen leicht fortgetragen werden können, die Wege des Scirocco durch die Tiroler Alpen.

Daß auch manche Insekten diese Straßen des Südwindes in den nördlicheren Alpenzügen bezeichnen, ist sehr wahrscheinlich. Als der berühmte Hymenopterologe Giraud mich vor zwei Jahren hier in Innsbruck besuchte, sprach er sein Erstaunen über mehrere südliche Bienenarten aus, welche er auf den Hügeln am Fuße der Solsteinkette auffand und aus deren Reihe mir noch der Name *Apis muraria* erinnerlich ist.

\* Die Generalversammlung der ungarischen Aerzte und Naturforscher hat einen Preis von 30 Ducaten für die Beantwortung der Frage ausgeschrieben: „Welche Lebensweise wäre für das ungarische Volk zu empfehlen, die sowohl zur Erhaltung der Gesundheit, als auch zur Beförderung der Fruchtbarkeit und zur Verlängerung des Lebens am zweckmäßigsten wäre? und welches wären die Mittel, durch welche die an der Tagesordnung befindlichen Mißbräuche, lebens- und gesundheitsgefährlichen Gebräuche und zu gefährlichen Verirrungen führenden Verurtheile verhindert werden könnten?“ Die betreffenden Concurrnzarbeiten sind bis zum 15. Mai 1865 an den Director des Nationalmuseums in Pest, Herrn August v. Kubinyi, einzusenden.

\* Ueber den neuesten Stand der Sagiellanischen Bibliothek in Krakau, der nach dem verdienten Schriftsteller J. Minczowski gegenwärtig der Universitätsprofessor Herr Franz Stroński versteht, wird uns mitgetheilt, daß dieselbe gegenwärtig 85.845 Werke in 106.866 Theilen, 15.029 Doubletten, 5486 Manuscripte, Diplome und Briefe, 1228 Karten, Pläne und Atlasse, 3680 Zeichnungen und Lithographien, 8200 Münzen einschließlich Doubletten umfaßt.

\* Der Verein von Freunden der Erdkunde in Leipzig hatte im November 1862 auf die Beantwortung der Frage: „Welche sind die geographisch-statistischen und politisch-commerciellen Verhältnisse derjenigen Länder, nach denen in neuerer Zeit der Zug der deutschen Auswanderung vorzugsweise gerichtet gewesen ist, und welche Länder empfehlen sich hiernach am meisten für eine wohlorganisirte deutsche Colonisation?“ einen Preis von 150 Thalern ausgeschrieben. Da jedoch nur eine und zwar ungenügende

Beantwortungsschrift einlief, so hat derselbe den Einsendungstermin auf den 30. November 1865 verlängert und bemerkt hiezu ausdrücklich, daß der Verein nicht unbedingt eine vollständige Beantwortung der ganzen Frage verlangt. Es wird ihm vielmehr genügen, wenn auch nur eins oder einige derjenigen Länder, welche vorzugsweise als Ziel der deutschen Auswanderung gedient haben, oder als solches zu empfehlen sind, berücksichtigt werden, die specielle Behandlung einer Frage dann aber freilich mit solcher Gründlichkeit gefordert werden kann, daß die Bewerbungsschrift z. B. dem Auswanderungslustigen als Rathgeber dienen kann. Bewerbungsschriften sind an Dr. Henry Lange in Leipzig einzusenden.

\* Von Th. Sasaki ist in Frankfurt a. M. ein „Jahrbuch für das gesammte Versicherungsweisen in Deutschland“ erschienen. Bei der ungemeinen Entwicklung, welche das Versicherungsweisen nach allen Richtungen in Deutschland genommen hat und noch fortwährend nimmt, kann das Unternehmen, die Rechnungsabschlüsse und Gebahrungsergebnisse sämmtlicher solcher Anstalten und Gesellschaften in ein Jahrbuch zusammenzufassen, für sehr Viele erwünscht sein. Eine nothwendige Eigenschaft eines derlei Buches aber muß die Vollständigkeit sein, und in dieser Hinsicht ließe sich mit Sasaki's Buch einiges, besonders in Bezug auf Oesterreich, rechten, wäre es nicht eben der erste Versuch, dem große Schwierigkeiten entgegenstanden. Wir hoffen daher in dem nächsten Jahrgange die großen Lücken ausgefüllt zu sehen, welche der erste enthält, und wobei wir als fehlend 4 von den 7 österreichischen wechselseitigen Brandschadenanstalten und fast sämmtliche Transportversicherungsanstalten von Triest bezeichnen, letztere mehrfach mit Versicherungssummen bis über 5 und 6 Mill. Gulden, daher keineswegs so klein, wie der Autor im Allgemeinen annimmt.

\* Von „Ritters geographisch-statistischem Lexikon“, ist seeben das erste Heft der fünften umgearbeiteten und vermehrten Auflage, redigirt von A. Stark, ausgegeben worden. Das Buch, ein Ergebnis langjähriger Bienenfleißes des berühmtesten deutschen Geographen, ist längst seinem vollen Werthe nach erkannt. Bezüglich Oesterreichs aber unterscheidet sich die neue Auflage, wie schon die erste Lieferung von 15 Druckbogen abnehmen läßt, sehr vortheilhaft von den früheren; indem es Sorge der Redaction war, auch dieses Reich so vollständig und richtig im Lexikon erscheinen zu lassen, wie es die übrigen deutschen Länder schon in den früheren Auflagen waren. Es wurden die besten gedruckten Materialien benützt, und die Verlagshandlung hat sich überdies Auszüge aus den Detailregistern der Zählung von 1857 verschafft, so daß jeder einigermaßen erhebliche Ort im Buche aufgenommen ist. Auch die übrigen Partien haben erhebliche Bereicherung und Ergänzung, im Ganzen um mehr als 60.000 Artikel, erfahren. Zu wünschen ist, daß das Erscheinen des Buches, in 16 Lieferungen abgetheilt und bis zum Jahre 1866 bemessen, thunlichst beschleunigt werde; damit das Buch, wenn es vollständig in den Händen des Publicums sein wird, möglichst dem Schicksale ähnlicher Nachschlagewerke entgehe, in den ersten Lieferungen Veraltetes zu geben.

\* Von Eduard Freiherr v. Sacken erscheint im Verlage der typographisch-litographisch-artistischen Anstalt zu Wien ein Prachtwerk mit Photographieen unter dem Titel: „Kunstwerke und Geräthe des Mittelalters und der Renaissance in der k. k. Kaiser-Sammlung“, von welchem seeben die erste Lieferung mit vier Photographieen und 3 Bogen Text ausgegeben wurde.

\* Das in Salzburg bestehende Verschönerungscomité hat sich zur Aufgabe gestellt, die Margarethenkirche am Friedhofe zu St. Peter einer stilmäßigen Restauration zu unterziehen. Die Kirche stammt aus dem Schlusse des XV. Jahrhunderts.

• Dem Berichte über die Generalversammlung des Prager Dombauvereins entnehmen wir, daß der Verein am 30. April d. J. 401 wirkliche und 1094 beitragende Mitglieder zählte. Mit Einschluß des verjährigen Vermögensstandes per 28.377 fl. 51 fr. betragen die Einnahmen im eben verwichenen Vereinsjahre 60.023 fl. 97½ fr., die Ausgaben beliefen sich auf 37.073 fl. 90¾ fr. Mit Ende April d. J. verblieb also ein Vermögensstand von 22.950 fl. 6¾ fr. Die eigentlichen Bauauslagen betragen im letzten Jahre 35289 fl. 2¾ fr., in den beiden ersten Baujahren 31.822 fl. 99 fr., so daß die Restaurierung des Domes bisher einen Aufwand von 67.112 fl. 1¾ fr. erheischte. In der jüngst abgehaltenen Sitzung wurde Graf Franz Thun wieder zum Vereinspräsidenten ernannt.

• D. D. Entres, Bildhauer in München, hat kürzlich die ursprünglichen Baupläne des Ulmer Münsters aufgefunden. Sie bestehen aus vier großen Pergamentstreifen, von denen der erste den Grundriß, der zweite dritte und vierte den Aufriß des riesigen, auf 500 Fuß Höhe projectirten Thurmes sammt dem Portal und der ganzen Kirche enthalten.

## Sitzungsberichte.

### Auszug aus dem Protokolle

der 6. Sitzung der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Bau-  
denkmale, welche unter dem Vorsitze Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten Joseph  
Alexander Freiherrn v. Helfert am 12. Mai 1864 abgehalten wurde.

Der Herr Präsident begrüßt das neugewählte Mitglied Herrn Eduard Freiherrn  
v. Sacken, und stellt diesen der Versammlung vor.

Der Herr Präsident geht hierauf zu der Mittheilung über, daß Sr. Excellenz der  
Herr Staatsminister über Vorschlag der Centralcommission den bisherigen Corresponden-  
ten, Gutbesitzer Mieczislaw v. Potocki zum k. k. Conservator für Ost-Galizien ernannt  
dabe und daß die dieser Ernennung entsprechenden Verfügungen bereits getroffen wor-  
ten sind.

Diese Mittheilung wird zur Kenntniß genommen.

Der Gymnasiallehrer Herr P. Benedict Kluge in Wiener Neustadt legt in einer  
Eingabe das lebhafteste Interesse für die Ziele der Centralcommission an den Tag und  
erbietet sich zu Zwecken derselben zu wirken.

Gleichzeitig liegt eine ähnliche Eingabe des Directors der Communal-Oberrealschule  
in Eibogen Herrn Wenzel Weber vor, in welcher auch um Betheilung der genannten  
Oberrealschule mit den „Mittheilungen“ der Centralcommission angefleht wird.

Es wird beschloffen, sowohl den Herrn P. Benedict Kluge als auch den Director  
Herrn Weber zu Correspondenten der Centralcommission zu ernennen und diesen letzteren  
in seiner neuen Eigenschaft von jetzt ab mit den „Mittheilungen“ zu theilen.

Der bisherige „Wirkungskreis“ der Centralcommission ist in einzelnen Theilen  
nicht mehr richtig, und in anderen Theilen nicht erschöpfend genug befunden worden und  
wurde in Folge dessen eine Revision und Umarbeitung desselben den Verhältnissen ent-  
sprechend, beschloffen. Mit der Ausarbeitung des bezüglichen Entwurfes wurden die  
Herrn Ministerialrath Freiherr v. Reich und Custos Dr. Birk betraut, deren Clavierat,

nachdem es bereits den sämtlichen Mitgliedern im Circulationswege zur Durchsicht vorgelegt worden ist, heute mit einem kleinen von dem Herrn Präsidenten in Vorschlag gebrachten Zusatz zur Vorlesung gelangt, ohne daß eine Bemerkung dagegen erhoben wird.

Der Conservator in Böhmen, Graf Franz Thun, hat, der an ihn ergangenen Einladung zufolge, Auskünfte über die St. Jakobskirche in Niederöls erstattet, und sich dabei, da er selbst diese Kirche nicht kennt, auf das Urtheil mehrerer einvernommener Sachmänner berufen. Nach dem bezüglichen Berichte ist die Kirche in Niederöls ein sehr interessanter gotthischer Bau, dessen würdige Erhaltung um so wünschenswerther erscheine, als er in einer an Baudenkmalen weithin ziemlich armen Gegend sich befinde.

Se. Excellenz der Herr Präsident theilt der Versammlung mit, daß er auf Grundlage dieses Berichtes sofort an den Herrn Conservator Marek in Libun geschrieben, und selben ersucht habe, der Centralcommission verlässliche Aufnahmen und Zeichnungen nach der genannten Kirche, sowie eine kurze Baubeschreibung derselben zu verschaffen, und auch noch die Angabe beizubringen, wer berufen erscheinen würde, die nöthigen Restaurationskosten zu tragen.

Diese Mittheilung wird zur Kenntniß genommen.

Der Herr Correspondent in Pissa, D. Dojmi, berichtete über einige Funde neuerer Zeit, bestehend in einigen steinernen Urnen, einer Münze aus der Zeit 93 bis 117 n. Chr. Geh., einem Inschriftsteine und einer sogenannten eisernen „strigilis“.

Die Centralcommission beschließt, den Bericht Dojmi's in angemessener Weise zu benützen.

Mehrere von dem Correspondenten in Cicjé-Keresztur, Karl v. Torma, überblendete Druckschriften in magyarischer Sprache nebst einigen Photographieen, und der Antrag dieses Correspondenten, der Centralcommission Aufsätze über siebenbürgische Inschriften zu liefern, wurden dem Herrn Correspondenten Dr. Kemner zur Begutachtung übergeben.

In der vorliegenden Aeußerung wird die Vertraulichkeit des Herrn Verfassers mit den neuen epigraphischen Werken der deutschen Litteratur, sowie dessen geschickte Ergänzung und Lesung von Abkürzungen und schlecht erhaltenen Inschriften, als Zeichen seiner ernsten und eingehenden Studien anerkannt, und die Annahme des gestellten Antrages, bei dem Umstande, daß ein fachkundiger Berichterstatter über Funde in einem namentlich an Inschriften so überaus eichen Lande wie Siebenbürgen sehr erwünscht wäre, und daß, da mit dem Aufblühen des siebenbürgischen Museumvereines die litterarische Benützung neuer in magyarischer Sprache beschriebener Funde sehr schwierig werde, directe Berichte eine reichere Verbreitung ermöglichen — wärmstens befürwortet. Dr. Kemner empfiehlt zugleich, daß der Herr Einsender zu ersuchen wäre, zeitweise kurze Uebersichten oder Anzeigen von in ungarischer Sprache abgefaßten Abhandlungen und Werken einzusenden, soferne sie Gegenstände betreffen, die den Wirkungskreis der Centralcommission berühren. Bezüglich der eingesendeten Photographieen, welche zwei Bronzefiguren aus Alsd Glosva darstellen, bemerkt Dr. Kemner, daß die Bezeichnung der einen dieser Figuren als „Bachantia“ sehr plausibel erscheine, dagegen gebe die andere, als „Mars“ bezeichnete, Anlaß zu Bedenken hinsichtlich der Echtheit, weshalb vorerst die Fundnotizen abzuwarten wären.

Es wird beschlossen, nach diesen Andeutungen vorzugehen.

Ueber eine vom Wiener Alterthumsvereine in kurzem Wege an die Centralcommission abgetretene Ginkabe des Fabricanten Durin Sottill, betreffend die Wandmalereien in der Kirche des Marktes Tramin in Süd-Tirol, wird beschlossen, vorerst den Bericht des betreffenden Conservators abzuverlangen.

Hiermit wurde die Sitzung geschlossen.

## Inhaltsverzeichnis des dritten Bandes.

### Archäologie.

- Auswahl von Marienbildern aus den Katafomben. S. 231.  
 Berichte und Mittheilungen des Wiener Alterthumsvereins. S. 474.  
 Ciborium im Stifte Klosterneuburg. S. 310.  
 Momien. Verzeichniß der römischen Provinzen. S. 27.  
 — Die Zeiger Tafel vom J. 447. S. 28.  
 Weisk, K., Die Temperabilder des Verduner Altars in Klosterneuburg. S. 369.

### Belletristik.

- Album. Bibliothek deutscher Originalromane. 1863. S. 235.  
 Bibr a, Ein Juwel. f. Form, geograph Rom.  
 Bratrane k, Dramatisches. S. 385. 423.  
 Bucher, Zeitromane. S. 716.  
 Gerstäcker, Die Colonie. i. Form, geograph Rom.  
 Grün, Anast., Robin Hood. V. v. Bratrane k. S. 581.  
 Heyse, V., Der Weichhüter von Meran. f. Litterat. a. Tirol  
 Hopfen, Peregrina. f. Form, Neue Rom.  
 Kneischke, Theater und Musik in Leipzig. f. Musik.  
 Litterarisches aus Tirol. S. 750.  
 Lorm, H., Geographische Romane. S. 15. — Neue Romane. I, II. S. 653 658.  
 Eugomirski, Th. Kos-inszko. f. Form, Neue Rom.  
 Wölflhaufen, Der Mayordemo. f. Lorm, geogr. Rom.  
 Wühlbach, Fritz Eugen. S. 26.  
 Romane und Erzählungen. S. 531.  
 Schneller, Jenseits des Brenners. f. Litter. a. Tirol.  
 Spielhagen, Die von Hohenstein. f. Bucher.  
 Uhl, Die Theaterprinzessin. f. Lorm, Neue Rom.

### Bildende Kunst.

- Academische Kunstausstellung. S. 532, 693.  
 Auswahl von Marienbildern aus den Katafomben. Beisp. v. Lehner. S. 231.  
 Belgiens Kunstbudget für 1864. S. 270.  
 Budget des South-Kensington und British Museum. S. 627.  
 Dobiaschowski's Altarbild in St. Ulrich.  
 Doré's, Zeichnung zu „Den Entrote“. S. 701.  
 Falke, Jakob, Die moderne Museenfrage. S. 161, 200, 257, 293.  
 Hansen's Restaurationepläne des Burgtheaters. S. 254.  
 Lübke, Georg, d. Plastik. f. Ueber Methode und Behandlung etc.  
 Nationalgalerie in London. S. 407.  
 Neue Erwerbungen im Museum des Louvre. S. 466.  
 Reform der Académie des Beaux-Arts in Paris. S. 83; — Ingres über dieselbe. S. 119;  
 — Die Ecole de Rome im 19. Jahrh. S. 144; — Chesneau über dieselbe. S. 243.  
 Sondorfer, Das gewerbliche Museum in Brüssel. I—III. S. 417, 462.  
 Ueber Methode u. Behandlung der Gesch. der Plastik. S. 577.  
 Weiß, K., Die Restauration des St. Stephens-Dome. S. 1.  
 Netiz u. S. 63, 64, 92, 93, 120, 121, 155, 184, 216, 252, 313, 376, 478, 505, 540, 541  
 567, 568, 604, 605, 634, 669, 701, 734, 760, 761, 794, 828, 827.

### Geographie, Statistik.

- Ausweise über den auswärtigen Handel Oesterreichs 1861. S. 279.  
 Bergwerksbetrieb in Oesterreich 1862. S. 565.  
 Brachelli, Staaten Europa's. S. 373.  
 D'Erkert, R., Atlas ethnographique. S. 731.  
 Generalsbrünste in und um Wien 1863. S. 630.  
 Horacchi, Die Adria und ihre Küsten. S. 566.  
 Handels- und Gewerbekammerberichte. f. unter „Volkswirtschaft etc.“  
 Keller, Mexico. S. 253.  
 Kanig, Jahn's Entdeckungsreise nach dem albanesischen Drin. S. 83.

- Alun, Ritter und Humboldt. I, II. S. 673, 708.  
 Alun u. Yange, Atlas zur Industrie und Handelsgeographie. S. 26.  
 Vitterarisches aus Tirol. S. 750.  
 Magyarorszag helynévtara S. 408.  
 Martin, F., the statesmans yearbook. S. 539.  
 Ortslisten des Königreiches Ungarn. i. Magyarorsz. helyn.  
 Spiegel, Fran, Das Land zwischen Indus und Tigris. S. 616, 658.  
 Statistikai közlemények S. 214.  
 Statistische Mitth., Herausg. v. d. Ungar. Akademie. i. Statist. közlem.  
 Steins Handbuch der Geogr. und Statist. S. 58.  
 Uebersicht der Waaren-Einf. und Ausfuhr des allg. österr. Zollgebietes und Dalmatiens 1863. S. 565.  
 Uebersichtstafeln zur Statistik der österr. Monarchie. 1-61 und 1862. S. 225.  
 Verhandlungen der k. k. statist. Centralcommission 1863. S. 536.  
 Vian, Oräden, der Wördner u. i. Sprache. i. Vitterar. a. Tirol.  
 Wald, Statist. Nachrichten über den Neg. Bez. Potsdam. S. 25.

### Geschichte, Memoiren, Biographien.

- Arnebt, Maria Theresia's erste Regierungsjahre. 2 Bd. S. 662.  
 Bergmann, Herzogin Elisabeth von Sachsen Gotha. S. 367.  
 Brunier, Friedrich Ludwig Schröder. S. 792.  
 Chezy, W., Erinnerungen aus meinem Leben. i. Memoirenlitteratur.  
 Chroniken der fränkischen Städte. S. 555  
 Dudik, B., Währens allg. Geschichte. 3. Bd. S. 620.  
 Led, Schleswig-holsteinische Erinnerungen. i. Memoirenlitt.  
 Gefandtenweid in Teberan. S. 481, 511.  
 Helfert, Die Schlacht bei Kulm S. 528.  
 Huber, A., Die Vereinigung Tirols mit Oesterreich. S. 685  
 Kenner, Jozeb Ritter v. Arnebt. S. 563.  
 Memoirenlitteratur. S. 470.  
 Mommsen, Verzeichniß der römischen Provinzen. S. 27.  
 — Die Kaiserstertafel vom J. 447. S. 28.  
 Neumann, Franz, John Law und sein Aufenthalt in Wien. S. 449.  
 Oberleitner, Die Parteikämpfe in Nieder-Oesterreich 1519 und 1520. Beisp. von Horawig.  
 S. 17.  
 Patuzzi, Geschichte Oesterreichs. S. 54.  
 Pelniche Revolutionen. I—III. S. 65, 115, 140.  
 Renouard, Geschichte des Krieges in Hannover zc. 1757 bis 1763. S. 246.  
 Ruge, Aus früherer Zeit. i. Memoirenlitt.  
 Schreiber, Der deutsche Bauernkrieg. S. 504.  
 Weiss, F. B., Maria Theresia und der österr. Erbfolgekrieg. S. 169.  
 Winterfeld, A. v., Schafpeare. I. 537.  
 Zeieberg, Thomas Ebendorfer als Geschichtschreiber. S. 769, 810.  
 Zeieberg, Erzbischof Arno von Salzburg S. 87.  
 Zingerte, Margarethe Maultasche. S. 249.

### Litteratur- und Sprachwissenschaft.

- Bayer, von Gottfried bis Schiller. i. Bratranek.  
 Eine Erinnerung an die Brüder Grimm. S. 237.  
 Ein österreichischer Bibliothekar des 17. Jahrhunderts. S. 242  
 Friedrich Heibel. I—IV. S. 321, 355, 487, 609.  
 Goethe als Politiker. Von Dr. Karl Jaeger. S. 83.  
 Graf u. Dietber, Deutsche Rechtsprüchwörter. S. 494.  
 Grimm, Jakob, Rede auf W. Grimm und Rede über das Alter. i. Eine Erinnerung.  
 Gruner, Kepler. S. 698.  
 Grunphius, Livetum. S. 374.  
 Hoffmann, Peter Lambert. i. Ein österr. Bibliothekar.  
 Jirecek, Die böhmische Vitteratur im Jahre 1863. S. 600.  
 Islenzkan Pjodsögur. (Isländ. Sagen.) S. 538.  
 Vitterarisches aus Tirol. S. 750.  
 Magazin i. Vitteratur d. Auslandes. S. 28.  
 Pfeiffer, Zwei deutsche Arzneibücher aus dem 12. und 13. Jahrh. S. 147.  
 — Germania. S. 557.  
 Quellen zu drei Romanzen Ublands. I, II. S. 705, 741.

- Kadick, Die k. k. Studienbibliothek in Paibach. S. 681, 720, 746.  
 Safarika Gesch. der südslavischen Litteratur. Beip. von Kun. S. 624.  
 Schafpareifeier in Deutschland. S. 513.  
 Reichmanns litterar. Nachlaß. f. Bratranek, Dramat.  
 Thausing, Nibelungen-Studien. I—IV. S. 39, 73, 107, 134.  
 Uebersicht über die Erscheinungen der serbo-croatischen Litteratur 1863. S. 333.  
 Vámbéry, Ueber die ungarische Sprache. S. 603.  
 Vian, Gröden, der Grödner u. f. Sprache. i. Litterar. a. Tirol.  
 Weisthümer, die. S. 129.  
 Bibliographie, deutsche. S. 59, 90, 153, 216, 252, 280, 343, 410, 478, 505, 541, 634, 761;  
 — französische. S. 62, 154, 217, 253, 281, 343, 375, 411, 506, 542, 568, 669, 734,  
 794; — englische. S. 91, 281, 479, 539, 670; — holländische. S. 376; — polnische.  
 S. 569; — böhmische. S. 700; — ungarische. S. 732  
 Notizen. S. 29, 58, 60, 87, 88, 89, 93, 120, 152, 181, 184, 214, 248, 279, 312, 313,  
 314, 374, 408, 476, 477, 503, 504, 505, 536, 537, 539, 540, 602, 603, 604, 632,  
 633, 668, 699, 702, 732, 733, 759, 760, 825, 826.

### Musik.

- Dürenberg, Die Symphonien Beethovens. f. Neue Werke zc.  
 Knesche, Theater und Musik in Leipzig. f. Neue Werke zc.  
 Mannstein, Denkwürdigkeiten der Hofmusik zu Dresden. f. Neue Werke zc.  
 Neue Werke über Musik. I—III. S. 647, 725, 782.  
 Mohl, Beethovens Leben. 1. Bd. f. Neue Werke zc.  
 Risten, Zwei Singspiele. f. Neue Werke zc.  
 Schubert, die Hülfsmittel des musikal. Effects. f. Neue Werke zc.  
 Vesque v. Püttlingen, Das musikalische Autorrecht. Beipr. von P. Harum. S. 45.

### Naturwissenschaften.

- Kerner, Botanische Litteratur. S. 501.  
 — Botan. Streifzüge durch Nord-Tirol. I. S. 779. II. S. 820.  
 A., Die Cultur der Alpenpflanzen. Beipr. v. Peters. S. 591.  
 Meteorsteine. S. 737.  
 Mohl, Chemisch-technische Untersuchungen Osterreich. Weine. Beipr. v. A. Bauer. S. 791.  
 Pokorny, Ueber Pflanzenphänologie. S. 272, 307.  
 Sauter, Die Vegetationsverhältnisse des Pinzgaus. f. Kerner, bot. Litt.  
 Wiesner, Ueber die Bedeutung einiger Zweige der Naturwissenschaften für polytechnische In-  
 stitute. S. 545.

### Nekrologe.

- Arnet, Joseph Ritter v. S. 563.  
 Della Bona, Joj. Dom. S. 597.  
 Gilm, Hermann v. S. 756  
 Gingins la Sarra, Fréd. de. S. 29.  
 Grimm, J u. W. f. Eine Erinnerung. (Litt. u. Sprachw.)  
 Marggraff, Hermann. S. 251, 409.  
 Köppler, Emil Franz. S. 21.  
 Kray, Wilhelm. S. 183.  
 Weit, Wenzel Heinrich. 282.  
 Wul Stephanowitsch Karadschitsch. S. 214.

### Rechtswissenschaft, Staatswissenschaft.

- Graf u. Diether, Deutsche Rechtsprachwörter. S. 494.  
 Harum, Von der Entstehung des Rechts. S. 181.  
 Kaltenborn, Einleitung in das const. Verfassungsrecht. f. Neue Staatsrechtslitteratur.  
 Rosengarten, Goethe's politische Anschauung u. Richtung. f. Goethe.  
 Kasalle, Dr. Bastiat-Schulze von Delitzsch. S. 627.  
 Neue Staatsrechtslitteratur. S. 193.  
 Köder, Der Strafvollzug im Geiste des Rechts. Beipr. v. Wahlberg. S. 97.  
 Verhandlungen im gesetzgebenden Körper Frankreichs über die Wirkungen der Zollreformen des  
 Jahres 1860. S. 289.  
 Vesque v. Püttlingen, Das musikal. Autorrecht. Beipr. v. Harum. S. 45.  
 Weisthümer, die. S. 129.  
 Böpfl, Grundzüge des gem. deutschen Staatsrechts. f. Neue Staatsrechtslitteratur.

### Sitzungsberichte.

- Akademie der Wissenschaften in Wien: Philosophisch-historische Classe. S. 121, 126, 185, 314, 344, 377, 444, 570, 605, 635, 762. Mathemat.-naturwissenschaftl. Classe. S. 30, 121, 126, 186, 218, 316, 346, 380, 444, 507, 572, 606, 636, 763.
- Centralcomission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. S. 190, 283, 412, 447, 671, 796, 827.
- Geologische Reichsanstalt. S. 156, 220, 286, 350, 413, 510, 606, 703.
- Geographische Gesellschaft. S. 94.
- Zoologisch-botanische Gesellschaft. S. 158, 255, 583, 543, 574, 735.
- Ungarische Akademie. S. 95, 128, 159, 191, 384, 416, 575, 639, 672, 800.
- Risikalgesellschaft in Pest. S. 250.
- Museum des Königreiches Böhmen. S. 282, 799.
- Deutscher-historischer Verein in Böhmen. S. 96, 160, 224, 256, 480, 576, 640, 797.
- Naturwissenschaftlicher Verein in Graz. S. 544.
- Historiescher Verein für Kärnten. S. 224.
- Gesellschaft in Krakau. S. 32, 416.
- Ateneo veneto. S. 639, 800.

### Theologie, Philosophie.

- Huber, J., Die Idee der Unsterblichkeit. S. 477.
- Itto, Des Patriarchen Genadius v. Constantinepel Confession. Bespr. v. M. Müller. S. 730.

### Unterrichtswesen.

- Dumreicher, Kostaneky's Zeitsagen. S. 52.
- Koczynski, Die Krakauer Universität und ihre Säcularfeier. S. 641.
- Organisationsstatut für das k. k. polytechnische Institut. S. 474.
- Kostaneky, Die Consernität der Universitäten. S. 4.
- Ungarische Schullitteratur. S. 758.
- Wiesner, Ueber die Bedeutung einiger Zweige der Naturwissenschaften für polytechnische Institute. S. 545.

### Volkswirthschaft, Handel, Gewerbe.

- Anweisung über den auswärtigen Handel Oesterreichs 1861. S. 279.
- Beer, König Baumwolle. I, II. S. 394, 431.
- Bergwerksbetrieb in Oesterreich. 1862. S. 565.
- Böhmches, Pferdeisenbahn- und Omnibusfrage in Wien. S. 7; — Eisversorgung großer Städte. S. 78; — Künstliche Erzeugung von Eis. S. 263; — Das Wiener Straßenpflaster. S. 402; — Die Durchbrechung des Mont Genis. S. 515, 551.
- Bormans, Le bon métier des tanneurs de Liège. S. 62.
- D'Eichthal, de la monnaie de papier. S. 562.
- Handels- u. Gewerbetammerberichte: Oberösterreich. S. 57; — Slavonien. S. 88; — Pest und Ujen. S. 182; — Budweis. 442; — Graz. S. 476.
- Goldhaus und Panzer, Denkschrift über die Entwicklung der Seidenzucht. S. 459.
- Hopf, 34. Versicherungsbereich der Lebensversicherungsbank für Deutschland. S. 251.
- Klammeringer, Bericht über die Londener Ausstellung. S. 23.
- Klun, W. K., Die volkswirtschaftlichen Zustände auf der apenninischen Halbinsel. S. 172, 207. Oesterreichs Beteiligung am Welthandel. I, II. S. 328, 360.
- Klun u. Lange, Atlas zur Industrie- und Handelsgeographie. S. 26.
- Kasalle, Dr. Bastiat-Schulze von Delitzsch. S. 627.
- Le Vidart, System der Währung oder des Geldes. Bespr. von Franz Neumann. S. 753.
- Martin, Fr., The statesmans yearbook. S. 539.
- Revoltella, Beteiligung Oesterreichs am Welthandel. f. Klun.
- Roscher, Oesterreichische Nationalökonomie. S. 49.
- Statistikai közlemenyek. (Statist. Mittheil., herausgg. v. d. ung. Akademie.) S. 214.
- Etweit, der, über die Freiheit der Banken. S. 801.
- Ueberblick der Waaren-Ein- u. Ausfuhr d. allg. österr. Zollgebietes u. Dalmatiens 1863. S. 565.
- Ueberblickstafeln zur Statistik der österr. Monarchie 1861, 1862. S. 225.
- Verhandlungen der k. k. statist. Centralcomission 1863. S. 536.
- Wald, Statist. Nachrichten über den Regierungsbezirk Potsdam. S. 25.
- Wechselseitige Brandschadenversicherungsanstalt in Wien. S. 313.



Österreichische Nationalbibliothek



+Z171520207

Digitized by Google





